ulb.
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol *
Aussenmagazin
11519/7,1

SÜDOST-FORSCHUNGEN

IM AUFTRAG

DES DEUTSCHEN AUSLANDSWISSENSCHAFTLICHEN INSTITUTS (BERLIN), DES SÜDOSTINSTITUTES MÜNCHEN, DER SÜDOSTGEMEINSCHAFT WIENER HOCHSCHULEN UND EINER GEMEINSCHAFT PRAGER INSTITUTE

geleitet und herausgegeben von

FRITZ VALJAVEC

REDAKTIONSAUSSCHUSS

HANS JOACHIM BEYER (Prag), EQREM ÇABEJ (Rom), ERICH GIERACH (München), KURT KNOLL (WIEN), FRITZ MACHATSCHEK (München), JOSEF MATL (Graz), FRIEDRICH MÜLLER (Hermannstadt), KARL ALEXANDER VON MÜLLER (München), WILHELM SCHÜSSLER (Berlin), HAROLD STEINACKER (Innsbruck), EDUARD WINTER (Prag)

VII. Jahrgang Heft 1/2 Oktober 1942

RUDOLF M. ROHRER / BRÜNN / MÜNCHEN / WIEN

UB INNSBRUCK
+C143167006

(11.519/7,1)

SÜDOST-FORSCHUNGEN

Vierteljahresschrift herausgegeben und geleitet von

Dr. habil. Fritz Valjavec

im Auftrage des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts (Berlin) und des Südostinstituts München

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfang von mindestens 800 Seiten mit Kartenbeilagen und Bildern auf Kunstdruckpapier

Bezugspreis je Jahrgang 18 ℛℳ (Einzelheft 5 ℛℳ)

Beiträge sowie alle die **„Südost-Forschungen"** betreffenden Rezensionsexemplare, Anfragen und Mitteilungen sind zu senden an den Herausgeber: **Dr. habil. Fritz Valjavec, München 13, Schellingstraße 2/II Südostinstitut** (bei der Universität München)

Jeder Mitarbeiter erhält 50 Sonderabdrucke kostenfrei (weitere gegen Berechnung)

Verlag von Rudolf M. Rohrer / Brünn / München / Wien

Inhaltsübersicht

Aufsätze

Seite

VALJAVEC, FRITZ: Südosteuropa und Balkan, Forschungsziele und Forschungsmöglichkeiten 1
GLAUERT, GÜNTER: Kulturlandschaftliche Veränderungen im Gebirgslande zwischen Drau und Sawe bis zum Beginn der deutschen Südostsiedlung . . 9
ANGYAL, ANDREAS: Karl Hugo von Meltzl ein Vorläufer der neueren Religionsgeschichte und Kulturphilosophie 53
EIS, GERHARD: Zur Geschichte des Volksbewußtseins in Böhmen 108
KLIMA, HELMUT: Das Verhalten der Wiener Regierung unter Maria Theresia gegen die siebenbürgischen Wiedertäufer und Herrenhuter. Ein Beitrag zur theresianischen Religionspolitik 118
PETRI, HANS: Die ersten Einwanderungen deutscher Bauern aus Bessarabien und Südrußland in die Dobrudscha. Ein Stück deutschen Schicksals im 19. Jh. . 137
GRÉCU, VASILE: Abriß der rumänischen Byzantinistik 164
HAFNER, STANISLAUS: Die Laibacher Philharmonische Gesellschaft 202

Kleine Mitteilungen

VALJAVEC, FRITZ: Zur Kritik und Methodik der Südosteuropa-Forschung . . 218
WITTSTOCK, OSKAR: Mihail Kogălniceanu, der Wegbereiter des Königreichs Rumänien 224
FRANZ, GEORG: Erzherzog Franz Ferdinand und die Madjaren 236
ÇABEJ, EQREM: Zur Erforschung der Siedlungen Südalbaniens 244
GRÉB, JULIUS: Besiedlung und Herkunft der Dunajetzschwaben in der Zips . . 256
GRUND, HEINRICH: Ein alter „Gewährs-Schein" aus der Zeit der theresianischen Kolonisation im Banat 268
DUZINCHEVICI, GHEORGHE: Ein deutscher Kolonisierungsversuch in der Moldau im Jahre 1834 270
FISCHER, RUDOLF: Zur Frühgeschichte des Egerlandes 273
WENTZCKE, PAUL: Richard Huss zum Gedächtnis (1885—1941) 278

Bücher- und Zeitschriftenschau

Seite

I. Allgemeines 284
II. Binnendeutsche Grenzgebiete. 295
III. Sudetenland — Protektorat Böhmen und Mähren . . . 300
IV. Italien und italienischer Besitz in Südosteuropa 302
V. Slowakei 304
VI. Ungarn 312
VII. Kroatien 323
VIII. Serbien 325
IX. Rumänien 328
X. Bulgarien 346
XI. Ukrainische Gebiete 351
XII. Übriger Südosten 360

Nachrichten 362

11.519/7

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

Südosteuropa und Balkan

Von FRITZ VALJAVEC (München).

Forschungsziele und Forschungsmöglichkeiten

Die stärkere Beschäftigung mit Südosteuropa bringt es mit sich, daß in zunehmendem Maße methodische Fragen auftauchen, die einer Klärung bedürftig sind. Eine dieser Fragen betrifft das Verhältnis des Balkans zu Südosteuropa. Während in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg die Bezeichnung Balkan aus verschiedenen Gründen überwog[1]), ist etwa nach 1918 die Bezeichnung Südosteuropa in zunehmendem Grad in den Vordergrund getreten. Dies hängt vor allem damit zusammen, daß nach dem Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie die Notwendigkeit entstand, das gesamte südöstlich vom damaligen Österreich sich erstreckende Gebiet unter einem einheitlichen Sammelnamen zusammenzufassen, wofür der Begriff Balkan nicht ausreicht, da er nur das Gebiet südlich der Linie Donau—Sawe umfaßt[2]). Im Gegensatz dazu ist die Nordgrenze Südosteuropas im wesentlichen durch den Karpatenbogen gegeben. Im Nordwesten wird sie etwa durch die heutige Staatsgrenze Deutschlands und Italiens festgelegt, während im Osten die Ostgrenze Rumäniens mit den Grenzen Südosteuropas zusammenfällt. Wie schon an einer anderen Stelle von mir ausgeführt wurde[3]), sind alle diese Grenzen nicht linear aufzufassen. Sie werden in Wirklichkeit durch recht breite Übergangszonen gebildet. So besitzt das sich an Rumänien anschließende ukrainische Gebiet einen ausgesprochenen Übergangscharakter zwischen Ost- und Südosteuropa[4]), worauf hier im einzelnen nicht eingegangen sei. Die Bezeichnung Balkan ist nach dem ersten Weltkrieg wenigstens im deutschen Sprachgebrauch mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Während sie sich bei der französischen und angelsächsischen Forschung zunächst noch in stärkerem Maße behaupten konnte, hat in den letzten Jahren auch dort die Verwendung der Bezeichnung „Südosteuropa" zugenommen. Der verminderte Gebrauch dieser Raumbezeichnung ist darauf zurückzuführen, daß die geographische Forschung schon seit längerer Zeit die Auffassung vertritt, daß der Begriff Balkan keine geographische Einheit darstelle[5]).

---

[1]) Vgl. VALJAVEC, Der Werdegang der deutschen Südostforschung und ihr gegenwärtiger Stand: SOF VI (1941), 15 f.

[2]) Auch MAXIMILIAN BRAUN stellt in seiner Schrift „Die Slawen auf dem Balkan" (Leipzig 1941) fest, daß der Balkan „fast an dem gesamten Verlauf seiner Nordgrenze durch die Save und die untere Donau eindeutig abgegrenzt" sei (S. 13).

[3]) VALJAVEC, Werdegang, 32 f.

[4]) Darüber hoffe ich im Rahmen dieser Zeitschrift von einem unserer Mitarbeiter einen wichtigen Aufsatz veröffentlichen zu können.

[5]) VALJAVEC, Werdegang, 16.

20.10.1955: Jg. 7 (1942).

Auch in politischer Hinsicht besteht heute keine Veranlassung mehr, den Begriff Balkan besonders herauszustellen. In erster Linie haben wir die Bezeichnung Balkan vielmehr in einem historischen Sinne aufzufassen. Wenn dem heutigen Betrachter des Balkans gewisse als typisch geltende Wesenszüge auffallen, so hängt dies vor allem mit der Tatsache zusammen, daß der Balkan in der oströmisch-byzantinischen sowie osmanischen Zeit eine politische Einheit gewesen ist. Vor allem die byzantinische Zeit hat über das politische Moment hinaus im starken Maße religiös und kulturell vereinheitlichend gewirkt. Das ist die entscheidende Grundlage für die sog. balkanischen Gemeinsamkeiten. Aber auch die Zeit der osmanischen Herrschaft hat in Gemeinsamkeiten auf religiösem und kulturellem Gebiete verstärkt. Und sie ist es vor allem gewesen, die eine stärkere Durchmischung der einzelnen Völker innerhalb des Südostraumes ergeben hat, so daß auch auf diese Weise die Entstehung gemeinsamer Züge gefördert wurde. Die Angleichung gewisser Lebensgewohnheiten und -erscheinungen hat sich zu einem erheblichen Teil gerade aus der volklichen Durchmischung der Türkenzeit heraus ergeben. Die Ursachen für die Entstehung dieser Übereinstimmungen sind geschichtlicher Natur. Sie sind längst abgeschlossen, obschon in manchem eine Weiterwirkung fortdauert. Dies ändert nichts daran, daß schon seit Beginn des 19. Jh.s etwa der Prozeß der Angleichung beendigt worden ist. Er wurde abgelöst von einer im Zeichen des nationalen Erwachens stehenden Differenzierung der einzelnen Völker sowie einer stärkeren Angleichung an Mittel- und Westeuropa. Die Herauslösung des Balkans aus dem Bereich des osmanischen Staates hat eine neue Sachlage geschaffen. Seit jener Zeit sind die „balkanischen Gemeinsamkeiten" im Rückgang begriffen. Eine gewisse Einheitlichkeit des Balkans ist also vor allem auf kulturmorphologischer Ebene gegeben. Die nationale Emanzipation der Völker des Balkans bedeutete gleichzeitig in kultureller Hinsicht den Wunsch, am Abendland Anschluß zu finden. Dieser bedeutete zugleich — im Prinzip wenigstens — eine Absage an die alten, „byzantinischen" Kulturgrundlagen. Die kulturelle Verwestlichung der balkanischen Gebiete war also gleichzeitig der Beginn einer kulturellen „Entbyzantinisierung" und „Entbalkanisierung". Dieser Vorgang erklärt sich aus der zunächst ahistorischen Einstellung des jungen südosteuropäischen Nationalismus. Dieser Wille zum Bruch mit der Vergangenheit war, wenn nicht eine geschichtliche Notwendigkeit, so doch wenigstens eine geschichtliche Tatsache. Es ist vielsagend, daß innerhalb der Ober- und teilweise auch der Mittelschicht das alte Kulturgut überraschend wenig Widerstandskraft an den Tag legte, den Wettbewerb mit den abendländischen Formen auf weite Strecken nicht aufzunehmen imstande war. Den besten Beweis für diesen raschen Verfall der alten Kulturformen bietet gerade der Umstand, daß man in

den meisten balkanischen Gebieten im Laufe der Zeit dazu überging, die alten byzantinischen Kulturgrundlagen zu konservieren und bis zu einem gewissen Grad wieder künstlich aufleben zu lassen. Ich erinnere dabei etwa nur an den modernen national-rumänischen Baustil, der auch in anderen Ländern nach vorübergehender stärkerer Anlehnung an den Westen u. a. auf dem Gebiet der Sakralbauten wieder an das alte Formengut anknüpfte. Dieses neue, positivere Verhältnis zum Kulturgut der Vergangenheit bedeutet über museale Zielsetzungen hinaus den Willen zu einer gerechteren Wertung der Vergangenheit und einer besseren Sicherung des Kulturerbes. Sie werden jedoch nicht verhindern können, daß die Nivellierung der modernen kulturellen Entwicklung, die Eigenwilligkeit des Nationalismus in den einzelnen Ländern, der Gang der technischen Entwicklung, die Macht der Fabrik und Maschine in ihrer Summe die primitiven Lebensgewohnheiten und alten Vorstellungskreise im Laufe der Zeit unfehlbar vernichtet.

Dieser Nivellierungsprozeß beschränkt sich jedoch nicht nur etwa auf Brauchtum und andere volkskundlichen Erscheinungen, sondern wirkt sich in starkem Grade auch auf anderen Lebensgebieten aus. Er zeigt sich — um ein kennzeichnendes Beispiel herauszugreifen — in nicht zu unterschätzendem Ausmaß auch auf religiösem Gebiet durch den Verfall der Orthodoxie. Es ist sicherlich sehr schwer, gerade auf diesem Gebiet Prognosen zu stellen, die wenigstens eine gewisse Exaktheit für sich in Anspruch nehmen dürften. Immerhin lehrt uns eine Betrachtung des bisher Geschehenen, daß bis in die jüngste Vergangenheit hinein ein ständiger Rückgang erfolgt ist[6]). Wir möchten damit nicht sagen, daß die orthodoxe Religiosität als solche auf der ganzen Linie eine Krise erlebt. Eine Krise besteht aber auf alle Fälle hinsichtlich der kulturellen Formen, die sie umkleiden. Auch die Orthodoxie des Balkans muß sich mit der modernen Welt auseinandersetzen, um sich ihr gegenüber irgendwie zu behaupten. Das bedeutet für sie wenigstens in Äußerlichkeiten und im Formalem eine Modernisierung und bis zu einem gewissen Grad (über dessen Ausdehnung sich im übrigen streiten läßt) Entbyzantinisierung der Orthodoxie selbst. Bereits die seit dem 16. Jh. zustande gekommenen Verbindungen zur protestantischen Theologie vor allem Deutschlands, gewisse Beziehungen zum Anglikanismus in den letzten Jahrzehnten sowie eine Beeinflussung der Orthodoxie innerhalb des österreichischen Kaiserstaates seit dem Ausgang des 17. Jh.s deuten darauf hin, daß dieser Vorgang bereits seit langem im Gang ist, im übrigen freilich noch einer genauen Untersuchung bedürfte, an die in diesem Zusammenhang nicht gedacht werden kann.

---

[6]) Eine gewisse Ausnahme bildet Rumänien, wo die kulturmorphologischen Verhältnisse jedoch nicht mehr typisch „balkanisch" sind.

Alles in allem verliert der Balkan als Ganzes seine alte, ihn kennzeichnende Eigenart. Als Teil Südosteuropas behält er länderweise ausgeprägte nationale und kulturelle Individualität. Während aber auf der einen Seite der Vorgang einer gesamteuropäischen Nivellierung vor sich geht, vollzieht sich auf der anderen eine Sonderentwicklung der einzelnen Länder. Das Erbe balkanischer Gemeinsamkeiten wird also gewissermaßen von zwei Seiten her aufgezehrt.

Der Begriff Balkan ist aber nicht nur auf seine historische Erscheinungsform einzuschränken. Auch in räumlicher Hinsicht gilt es, Vorsicht zu üben. Die Zugehörigkeit gewisser Randgebiete zum Balkan in kulturmorphologischer Hinsicht ist recht umstritten. Vor allem gilt dies für die rumänischen Fürstentümer, Muntenien und die Moldau. Beide weisen zwar manche Züge auf, die für die Gebiete südlich der Donau kennzeichnend sind. Im ganzen darf man jedoch nicht die kulturmorphologische Sonderstellung dieser beiden Landschaften verkennen, die auch durch neuere Forschungsergebnisse bestätigt wird[7]). Auch länderkundliche Darstellungen des Auslandes, die noch am Begriff Balkan festhalten, unterschieden diese von den rumänischen Gebieten[8]). Auch Griechenland hat gegenüber dem Balkan Erscheinungsformen aufzuweisen gehabt, die eine gesonderte Entwicklung verraten und vor allem damit zusammenhängen, daß es sich hier um Landschaften handelt, die dem Mittelmeer entschieden zugewendet sind. Es ist nicht meine Aufgabe in diesem Zusammenhang darauf näher einzugehen. Ich muß diese für eine gesonderte Betrachtung aufsparen, möchte aber bemerken, daß wir es hier bereits mit einem ausgesprochenen Übergangsgebiet zu tun haben, wo die für den Balkan typischen Formen teilweise nur sehr abgeschwächt wahrnehmbar sind.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß der Balkan keine geographische Einheit ist, sondern Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen in kulturmorphologischer Hinsicht aufweist. Es gibt keinen balkanischen Raum. Der Balkan ist keine Einheit (wie das vorübergehend aus bestimmten politischen Zielsetzungen heraus verfochten wurde). Auch wenn die Forschung anderer Länder zunächst noch an der Bezeichnung Balkan als Raumbegriff festhält, ist das für uns keine Veranlassung, die Raumbezeichnung aufzugeben, die sich infolge ihres umfassenderen Charakters empfiehlt und bereits im exakten Sprachgebrauch die Oberhand erlangt hat.

---

[7]) Vgl. VALJAVEC, Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten. München 1940, I, 128 ff. Ferner LUDWIG ELEKES, Die Anfänge der rumänischen Gesellschaft, Versuch einer Entwicklungsgeschichte im XIII.—XVI. Jahrhundert: Archivum Europae Centro-Orientalis VII (1941), 361—488.

[8]) So ELIO MIGLIORINI schon im Titel seines Buches „Penisola Balcanica — Romania" (Milano 1939).

Der Balkan ist ein Teil Südosteuropas. Die Balkanforschung, die ihre Berechtigung darin besitzt, daß die kulturmorphologischen und historischen Übereinstimmungen dieses Bereiches eine Beschäftigung mit diesen wünschenswert erscheinen lassen, ist daher Teil der Südosteuropaforschung im allgemeinen. Es ist nicht möglich, daß unabhängig voneinander eine Südosteuropaforschung und eine Balkanforschung besteht. Der Südosteuropaforschung wäre dann auf weite Strecken ihre räumliche Grundlage entzogen, der Begriff Südosteuropa als solcher in Frage gestellt. Aber auch die Balkanforschung wäre in einem solchen Falle ein unbefriedigender Torso, was sich in der Frage der Abgrenzung nach Norden deutlich zeigen müßte. Hält sie sich an die Nordgrenze des Balkans, zerschneidet sie wichtige Zusammenhänge. Berücksichtigt sie diese, so kann sie sich nicht auf den Balkan beschränken. Exakt arbeitstechnisch hat der Balkan nach dem Norden überhaupt keine Grenze. Sie muß die Abgrenzungen benutzen, die durch den Südosteuropabegriff vorgezeichnet sind.

Dabei soll die verschiedenartige Struktur der Südosteuropaforschung und der Balkanistik keineswegs verkannt werden. Es ist ohne weiteres klar, daß diese wesentlich „einheitlicher" als jene sein kann. Aber die innere Einheit der Balkanforschung ist doch in manchem recht hypothetisch, besonders in Hinsicht auf das Rumänentum nördlich der Donau sowie vor allem des modernen griechischen Staates, wie er seit 1828 zustande kam. Und dann errichtet gerade diese Schranken. Die Balkanforschung hat dort ihre Grenzen, wo die balkanischen Gemeinsamkeiten aufhören. Dabei zeigt sich, daß diese Gemeinsamkeiten des Balkans auch eine methodische Gefahr beinhalten. Der zusammenhanglosere Charakter Südosteuropas (wir werden noch darauf zu sprechen kommen) ist ein gewisser Vorteil für die Methodik des Arbeitens. Während jede Erforschung der balkanischen Zusammenhänge und Übereinstimmungen leicht Gefahr läuft, die einheitlichen Züge zu überschätzen, wird sich die Südosteuropaforschung — wenn sie methodisch richtig vorgehen will — immer der Tatsache bewußt sein, daß die Einheit des von ihr behandelten Gebietes gewissermaßen eine Arbeitsaufgabe ist, also keineswegs überspannt werden darf. Eben deswegen wird sie eine auf das Kulturmorphologische und Historische bezogene Erforschung des Balkans neben sich begrüßen, die ihr Aufgaben abnimmt, für die sie nur mit Einschränkungen zuständig ist.

Auf den hier zutage tretenden wichtigen methodischen Unterschied zwischen Balkan und Südosteuropaforschung muß noch etwas näher eingegangen werden. Für die Balkanforschung ist die Grundlage ihres Schaffens das Vorhandensein balkanischer Zusammenhänge, für die Südosteuropaforschung ist nicht die Einheit Südosteuropas arbeitsmäßige Voraussetzung, sondern die Einheit der Betrach-

tung und des Forschungsganges entsprechend der Tatsache, daß Südosteuropa im heutigen Sinn in erster Linie (nicht ausschließlich!) ein Arbeitsbegriff ist. Bis zu einem gewissen Grad kann es daher eine methodisch einheitlichere Balkanforschung geben[9]).

Die Übereinstimmungen der Fragestellungen sind bei der Balkanforschung häufiger als bei der Bearbeitung sonstiger Gebiete des Südostens. Veranlassung zur Zusammenarbeit zwischen einzelnen Wissensgebieten (keine Verschmelzung oder Durcheinandermischung!) ist also bei Arbeitsauffassungen, die sich auf balkanische Raumabschnitte beziehen, einleuchtender und wenigstens des Versuches wert.

Für die Erforschung der übrigen Teile Südosteuropas sind die Voraussetzungen auch in methodischer Hinsicht andere. Auch hier ist die Möglichkeit und Notwendigkeit der Zusammenarbeit einzelner Forschungsgebiete durchaus gegeben. Aber dieses Zusammengehen erfolgt hier auf kürzeren Strecken. Ihr „taktischer" Charakter, der an sich auch bei der Balkanforschung nicht fehlt, tritt hier stärker zutage. Methodische Anregungen und Wechselwirkungen (etwa zwischen Geschichts- und Volksforschung)[10]) hat sich also auch für diesen Bereich ergeben, in Ausdehnung und Wirkung ist er aber begrenzter.

Die bisherigen Ausführungen haben sich absichtlich auf das Verhältnis Südosteuropa-Balkan beschränkt. Es muß der Vollständigkeit halber aber auch noch auf einen anderen Umstand eingegangen werden. Wir haben gesehen, daß der Balkan ein Teil Südosteuropas ist. Wie steht es mit dem restlichen, nichtbalkanischen Teil Südosteuropas? Der Hauptsache nach besteht er aus dem Karpatenbecken sowie einigen östlich und westlich davon gelegenen Randlandschaften. Das Karpatenbecken ist selbst wiederum und dahin ergibt sich eine überraschende Parallele zur Situation im Balkan, ein Raum, der starke Übereinstimmungen und einheitliche Züge aufweist, die jedoch ihrerseits wiederum stark historischen Charakter tragen, was gleichfalls der Situation der südlich von der Sawe-Donau-Linie liegenden Gebiete entspricht. Schon seit dem 19. Jh. hat sich durch die stärkere Angliederung an die gesamteuropäischen Lebens- und Kulturformen ergeben, daß die kulturmorphologische Sonderstellung des Balkans ebenso wie die des Karpatenbeckens stark in den Hintergrund getreten ist. Das hat aber gleichzeitig zur Folge gehabt, daß übereinstimmende Züge in zunehmender Zahl auftreten, die für weite Teile von ganz Südosteuropa gelten. Alle die Länder beispielsweise, wo es in den letzten Jahrzehnten Agrar-

[9]) Obschon diese selbst keine Einheit an sich darstellen kann. Balkanforschung als Fach ist ebenso wenig möglich wie Südosteuropakunde.

[10]) Die methodisch auch bei der Bearbeitung ähnlicher Fragen auf dem Balkan Vorbilder abgeben könnten.

reformen gegeben hat, besitzen heute soziale Erscheinungen und Probleme, die von gewissen Gemeinsamkeiten südosteuropäischer Problematik auf diesem Gebiet zu sprechen erlauben. Die Folgen des Parlamentarismus eines modernen europäischen Gesellschaftsaufbaues, des Parteiwesens und ähnlicher Erscheinungen mehr sind für große Teile des gesamten Südostens, wenn nicht gleich, so doch ähnlich! Der deutsche, der französische, englische und italienische Kultureinfluß muß in seiner gesamten südosteuropäischen Auswirkung berücksichtigt werden, entsprechend der Tatsache, daß es sich um Kräfte handelte, die den gesamten europäischen Südosten erfaßten. Ähnliche Beispiele dafür, daß heute innerhalb des ganzen südosteuropäischen Bereiches Gemeinsamkeiten zutage treten, ließen sich unschwer erbringen. Sie unterstreichen die Notwendigkeit einer einheitlichen zusammenhängenden Erforschung von ganz Südosteuropa, des Gebietes, das sich von der Südostgrenze des Deutschen Reiches hinunter bis zur Ägäis erstreckt. Es kann keine Rede davon sein, und um Mißverständnisse vorzubeugen, soll dies ausdrücklich betont sein, daß wir nicht etwa an die ständige Zunahme „südosteuropäischer Gemeinsamkeiten" glauben, die aus Südosteuropa im Laufe der Zeit eine Einheit machten. Wir wollten nur mit derartigen Beispielen zeigen, daß es auch südosteuropäische Gemeinsamkeiten als Folge der modernen Entwicklung gibt, ohne daß im übrigen die deutsche Südosteuropaforschung daraus die Berechtigung zu ihrer Arbeit ableiten würde. Entscheidend ist für unsere Arbeit nicht die Einheit dieses behandelten Raumes, sondern die Einheitlichkeit unserer darauf verwandten Arbeit gerade auch in forscherlicher Hinsicht.

Aus diesen eben erwähnten Gemeinsamkeiten in den Problemen der Entwicklung des gesamten europäischen Südostens geht aber noch etwas anderes hervor, was festzuhalten wichtig ist. Mit der politischen Emanzipation des Balkans und der damit verbundenen Europäisierung ist nicht nur der Balkanforschung ein gewisser terminus ante quem gesetzt[11]). Ihrerseits hat sich die Südosteuropaforschung von diesem Zeitpunkt an, dessen Bestimmung im übrigen nicht eindeutig sein kann, gerade auch der balkanischen Gebiete anzunehmen, da sie von dann an eine Sonderstellung gegenüber dem übrigen Südosten nur in schwächerem Grade besitzt.

Ich fasse das Ergebnis der voranstehenden Betrachtungen, die nur knapp andeuten wollen, zusammen. Wir sahen, daß der Balkan eine historische und nicht eine geographische Gegebenheit ist. Übereinstimmungen bestehen heute vor allem auf kulturellem Gebiet. Historische Nachwirkungen

[11]) Der freilich elastisch aufzufassen ist. Es ist klar, daß auch für die Folgezeit eine ganze Reihe von Erscheinungen ihrem Arbeitsbereich zufällt. Wichtig ist nur, daß mit dem 19. Jh. die Südosteuropaforschung im weiteren Sinn gerade auch die balkanischen Gebiete fortschreitend stärker zu berücksichtigen hat.

einer früheren balkanischen Einheit in politischer Hinsicht verblassen in zunehmendem Maße. Die Europäisierung der betreffenden Gebiete bringt es mit sich, daß auch der balkanische Sondercharakter dem Nivellierungsprozeß der modernen Entwicklung mehr und mehr zum Opfer fallen muß und auf weiten Strecken bereits zum Opfer gefallen ist. Während früher sich durch das heutige Südosteuropa eine Kulturgrenze zog, die Grenze zwischen dem abendländischen und byzantinisch-ostkirchlichen Bereich, ist diese ehemalige Kultur- und Lebensgrenze etwa seit dem 18. Jh. mehr und mehr in den Hintergrund getreten. „Gesamtsüdosteuropäische" Übereinstimmungen sind daher seit dem 19. Jh. nicht nur auf dem Gebiete der Gesellschaftsordnung und Politik, sondern auch auf kultureller Ebene zustande gekommen. Ungeachtet derartiger Gemeinsamkeiten Südosteuropas ist dieser für uns in erster Linie ein Arbeitsbegriff, während der Balkan Gegenstand von Forschungsbestrebungen bildet, die ihrerseits wieder einen Teil der Südosteuropaforschung darstellen. Der Balkan ist mithin ebenso ein Teil Südosteuropas wie seine Erforschung einen Teil der gesamten Südosteuropaforschung darstellt.

Kulturlandschaftliche Veränderungen im Gebirgslande zwischen Drau und Sawe bis zum Beginn der deutschen Südostsiedlung*

Von GÜNTER GLAUERT (München)

Vorgeschichte

Als Schutzzelle und Jagdgebiet primitiver Völker tritt das Hochgebirge zwischen Drau und Sawe schon frühzeitig in Erscheinung. Gerade die Almregion[1]) weist die ersten Spuren auf, denn der Wald tritt dem Menschen schon in vorgeschichtlicher Zeit feindlich entgegen[2]). Wie der z. B. in der Jauntalebene bei Pirkdorf[3]) lebende Bison (Bos priscus, Riesenbüffel), so war der hauptsächlich im Gebirge hausende Höhlenbär (Ursus spelaeus), welcher auch die Höhle der Mokrica[4]) in den Steiner Alpen bewohnte, ein Jagdobjekt primitiver Jäger. Paläolithische Höhlenbärenjäger (Aurignacleute) bewohnten bereits in der Riß-Würm-Zwischeneiszeit die ca. 1700 m hoch gelegene große Potočnik-Höhle am Südwestabhang der Uschowa[5]).

* Der vorliegende Aufsatz bildet den ersten Teil einer größeren, hauptsächlich an dieser Stelle schon veröffentlichten Arbeit. Das bereits 1935 abgeschlossene Manuskript wurde nur mit einigen Ergänzungen versehen. Das hier behandelte Gebiet umfaßt in engerem Sinne den Raum zwischen Loiblpaß und Miesslingtal.

[1]) O. JAUKER, Bemerkungen zur historischen Besiedlung der Alpen- und Karstländer. Geogr. Zeitschrift 1908, S. 200.

[2]) R. MAREK, Zur Anthropogeographie des Waldes. Geogr. Zeitschrift 1912, S. 2.

[3]) FRITZ PICHLER, Urgeschichtliche Studien zur kärntischen Orte-Bildung. Carinthia I, 1886, S. 78.

[4]) Die Mokricahöhle wurde 1837 zuerst von Kustos HEINRICH FREYER untersucht, welcher dort zahlreiche Höhlenbärenknochen fand. Siehe FRANZ GRAF HOHENWART, Beiträge zur Naturgeschichte, Landwirtschaft und Topographie des Herzogthums Krain. Laibach 1838, S. 117, 118. — Die Ausgrabungen wurden vor einigen Jahren von Tierarzt Dr. SADNIKAR in Stein aufgenommen, welcher auch vollständige Skelette fand und ausstellte (Pers. Mitteilung).

[5]) JOSEPH C. GROSS, Die paläolithische Jägerstation in der Potočnik-Höhle auf der Uschowa in den Karawanken. Separatabdr. Centr.-Bl. f. Mineralogie, Geologie, Paläontologie, Abt. B. Stuttgart 1929, S. 586—591. — Die altsteinzeitliche Siedlung von Höhlenbärenjägern in der großen Uschowahöhle in den Karawanken. Sonderabdr. aus Carinthia II. Mitt. d. Vereins Naturkund. Landesmuseum für Kärnten, 119/120. Jg., Klagenfurt 1930, S. 6—11. — Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn JOSEPH C. GROSS hatte ich Gelegenheit, die prächtige Sammlung von Höhlenbärenskeletten in Bad Vellach zu besichtigen. Bei einer im September 1931 unternommenen Exkursion auf die Uschowa konnte ich in der Potočnik-Höhle noch Knochen von Ursus spelaeus auffinden. — Außer dem hauptsächlichen Erschließer GROSS beschäftigten sich noch weitere Forscher mit dieser Fundstätte, so BRODAR-BAYER, Die Potočka zijalka, eine Hochstation der Aurignacschwankung in den Ostalpen. Prähist. I., Wien 1928. Vgl. auch die Notiz „Prvo paleolitsko najdišče v Sloveniji" im Geografski Vestnik 1928.

Vorspringende Felswände schützten die 145 m lange und ca. 20 m breite, gegen Süden geöffnete Höhle im Osten und Westen. Diese außerordentlich günstige Lage macht die Höhle zu einem vor Wetterunbill und wilden Tieren geschützten Schlupfwinkel, den die altsteinzeitlichen Bewohner als Stützpunkt ihrer Jagden benutzten[6]).

Auch auf dem Gipfel des Ursulaberges[7]) wurde ein steinzeitlicher Fund gemacht.

Neben den Höhen der Almregion wurden besonders die Terrassen am Nordabfall der Karawanken wegen ihrer ausgezeichneten Schutzlage von der stein- und bronzezeitlichen Bevölkerung bevorzugt. Es sind dies das steil abfallende Hemmabergplateau[8]) (ca. 850 m) oberhalb Jaunstein und Globasnitz sowie die Ebenheit von Rauth[9]) (939 m) unter der Matzen und über dem Rosental bei Seidolach. Auch die Ebenheit von Palowitsch[10]) (755 m) über dem Neultal im Süden der Steiner Alpen soll schon in der Stein- und Bronzezeit besiedelt gewesen sein. Aus neuester Zeit stammt der paläolithische Fund um Neul[10a]). In der ganzen weiteren Umgebung von Stein, in der Ebene bei Mannsburg und Tersain[11]) sollen spätneolithische Funde gemacht worden sein. Außer den infolge Temperaturumkehr klimabegünstigten höheren Terrassen und Hängen wurden teilweise auch bereits die inneren Gebirgstäler von der vorgeschichtlichen Bevölkerung aufgesucht, welches jüngere steinzeitliche Funde aus dem Vellachtal bei Miklauzhof[12]) und Bad Vellach[13]) sowie bronzezeitliche aus dem unteren Mießtal bei Maria am See[14]) (Prävali) anzeigen.

Haben wir es in der älteren Steinzeit mit Sammlern und Jägern zu tun, die sich dem Gebirge und dem Walde vollkommen anpassen und nur als

---

[6]) Gross, Die paläolithische Jägerstation, S. 590, Die altsteinzeitliche Siedlung, S. 10.

[7]) Steinbeil aus Nephrit. Jüngere Steinzeit. — Karl Baron Hauser, Fundchronik für prähistorische, römische und altgermanische Alterthümer in Kärnten. Car. I, 1896, S. 42. — Prähistorische Funde und Ausgrabungen in Kärnten. Car. I, 1887, S. 181.

[8]) Jüngere Steinzeit. Baron Hauser, Prähistorische Funde. Car. I, 1887, S. 182; Fundchronik, Car. I, 1896, S. 7 (Steinhammer); siehe auch Jaksch, Geschichte Kärntens I, S. 5.

[9]) Hauser, Prähistorische Funde, Car. I, 1887, S. 180; Fundchronik, Car. I, 1896, S. 38 (Bronzefunde).

[10]) Persönliche Mitteilung von Dr. Sadnikar, Stein im Jahre 1930.

[10a]) Vgl. den Aufsatz „Neoljsko paleolitsko“ im Glasnik muzejskega društva za Slovenijo 1939.

[11]) Persönliche Mitteilung Dr. Sadnikar.

[12]) Aug. Jaksch, Geschichte Kärntens bis 1335, I, S. 5.

[13]) Ebenda, Steinerne Lanzenspitze, jüngere Steinzeit.

[14]) Bronzekelt. Hauser, Prähistorische Funde, Car. I, 1887, S. 181.

Parasiten von ihm bzw. von ihrer primitiven Jagd leben[15]), so zeigen die Menschen der Bronze- und Hallstattzeit, ja sogar schon der jüngeren Steinzeit[16]) bereits eine gewisse Kultur. Sie kennen Ackerbau und Viehzucht, in der Bronze- (ca. 2500—1100 v. Chr.) und Hallstattzeit (ca. 1100—400 v. Chr.) auch Schmiedekunst, Weberei und Töpferei[17]). Besonders in letzterem Zeitalter wird der Bergbau (Eisen, Blei usw.) stark betrieben[18]), bedeutungsvoll ist der Handel mit Italien, Ungarn und dem skandinavischen Norden (Bronze, Eisen, Bernstein)[19]). Über die Westkarawanken führt damals bereits ein Übergang über den Bärensattel (Belšica)[20]) mit Fortsetzung durch die Wochein und das Bačatal nach Oberitalien; auch im unteren Sann- und Mießlingtal[21]) existieren Handelswege.

Nach dem Verlassen der Pfahlbausiedlungen an den Seen (Kärntner Seen, Laibacher Moor) geht man zur Wohnweise auf dem festen Lande in der Ebene über. PICHLER stellt sich so Juenna[22]) (Globasnitz) im Osten der Seengebiete von Klopein und Gösselsdorf als durch Übergang von der Pfahlbau- zur Landwohnweise entstanden vor. Als Träger der Hallstattkultur sieht man eine illyrische Völkergruppe an[23]), in Krain glauben

---

[15]) O. MAULL, Zur Geographie der Kulturlandschaft. Drygalski-Festschrift. München und Berlin 1925, S. 15.

[16]) N. KREBS, Die Ostalpen und das heutige Österreich, I, S. 182. Nach WALTER SCHULZ, Vorgeschichte. Stoffe und Gestalten der deutschen Geschichte, Band I, Heft 1, Leipzig 1938, S. 6, wohnten in der jüngeren Steinzeit Bauernsiedler des ostischen donauländischen oder handkeramischen Kulturkreises im mitteleuropäischen Raum. Die Träger dieser Kultur sollen der heutigen mittelländischen Rasse nahestehen.

[17]) HAUSER, Die Urgeschichte Kärntens, Neue Car. I, 1890, S. 10; PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark I., Gotha 1920, S. 9 und 10; siehe auch JAKSCH, Geschichte Kärntens I, S. 7.

[18]) PIRCHEGGER, ebenda; PICHLER, Urgeschichtliche Studien zur kärntischen Orte-Bildung, Car. I, 1886, S. 115—117. — Über den bedeutenden prähistorischen Eisenhandel und die Eisenindustrie in Krain (Funde in der Gradišča), siehe MÜLLNER, Die Gradišča in Krain. Argo, Zeitschrift für krainische Landeskunde 1892, S. 9/11 und 13.

[19]) MÜLLNER, ebenda, 1892; W. ŠMID, ebenda, 1909, S. 134/36.

[20]) W. ŠMID, Die Bronzezeit in Krain. Carniola 1909, S. 136.

[21]) H. PIRCHEGGER, ebenda, I, S. 10.

[22]) PICHLER, Urgeschichtliche Studien zur kärntischen Orte-Bildung, Car. I, 1886, S. 88.

[23]) PICHLER, ebenda, S. 118, nennt sie „Thrako-Illyrier"; PIRCHEGGER, I, S. 9 und 10, spricht von einer illyrisch-pannonischen Völkergruppe bzw. auch von den illyrischen Norikern; KREBS, Die Ostalpen und das heutige Österreich I, S. 184, erwähnt außer den Illyrern noch die Veneter. Die Illyrer waren Nordleute mit dinarischen Einschlag; W. BRANDENSTEIN, a. a. O., 1935, S. 259. Über die Illyrer als Träger der Hallstattkultur s. auch W. SCHULZ, a. a. O., 1938, S. 9. MARTIN WUTTE,

MÜLLNER[24]) und Freiherr VON ZOIS[25]) an etruskische Einflüsse, sogar an etruskische Handels- und Industriekolonien (Eisen). Die Flußnamen Dravus und Savus[26]) sollen illyrisch-ligurischen Ursprungs sein. Zur Bronze- und Hallstattzeit werden die Randgebiete des Gebirges, die Hügelländer und die erhöhten und geschützten Punkte der Ebenen teilweise von dauernder Besiedlung in Besitz genommen. Aber die Kulturkraft dieser Menschen ist noch ziemlich gering, und so bleibt auch das Siedlungsnetz sehr weitmaschig. Neben der erwähnten Terrasse von Rauth am Nordhang der Karawanken wird die Jauntalebene an einigen wenigen günstig gelegenen randlichen Punkten besetzt. Das Schutzbedürfnis gegen Feinde und Hochwasser zusammen mit der Verkehrslage ist maßgebend für die Siedlungsanlage. So liegt ein Fundort bei der heutigen Draubrücke in der Nähe von Stein im Jauntal[27]) an einem sehr günstigen Übersetzpunkt über die Drau gegenüber der Gurkmündung, und die Siedlung Rückersdorf[28]) hat eine sehr vorteilhafte Schutzlage auf dem Seenplateau des Klopeiner- und Zablatnigsees (östliche Fortsetzung der Sattnitz) über der Vellach.

Die aus der Schotterebene inselartig hervorragenden Phyllitrücken und Kalkklippen geben vortreffliche Verteidigungsstützpunkte ab. Ein solcher war besonders der Kathreinkogel[29]) ober St. Michael bei Bleiburg, auf dem mehrere Erdwälle gefunden wurden. Auch unter dem Nordhang des Berges, bei Tscherberg[30]), sowie im Süden bei St. Michael[31]) haben hallstattzeit-

---

Zur Siedlungsgeschichte des südlichen Vorlandes der Karawanken. Carinthia I, 131. Jg., 1941, S. 3, rechnet die Illyrer (mit C. Schuchardt) zur dinarischen Rasse und setzt die Hallstattkultur um 800—500 v. Chr. an.

[24]) MÜLLNER, Die Gradišča in Krain, Argo. Zeitschrift f. krain. Landeskunde, 1892, S. 10—13.

[25]) MICHELANGELO, FREIHERR VON ZOIS, Die Etrusker in Krain. Mitt.d.Museal-Vereins für Krain, 1905, S. 101. — Die etruskische Beeinflussung soll von 1100—300 v. Chr. gedauert haben.

[26]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark. Gotha, 1920, I, S. 10. Dravus = die „Laufende", Savus = „Rinnsal" (illyrisch); W. BRANDENSTEIN, a. a. O., 1935, S. 254.

[27]) HAUSER, Prähistorische Funde, Car. I, 1887, S. 183; Die Urgeschichte Kärntens, Neue Car. I, 1890, S. 10. — Er betont, daß die hallstattzeitliche Bevölkerung auf den Höhen und Berghängen wohnte.

[28]) JAKSCH, Die Geschichte Kärntens bis 1335, I, S. 7, (Nadel aus der Bronzezeit).

[29]) KAHLA, Neu aufgefundene Wallanlagen, Car. I, 1929, S. 161 (frühe Hallstattzeit).

[30]) A. R. v. GALLENSTEIN, Die Hügelgräber bei Tscherberg im Jaunthale. Arch. f. vaterl. Gesch. u. Topographie, 13. Jg., 1876, S. 105—108; BARON HAUSER, Prähistorische Funde und Ausgrabungen, Car. I, 1887, S. 182; Die Urgeschichte Kärntens, Neue Car. I, 1890, S. 7, 10; Fundchronik, Car. I, 1896, S. 42.

[31]) HAUSER, Fundchronik, Car. I, 1896, S. 34; JAKSCH, a. a. O., I, S. 7.

liche Siedlungen bestanden. Sie sind wohl ungefähr gleichaltrig mit den bekannten großen Ringwällen und Fliehburgen der Poschtela (Poštela)[32]) am Bachern. Im Süden der Steiner Alpen wird neben der Ebene besonders das Hügelland der Südausläufer des Gebirges und der Sawefalten von der bronze- und hallstattzeitlichen Besiedlung ergriffen. Das auf einer Terrasse über der Mündung der Kanker in die Sawe gelegene Krainburg[33]) lädt als Sammler und Beherrscher der Straßen längs der Sawe sowie über den Loibl und Seeberg zu früher Festsetzung ein, gleichfalls Mannsburg[34]) in der Ebene am Fuße der eisenerzführenden Uranschitza (Uranšica) und an den Straßen vom Laibacher Feld nach Stein und durchs Sawebergland nach Cilli. In Mannsburg hat sich (schon) zur Hallstattzeit eine Eisenindustrie entwickeln können, man fand dort Eisen- und Stahlprodukte. Eine etwas größere Siedlungsverdichtung zeigt der Südrand des ziemlich fruchtbaren Tertiärhügellandes von Stein. In der Gegend von Žeje und Lachowitsch sind alte Straßenreste sowie Hügelgräber erhalten, letztere auch bei Komenda[35]). Am Austritt der Feistritz aus der Steiner Enge in die Laibacher Ebene hat Steinbüchel[36]) bereits zu dieser Zeit eine Siedlung getragen und ebenso war das zum mittleren Sanngebiet und ins Cillier Becken führende Tucheinertal[36]) samt der bereits erwähnten hochgelegenen Ebenheit von Palowitsch frühzeitig ein Ansatzpunkt der Kulturkräfte. Im Sawebergland bestand die bedeutende Siedlung Watsch mit ihren berühmten Bronzefunden und Eisenwerkstätten[36a]). Auch im fruchtbaren Sanntal finden sich Zeugen einer früheren Besiedlung, z. B. im kleinen, geschützten Praßberger Becken (Jasbinje)[37]).

Den vorgeschichtlichen Perioden gegenüber bedeutet die keltisch-römi-

---

[32]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 9.

[33]) JERNEJ PEČNIK, Prazgodovinska najdišča na Kransjskem, Izvestja mužejskega društva za Kranjsko 1904, S. 127 (Hallstattgräber); WALTER ŠMID, Aus Krainburgs Vorzeit. Carniola 1909, S. 155 (Tüllenbeile und Fibeln). Zur Lage des ur- und frühgeschichtlichen Krainburg vgl. auch JOS. ŽONTAR, Zgodovina mesta Kranja, Laibach 1939, bzw. die archäologische Einleitung von W. SCHMID, ebda.

[34]) MÜLLNER, Prähistorischer Stahl von Mannsberg. Argo Zeitschrift für krainische Landeskunde, 1898, S. 55.

[35]) A. MEJAČ, Ärchäologische Mittheilungen aus der Gegend von Komenda. Argo 1892, S. 61/62.

[36]) Persönliche Mitteilungen des Herrn Dr. SADNIKAR aus Stein (1930). Bei Steinbüchel und in Palowitsch Funde von Bronzeäxten, ferner ein Ringwall in Palowitsch.

[36a]) Vgl. WALTER SCHMID, Vače, Predzgodovinska naselbina, im Glasnik Muzejskega društva za Slovenijo 1939, über die neuesten Ausgrabungen von Häusern und Werkstätten. Ferner M. WUTTE, a. a. O., 1941, S. 3.

[37]) Vorrömischer (etruskischer?) Fund in Jasbinje bei Praßberg. KÄMMEL, Anfänge deutschen Lebens in Österreich, S. 30. Zitat nach GENTHE, Nr. 87.

sche Zeit bereits einen großen Fortschritt. In dieser Zeit wirken erstmalig stärkere fremde (allochthone) Kräfte auf die Landschaft ein. In der La-Tène-Zeit (ab 400 v. Chr.) ergreifen kriegerisch eingedrungene Kelten[38]) von dem Land Besitz. Im Norden werden sie als Noriker bzw. Taurisker[39]) bezeichnet, im Süden als Karner[40]). Am Nordfuße der Karawanken entwickelt sich im Schutze der Vorberge und am Austritt eines Gebirgsbaches Juenna (Globasnitz)[41]) zusammen mit dem uralt besiedelten Hemmabergplateau zur norischen Stadtsiedlung. Westlich von Juenna bildet sich in Sonnegg[42]) ein Stützpunkt, der sich an den sonnseitigen Hang einer aus der Jauntalebene aufragenden Triaskalkklippe an lehnt. Weiter im Osten wird die Poschtela wieder besiedelt und in der Gegend von Altenmarkt bei Windischgraz (Ringwälle) sowie im Mießlingtal[43]) kommt es zu einer größeren Ortsverdichtung. Im Süden bleibt Krainburg[44]) als Wohnort (auch) der keltischen Karner bestehen. Von ihren meist randlich liegenden ständigen Siedlungen dringen die Alpenkelten (vielleicht auf der Suche nach Metall, wahrscheinlich aber mit ihren Herden) tief ins Gebirge ein und überschreiten bereits den höher gelegenen Sattel Krainski rak[45]), 1029 m, welcher das Tscherna- mit dem Leutschbach- und Sanntal verbindet. Die alten Noriker sollen sogar ihre Hauptsiedlungen auf Bergen gehabt haben (Hemmaberg! Maria Saaler Berg)[46]).

---

[38]) PIRCHEGGER, ebenda, S. 9/10; HAUSER, Die Urgeschichte Kärntens. Neue Car., 1890, S. 12/14, 101 ff. — Über die keltische Latènekultur vgl. W. SCHULZ, a. a. O., 1938, S. 10/11.

[39]) FR. PICHLER, Studien zur kärntischen Orte-Bildung. Car. I, 1886, S. 124/25, läßt die Noriker unklarerweise nur nördlich der Drau wohnen; PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 10, stellt die illyrischen Noriker den keltischen Tauriskern gegenüber; JAKSCH, Geschichte Kärntens, I, S. 14/15, spricht von den keltischen Norikern, die bis zu den Karawanken und um Cilli wohnten. Die Taurisker waren Kelten und damit Angehörige der nordischen Rasse mit mediterr. Einschlag; siehe W. BRANDENSTEIN, a. a. O., 1935, S. 255, 260.

[40]) JAKSCH, a. a. O., I, S. 15; nach L. HAUPTMANN, Krain, Erl. z. hist. Atlas d. östl. Alpenl. Wien 1929, S. 322, wohnten diese in Oberkrain. Doch schob sich über die Karner des oberen Savegebietes eine tauriskische Oberschicht. M. WUTTE, a. a. O., 1941, S. 3, setzt die Einwanderung der keltischen Karner um 500 v. Chr. an.

[41]) FR. PICHLER, ebenda, S. 138; JAKSCH, Geschichte Kärntens bis 1335, I, S. 14.

[42]) HAUSER, ebenda, Neue Car. 1890, S. 106 (Waffenfund).

[43]) PIRCHEGGER, ebenda, S. 11/12.

[44]) WALTER ŠMID, Aus Krainburgs Vorzeit. Carniola 1909, S. 155 (eiserne Fibel aus der La-Tène-Zeit).

[45]) MÜLLNER, Antike Goldfunde um Stein. Argo 1900, S. 38/39; W. ŠMID, Eine goldene norisch-pannonische Flügelfibel aus den Steiner Alpen. Carniola 1909, S. 167.

[46]) E. KLEBEL, Zur Geschichte der Pfarren und Kirchen Kärntens. Car. I, 1927, S. 124/125 und 139. — Hier wird sogar von einem Fortwirken der Götterverehrung der norischen Bergsiedlungen in den christlichen Bergkirchen gesprochen.

Die Viehzucht, insbesondere die Rinderzucht, gewinnt in keltischer Zeit wachsende Bedeutung. Die schon von TERENTIUS VARRO geschilderte Almwirtschaft[47]) trägt sicher zur Erschließung des Gebirges bei. Der Name „Karawanken"[48]) soll keltischen Ursprungs sein, ebenso wie Carni, Carniola, Krain und Karantanien[49]). Seit der Gründung von Aquileja[50]) (183 v. Chr.) entwickeln sich rege Handelsbeziehungen der Noriker und Karner mit den Römern, welche besonders das norische Eisen bevorzugen. Nauportus[51]) (Oberlaibach) war wie Virunum eine wichtige Handelsstadt der Alpenkelten. Ohne Bruch geht die La-Tène-Kultur frühzeitig in die provinzialrömische[52]) über.

Mit den Römern[53]) setzen mächtige fremde Kulturkräfte ein, welche die von den vorgeschichtlichen, illyrischen und keltischen Menschen geschaffenen kulturellen Anlagen (Straßen, Siedlungen) benutzen und weiter ausbauen, zum Teil auch Neues hervorbringen. Es kommt also zu einer ersten — wenn auch noch geringfügigen — Potenzierung der Kulturwirkungen[54]), besonders in der Ebene, aber auch in den angrenzenden Hügelländern. Daß das Gebirge auch jetzt noch kaum berührt wird, ist der Eigenart der römischen Kolonisation bzw. Kolonialkultur zuzuschreiben. Einmal ist diese (in den Ostalpen) eine überwiegend städtische[55]), die sich

[47]) KARL BARON HAUSER, Die Urgeschichte Kärntens, Neue Car. I, 1890, S. 106.

[48]) AUGUST VON BÖHM, Die Karawanken, in EDUARD RICHTER, Die Erschließung der Ostalpen, III. Berlin 1894, S. 602. Der Name soll „Stein-Wiese" bedeuten und von Kara-Wanka herkommen; vgl. auch A. LUSCHIN V. EBENGREUTH, Über Orts- und Personennamen in Krain. Laibach 1879, S. 4. — Die neueste Deutung dieses Wortes gibt WILH. BRANDENSTEIN, Die Völkerschichten in den Ostalpen im Lichte der Ortsnamen. Zeitschrift d. DÖAV., 1935, S. 255. Danach bedeuten die Karawanken soviel wie „Hirschgegend" von karvos (kelt.) = Hirsch.

[49]) PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 73. — Über die Ableitung des Namens Krain von der keltischen Wurzel „carn" vgl. auch die Ausführungen von M. WUTTE, a. a. O., 1941, S. 3/4, nach MIKLOSICH, V. KRONES, M. KOS a. a. O.

[50]) PIRCHEGGER, ebenda, S. 15; HAUSER, Neue Car. 1890, S. 106.

[51]) PIRCHEGGER, ebenda, I, S. 18.

[52]) HAUSER, Neue Car. 1890, S. 106; PIRCHEGGER, ebenda, I, S. 14.

[53]) 115 v. Chr. Besiegung der Karner, 15 v. Chr. Unterwerfung Norikums, 169 n. Chr. wird Norikum kaiserliche Provinz; KÄMMEL, Anfänge deutschen Lebens in Österreich, S. 7—10; JAKSCH, Geschichte Kärntens, I, S. 21.

[54]) O. MAULL, Zur Geographie der Kulturlandschaft, Drygalski-Festschrift. 1925, S. 14.

[55]) Über die Verhältnisse des flachen Landes sind wir kaum unterrichtet; gelegentlich hat man in anderen Ostalpengebieten Herrschaftshöfe (Villen) gefunden. Ob es Dörfer gab bzw. ob die alten kärntnischen Bergsiedlungen Dorfmittelpunkte waren oder ob es ein Herrschaftshofsystem mit Großgrundbesitz gab, weiß man nicht. Villen sind nur für das 1. und 2. Jh. n. Chr. belegt, im 4. und 5. Jh. scheinen die vorgeschichtlichen Bergsiedlungen wieder mehr hervorgetreten zu sein. Siehe ERNST KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung im deutsch-magyarischen und

auf einige wenige Zentren beschränkt, zum anderen aber eine vorwiegend militärische, welche diese Gebiete als Durchgangsländer[56]) vom Mutterland zur Donaugrenze ansieht und nur strategisch wichtige Verkehrswege ausbaut. Eine Flächen- und Tiefenwirkung bleibt (hier) im allgemeinen diesen Kräften versagt. Die Römerherrschaft bringt eine lang andauernde Friedenszeit, ein einheitliches Zollgebiet und damit ein starkes Aufblühen von Wirtschaft, Handel und Verkehr[57]). Eine bedeutende Erweiterung des Lebensraumes erfolgt jedoch nicht, da dem Römer der Wald und das Gebirge der Ostalpen immer etwas Fremdes und „Abscheuliches" bleibt[58]). Von planmäßiger Rodung ist keine Spur.

Der kelto-römische Siedlungsraum

Der kelto-römische Lebensraum trägt öfters ererbte Züge aus der Bronze- und Hallstattzeit und umfaßt (wiederum) nur die ebenen und hügeligen Vorländer des Gebirges. Auch das Straßennetz umzieht in weitem Kreise das Hochgebirge, das nur von wenigen Saumwegen überschritten wird. Von drei größeren städtischen Mittelpunkten dringt der römische Kultureinfluß gegen die Gebirgsränder vor: Von Virunum, später auch von Juenna im Klagenfurter Becken, von Emona im Laibacher Becken und von Celeja im Cillier Becken. Die stärkste Wirkung erzielt das unmittelbar am Karawanken-Nordrand gelegene Juenna, Emonas Stadtbezirk reicht kaum bis an den Südrand des Gebirges, und Celeja ist noch weiter von ihm entfernt. Auch die Straßenstationen Colatio, Atrans, ad medias, Upellae sind zu entlegen. Die weite, trockenwarme Schotterebene des südlichen Jauntales muß damals schon auf ziemliche Strecken waldfrei gewesen sein, denn sonst ließe sich die bedeutende, flächenhafte Verbreitung römischer Funde dort kaum erklären. Als ererbte Formen übernehmen die Römer die illyrisch-keltischen Bergsiedlungen, vor allem die des Hemmabergplateaus[59]),

---

deutsch-slowenischen Grenzraum in „Die südostdeutsche Volksgrenze", Volk- und Reich-Bücherei, Bd. 6. Berlin 1934, S. 31.

[56]) O. Jauker, Beiträge zur historischen Besiedlung der Alpen- und Karstländer, G. Z. 1908, S. 202.

[57]) Zumal da auch die Besitzergreifung Norikums in ziemlich friedlicher Weise erfolgte.

[58]) Franz von Krones, Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer, insbesondere Steiermarks, Kärntens und Krains. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Stuttgart 1889, S. 331, 335; Jauker, a. a. O., S. 202.

[59]) Jaksch, Geschichte Kärntens, I, S. 29; Hauser, Prähistorische Funde und Ausgrabungen in Kärnten, Car. I, 1887, S. 182; ders., Studien über die Römerstraßen Kärntens nach der Natur, Car. I, 1887, S. 138. — Die vorrömischen Bergansiedlungen scheinen im 4. und 5. Jh. n. Chr. wieder mehr hervorgetreten zu sein. Siehe Klebel, Die mittelalterliche deutsche Siedlung im ... deutsch-slowenischen Grenzraum, in: Die südostdeutsche Volksgrenze. Berlin 1934, S. 31.

aber auch die Siedlung in der Nähe des Kathreinkogels bei St. Michael[60]), ferner wohl eine Siedlung am Drauübergang bei Stein[61]). Das norisch-keltische Juenna erwächst infolge seiner sehr günstigen, auch noch vom Hemmaberg die ganze Ebene beherrschenden Lage als Straßenstation[62]) zum Zentrum des Jauntales bzw. ganz Ostkärntens[63]). So ermöglicht es eine derart starke römische Durchdringung dieser Landschaft, wie sie sonst innerhalb unseres Gebietes nicht mehr auftritt[64]). Der Stadtbezirk von Juenna[65]) umfaßte die ganze glaziale Ebene des Jauntales, die als politische Einheit noch nach Jahrhunderten wieder auftaucht. Seit dem 2. oder 3. Jh. gehört auch das Mießlingtal[66]) zu Juenna.

Die Erschließung des Jauntales in römischer Zeit ist zum großen Teil ein Werk der Verkehrskräfte. Der Fernverkehr von Virunum (Zollfeld) nach Celeia (Cilli) fand in der Ebene wohl wenig Hindernisse, höchstens waren schmale Waldstreifen längs der Straße auszuhauen. Die römischen Straßen folgen wie die Siedlungen hier zum Teil alten Zügen des Kulturlandschaftsbildes, wie sich das beim Drauübergang von Stein[67]) zeigt, der schon in der Hallstattzeit benutzt wurde. Die römische Stadtsiedlung Juenna lehnt sich in der Gegend von Jaunstein-Globasnitz an den Nordrand der Karawanken und erreicht noch die höhergelegene Ebenheit am Gebirgsabfall. Sogar weiter im Norden, in St. Stefan[68]), hat man noch ein Gebäude gefunden. Die Ebene selbst muß bereits eine verhältnismäßig dichte, ackerbautreibende, vorwiegend keltische Bevölkerung gehabt haben, denn nicht nur in der nächsten Umgebung von Juenna, wie in Pfannsdorf[69]), Kristen-

---

[60]) Römischer Inschriftstein. HAUSER, Fundchronik, Car. I, 1896, S. 34.

[61]) Fundkarte v. Dr. MARTIN WUTTE in Kärntner Heimatatlas. Wien 1925.

[62]) JAKSCH, Geschichte Kärntens, I, S. 28. Siehe auch MICH. F. VON JABORNEGG-ALTENFELS, Die geschichtlich merkwürdigen Orte an der Eisenbahn von Klagenfurt nach Unterdrauburg, Car. I, 1872, S. 82.

[63]) WUTTE, Aus Bleiburgs Vergangenheit. Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Stadt Bleiburg. Klagenfurt 1928.

[64]) Über die dichte Besiedlung des Klagenfurter Beckens in römischer Zeit siehe auch ERNST KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung im deutsch-magyarischen und deutsch-slowenischen Grenzraum. Volk- und Reich-Bücherei, Bd. 6. Berlin 1934, S. 31.

[65]) v. KRONES, Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer... Stuttgart 1889, S. 341, ist der Ansicht, daß die Stellung Juennas als Hauptort eines Stadtgaues unsicher sei und glaubt, der Stadtgau von Virunum habe ganz Unterkärnten umfaßt.

[66]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 45.

[67]) HAUSER, Studien über die Römerstraßen Kärntens nach der Natur, Car. I, 1887, S. 138.

[68]) FRANZ JANTSCH, Antike Bodenforschung in Kärnten, 1930, Car. I, 1931; HAUSER, Fundchronik, S. 40.

[69]) Nach Fundkarte Dr. M. WUTTE im Kärntner Heimatatlas. Wien 1925.

dorf[70]), Sielach[71]) usw., sondern auch längs der Straße und in ihrem Umkreis, z. B. in Srejach[72]), Köking[73]), Hof[74]), Feistritz[75]), Penk[76]) und Unterloibach[77]) (alle in der Ebene), sind römisch-keltische Funde gemacht worden. Ja, auch ziemlich weit von der Straße abliegende Gegenden, wie Krejanzach[78]) unter dem Obir, Bleiburg[79]) und Rinkenberg[80]) im Nordosten, weisen römische Inschriftsteine oder Grablampen auf.

Im gebirgigen Vorland der Ursulagruppe endigt die dichte Besiedlung. Hier liegen die Fundorte nurmehr unmittelbar an der durch das untere Mießtal führenden Straße, wie in Pollain[81]) (Mießtal), Sagradi[82]) und Aichdorf[83]) (hügeliges Vorland der Ursulagruppe südlich der Mieß). Gegenüber dem früh aufgeschlossenen nördlichen Karawankenvorland erscheint der Südrand der Steiner Alpen zur Römerzeit benachteiligt. Der Hauptgrund dafür liegt wohl in der schlechteren Verkehrslage dieser Gegend. Besonders das Zentrum Emona (Laibach), weniger die Siedlung Krainburg, liegt zu weit südlich und die direkte Verbindung von Emona nach Celeia benutzt die Pässe des Saweberglandes, ohne den Südrand des Hochgebirges zu berühren. Der bedeutende Niederschlagsreichtum des Laibacher Beckens wird ebenfalls als kulturhemmender Faktor gewirkt haben, und so dürfte die Besiedlung die wohl noch ziemlich morastige Steiner Feistritzebene gemieden haben. Die Römer passen sich auch hier wieder den alten Zügen des Kulturlandschaftsbildes an. Die hallstattzeitliche Siedlung Mannsburg[84]) in der Ebene wird Station der von Emona kommenden Straße, die hier (bzw. bei Tersain) gegen Osten abbiegt. Weiter nördlich gegen Stein, bei Dernovo[85]), sind römische Reste gefunden worden. Der südliche Teil

[70]) HAUSER, Fundchronik, Car. I, 1896, S. 10 (röm. Münzfund).

[71]) Ebenda, S. 39 (Fibeln).

[72]) Nach Fundkarte Dr. M. WUTTE, 1925.

[73]) JAKSCH, Neue römische Inschriftsteine in Kärnten, Car. I, 1924, S. 101.

[74]) Römischer Inschriftstein; HAUSER, Fundchronik, S. 8.

[75]) Nach Fundkarte Dr. M. WUTTE, 1925.

[76]) Römische Inschriftsteine, Altar, Grablampen; HAUSER, Fundchronik, S. 36; JAKSCH, Geschichte Kärntens, I, S. 29.

[77]) Römische Ansiedlung; HAUSER, Fundchronik, S. 11.

[78]) Beim Tscheden (Trümmer eines Grabsteins); M. WUTTE, Archäologische Ausgrabungen in Kärnten, Car. I, 1924, S. 102.

[79]) Grablampen; HAUSER, Fundchronik, S. 2 (Schutzanlage am Gebirgsfuß). Fundkarte M. WUTTE. Wien 1925.

[80]) Römischer Inschriftstein; HAUSER, Fundchronik, S. 38.

[81]) Römischer Inschriftstein; HAUSER, Fundchronik, S. 37.

[82]) Fundkarte Dr. M. WUTTE, 1925, Kärntner Heimatatlas.

[83]) Ebendort.

[84]) HITZINGER, Einige Notizen über die Gegend von Mannsburg. Mitt. d. hist. Vereins für Krain, 1848, S. 18; GRUDEN, Zgodovina slovenskega naroda, I, 1912, S. 25.

[85]) HITZINGER, ebenda (Säulenreste, Inschriftstein).

des fruchtbaren Tertiärhügellandes von Stein ist auch in dieser Zeit besiedelt, wie das die Funde von Theinitz[86]) bei Stein und von Lachowitsch[87])= Walchsdorf (wahrscheinlich Ziegelei) am Rande des Hügellandes und in der Ebene zeigen. Auch der Straßenknotenpunkt Krainburg[88]), in spätrömischer Zeit Carnium[89]), der Mittelpunkt des oberen Sawegebietes, wird von den Römern besetzt. In dem die Beckenlandschaften von Cilli und Laibach verknüpfenden Tucheinertal liegt bei St. Martin[90]) eine Wohnzelle im Tal. Das südlich anschließende Sawebergland wird von der Staatsstraße nach Celaia durchzogen und hat außer der Straßen- und Zollstation Atrans[91]) am Trojanerberg und der Straßenstation ad Publicanos (Kraxen oder Podpetsch) kaum eine bedeutende Ortschaft aufzuweisen. Ganz Oberkrain gehörte zum Stadtbezirk des erst pannonischen, dann italischen Emona, dessen Einflußbereich im Osten bei Trojana an den von Celeia grenzte[92]). Eine ziemlich starke keltisch-römische Durchdringung zeigt gerade das breite, gegen Osten geöffnete Sannbecken oberhalb von Cilli[93]). Der klimabegünstigte, beckenartig erweiterte Sannboden mit seiner Hügelumrahmung dürfte die Römer, welche ja meist die offenen Talbecken und -weitungen zur Siedlung bevorzugten[94]), besonders gelockt haben. Dazu tritt die Verkehrsgunst des mittleren Sanntales, welches innerhalb des Berglandes einen bequemen Weg nach Westen weist.

Der Austritt aus dem engen Sawebergland in das weite Sannbecken

---

[86]) Römische Goldmünzen. Alterthümliche Funde. Mitteilungen des Musealvereins für Krain, 1854, S. 93.

[87]) Römische Mauerreste und Steine, Gräber; JERNEJ PEČNIK, Prazgodovinska najdišča na Kranjskem. Izvestja mužejskega društva za Kranjsko, 1904, S. 128; A. MEJAČ, Archäologische Mitteilungen aus der Gegend von Comenda. Argo 1892, S. 61/62 (Röm. Gräber, Brennofen). Auch der Name Lachowitsch deutet auf eine Romanensiedlung. Lah = Welscher.

[88]) W. ŠMID, Aus Krainburgs Vorzeit, Car. 1909, S. 155.

[89]) Carnium des Kosmographen von Ravenna = Krainburg; siehe KOS, Gravido za zgodovino Slovencev, I, S. 223 f.; W. ŠMID, Das Gräberfeld von Krainburg. Mitt. d. Museumsvereins f. Krain, 1905, S. 96.

[90]) Grablampen in einem Grabe; A. v. PREMERSTEIN und S. RUTAR, Römische Straßen und Befestigungen in Krain. Wien 1899, a. Schl.

[91]) St. Oswald bei Trojana, Tempel der göttlichen Noreia; H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 36.

[92]) H. PIRCHEGGER, ebenda, S. 41; FR. PICHLFR, Zur Vorgeschichte, in: Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild, Steiermark. Wien 1890, S. 83, glaubte allerdings, daß das Gebiet westlich von Sachsenfeld im Sanntal zu Atrans gehörte, dem er ein eigenes Ortsgebiet zubilligte.

[93]) H. PIRCHEGGER, ebenda, S. 39.

[94]) H. PIRCHEGGER, ebenda, S. 53; Zitat nach EDUARD RICHTER; JAUKER, Bemerkungen zur historischen Besiedlung der Alpen- und Karstländer. G. Z. 1908, S. 201.

ist für den Durchgangsverkehr von besonderer Bedeutung, und deshalb finden wir an dieser Stelle zwei römische Siedlungen dicht nebeneinander, die Pferdewechselstelle ad medias[95]) in der Nähe der Mündung des Volskabaches in das Sanntal zwischen Kappel und Burgdorf (westlich von Gomilsko) und das Legionsabteilungslager Lotschitz[96]) mitten im breiten Sanntal zwischen Lotschitz, Wreg, Heilenstein und Birnbaum. Aber auch oberhalb der Abzweigung der Straße aus dem Sanntal nach Westen finden sich noch römische Spuren. Die Funde von Sannegg[97]), Fraßlau[98]), Ober-Gortsche[99]) und Letusch[100]) am Westhang des Sanntals unter dem Dobrol mögen eventuell auf Verkehrsbeziehungen zum jungtertiären Wöllaner Becken deuten. Ja, sogar noch das innerste Sannbecken am Rande des Hochgebirges, das Rietzer Becken, zeugt vom Einwirken römischer Kulturkräfte. An die alte Besiedlung dieser Landschaft erinnern die an der Straße von Prihova nach Rietz gefundenen Überreste eines römischen Hauses[101]) sowie ein im Turm der Kirche von St. Johann[102]) entdeckter Inschriftstein. Auch im Hügelland nördlich des Rietzer Beckens, in Negojnica[103]) (Amt Sann, Pfarre St. Xaveri in Straže, früher Pfarre Rietz, bei Pollana, Okonina) wurde ein römischer Grabstein aufgefunden. Die Umgebung von Windischgraz (Colatio) und das Mießlingtal bleiben wie vordem auch in römischer Zeit stark besiedelt.

Die verschiedene politische Zugehörigkeit des nördlichen und südlichen Gebirgsrandes dürfte für die Kulturlandschaftsentwicklung nicht ganz ohne Bedeutung gewesen sein (freilich haben Norikum wie Pannonien immer nur eine sehr bescheidene Provinzialkultur aufzuweisen gehabt[104]). Während das Jauntal und das Sanngebiet dem friedlich durchdrungenen, lange selb-

---

[95]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 39.

[96]) H. PIRCHEGGER, ebenda; O. KÄMMEL, Anfänge deutschen Lebens in Österreich. Leipzig 1879, S. 57.

[97]) E. PRATOBERA, Archäologische Beiträge. Zeitschr. d. hist. Vereins für Steiermark, 1854, S. 120 (Römersteine).

[98]) E. PRATOBERA, ebenda, S. 110 (Münzenfund).

[99]) KNABL, Epigr. Exkurs in einige Gegenden des vorigen Cillier Kreises ... Zeitschr. d. hist. Vereins für Steiermark, 1851, S. 155 (Münzenfunde).

[100]) E. PRATOBERA, ebenda, S. 116 (Römerstein).

[101]) A. STEGENŠEK, O najstarejši zgodovini gornjegrajskega okraja. Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg 1910, S. 26; siehe auch FRAN KOCBEK, Savinjske Alpe. Cilli 1926, S. 208.

[102]) KNABL, ebenda, S. 155; A. STEGENŠEK, a. a. O., 1910, S. 26. Inschriftstein mit römischen, nicht etwa latinisierten keltischen Personennamen vom Ende des 2. bis Anfang des 3. Jahrhunderts, ferner Gelöbnisstein zu Ehren des Mithras.

[103]) in Berglage; siehe STEGENŠEK, 1910, ebenda.

[104]) KÄMMEL, Anfänge deutschen Lebens in Österreich. Leipzig 1879, S. 97.

ständigen Norikum[105]) angehörten, das eine rein bürgerliche Entwicklung nahm, zählte das Gebiet des Laibacher Beckens zu dem gewaltsam eroberten, häufig aufständischen Pannonien, das sich mehr militärisch entwickelte[106]). Der größere Südteil des Beckens kam später (nach 193 n. Chr. unter Septimius Severus) zu Italien[107]). Im größten Teil des Landes war der römische Einfluß recht schwach und nur in den Städten, die durchaus römisches Gepräge zeigten[108]), von Bedeutung. Letztere waren ja auch die Verwaltungsmittelpunkte und somit, wie das Heer, Ausgangspunkte der Romanisierung[109]). Am meisten romanisiert wurden etwa Südnorikum[110]) und schon weniger Westpannonien. Gegen Norden nimmt der römische Kultureinfluß stark ab[111]). Die Masse der an sich dünnen keltischen Bauernbevölkerung blieb jedoch in ihrem Volkstum unberührt. Die Städte mit ihrer näheren Umgebung waren römische Sprachinseln inmitten des Keltentums[112]). Aber auch in den Städten selbst bildeten Einheimische den Grundstock der Bevölkerung[113]), später allerdings völlig romanisiert. Das Zurücktreten keltischer Inschriftsnamen in den großen Städten und ihr Hervortreten auf dem Lande erläutert die völkischen Verhältnisse[114]) in klarer Weise. Besonders Virunum und Juenna sowie die Umgebung von Celeia weisen viele keltische Namen auf.

---

[105]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 22. — 115 v. Chr. wurde ein Freundschaftsvertrag zwischen Norikum und Rom geschlossen (KÄMMEL, ebenda, S. 7, 29). Das Land hatte den Titel Königreich und wurde durch den Prokurator von Celeia verwaltet (ebenda, S. 48). Erst unter Mark Aurel wurde es Provinz (ebenda, S. 49). Nach JAKSCH, Geschichte Kärntens, I, S. 21, wurde Norikum 15 v. Chr. unterworfen und 169 nach Chr. unter Mark Aurel Provinz.

[106]) KÄMMEL, ebenda, S. 7; H. PIRCHEGGER, I, S. 23. — 115 v. Chr. erfolgte die Besiegung der keltischen Karner (KÄMMEL, ebenda, S. 7). — Über die militärische Geschichte und die Befestigungsanlagen der Römerzeit vgl. auch BALDUIN SARIA, Doneski k vojaški zgodovini naših krajih v rimski dobi. Glasnik muzejskega društva za Slovenijo, Laibach 1939.

[107]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 26.

[108]) KÄMMEL, ebenda, S. 92.

[109]) H. PIRCHEGGER, ebenda, I, S. 51.

[110]) KÄMMEL, ebenda, 1879, S. 77.

[111]) Von den Ostalpenländern sind immerhin Untersteiermark, Kärnten und Krain als unmittelbare Vorländer Italiens mit am kräftigsten romanisiert; siehe v. KRONES, Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer. Stuttgart 1889, S. 320.

[112]) KÄMMEL, ebenda, S. 106, ähnlich v. KRONES, ebenda, S. 321.

[113]) KÄMMEL, ebenda, S. 84.

[114]) In den Städten: Auf je 10 Inschriften kommen in Celeia 2,55 keltische Namen, keine in Atrans, 3,6 in Virunum, 2 in Emona (KÄMMEL, ebenda, S. 103). Durchschnittsziffern von keltischen Inschriften auf dem Lande: 13 in Juenna, 40 im Gebiet von Unterdrauburg, 14,3 zwischen Celeia und Juenna, 4,3 im Sanntal (KÄMMEL, ebenda, S. 104).

Die städtische Organisation war in Norikum und Westpannonien in der ersten Hälfte des 2. Jh.s völlig durchgeführt)[115]). Eine regelrechte Siedlungskolonisation haben die Römer wohl nicht unternommen. Ebensowenig wie den Siedlungsraum haben die Römer den Wirtschaftsraum der keltischen Zeit wesentlich erweitert. Die allochthone römische Städtekultur hat zwar an einzelnen Punkten (Juenna) zu einer beträchtlichen Bevölkerungsverdichtung geführt (Celeia ca. 5—6000 Einwohner[116]), sonst aber die dünne, freie Bauernbevölkerung der Gaue unverändert gelassen.

Westpannonien und besonders Norikum galten als wenig fruchtbar. Im trockenen und warmen Jauntal haben höchstwahrscheinlich die Römer bereits den aus der mediterranen Kulturzone entlehnten Weinbau[117]) eingeführt und die sonnseitigen Hänge der schroff aufragenden Triaskalkschubspäne bepflanzt. Die Weinberge um Sonnegg und Stein im Jauntal erscheinen urkundlich schon in auffallend früher Zeit. Sonst aber mußten Öl und Wein sowie Luxuswaren eingeführt werden. Neben dem hauptsächlich der Selbstversorgung dienenden Getreidebau auf den glazialen Schotterböden der Beckenlandschaften hat sich die norische Viehzucht im Gebirgslande weiterhin günstig entwickelt (s. der Fund von Krainski rak in der kristallinen Mittelgebirgslandschaft im Südosten der Steiner Alpen). Die Zucht des kleinen, milchreichen norischen Rindes spielt im keltischen Wirtschaftsleben eine Hauptrolle, worauf ein Erlaß Theoderichs aus der Völkerwanderungszeit (507) hinweist[118]). Schon damals bezog man außer den Viehzuchtprodukten aus dem Gebirge Honig, Baldrian, Harz, Pech und Lärchenholz[119]). Die reichen norischen Bodenschätze[120]) haben die

---

[115]) KÄMMEL, ebenda, S. 80. — Emona wurde durch Augustus zur Colonia Julia. Virunum kam vielleicht schon unter Tiberius, sicher aber unter Claudius auf, Celeia durch Claudius (KÄMMEL, ebenda, S. 78/79). Nach PIRCHEGGER, I, S. 23, wurde Emona 84 v. Chr. Bürgerkolonie und erhielt Stadtrecht.

[116]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 27/28.

[117]) PICHLER, Vorgeschichtliche Studien ... Car. I, 1886, S. 75/76. — Möglicherweise soll schon vor den Römern der Wein dort bekannt gewesen sein (ebenda, S. 75); siehe auch H. L'ESTOCQ, Beiträge zur Geschichte des Weinbaues in Unterkärnten. Car. I, 1928, S. 123.

[118]) JAKSCH, Geschichte Kärntens bis 1335, I, S. 47. Erlaß THEODERICHS an die Noriker (507); sie sollten ihre leichteren, aber zur Arbeit geeigneten Rinder mit den größeren, stärkeren aber durch die lange Reise angegriffenen Rindern der Alemannen tauschen, wodurch die Äcker durch kräftigeres Vieh bestellt werden könnten; siehe auch A. GSTIRNER, Die Entstehung der steirischen Rinderrassen. Blätter für Heimatkunde. Graz 1923, Heft Nr. 4, S. 7.

[119]) AUG. DIMITZ, Geschichte Krains, I. Laibach 1874, S. 68/70; KÄMMEL, Anfänge deutschen Lebens, 1879, S. 90; H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 31.

[120]) JAKSCH, I, S. 30; KÄMMEL, ebenda; H. PIRCHEGGER, I, ebenda.

Römer besonders angezogen und zur Erschließung des Landes beigetragen. Wahrscheinlich ist das Eisenerzvorkommen der Uranschitza bei Mannsburg auch von den Römern benutzt worden. Am Rande des tonreichen Tertiärhügellandes von Stein wurde bei Lachowitsch[121]) eine Ziegelei betrieben (Fund eines römischen Brennofens). Bei der starken kulturellen Durchdringung des Jauntales möchte man annehmen, daß auch die Bleierzvorkommen des Obir- und Petzenstockes schon in keltisch-römischer Zeit ausgebeutet wurden, aber außer alten Schlackenhalden[122]) an der Straße Bleiburg—Feistritz (die aber wahrscheinlich doch aus dem Mittelalter stammen) spricht nichts für diese Annahme. Vielleicht ließe sich der merkwürdig isolierte Fund eines römischen Inschriftsteines mitten im Bleierzgebiet der Petzen in Schwarzenbach[123]) eher mit römischem Bleibergbau in Verbindung bringen.

Das Straßennetz

Ihren deutlichsten Ausdruck finden die Kulturkräfte der Römerzeit im Straßen- und Wegenetz.

Im norisch-oberpannonischen Gebirgslande ist dieses Netz naturgemäß ein ziemlich weitmaschiges. In der bewegten Zeit des illyrischen Militärkaisertums wurde am meisten für diese Straßen getan[124]). Der politisch-militärischen Zwecken dienende Fernverkehr von Italien (Aquileja) nach Ungarn und dem oberen Donaugebiet meidet tunlichst das rauhe, kaum besiedelte Hochgebirge und erstrebt die kürzeste Verbindungslinie zwischen den Beckenlandschaften von Laibach, Cilli und Unterkärnten. Nur kleinere, unbedeutendere Saumwege durchqueren die unwirtliche Alpenkette. Wenn möglich, benutzen die Römer die häufig an sonnseitigen Hängen, auf Terrassen und Rücken verlaufenden Verbindungswege schon bestehender Siedlungen[125]). Sie meiden sumpfige Talauen. Ausgangspunkt des römischen Straßennetzes und des römischen Einflusses in den Südostalpen ist das

---

[121]) MEJAČ, Archäologische Mitteilungen aus der Gegend von Comenda. Argo 1892, S. 62.

[122]) L. JAHNE, Geschichtliche Entwicklung der Bergbauten am Hochobir. Montanistische Rundschau, XXI, Jg. 1929, Nr. 1, S. 2. — Nach CANAVAL soll ROSTHORN bei dem Gewerken Gregor Komposch früher eine Bleitafel mit einer römischen Inschrift gesehen haben.

[123]) HAUSER, Fundchronik, Car. I, 1896, S. 39.

[124]) KÄMMEL, Anfänge deutschen Lebens in Österreich bis zum Ausgang der Karolingerzeit. Leipzig 1879, S. 69.

[125]) JAUKER, Bemerkungen zur historischen Besiedlung der Alpen- und Karstländer, G. Z. 1908, S. 203. Auch BARON HAUSER, Die Urgeschichte Kärntens, Neue Car. I, 1890, S. 10, erwähnt, daß die römischen Verkehrswege sehr häufig z. B. Hallstätter Fundstellen verbinden.

an der Adria gelegene Aquileja, von dem aus auch in der späteren Kaiserzeit das Christentum eindringt. Von hier führt die Hauptstraße nach Pannonien über den Birnbaumer Wald (Ocra) nach Emona (Laibach). Nach Norikum leitet eine Straße durch das Fellatal (Tagliamento) über Larix (Saifnitz)—Gailtal und Santicum (Villach) bis Virunum (Zollfeld)[126]). Die Karawanken werden durch letztere Linie westlich umgangen. Auch die Fortsetzung der italisch-pannonischen Straße von Emona nach Celeia umgeht Karawanken und Steiner Alpen im Südosten. Bei Zwischenwässern (Savofluvio) oder Flödnig überschreitet sie nach HITZINGER[127]) und DIMITZ[128]) die Sawe, durchquert in nordöstlicher Richtung das Laibacher Becken (nach Hitzinger) über Pirnitsch und Skarutschna bis in die Gegend von Mannsburg[129]) (ad Quartodecimum; Säulenreste bei Dernovo).

GRUDEN nimmt den Saweübergang bei Tschernutsch[130]) an, wodurch sich die Strecke beträchtlich verkürzt. Bei Mannsburg wendet sie sich nach Osten, verläßt das Laibacher Becken und tritt in das Sawebergland ein, dem Tale der Radomlja folgend. Über die Straßenstation ad Publicanos (Kraxen bzw. Podpeč) und den Trojanapaß (609 m)[131]) mit der pannonisch-(später italisch-)norischen Zollstation Atrans sowie die Station ad medias (westlich Gomilsko) im Tale des Volskabaches wird das Sanntal[132]) in der Gegend von Lotschitz erreicht, dem die Straße dann abwärts bis Cilli folgt.

Somit zeigt sich schon zur Römerzeit die verknüpfende Wirkung der Pässe des Saweberglandes, welche die kürzeste Verbindung zwischen Laibacher und Cillier Becken ohne starke Steigung herstellen. Denn auch die weiter nördlich liegenden Pässe des Kozjaksattels, 665 m (Fund von St. Martin im Tucheiner Tal)[133]), und wohl auch des Tschernasattels (Fund am benachbarten Krainski rak) dürften in kelto-römischer Zeit als Saumwege begangen worden sein. Das am Gebirgsrande gelegene Celeja, dessen Stadtbezirk im Norden bis auf den Hauptkamm des Bachers reichte[134]), bildet

---

[126]) KÄMMEL, a. a. O., 1879, S. 66.

[127]) P. HITZINGER, Über die Römerstraßen in Krain. Mitt. des historischen Vereins für Krain, 1854, S. 6.

[128]) DIMITZ, Geschichte Krains, I. Laibach 1874, S. 61.

[129]) HITZINGER, a. a. O., S. 6, möchte Mannsburg von mansio abgeleitet sehen, was wohl kaum in Frage kommen dürfte.

[130]) J. GRUDEN, Zgodovina slovenskega naroda, I. Klagenfurt 1912, S. 25.

[131]) Siehe auch KÄMMEL, a. a. O., 1879, S. 65.

[132]) Adsalluta = Sann.

[133]) Auch LUSCHIN. Ein Protocoll der Stadt Stein aus den Jahren 1502/03, S. 40, denkt an einen römischen Nebenweg durch das Tucheinertal. Dieser sollte dann im S. bei Tersain und im NO. knapp vor Franz in die römische Hauptstraße Emona—Celeia eingemündet sein. Die Frage der Existenz dieses Weges läßt L. offen.

[134]) HANS PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 41.

einen wichtigen Straßenknotenpunkt. Die pannonische Hauptstraße leitet weiter gegen Nordosten in die Ebene von Pettau (Poetovio), während gegen Nordwesten mehrere Wege das untersteirische Hügelland durchqueren. Eine weniger bedeutende Staatsstraße (Heeresstraße, Itinerarroute) verbindet Celeja über Upellae (Weitenstein)—Colatio (Windischgraz)—Juenna (Globasnitz) mit Virunum[135]). Sie verknüpft die Beckengebiete von Cilli und Klagenfurt in einem weit nach Osten ausholenden Bogen, mit dem sie die Ostkarawanken umgeht. Nach Überwindung des Weitensteiner Zuges benutzt diese Straße das Jesenicatal und von St. Leonhard ab die breite Furche des altbesiedelten Mießlingtales[136]) zwischen den Ostausläufern der Karawanken und dem Bachern, an dessen Südwesthang sie bis Windischgraz entlangzieht. Von Windischgraz ab nimmt diese Linie noch mehr den Charakter einer Höhenstraße an und übersteigt das gebirgige Vorland der östlichen Karawanken vom Schloßberg von Windischgraz über die niedrige Wasserscheide zwischen Mießlingtal und Mieß beim Dullersattel (478 m)[137]) bis Köttelach, dessen im Süden gelegener Sauerbrunnen[138]) den Römern bereits bekannt war (Römerquelle).

Weiter gegen Westen wird das Mießtal benutzt, wie die Funde von Aichdorf, Sagradi, Pfarrdorf, Maria am See (bzw. Prävali) und Pollain beweisen. Das Jauntal wird über eine niedrige Wasserscheide erreicht, und nun erleichtert die ebene Schotterfläche die Straßenanlage. Ziemlich dicht am Nordrande der Karawanken durchzieht die Straße die Ebene südlich von Unterloibach über Penk, Hof, südlich St. Michael bis in die Gegend von Globasnitz, wo der Hauptort des Jauntales, Juenna, erreicht wird. In der Gegend von Jaunstein wendet sich die Straße nordwestlich, durchquert das Jauntal bei Köking, Srejach, Sielach und erreicht bei Stein die Drau[139]), welche dort überquert wird, wo schon ein hallstattzeitlicher Über-

---

[135]) Linienführung dieser Straße bei FR. FERK, Vorläufige Mitteilungen über das römische Straßenwesen in Untersteiermark. Zeitschr. d. hist. Ver. f. Steiermark, 1893, S. 219/220; KÄMMEL, a. a. O., 1879, S. 67/69.

[136]) welches seit dem 2. oder 3. Jh. zum Stadtbezirk von Juenna gehörte (H. PIRCHEGGER, I, S. 45).

[137]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 45, erwähnt den Weg über den Bauer Čofel; M. WUTTE, Mießtal und Unterdrauburg in „Die südostdeutsche Volksgrenze", Volk- und Reich-Bücherei, Bd. 6, Berlin 1934, S. 202, gibt den Weg über den Dullersattel an.

[138]) HANS HUBER, Das Mießtal. Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Stadt Bleiburg. Klagenfurt 1928, S. 7.

[139]) Linienführung der Straße im Mieß- und Jauntal nach der Fundkarte von Dr. MARTIN WUTTE im Kärntner Heimatatlas; BARON HAUSER, Studien über die Römerstraßen Kärntens nach der Natur, Car. I, 1887, S. 38/39, schwankte noch zwischen drei verschiedenen Richtungsmöglichkeiten der Straße zwischen Juenna und Stein. Die Linie St. Johann bei Jaunstein—Sittersdorf—Vellachtal—Stein

gang war. Auch weiterhin bietet die Ebene der Straße keine Schwierigkeiten und leitet sie über Thon bei Grafenstein[140]) zum Zollfeld (Virunum), der Zentrallandschaft des Kärntner Beckens.

Neben diesen Hauptstraßen, die den Fernverkehrskräften ihre Entstehung verdanken, haben die Vizinalstraßen und Saumwege nur lokale Bedeutung. Ein ziemlich dichtes Wegenetz durchzieht das untersteirische Hügelland zwischen Cillier Becken, Sanntal, Weitensteiner Zug, Bachern und den Ausläufern der Ostkarawanken. Die Funde im Sanntal von Sannegg, Fraßlau, Ober-Gortsche, Letusch und St. Johann bei Rietz lassen einen römischen Saumweg ins obere Sanntal mindestens bis ins Rietzer Becken als wahrscheinlich annehmen[141]), ebenso eine Verbindung zur tertiären Beckenlandschaft von Schönstein-Wöllan. Letzteres wird durch eine Vizinalstraße mit dem Mießlingtal (Podgorje) und Windischgraz verbunden[142]), während weiter gegen Nordwesten die Mießlingfurche den Weg bis Unterdrauburg fortsetzt[143]). Die Straße von Unterdrauburg gegen Marburg bzw. zum Pettauer Feld umgeht den Bachern im Süden und benutzt die Senke zwischen Bachern und Weitensteiner Zug über Weitenstein und Gonobitz[144]). Andere Bacherer Vizinalstraßen am Süd- und Osthang dienten der Ausbeutung von Eisen und Marmor[145]). Bemerkenswert ist ein Straßenrest am Rande des Laibacher Beckens gegen das Tertiärhügelland von Stein. Von Žeje[146]) bei Moste zieht eine „stara cesta" über 10 km nordwestlich fast bis vor die Mauern von Krainburg durch die Katastralgemeinden Nassowitsch und Lachowitsch (Lahovče = Walchsdorf!). Es dürfte sich hier wohl um eine Verbindungsstraße von Mannsburg nach Krainburg handeln.

Das Hochgebirge hat der römische Verkehr im ganzen gemieden und nur auf wenigen Saumpfaden gequert. Ganz im Westen der Karawanken

---

machte für eine Römerstraße einen zu großen Umweg, desgleichen (nach HAUSER) die Route von Juenna über Eberndorf, St. Kanzian nach Stein. Doch dürfte die Straße in dieser Gegend über Srejach verlaufen sein. HAUSER nahm für die Straße den kürzesten Weg von Juenna über das Plateau des Zablatnig- und Klopeiner Sees bei Mökriach und am Südufer des Klopeiner Sees als wahrscheinlich an.

[140]) JAKSCH, Geschichte Kärntens bis 1335, I, S. 38.

[141]) Möglicherweise setzte sich dieser Weg über den Tschernasattel ins Tschernatal fort.

[142]) FRANZ FERK, Vorläufige Mitteilungen über das römische Straßenwesen in Untersteiermark. Zeitschr. d. hist. Ver. f. Steiermark, 1893, S. 229.

[143]) FERK, ebenda.

[144]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 45; FERK, a. a. O., S. 232, läßt die Straße teilweise auf dem Rücken des Bachers verlaufen.

[145]) FERK, a. a. O., S. 230.

[146]) A. MEJAČ, Archäologische Mittheilungen aus der Gegend von Comenda, Argo 1892, S. 61. — Die Straßenbreite im Walde beträgt 6—10 m, zwischen den Äckern oft nur 3 m.

wurde der aus dem oberen Sawetal (Nebenstraße Laibach—Krainburg—Wurzener Sawe; römischer Inschriftstein in Radmannsdorf) nach Villach (Santicum) führende Wurzenpaß[147]) begangen. Von Krainburg aus überschritt ein nach Virunum führender römischer Saumweg den Loibl[148]), wie die Funde von dort (Tempel des Apollo Belenus und der Belena am Fuße des Passes) und von Unterloibl beweisen. Sehr wahrscheinlich hat auch der Seebergpaß einen solchen Saumweg getragen, doch weichen hierüber die Ansichten stark ab. Die älteren Autoren wie HITZINGER[149]), DIMITZ[150]), VON JABORNEGG[151]), LEVEC[152]), ANKERSHOFEN[153]), ferner MOMMSEN, MUCHAR, KATANCSICH, PICHLER nehmen allgemein das Bestehen eines Saumweges durch die Kanker-Vellach-Furche an, während die etwas jüngeren wie Baron HAUSER[154]) die Existenz eines solchen Verkehrsweges entweder bestreiten oder ihn nicht erwähnen, wie JAKSCH[155]) und Dr. WUTTE auf der archäologischen Fundkarte im Kärntner Heimatatlas. Nur GRUDEN[156]) kennt außer der Loiblstraße auch einen Nebenweg durchs Kankertal.

Nun basieren zwar die älteren Linienführungen der Straßen meist auf falschen Festlegungen der Römerorte[157]) (z. B. Santicum = Krainburg statt = Villach), aber es sprechen doch einige stichhaltigere Gründe für diese Verkehrslinie. So erwähnen LINHART[158]) und HITZINGER[159]) einen

---

[147]) HITZINGER, a. a. O., Mitteilungen des historischen Vereins für Krain, 1854, S. 8; ANKERSHOFEN, Geschichte Kärntens, I, S. 576; DIMITZ, Geschichte Krains, I, S. 63.

[148]) HAUSER, Prähistorische Funde und Ausgrabungen in Kärnten, Car. I, 1887, S. 180; GRUDEN, a. a. O., I. Klagenfurt 1912, S. 26; JAKSCH, Geschichte Kärntens bis 1335, I, S. 38; Fundkarte Dr. WUTTE im Kärntner Heimatatlas; W. ŠMID, Der Loibelpaß, Carniola 1909, S. 157 ff.

[149]) P. HITZINGER, a. a. O., Mitteilungen des historischen Vereins für Krain, 1854, S. 8; DERS., Die Lage mehrerer Römerstädte in Krain und in den Nachbarländern, ebenda, 1856, S. 21.

[150]) DIMITZ, Geschichte Krains, I. Laibach 1874, S. 63.

[151]) M. F. v. JABORNEGG, Notizen über die Römerstraßen in Kärnten. Car. I, 1849, S. 50.

[152]) WL. LEVEC, Cesta od Šmarijine Gore v Kokro. Izv. mužejskega društva za Kranjsko, 1896, S. 68; Zitat nach LINHART, Versuch einer Geschichte von Krain, S. 319.

[153]) ANKERSHOFEN, Geschichte von Kärnten, I, S. 576; Zitat bei DIMITZ, I, S. 63.

[154]) KARL BARON HAUSER, Die Römerstraßen Kärntens. Car. I, 1897, S. 102, fand auf der von FR. PICHLER erwähnten Römerstraße durch das Kankertal und über den Seeberg „nie eine Römerspur".

[155]) JAKSCH, Geschichte Kärntens, I, S. 38.

[156]) GRUDEN, a. a. O., I. Klagenfurt 1912, S. 26.

[157]) KATANCSICH hielt Eisenkappel für Tasinemetum; RECHBERG für Saloca und Völkermarkt (!) für Virunum, HITZINGER hielt Krainburg für Santicum.

[158]) LINHART, bei LEVEC, a. a. O., 1896, S. 68.

[159]) HITZINGER, a. a. O., 1854, S. 8; DERS., a. a. O., 1856, S. 21.

römischen Münzfund im Kankertal und DIMITZ[160]) spricht von „Gelübdesteinen am Ausgang des Kankertales" aus der Zeit MARK AURELS. Wesentlicher für den Wegverlauf sind aber die morphologischen Bedingungen (auch der Reichtum des Vellachtales an eisenhaltigen Quellen könnte die Römer angelockt haben). Einmal ist der 1218 m hohe, in Schiefern liegende Seebergpaß lange nicht so steil wie der Loibl, zum anderen aber liegt die größere Siedlung Juenna nahe am Austritt des Vellachtales in die Ebene, und es erscheint somit recht wahrscheinlich, daß ein Saumpfad von Krainburg über den Seeberg nach Juenna am Nordrande der Karawanken führte bzw. in die Straße Juenna-Virunum einmündete[161]).

Das Hochgebirge als siedlungsleerer Grenzraum

Abgesehen von der unbedeutenden Berührung durch die spärlichen und schmalen Saumwege blieb das Hochgebirge der Karawanken und Steiner Alpen fels- und walderfüllte Anökumene, welche schon damals die Rolle eines breiten Grenzsaumes spielte[162]). Dieses später anscheinend irrtümlich als „Carvancas"[163]) bezeichnete Gebirge bildete anfangs den norisch-pannonischen, später den norisch-italischen Grenzgürtel[164]). Die Grenze folgte dem wasserscheidenden südlichen Karawankenkamm bis zum Ostende der Koschuta und zum Seeberg, um dann wahrscheinlich südlich über den Hauptkamm der Steiner Alpen und das Ostplateau zum Krainski rak—Tschernasattel (Wasserscheide Feistritz-Sann)—Trojanapaß und zur Sawe abzu-

---

[160]) DIMITZ, a. a. O., I, S. 35.

[161]) ANKERSHOFEN, a. a. O., I, S. 576, ließ diese Einmündung bei Eberndorf stattfinden.

[162]) O. KÄMMEL, a. a. O. Leipzig 1879, S. 18, läßt das Königreich Noricum südlich bis zu den Karawanken reichen; ähnlich v. KRONES, a. a. O., 1889, S. 320 ff.

[163]) Nach HITZINGER, Die Peutingersche Tafel und die Geographie des Ptolemäus in bezug auf Krain. Mitt. d. hist. Ver. f. Krain, 1864, S. 84, soll der „Carvancas" im Gebirgszuge zwischen Schneeberg und Birnbaumer Wald zu suchen sein; v. KRONES, a. a. O. Stuttgart 1889,, S. 335, sieht in „mons Carvancas" das Sawebergland zwischen Celeia und Emona mit dem Trojanapaß (Atrans bzw. Adrante). — Über die irrtümliche Übertragung des Namens Carvancas vom Karstgebiet bis zum Grenzgebirge nördlich der Sawe siehe MÜLLNER, Über geographische Nomenklatur, in „Argo", 1893, S. 30/31. — Auch nach L. HAUPTMANN, Krain, Erl. z. hist. Atlas d. österr. Alpenländer, Wien 1929, S. 323, bedeutet der Name „Karwankas" bei PTOLEMÄUS nicht Karawanken. Die Bezeichnung Karwankas-Carrusuadius (Karst) soll sich auf die südkarnischen Berge an der italienisch-norischen Grenze beziehen.

Die Verzeichnung der Karawanken durch PTOLEMÄUS (150 n. Chr.) erwähnt ferner M. WUTTE, Kärnten im Kartenbild der Zeiten. Arch. f. vaterl. Gesch. u. Topogr., 23. Jg. Klagenfurt 1931. WUTTE scheint der Ansicht zu sein, daß „Karwankas" und Karawanken bei PTOLEMÄUS doch identisch waren.

[164]) M. WUTTE, Die Kärntner Landesgrenze und ihre geschichtliche Entwicklung. Car. I., 1919, S. 39.

sinken[165]). Das Sanngebiet mit Celeia[166]) gehörte während der längsten Zeit zu Norikum. Nach v. KRONES[167]) soll es vorübergehend auch einmal zu Pannonien gerechnet worden sein, ein Beweis für die schwankende Stellung dieses Zwischengebietes.

In der späteren Kaiserzeit wächst die Bedeutung dieses Grenzgürtels für Rom. Zur Sicherung Italiens vor den wachsenden Barbarenfluten mußte Oberkrain mit Italien vereint und in die venetisch-istrische Stellung einbezogen werden[168]). Um das Laibacher Becken (Emona) militärisch zu schützen, war jedoch der gesicherte Besitz der karnischen Pässe und die Schließung der illyrischen Bresche erforderlich. Durch die Vorschiebung der italischen Grenze zum befestigten Trojanapasse und auf die Linie Steiner Alpen—Karawanken—Karnische Alpen wurde dieses Ziel erreicht und Karnien mit Italien vereinigt[169]). Mit dem zunehmenden Ansturm der Barbaren mußte die Grenze zurückgenommen werden, und wohl schon zur Zeit des PROKOPIOS ist nach HAUPTMANNS Ansicht die Mauer gerissen und wieder hinter das Laibacher Becken zurückgewichen (zwischen 408—535[170]). Am Ende des 4. Jh.s erschöpfen sich im allgemeinen die römischen Kulturkräfte[171]).

Die Völkerwanderungszeit mit ihrem wechselvollen Einwirken pannonischer und italischer, auch germanischer Kräfte bringt dem Lande einen starken Kulturrückgang und große Verödung[172]). Damals, im 5. Jh., werden die mittleren Alpenländer und auch Kärnten in ein Limesgebiet verwandelt. Zwischen die Kastelle werden Grenzsoldaten als Freibauern angesiedelt[173]). 448 räumt ODOAKAR Norikum[174]), welches zum Durchzugsland germanischer Söldner wird[175]). Doch bleibt das romanisierte und durch Aquileja chri-

---

[165]) Genaue Grenzen waren damals noch nicht erforderlich.

[166]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 22.

[167]) v. KRONES, a. a. O. Stuttgart 1889, S. 320.

[168]) L. HAUPTMANN, Krain, a. a. O., Wien 1929, S. 324/325, und 333/334; v. KRONES, a. a. O., 1889, S. 320.

[169]) Die Grenzverlegung erfolgte wahrscheinlich unter SEPTIMIUS SEVERUS nach 193 n. Chr., denn 238 war Emona schon eine italische Stadt; DIMITZ, a. a. O., I, S. 26; H. PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 26; L. HAUPTMANN, Krain, a. a. O., S. 325, 328.

[170]) L. HAUPMANN, Krain, a. a. O., S. 333.

[171]) KÄMMEL, a. a. O. Leipzig 1879, S. 116.

[172]) v. KRONES, a. a. O., 1889, S. 340; H. PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 60.

[173]) Dieser Limes im Süden der Zentralalpen hat bis zirka 590 fortbestanden; siehe E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung im deutsch-magyarischen und deutsch-slowenischen Grenzraum in „Die südostdeutsche Volksgrenze", Volk- und Reich-Bücherei, Bd. 6. Berlin 1934, S. 31/32.

[174]) HAUPTMANN, Krain, a. a. O., S. 335.

[175]) So rückte z. B. ALARICH um 408 über die Karawanken nach Norikum ein (JAKSCH, a. a. O., I, S. 43).

stianisierte Keltentum noch vorherrschend[176]). Celeia und Emona werden möglicherweise schon 451/52 durch ATTILA vernichtet[177]), mit großer Wahrscheinlichkeit aber Ende des 6., Anfang des 7. Jh.s (mit allen anderen Städten) durch die Awaren und Alpenslawen[178]). Noch dauert das römische Übergewicht in Binnennorikum[179]) bis Ende des 5. Jh.s an und ermöglicht das Aufblühen des Hemmaberges (Juenna) zum altchristlichen Bischofssitz im 4. und 5. Jh.[180]). Die ausgezeichnete Schutzlage[181]) dieser Höhensiedlung auf einer Dachsteinkalkebenheit trägt ebenfalls zu der auffallenden Kulturkonstanz und spätrömischen Blüte dieses Gebietes bei. Erst von den Slawenstürmen wird Juenna vernichtet[182]).

Germanische Siedlungsspuren

Noch vor der Einwanderung der Slawen in Kärnten, Untersteiermark und Oberkrain finden wir dort germanische Staatenbildungen[183]) und sogar Streusiedlungen. Kurz nach der Vernichtung des weströmischen Reiches faßt THEODERICH von 493—526 alle Alpen- und Karstländer zusammen[184]). Nach seinem Tode folgen Franken und Langobarden. Die letzteren vereinigen um die Mitte des 6. Jh.s (546) zum ersten Male das Laibacher und Cillier Becken, also „Altkrain" in einer Hand[185]). Ein langobardisches Gräberfeld

---

[176]) KÄMMEL, a. a. O. Leipzig 1879, S. 115.

[177]) H. PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 65.

[178]) H. PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 68—70; E. KLEBEL, Geschichte der Pfarren und Kirchen Kärntens, Car. I, 1926, S. 48, gibt jedoch an, daß nach neueren Betrachtungen die Stadt Laibach (Emona) erst 919 durch Magyareneinfälle zerstört wurde.

[179]) JAKSCH, a. a. O., I, S. 45. — Binnennorikum war von Pannonien durch die Ereignisse des 5. Jh.s völlig getrennt; ODOAKAR hat nach KÄMMEL Binnennorikum gehalten, ebenso THEODERICH (KÄMMEL, a. a. O., 1879, S. 134).

[180]) JAKSCH, a. a. O., I, S. 29. — Fund der Ruinen einer Gemeindekirche, einer Laienkirche, Taufkapelle und von Felsengräbern.

[181]) E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung im . . . deutsch-slowenischen Grenzraum, a. a. O., 1934, S. 32, spricht von römischen Rückzugsstellungen und erwähnt dabei u. a. den Südabhang der Saualpe. Das Christentum soll sich in einigen dieser Bergfestungen auch später noch erhalten haben.

[182]) JAKSCH, a. a. O., I, S. 49. — Auch Virunum ist völlig versunken; siehe E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung im . . . deutsch-slowenischen Grenzraum, a. a. O., 1934, S. 32.

[183]) L. HAUPTMANN, Krain, spricht demgemäß in einer seiner Kapitelüberschriften von einem „Germanischen Krain".

[184]) JAKSCH, a. a. O., I, S. 47; H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 66/67; M. WUTTE, Deutsche und Slowenen in Kärnten, Car. I, 1919, S. 1; DERS., Deutsch-windisch-slowenisch, Sep.-Abdr. Klagenfurt 1930, S. 10.

[185]) L. HAUPTMANN, Krain, a. a. O. Wien 1929, S. 336/337. Nach E. KLEBEL, a. a. O., 1934, S. 33, soll das Gebiet südlich der Zentralalpen erst seit 568 an die Langobarden gekommen sein.

in Krainburg, das von W. SCHMID[186]) aufgefunden wurde, bezeugt die Bedeutung dieses oberkrainischen Knotenpunktes auch für jene Zeit. Das langobardische Krainburg soll eine unmittelbare Fortsetzung des spätrömischen Carnium[187]) darstellen. Es lag unter dem südöstlichen Teil des heutigen Ortes, begrenzt von zwei Seiten von Kanker und Sawe, im Norden von der Konglomeratterrasse, auf der die jetzige Stadt steht. Noch im 8. Jh. soll dort ein langobardischer Wachtposten zur Grenzsicherung gegen die Awaren gelegen haben. Neuerdings nimmt man sogar eine ganze Reihe von langobardischen Kastellen in Oberkrain an, die von Thörl ausgehend über Krainburg (und Laibach) bis nach Billichgraz verlief[187a]). Nach E. KLEBEL[188]) haben zur Zeit der ostgotischen, fränkischen und langobardischen Herrschaft germanische Söldner in den kärntnischen Limesfestungen (z. B. Duel bei Feistritz an der Drau) gestanden. Da sie als Freibauern in deren Umkreis angesiedelt waren, kann man schon seit Ende des 5. Jh.s mit germanischen Streusiedlungen in den Ostalpen rechnen.

Möglicherweise haben sich Splitter dieser und anderer Germanen auch in den Tälern der Karawanken und Steiner Alpen festgesetzt[189]). Nimmt neuerdings auch GRABER[190]) und KARL RHAMM[191]) einen weitgehenden

---

[186]) W. ŠMID, Das Gräberfeld von Krainburg. Mitt. d. Musealver. f. Krain, 1905, S. 82—92; Ders., Die Reihengräber von Krainburg. Jahrbuch f. Altertumskunde, 1. Bd., 1907, S. 55. Siehe auch RIEGL, Die Krainburger Funde. Jahrb. d. (Hist.) Zentr.-Komm., N. F. I, S. 117. — Gegen ŠMIDS Auffassung wandte sich 1915 noch L. HAUPTMANN in: Politische Umwälzungen unter den Slowenen vom Ende des 6. Jh.s bis zur Mitte des 9. Jh.s. Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch.-Forsch., 36. Bd., 1915, S. 230/231. Es heißt dort: „Oberkrain war nie langobardisch" und „Vor KARL D. GR. war in Krain für germanische Krieger kein Platz". — In seinem späteren Werk über Krain in den Erl. z. hist. Atlas, 1929, S. 336, schließt sich HAUPTMANN jedoch ŠMIDS Ansicht an. Er gesteht zu, daß das Gräberfeld langobardisch und nicht slawisch sei und bis zur Mitte des 6. Jh.s zurückreiche. — Auch H. PIRCHEGGER hält in seiner Besprechung der HAUPTMANNschen Arbeit von 1915, S. 138, die Krainburger Gräber für sicher langobardisch. Krainburg könne vor oder nach 663 eine langobardische Besatzung gehabt haben. — Über den Nachweis langobardischer Einrichtungen in Krain, Untersteier und Kärnten siehe E. KLEBEL, a. a. O., 1934, S. 34.

[187]) ŠMID, ebenda, S. 92, 96, 82; s. auch JOS. ZONTAR, a. a. O., 1939.

[187a]) Vgl. W. ŠMID in JOS. ZONTAR, Zgodovina mesta Kranja, Laibach 1939.

[188]) E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung . . . a. a. O., 1934, S. 33. — Über die langobardischen Befestigungen in Kärnten vgl. die Arbeit von FR. JANTOCH in den Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien.

[189]) M. WUTTE, Aus Bleiburgs Vergangenheit. Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Stadt Bleiburg. Klagenfurt 1928, S. 1; DERS., Mießtal und Unterdrauburg in „Die südostdeutsche Volksgrenze", Volk- und Reich-Bücherei, Bd. 6. Berlin 1934, S. 206.

[190]) GEORG GRABER, Alte Gebräuche bei der Flachsernte in Kärnten u. a.

[191]) KARL RHAMM, Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slawischen Wald-

ostgermanisch-skandinavischen Einfluß in allen Haus- und Wirtschaftsformen der Südostalpen an (Ringhof, Sparrendach, Arl). Auch für unsere Gebiete bringt er Beispiele dieser Beeinflussung, nämlich das Auftreten des Umlaufstalls in der Gegend von Bleiburg gegen die Karawanken hin und bei Sulzbach sowie das Vorkommen der Arl im Bleiburger und Schwarzenbacher Gebiet[192]).

Zusammenfassung

Nun soll ein kurzer Überblick die Entwicklung der Landschaft in der Frühzeit zusammenfassen.

Bis zum Anfang der Slawenzeit treten im ganzen Gebiete unseres Südostalpenanteils nur spärliche randliche Kulturwirkungen auf. Waren sie in der Vorgeschichte nur punkthaft, so nehmen sie in kelto-römischer Zeit teilweise inselartige Verbreitung an. Die Grundzüge des Landschaftsbildes bleiben jedoch auch unter römischer Herrschaft gleich[193]). Sie äußern sich in dem überaus scharfen Gegensatz zwischen den stärker besiedelten Beckenlandschaften und dem fast unbewohnten Hochgebirge.

Von den Randlandschaften ist das schotterreiche, warme und trockene Jauntal am stärksten durch römische Kulturkräfte umgestaltet worden und erlangt eine gewisse frühzeitliche Reife. Es zeigt auch späterhin eine gewisse Kulturkontinuität und wird einmal als Kulturbasis fungieren können, zumal da Juenna und der Hemmaberg unmittelbar am Nordrand der Karawanken liegen. Auch das untere Mießtal wird noch von römischen Verkehrskräften erfaßt. Im Laibacher Becken reichen die Kulturausstrahlungen Emonas nur bis zum Südrande des Steiner Tertiärhügellandes und im Sawebergland bis zum Trojanapasse (Fernverkehr). Celeias Einfluß geht sogar bis ins Rietzer Becken (Funde bei Rietz, St. Johann usw.). Diese Landschaft dürfte etwas stärker kultiviert gewesen sein. Das ganze gewaltige Bergland zwischen der Loiblstraße im Westen, dem Hügelland von Stein und dem Tucheinertal im Süden, dem Sann- und Mießlingtal im Osten und dem unteren Mieß- und Jauntal im Norden bleibt fast völlig unberührt und wahrt seinen Naturlandschaftscharakter. So dehnt sich hier ein riesiger,

---

gebiet. Ethnogr. Beitr. z. germ.-slaw. Altertumskunde, II. Abt., 2. Teil, 1. Buch. Braunschweig 1910. Einen Auszug des Werkes bringt Victor Ritter von Geramb in der Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde. Berlin, 27. Jg., 1917, S. 252—261. — Rhamm stellt sich vor, daß diese Germanen Ostgermanen waren und von Osten und Süden her eindrangen.

[192]) K. Rhamm, a. a. O., S. 949, 962, 996 und 1007; siehe auch M. Wutte, Mießtal und Unterdrauburg, a. a. O., 1934, S. 207. — Freilich sind dies noch keine sicheren Forschungsergebnisse. Vgl. E. Klebel, Die mittelalterliche deutsche Siedlung . . ., a. a. O., 1934, S. 69.

[193]) O. Jauker, a. a. O., G. Z. 1908, S. 199.

fast siedlungsleerer Raum[194]), in welchen die Kräfte der drei umgebenden Beckenlandschaften kaum eindringen. Nur an einer Stelle scheinen die Römer tiefer ins Gebirge vorzustoßen, im oberen Mießtal bei Schwarzenbach (Bleigewinnung?). Sonst kommt nur noch der über Seeberg führende Saumweg in Betracht, dessen Existenz noch nicht einmal sichergestellt ist. Ständige keltische Siedlungen dürfte das Hochgebirge nur sehr wenige gehabt haben, während das Hügelland sicher dichter bevölkert war. Die alpenfremde und waldscheue römische Kulturkraft konnte und wollte das dicht bewaldete Hochgebirge nicht umgestalten, sie besetzte nur in den Randgebieten einen vorhandenen Siedlungsraum und schuf einige städtische Fremdformen, ähnlich wie in Westdeutschland[195]). Eine gewisse Romanisierung ist wohl nur im Jauntal aufgetreten in nächster Nähe einer städtischen Siedlung. Die Verkehrswege der Römer stellen zum beträchtlichen Teil von der Vorbevölkerung ererbte Formen dar oder verdanken ihr Dasein politisch-militärischen Fernwirkungen.

Eine Erschließung des Hochgebirges konnte erst mit dem Auftreten der Rodungskraft beginnen, und diese tritt bei den Kelten erst sehr schwach und bei den Römern noch weniger auf. Die ersten Germanen aber durchstreiften das Land meist nur flüchtig auf ihren Kriegszügen oder legten an strategisch wichtigen Punkten Garnisonen an. Über eine Ansiedlung versprengter ostgermanischer Stämme, die vielleicht das waldige Hochgebirge als Rückzugsgebiet aufsuchten, können wir vorerst nur Mutmaßungen aufstellen[196]).

Die alpenslawische Landnahme

Herkunft und Einwanderung der Slowenen.

Die erste grundlegende wenn auch nicht planmäßige[197]) Umgestaltung der Naturlandschaft blieb dem slawischen Volke der Slowenen vorbehalten. Ursprünglich jenseits der Karpaten, in Galizien ansässig[198]), gerieten sie

---

[194]) Über die Rolle der Karawanken als absolute Schranke im Altertum siehe V. PASCHINGER, Die Karawanken als Strukturgrenze. Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung, 1931/32, S. 130.

[195]) In der Aachener Landschaft siehe H. OVERBECK, Das Werden der Aachener Kulturlandschaft. Diss. Aachen 1928, S. 10, 18, 19. Im Saargebiet siehe C. SCHNUR, Die Entwicklung der Kulturlandschaft im Saargebiet. Jahrb. d. Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik, 87.—89. Jg. Frankfurtl 925, S. 16—35. — Für die Alpenländer siehe OTTO JAUKER, a. a. O., G. Z. 1908, S. 201.

[196]) Siehe E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung im . . . deutsch-slowenischen Grenzraum, in „Die südostdeutsche Volksgrenze", a. a. O., 1934, S. 69.

[197]) MARIAN SIDARITSCH, Geographie des bäuerlichen Siedlungswesens im ehemaligen Herzogtum Steiermark. Graz 1925, S. 38.

[198]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 73; JAKSCH, Geschichte Kärntens bis 1335, I, S. 49.

durch das Vordringen der Hunnen in Bewegung und schoben sich nach Pannonien vor. Der im Jahre 568 erfolgte Abzug der Langobarden aus der ungarischen Tiefebene nach Italien ermöglichte das Einströmen der Slowenen in die südöstlichen Alpenländer[199]). Von den Awaren vorgeschoben, drangen sie in Nordwestrichtung die Drau und Sawe aufwärts und benutzten auch deren Nebenflüsse als Einbruchslinien. Die Haupteinwanderung erfolgte um 590[200]), denn bereits einige Jahre später stießen sie an den Drauquellen bzw. bei Dölsach (Aguntum) auf die Baiern[201]) und bekämpften sie zusammen mit den Awaren. Der westliche Teil der Slowenen blieb bei der Auswanderung aus dem nördlichen Karpatenvorland in unmittelbarer Fühlung mit den Tschechen. Daher wurde das alpenländische Slowenisch nach HAUPTMANNS Ansicht das Bindeglied zwischen dem Tschechischen und dem Südslawischen[202]), welch letzteres im Alpenlande später die Oberhand gewann. Westslawische Namensformen erhielten sich aber teilweise bis heute, wie Kulm bei Eberndorf von tschechisch chlum[203]), auch Homölisch, Homelitschach am Nordfuß der Karawanken von tschechisch chomol[204]). Soll doch anfangs im Klagenfurter Becken die Masse des Volkes eine nordwestslowenische Mundart geredet haben, die von westslawischen Eigenheiten entstellt war, während nur eine dünne Schicht

---

[199]) H. PIRCHEGGER, JAKSCH, ebenda; WALTER ŠMID, Altslowenische Gräber Krains. Carn. 1908, S. 39; J. GRUDEN, Zgodovina slovenskega naroda. Klagenfurt 1912, I, S. 42/43; L. HAUPTMANN, Krain, Erl. z. hist. Atlas d. österr. Alpenländer. Wien 1929, S. 337; O. KÄMMEL, Anfänge deutschen Lebens in Österreich bis zum Ausgang der Karolingerzeit. Leipzig 1879, S. 135; v. KRONES, Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer.... Stuttgart 1889, S. 322—325.

[200]) M. WUTTE, Deutsche und Slowenen in Kärnten, Car. I, 1919, S. 1; KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung..., a. a. O., 1934, S. 34. — Nach FR. KOS, „Kdaj so Slovenci prišli v svojo sedanjo domovino?" (Wann sind die Slowenen in ihre heutige Heimat gekommen?). Izvestja muzejskega društva za Kranjsko, 1896, S. 56, und „Prvi nastop Slovencev v zgodovini" (Erster Eintritt der Slowenen in die Geschichte). Izvestja mu. dr. za Kr., 1901, S. 105 ff., sind die Slowenen zwischen 568 und 595 in ihr heutiges Gebiet gekommen.

[201]) KÄMMEL, a. a. O., Leipzig 1879, S. 135, gibt 592 und 610 als Daten der Zusammenstöße an. LUDMIL HAUPTMANN, Politische Umwälzungen unter den Slowenen vom Ende des 6. Jh.s bis zur Mitte des 9. Jh.s Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung, 36. Bd., 1915, S. 229, nennt 596 und 610 als Zeitpunkte dieser Kämpfe. — Der Zusammenstoß zwischen Baiern und Slowenen soll nach FR. KOS 611 bei Innichen erfolgt sein (siehe FR. KOS in Izvestja mu. dr. za Kr., 1896, S. 86; ebenda 1901, S. 105—113). Nach E. KLEBEL, a. a. O., 1934, S. 70, fanden die Kämpfe in der Nähe von Dölsach um 590 und später im zweiten Viertel des 7. Jh.s statt.

[202]) L. HAUPTMANN, ebenda, S. 236/237.

[203]) L. HAUPTMANN, ebenda, S. 235/239.

[204]) PRIMUS LESSIAK, Ein Beitrag zur kärntnischen Ortsnamenkunde. Car. I, 1906, S. 134; chomol = Sturmwind, auch Schneelawine.

südslawisch sprach[205]). Nicht als Freie sind die Slowenen in die Ostalpen gekommen, sondern ähnlich wie die russischen Duljeben[206]) aus den Niederungen des Bug als Knechte der grausamen Awaren[207]), von welchen sie bereits in Pannonien unterworfen wurden. Die Niederlassung der Slowenen an den Hauptverkehrswegen (Drau und vor allem Sawe) von Ungarn nach Italien erklärt besonders für die Saweslowenen die Dringlichkeit der awarischen Herrschaft, denn diese Räuber wollten sich unbedingt ein Ausfallstor nach dem reichen und klimagünstigen Italien offen halten. Deshalb sollen HAUPTMANNS[208]) Ansicht nach Untersteiermark und Krain, welche von der Römerstraße vom Plattensee über Cilli—Laibach—Birnbaumer Wald zur Adria durchzogen wurden, unter viel stärkerem awarischen Druck gestanden haben, als das noch dazu winterkältere Kärnten, das damals kein Durchzugsland in ost-westlicher Richtung war. Auf den verschiedenen verkehrgeographischen und auch klimatischen Bedingungen beider Landschaften beruht zum Teil auch die Abweichung im politischen Schicksal derselben. Während es den in Kärnten ansässigen Karantanern gelang, zur Zeit SAMOS (um 630), die awarischen Fesseln[209]) weitgehend abzustreifen, blieb den damals ebenfalls befreiten untersteirischen und krainischen Slowenen nur eine kurze Zeit der Freiheit, dann verfielen sie (in der zweiten Hälfte des 7. Jh.s) wieder dem awarischen Joch. Schon damals waren also die Alpenslawen politisch gespalten. Die von HAUPTMANN angeführten Gründe reichen jedoch zur Erklärung dieser Tatsache

[205]) L. HAUPTMANN, ebenda, S. 240. — Über die stammesmäßige Uneinheitlichkeit der einwandernden Slawen siehe auch E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung . . . 1934, S. 34.

[206]) Siehe den Ortsnamen Dudleipa. E. KLEBEL, a. a. O., 1934, nennt sie Dudlieber.

[207]) JAKSCH, Geschichte Kärntens, I, S. 49; DIMITZ, Geschichte Krains, I. Laibach 1874, S. 101; L. HAUPTMANN, Politische Umwälzungen . . ., 1915, S. 229; H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 85; L. HAUPTMANN, Staroslovenska družba in njeni stanovi (Die altslowenische Gemeinde und ihre Verfassung). Besprechung dieser Arbeit von H. PIRCHEGGER, in der Zeitschr. d. hist. Ver. für Steiermark, 1919, S. 355; E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung . . . a. a. O., 1934, S. 34.

[208]) L. HAUPTMANN, Politische Umwälzungen . . . S. 243/244; DERS., Krain, Erläuterungen zum historischen Atlas, S. 337.

[209]) KÄMMEL, a. a. O., 1879, S. 186; H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 87; DIMITZ, a. a. O., I, S. 102; JAKSCH, I, S. 51; ŠMID, Altslowenische Gräber Krains. Carniola 1908, S. 39; L. HAUPTMANN, Politische Umwälzungen . . . S. 253/59. Nach E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung . . . a. a. O., 1934, S. 35, hat sich die awarische Herrschaft über die Alpenländer kaum 30 Jahre erstreckt. Um 624 erhob sich SAMO und um 630 brach ein Streit zwischen Awaren und Bulgaren aus, der die awarische Macht bis Mitte des 8. Jh.s lähmte. In den Kämpfen der Franken und Langobarden kam sogar das Gailtal um 630 an das Langobardenreich.

kaum aus. Wesentlich für die Zersplitterung war vor allem auch die trennende Kraft[210]) des Hochgebirgsgürtels von Karawanken und Steiner Alpen. Diese mächtige Grenzeinöde überwand als politische Scheide sogar den Zusammenhang völkisch gleichartiger Gruppen. Infolge der durch die Awarenherrschaft herangezüchteten politischen Ohnmacht des slowenischen Volkes konnten sich auch die befreiten Karantaner-Slowenen nicht zu eigener Staatenbildung emporschwingen[211]). Wie HAUPTMANN vermutet, soll eine neue Herrenschicht, die kroatischen Edlinger[212]), den Staat der Karantaner gegründet haben. Die Kroaten sollen im 7. Jh. über Unter- und Mittelsteiermark nach Kärnten[213]) vorgestoßen sein, möglicherweise

---

[210]) M. WUTTE, Die Kärntner Landesgrenze und ihre geschichtliche Entwicklung, Car. I, 1919, S. 39; bereits v. KRONES, a. a. O., 1889, S. 331, glaubt nicht, „daß das durch zwei gewaltige Bergzüge, die Santhaler, Sulzbacher oder Steiner Alpen und die Karawanken von Kärnten geschiedene Krainer Land, das ... auch PAULUS DIACONUS als ‚Carniola' von ‚Carantanum' bestimmt scheidet, mit letzterem vereinigt (später) an die Baiern und Franken kam."

[211]) L. HAUPTMANN, Politische Umwälzungen ... MIÖG., 36. Bd., 1915, S. 266.

[212]) L. HAUPTMANN, Politische Umwälzungen ... 1915, S. 259, 60—63, 64; LESSIAK wies in seiner Abhandlung „Edling-Kazaze", S. 87, nach, daß der slowenische Name für Edlinger, Kases aus einem turkotatarischen quazaqu entstanden sei. In den türkischen Sprachen bedeutet dies der Freie, im Ukrainischen Held, Freibauer, Kosak. Die Edlinger hält LESSIAK für die turkotatarischen Herren der Slawen, da Edling die getreue Übersetzung von Kases sei. HAUPTMANN, a. a. O., S. 263/264, hält dagegen die turkotatarische Herkunft der Edlinger für unwahrscheinlich. Für diese Deutung spräche nur der turkotatarische Ursprung des Wortes Kases, für die überragende Bedeutung der Kroaten zeugten nicht nur Ortsnamen und Quellen, sondern auch die (allerdings viel umstrittene) Zeremonie bei der Herzogseinsetzung in Kärnten. Durch die Deutung Edlinger = Kroaten wäre dann auch die Häufung der Edlingersitze in den Gegenden erklärt, in welchen Kroaten siedelten. — Siehe auch HAUPTMANN, Staroslovenska družba in njeni stanovi. Časopis za slov. jezik, književnost in zgodovina, 1. Jg., 1918, Besprechung dieser Arbeit von H. PIRCHEGGER, Zeitschr. d. hist. Ver. f. Steiermark, 1919, S. 336. — Die Kazaze-Orte hält H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark I, S. 85, möglicherweise für awarische (turkotatarische) Garnisonen im Slawenlande. — Nach E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung ... a. a. O., 1934, S. 69, sind die Edlinger Kärntens, Untersteiers und Krains aus einer byzantinisch-langobardischen Verfassungseinrichtung (um die Kastelle angesiedelten Freibauern) zu erklären. — Im Gebiet des nördlichen Jauntales finden wir nordwestlich von Mittlern einen Ort Edling (Kazaze) unfern der Drau. Interessanterweise erscheinen auch im Urbar des kärntnerischen Amtes Kappel von 1524 im Vellacher Grenzgebiet der Karawanken „Die permeysslnig Edlinger", deren Herkunft unklar bleibt. Von den Edlingern in Krain seien jene in Wockiner Mitterdorf erwähnt, welche in einem Urbar der Brixner Herrschaft Veldes aus dem 13. Jh. (1256) genannt werden (Hauptstaatsarchiv München).

[213]) HAUPTMANN, a. a. O., S. 256/257. — H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, Gotha 1920, S. 86/87, stellt die Herrschaft der Kroaten längst nicht so wahrscheinlich hin wie HAUPTMANN.

herbeigerufen von den Slowenen. Nach den neuesten Forschungen kommt jedoch nicht den Kroaten, sondern den Langobarden das Verdienst der Staatenbildung zu. Derselbe langobardische Vorstoß, der um 630 das Gailtal eroberte, ließ in der zweiten Hälfte des 7. Jh.s in Kärnten ein Vasallenherzogtum mit langobardischer Verfassung entstehen[214]). Jedoch war die Edlingerschicht in Kärnten, Untersteier und Krain nicht germanisch wie in Friaul und wohl auch im Gailtal, sondern blieb turkotatarisch (finnisch-ugrisch). Diese Verhältnisse schließen wohl aber eine gewisse kroatische Einwanderung nicht aus. Die größte Wohndichte hatte dieses slawische Bauernvolk (nach HAUPTMANN) im alten Kroatengau[215]) nahe beim Zollfeld und der Karnburg. Das nur eine dünne Schicht bildende finnisch-ugrische Herrenvolk ging später in der Masse des slowenischen Volkes auf. Im Sann-Sawe-Gebiet, in dem sich die Awaren zum zweiten Male festgesetzt hatten, dauerte ihre Herrschaft noch lange fort[216]) (bis Ende des 8. Jh.s), während in Italien die Langobarden saßen, von denen zunächst auch das slawische Herzogtum Karantanien abhängig war. Gegen 730 wurde dieses jedoch selbständig[217]).

Das Paßland „Altkrain".

Durch die langdauernde Trennung der Slowenen an Sann und Sawe von den Karantanern und durch das Zusammenleben unter derselben awarischen Herrschaft, nicht zuletzt aber auch durch die einigende Wirkung der altkrainischen Paßlandschaft, bildete sich allmählich der Stamm der Krainer[218]). Der altkrainische Raum[219]) umfaßt im wesentlichen einmal das untersteirische Sanngebiet südlich des Weitensteiner Zuges mit dem Sawe-Sotla-Bergland, ferner das Gebiet zwischen Julischen Alpen — Karawanken — Steiner Alpen — Sawe bis zum Uskokengebirge und zum Krainer Schneeberg auf dem Karst, also das Laibacher Becken mit dem Unterkrainer Bergland. In seiner überaus fesselnden Abhandlung über die geographischen

---

[214]) E. KLEBEL, a. a. O., 1934, S. 35, 65, 69.

[215]) L. HAUPTMANN, Politische Umwälzungen . . ., S. 260, hält diese Kroaten für freie Bauern auf eigener Scholle.

[216]) HAUPTMANN, Politische Umwälzungen . . ., S. 267; noch 788 war Krain awarisch; W. ŠMID, Altslowenische Gräber Krains, Carniola 1908, S. 39, meint, daß Krain nach der Erhebung zur Zeit Samos langobardisch geworden sei (wie Kärnten). HAUPTMANN verneint dies. Auch E. KLEBEL, a. a. O., 1934, S. 37, bestätigt, daß Krain 788 noch awarisch war.

[217]) E. KLEBEL, a. a. O., 1934, S. 35.

[218]) HAUPTMANN, a. a. O., 1915, S. 273. — HAUPTMANN, Krain, Erl. z. hist. Atlas d. österr. Alpenländer, Wien 1929, S. 342; H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 95, äußert sich ähnlich: „Das Sanntal wurde damals (8. Jh.) zu Carniola-Krain gerechnet, wie es scheint".

[219]) HAUPTMANN, Krain, S. 316/317.

Grundlagen Krains bezeichnet L. HAUPTMANN das Gebirgsdreieck zwischen Mangart (Julische Alpen) — Kalnik (Kroatisches Bergland) und Risnjak (Karst) als natürlichen Rahmen Alt-Krains. Dieses Dreieck ist seinerseits in zwei Teile gespalten[220]), denn ein stehen gebliebener, ziemlich hoher Gebirgsriegel trennt die Senkungsfelder des Cillier und des Laibacher Beckens.

Im Hauptkamm der Steiner Alpen beginnt dieser scheidende Zug bei der Rinka, verläuft bis zur Ojstrica, um sodann über das Ostplateau und die Velika planina zur Hochfläche der Menina zu ziehen. Von hier sinkt die Grenzlinie ab und läuft über die Triaskalkketten des Saweberglandes bis Trifail. Dort geht die grenzbildende Wirkung auf das verkehrsfeindliche Durchbruchstal der Sawe durch die südlichen Sawezüge über. Cillier und Laibacher Becken wären somit durch eine kombinierte Kamm-, Plateau- und Engtalgrenze (von der Rinka bis Rann) ziemlich gut voneinander abgeschlossen, wenn diese Scheidelinie nicht selbst wieder durch mehrere Breschen[221]) zertrümmert wurde. Die beiden nördlichsten dieser fünf Breschen, der Tschernasattel (902 m) und der Kozjaksattel (665 m) verknüpfen das Gebiet der Steiner Feistritz mit dem oberen Sanntal und haben daher für die Kulturlandschaftsentwicklung unseres Gebietes eine gewisse Bedeutung. Südlicher liegt schon der Paß von Trojana (609 m)[222]), den die Römerstraße Emona—Celeia benutzte. Die Hinzurechnung des Sanndurchbruches Cilli—Steinbrück und der Gurkfelder Ebene auf beiden Seiten der Sawe zu den verbindenden Pässen dürfte vielleicht bei manchen Geographen Widerspruch erwecken. Das gleiche dürfte der Fall sein bei dem Vergleiche Altkrains mit dem Tiroler Paßland[223]), der zum Teil doch etwas schematisch wirkt. Denn die scheidende Wirkung der vergletscherten Ötztaler und Zillertaler Alpen ist mit der des Saweberglandes und selbst der südlichen Steiner Alpen kaum zu vergleichen. Erreichen die Plateaus von Velika planina und Menina immerhin noch 1500 m, so sinken die Höhen im Sawebergland bald unter 1000 m, und im Sawedurchbruchstal versagen Vergleichsmöglichkeiten vollends. Daher hinkt auch der weitere Vergleich

---

[220]) HAUPTMANN, Krain, S. 318.

[221]) L. HAUPTMANN, Krain. Wien 1929, S. 318/319.

[222]) Über die Verknüpfung zwischen Untersteiermark und Krain insbesondere durch den Trojanapaß, aber auch durch östlichere Linien siehe auch ALF. DOPSCH, Die Kärnten-Krainer Frage und die Territorialpolitik der ersten Habsburger in Österreich. Arch. f. österr. Gesch., 87. Bd., 1. Hälfte. Wien 1899, S. 87.

[223]) L. HAUPTMANN, ebenda, S. 319. In der weiteren Ausgestaltung seines Vergleiches setzt H. die Lage von Cilli mit der von Innsbruck in Parallele, ferner die von Laibach mit der von Bozen. Die ersteren Orte liegen am Eintritt des Verkehrs ins Gebirge, die letzteren beide an dem Punkte, wo sich die Gebirgsstraßen erneut vereinigen.

zwischen der Brennerfurche und der Verbindungslinie Sann—Sawe etwas. Altkrain hat nur in seinem nordwestlichen Teil Hochgebirgsumrahmung, während es sonst dem Mittelgebirge angehört. Auch die eigentliche Paßlandschaft trägt Mittelgebirgscharakter. Die Paßlandeigenschaft Altkrains, die auf der verknüpfenden Wirkung der Pässe des Saweberglandes beruht, ist (wie auch H. anführt) nicht annähernd so ausgesprochen wie die des tirolischen Urtyps aller Paßländer. Immerhin waren die Klammern, die Altkrain zusammenhielten, doch wenigstens so stark, um dieses Gebiet zu einer einheitlichen Sprachlandschaft zu gestalten und den Begriff Altkrain bis fast in unsere Zeit zu erhalten. Die krainische Mundart umfaßt auch den Sanngau, und noch zu Beginn des 19. Jh.s wurden die Bewohner des Cillier Kreises als „Krajnci" bezeichnet[224]). Die zusammenfassende Kraft der altkrainischen Pässe reichte jedoch nicht aus, um Altkrain jemals zu einem Paßstaate (wie etwa Tirol) zu bilden, dafür waren die gegeneinander wirkenden außerkrainischen Kräfte zu groß. War doch der pannonische Graben zwischen Alpen und Dinariden, in welchen das krainische Dreieck gebettet liegt, nacheinander der Schnittpunkt dreier Kraftlinien, nämlich Ungarn — Friaul, Kärnten — Adria (bzw. Quarnero) und Wien — Triest[225]). Zunächst geriet Altkrain durch den Sieg einer pannonischen Macht, nämlich der von Ungarn nach Italien vorstoßenden Awaren, in den Bereich des kulturlosen Ostens. Erst später brachte es der Gegenstoß einer italischen Macht (der Franken) an den Westen und vereinigte zugleich die so lange getrennten Gruppen der Karantaner und der Saweslowenen.

Beginnende Eingliederung von Karantanien und Altkrain in das fränkische Reich.

Noch vor dem Vordringen der Franken kam Karantanien für kürzere Zeit unter die Herrschaft der Baiern. Herbeigerufen durch das Hilfsgesuch des von den Awaren angegriffenen karantanischen Herzogs Borut, erschienen die Baiern um 743, vertrieben die Awaren[226]) und nahmen die Stellung der bisherigen Herren ein[227]). Aber bereits 788 wurde Karantanien fränkische

---

[224]) HAUPTMANN, Politische Umwälzungen, S. 273/274; DERS., Krain, S. 315, 316; H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 252.

[225]) L. HAUPTMANN, Krain. Wien 1929, S. 319.

[226]) HAUPTMANN, Politische Umwälzungen . . ., S. 266/267; O. KÄMMEL, Anfänge deutschen Lebens . . ., S. 188; JAKSCH, Geschichte Kärntens bis 1335, I. Bd., S. 55; E. KLEBEL, a. a. O., 1934, S. 35, setzt das Hilfsgesuch Boruts um 750 an. Ebenso E. KRIECHBAUM, Baiern und die Südostmarken, in „Die südostdeutsche Volksgrenze", 1934, S. 24.

[227]) Schon von 772 an traten nach E. KLEBEL, a. a. O., 1934, S. 36, an Stelle der alten Dynastie in Karantanien bairische Grafen. Damit endet bereits die 590

Provinz[228]), nachdem Baiern seine Selbständigkeit verloren hatte. Untersteiermark und Krain, in denen die Awaren sich am längsten behaupteten, wurden erst durch die fränkischen Awarenfeldzüge[229]) (791—803) unter KARL DEM GROSSEN erobert. 795 soll ERICH VON FRIAUL dies Gebiet unterworfen haben[230]).

Zusammen mit der beginnenden politischen Neuordnung erfolgt auch die kirchliche durch die Mission[231]). Nunmehr werden (im 8. und hauptsächlich 9. Jh.) die Alpenslawen in den christlich-germanischen Kulturkreis einbezogen. Damit kündigt sich bereits ein neuer, großenteils bereits an anderer Stelle behandelter Abschnitt für die Entwicklung der Kulturlandschaft an.

Kultureller Zustand der Slowenen.

Der für die erste Erschließung des Landes wesentliche kulturelle Zustand der Slowenen ist zum Teil bereits durch die vorhergehenden Ausführungen gekennzeichnet worden.

Als Awarenknechte kamen sie ins Land und blieben in diesem Zustand an der Sann und Sawe bis gegen Ende des 8. Jh.s, während in Karantanien

---

begonnene selbständige slowenische Geschichte, die auch während dieser Zeit von Germanen beeinflußt war (E. KLEBEL, ebenda, 1934, S. 63).

[228]) V. KRONES, Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer . . ., Stuttgart 1889, S. 330; JAKSCH, Geschichte Kärntens I, S. 65/66. — Mit KARL D. GR. verliert das altbairische Stammesherzogtum seinen festen Halt, siehe E. KRIECHBAUM, Baiern und die Südostmarken, a. a. O., Berlin 1934, S. 24/25.

[229]) Über die Bedeutung der Awarenzüge Karls d. Gr. für die deutsche Ostpolitik siehe E. KLEBEL, a. a. O., 1934, S. 37/38. Die Niederwerfung der Awaren bedeutete die fränkische Herrschaft über die Slawen des Südens. Siehe E. KRIECHBAUM, Baiern und die Südostmarken, in „Die südostdeutsche Volksgrenze", a. a. O., 1934, S. 25.

[230]) HAUPTMANN, Politische Umwälzungen, S. 269; DERS., Krain, S. 341. — Vgl auch V. KRONES, a. a. O., 1889, S. 331; E. KLEBEL, a. a. O., 1934, S. 37. — Zustimmend zu Hauptmanns Bemerkungen über die verschiedene politische Zugehörigkeit Kärntens und des awarischen Krains, siehe auch M. WUTTE, Die Kärntner Landesgrenze in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Car. I, 1919, S. 40. — W. ŠMID, Altslowenische Gräber Krains, Carniola 1908, S. 39/40, war der Meinung, daß Oberkrain bis 774 langobardisch war, wenn es auch seit 738 nurmehr nominell unter der Friauler Oberherrschaft gestanden hätte. — In seiner Besprechung der Hauptmannschen Arbeit „Politische Umwälzungen . . ." in der Zeitschr. d. historischen Vereins für Steiermark 1916, S. 139, äußert sich H. PIRCHEGGER sehr vorsichtig über das Bestehen einer awarischen Herrschaft in Krain zu dieser Zeit und über den Zeitpunkt der fränkischen Eroberung. Er hält Hauptmanns Schlußfolgerungen über die awarische Zugehörigkeit Krains für „durchaus ansprechende" Vermutungen ohne zwingende Beweise. Ganz ähnlich spricht sich H. PIRCHEGGER später in seiner „Geschichte der Steiermark", Gotha 1920, I, S. 95, aus. Es sei nicht sicherzustellen, ob Krain und das Sanntal vor 791 mit Karantanien oder mit dem Awarenland verbunden war.

[231]) Über die bairische Mission siehe E. KLEBEL, a. a. O., 1934, S. 36, 40/45.

im 7. Jh. an Stelle der bisherigen Herren die Langobarden traten. Von den Awaren wurden die an sich friedfertigen Slowenen zum Kriegsdienst gezwungen und durch vereinzelte kleine Garnisonen beherrscht[232]).

Die bereits in vorrömischer Zeit bestehende Rindviehzucht[233]) wurde auch von den Alpenslawen betrieben, welche das helleinfarbige Slowenenrind[234]), in Kärnten Blondvieh genannt, züchteten. Außerdem befaßten sich die Slowenen vor der deutschen Landnahme bereits mit der Schweinezucht[235]), besonders auch mit Schaf-[236]) und Bienenzucht[237]) sowie mit Geflügelzucht. Die Ziege[238]) war ebenfalls bekannt, doch war die Ziegenhaltung wenig bedeutend. Nach E. KLEBEL[239]) sollen unsere Slawen mehr Viehzüchter als Ackerbauer gewesen sein, was er mit den zahlreichen Viehabgaben, z. B. des gerade in unserem Gebiet häufig auftretenden Georgenschafes zu belegen sucht. Auffallend wäre dann allerdings der Mangel solcher slowenischer Lehnwörter im Deutschen (speziell im Steirisch-Kärntnischen), welche Viehzuchtfachausdrücke[240]) bezeichnen. Demgegenüber gibt es nach LESSIAK eine beträchtliche Anzahl slowenischer Entlehnungen im Deutschen, welche sich mit dem Ackerbau[241]) befassen. Schon diese Erscheinung, aber auch noch andere Tatsachen weisen jedenfalls darauf hin, daß die Slowenen bereits bei ihrer Einwanderung in die Ostalpen allgemein Ackerbau mit festliegenden Äckern betrieben[242]). Sie kannten allerdings wohl nur den primitiven Hakenpflug. Einige Abgaben sollen

---

[232]) L. HAUPTMANN, Politische Umwälzungen . . ., S. 232, 234; H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 85.

[233]) A. DOPSCH, Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen. Weimar 1909, S. 92; H. PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 84. — Die Rinder wurden schon früh auch als Milchtiere gehalten. Daraufhin weisen Käsezinse im Jauntal um 995 bis 1005 bei Erwähnung von slawischen Hufen. Acta Tirolensia I, S. 37, zitiert von DOPSCH, a. a. O., S. 92.

[234]) A. GSTIRNER, Die Entstehung der steirischen Rinderrassen, Bl. f. Heimatkunde, Graz 1923, Nr. 7/8, S. 7, Nr. 9/10, S. 14.

[235]) DOPSCH, a. a. O., S. 90; PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 84.

[236]) DOPSCH, a. a. O., S. 97; PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 84.

[237]) DOPSCH, a. a. O., S. 94; PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 84.

[238]) DOPSCH, a. a. O., S. 93; PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 84.

[239]) E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung, a. a. O., 1934, S. 34, 70.

[240]) PRIMUS LESSIAK, Alpendeutsche und Alpenslawen in ihren sprachlichen Beziehungen, Germ.-Rom. Mon. Schr. II. Jg., Heidelberg 1910, S. 280. Beispiel: Steirisch „Junz" = junges Tier, Jungvieh (Rind) von slowenisch junec.

[241]) LESSIAK, Alpendeutsche und Alpenslawen in ihren sprachlichen Beziehungen. Heidelberg 1910, S. 279. Beispiele: kärntnerisch („grǫie" = Feldrain, von slowenisch ograja, Orl, Art primitiven Pflugs von oralo, Arlin (kx), Pflugschar von oralnik, steirisch-kärntnisch gróhəlitsn von grahorica = Wicke.

[242]) DOPSCH, a. a. O., 1909, S. 122; KÄMMEL, a. a. O., 1879, S. 181; H. PIRCHEGGER, a. a. O., I, 1920, S. 84. — Nach DOPSCH, a. a. O., S. 118, haben wir Beweise

für die slawische Wirtschaft besonders charakteristisch sein[243]), nämlich die Hirse (im 14. und 15. Jh. u. a. bei Stein im Jahre auftretend), eine „brazium" genannte Gerstenart (in Kärnten, Untersteiermark und Krain) sowie das bereits erwähnte St. Georgsschaf außer anderen Viehabgaben. Auch Honig- und möglicherweise Brotabgaben sollen hierher zu rechnen sein. Diese Ansichten Klebels erinnern in gewisser Weise an die bereits von LEVEC in seinen Pettauer Studien ausgeführten Theorien über die altslawische Wirtschaft, welche von DOPSCH abgelehnt wurden. Man wird weitere Belege über die charakteristischen Abgaben abwarten müssen, ehe man dieser Ansicht völlig zustimmt.

Neben der gewöhnlichen Form des Ackerbaus wurde im Gebirge mit seinem reichen Waldbestand auch Brandwirtschaft betrieben, die sich besonders im obersten Sanngebiet[244]), aber auch in den übrigen Steiner Alpen und Ostkarawanken[245]) noch heute findet. Bei dieser Wirtschaftsform[246]) wird der Boden im zweiten Jahr nach der Schlägerung abgebrannt und dadurch mit Asche gedüngt, darauf mit der Hacke gelockert und ein bis zwei Jahre lang mit Roggen oder Hafer besät. Später dient das Land mehrere Jahre (ca. vier bis sechs) als Weide, bis es wieder mit Gestrüpp

---

für die Existenz der Dreifelderwirtschaft (in der Ebene) mindestens seit dem 10. Jh. in Brixner Traditionen von etwa 995 bis 1005, welche anscheinend das Jauntal betreffen. DOPSCH, a. a. O., S. 103, nimmt an, daß die Pflüge stellenweise später (in den ebenen Gebieten mit vorherrschender Dorfsiedlung) der Grundherrschaft gehörten, welche diese nur zweimal im Jahr zur Zeit der Ackerung vergab. Darauf soll eine Oberburger Urkunde von 1430 verweisen, in welcher vermerkt ist, daß alle Pflüge in den Ämtern Sann und Drieth (Rietzer Becken) dem Abte, d. h. der Grundherrschaft gehörten (Österr. Weistümer, IV, 404, zitiert bei DOPSCH, a. a. O., 1909). In den einzelnen Teilen der Dorfflur wurde wohl gemeinsam gepflügt (DOPSCH, a. a. O., S. 105). — Über den Ackerbau siehe auch GRUDEN, Zgodovina slovenskega naroda, I, S. 55; H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 83/84. — Gebaut wurde vor allem Hafer und Gerste sowie Haiden (Buchweizen), aber auch wohl Weizen und Roggen. Es gab auch beträchtlichen Obstbau (Äpfel, Birnen, Zwetschen, Nüsse).

[243]) E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung im deutsch-slowenischen Grenzraum, in „Die südostdeutsche Volksgrenze", a. a. O., 1934, S. 70.

[244]) In Leutsch erhaltene Mitteilungen über Brandwirtschaft, sowie eigene Beobachtungen.

[245]) Mitteilungen des Herrn JOSEPH C. GROSS in Bad Vellach, sowie eigene Beobachtungen.

[246]) F. X. HLUBEK, Die Landwirtschaft des Herzogtums Steiermark, Gratz 1846; DERS., Ein treues Bild des Herzogthumes Steiermark, Grätz 1860, S. 165, 166. — V. F. KLUN, Zur landwirtschaftlichen Statistik von Krain, Mittlg. d. hist. Ver. f. Krain, 1853, S. 90, beschreibt 20jährige Brandäcker bei St. Primus ober Stein am Südabfall der Steiner Alpen. Ein Brandacker wird nach K. als „log" bezeichnet.

verwächst. Nach ca. 15 Jahren beginnt das Gereutbrennen von neuem. Der Boden wird bei dem eben geschilderten Verfahren in 12 bis 15 Schläge eingeteilt[247]), von denen jährlich nur einer bestellt wird, so daß also nur ein Zwölftel bis ein Fünfzehntel der Fläche jeweils in Kultur genommen ist, der Rest ist Weide. Die Brandwirtschaft mit ihrer beschwerlichen und kostspieligen Arbeitsmethode spielt und spielte nur eine zusätzliche Rolle neben dem gewöhnlichen Ackerbau; sie ermöglicht eine wenn auch geringe Erweiterung des Nahrungsspielraums. Mit Halbnomadismus[248]) hat sie besonders in den Einödflurgebieten des Hochgebirges überhaupt nichts zu tun. Die Bedeutung und Verbreitung der Brandwirtschaft hat DOPSCH für die gebirgigen Teile des steirischen Unterlandes indessen unterschätzt, wenn er angibt, daß die Brandwirtschaft im Cillier Kreise[249]) nahezu ganz fehle. Für das obere Sanngebiet trifft dies, wie wir sahen, jedenfalls nicht zu. Die Alpenslawen haben bereits ziemlich früh (auch) die Almwirtschaft[250]) betrieben, wie wir später sehen werden. Sie kannten Leinenkleidung und benutzten als Schmuck[251]) Schläfen- und Fingerringe aus Bronze sowie emaillierte Fibeln und solche aus Kupfer und Bronze, die man in Gräbern (z. B. in Mannsburg und Komenda) gefunden hat und die sie wohl durch deutsche Vermittlung erhalten haben. Diese Gräber stammen aus dem 9. Jh. und gehören zum Kettlacher Kulturkreis[252]). Nach neueren Forschungen wird dieser jedoch von Deutschen getragen[252a]). Andere Funde

---

[247]) Vgl. auch DOPSCH, a. a. O., S. 108.

[248]) PEISKER, a. a. O., Car. I, 1899, S. 139—142, nahm an, daß die Supane als besonders halbnomadische Bevölkerungsschicht, bei der späteren deutschen Landnahme seßhaft gemacht wurden, „aber der Acker wanderte noch Jahrhunderte lang durch Wald und Weide" (S. 139). Der Supan hätte den brennwirtschaftlichen Turnus geleitet (siehe auch LEVEC, Pettauer Studien, III, S. 71). Ja, noch bis ins 13. Jh. seien die Supane in ihren nun eingeengten Weiderevieren Hirten geblieben (LEVEC, a. a. O., III, S. 84). LEVEC, Pettauer Studien, II, 1899, S. 113, vermutete, daß noch um 1300 auf dem (Pettauer) Draufeld solche extensive Waldfelderwirtschaft mit Bienenzucht betrieben wurde. Dies war schon deshalb unmöglich, weil diese Gegenden (Pettauer Feld und das Tüffener Gebiet) im 13. Jh. bereits dicht besiedelt waren (DOPSCH, a. a. O., S. 110).

[249]) DOPSCH, a. a. O., S. 108.

[250]) KÄMMEL, a. a. O., S. 181.

[251]) W. ŠMID, Altslowenische Gräber Krains, Carniola 1908, S. 33, 38, 39; siehe auch GRUDEN, a. a. O., I, S. 56; H. PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 75.

[252]) W. ŠMID, ebenda, S. 43. Dieser Kulturkreis, der durch das Vorkommen slawischer Gräberfelder gekennzeichnet sein sollte, reichte von Niederösterreich bis Friaul. ŠMID glaubt, daß es sich meist um Familien- oder Sippenfriedhöfe bei den Slowenen handelte (S. 39). — Wenn sich die neuen Forschungsergebnisse bestätigen sollten, so hätten wir es bei den Gräbern von Mannsburg und Komenda, aber auch bei ähnlichen von Veldes und Wockiner Mitterdorf mit deutschen Funden zu tun.

[252a]) Freundl. Mitteilung von Herrn K. DINKLAGE (München).

zeigen, daß die Slowenen schon früh Handels- und Kulturbeziehungen nach dem Osten und Süden unterhielten, ehe sie völlig in den Kulturbereich des Westens kamen[253]).

Bereits seit vorgeschichtlicher Zeit führte ein bis ins frühe Mittelalter häufig begangener Handelsweg von Aquileja[254]), welches nach der Überlieferung als Ausgangspunkt der Slawenmission gilt, nach Krain. Ein in Mannsburg gefundener Becher soll wahrscheinlich auf diesem Wege aus Venedig gekommen sein, das damals unter byzantinischem Einfluß stand. Der schon früher gepflegte Handelsverkehr mit den Mittelmeerländern und Mitteleuropa (Baiern, Franken) wurde nach dem Eintritt der östlichen Alpenländer in das Interessengebiet des Frankenreiches immer lebhafter[255]). Vieh und Lebensmittel dienten als Ausfuhrprodukte der Slowenen im Tauschhandel, während außer lebensnotwendigen Gegenständen auch Schmuck, z. B. emaillierte Fibeln, eingeführt wurden. Bei den Tongefäßen zeigt sich der Einfluß der provinzialrömischen Keramik[256]).

Im Gemeinschaftsleben des Volkes sollen die Sippenverbände eine große Rolle gespielt haben.

Die Alpenslawen sind um 750 noch Heiden[257]). Erst in den Gräberfeldern des 9. Jh.s findet man die Anzeichen der beginnenden Christianisierung[258]).

Kulturkraft der Alpenslawen.

Unsere heutige Kenntnis vom Kulturzustand der Alpenslawen erlaubt uns immerhin einige Schlüsse auf ihre Kulturkraft zu ziehen. Als ackerbautreibendes, früh seßhaftes, bedürfnisloses Volk kräftiger Bauern kommt

---

[253]) KÄMMEL, a. a. O., S. 195.

[254]) W. ŠMID, Altslowenische Gräber Krains, Carniola 1908, S. 43.

[255]) W. ŠMID, ebenda, S. 42.

[256]) H. PIRCHEGGER, Geschichte der Steiermark, I, S. 75. — Über die altslawische Keramik in den slowenischen Gebieten unterrichtet ein Aufsatz von RAJKO LOŽAR, Staroslovansko in srednjeveško lončarstvo v Sloveniji, im Glasnik muzejskega društva za Slovenijo. Laibach 1939. Man wird indessen L.s Ansichten über die Zuteilung von Gefäßen zur altslawischen Epoche auf Grund von Formkriterien und Ornamentik (Wellenbänder usw.) häufig ablehnen müssen. Das gilt u. a. auch wohl für die Funde von Gradišče oder Baschel am Südhang der Storschitzgruppe. Diese sehr alte Burgstätte möchte L. nach den Funden als altslawisch ansehen, während sie bei ŽONTAR, Zgodovina mesta Kranja, Laibach 1939. S. 12, als Befestigung bairischer Wächter gedeutet wird.

[257]) Im 7. und 8. Jh. n. Chr. waren die Slowenen größtenteils noch Götzenanbeter (malikovalci). Siehe FR. KOS, Kdaj so Slovenci prišli v svojo sedanjo domovino? Izv. mu. dr. za Kranjsko 1896, S. 97. — Über die Kämpfe zwischen christlichen und heidnischen Slowenen im 8. Jh. siehe FR. KOS, O bojih med krščanskimi in poganskimi Slovenci v osmem stoletju. Izvestja ... 1900.

[258]) W. ŠMID, Altslowenische Gräber Krains, Carniola 1908, S. 39.

ihnen eine gewisse Rodungskraft zu. Sie sind durchaus nicht ohne jede Beziehung zum Nordwesten und Nordosten zu den alten mediterranen Hochkulturländern. Hemmend wirkt aber auf ihre Kraftentfaltung die jahrhundertelange Unterjochung durch fremde östliche Völker, welche sie von Anfang an bedrücken.

Das Landschaftsbild zu Beginn der slowenischen Landnahme.

Bei ihrer Ankunft hatten die Slowenen eine Landschaft zu besetzen, die sich noch fast gänzlich im Naturlandschaftsstadium befand. Die wenigen vorgefundenen Siedlungen am Nordrand der Karawanken sowie am Rande der oberkrainischen Ebene und des Saweberglandes fallen demgegenüber fast gar nicht ins Gewicht. Das Hochgebirge und größtenteils auch die Hügelländer waren wie bisher Wald-Fels-Landschaft, die Schotterebenen, besonders das Laibacher Becken wie ehemals Wald- und Sumpfland. Nur im trockeneren Jauntal und im Rietzer Becken dürften inselhaft mehr oder minder bedeutende waldfreie Flächen aufgetreten sein.

Wald- und Sumpfverbreitung nach den Ortsnamen.

Dieser landschaftliche Zustand erfährt zum Teil eine Bestätigung durch die Inhaltsangabe der Ortsnamen[259]). In der Moränenhügel- und Wannenlandschaft des unteren Vellachgebietes sowie in der Schotterebene des südöstlichen Jauntales finden wir die wenigsten Baum- und Pflanzennamen unseres Gebietes sowie überhaupt keine Rodungsnamen. Von insgesamt 49 Ortsnamen sind hier nur 2 Baum- und Waldnamen, nämlich Wrießnitz bei Altendorf (von sl. breza = Birke, breznica = Birkenau — Birkenbach[260]), und Pirkdorf (ebenfalls = Birkendorf). Wir würden allerdings ein falsches Bild von der Waldverteilung im Jauntal bekommen, wenn wir nicht auch wenigstens die unserem engeren Arbeitsgebiet im Norden benachbarten Teile heranziehen würden. Da finden wir auf dem hügeligen Plateau des Klopeiner- und Zablatnigsees einen Ort Lauchenholz und zweimal den Namen Hart = Wald[261]), nämlich einmal am Rande des oben erwähnten Plateaugebietes bei Rückersdorf und ein anderes Mal am Rande der Schotterebene gegen das Moränenhügelland bei Loibegg. So ergibt sich doch eine bedeutende Waldverbreitung, besonders im Südwestteil des Jauntales,

---

[259]) Hierbei sind die später auftretenden deutschen Ortsnamen inbegriffen.

[260]) Primus Lessiak, Die kärntnischen Stationsnamen, Car. I, 1922, S. 9. — Simon Pirchegger, Die slawischen Ortsnamen im Mürzgebiet. Veröffentlichungen des slaw. Instituts an der Friedr. Wilh. Universität Berlin I. Leipzig 1927, S. 30.

[261]) v. Krones, Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer, ... Stuttgart 1889, S. 458; Pr. Lessiak, Die kärntnischen Stationsnamen, Car. I, 1922, S. 14.

weniger im Südosten. Auch die Versumpfung spielte bzw. spielt besonders in der Wannenlandschaft der unteren Vellach und des Seengebietes von Klopein[262]) eine Rolle, woran die Ortsnamen Mökriach (sl. Mokrije von mok = Feuchtigkeit)[263]) und Moos (Blato) am Nordfuße des Libitschberges bei Bleiburg erinnern. Noch in unserer Zeit existiert ja auch das Loibacher Moos südöstlich von Bleiburg.

In der anschließenden Vorbergzone der nördlichen Ostkarawanken findet man unweit von Loibach den ebenfalls auf Bodenfeuchtigkeit weisenden Ortsnamen Lokowitzen[264]) (loka, sl. = Au, Sumpfwiese, lokovica = kleine Au). Auf die dichte Bewaldung am Nordfuße des Petzenmassivs wird durch den jungen Rodungsnamen Ruttach (vnder der Albm im Gereit) hingedeutet. Stärker als das südliche Jauntal dürfte die nördliche oberkrainische Ebene zwischen Kanker und Steiner Feistritz bewaldet gewesen sein. Hier sind vier von 31 Ortsnamen Baum-, Wald- und Rodungsnamen. Ähnlich wie im Jauntal ist auch diese Anzahl der Namen zu schwach, um eine wirklich zutreffende Vorstellung vom anfänglichen Waldbilde zu gewinnen. Am Austritt der Kanker aus dem Gebirge in die Schotterebene liegen die Baumorte Tupalitsch (Tupaliče von topola = Pappel)[265]) und Olscheuk (Olševek von olša = Erle)[266]). In der Ebene bei Zirklach tritt für den Ortsnamen Oberfeld später auch die slowenische Rodungsbezeichnung Praprotna Polica = Farnkrautfeld[267]) auf und am Gebirgsrande findet sich gleichfalls bei Zirklach der Rodungsname Poženik (= Sengschwende von asl. požegъ)[268]). Der Waldname Podboršt (= unter dem Forst) erscheint in der Gegend von Komenda am Südrande des Tertiärhügellandes von Stein.

Recht zahlreich sind die Namen, welche in dieser Landschaft auf Versumpfung weisen. Lausach (Luže von luža = Pfütze, Sumpf)[269]) in der Ebene östlich der Kanker liegt ziemlich vereinzelt. Demgegenüber häufen sich die Ortsnamen, welche sumpfigen, schlammigen Boden andeuten, im teilweise bis in unsere Zeit versumpften Gebiete der Pšata am Westrande

---

[262]) H. Pirchegger, Geschichte der Steiermark, I, S. 83.

[263]) Im Norden unseres engeren Arbeitsgebietes.

[264]) Pr. Lessiak, Die kärntnischen Stationsnamen, Car. I, 1922, S. 9; Simon Pirchegger, Die slawischen Ortsnamen im Würzgebiet. Leipzig 1927, S. 49, nach Miklosich, Appellativa II, Nr. 298.

[265]) Persönliche Mitteilung Simon Pircheggers.

[266]) Lessiak, ebenda, 1922, S. 42; persönliche Mitteilung Simon Pircheggers.

[267]) Hans Pirchegger, Geschichte der Steiermark, I, S. 83.

[268]) Hans Pirchegger, ebenda; Lessiak, Die kärntnischen Stationsnamen, Car. I, 1922, S. 88; L. Pintar, Razlaga naših krajevnih imen. Izvestja muzejskega društva za Krajnsko 1908, S. 93; Simon Pirchegger, a. a. O., S. 3.

[269]) Kämmel, Anfänge deutschen Lebens in Österreich bis zum Ausgange der Karolingerzeit. Leipzig 1879, S. 156; Hans Pirchegger, a. a. O., I, S. 83; Mitt. S. Pirchegger.

des Steiner Tertiärhügellandes. Hier künden Fernig (Brnik, wohl von brn, brna = Schlamm, Letten, Kot bzw. von brnica = Morastboden)[270], Salog (Zalog, za log = hinter der Aue, Sumpfwiese)[271] und auch wohl Glinje (wohl von glina nsl. = Lehm)[272] von einer ausgedehnteren Sumpflandschaft. Auch Theinitz (Tunjice, wohl von tuna nsl. = Pfütze)[273] im Tertiärhügelland dürfte auf große Bodenfeuchtigkeit deuten. Somit dürfte die viel stärkere Versumpfung des nördlichen Laibacher Beckens gegenüber dem südlichen Jauntal wahrscheinlich gemacht sein. Sehr ausgedehnt muß die Bewaldung in dem südlich unseres engeren Arbeitsgebietes verlaufenden Tucheinertal gewesen sein. Von den 51 Ortsnamen dieser Tallandschaft sind 8 Baum- und Pflanzennamen[274] und 3 Rodungsnamen[275].

Im Gegensatz hierzu scheint das ziemlich schottererfüllte Rietzer Becken (im Südosten unseres engeren Arbeitsgebietes) schon früh recht waldarm gewesen zu sein, denn wohl nur einer von 27 Ortsnamen ist ein Baumname[276]. Daß die südlichen Vorlagen der Steiner Alpen wie auch das Tertiärhügelland sehr dicht bewaldet waren, nimmt nicht Wunder. 4 von den 53 Ortsbezeichnungen sind Baum- und Waldnamen, 4 weitere sind Rodungsnamen. Unter den Baumnamen treten Eiche (Dubovica bzw. Dobovica von asl. dobъ = Eiche)[277] und Birke (Brezje, wohl von breza nsl. = Birke)[278] in Erscheinung, hinzu kommen ein Waldname (Gozd von gozd = Wald, mittelalterlich „auf

---

[270] Lessiak, a. a. O., Car. I, 1922, S. 78.

[271] v logu = in der Au, siehe Ignaz Orožen, Das Bisthum und die Diözese Lavant, II. Theil, 1. Das Benediktiner-Stift Oberburg, Marburg 1876, S. 285 (Erklärung zum Oberburger Urbar von 1426). Log = Hain, Au, siehe v. Krones, a. a. O., S. 336, nach Miklosich, Nr. 173.

[272] Kämmel, a. a. O., 1879, S. (147) 152.

[273] Hans Pirchegger, a. a. O., I, S. 83.

[274] Tucheinertal: Olševek von olša = Erle, Podhruško, Hruševka wohl von hruška, gruška = Birnbaum, Birne, (Kämmel, a. a. O., S. 158/159, H. Pirchegger, a. a. O., I, S. 84), Kostanj wohl von kostanj = Kastanie, Bresowitz bei Butsch und bei Goldenfeld von breza = Birke (Lessiak, 1922, S. 9), Liplje wohl von lipa = Linde (Kämmel, a. a. O., S. 181; H. Pirchegger, a. a. O., I, S. 83), Kerschdorf von Kirsche.

[275] Tucheinertal, Rodungsnamen: Trebelno bzw. Trobelno, wohl von trebež, trebišče = Gereut (S. Pirchegger, 1927, S. 40), Prapreče von praprot = Farnkraut (H. Pirchegger, a. a. O., I, S. 83), Laase, Laze von asl. lazъ, nsl. laz = Gereut (Johann Scheinigg, Slovenische Ortsnamen aus Personennamen, Car. I, 1892, S. 186; Lessiak, 1922, S. 18; H. Pirchegger, a. a. O., I, S. 83).

[276] Am Aych W chrasty = Hrastovje zwischen Doblatina und St. Katharina im Driethtal 1426 (Orožen, a. a. O., Marburg 1876, S. 253).

[277] Hans Pirchegger, a. a. O., I, S. 83; Simon Pirchegger, a. a. O., 1927, S. 23.

[278] Lessiak, 1922, S. 9; S. Pirchegger, a. a. O., 1927, S. 30.

dem walt")[279]) und die mittelalterliche Ortsbezeichnung „Unter dem holtz"[280]) zwischen Sittichsdorf und Raune. Außerdem findet sich (südlich des engeren Arbeitsgebietes) noch die Waldbezeichnung Dobrawa[281]) bei Komenda. Von den Rodungsnamen sind allein zwei Farnkrautbezeichnungen, nämlich Prapretno za Kalom und Prapretno bei Tscherna (Črna). Echte Gereutnamen sind die mittelalterlichen Ortsbezeichnungen „Am Chreuzperg Gerewt" und „Nalaschach"[282]) (von laz = Gereut) im Gebiete der Plateauzone Ulrichsberg—Stefansberg. Auch Palowitsch sl. Palovič ober dem Tucheinertal dürfte wohl von dem Brandrodungswort paležь[283]) herstammen. Begreiflicherweise sind im Hochgebirge Baum- und Waldnamen sehr häufig. Es konnten hier nur die Namen wichtiger Siedlungen herausgegriffen werden. In den Ostkarawanken zählen wir 4 Baum- und Pflanzennamen[284]) von 25 Ortsbezeichnungen, in den Steiner Alpen 5 Wald- und Baum-[285]) sowie 1 Rodungsnamen[286]) von 53 Ortsbezeichnungen. Würden wir hier noch die Hofnamen heranziehen, so ergäbe sich ein ganz ungleich stärkerer Anteil von Baum-, Wald- und Rodungsnamen.

Betrachten wir nun die Art des Waldes in den Ebenen, den Hügelländern und den Vorbergzonen (untere Terrassen), so ergibt sich deutlich ein Vorherrschen des Mischwaldes. Unter den Ortsnamenbildungen erscheinen besonders Birke und Erle, ferner Pappel, Linde, Eiche, auch Buche[287]) usw. Am Nordfuß der Karawanken erscheint einmal ein Name mit Kiefer, nämlich beim slowenischen Namen für Freibach = Borovnica (von asl. borъ, nsl. bor = Kiefer, borovnica = Föhrenbach)[288]). Eine weitere

---

[279]) S. PIRCHEGGER, 1927, S. 40. — Urk. v. 1309 bei KOBLAR, Regestibiotin farrega arhiva v Kamniku. Izvestja muzejskega društva za Kranjsko. 1896, S. 131/132. Vgl. Regestensammlung SCHUMI.

[280]) Urbar Michelstätten, 1458.

[281]) LESSIAK, a. a. O., 1922, S. 7.

[282]) Urbar Michelstätten, 1458.

[283]) DOPSCH, a. a. O., S. 115, nach MIKLOSICH.

[284]) Ostkarawanken: Ahorn, Koprein (von kopriva = Nessel, LESSIAK, 1922, S. 34, Mitt. S. PIRCHEGGER), Leppen (von Lepen = großblättrige Pflanzen, Plotschen, LESSIAK, 1922, S. 81), Erlarch, bzw. Erlaw.

[285]) Dobraw (von dobrawa = Wald), Hollerberg (= Holunderberg), Ror (Rohr), Pyrkch (Birke), am Hard (= Wald).

[286]) Trebs (von trebež = Gereut, S. PIRCHEGGER, 1927, S. 40), H. PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 83; SCHEINIGG, a. a. O., 1892, S. 153.

[287]) Vgl. die Ortsnamen Buchbrunn und Buchalm nördlich Eberndorf (außerhalb des Arbeitsgebiets). Bukovica am Fuße eines Inselberges des Laibacher Beckens westlich Mannsberg (außerhalb des Arbeitsgebiets).

[288]) LESSIAK, 1922, S. 109; S. PIRCHEGGER, 1927, S. 29; WUTTE, Deutsche Berg- und Flußnamen; Siegerfestschrift, S. 100; WUTTE, Kärntner Gerichts-Beschreibungen, S. 161.

Kiefernortsbezeichnung Woroujach[289]) (Borovje von nsl. bor = Kiefer) liegt am Südwestabhang des kristallinen Kömmelmassivs. Für das trockenere schotterreiche Jauntal können wir somit bei Beginn der slowenischen Landnahme Kiefernheide und Mischwald annehmen, für das feuchtere Laibacher Becken mehr Mischwald und wohl weniger Föhrenbestände. Auch im Hochgebirge muß der Anteil des Mischwaldes[290]) ein bedeutender gewesen sein.

Art und Weise der alpenslawischen Landnahme

Die Methode der alpenslawischen Landnahme ist häufig in der Literatur erörtert worden. Neben anderen sollen auch ökologische Faktoren bei der Ausbreitung und Erhaltung des Slowenentums eine Rolle gespielt haben[291]). Man ist sich im allgemeinen darüber einig, daß die Slowenen großenteils den römischen und vorrömischen Wege- und Siedlungsresten folgten und sie benutzten[292]). Auch die Benutzung der Flüsse als Leitlinien des Siedlungsvorstoßes[293]) ist unbestritten. Über die Frage, ob ursprüngliche Hang- oder Ebenensiedlung bei den Alpenslawen, hat es einige Meinungsverschiedenheiten gegeben. Die meisten Forscher sind jedoch der Ansicht, daß die Alpenslawen die Nebentäler hinaufzogen und vorzüglich die Hänge und Terrassen besiedelten[294]). Die weiten Schotterebenen der großen Beckenlandschaften bzw. der Hauptflüsse aber haben sie vor allem wegen Überschwemmungs-

---

[289]) Außerhalb des Arbeitsgebietes südöstlich Bleiburg.

[290]) Die Ortsbezeichnungen des Hochgebirges werden später behandelt.

[291]) R. SCHARFETTER, Pflanzen- und Völkergrenzen, Pet. Geogr. Mitt. 1910, I, hat auf das Zusammenfallen des Verlaufs der (heutigen) Nordgrenze der Slowenen in Kärnten und einiger wesentlicher Vertreter des illyrischen Buschwaldes aufmerksam gemacht. Dabei ist an die Verschiedenheit der ökologischen Bedingungen gedacht, die diesen Pflanzen und den Bewohnern besonders zusagen. Zitiert bei PASCHINGER. Die Karawanken als Strukturgrenze, 1931/32, S. 143. — Über die Beziehungen zwischen der heutigen deutsch-slawischen Sprachgrenze im gebirgigen Österreich und der Grenze zwischen baltischer und pontischer bzw. illyrischer Flora, siehe auch E. HANSLIK, Kulturgeographie der deutsch-slawischen Sprachgrenze. Vierteljahrschr. f. Soz. u. Wirtsch.-Gesch. 1910, S. 116.

[292]) KÄMMEL, a. a. O., Leipzig 1879, S. 178/179; PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 81; v. KRONES, a. a. O., Stuttgart 1889, S. 332, 343; JAUKER, Bemerkungen zur historischen Besiedlung der Alpen- und Karstländer, G. Z. 1908, S. 207; A. MELIK, Slovenija I. Laibach 1935/36.

[293]) JAUKER, a. a. O., 1908, S. 207; GRUDEN, Zgodovina slovenskega naroda I, Klagenfurt 1912, S. 43/44; H. PIRCHEGGER, a. a. O., I, S. 81; siehe auch N. KREBS, Ostalpen I, S. 186; E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung ... 1934, S. 34, ist der Ansicht, der Slawe sei mehr Viehzüchter als Ackerbauer gewesen und sei deshalb den Flüssen gefolgt, die seinem Vieh als Tränke dienten.

[294]) KÄMMEL, a. a. O., 1879, S. 146 und 178; LEVEC, Pettauer Studien III, Mitt. d. anthrop. Ges. Wien, 1905, S. 68; H. PIRCHEGGER, ebenda; zustimmend auch KREBS, I, ebenda.

gefahr vermieden[295]). In der Hauptsache ist es nur DOPSCH, welcher entgegengesetzter Meinung ist. Seiner Auffassung nach haben die Slowenen bei ihrem Vordringen entlang den Flüssen zuerst die Ebenen und Beckenlandschaften besiedelt und sind dann später erst ins Gebirge eingedrungen[296]). V. KRONES meint, daß man nicht von einer ausnahmslosen Vermeidung der Ebene durch die slawischen Siedler sprechen dürfe[297]). Damit kommt er den wirklichen Verhältnissen schon recht nahe. Man kann bei diesen Vorgängen nicht alles über einen Kamm scheren. Die Karte SIMON PIRCHEGGERS[298]) über das Vorkommen der slawischen Ortsnamen im Mürzgebiet (1 : 75.000) bestätigt die früher geäußerten Ansichten Kämmels, v. Krones' usw. Die slawischen Namen erscheinen hier hauptsächlich an den Talhängen des Mürztales und seiner Seitengräben, ferner an den Hängen des Beckens von Aflenz und auch sehr häufig auf Bergen (Dullwitz, Aflenzer Staritzen). Talböden und -auen werden mit Ausnahme der Weitung von Kapfenberg immer gemieden.

Überblicken wir die Auswirkungen der slowenischen Besitzergreifung, so ergibt sich eine teilweise erhebliche Umgestaltung der Naturlandschaft, vor allem in den randlichen Zonen zwischen Hochgebirge und Ebenen. Besonders die Moränenhügel- und Tertiärhügelländer, aber auch die dem

---

[295]) LEVEC, ebenda, S. 68. (Zustimmend KREBS I, S. 186.) — Seine Behauptung, daß alte slawische Siedlungen in den Ebenen und Flußtälern keineswegs nachzuweisen seien (III, 84), ist viel zu weitgehend. — KÄMMEL, ebenda, S. 178, meint außerdem, daß die Slawen den schweren Schwemmlandboden mit ihren Hakenpflügen nicht hätten bearbeiten können, vgl. auch ÄLSCHKER, HUBER, MÜLLNER, V. KRONES, S. 446, SIEGER. — JAUKER, a. a. O., S. 207, ist dagegen der Ansicht, daß es fraglich sei, ob das steile Gehänge leichter zu bearbeiten ist. Die Flußebenen seien wegen ihrer Versumpfung und Ungangbarkeit, sowie wegen Fehlens eines vorhandenen Kulturbodens gemieden worden. In die Nebentäler hinauf und ins Gebirge seien die Slowenen gezogen, weil sie dort bereits Wege (Römerstraßen) und auch Kulturland vorgefunden hätten. — Eine derartige „Konstanz der Ansiedlung" kommt zum mindesten für unsere Höhengebiete kaum in Frage.

[296]) DOPSCH, Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen, Weimar 1909, S. 54—56; DERS., Die landesfürstlichen Gesamturbare der Steiermark aus dem Mittelalter. Wien und Leipzig 1910. Besprechung dieser Arbeit von H. PIRCHEGGER in der Zeitschr. d. hist. Ver. f. Steiermark 1910, S. 258—260. — Die Bevorzugung der Niederungen und Täler vor den Berghängen versucht DOPSCH auch an Hand der Ortsnamen zu beweisen. Der Ansicht von DOPSCH schließen sich auch neue slowenische Forscher wie SV. ILEŠIČ, Kmetska naselja na vzhodnem Gorenjskem. Geografski Vestnik IX. 1933 und ANTON MELIK, Kmetska naselja na Slovenskem, ebenda, an, ohne daß ihre Ansicht damit an Wahrscheinlichkeit gewänne.

[297]) V. KRONES, a. a. O., Stuttgart 1889, S. 332, 446.

[298]) Beilage zu SIMON PIRCHEGGER, Die slawischen Ortsnamen im Mürzgebiet. Veröffentl. d. slaw. Instituts an der Friedr. Wilh. Universität Berlin 1. Leipzig 1927.

Gebirge vorgelagerten Terrassengebiete und die Schuttkegel am Austritt der Gebirgsbäche werden von der Besiedlung erfaßt.

Im südlichen Jauntal können die Alpenslawen in größerem Umfange an frühere keltorömische Siedlungen und Straßen anknüpfen[299]) (Juenna—Globasnitz, St. Stefan, Funde von Pfannsdorf, Kristendorf, Sielach, Feistritz, Penk, Unterloibach usw.). Möglicherweise steht die im Verhältnis zur nördlichen oberkrainischen Ebene dichtere Erfüllung der Schotterflächenlandschaft durch die Slowenen im Zusammenhang mit diesem Umstand, nachweisbar ist es nicht. Die vorangehende frühe Reife dieser Landschaft (der Hemmaberg als frühchristlicher Bischofssitz) legt den Gedanken einer Übernahme keltorömischer, zum Teil (Tscherberg, Kathreinkogel bei St. Michael) sogar vorgeschichtlicher Kulturlandschaftselemente nahe. Am Rande des Tertiärhügellandes von Stein bauen sich die vermutlich altslowenischen Siedlungen Mannsburg und Komenda auf hallstattzeitlichen auf, Lahovče und Theinitz auf Römerresten. Auch hier wird man, von einer allerdings recht geringfügigen Potenzierung der Kulturwirkungen sprechen können. Die Ränder des Rietzer Beckens mit ihren hochwasserfreien Schotterterrassen (Rietz) waren ebenfalls früh besiedelt (vgl. die römischen Funde von St. Johann und Prihova-Rietz). Nach STEGENŠEK[300]) ist es hier wohl mehr zur Übernahme römischer Kulturen (Felder) als zu neuen Rodungen gekommen. Während in den Hügelländern und in den Vorbergzonen die slowenischen Ortsnamen durchschnittlich 60 bis über 70% ausmachen, liegen diese Werte in den betrachteten Teilen der Ebenen im Durchschnitt bei 40 bis 50%. Der Unterschied zwischen Hügelland und Ebene ist also nicht sehr groß, was sich zum Teil daraus erklärt, daß hauptsächlich nur die randlichen Teile der Ebenen von der Betrachtung erfaßt werden konnten, welche aber von Slowenen gerne aufgesucht wurden, ebenso wie die Fußlagen der aus der Ebene aufragenden Inselberge.

Die großen, teils sumpfigen, teils waldbestandenen Schotterflächen in größerer Entfernung vom Gebirgsrande aber bleiben nach wie vor größtenteils unberührt. Die ohne bestimmten Plan vorgehende Landnahme drückt sich in den Hügelländern und in den rand- und flußnahen Teilen der Ebenen durch das Vorherrschen der Blickflur[301]) mit Haufenorten aus. In Verbin-

[299]) Bzw. an deren Reste.

[300]) A. STEGENŠEK, O najstarejši zgodovini gornjegrajskega okraja. Časopis za zgodovino in narodopisje. Marburg 1910, S. 26. Vgl. auch FRAN KOCBEK, Savinjske Alpe, Cilli 1926, S. 208.

[301]) Durch den slawischen Hakenpflug entstanden nur unregelmäßige Blickfluren. Vgl. das Referat von H. MIKULA in den Mitt. der Geogr. Ges. Wien 1940, über eine tschechische Arbeit von RYKOVSKÝ, welche sich mit den Siedlungsproblemen Mitteleuropas befaßt. Ähnlich äußert sich BRUNO SCHIER, Die Auseinander-

dung mit ihr treten auf -ah, -ovo und -išče lautende Ortsnamenendungen häufig auf. Diese Siedlungsschicht versetzt SIDARITSCH[302]) in die Zeit vom 7. bis 9. Jh.

Wie schon die flächenhafte Ausdehnung der slowenischen Siedlung unseres Gebietes nicht allzu groß war[303]) — im Jauntal dürfte sie den keltorömischen Raum nur unerheblich überschritten haben —, so war auch das Höhersteigen der Dauersiedlung nicht allzu bedeutend. Gewiß wurden die waldfreien Almgebiete (Velika planina) wohl schon großenteils genützt, das besagen die zum Teil relativ früh bezeugten slowenischen Benennungen auch mancher Berge, aber große Räume des Gebirges[304]), vor allem die inneren Hochgebirgstäler, blieben zunächst wohl fast dauersiedlungsfrei.

Hervorzuheben ist, daß die Rodungsarbeit der Slowenen im Süden, am Rande der oberkrainischen Ebene und des Tertiärhügellandes, ganz bedeutend stärker gewesen ist als im Jauntal, denn wir finden in ersterem Gebiet viel mehr Wald- und Rodungsnamen. Auch die Intensität der slowenischen Besiedlung muß von Norden nach Süden zugenommen haben, denn wir bemerken dort im ganzen mehr slowenische Ortsnamen als im Norden.

So ist die alpenslawische Besiedlung die erste, welche — wenigstens teilweise — die alten Bahnen verläßt und rodend[305]) die randlichen Teile des Gebirges umgestaltet. Auf ihr können spätere Siedlungsvorstöße aufbauen. Das äußerst siedlungsarme Hochgebirge aber spielt auch jetzt noch die Rolle der unwirtlichen Grenzeinöde.

---

setzung zwischen Deutschen und Slawen in volkskundlicher Sicht. Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung II, 1938.

[302]) MARIAN SIDARITSCH, Geographie des bäuerlichen Siedlungswesens im ehemaligen Herzogtum Steiermark. Graz 1925, S. 76/77.

[303]) Über die verhältnismäßig geringe Anzahl der neuen Siedler vgl. auch E. KLEBEL, Die mittelalterliche deutsche Siedlung . . ., a. a. O., 1934, S. 34.

[304]) Über die schwache Besiedlung der Gebirgsgegenden durch die Slowenen siehe auch P. LESSIAK, Die kärntnischen Stationsnamen, Car. I, 1922, S. 7. Ferner M. KOS, Slovenska naselja na Koroškem. Geografski Vestnik 1932.

[305]) Über die Rodungsarbeit der Slowenen vgl. KÄMMEL, a. a. O., 1879, S. 181. — Weitere Angaben über die Umgestaltung der Landschaft vor allem auf Grund der Hofnamen und Bewohnernamen siehe bei GÜNTER GLAUERT, Landschaftsbild und Siedlungsgang in einem Abschnitt der südöstlichen Kalkalpen (Ostkarawanken und Steiner Alpen) und seinen Randgebieten. SODF. III (1938), S. 457—524.

Karl Hugo von Meltzl
ein Vorläufer der neueren Religionsgeschichte und Kulturphilosophie

Von ANDREAS ANGYAL (Budapest)

KARL HUGO VON MELTZL war ein Sohn Siebenbürgens. 1846 wurde er in Sächsisch-Regen (Szászrégen) geboren, 1908 starb er in Großwardein (Nagyvárad). Das Gymnasium besuchte er in Klausenburg (Kolozsvár) und Bistritz (Beszterce). Im Dreieck Sächsisch-Regen—Klausenburg—Bistritz gestaltete sich nun sein Leben; diese drei Städte waren ihm am liebsten, hier lebte er im Kreise der Familie und Freunde. Seit dem Jahre 1872 wirkte er in Klausenburg als Universitätsprofessor für deutsche Sprache und Literatur.

Freilich ist das nicht sein ganzer Lebenslauf. Als Student lebte er in Deutschland und studierte in Leipzig und Heidelberg. Wiederholt besuchte er auch Italien. In Leipzig befreundete er sich mit dem jungen NIETZSCHE und vertiefte sich mit ihm zusammen in die Philosophie SCHOPENHAUERS. Schopenhauers Geist begleitete nun Meltzl sein ganzes Leben hindurch. Aber auch die Jugendfreundschaft Nietzsches war von entscheidender Bedeutung.

ALEXANDER KEREKES, der eine gute madjarische Biographie Meltzls schrieb[1]), behauptet zwar, diese Freundschaft sei von geringer Wirksamkeit gewesen. Diese Behauptung aber müssen wir von uns weisen. Immer wieder tauchen Nietzsche-Spuren in seinen Werken auf. Seine 1877 gegründete mehrsprachige Zeitschrift, die Acta Comparationis Litterarum Universarum registriert gleich im ersten Jahrgang das Erscheinen der Unzeitgemäßen Betrachtungen. Im Jahre 1886 (S. 27) heißt es in seinem Nekrolog über den Philologen JOHANNES MINCKWITZ: „Man hat Minckwitz in seiner Heimat oft der Ruhmredigkeit oder gar Eitelkeit zeihen zu dürfen vermeint. Aber unsere Leser, die dem heiteren, milden Greis in den Spalten der Acta Comp. so oft begegneten, werden wissen, was von diesem Tadel zu halten sei, welchem ja noch niemand entgangen ist, der neue Bahnen eröffnete, und auch in alle Zukunft niemand entgehen wird, der (nach des Baseler Prof. Nietzsche schneidigem Ausdruck) nicht ‚heerdenmäßig' zu denken und nachzuurteilen vermag." Diese Worte sind ein klarer Beweis dafür, daß Meltzl auch die spätere geistige Entwicklung Nietzsches mit Anteilnahme verfolgte. Weitere Beziehungen sollen in unseren folgenden Ausführungen erhellt werden.

---

[1]) A. KEREKES, Lomnitzi Meltzl Hugó. 1846—1908 (H. M. v. Lomnitz). Jahrb. des Deutschen Institutes der königl. ung. Peter-Pázmány-Universität Budapest. Hg. von TH. THIENEMANN und B. v. PUKÁNSZKY. II. Bd., 1937, S. 254—372.

Kerekes hat mit großem Fleiß die Lebensdaten Meltzls zusammengestellt und seine Werke registriert. Sein Werk ist für alle spätere Meltzlforschung unentbehrlich. Leider kommt aber das eigentlich Geistesgeschichtliche bei ihm zu kurz. Kerekes will eine „Rettung" Meltzls versuchen, übersieht jedoch seine eigentliche Bedeutung. Diese Bedeutung aber liegt darin, daß Meltzl in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s, in einer Zeit, wo der Spießbürger mit seinem hausbackenen Materialismus im Kopf und mit Reclams Universalbibliothek im Bücherschrank der herrschende Menschentypus war, ein tiefes, metaphysisch begründetes religionsgeschichtliches und kulturphilosophisches Denken wagte. Er gehört zu jenen tieferen Geistern des vorigen Jahrhunderts, die die Brücke bilden zwischen der Romantik und dem Idealismus des 20. Jh.s. Und es war ihm gegönnt, das neue Jahrhundert zu erleben, dessen großer geistiger Vorläufer er war.

Freilich, um zu einem solchen Vorläufer werden zu können, mußte er aus dem Osten kommen, aus Siebenbürgen. Nicht umsonst verweist Zolnai darauf, wie gerade in Siebenbürgen ein geisteswissenschaftlicher Spiritualismus entstand, vertreten durch Meltzl, Samuel von Brassai und Alexander Imre, der mit dem herrschenden Realismus des ungarischen Geisteslebens in Gegensatz kam, und so zum Vorläufer einer neuen, idealistischen Ästhetik und Philologie wurde[2]). Gerade in Siebenbürgen konnte man zu tieferem Denken angeregt werden. Deutsch-nordische, madjarisch-östliche, slawische und byzantinisch-rumänische Kultur und Geistigkeit treffen sich hier. Neben deutschen gotischen Stadtbildern mit Domen, Bürgerbauten und Wällen liegen madjarische und rumänische Dörfer im Land mit reicher Volkskunst. Holzbauten stehen mit hohen Dächern auf den waldigen Hängen der Karpaten, phantastisch-östliche Marktstädte umrahmt das Hochgebirge, einsam wachen östliche Kreuze am Straßenrand. Gotische Kirchenburgen tauchen auf, hölzerne Spitztürme ragen in die Höhe, byzantinische Kuppeln wölben sich. Mit hehrer Reinheit grüßen die weißen Gipfeln der Schneeberge an klaren Frühlingstagen, alte Balladen ertönen von den Lippen der Madjaren und Rumänen, und unter wehenden Kirchenfahnen wallen Zehntausende von Széklern in der Pfingstwoche zur Maria von Csiksomlyó. Nicht nur Völker, auch Religionen begegnen sich. Katholiken mit lateinischer und mit byzantinischer Liturgie, Protestanten und Orthodoxe leben hier zusammen. Romanische, germanische, ugrofinnische und slawische Sprachen erklingen. Wahrhaftig ein Land, das zur geistigen und menschlichen Tiefe und Universalität führen muß!

Aus dieser Welt kommt Meltzl, auf dieser Grundlage muß sein tiefer Geist gesehen werden. Er blieb eng mit der siebenbürgischen Landschaft

[2]) B. Zolnai, Erdély egyeteme (Siebenbürgens Universität). Minerva, Jg. 1941, S. 6.

und mit den siebenbürgischen Völkern verbunden. Schon als Knabe beherrschte er neben seiner deutschen Muttersprache auch das Madjarische und Rumänische[3]). Wenn er auch Europa und Nordafrika bereiste, wenn er auch Korrespondenten und Mitarbeiter aus Ausland und Übersee hatte, so blieb sein Wesen doch mit den Tiefen seiner nord-östlichen Heimat verwachsen.

Aus diesen Tiefen heraus müssen auch seine „Aphorismen im Geiste Schopenhauers"[4]) gedeutet werden. Schopenhauer war sein großes philosophisches Erlebnis, das in seiner Seele verwandte Töne anschlug. Auch Schopenhauer gehört ja mit den metaphysischen Tiefen seines Denkens zu den Großen, die erhaben über dem kleinen Treiben des Philistertums standen. Meltzl gestaltet nun die Weisheit des Meisters in den Tiefen seines eigenen Seins.

Mit ätzender Kritik ergießt er sich gegen das flache Treiben der materialistischen, „positiven" Naturwissenschaft:

„Es fehlt nur noch, daß unsere modernen Naturforscher weitläufige Untersuchungen anstellen über das geometrische Verhalten der Muttermalsysteme am zweiten Gliede des ersten linken Fingers des rechten Armes. Dann wird die Lösung der Rätsel des Weltalls um ein gutes Stück gefördert sein." (III. Aphorisme.)

Er sieht klar die Gefahren und Einseitigkeiten des naturwissenschaftlichen Materialismus, aber auch die einer intellektualistischen Vermassung:

„Die Nachfrage nach ‚gebildeten' Menschen ist heutzutage eine so enorme geworden, daß sie vom Vorrat unmöglich gedeckt werden kann. Daher hat die moderne Pädagogik (namentlich die züchtige Herbärtelei)[5]) ihr möglichstes im Imitieren und Fälschen, d. h. sie erzieht auch dort, wo es gar Nichts zu erziehen giebt." (IV.)

Meltzls Menschenideal ist eben ganz im Sinne der Gegenwart die geformte Persönlichkeit und nicht der in Serie erzeugte „Gebildete" des Intellektualismus. Diese intellektualistische „Bildung" des 19. Jh.s war etwas ganz Durchschnittliches, Flaches. Letzten Endes führte gerade sie zum vorübergehenden Triumph des plattesten Materialismus. Dies ist eben der Dualismus des vorigen Jahrhunderts (wie ihn H. CYSARZ in seinen Münchner Vorträgen WS 1938/39 schilderte): hier Intellektualismus, dort Materialismus. Die höhere Einheit der menschlichen Persönlichkeit fehlt. Meltzl aber wurde vom Siegesgeschrei des Jahrhunderts nicht betört und

---

[3]) A. KEREKES, a. a. O., S. 262.

[4]) Fontes Comparationis Litterarum Universarum. Collegerunt et ediderunt S. BRASSAI et H. MELTZL. Bd. V., Heft 3. Klausenburg-London 1882.

[5]) Anspielung an die bekannte Dreiteilung der Erziehung bei HERBART: Regierung, Unterricht, Zucht.

ging selbstsicher den Weg zur geistigen Erneuerung. Leider sind seine Worte noch heute teilweise aktuell, da ja in Ungarn die Pädagogik noch immer unter dem Druck eines tödlich-starren Herbartianismus zu leiden hat, der alle Wege zur freieren Entfaltung versperrt.

Sehr richtig beurteilt er auch das poetische Treiben um 1800: „Der Gesang unserer modernen Weltschmerzler-Poeten gleicht dem des ungeölten Rades. Mit etwas Schmiere ließe der heillose Lärm auf unseren Büchermärkten sich dämpfen." (V.)

Noch später werden wir Meltzl als tätigen Kämpfer gegen die Formverlotterung des 19. Jh.s sehen. Seine Ablehnung des Intellektualismus und des Materialismus führt ihn aber weiter, in die Tiefen der Metaphysik. Er lehnt zwar das „denkbare", mithin intellektualistische Gottesbild ab, aber ebenso auch den Atheismus. Seine Metaphysik ist eine Philosophie des irrationalen Lebensgrundes. „Daß diese Welt Ein Gott erschaffen oder gemacht habe, ist nicht denkbar, daß sie das Werk zweier oder mehrerer Götter sei, noch weniger, daß sie das Werk keines Urhebers sei, am allerwenigsten." (VI. Sperrungen von Meltzl.)

Noch deutlicher weist auf diesen irrationalen Lebensgrund die VIII. Aphorisme: „Der alleinbegreifliche Zweck des Lebens ist der Tod und der alleinbegreifliche Zweck des Todes ist — das Leben. In diesem schönen circulus vitiosus bewegt sich ‚allweise' Mutter Natur."

In diesem Sinne ist es auch zu verstehen, wenn die XXXI. Aphorisme vom Zufall spricht. Dieser Zufall ist für Meltzl keineswegs eine materialistische, blinde „Tücke des Objekts", sondern eine geheimnisvolle, irrationale Seinskraft. Der Zufall wird schon für Meltzl Schicksal im Sinne Spenglers[6]): schon er ahnt die tieferen Zusammenhänge des Seins mit dem Irrationalen, die allgemein als Zufall bezeichnet werden, letztlich aber in die Sphäre des Schicksalhaften gehören. „Wenn doch nur die Menschen ihren größten Meister nicht immer meistern wollten. Anstatt im geeigneten Momente seiner Führung sich anzuvertrauen, zerbrechen sie sich von früh morgens bis spät abends den Kopf darüber, wie sie ihm den Weg verlegen könnten, um ihn ganz in ihre Gewalt zu bekommen, ihn, der ewig sie in seiner Gewalt hat: der Zufall! —" (Sperrungen von Meltzl.)

Eine geniale Vorahnung dessen, was Spengler als den Gegensatz von Schicksalsidee und Kausalitätsprinzip bezeichnet! Für Spengler ist ja das Kausalitätsprinzip ein Produkt des zergliedernden Verstandes, das Schicksal dagegen die irrationale „Physiognomie alles Werdens"[7]). Man könnte die Aphorisme Meltzls ohne weiteres in die Spenglersche Terminologie über-

[6]) O. Spengler, Der Untergang des Abendlandes. München 1920, Bd. I, S. 194 bis 202.

[7]) Ebenda, Bd. I, S. 164 ff.

setzen und sagen: Die Menschen wollen auch das Schicksal zur Kausalität erstarren lassen, anstatt sich seinem irrationalen Werdestrom zu vertrauen. Ein Mahnwort an Rationalismus und Materialismus! Und wir fühlen uns an das lateinische Dichterwort erinnert, das Spengler als Schluß des „Unterganges" niederschrieb: „Ducunt fata volentem, nolentem trahunt."

Dieser Schicksalsglaube aber wird in der XXVII. Aphorisme durch uralte Weisheit des Ostens überhöht und ergänzt. Meltzl glaubt nämlich an die Seelenwanderung und setzt sich mit den Kritikern dieses Glaubens geistvoll auseinander:

„Diejenigen Naturforscher, welche die Seelenwanderung durch Tierleiber phantastisch finden, sind auf die nächste beste Raupe zu verweisen. Gesetzt der Fall, der Schmetterling könnte denken, so würde er es, gleich unseren Naturforschern, als eine lächerliche Zumutung ansehen, wenn man ihm sagen wollte: du warst schon einmal Raupe!"

Ganz Spenglerisch wieder ist die X. Aphorisme:

„Telegraphenlinien, Eisenbahnschienen und Telephondrähte sind die Herbstfäden der Cultur."

Welch eine geniale Vorwegnahme des Gedankens, daß die europäische Kultur in die Stufe der Zivilisation übergeht! 35 Jahre vor Spengler wird in diesem einen Satz fast der ganze I. Band vom „Untergang des Abendlandes" vorweggenommen![8]) Wiederholt werden wir noch solche Gedanken bei Meltzl treffen, die auf die kommende Ideenwelt des großen deutschen Kulturphilosophen hinweisen. Bei der ungeheuren Belesenheit Spenglers ist es sogar nicht ausgeschlossen, daß er die Schriften Meltzls kannte.

Die Kritik der Maschinen-Zivilisation verbindet sich bei Meltzl auch mit Gedanken Nietzschescher Prägung, mit dem Begriff der „Sklavenmoral":

„Ob Sklave eines Herrn oder Sklave einer Maschine — das kommt wohl im Grunde genommen auf Eines heraus. Der gewöhnliche Mensch die Fabriksware der Natur, ist und bleibt stets ein Sklave. Des Aristoteles Divination der Maschine mit besonderem Bezug auf die Abschaffung der Sklaverei erscheint aus diesem Gesichtspunkte betrachtet durchaus unphilosophisch." (XI.)

Der Geist des berühmten Zarathustra-Kapitels „Von alten und jungen Weiblein" spricht aus dem Schlußsatz der XVIII. Aphorisme:

„Die größten Skandäler sind ja nur im Verein mit Frauen möglich."

Eine bemerkenswerte literarästhetische Ansicht spricht die XII. Aphorisme aus:

„Roman und Novelle sind die Haustiere der Poesie. Der Roman ist

[8]) Besonders Bd. I, S. 1—71.

ein gezähmtes Epos, das gute Milch giebt und einen nicht zu unterschätzenden Profit abwirft." Mit gutem Recht hat Meltzl das wilde Wuchern der Roman- und Novellengattung in diesen Worten beanstandet. Im formvernachlässigenden 19. Jh. begann jene Überschwemmung von künstlerisch wertlosen Romanen und Novellen, die noch heute alle echte Literatur bedroht und den Leser verwirrt. Besonders in Ungarn sehen noch heute die Redakteure der Zeitschriften ihren höchsten Ehrgeiz darin, diese Zeitschriften mit schwachen Novellen vollzustopfen. Man hat aber dann oft nur ein Gähnen für das Ganze übrig! Üppig schwillt auch noch die Sturmflut der Romane, zwischen Kolportage und fadem Gesellschaftsklatsch.

Auch stilgeschichtliche Einsichten hat Meltzl. Klug und bündig ist seine Charakteristik der Rokokozeit in der XXXIV. Aphorisme. Freilich ist seine Ansicht durch den Schopenhauerschen Pessimismus gefärbt, doch die Erkenntnis der „Maskenhaftigkeit" des Rokokos ist schon eine geniale Vorwegnahme neuester Barockforschung. In diesem Sinn wird auch KARL VOSSLER davon sprechen, daß für den barocken Spanier das Leben zu Spiel und Schein sich gestaltet[9]), und HEINRICH SCHALLER von „der klassizistischen und weltmännischen Maske und Geste" des Barocks und von der „Doppelseitigkeit dieses Daseins"[10]). Meltzl spricht zwar in seiner Aphorisme nur vom Rokoko, aber bekanntlich ist das Rokoko nur der Ausklang des Gesamtphänomens Barock. Die Erwähnung des Optimismus, die sich unzweifelhaft auf LEIBNIZ bezieht, läßt darauf schließen, daß Meltzl unter Rokoko das ganze 18. Jh. versteht. Übrigens war Meltzl der erste, der in Ungarn ein Universitätskolleg über deutsche Barock- und Rokokodichtung hielt, im SS. 1891, also über 30 Jahre vor dem großen Aufschwung der deutschen Barockforschung! Ein Bahnbrecher wahrlich in europäischem Sinne! Und noch 8 Jahre früher schreibt er diese Aphorisme:

„Die Rococozeit legt der Natur eine Maske an: das Haar überzieht sie mit Puder, das Leder mit Gold und über die Welt wirft sie das lügenhafte System des Optimismus."

Heute allerdings beurteilen wir den Optimismus Leibnizens nicht mehr aus dem Blickfeld eines VOLTAIRE und SCHOPENHAUER. Doch auch heute müssen wir Meltzls Scharfsinn bewundern, der in einigen knappen Worten weite geistesgeschichtliche Zusammenhänge erfaßt.

Daß aber dieser große Geist auch eine große Seele war, erfüllt von der „schenkenden Tugend" im Sinne Nietzsches, davon sprechen die wahrhaft heroischen Worte der XXXV. Aphorisme:

„Je mehr man von seinem Selbst bei Lebzeiten verleugnet, desto mehr bleibt davon der Nachwelt übrig."

---

[9]) K. VOSSLER, Lope de Vega und sein Zeitalter. München 1932, S. 183, 219.

[10]) H. SCHALLER, Die Welt des Barock. München 1936, S. 19, 38.

Meltzl war ein philosophischer Kopf. Das Schopenhauer-Erlebnis begleitete ihn durchs ganze Leben. Immer wieder fand er Gelegenheit, in seine Universitätsvorträge philosophische Probleme einzuflechten. Im Jahre 1894 war er sogar Stellvertreter des philosophischen Lehrstuhls auf der Universität Klausenburg. Bei dieser Gelegenheit veröffentlichte er in madjarischer Sprache eine Studie über den Begriff der Philosophie[11]). Die Philosophie ist für Meltzl keine „scientia", d. h. keine Wissenschaft im exakten Sinne der Naturwissenschaft, sondern eine „sapientia", d. h. eine höhere, zusammenfassende Weisheit. Sie kann nicht die Ergänzung irgendwelcher Fachwissenschaft sein, doch sie bildet das unentbehrliche Korrektiv einer jeden Wissenschaft. Wieder eine Einsicht Meltzls, die uns erstaunlich gegenwärtig anmutet! 14 Jahre später hat der Bromberger Denker HANS RICHERT ähnliche Gedanken ausgesprochen[12]). Noch gegenwartsnäher wird Meltzl, wenn er davon spricht, daß Philosophie im höchsten Sinn eine Kunst sei. Die Philosophie muß sich ins Geheimnis des Weltalls vertiefen — ist seine Forderung. Und mit genialer Vorwegnahme von Phänomenologie und Existenzialphilosophie schließt er seine Ausführungen mit der These: Die Philosophie muß zur Wesenheitkunde, zur Wesenheiterkenntnis werden.

Reich an tiefen, weit ausgreifenden Gedanken ist auch der madjarische Vortrag, den er noch als junger Professor über die philosophischen Vorläufer Schopenhauers hielt[13]). Gleich am Anfang apostrophiert er Schopenhauer als einen Genius, dessen Leben ein fortwährendes Martyrium war. In gleicher Weise wird er drei Jahre später LESSING, SCHOPENHAUER und PETŐFI als die drei Apostel der Aufrichtigkeit schildern[14]). Aufrichtigkeit, kulturschöpferische Genialität und menschliches Martyrium: Gedankengänge, die auch der neueren deutschen Kulturphilosophie geläufig sind. Ganz im Geiste Meltzls bringt etwa SCHALLER viele Beispiele menschlicher Undankbarkeit den Genies gegenüber: auch er erwähnt Schopenhauer. „Die meisten Erfinder wurden um ihre Erfolge betrogen. Schopenhauer blieb fast zeitlebens unbekannt ... fast alle genialen Geister wurden von der Menge verlacht, begeifert und zu Tode gehetzt und nur sehr selten verstanden ...

---

[11]) A philosophia fogalma új szempontból (Der Begriff der Philosophie, aus einem neuen Blickpunkt gesehen). Klausenburg 1894. — Die Arbeit war leider in Budapest nicht vorzufinden, deshalb mußte ich den Gedankengang nach KEREKES, a. a. O., S. 333, wiedergeben.

[12]) H. RICHERT, Philosophie. Leipzig 1908, bes. S. 2 und 17 ff.

[13]) Schopenhauer Arthur bölcselmi elődei (A. Sch.s philos. Vorläufer). Klausenburg 1873.

[14]) Dr. Gyulai Pál mint a Petőfi-irodalom megalapitója (Dr. Paul Gy. als Begründer der Petőfi-Forschung). 1876. Hg. im Sammelband: H. MELTZL, Petőfi tanulmányok (P.-Studien). Budapest 1909, S. 94.

Den wahren Fortschritt bringt nur das Genie, und zwar meist gegen die Menge oder unbeachtet von ihr[15])!" Dies ist durchaus im Sinne Meltzls gesprochen, der auch im großen Genius die Treibkraft der Menschheit sah. Wir können heute feststellen: auch er gehörte zu ihnen. Um so mehr mußte auch er gegen Dummheit und Niederträchtigkeit kämpfen. Besonders die Budapester Presse hat über Meltzl und seine Zeitschrift gespottet, aber auch die Professoren der hauptstädtischen Universität schlugen gegen ihren Klausenburger Kollegen Mißtöne an, am gehäßigsten der eifrige Plagiator GUSTAV HEINRICH, Inhaber des germanistischen Lehrstuhls[16]). Freundlichere Töne kamen aus der Provinz. Der Zeitung „Pécsi Figyelő" (Fünfkirchner Beobachter) gebührt die Ehre, daß sie in Ungarn schon im Jahre 1878 als erstes Blatt die Zeitschrift Meltzls mit Verständnis würdigte. Mit Freude und Genugtuung registrierte Meltzl diese schöne Anerkennung in den Redaktionsmitteilungen der Acta Comparationis.

Die Anerkennungen erfreuten Meltzl, Gehässigkeiten aber störten ihn nicht besonders. Er ging ruhig den Weg seiner Gedanken weiter. Und wie tiefsinnig waren diese Gedanken! Wie unübertrefflich ist die Charakteristik der östlichen Seele des Madjarentums in der Studie über Schopenhauers Vorläufer! „Vielleicht ist der Madjare der einzige unter allen Völkern, der dieses schöne Vorrecht besitzt, dasjenige verkörpern zu können, von dem seine westeuropäischen Nachbarn mit spöttischer und selbstsüchtiger Überlegenheit zu glauben wagen: es sei ein überholter Standpunkt. Für sie ist das wahre, aufrichtige Θαυμάζειν (Wundern) ein überholter Standpunkt, obgleich dieses noch heute, wie einst zur Zeit des Platon und des Aristoteles die echte Quelle alles Philosophierens ist: Θαυμάζειν μαλὰ φιλοσοφικὸν πάθος. (Das Wundern, diese höchst philosophische Leidenschaft.) Doch für die hyperkultivierten Elemente Westeuropas erscheint der mit diesem Θαυμάζειν verbundene östliche Euphemismus, der fantasiereiche Stil und Ähnliches als ein bedauernswerter Zustand; und sie behaupten, wie das ein Deutscher einmal ausdrückte, daß all dies eben nur bei uns (in Ungarn) unausgelacht bleiben kann, nirgends anderswo in Europa[17])."

---

[15]) H. SCHALLER, Die europäische Kulturphilosophie. München 1940, S. 119, 120.

[16]) A. KEREKES, a. a. O., S. 257, 298.

[17]) Schopenhauer bölcselmi elődei. S. 3: „Azonban a magyar, talán egyedül birja valamennyi nemzetek között, azon szép előjogát: hogy az lehessen, mit az ő nyugoteurópai szomszédjai részükről, gunyos és önhitt megfontolással, meghaladott álláspontnak tartani, szabadnak vélik. Nekik meghaladott álláspont illetőleg a naiv, az őszinte Θαυμάζειν, mely hiszen még ma is, épen ugy mint Platon és Aristoteles idejében, minden philosophálás legeredetibb forrása Θαυμάζειν, μαλὰ φιλοσοφικόν πάθος: szánalomra méltó állapotnak tünik föl Nyugoteurópa hypercultivált elemei előtt, az ezen Θαυμάζειν — nel karöltve járó keleti euphemismus, a képzeletdús stilus és több efféle, mely minden, miként egy német megjegyezte, csak nálunk maradhat mosoly nélkül, és másutt Európában sehol."

Gerade der Osten ist es aber, aus dem in diesen Jahren neue Kräfte aufbrechen, die dann dazu beitragen, den platten Materialismus des Westens zu überwinden. Noch enger mit der Landschaft und der Scholle verbunden, wagt sich auch der Geist hier leichter in die Tiefe. 1871 erscheint in St. Petersburg das berühmte Werk DANILEVSKIJS: Rossija i Evropa: ebenfalls, wie die Gedanken Meltzls, eine geniale Vorwegnahme von Spengler und der neueren Kulturphilosophie. Neben ihm wirken Mussorgskij, Tolstoj, Solovjev, lauter universale Geister[18]). Im Südosten erscheinen in der madjarischen und rumänischen Literatur Dichter von kosmischem Schwung und metaphysischer Tiefe: VAJDA und KOMJÁTHY, EMINESCU und ALECSANDRI. Dies ist der geistesgeschichtliche Hintergrund, aus dem auch die Ideenwelt Meltzls erwächst, dieses großen Vorbereiters und Bahnbrechers.

Doch heute hält kein vernünftiger Mensch mehr das Wundern, die Begeisterung und die Phantasie für etwas Bedauernswertes, Rückständiges. Man erkennt im Gegenteil, daß das metaphysische Erlebnis des Seins einen durchaus emotionalen Charakter hat[19]). Gerade die deutsche Wissenschaft hat sich in den letzten Jahren große Verdienste um die Erforschung Osteuropas erworben. Große deutsche Kunsthistoriker, wie OSKAR SCHÜRER und DAGOBERT FREY, bereisten den Osten und zeigten in verschiedenen Vorträgen die Entwicklungslinien der Kunst dieser Gebiete. Sie entdeckten, wie selbst die deutsche Kunst in diesen Gebieten eine östliche Färbung bekommt. Und wie ein Nachklang der Ideen Meltzls über Phantasie und Gefühlsreichtum des Ostens hören sich die Worte Freys an, mit denen er die von den Ordensrittern, von Habsburgern und Luxemburgern, von Kasimir und Ludwig dem Großen aufgebaute östliche Hochkultur und ihre Kunst schildert: „Mit dem Aufbau dieser Hochkulturen im Osten vollzieht sich ein entscheidender Umschwung, die bisher herrschende, durch das Kulturgefälle bedingte, westöstliche Kulturströmung schlägt in eine Gegenbewegung von Ost nach West um ... Der Osten prägt neue plastische Typen, die er mit ihm eigentümlichen Gefühlswerten erfüllt, einer Leidbereitschaft, einer schmerzseligen Innigkeit, einer schweren Süße. Aus welchen seelischen Tiefen quellen diese Gefühle? Ist es Landschaft und Klima, ist es die Schwere des Lebens, ist es die Siedlungsgemeinschaft mit den Slawen, die dieses Ethos formt?“[20]). Ganz im Sinne Meltzls bezeichnet auch WALTER SCHUBART östliches Denken als etwas der Prophetie,

---

[18]) Vgl. H. SCHALLER, Kulturphilosophie, S. 86—89.

[19]) H. SCHALLER, Urgrund und Schöpfung. Ein Beitrag zur metaphysischen Ontologie und Kosmologie. München 1938, S. 9, 10.

[20]) D. FREY, Die Entwicklung nationaler Stile in der mittelalterlichen Kunst. Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg. 1938, S. 62.

dem Priester- und Sehertum Verwandtes, spricht von seiner Phantastik, seinem Reichtum an Einfällen, seiner Kühnheit der Visionen, seinem Universalismus[21]). Alle diese Ausführungen sind aber in nuce schon in den zitierten Sätzen Meltzls erhalten. Er selbst verkörpert als Denker und Forscher diesen östlich-prophetischen, kühn-universalen Typus. Auch die jüngste madjarische Forschung, die sich mit lobenswertem Eifer den Problemen des eigenen Volkstums widmet, kommt zu Erkenntnissen, die mit denen Meltzls übereinstimmen. So spricht ZOLNAI von der Bildhaftigkeit, Gefühlsbetontheit, Musikalität der madjarischen Sprache[22]). Der Philosoph LUDWIG PROHÁSZKA weist auf den stark affektiven Charakter, den Drang zur Irrealität und zum Emotionalen, die unerschöpfliche Phantasietätigkeit des Madjarentums hin[23]). Meltzls Verdienst ist, diese Einsichten schon vor nahezu siebzig Jahren vorbereitet zu haben!

Seine genialen Vorahnungen werden aber immer vielseitiger. Aus seinem östlichen Sehertum heraus werden ihm Einsichten klar, die heute von der Wissenschaft und der Weltanschauung Europas allgemein gesehen und gefordert werden. Noch im selben philosophischen Aufsatz heißt es:

„Wahrhaftig, man soll an uns und an unseren wissenschaftlichen Forschungen eher den Duft der Blumen als den Geruch der Lampe spüren: sie sollen lieber den harzigen Duft der Tannen atmen als die gedrückte Luft der Studierstube; lieber sollen wir uns den überschwänglichen Tugenden des Herzens und Gefühls überlassen, als uns auf den einseitigen und kahlen Grund des Kopfes und Denkens verirren[24])." (Sperrungen von Meltzl.) — Heute, wo die europäische Kultur vom Kampfruf gegen den Intellektualismus erfüllt ist, kann die Universität Klausenburg mit Stolz auf ihren ehemaligen Professor hinweisen, der diesen Kampfruf schon vor siebzig Jahren ertönen ließ! Es ist, als erklänge ein Echo auf Meltzls Worte, wenn der große Altertumsforscher KARL KERÉNYI heute von der Wissenschaft fordert, sie solle Leben und Kunst werden, kein totes und tödliches Buchwissen mehr[25]). In diesem Sinne wirkt jene geistige Bewegung

---

[21]) W. SCHUBART, Europa und die Seele des Ostens. Luzern 1938, S. 109—113.

[22]) B. ZOLNAI, A magyar stilus (Der madjarische Stil). Budapest 1940, S. 5 bis 17.

[23]) L. PROHÁSZKA, A vándor és a bujdosó (Der Wanderer und der Vertriebene). Budapest 1941, S. 130, 134, 135, 184, 201.

[24]) Schopenhauer bölcselmi elődei, S. 4: „Valóban, inkább a virág, mint a lámpa szaga érződjék magunkon, tudományos kutatásainkon; inkább leheljék a fenyvek gyantás illatát, mint a tanulószoba fojtott légkörét; inkább kitesszük magunkat a szív és érzés túláradozó erényeinek, mintsem a fej és gondolkozás egyoldalú, sivár talajára tévedjünk."

[25]) Vgl. die beiden Studien von K. KERÉNYI im I. Band des Jahrbuches „Sziget": Tudósoknak való (Für Gelehrte) und Könyv és görögség (Das Buch und das Griechentum).

auch, die sich um ihn und um das Jahrbuch „Sziget“ (Insel) schart. Am schärfsten formulierte jedoch LUDWIG KLAGES die These: Der Geist als Widersacher der Seele! Bei Klages ist nun durchwegs ein Einfluß Meltzls möglich. Er konnte durch den Philosophen MELCHIOR PALÁGYI vermittelt werden, einem Schüler und Anhänger des schon genannten madjarischen metaphysischen Lyrikers JOHANN VAJDA. Palágyi war Privatdozent der Naturphilosophie in Klausenburg und hat später mit seinen Ideen einen nachhaltigen Einfluß auf Klages geübt[26]).

Meltzl selbst war bestrebt, das Ideal einer lebendigen Wissenschaft auch in seinem Schaffen zu verwirklichen. Er bevorzugte die lebendigere Form des Essays, und die meisten seiner Schriften sind aus Vorträgen, aus dem lebendigen Wort entstanden. So auch die Schrift über Schopenhauers Vorläufer, die übrigens eine sehr frische und gegenwartsnahe Übersicht der Philosophiegeschichte gibt. Sein Zweck ist, die Geschichte der Erkenntnistheorie und der Ethik zu behandeln.

Zunächst spricht er davon, daß die Philosophie des Altertums im wesentlichen dogmatisch oder skeptisch war. Erkenntnistheorie und Ethik im heutigen Sinne war selbst PLATON und ARISTOTELES nicht geläufig. Das Problem der Erkenntnistheorie wurde erst von KANT gelöst, die Lücken der Kantschen Ethik aber von SCHOPENHAUER gefüllt.

Die Erkenntnistheorie behandelt das Verhältnis zwischen Idealem und Realem. Sie taucht schon bei den Eleaten auf, auch in der Sansara- und Majalehre des indischen Denkens, in der Ideenlehre Platons und hauptsächlich bei PLOTIN. Doch der eigentliche „Vater der neueren Philosophie“ war DESCARTES. In ihm erwachte zuerst die Erkenntnis von der Realität des Bewußtseins, im Gegensatz zur Idealität der Außenwelt. Er verfiel jedoch einem falschen, starren Dualismus. Er zweifelte an der Realität der Außenwelt, doch dieser Zweifel wurde nicht methodisch von ihm durchgeführt, da er sich damit beruhigte, daß ja „Gott uns gewiß nicht betrügen will“.

So bestand nach Descartes die Erkenntnis von den beiden Substanzen, doch — nach Meltzls Auffassung — konnten weder MALEBRANCHE noch LEIBNIZ das Verhältnis von Objekt und Subjekt klären. SPINOZA jedoch steht schon Kant bedeutend näher mit seinem Satz: tempus non est affectio rerum, sed tantum merus modus cogitandi. Er verfährt auch richtig, wenn er die letzte Einheit von Subjekt und Objekt feststellt. Doch er macht den Fehler, als er mit seiner Lehre von der Substanz allein das Ideale anerkennt, und vom Realen kaum eine Ahnung hat. — Von dieser Auffassung Spinozas bei Meltzl ist es wieder nicht weit zu Spengler, der

[26]) L. KLAGES, Der Geist als Widersacher der Seele. Bd. I, Leipzig 1937, S. 458 ff., Bd. II, 1939, S. 731 ff.

darauf hinweist, wie sehr Spinozas Denken noch dem magischen Dualismus der „arabischen Kultur“ verpflichtet ist[27]).

Meltzl weist nun auf die Bedeutung des großen BERKELEY hin, der den Satz aussprach: Es gibt kein Objekt ohne Subjekt. In diesem Satz ist schon der Kern der Schopenhauerschen Lehre ausgesprochen: Die Welt ist unsere Vorstellung. Berkeley und seine Zeitgenossen wurden nur von der Theologie (?) in der vollen Entfaltung ihrer Lehren gehindert.

LOCKES Empirismus ist zwar ein Irrtum und bereitet den französischen Sensualismus und Materialismus vor, er selbst ist aber wenigstens ein gesunder Denkergeist. HUMES Skeptizismus hat das große Verdienst, darauf hingewiesen zu haben, daß die Induktion bestenfalls die Wahrscheinlichkeit verbürgt, aber nie volle Sicherheit gibt. Wenn auch die völlige Ablehnung der Kausalität falsch war, so ist es doch Humes Verdienst, Kant die Augen geöffnet zu haben. Diese Lehre führte Kant dazu, unser Erkenntnisvermögen zu untersuchen, indem er auch den Worten POPES folgte: Since 'tis reasonable to doubt most things we should most of all doubt that reason of ours which would demonstrate all things. — Zu bemerken ist es noch, wie sehr Meltzls hier ausgesprochene Kritik der Kausalität der heutigen Physik nahesteht. Auch sie zeigt ja, daß Kausalität und Naturgesetzlichkeit bis zu einem großen Grade wirklich das Naturgeschehen bestimmen, sie aber letztlich doch nur einen „statistischen“, d. h. Wahrscheinlichkeitswert haben.

Kant sprach die große Wahrheit aus — heißt es weiter —, daß das Prinzip der Kausalität nur im Subjekt verwurzelt ist. Die Kausalität hat transzendentalen Charakter. Mit unendlich feinem Geist zeigte Kant, daß alle Erkenntnis nur subjektiv und ideal, das reale Sein, das Ding an sich aber ewig unerkennbar sei. — Meltzl bedauert es nun, daß GARVES Kritik Kant dazu verleitete, die Kritik der reinen Vernunft in der 2. Auflage verändert erscheinen zu lassen. Diesen Veränderungen schreibt Meltzl mit einiger Ungerechtigkeit die Verwirrung und Sophistik (???) des nachkantischen Denkens bei FICHTE, SCHELLING, HEGEL und HERBART zu.

Dann spricht Meltzl davon, daß selbst Kant allein unter FRIEDRICH DEM GROSSEN eine günstige Atmosphäre zu seinem Denken fand, unter seinem Nachfolger nicht mehr. Und jetzt kommt ein trefflicher Satz:

---

[27]) O. SPENGLER, a. a. O., Bd. II, S. 396: „Spinoza ist mit seinem Denken in Substanzen, statt in Kräften und seinem durch und durch magischen Dualismus durchaus den letzten Nachzüglern der islamischen Philosophie vergleichbar wie Murtada und Schirazi. Er bedient sich der ganzen Begriffsprache des ihn umgebenden abendländischen Barock ... aber die Herkunft von Maimonides und Avicenna und die talmudische Methode ‚more geometrico‘ bleiben von allem, was über die Oberfläche seiner Seele hinwegging, ganz unberührt.“

„In einer absoluten Monarchie hätten die Priester den Verfasser der Kritik der reinen Vernunft eingekerkert, in einer Republik hätten ihn seine Mitmenschen in ein Irrenhaus gesperrt oder verhungern lassen; denn in der Republik herrscht Freiheit und Gleichheit, daher darf dort auch niemand klüger sein als seine Mitbürger[28])."

Der Satz beginnt mit einer Kritik des unduldsamen Monarchismus, um dann in eine bittere Satyre der Demokratie umzuschlagen. Meltzl nimmt hier Gedanken vorweg, deren Sinn auch die heutige Zeit erkannte und die auch im philosophischen Denken einen Widerhall fanden. So spricht BERDJAJEW davon, daß die formale Freiheitsliebe der bürgerlichen Demokratien letzten Endes nur zu einer grauen Nivellierung Aller führt und mit wahrer geistiger Freiheit nichts zu tun hat. Eine undemokratische Gesellschaft kann weit mehr von dieser echten geistigen Freiheit besitzen[29]). Eine solche undemokratische Gesellschaft aber war auch der preußische Staat Friedrichs des Großen, den Meltzl mit Recht als einen günstigen Boden für das tiefere Denken schildert.

Nun stellt Meltzl noch in einigen Worten Schopenhauer in diesen philosophischen Rahmen. Schopenhauer hatte die Möglichkeit, Kants Weg fortzusetzen und auch die Probleme der Ethik auszubauen, die vom kategorischen Imperativ nicht gelöst werden konnten. Kant hat zwar die Ethik vom Eudaimonismus befreit, blieb aber in einer Art von Theismus befangen. — Zu Schopenhauers Lehre vom Willen zum Leben knüpft nun Meltzl eine wundervolle metaphysische Schlußbetrachtung:

„Denn die Ethik ist die Philosophie, d. h. die Metaphysik κατ' ἐξοχήν: diejenige Metaphysik, die mit all ihren Wurzeln außerhalb dieser Welt steht. Der Boden der Ethik ist nicht das Gehirn, sondern das Herz:

---

[28]) Schopenhauer bölcselmi elődei, S. 21: „Absolut monárchiában a Kritik der reinen Vernunft szerzőjét börtönbe vetették volna a papok, respublikában tébolydába zárták volna embertársai, vagy éhen halni hagyták volna; mert a respublikában szabadság és egyenlőség uralkodik; ergo: ott senkinek sem szabad embertársánál okosabbnak lenni."

[29]) N. BERDJAJEW, Das neue Mittelalter. Darmstadt 1927, S. 109: „Im Prinzip ist die Demokratie zwar individualistisch, aber dialektisch führt sie unvermeidlich zum Antiindividualismus, zur Nivellierung der Persönlichkeit ... Es hat vielleicht damals, da die Scheiterhaufen der Inquisition loderten, mehr geistige Freiheit gegeben, als in den modernen bürgerlich-demokratischen Republiken, die den Geist und das religiöse Gewissen verneinen. Die formale, skeptische Freiheitsliebe hat viel zur Vernichtung der individuellen Eigenarten der Menschen beigetragen. Demokratie bedeutet nicht unbedingt Freiheit des Geistes, Freiheit der Entscheidung; undemokratische Gesellschaften können weit mehr von dieser Freiheit besitzen." — Ganz im Sinne Meltzls ist es auch, wenn H. A. GRUNSKY, Die Freiheit des Geistes. Hamburg 1935, S. 10, vom Kampf für die echte Freiheit des Geistes und wider den zerstörenden Frei-Geist spricht.

dieses aber umfaßt, sensu allegorico gesprochen, mit seinen unsichtbaren Fäden die unendliche Weite der sich über die Vorstellungswelt erhebenden Denkphänomene (Raum, Zeit, Kausalität) und breitet sich weit, weit aus ... über die Wiege und über das Grab!"[30]). (Sperrungen von Meltzl.)

Diese Worte beweisen, daß Meltzls Philosophie des irrationalen Lebensgrundes einen mystischen, transzendenten Hintergrund hat. Ein Geistesverwandter ist er RUDOLF HERMANN LOTZES, des tiefsten Vertreters deutscher systematischer Philosophie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Auch Lotze kommt aus dem Osten: aus der Lausitz, auch er nimmt die neuen Lehren von Leben und Natur in sich auf, um dann aber um so energischer auf die Unhaltbarkeit des Materialismus hinzuweisen, und eine spiritualistische Philosophie aufzubauen[31]). Geistig verwandt ist aber auch Meltzl den großen barocken Mystikern des Ostens. Nicht umsonst erwähnt er in seinen Acta Comparationis (Jg. 1886, S. 64, 65) JAKOB BÖHME und den mystisch-religiösen Dichter SARBIEWSKI. Auch Meltzl ist ein durchaus religiöser Geist, wenngleich völlig überkonfessionell und tolerant. Von Geburt Lutheraner, konnte er in Siebenbürgen fast alle christlichen Bekenntnisse kennen und schätzen lernen, den Katholizismus und die Orthodoxie, den Calvinismus und den Unitarismus (eigentlich ist letztere eine neuzeitlich-protestantische Form des Arianismus). Dieses tiefe religiöse Interesse führte ihn zu seinen religionsgeschichtlichen und religionsphilosophischen Forschungen.

Zunächst ist sein französischer Kommentar zum I. Gesang des DANTEschen Inferno (Divina Commedia) zu erwähnen. Meltzl schreibt hier:

„On sait que le Dante, disciple ardent de Brunetto Latini, aimait toute espèce d'encyclopédisme et même toute espèce de jeux littéraires ou scientifiques. (V. par ex. Inf. XXIV, 100.) Ainsi il n'y a pas à douter que les trois animaux du premier chant n'aient été sans intention choisis de telle manière que le nom de chacun commence, justement, par la lettre L (Lonza, Leone, Lupa). Voilà les trois L du Dante comme il sera peut-être permis de nommer cette relation restée inconnue jusqu'aujourd'hui.

Il semble que ces trois L de leur part correspondent à deux L d'un autre genre, de deux côtés, gauche et droite; l'un L, féminin (Lucia); l'autre masculin (Lucifero); l'un représentant le bien, l'autre le mal.

[30]) Schopenhauer bölcselmi elődei, S. 23: „Mert az ethika a philosophia vagyis a metaphysika κατ'ἐξοχήν, azon metaphysika, mely minden gyökerével e világon kivül áll. Az ethika talaja nem az agy, hanem a sziv; ez pedig sensu allegorico beszélve, átkarolja láthatatlan szálaival az agytünemények (tér, idő, okság) e képzet-világ fölé emelkedő végtelen messzeségét, kiterjed messze, messze... a bölcső és sir fölé!"

[31]) L. BUSSE, Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Leipzig 1904, S. 149—156.

C'est ainsi qu'il se montre évidemment, comme je crois, le système suivant des trois L du Dante:

LUCIA (ib. II, 97.)	LONZA (Inf. I, 32.) LEONE (ib. I, 45.) LUPA (ib. I, 49.)	LUCIFERO (ib. XXXIV, 89.)"[32])

Meltzl will also hier den symbolisch-religiösen Sinn der bekannten drei Tiere erläutern, die dem wandernden Dichter im Walde begegnen. Diese Erläuterung führt ihn wieder in die Tiefen menschlicher Existenz. Um das Verständnis zu erleichtern, gibt er eine weitere, ausführlichere Tabelle[33]) (siehe umstehende Tabelle).

Zu dieser erweiterten Tabelle knüpft Meltzl die Bemerkung:

„Dans le Faust le héros choisit pour son maître la lettre L de gauche: le diable — (c'est le dieu de nos temps modernes!) — tandisque dans la Divine Comédie c'est la lettre L de droite: la sainte Lucie, représentée par leur ministre Virgile (le livre κατ' ἐξοχήν) qui conduit le Faust italien du moyen-âge[34])".

In dieser gedrungenen Kürze werden Gedanken von großer Tragweite und vielverheißendem Weitblick zusammengefaßt. Sie verdienen es, daß man sie weitgehend erläutere und auf ihren bahnbrechenden Charakter hinweise.

Zunächst handelt es sich darum, daß die drei Tiere, Panther, Löwe und Wölfin in der Divina Commedia eine sinnbildliche Bedeutung haben. Diese Sinnbildlichkeit hat wieder einen doppelten Aspekt. Einerseits tritt sie zur heiligen Lucia, andererseits zum Dämon Lucifero in Beziehung. Diese Beziehung wird dadurch im Epos angedeutet, daß sowohl die symbolischen Tiere, als auch die beiden Gestalten der metaphysischen Über- bzw. Unterwelt Namen mit L tragen. — Dies ist der Ausgangspunkt des Meltzlschen Dante-Kommentars.

Die heilige Lucia wird bekanntlich im II. Gesang des Inferno erwähnt. Hier erzählt Virgilio, wie er in der Vorhölle von Beatrice besucht wurde. Beatrice berichtet ihm, sie wäre von der heiligen Lucia auf Geheiß der Gottesmutter hierhergesandt, um Dante läutern zu lassen:

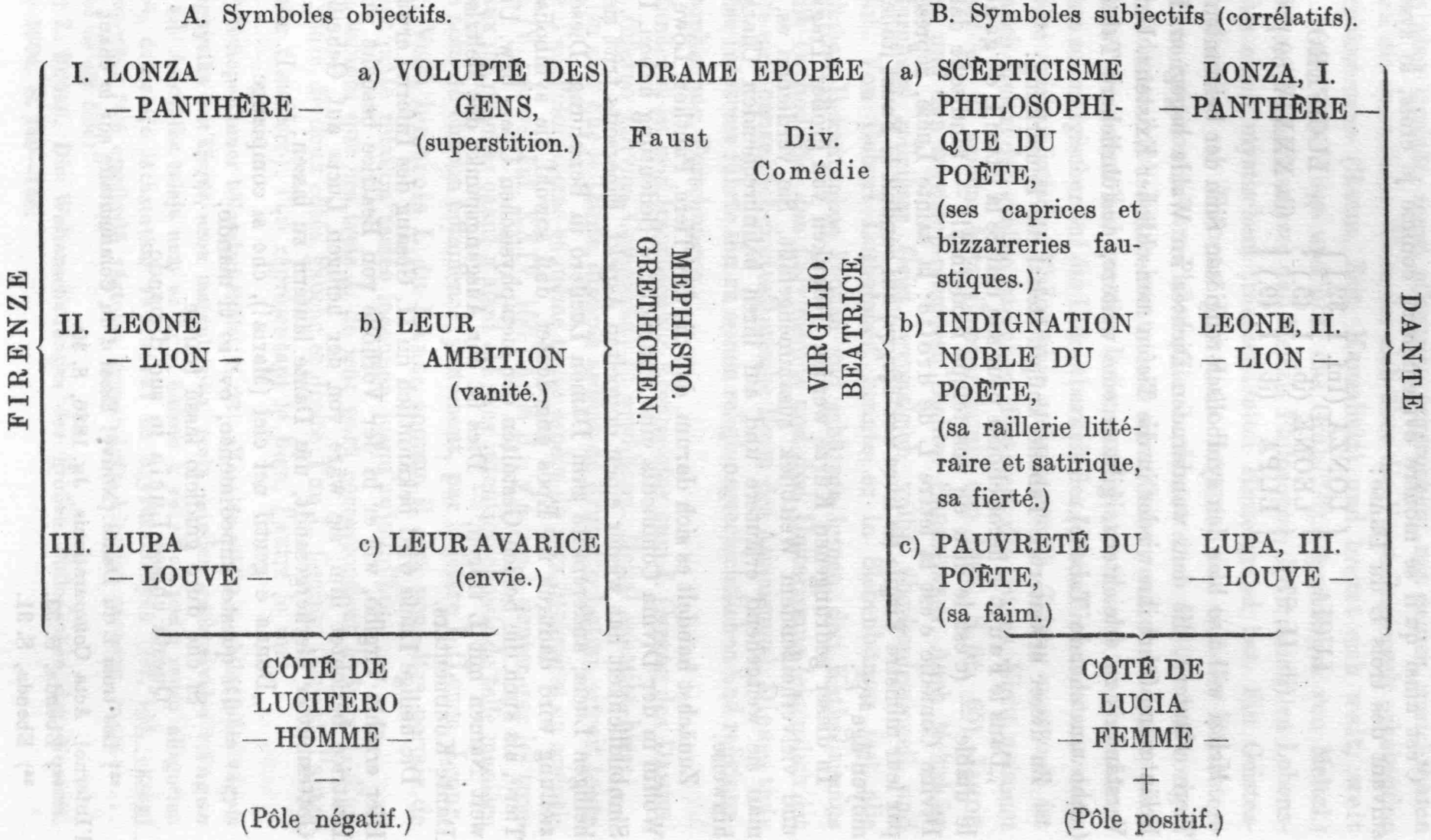
„Donna é gentil nel ciel (Maria!), che si compiange
Di questo impedimento, ov' io ti mando,
Sì che duro giudicio lassú frange.
Questa chiese Lucia in suo dimando,

---

[32]) Les trois L du Dante (Nouvel Essai d'un Commentaire sur le chant I. de l'Inferno). Acta Comparationis, Jg. 1886, S. 30.

[33]) Ebenda, S. 33.

[34]) Ebenda, S. 31.


A. Symboles objectifs.
B. Symboles subjectifs (corrélatifs).
FIRENZE
I. LONZA — PANTHÈRE —
a) VOLUPTÉ DES GENS, (superstition.)
II. LEONE — LION —
b) LEUR AMBITION (vanité.)
III. LUPA — LOUVE —
c) LEUR AVARICE (envie.)
DRAME EPOPÉE
Faust
Div. Comédie
MEPHISTO. GRETCHEN.
VIRGILIO. BEATRICE.
a) SCÈPTICISME PHILOSOPHIQUE DU POÈTE, (ses caprices et bizzarreries faustiques.)
LONZA, I. — PANTHÈRE —
b) INDIGNATION NOBLE DU POÈTE, (sa raillerie littéraire et satirique, sa fierté.)
LEONE, II. — LION —
c) PAUVRETÉ DU POÈTE, (sa faim.)
LUPA, III. — LOUVE —
DANTE
CÔTÉ DE LUCIFERO — HOMME — —
(Pôle négatif.)
CÔTÉ DE LUCIA — FEMME — +
(Pôle positif.)

E disse: Or abbisogna il tuo fedele
Di te, ed io a te lo raccomando.
Lucia, nimica di ciascun crudele,
Si mosse, e venne al loco dov'io (Beatrice) era,
Che mi sedea con l'antica Rachele.
Disse: Beatrice, loda di Dio vera,
Ché non soccorri quei che t'amò tanto,
Che uscìo per te della volgare schiera?"

(Inferno, II, 94—105. Sperrungen und Einschiebungen von uns.)

Maria, Lucia und Beatrice stehen also in engstem Zusammenhang miteinander. Sie verkörpern eigentlich das Ideal des „Ewig-Weiblichen", bei Dante freilich in eine religiös-mystische Sphäre erhoben. Aber dieses Erheben des Ewig-Weiblichen vollzieht sich auch in GOETHES Faust: deshalb fühlt sich Meltzl berechtigt, die beiden Dichtungen in Beziehung zu setzen.

Diese Beziehung entsteht auch vom andern, „luciferischen" Aspekt aus. Bekannt ist es, daß Lucifero, der gefallene Engel bei Dante im innersten Grund der Hölle sitzt. Und bekannt ist auch die Rolle Mephistos in der Faustdichtung.

Nun gibt es aber einen Unterschied. Faust entscheidet sich im Teufelspakt für die luciferische Sphäre, Dante aber wird selbst durch die Hölle vom Boten der drei heiligen Frauen (Maria—Lucia—Beatrice), von Virgilio geführt. Allerdings wird auch Faust gerettet und erläutert: aber eben durch das Ewig-Weibliche, durch das Opfer Gretchens. Diese Erlösung vollzieht sich also dramatisch, während Dantes Weg ein epischer ist. Goethes Faust muß kämpfen, kämpfen hauptsächlich gegen sich selbst, gegen das Teuflische in seinem eigenen Wesen. Sein Weg ist der Weg eines Titanismus, dem es gelingt, durch die mystische Seelenbraut erlöst zu werden. Dantes Weg ist dagegen der Weg der Kontemplation, auf dem er vom Sendboten seiner mystischen Seelenbraut Beatrice, dann aber im Paradies von ihr selbst, begleitet wird. Auch Faust hat einen Begleiter: Mephistopheles, den bösen Geist der luciferischen Sphäre. Dantes Begleiter, der Sendbote der Lucia-Sphäre ist wieder Vergilius, der Dichter des römischen Kaisertums.

Meltzl vollzieht also eine deutliche Zweiteilung: hier die Welt Lucifers, dort die Welt Lucias. Die drei Tiersymbole haben in jeder Sphäre eine andere Bedeutung, in der luciferischen sind sie Sünden der dem Teufel, diesem Gott der modernen Zeit, verfallenen Menschheit, in der Sphäre der heiligen Lucia aber edle Wesenszüge des Dichters: sein „philosophischer Skeptizismus", im Sinne eines Mißtrauens eben gegen die luciferische Sphäre, seine Entrüstung inmitten einer kleinlichen, verfallenen Welt und seine Armut, sein Ausgestoßensein aus dem Kreis dieser luciferverbundenen Men-

schen. Man könnte die beiden Pole auch so bezeichnen: Lucifero-Welt der Moderne, Lucia-Welt der Tradition.

Damit sind wir in die Ideenwelt des großen italienischen Kulturphilosophen JULIUS EVOLA angelangt. Von Meltzls Dante-Kommentar führt ein gerader Weg zu Evolas großartiger „Rivolta contro il mondo moderno". Die Grundlage dieses Werkes ist die Gegenüberstellung von Tradition und Moderne in geschichtsmetaphysischem Sinn. Dieser Gegenüberstellung entspricht bei Meltzl die Polarität Lucifero—Lucia. Schon bei der Analyse dieser beiden Sphären konnten wir aus den Ansichten Meltzls Begriffe herausschälen, die durchaus im Sinne Evolas lagen.

Wenn auch Evola die Welt der Tradition allgemein als männlich, die der Moderne aber als weiblich bezeichnet, so ist das kein Widerspruch zu Meltzl. Lucifero ist zwar „Mann", der frühere Engel des Lichts, aber ein gefallener Engel, ein „maschio devirilizzato". Denn echte Männlichkeit ist nach Evola etwas Geistiges, Sonnenhaftes. Das Männliche in einer bloß physischen Bedeutung aber hat nichts Höheres in sich und wird leicht ein Ziel der Verführung und ein Mittel der Zerstörung: „Se non si riesce a ridestare il sesso come significato spirituale, se non si enuclea di nuovo, duramente, dalla sostanza spirituale divenuta amorfa e promiscua, la forma virile, tutto é inutile. La virilità fisica, fallica, animale e muscolare é inerte, non contiene nessun germe creativo in senso superiore, anche quando si illude di possedere, resta uno strumento di fronte alla forza piú sottile della seduzione femminile. Solo nello spirito il sesso é vero ed assoluto. E virilità, spiritualmente, null' altro significa che solarità[35])". (Sperrungen von Evola.)

Lucifer und jeder, der zur luciferischen Sphäre gehört, hat seine Männlichkeit in spiritualem Sinne verloren, ist zu etwas Vermischtem, Amorphem geworden. Dieses Luciferisch-Männliche ist eine bloß physische Männlichkeit, eine zerstörende Kraft, bar jeder Sonnenhaftigkeit. Nun ist es verständlich, daß im Gegensatz zu dieser brutalen und materialistischen Männlichkeit die Frau zur Trägerin des höheren, geistigen Prinzips wird. In ihr sind ja die edleren Kräfte der Liebe, des Gefühls und des Aufopferns lebendig. Kein Wunder, wenn sie zur Priesterin, zur Vermittlerin des Göttlichen wird[36]).

Selbst im Fall einer reinen und spiritualistischen Verwirklichung des männlichen Prinzips kann das Weibliche eine metaphysische Bedeutung haben. Nach Evola besteht ein existenzieller Zusammenhang zwischen Königtum und Männlichkeit einerseits, Priestertum und Weiblichkeit

---

[35]) J. EVOLA, Rivolta contro il mondo moderno. Milano 1934, S. 223.

[36]) Ebenda, S. 279.

andererseits[37]). Der Priester ist die geistige Braut des Königs. Ein Ausdruck dieser Beziehungen ist der römische Mythos vom „König des heiligen Busches", vom Rex Nemorensis, der die Göttin Diana zur Braut besitzt. Evola verweist darauf, wie Göttinnen, die Vertreter des Weiblichen, zu Trägerinnen geheimer Kräfte werden, die dann der Held oder König durch ihren Besitz gewinnt[38]). In diesem Sinn deutet Evola auch den ritterlichen „Frauendienst" des Mittelalters, der eigentlich ein Dienst der „Donna-Sapienza" ist, des gnostischen Prinzips des Geistes, der Sophia[39]). Diese Sophia der uralt-orientalischen Tradition ist ein Grundgedanke auch der russischen Mystik. Sie taucht schon beim barocken Mystiker Skovoroda auf, und neuestens im philosophischen Gefolge Solovjevs. Diese Sphäre der Sophia, der Donna-Sapienza meint auch Meltzl, wenn er den positiven Pol des Danteschen Symbolismus der heiligen Lucia zuordnet. Nicht umsonst ist im Namen Lucia das Wort Licht verborgen: lux, wie auch Lucifer der Licht-Träger war. Doch Lucifer fiel vom reinen, spiritualistischen Prinzip ab, und deshalb muß Dante nun von der Weisheit, von der Seelenbraut Lucia—Maria—Beatrice zur geistigen Schau, zur Kontemplation geführt werden.

Meltzl erkennt in seinem Kommentar sehr richtig den esoterischen Charakter der Divina Commedia. Er nimmt in seiner Darlegung des Lucia-Prinzips Gedanken vorweg, die 40 Jahre später LUIGI VALLI aussprach[40]). Das esoterische Problem der Komödie hat zwar die Geister Italiens schon seit UGO FOSCOLO und GABRIELE ROSSETTI beschäftigt[41]), doch Meltzl scheint mit dazu beigetragen zu haben, daß dieses Interesse erhalten blieb. Er hatte viele Verbindungen mit dem italienischen Geistesleben: es läßt sich gut denken, daß seine Ideen weitergewirkt hatten.

Ungemein wichtig und sinnvoll ist auch die Gegenüberstellung Faust—Divina Commedia. Faust ist dem negativen Pol zugeordnet, er entscheidet sich für Lucifer-Mephisto, also für die moderne Welt. Es liegt eine tiefe Einsicht Meltzls darin, daß er den Teufel als den Gott der modernen Zeit apostrophiert. Das beweist, daß wir das Recht haben, die Gedankengänge Meltzls in die Nähe Evolas zu rücken und beide Denker wechselseitig zu erhellen. Diese „moderne" Sphäre Lucifers ist die Welt einer des Spiritualismus baren, bloß äußerlichen Männlichkeit: das Prinzip des Bösen. Dantes Führer ist dagegen Vergil, der Sendbote der Lucia—Beatrice, dann

---

[37]) Ebenda, S. 104—110.

[38]) Ebenda, S. 27, 28.

[39]) Ebenda, S. 124.

[40]) L. VALLI, Il linguaggio segreto di Dante e dei „fedeli d'amore". Roma 1928. S. 79 ff., 378 ff.

[41]) Ebenda, S. 7, 8.

aber Beatrice selbst. Sein Weg ist der Weg der Kontemplation. Die Sphäre der Lucia aber ist das Prinzip des Guten.

Die Begriffe, die hier an Hand der Meltzlschen Dante-Deutung auftauchen, sind wieder die Evolas. Denn Vergil ist der Dichter des römischen Imperiums: aber das Imperium ist eine traditionale, „solare" Idee, eine Verkörperung der „königlichen Göttlichkeit"[42]). Beatrice ist die mystische Seelenbraut, die Donna-Sapienza. Die Kontemplation ist Ausdruck einer metaphysischen Haltung, die tief im traditionalen Geist verankert ist[43]).

Fausts Führer ist zunächst Mephisto, sein Weg der einer rein physischen Männlichkeit. Er bliebe bis zuletzt auf ihm, wenn nicht eine Wendung eintreten möchte. Wir nannten den Weg, den Faust betritt, Titanismus. Titanismus ist aber wesensverwandt mit Luciferismus. Sowohl Lucifer als die Titanen wollten den Himmel stürmen: aber sie fielen. Faust jedoch triumphiert. Ein siegreicher Titanismus aber ist kein Titanismus mehr, sondern wird zur heroischen Tat. Er erreicht das Göttliche und erringt sich Unsterblichkeit. Das Männliche wird wieder zum Geistigen geläutert[44]). Auf dieser Endstufe des Emporsteigens (in der Schlußszene des II. Faust) erscheint dann auch hier die Donna-Sapienza: Gretchen, das Ewig-Weibliche.

Meltzl verbindet in großartigem Geistesflug die Welt Dantes und die Welt Goethes. Mit der Deutung seiner Gedanken konnten wir mühelos eine Brücke zur Philosophie Evolas bauen, ja diese Philosophie zur Deutung heranziehen. Das war kein bloßes Gedankenspiel, sondern ein Hinweis darauf, wie sehr Meltzl auch hier der große Vorläufer ist. Die geistige Verbindung mit Evola, diesem großen Denker des faschistischen Italien wird dadurch noch vertieft, daß Meltzl immer und überall als scharfer Kritiker der Moderne auftritt. Einige seiner Aussprüche sahen wir schon in den Aphorismen: weitere werden uns noch begegnen.

Wie Evola, so sieht auch Meltzl den doppelten Aspekt des Weiblichen. Evola spricht davon, daß in der traditionalen Weltordnung das weibliche Prinzip als Braut zum männlichen herantritt, ihm weitere Wirkungen und Kräfte vermittelt. In der Welt des Verfalls aber wird das Weib zur Ursache der Sünde und der Verführung[45]). Die Frau kann also die mystische Braut des königlichen Helden sein, aber auch seine Verderberin und Verführerin. Diese Doppelseitigkeit des Weiblichen weist Meltzl an Hand der Lucia-Gestalt auf. Zwar erscheint in der Göttlichen Komödie nur die heilige Lucia. Aber Meltzl zitiert ein madjarisches Volkslied, wo zwei Lucien, bzw. eine doppelte Lucia vorkommt:

---

[42]) J. Evola, a. a. O., S. 19 ff.
[43]) Ebenda, S. 153—157.
[44]) Ebenda, S. 286—289, 294, 295.
[45]) Ebenda, S. 209 ff.

„Ce n'est pas une mère qui t'a mise au monde;
C'est le rosier qui t'a fait naître,
Au rouge jour de la pentecôte, à l'aurore pleine, tu as pris origine!
Ah, c'était la chienne qui t'a faite chienne;
C'était la prunellier qui t'a fait naître,
Au jour de la Lucie maudite, à l'heure de minuit, tu as pris origine!"[46])

In einer ergänzenden Studie zum Dante-Kommentar erläutert Meltzl dieses Gedicht. Es handelt sich im Lied — heißt es — um zwei Lucien, oder besser um eine doppelte: hier der personifizierte Pfingsttag, dort die Nacht, die Tochter der „Hundemutter". Meltzl weist nun darauf hin, daß auch die germanische Göttin Hel-Hulda halb-weiß, halb-schwarz sei, und erinnert auch an eine Madonna aus den Katakomben, die eine schwarze Maske trägt:

„... nous avons ici deux Lucies (ou plutôt la Lucie double): l'une la pentecôte personifiée; l'autre la nuit (Tátos Lucza), fille de la „mère du chien" (Eb anya).

Ainsi l'antique Hel-Hulde teutonique est-elle peinte demi-noire et demi-blanche, ressemblante assez à cette Madonna chrétienne, qu'on trouve dans les catacombes portant le masque noir, comme son fils le porte."[47])

Dieser Hinweis Meltzls ist eine geniale Vorausahnung von Ansichten, die Evola und die neuere Religionsgeschichte erst in unseren Tagen aussprachen. Meltzl arbeitet hier gewissermaßen neben dem Madonnenantlitz auch das Kalliopeantlitz des Weiblichen heraus. Kalliope ist die Schöne, aber auch die Grausame. Ebenso haben die Göttinnen Artemis und Demeter neben ihrem „gnädigen" auch einen „unbarmherzigen" Aspekt, wie das die heutige Religionsgeschichte erkannte[48]). All diese Gedanken sind aber in ihrem Grundstock schon bei Meltzl vorzufinden.

Noch verblüffender sind seine großen religionsgeschichtlichen Studien. Schon der Dante-Kommentar mit seinem Anhang über die beiden Lucien gab religionsgeschichtliche Ausblicke. In den jetzt zu behandelnden beiden Studien werden gewaltige religionsgeschichtliche Perspektiven zum Ineinander, Miteinander und Gegeneinander des männlichen und weiblichen Prinzips gegeben.

Der Grundgedanke selbst ist romantischen Ursprungs. Das Männliche und das Weibliche als metaphysisches Grundprinzip taucht schon 1835

---

[46]) Les trois L du Dante, S. 32. — Der madjarische Originaltext des Liedes: „Nem anyától lettél, Rózsafán termettél, Piros pünkösd napján, hajnalban születtél! — Eb-anyától lettél, Kökényfán termettél, Tátos Luca napján, éjfélben születtél!"

[47]) Les deux Lucies de la mythologie magyare. Acta Comparationis, Jg. 1886, S. 39.

[48]) Über Demeter und Artemis vgl. K. KERÉNYI in seiner Einleitung zur madjarischen Übersetzung homerischer Hymnen von G. DEVECSERI, Bd. B. Budapest 1941, S. 17 ff., 31 ff.

bei WOLFGANG MENZEL auf[49]). (Der Geist der Geschichte.) Bekannt ist die Lehre BACHOFENS von den mutterrechtlichen und vaterrechtlichen Kulturen. Bachofen ist ja Erbe der deutschen Romantik, und gehört selbst zu denen, die das hehre Gedankengut des romantischen Idealismus und Irrationalismus unserer Zeit überliefern. Die heutige Religionsgeschichte baut auf seinen Grundlagen weiter! Schon bei ihm finden wir die Gleichsetzung von Männlichkeit und Sonnenprinzip einerseits, Weiblichkeit und Mondprinzip anderseits[50]).

Meltzl scheint allerdings seinen älteren Zeitgenossen Bachofen nicht gekannt zu haben. Oder wenigstens haben Bachofensche Gedanken ihn nicht wesentlich beeinflußt. Seine Ideen scheinen direkt auf romantische Anregungen zurückzugehen, da er ja wiederholt sich auf den romantischen Mythologen CREUZER beruft.

Der Grundgedanke seiner religionsgeschichtlichen Forschungen ist eigentlich ein religionsphilosophischer: die Vereinigung des männlichen und weiblichen Prinzips in einer höheren, „trilogischen" Einheit. Deutlich ist der Anklang an die Dreifaltigkeit. Wieder ein sehr zeitgemäßer Gedanke. Heute baut der Philosoph BRANDENSTEIN seine ganze Philosophie auf das Prinzip der Dreiheit auf[51]). Meltzl spricht auch gerne vom Symbol der Hochzeit von Sonne und Mond. Das ist wieder ganz im Sinne Evolas gesprochen, der ja auch von Verknüpfungsmöglichkeiten des Männlichen und des Weiblichen spricht, wo im Rahmen eines starken traditionalen Weltbildes, das „olympische" und das „chthonische" Prinzip, Himmel und Erde, Nord und Süd vereinigt erscheinen, beherrscht von einer mächtig-göttlichen Kraft, dem „Signore delle due Corone": des Herrn der goldenen und silbernen Krone, des Sonnen- und des Mondschlüssels[52]).

Dieselben Symbole wird auch Meltzl in der Religionsgeschichte aufsuchen und darlegen: Sonne und Mond, Gold und Silber, Himmel und Erde. Zu seiner Forschungsmethode gehört auch das, was KERÉNYI in einem Budapester Vortrag sehr geistvoll als „existenzielle Etymologie" bezeichnet hat: die Untersuchung mythisch-religiöser Namengebungen auf ihren wesenhaften Sinn hin. Auch SCHALLER spricht von der Wichtigkeit dieser Methode[53]). Meltzl hat sie schon vor 60 Jahren geübt! Sehr richtig erkannte

[49]) H. SCHALLER, Kulturphilosophie, S. 62.

[50]) J. J. BACHOFEN, Der Mythus vom Orient und Okzident, hg. von A. BÄUMLER und M. SCHRÖTER. Berlin 1927, S. 105 ff., 132 ff.

[51]) B. VON BRANDENSTEIN, Bölcseleti alapvetés. Budapest 1935. Erweiterte deutsche Ausgabe: Grundlegung der Philosophie, I—V. Halle 1926 ff.

[52]) J. EVOLA, a. a. O., S. 82, 83.

[53]) H. SCHALLER, Urgrund und Schöpfung, S. 6, Kulturphilosophie, S. 112. Die Idee des Menschen. Ein Beitrag zur metaphysischen Anthropologie. München-Berlin 1935, S. 9.

Meltzl, daß in der Volkskunde dem Religionsforscher ein unentbehrliches, höchst wichtiges Hilfsmittel gegeben ist. Auch der Sinn des religiös-kultischen Symbolismus ist Meltzl schon aufgegangen. Die Deutung kultischer Symbole vollzieht er mit erstaunlichem Erfolg, das uns schon ganz gegenwärtig-zeitnahe anmutet.

Der Ausgangspunkt ist fast immer Christliches. Meltzl entstammte einem lutherischen Pfarrergeschlecht und lebte in Siebenbürgen in engster Berührung mit Katholizismus und Orthodoxie. Romkirche und Ostkirche haben seinen Sinn für das Kultische gestärkt. Das friedliche Nebeneinander so vieler Konfessionen aber haben in ihm eine universale, weitherzige Toleranz entwickelt. Dieser Standpunkt bricht überall in seinen Arbeiten durch. Er bringt Beweise dafür, wie Vorstellungen des christlichen Glaubens und Bräuche des Kultes auf heidnische Überlieferungen zurückgehen und stellt weitgehende Übereinstimmungen zwischen den verschiedensten Religionen fest. Er ist aber ein echt religiöser Geist und es liegt ihm fern, diese Übereinstimmungen zur Entwertung des Christentums zu verwenden. RENAN kritisiert er z. B. stark und nicht ohne Hohn. Meltzl will vielmehr beweisen, daß die eigentliche Kraft des Christentums darin liegt, daß es uralte Überlieferungen in sich aufnahm und so gewissermaßen zu einer großen Zusammenfassung ewig-menschlicher Religionsvorstellungen wurde.

Meltzls größte religionsgeschichtliche Arbeit behandelt die „Solidarität des Madonna- und Astarte-Kultus". Sie ist in drei Abschnitte zu teilen. Der erste Abschnitt spricht von der einen weiblichen Hauptgottheit, die in allen großen Religionen erscheint. Neben ihr steht überall eine männliche Hauptgottheit. Der zweite Teil behandelt das Opfermotiv, der dritte den Symbolismus dieser Mythen und religiösen Vorstellungen.

Den Ausgangspunkt des ersten Abschnittes bildet der Bericht des Alten Testaments über die Beweinung des Tammuz (Ezechiel, VIII, 13—17). Mit genialem Weitblick setzt Meltzl diese Beweinung mit der christlichen Fronleichnamsfeier, mit dem griechischen Adonisfest und mit dem germanischen Baldermythos in Verbindung:

„Welche weite Perspective eröffnet diese einzige Stelle nicht, zumal wenn wir bedenken, daß der Prophet Ezechiel diese Begebenheit auf den „fünften Tag des sechsten Monats" verlegt. War es nicht des schönen Baldr-Frô Leichnam, um welchen die schönen hebräischen Sünderinnen weinten, und war dieser nicht derselbe Liebling der Freya-Astarte, wie Tammuz-Adonis? Ungefähr um die Zeit des Tages Sanct-Johannis, des Lieblingsapostels unseres Heilands, da Baldr-Frô-Adonis der List der Hel und ihres Sohnes Loki erliegen mußte, fanden diese Mysterien statt; und erschallen nicht bis heute an diesem nämlichen Tag unsere eigenen Klage-

gesänge vor dem goldnen Antlitz, dem sonnenstrahlenförmigen, des Allerheiligsten?[54]) . . ."

Meltzl erkennt also, daß in diesen verschiedenen altorientalischen, griechischen und germanischen Mythen und Bräuchen derselbe religiöse Gehalt zum Ausdruck kommt. Sie können daher miteinander in ideelle Verbindung gebracht werden. Ganz in diesen Bahnen wird nach 52 Jahren ROBERT STUMPFL wandeln, wenn er, bei der Beleuchtung der germanischen Kultdramas, darauf hinweisen wird, daß fast alle heidnischen Religionen beim Frühlingsfest Tod und Auferstehung eines Gottes feierten[55]).

Um aber die Beziehungen dieses Gottes zur Göttin besser zu beleuchten, analysiert Meltzl nun das sumerisch-altakkadische Izdhubar-Epos. Hier erscheint die große Göttin als die Liebesgöttin Istar (Astarte). Sie wirbt um Izdhubars Liebe, wie in der mittelalterlichen Sage die Göttin Venus um Tannhäusers Liebe werben wird. Der Wald von Eridu und das Haus der Istar entsprechen dem unterirdischen „Venusberg". Meltzl bringt sogar den Namen Tannhäuser etymologisch mit Tammuz in Beziehung.

Dieser Tammuz, dessen Tod im alten Orient festlich beweint wurde, kommt nun auch im Izdhubar-Epos vor. Izdhubar wirft der Göttin vor, sie habe alle ihre früheren Liebhaber, unter ihnen auch Dumuz (Tammuz) vernichtet. Es bestehen aber auch Beziehungen zwischen der Gestalt des Hirten Tammuz und des Jägers Adonis. Adonis seinerseits ist eine verwandte Gestalt mit dem Sonnengott Attis der phrygischen Mysterien.

„Ein bekannter Hymnus der phrygischen Mysterien legt diesem nämlichen Gotte die Mondsichel bei, also das Attribut der Beschützerin der Geburten, wie auch der Madonna . . . Aber ein noch häufigeres Attribut dieser Hirtengottheit ist die Zypresse, der Tannenapfel oder Fichtenzweig . . . Das ewiggrüne Sinnbild des Lebens ist zugleich das des Todes[56])."

Attis ist also im Sinne Evolas „Signore delle due Corone", ein Sonnengott auch mit der Mondsichel, oder in metaphysischem Sinne das Leben und Tod umfassende irrationale Sein.

Jetzt kommt Meltzl wieder auf den doppelten Aspekt des Weiblichen zu sprechen. Verschiedene Mythen sprechen vom Streit einer himmlischen (griech. Aphrodite, arab. Naïlah) und einer höllischen (griech. Persephone, arab. El-Khalaçat) Göttin um den geliebten Jüngling (griech. Adonis, arab. Isâf oder Netrîk). Dies zeugt von einer uralten Doppelnatur der Astarte! — Meltzl verweist hier darauf, daß die Namen der Gestalten sich

---

[54]) Solidarität des Madonna- und Astarte-Cultus. Acta Comparationis, Jg. 1884, S. 6, 7.

[55]) R. STUMPFL, Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas. Berlin 1936, S. 215—217.

[56]) Solidarität des Madonna- und Astarte-Cultus, S. 14, 15.

im Mythos ändern können, die Charaktere dagegen ständig dieselben bleiben. Ähnliches spricht heute KERÉNYI aus, wenn er feststellt, daß die einzelnen antiken Gottheiten Verkörperungen von Wesenheiten, von Weltaspekten sind[57]).

Weitere Betrachtungen über das Doppelantlitz des Mythisch-Weiblichen knüpft Meltzl an die Höllenfahrt der Istar an. Istar ist erst, in der Izdhubarszene, zerstörende Teufelin; jetzt, in der Höllenfahrt wird sie zur heilenden Madonna. Aber auch das Männliche kann zwei Aspekte haben (s. EVOLA!). Meltzl zitiert den Vers SHAKESPEARES aus dem Macbeth: fair is foul and foul is fair. Er geht mit den Mitteln einer existenziellen Etymologie an den Vers heran, und erklärt ihn: Freyr (Frô) ist Puk (Ba-Al, A-P-oll, H-el, El) und Puk ist Freyr. Leben ist Tod und Tod ist Leben. — Das meint nun Meltzl ganz im Sinne seiner Philosophie des irrationalen Lebensgrundes, wie er sie in den „Aphorismen" entwickelte. Aber letztlich ist es eine großartige Vorahnung dessen, daß auch das Männlich-Sonnenhafte, das Apollinische segnend und sengend, lebensspendend und zerstörend auftreten kann. Vom „tödlichen" Zug Apollos spricht heute KERÉNYI[58]).

Das Weibliche im Mythos hat das Männliche zum Korrelat. Am bedeutsamsten ist die Bezeichnung Mutter-Sohn. Auf sie kommt Meltzl später zu sprechen. Jetzt erwähnt er, daß die Krone der Istar als Hörnerpaar (Mondsichel) vorgestellt werden kann. Wieder setzt er also das weibliche Prinzip des Mythos mit dem Mondsymbol in Beziehung. Er verweist darauf, daß auch Maria mit dem Mondsymbol erscheint, aber sie, die Heilspendende, hat den Mond schon unter den Füßen. Interessant ist auch der Hinweis, daß rumänische und bulgarische Frauen noch in den jetzigen Zeiten die zwei Hörner, also die Mondsichel-Istarkrone als Kopfschmuck tragen.

Nicht nur Istar, auch Tammuz-Adonis hat, Apollo ähnlich, eine Doppelgestalt, kann Wonne oder Schrecken verbreiten. Der schreckliche Aspekt dieser männlichen Gottheit wird im biblischen Sippara unter dem Namen Adar-malik, als Gatte der Anunit und als die zerstörende Sonne in ihrer Furchtbarkeit, als die Sonne des Mittags verehrt. Diesen Aspekt verkörpern die Göttergestalten Moloch, Milcom, Camos, Chammon bei den phönizischen und palästinischen Völkern.

Istar selbst erscheint nicht bloß als Geliebte, sondern auch als Mutter des Dumuzi-Tammuz. Ähnliche Auffassung finden wir bei den Hellenen, die auch gelegentlich Eros (Sohn der Aphrodite) und Adonis (ihr Geliebter) gleichsetzen. Tammuz gehört nach Meltzl etymologisch mit dominus zusammen. Er erscheint als Sonnengott (männliches Prinzip!). Das

[57]) K. KERÉNYI, Die antike Religion. Amsterdam-Leipzig 1940, S. 13 ff., 69 ff.
[58]) K. KERÉNYI, Apollon. Studien über antike Religion und Humanität. Wien-Leipzig-Amsterdam 1937, S. 48 ff.

Ritual des Adonisfestes kennt wieder das Nacheinander von Trauer (Verschwinden des Gottes) und Freude (sein neues Erscheinen). — Sowohl das Mutter-Sohn-Motiv, als auch der Hinweis auf den Adoniskult dient Meltzl zum Zweck, an ihnen das Leitmotiv seiner Arbeit, die Verwandtschaft des Madonnen- und Astartekultes zu verdeutlichen und so die heidnisch-überlieferungshaften Elemente des Christentums festzustellen. Freilich, wie wir schon erwähnten, im Sinne einer religionsphilosophischen Vertiefung des Christentums, keineswegs als aufklärerische Kritik an ihren Mysterien.

Meltzl spricht jetzt einen Gedanken aus, dessen ungeheure Tragweite eigentlich nur von der heutigen Tiefenpsychologie und Religionsgeschichte ermessen werden kann. Er spricht nämlich davon, daß die Gestalten der Istar-Astarte und des Dumuzi-Tammuz auch vertauscht werden konnten: das Urprinzip konnte bald männlich, bald weiblich erscheinen. Ein sprachlicher Rest dieser Vertauschbarkeit ist bis heute in den germanischen Sprachen erhalten geblieben. Aus derselben Wurzel entwickelten sich englisch: the sun (he!) und deutsch: die Sonne. Meltzl beruft sich auch auf die Physiologie, die es lehrt, daß in einem Frühstadium die Geschlechter sich noch nicht getrennt haben.

Man muß hier zunächst an PLATONS Mythos vom Androgynen (im Symposion) und an JOHANNES SCOTUS ERIUGENA[59]) denken. Aber Meltzl ist nicht nur Erbe dieser tiefen Denker, sondern auch ein Auftakt zu neuen, natur- und geisteswissenschaftlich begründeten Untersuchungen dieses Problems, wie sie in KERÉNYIS und JUNGS gemeinsamem Werk über das „göttliche Kind" so schön heute erscheinen[60]).

Die Ur-Einheit — heißt es dann weiter — kann auch zur Dreiheit gespalten werden. Die sumerische Religion kennt schon eine Art von Dreifaltigkeit: Samas-Adar, Annit, Dumuzi. — Tammuz erscheint hier als Sohn-Gott.

Diese Betrachtungen führen zum zweiten Teil der Arbeit über, zur religionsgeschichtlichen Betrachtung des Opfermotivs. In der zyprischen Tradition ist der jugendliche Gott das Opfer seines Erzeugers. Das Opfer des Chronos läßt sich damit gut in Beziehung setzen. Das Kindesopfer als Kulthandlung kennt die Moloch- und Baal-Religion. Ein „Opfer des Erstgeborenen" ist aber auch das Heilandsopfer. Nicht umsonst verehrt man ihn als „Lamm Gottes": auf altphönizischen, sardinischen Grabdenkmälern erscheint das Lamm als Opfertier, ja selbst das brennende Herz, als Symbol für den freiwillig gewählten Scheiterhaufen. Noch heute ist der Weihrauch

[59]) Vgl. H. SCHALLER, Die Weltanschauung des Mittelalters. München-Berlin 1934, S. 84.

[60]) K. KERÉNYI-C. G. JUNG, Das göttliche Kind. Leipzig o. J. (1941), S. 62 ff., 114 ff.

vor der Hostie ein Rest dieser uralten Überlieferungen. — Neben dem Lamm gibt es noch andere Symbole der verfolgten und früh aufgeopferten Unschuld: Taube, Hase, Fisch. Lauter aphroditische Tiere, mit sprichwörtlicher Fruchtbarkeit. Auch ihre Verwendung rückt den christlichen Opfergedanken in die Sphäre, wo eine große Göttin beheimatet ist. Für Meltzl jedoch ist das keine Entwertung dieses Opfergedankens. Von der Christus- und Marien-Gestalt spricht er folgende Worte in diesem Zusammenhang: „Diese erhabenen Gestalten büßen doch wahrhaftig nichts ein durch den Nachweis, daß sozusagen alles Sinnliche an ihnen in graueste Vorzeit zurückzuführen und die ganze Figur als solche, lediglich nur auf dem Processe der Historisierung zustande gekommen ist; beim Adonis-Chronos-Christus gerade so, wie bei seinem weiblichen Correlat: der Astarte-Rhea-Maria. Das ewig unerforschliche Göttliche ließ sich eben dem armen Menschenverstande nicht anders begreiflich machen, als auf dem Wege der Historisierung, wofür in nichtwissenschaftlichem, d. h. mystisch populärem Sinn der Ausdruck Offenbarung am Platze war und bleibt[61])."

Diese etwas zu subjektive Auffassung der Christusgestalt liegt, trotz ihres scheinbaren „Historismus" schon ganz in der Nähe östlich-gnostischer Überlieferung. Letzten Endes wird auch für Meltzl Christus zur Idee, zur Verkörperung eines metaphysischen Gedankens in mythischem Sinn, wie er auch in den verschiedensten heidnischen Opfer- und Erlösungsmysterien zum Vorschein kam. Religionsgeschichte und Religionsphilosophie gehen auf diesem Punkt unbemerkt in eine gnostische Mystik über, und Meltzl wird zum geistigen Verwandten SKOVORODAS, des großen barocken Mystikers der Ukraine. Auch Skovoroda faßte ja Christus als Idee, als innerstes Gesetz der Welt, als den wesentlichen, daher göttlichen Menschen auf. Auch für ihn war der historische Christus bloß ein Symbol der Idee des göttlichen Menschentums, und auch er knüpfte Verbindungen zum griechischen Mythos, indem er die antike Narkissoslegende im Sinne eines Hineindringens in die wesentliche, vergottete Menschlichkeit deutete[62]).

In diesem mystischen Sinne muß auch die religiöse Toleranz Meltzls gedeutet werden. Für ihn sind alle Religionen gleichwertig, weil er eben überall dieselbe „Gnosis", dieselbe Erkenntnis des Göttlichen findet. Mit diesem edlen und weitherzigen Standpunkt wird er zum Glied jener großen Linie einer europäischen Tradition des Geistes, die vom Wort des MUTIANUS RUFUS: „Es ist ein Gott und eine Göttin" zum Kardinal NICOLAUS CUSANUS, zum heiligen THOMAS MORUS, zu den Mystikern und Spiritualisten

[61]) Solidarität des Madonna- und Astarte-Cultus, S. 79.

[62]) N. VON ARSENIEV, Bilder aus dem russischen Geistesleben. I. Die mystische Philosophie Skovorodas. Kyrios, Jg. 1936, S. 9 ff.; D. ČYŽEVŠKYJ, Skovoroda-Studien I. Zeitschrift für slavische Philologie, Jg. 1930, S. 12, 20.

der Barockzeit (zu ihnen gehört ja auch SKOVORODA!) und zur Kultur- und Religionsphilosophie eines SPENGLER und SCHALLER führt[63]).

Meltzl sprach von der Beziehung Christus-Chronos. Diese Beziehung wird für ihn noch dadurch erstärkt, daß das XP-Monogramm (XPICTOC) auch als Monogramm des Chronos (XPONOC) dienen kann. Mit den Mitteln der existenziellen Etymologie wird dieses Beziehungssystem noch weiter gezogen und auch mit der Gestalt der Maria in Verbindung gebracht. Beachtenswert ist es, daß den Ausgangspunkt dazu eine Gleichsetzung des ägyptischen Horus mit dem griechischen Chronos bildet. Horus wird später in EVOLAS Untersuchungen eine große Rolle spielen[64]). Und immer wieder erscheinen Meltzls Ansichten als eine geniale Antizipation der Erkenntnisse des großen italienischen Denkers. Wenn Meltzl von der Beziehung des Horus zur Rhea spricht, müssen wir immer wieder feststellen, wie sehr diese Ausführungen mit denen Evolas in Einklang zu bringen sind:

„Zu dem ägypt. Hor-us (mit verstecktem Doppelpräfix: C-horos) stellt sich der hellenische Chronos lediglich nur als metathetische Doppelform. Zugrunde liegt ein Stamm AR (ur, or, ir) oder RA (ru, ro, ri). Dann erscheint der Name der Rhea ganz passend als weibliche Form ein und desselben Stammes, welcher in ursprünglicherer Vokalisierung nur: Raha, Reha oder Rhia, Ria gelautet haben kann. Das in allen Sprachen so allgemeiner Anwendung sich erfreuende versteckte Praefix m vor diesen Stamm gesetzt, und wir haben die MARA, die auf zwei altchristlichen Goldgläsern belegte, jedenfalls vorchristliche Form des Namens der Mutter Gottes vor uns[65])."

Meltzl bedient sich bei seinen religionsgeschichtlichen Forschungen in dieser Weise auch der Sprachwissenschaft. Auch mit den Mitteln der Etymologie unterstützt er seine Ergebnisse vom Nebeneinander des männlichen und weiblichen Prinzips im Mythos, von ihrer gemeinsamen Wurzel im irrationalen Seinsgrund und von ihrer Verbindung. Im dritten Abschnitt werden dann diese Probleme in Hinblick auf den kultischen Symbolismus erläutert.

Die Symbole von Stern (bzw. Sonne) und Halbmond — heißt es hier — kommen schon im Altakkadischen, Semitischen und Frühchristlichen vor, und sind keineswegs bloß islamitischen Ursprungs. Und wieder kommt nun Meltzl auf die geistige Verbindung der Religionen zu sprechen: eine ägyptische Figur der Isis, die den kleinen Horus säugt, ist für ihn ein Beweis für die Solidarität des Madonna- und des Astarte-Isis-Kultus.

---

[63]) Vgl. H. SCHALLER, Die Renaissance. München 1935, S. 158, 161, 162, 166, und: Die Welt des Barock, S. 76.

[64]) J. EVOLA, a. a. O., S. 52, 53, 83—85.

[65]) Solidarität des Madonna- und Astarte-Cultus, S. 81.

Im folgenden wird das Symbol des Dreiecks religionsgeschichtlich beleuchtet. Es gibt ein Dreieck des Feuers: △, das indische Çiva-Symbol; und ein Dreieck des Wassers: ▽, das Wischnu-Symbol. Das Feuerdreieck war aber auch Symbol der karthaginensischen Astarte, der Astaroth. Oft wurde es mit Sonne und Mond vereinigt, oft auch mit dem Wasserdreieck und erschien in der letzteren Form als Hexagramm, Trudenfuß. Dies ist ein Symbol für die Vereinigung von Sonne und Mond, Mutter und Sohn. Mit diesem erweiterten Astarte-Symbol $\frac{)o(}{\triangle}$ und mit der hingebenden Geste etruskischer Venusfiguren, die Arme und Füße ausbreiten, hängt nach Meltzls Auffassung die Gestalt der Madonna Orans zusammen:

„Was dem naiven Tusker unverhüllt auszudrücken gestattet war, das verbirgt der Altchrist hinter Gürtel, Gewand und Schleier und hinter zartsproßende Bäume, welche zu beiden Seiten der Mutter Gottes stehen. Es ist immer nur die nach der Mutterrolle, dem einzigen weiblichen Beruf, der ernsthaft genommen werden kann, lechzende Sehnsucht der unbefleckten Jungfrau[66])."

Die „Brautschaft" der Jungfrau kann auch in symbolischer Form erfolgen. Meltzl gibt einen Bericht vom Jungfrauenopfer wieder, das beim Begräbniszeremoniell der heidnischen Russen stattfand. Auch diese Opferhandlung ist ihm ein Beweis dafür, wie in den verschiedensten Religionen ähnliche Ideen auftauchen:

„Jedenfalls haben wir auch in diesem Berichte einen recht ansprechenden Beweis für die Gleichwertigkeit der religiösen Vorstellungen; woraus die praktische Schlußforderung sich ergiebt, daß der Religionstausch, die Proselytenmacherei, das Missionswesen u. dgl. als das vergeblichste Werk auf Gottes Erdboden erscheinen muß: es giebt eben überall nur einen Gott und nirgends keinen. Aber freilich dieser eine Gott muß eben darum noch nicht ein Einzelner sein[67]."

Das ist ein deutlicher Hinweis auf das Problem der Trinität. Meltzl erkennt die Einheit des göttlichen Urgrundes, aber auch das, daß dieses Göttliche in mehreren Aspekten auftreten kann. Als solche Aspekte sind auch das männliche und weibliche Prinzip der Mythen aufzufassen. Hier berührt sich Meltzl wieder mit KERÉNYI. Eine unsachverständige Kritik in Ungarn zieh KERÉNYI des „Heidentums", während ja auch er von der einen Göttlichkeit und von ihren verschiedenen Aspekten spricht. Diese „Aufspaltung des Göttlichen" vertritt auch Meltzl und er erkennt, wie sehr selbst das Christentum dies ausspricht, ohne die Einheit Gottes aufzuheben:

„. . . indem es mit Fug zu dem höchst vernünftigen und ansprechenden Dogma der heiligen Trinität wieder zurückkehrte; den unaussprechlichen

[66]) Ebenda, S. 100.
[67]) Ebenda, S. 102.

und unverdaulichen jhvh den Hebräern und übrigen Semiten überlassend[68])."

Wie wir zum Schluß sehen werden, bedeutet das Dogma der Dreifaltigkeit für Meltzl nicht bloß einen ewig-gültigen, allgemein-menschlichen Ausdruck für das Wesen des Göttlichen, sondern auch ein metaphysisches und erkenntnistheoretisches Grundgesetz.

Weil Meltzl weitgehende Übereinstimmungen zwischen den verschiedensten Religionen findet, verteidigt er auch die Volksreligion und spricht von ihrer Wichtigkeit:

„Denn das Volk, das da singt und sagt, lacht und schwatzt, ist überall gleich gesunden Sinnes und zu klug, um durch das Getiftel von Stubentheoremen seine Privilegien sich verkümmern zu lassen[69])".

Mit diesen Worten, die wiederum eine Spitze gegen den Intellektualismus haben, wird Meltzl zum Bahnbrecher von Ideen, die sich erst in der heutigen Volkskunde und Völkerkunde (BREYSIG, FROBENIUS) allgemeine Geltung verschafft haben. Er war ein Bahnbrecher nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten. Mit seinen Klausenburger Schülern führte er volkskundliche Sammlerfahrten zu Széklern und Sachsen, Rumänen und Zigeunern[70]). Das war eine Tat, die erst heute recht gewürdigt und von den Volkskundlern richtig fortgesetzt wird.

Das Volk war für Meltzl der echteste Träger uralt-menschlicher Überlieferungen. Sein Universalismus wird durch seine volkskundlichen Forschungen erst recht gefördert, indem er überall auf denselben Wesenskern vorstößt. So sieht er auch in den mannigfaltigsten Äußerungen der Religionen überall das eine Göttliche. In diesem Sinne deutet er auch den Islam:

„Ich glaube auch, Mohameds berühmter Ausspruch ist erst von seinen Nachfolgern falsch commentiert worden; denn die Haupttendenz seiner Lehre ist doch ganz deutlich eine universelle: er will einen Gott (seinen), d. h. für alle Völker den gleichen; wenn auch keineswegs eine einzige göttliche Person. Mohamed hatte das Geheimniß durchschaut, daß alle Religionen im Grunde auf die nämliche Lehre hinauslaufen: er wollte also lediglich nur, gleich Luther, den zu üppig und kostspielig gewordenen Götterdienst vereinfachen. Darum verbot er die Idole[71])".

Wer denkt bei diesen letzten Worten nicht an SPENGLERS Satz: „Der Islam ist eine neue Religion fast nur in dem Sinne, wie das Luthertum eine war[72])". Bekanntlich verweist ja Spengler auf die Verwandtschaft des

---

[68]) Ebenda, S. 103.
[69]) Ebenda, S. 104.
[70]) A. KEREKES, a. a. O., S. 302.
[71]) Solidarität des Madonna- und Astarte-Cultus, S. 103.
[72]) O. SPENGLER, a. a. O., II. Bd., S. 374.

Islam mit dem Protestantismus bzw. Puritanismus. Beide spielen dieselbe Rolle, der eine im arabisch-magischen, der andere im abendländischen Kulturkreis.

Es scheint zwar, daß die Spenglersche Kulturmorphologie ein diametraler Gegensatz des Meltzlschen Universalismus sei. Der Gegensatz ist aber nur ein scheinbarer, da ja auch Spengler Universalist ist, indem er in den verschiedenen Kulturkreisen denselben Rhythmus, dieselben Wendepunkte wahrnimmt. Die einzelnen Kulturen sind also bloß umweltbedingte Variationen des ewig-menschlichen Themas.

Ganz gegenwärtig und Erkenntnisse der Ethnologie und Psychoanalyse vorwegnehmend sind auch die Ausführungen, die Meltzl der uralten Symbolik des Phallus und ihren Formwandlungen widmet[73]). Er erkennt, wie sehr phallische Motive selbst in Arabesken, in der Form der abgestutzten Säule, des Gebäcks und des Brotes erscheinen können.

Er berührt aber auch die religionsgeschichtlichen Probleme des Synkretismus, wenn er davon spricht, daß thrakische Christen schon im 4. Jh. Formen des Kybele-Dienstes auf Maria übertrugen und daß gerade in Ephesos, in der Stadt der großen Göttin Diana, das berühmte christliche Konzil die Kanonisierung des Marienkultus aussprach. Diese Hinweise führen Meltzl wieder in unmittelbare Nähe dessen, was die heutige Forschung über den spätantik-orientalischen Synkretismus, über die sogenannte „Heidenkirche" und ihre Beziehung zum Christentum bzw. ihren Einfluß auf christliche Kultformen aussprach[74]).

Ein Zeichen der Übertragung heidnischer Kultformen ins Christliche ist auch die Sonnenradform des Heiligenscheins auf alten Christusbildern. Die Symbole von Sonne und Mond sind uraltes religiöses Gut und leben in mannigfaltigen Abwandlungen weiter:

„Sonne und Halbmond aber sind die stehenden Attribute der Mithrasfiguren; es ist das oben erwähnte, mit Unrecht als semitisch oder gar mohamedanisch angesehene Doppelsymbol von Mann und Weib, Mutter und Sohn, das ist Astarte und Tammuz, das bis heute in dem Wappen des alten Großfürstentums Siebenbürgen vielsagend genug vorhanden ist, und zwar zur Rechten und Linken des Vogels des Zeus[75])".

Es gibt auch sizilische Münzen mit dem Sonnen- und Mondsymbol. Die schon erwähnte Keilform in der Astarte-Symbolik ist aufsteigende

[73]) Vgl. etwa R. Stumpfl, a. a. O., S. 28, und O. Walzel, Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters (Handbuch der Literaturwissenschaft). Wildpark-Potsdam 1929², S. 105 ff.

[74]) Vgl. O. Spengler, a. a. O., Bd. II, S. 241—246; H. Schaller, Mittelalter, S. 115—118 (mit weiterer ausgezeichneten Bibliographie) und M. Vörös, Pécs (Fünfkirchen). Budapest 1941, S. 8—14.

[75]) Solidarität des Madonna- und Astarte-Cultus, S. 119.

Flamme und Phallus zugleich. Beides aber — können wir mit EVOLA hinzufügen — ist Sinnbild der männlichen Kraft[76]). Wieder spricht also Meltzl hier Beziehungen des Weiblichen zum männlichen Prinzip aus. Die astartische Keilform wird dann später zum „Mantel der Liebe" umgedeutet. Und die Szene auf einer altchristlichen Amulette, wo Maria den Sohn umarmt, stellt eigentlich die Vereinigung der Mara-Istar mit Emanuel-Dumuzi dar: die Vereinigung von Sonne und Erde, die Befruchtung der Natur. In diesen religiös-kosmisch-metaphysischen Zusammenhang stellt Meltzl ein Epigramm LOGAUS über den Mai:

„Daher der deutsche Dichter der Barockzeit in unbewußter Naivetät den Nagel auf den Kopf trifft in seinem Epigramm über den Mai:

Dieser Monat ist ein Kuß, den die Sonne gibt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Er hätte bloß an Stelle der Sonne: etwa ein Dannuzi (d. h. Horus-Christus) und an Stelle der Erde ein Isturte (d. h. Rhia-Maria) o. dgl. zu setzen und den Begriff der Braut zur „Himmelsbraut", den der Mutter zur „Mutter Gottes" zu glorifizieren gebraucht und das Logausche Distichon des 17. Jh.s könnte ganz gut für eine erst neuerdings aufgedeckte Variantenstelle aus einer Tontafel von Niniveh ausgegeben werden[77])."

Zur weiteren Unterstützung seiner Erkenntnisse über diese religionsgeschichtlichen Zusammenhänge verweist Meltzl auf die Verbindung von Sonne- und Mondmotiven auf christlichen Symbolen, ferner darauf, daß viele Kleidungsstücke des christlichen Kultes, wie etwa Hirtenstab und Mitra, aus den heidnischen Kulten der Astarte, des Mithras, des Tammuz kommen.

Selbst die christliche Monstranz stellt die Vereinigung von Sonne und Mond dar. In dieser Vereinigung der beiden großen Prinzipien, des männlichen und weiblichen, sieht Meltzl das tiefste Mysterium aller Religionen. — Interessant ist es, daß Meltzl am Schluß seiner Darlegungen noch aufs Hakenkreuz zu sprechen kommt. In diesem Symbol sieht er den vierfachen Astarte-Keil, nach den vier Himmelsrichtungen ausgerichtet:  . Er verweist auf die Verwandtschaft der Zackenform mit dem ägyptischen Tat, diesem „emblême de stabilité". Hier können wir daran erinnern, wie nach Meltzl der Astarte-Keil ein Symbol des Feuers, also etwas Sonnenhaftes sei, und wie in diesem Symbol durch Erweiterungen die Vereinigung vom Sonnen- und Mondprinzip ausgedrückt werde. Das verweist wieder in die Ideenwelt EVOLAS, der ja das Hakenkreuz als ein Symbol „olympischen" Charakters betrachtet, als Symbol einer Synthese der traditionalen, göttlichen Welt.

---

[76]) J. EVOLA, a. a. O., S. 61 ff.

[77]) Solidarität des Madonna- und Astarte-Cultus, S. 131, 132.

Und auch der große italienische Forscher wird dieses Symbol mit dem Feuer in Verbindung setzen, mit dem „fuoco ardente per virtù propria[78])".

Um die Ideen, die in dieser Arbeit mit einer anregenden, oft aber auch verwirrenden Mannigfaltigkeit hervorsprudelten, nochmals zusammenzufassen und sie in übersichtlicher Form klären und sichten zu können, stellt Meltzl am Schluß „Neun Thesen zur vergleichenden Mythologie" auf[79]). In Hinblick auf Meltzls Methode und auf seine Ergebnisse sind besonders die ersten und letzten drei Thesen von Wichtigkeit.

Die ersten drei Thesen umreißen Aufgabe und Methode der vergleichenden Religionsforschung:

„I. Jede künftige Darstellung des Charakterbildes Jesu, wie seiner Mutter, wird nur dann Anspruch auf wissenschaftliche Geltung erheben dürfen, wenn sie zunächst nicht von der Bibel, sondern von den accadischen Keilschriften ausgeht, denn die Maria entspricht der Hauptsache nach vollständig der accadischen Astarte-Istar usw.

II. Daher bleibt conditio sine qua non: die möglichst eingehende Mitberücksichtigung der Ergebnisse der modernen Folklore und der vergleichenden Literaturforschung überhaupt (Weltliteratur).

III. Keine noch so geringfügig erscheinende Frage der vergleichenden Mythologie darf sich auf das Altertum als solches beschränken; denn die modernen Überlieferungen strotzen förmlich von Rudimenten ehrwürdigsten Alters, und z. B. die moderne ‚littérature orale' bietet oft viel Antikeres dar, als die schriftliche der ältesten Zeiten."

Diese Zusammenstellung spricht für sich. Freilich müssen wir doch bemerken, daß Meltzl das Einmalig-Historische an Christus und Maria etwas unterschätzte. Wenn auch im christlichen Kult vieles auf Heidnisches zurückgeht, so ist dadurch die Einmaligkeit der Erscheinung Christi und Marias nicht im geringsten beeinträchtigt. Außerdem muß noch bemerkt werden, daß ‚wenn Meltzl von „moderner" Folklore und Literatur spricht, so heißt hier „modern" eben nur so viel wie: gegenwärtig. Die Moderne als Dekadenz hat ja auch Meltzl, gleich Evola, energisch bekämpft!

Die letzten drei Thesen Meltzls verweisen auf den metaphysisch-religionsphilosophischen Sinn seiner Untersuchungen:

„VII. Die Madonna Maria, wie schon ihr vorchristlicher Namen Mara beweist, der sich u. a. vollständig mit dem arabischen mra (femina; cf. radzschal — homo) deckt, ist die Personifizierung des weiblichen Urprinzips (des ‚ewig weiblichen' Goethes). Cf. Eva und Adam.

VIII. Als solche modifiziert sich die Rolle dieser weiblichen Hauptgottheit auf verschiedenen Culturstadien von selbst; doch neben dem ‚ruhen-

[78]) J. Evola, a. a. O., S. 261, 262.

[79]) Solidarität des Madonna- und Astarte-Cultus, S. 150—152.

den Pol in der Erscheinungen Flucht' (Schiller), dem allotropisch zu deutenden, lassen sich deutlich drei große Stadien unterscheiden, welche das weibliche Ideal der Menschheit, gleichsam behufs Läuterung, durchläuft (Rückfälle, wie Vorbildungen, im einzelnen nicht ausgeschlossen):

Weibliches Ideal	Verhältnis zum Manne	Charakter der Vereinigung
I. Astarte-Aschera	Feindin (Kebse, Ardatuv)	Freie Liebe
II. Aphrodite-Venus	Freundin (Hetäre, Maitresse)	Wilde Ehe (Polygamie)
III. Madonna	Gattin (Mutter)	Monogamie

IX. Metaphysisch gefaßt erscheint der ganze Astarte-Maria-Cultus, mit seinem überreichen mythologischen Apparate, als eine sensu allegorico gegebene Erklärung des Erkenntnisproblems überhaupt, als welches den allotropisch-dualistischen Widerspruch in eine höhere trilogische Einheit aufzulösen bestrebt ist:

Triadische Elemente

I. Raum	Vater	Maria	Erde (Wasser) Ägir	Mond	Istar
II. Zeit	Sohn	Christus (Chronos)	Feuer Logi	Sonne	Dumuzi
III. Causalität	Hl. Geist	Logos (Gott)	Luft (Atmosphäre) Kari	Himmel	Ea.

Der tiefste Kern der Meltzlschen Lehre ist also die Vereinigung des männlichen und weiblichen Prinzips, eine „sintesi primordiale dei due poteri", um mit EVOLA zu sprechen[80]). Auch der große italienische Denker will ja keineswegs die Bedeutung des Weiblichen abstreiten, vielmehr spricht er davon, daß die Frau, wenn sie als Vertreterin der Spiritualität, der Erleuchtung, der transzendenten Weisheit und Lebenskraft erscheint, dem Mann seine Männlichkeit nicht nimmt, sondern ihn in solarer Weise auf einer höheren Ebene ergänzt[81]). Dies ist aber auch der Sinn der „Hochzeit von Sonne und Mond". Diesem Thema widmet Meltzl seinen anderen großen religionsgeschichtlichen Aufsatz: „Das Monstrum oder die Hochzeit von Sonne und Mond."

Hier sind nun seine tiefsinnigen Gedanken viel klarer und übersichtlicher geordnet. Der Hauptgedanke dieser Arbeit ist die metaphysische Vereinigung des Männlichen und Weiblichen, der religiöse Ausdruck und der Symbolismus dieser Vereinigung. Diese Vereinigung hat zunächst einen naturmystischen Sinn. Von diesem Sinngehalt aus ergibt sich ein weiter

[80]) J. EVOLA, a. a. O., S. 307.
[81]) Ebenda, S. 296.

religionsgeschichtlicher Ausblick: „Der ewig jungfräuliche Schooß der Allmutter, der isländ. modhur — [M]atura — [N]atura (Astarte-Aturgatis, pr. metath. Turan, auf dem etrusk. Spiegel, welcher den Atuni in heißer Umarmung mit seiner Mutter darstellt), gebiert fortwährend neu das All (oder den El)“[82]).

Die Vereinigung der beiden großen Prinzipien ist für Meltzl das Wunder aller Wunder. Er nennt dieses Wunder das Monstrum. Damit soll zunächst das Metaphysisch-Ungeheure angedeutet werden. Dann soll es in etymologischem Sinne Mond und Stern (d. h. Sonne) bedeuten und endlich eine Anspielung auf die Monstranz sein:

„Sonne und Mond, als die beiden Hauptgestirne dieser empirischen Welt der Erscheinung, sind und bleiben überall und zu allen Zeiten die bekanntesten Vertreter des männlichen und weiblichen Prinzips. Die Vereinigung dieser beiden, die unter unzähligen Sinnbildern und Allegorien — sei es als Gold und Silber, Feuer und Wasser, Tag und Nacht, Leben und Tod verehrt und angebetet werden, — darf mit Fug als das Wunder aller Wunder gelten (Monstrum)[83])“.

Wie schon angedeutet, sieht Meltzl auch in der christlichen Monstranz ein Symbol dieser Vereinigung und fügt geistvoll hinzu:

„Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheint die Monstranz als eine Darstellung des Welteises[84])“.

Der Symbolismus des christlichen Kultgerätes wird also zum Weltei, zum kosmischen Symbol des finnischen Kalevala-Epos in Beziehung gebracht. Aber es gibt auch weitere Symbole dieser Vereinigung, das Hexagramm, der Trudenfuß und das Kreuz mit seiner Vereinigung des Horizontalen (Weiblichen) und Vertikalen (Männlichen). Das Kreuzessymbol gibt nun Meltzl Gelegenheit zu einer treffsicheren und geistvollen Kritik der materialistischen Scheinwissenschaft:

„Ein Mann aus dem Volk, ein Köhler, der mit naiver Inbrunst sein Knie beugt, sobald er die Nähe dieses heiligen Zeichens merkt, erscheint in den Augen des echten Naturforschers wenigstens der Zukunft, wie ich mir sie denke, tausendmal reputierlicher und vernünftiger, als irgendein heutiger demokolakischer Vivisektor, der über angeblichen Köhlerglauben seine nicht sowohl sarkastische, als vielmehr bloß sarkophagische Lippe zu Spott verziehen zu dürfen wähnt, während er in religionsphilosophischer Beziehung noch nicht einmal auf jener Stufe steht, deren seine prähistorischen Vorfahren in Pfahlbauten sich rühmen konnten[85]).“

---

[82]) Das Monstrum oder die Hochzeit von Sonne und Mond. Acta Comparationis, Jg. 1886, S. 78.

[83]) Ebenda, S. 79, 80.

[84]) Ebenda, S. 82, 83.

[85]) Ebenda, S. 85, 86.

Auch hier hat Meltzl richtig gesehen. Denn wirklich brachte die Zukunft den Typus des Naturforschers, der auch für geistige, religiöse und metaphysische Belange des Seins einen offenen Blick hat: Naturforscher vom Schlage eines DRIESCH, DACQUÉ, HEISENBERG, PLANCK, DE BROGLIE, JEANS.

Wiederum bezieht Meltzl die Volkskunde in seine Forschungen ein. Er behandelt eine rumänische Volksballade, wo Mond und Sonne als getrennte Geschwister auftreten und sich nach Vereinigung sehnen. Ein dichterisches Thema, das wohl die Anregung zu EMINESCUS herrlichem Gedicht „Luceafărul" gab. Das Sonne-Mond-Motiv klingt noch heute im Werk eines großen deutschen Dichters weiter. HANS FRIEDRICH BLUNCKS epische Prosadichtung „Kampf der Gestirne" behandelt ja, wie in germanischer Vorzeit Diuvis für die Sonnen-, Borr für die Mondreligion kämpft, bis endlich nach dem Tod der beiden Helden der junge Imber den Dienst der Sonne und des Mondes vereinigt.

Der Symbolismus der Vereinigung von Sonne und Mond hat noch weitere Formen. Die Sonne kann als Blume, der Mond als Schiff (Wagen) erscheinen. In den Karnevalsumzügen sieht Meltzl einen Nachhall dieses Symbolismus (Wagen mit Blumen bestreut!) und deutet das Wort Karneval-carnevale aus dem italienischen carro navale (Schiffswagen).

Die Vereinigung von Sonne und Mond wird auch in der religiösen Kunst des Fernen Ostens ausgedrückt:

„Die Eigentümlichkeit der chinesischen Bauart beruht auf einer Verallgemeinerung dieses Mondcultus ... noch gibt es viele Tempelbauten, welche den unverkennbaren Fingerzeig bieten, wo der Ursprung dieses nationalen Stils zu suchen sei: es ist die solidarische Weltcultur des Monstrums, oder der Monstrantia[86])."

„Genau in der Weise unserer Monstranz und mit ihr total identisch, findet sich in Japan mitten vor dem Altare, auf dem Fußboden, ein kreisrunder Spiegel, allemal in halbmondsichelförmig stilisierter Fassung[87])."

Ganz wie die neuere Kulturphilosophie[88]) erblickt auch Meltzl die Wurzel aller Kunst im Religiösen:

„Gleichwie die europäische Gothik nur aus dem Triangel Çivas hervorgegangen ist, dem ins maßlos Colossalische verzerrten; so ist auch der Ursprung aller Architektur und Sculptur nur im Cultus und Ritus, und zwar speciell im demjenigen des Monstrums zu suchen[89])."

Er spricht in diesem Aufsatz wiederholt vom Kreuz, in dem er ein

---

[86]) Ebenda, S. 101.
[87]) Ebenda, S. 103.
[88]) H. SCHALLER, Urgrund und Schöpfung, S. 21.
[89]) Das Monstrum, S. 102.

Symbol der Vereinigung der beiden Prinzipien sieht. Es kann aber auch als trinäres Idol erscheinen: als Kreuz mit der solaren Krone gekrönt. Auch das Kreuz ist ein Symbol der traditionalen Synthese [90]), ein christliches und ein allgemein-menschliches religiöses Sinnbild zugleich.

Neben diesen religionsgeschichtlichen Arbeiten ist Meltzl auch als Literaturforscher und Literaturästhetiker bedeutend. Auch hier weisen seine Erkenntnisse in die Zukunft, und auch sie sind metaphysisch und philosophisch unterbaut. Seine 1885 in madjarischer Sprache erschienene Studie über PETŐFIS Wahlspruch ist ein wertvolles Zeugnis seiner Forschungsmethode.

Zunächst beklagt er sich, daß in seiner Zeit niemand die in Petőfis Dichtung verborgene tiefe Philosophie erkennen will. Aber es besteht die Möglichkeit, einen Menschen, einen Dichter im Innersten zu erkennen: „Sage mir: was dein Wahlspruch sei, und ich sag' es dir sofort, wer du bist [91])." Nun kommt eine etymologische Betrachtung über das Wesen des Charakters. Meltzl stellt die madjarischen Wörter jellem (Charakter) und áldás (Segen) nebeneinander. Jellem kommt aus jel (Zeichen). Dieses jel wird nur etymologisch mit dem altisländischen Feuergott Eldr, mit dem Wort áldás und mit Eldorado in Beziehung gebracht. Eldr ist auch Herr der Hölle. Wahrscheinlich ist Eldr eine Göttergestalt altturanischen Ursprungs: das madjarische Zeitwort áldani bedeutet daher ursprünglich nicht nur „segnen", sondern auch „verfluchen". Der Charakter kann zum Fluch werden, denn der Mensch kann sich nie von seinem Charakter befreien.

Der Dichter ist der Fürst des Universums. FRIEDRICH DEN GROSSEN fragte man einmal: Qui est le roi, que vous craignez le plus? — Der Herrscher antwortete: Le roi Voltaire. — Um so mehr kann man PETŐFI als einen solchen Fürsten bezeichnen, da er ein ernsterer, tieferer Dichter ist, als Voltaire. Meltzl spricht nun schöne Worte über das geistige Fürstentum der Dichter. Wir erinnern hier an SCHALLERS schon erwähnte Worte über das Genie, aber auch an die Auffassung des Dichterberufs als Führertum im GEORGE-Kreis. All diese Erkenntnisse und Bestrebungen nimmt Meltzl vorweg, als der siebzehnjährige George noch ein Schüler des Darmstädter Gymnasiums ist. Und wieder distanziert er den genialen, „fürstlichen" Dichtertypus von den kleinen Dichterlingen der „modernen Zeit":

„Zwar ist es wahr, daß diese Fürsten von keinem Purpur geschmückt werden ... höchstens vom Purpur der Natur, der auf ihrem göttlichen Antlitz glänzt, und bei einem echten Dichter nie seine Farbe verliert, aber darum doch nicht die Glut der modernen Nervosität und Aufregung der

---

[90]) J. EVOLA, a. a. O., S. 82, 83.

[91]) Petőfi jelszava (Petőfis Wahlspruch), Petőfi-Studien, S. 35. „Mondd meg nekem: mi a jelszavad? én pedig azonnal megmondom: ki vagy."

modernen „goldgeschnittenen“ (Anspielung auf die „mit Goldschnitt elegant gebundenen“, für unseren Geschmack jedoch recht geschmacklosen „Prachtausgaben“ der 1880er Jahre) Schriftsteller und Künstler ist, sondern nur die Glut jener warmen, alles organisch aufzehrenden, reinigenden göttlichen Flamme, von der die madjarische Sprache den großen Geistern, bei denen der Feuergeist sich immer mit einem Feuerherzen paart, den Namen lángész (Flammenverstand) gab[92]).“

„Freiheit, Liebe! Diese zwei will ich besitzen! Für meine Liebe opfere ich mein Leben, für die Freiheit opfere ich meine Liebe“ (Szabadság, szerelem! E kettő kell nekem! Szerelmemért feláldozom Az életet, Szabadságért feláldozom Szerelmemet). So klingt Petőfis Wahlspruch, den er mit seiner Treue, mit seinem Blut besiegelte. Dieses kleine Meisterwerk Petőfischer Lyrik ist für einen Ästhetiker oder Philosophen von solcher Wichtigkeit, wie ein Organismus für einen Morphologen oder Mediker. Denn die Lyrik ist unbedingt zum Ausdruck höherer Gedanken, philosophischer Ideen geeignet. Die Lyrik ist die Dichtung des Ichs:

„Gibt es in der Welt einen weiteren Rahmen, als diesen? ... Zwar ist das nackte ‚Ich‘, auf sich allein gelassen, entweder die größte Zierde oder der größte Kehricht der Menschheit; also entweder Fürst oder Sträfling; daher kann im Sinne des Prinzips ‚abusus optimi pessimus‘ oft, ja meistens gerade diese Ich-Dichtung zum trivialsten, ekelhaftesten, zurückstoßendsten Subjektivismus führen[93]).“

Es ist, als fänden wir in diesen Worten schon eine Vorahnung der Erkenntnis vom „höheren“ und „niederen“ Menschen in den großen traditionalen Kulturen, von der Dualität König — Sklave[94]). Deutlich lehnt Meltzl auch den schrankenlosen, atomisierenden Subjektivismus und Individualismus ab, und bekennt sich, wie der heutige deutsche Geist, zur geformten Persönlichkeit.

---

[92]) Petőfi-Studien, S. 36, 37: „Igaz, hogy ezeket a fejedelmeket nem ékesiti bibor ... legfeljebb a természet bibora, amely isteni arczukon ragyog, mely valódi költőnél soha se veszti el szinét, de azért korántsem a modern „goldschnittes“ írók és művészek modern idegességének, vagy izgatottságának tüze; hanem csak ama meleg, mindent szervesen felemésztő, tisztitó isteni lángé, melyről adta a magyar nyelv a „lángész“ elnevezést azoknak a nagy szellemeknek, kikben a lángész lángszívvel párosul.“

[93]) Ebenda, S. 40: „Létezik-e ennél tágabb keret a világon? ... Igaz, hogy a meztelen ‚Én‘, egymagára hagyatva, vagy legnagyobb dísze, vagy legnagyobb söpredéke az emberiségnek; tehát vagy fejedelem, vagy fegyencz; s így az ‚abusus optimi pessimus‘ elve értelmében is, gyakran, sőt legtöbbnyire csak a legtrivialisabb, a legundokabb, a legvisszataszitóbb subjectivismust eredményezheti éppen ez az Én-költészet.“

[94]) J. Evola, a. a. O., S. 130—143.

Er gibt eine kleine Tabelle zur Morphologie der Dichtungsarten:

Ich-Dichtung — Futurum — Lyrik
Du-Dichtung — Praesens — Drama
Er-Dichtung — Praeteritum — Epos.

Die Lyrik als Ich-Dichtung gehört zum Futurum, weil sie in der Sehnsucht, im Verlangen wurzelt. Das Drama ist die Kunst der steten Vergegenwärtigung und des Dialogs. Die epische Dichtung erzählt wieder etwas Vergangenes, und schafft dadurch die Distanz der dritten Person. Eine geniale Einteilung! Sie verdient, heute bekannt zu werden, als man in literaturwissenschaftlichen Kreisen eine besondere Bedeutung gerade dem literarischen Gattungsproblem zumißt (vgl. den Kongreß von Lyon im Jahre 1939 und seine Veröffentlichungen: Helicon, Bd. II). Sehr richtig erkennt ferner Meltzl, daß Epik und Dramatik ihrem Wesen nach älter seien, als eigentliche lyrische Dichtung. Seine Einsichten decken sich hier verblüffend mit denen der neueren Ethnologie, die ja auch davon spricht, daß der primitive Mensch erst seine Umwelt, und nur später sein Ich „entdeckt". Ferner erkennt man, daß die Sprache aus Spiel und Gesang, also aus den Formen einer wenn auch noch so „primitiven" Kunst geboren wurde. Das alles spricht schon Meltzl aus: „... müssen wir denn gerade im Drama den Endpunkt und den höchsten Sinn der Literaturentwicklung sehen? Der Mensch erwachte zum Bewußtsein des Ich wohl viel später, als zu dem der zweiten oder dritten Person. Und daneben ist die Tatsache nicht zu bezweifeln, daß die Sprache sich aus der Dichtung entfaltet hat und nicht umgekehrt die Dichtung aus der Sprache. Wenn aber diese einfache Wahrheit besteht, dann besteht auch der vorige Satz; daß nämlich Drama und Epos etwas viel Primitiveres ist, als die Ich-Dichtung[95])."

Meltzl bewundert das kleine Gedicht PETŐFIS als vollendetes Kunstwerk. Nichts kann aus ihm weggenommen werden, ohne es zu zerstören: die „lex parsimoniae naturae" findet hier in der Kunst einen vollendeten Ausdruck. Die Freiheit aber, von der Petőfi spricht, ist nicht die Freiheit des Pöbels, auch nicht die des Politikers oder Gelehrten. Sie ist allein dem Schopenhauerschen Freiheitsbegriff vergleichbar. Das Motto der Arbeit Schopenhauers über Willensfreiheit: La liberté est un mystère, ist die beste Erklärung des Petőfischen Wahlspruches. Meltzl stellt Petőfi als philoso-

[95]) Petőfi-Studien, S. 43: „... vajjon éppen a drámában kell-e néznünk a költészet fejlődési végpontját és vele együtt netovábbját? Az Én-nek tudatára az ember, bizonyára sokkal később ébredt, mint a második, vagy éppen harmadik személyére. És emellett semmi kétség abban a tényben is, hogy a költészetből fejlődött ki a nyelv; nem pedig megfordítva, a nyelvből a költészet. Már pedig, ha áll ez az egyszerü igazság, akkor áll az előbbi is, hogy t. i. a dráma és epos sokkal primitivebb valami, mint az Én-költészet."

phischen Dichter neben GOETHE, BYRON, SHELLEY und LEOPARDI. In seinem ganzen Leben kämpfte er gegen jene Ansicht, die in Petőfi nur den volkstümlichen Lyriker sah, und seine philosophischen Tiefen nicht beachtete[96]).

Dieser Blick auf den philosophischen Gehalt verschleierte Meltzls Blick nicht für die Wichtigkeit der Form. In Wort und Tat kämpft er gegen die Formverlotterung des 19. Jh.s: auch hierin ein Bahnbrecher unserer Zeit:

„Die kleinsten Gedichte Petőfis könnten keine solche geheimnisvolle Zauberwirkung auf Menschen verschiedensten Alters und verschiedensten Klimas ausüben, wenn sie nicht alle jenes Kennzeichen des gesunden Universalismus auf sich trügen, dessen eigentliche Triebfeder nicht so sehr die erhabene Idee, d. h. der Inhalt ist, sondern eher der zauberhafte Rhythmus, also die edle Form. Forma dat esse rei[97])."

Das Grundgesetz jeder echten dichterischen Form aber sieht Meltzl in der „sectio aurea". Jedes vollkommene dichterische Werk läßt sich nach seiner Auffassung ohne Zwang in zwei Teile verschiedener Größe gliedern. Der kleinere Teil verhält sich zum größeren, wie der größere Teil zum Ganzen.

Nie vergißt Meltzl, daß alle Dichtung kosmisch begründet, im höheren Sinne also Naturprodukt ist:

„... dasselbe Gesetz, das die Schneeflocke, oder den Saugefisch, oder den Hund, die Katze, den Krystall oder den Affen, den Kirschbaum, die Zeitlose, oder die Gesichtszüge deiner Geliebten schuf, dasselbe schafft, und in derselben Weise schafft es auch die Dichtung[98])."

Diese schönen Worte Meltzls geben eine kosmische Einbettung der Dichtung, jedoch keineswegs in materialistischem, sondern in metaphysischem Sinne! Meltzl sieht überall, in Natur und Geist dieselbe „natura naturans", denselben irrationalen Lebensgrund schaffen und walten. In diesem Sinn wird später der Kulturphilosoph SCHALLER davon sprechen, daß die Kunst die Formkräfte und Gestalten der Natur auf der höheren Ebene des Bewußtseins in anderer Form fortsetzt[99]).

---

[96]) A. KEREKES, a. a. O., S. 283—285. Vgl. auch: Petőfi-Studien, S. 91 (im schon zitierten Aufsatz über PAUL GYULAI als den Begründer der Petőfi-Forschung).

[97]) Petőfi-Studien, S. 66, 67: „Petőfi legparányibb költeményeinek nem lehetne ily varázs-titkos hatása a legkülönbözőbb életkor és éghajlat embereire, hogyha nem viselné mindegyik magán az egészséges universalismus ama bélyegét, melynek tulajdonképeni rugója nem annyira a magasztos eszme, tehát a tartalom, mint inkább a büvös rhythmus; szóval a nemes forma. Forma dat esse rei."

[98]) Ebenda, S. 73: „... ugyanaz a törvény, mely alkotta a hópelyhet, vagy az echeneïst, vagy a kutyát, macskát, a jegeczet vagy a majmot, a cseresznyefát, a kikiricset, vagy szeretőd arczvonásait: ugyanaz alkotja és éppen úgy alkotja a költeményt is."

[99]) H. SCHALLER, Die Welt des Barock, S. 17.

Nicht nur der Lyrik, auch dem Problem des Romans widmet Meltzl tiefgehende philosophisch-ästhetische Untersuchungen. Seine „Philosophie des Romans" kommt zu Ergebnissen, die in ihrer vollen Tragweite erst heute gewürdigt werden können, wo Kulturphilosophie und vergleichende Literaturgeschichte all das erhärtete, was Meltzl mit genialem Instinkt schon vor fast 70 Jahren ersah. „Der Roman gibt sich auf den ersten Blick als die Bearbeitung eines romantischen Sujets zu erkennen[100])."

Was ist dieser Meltzlsche Satz anderes, als eine Vorwegnahme der Theorie ANTON SZERBS: der Roman ist die „Suche nach dem Wunder" der literarische Ausdruck einer Sehnsucht nach dem Wunderbaren, Abenteuerlichen, Romantischen[101]).

Meltzl verlangt, daß bei der Untersuchung des Romans die etymologisch-historische und philosophisch-ästhetische Betrachtungsweise miteinander verknüpft werde. Er fordert also eine kulturphilosophische Begründung der Literaturwissenschaft. Und es gelingt ihm gleich ein scharfsinniger Blick auf den Ursprung des Romans:

„Denn daß der Roman seinem Entstehen nach zu den allerspätesten Literaturgebieten gehört, das steht fest, mag man über seinen Ursprung im übrigen noch so sehr im Unklaren sein[102])."

Heute dringt man allerdings immer weiter in das Quellengebiet des europäischen Romans ein, in die Welt des Orients und der Spätantike. Aber gerade der verdienstvollste Forscher auf diesem Gebiet, KARL KERÉNYI, ist ein Zeuge dafür, wie Meltzl das Problem richtig anfaßte. Auch Kerényi verweist darauf, daß der Roman eine Kunst der Spätzeit ist[103]).

Meltzl fügt nun den Roman seiner Zeit mit richtigem Blick in die geistesgeschichtliche und kulturelle Lage des 19. Jh.s ein:

„Der Umstand eben, daß unser modernes Leben über ausgedehntere Raum- und Zeitmomente verfügt, wobei namentlich unsere moderne Cultur tausend und aber tausend Erscheinungen (Neue Welt, Australien, Teleskop, Buchdruck, Pulver, stehende Heere, Telegraph, Eisenbahn, Photographie usw.; und Alles, was damit zusammenhängt), aufzuweisen hat; so vielerlei, was unser modernes Leben unvergleichlich reicher und complicierter, aber auch nüchterner und prosaischer, ja schrecklicher und ernster gestaltet,

---

[100]) Philosophie des Romans. Acta Comparationis, Jg. 1877, S. 14.

[101]) A. SZERB, Die Suche nach dem Wunder. Amsterdam-Leipzig 1938. Ich zitiere nach der ausführlicheren madjarischen Ausgabe: Hétköznapok és csodák. Budapest o. J., S. 23.

[102]) Philosophie des Romans, S. 19.

[103]) K. KERÉNYI, Die Papyri und das Problem des griechischen Romans. Die Neue Rundschau, Jg. 1938. Ich benütze den madjarischen Text: Regények papyruson. Sziget, Bd. III, S. 19—21.

als das der Alten — dieser Umstand, sage ich, ist es allein, welcher einer entschiedenen Gattung des Verfalls der Poesie, dem Romane, einen viel bedeutenderen Einfluß und viel zäheres Leben gestattet, als sonst Übergangserscheinungen zuzukommen pflegt[104])."

Der in diesem Satz entworfene kulturphilosophische Hintergrund kann heute erst in seiner vollen Tragweite gewürdigt werden. Meltzl erkennt hier den Ernst und die schreckliche Dämonie der späten Zivilisation, von der in unseren Tagen SCHALLER spricht[105]). Er erkennt, wie später SPENGLER, den nüchtern-mechanistischen Charakter der „zivilisierten" Spätphase der Kultur und ihren Hang zur Expansion[106]). Und er deutet sehr richtig den Roman als „Zerfallsprodukt": eine Ansicht, der sich auch der Ästhetiker der Gegenwart anschließt[107]).

Der Roman ist für Meltzl eine bloß sekundäre Kunstform. Ganz im Sinne der heutigen Forscher erkennt er, daß er schon im Altertum überall dort auftrat, wo es reifere und kompliziertere Kulturzustände gegeben hat. Gerade dieser sekundäre Charakter ist es, der das Romantische zur wesentlichen Ingredienz des Romans macht:

„Am deutlichsten finden wir diese secundäre Natur des Romans ausgeprägt, sobald wir uns ihm auf dem historisch-etymologischen Wege nähern. Denn dann tritt als selbstverständliche Ingredienz des Romans ein vielgenanntes und noch mehr verkanntes Element hervor: das Romantische. Etymologisch-historisch genommen ist wenigstens der abendländische Roman gar nicht denkbar ohne romantischen ‚Hautgoût'[108])."

Mit ähnlicher Betonung spricht heute SZERB von der Entstehung des „wundersüchtigen" abendländischen Romans aus der Ritterromantik[109]). Und PAUL LIGETI verweist darauf, wie sehr selbst Drama und Epos der christlich-abendländischen Kultur mit romanhaftem Geist erfüllt seien, und wie sehr dieses Romanhafte durch das Malerische, mithin „Romantische", bestimmt werde[110]).

Meltzl spricht im folgenden davon, daß das Romanproblem noch universaler beleuchtet werden kann. Zunächst geschieht dies durch eine soziologische Erkenntnis, die wiederum zu Ergebnissen kommt, die mit der heutigen Romantheorie übereinstimmen. Meltzl sieht im Roman ein literarisches Genußmittel des „großen Publikums":

---

[104]) Philosophie des Romans, S. 20, 21.

[105]) H. SCHALLER, Die Idee des Menschen, S. 14.

[106]) O. SPENGLER, a. a. O., Bd. I, S. 51—55.

[107]) A. SZERB, a. a. O., S. 8.

[108]) Philosophie des Romans, S. 23.

[109]) A. SZERB, a. a. O., S. 10, 11.

[110]) P. LIGETI, Der Weg aus dem Chaos. Eine Deutung des Weltgeschehens aus dem Rhythmus der Kunstentwicklung. München 1931, S. 188.

„Die Unzahl der auf Bildung Anspruch Erhebenden, ohnehin im fortwährenden Zunehmen begriffen, erhebt auch Anspruch auf wenigstens literarischen Genuß, wo ihm der materiale oder soziale teils versagt, teils verleidet, teils allzuleicht, teils allzuschwer gemacht ist . . . Außerdem muß das große (halbgebildete) Publikum immer etwas Neues, womöglich Unerhörtes vernehmen (lesen). Was ist natürlicher, als daß dem Mangel an wirklichen Begebenheiten künstlich abgeholfen wird[111])?"

Eine ähnliche Bedeutung mißt heute SZERB der Romanliteratur zu. Der Durchschnittsleser sucht Erlebnisse und Erschütterungen, um so wenigstens im Schrifttum das „Wunderbare" finden zu können. Szerb spricht auch davon, daß dieser Roman auch erotische Elemente vermitteln will[112]). Und KERÉNYI, in Anlehnung wohl an die bekannte VICO-LIGETI-LÜTZELERsche Dreiteilung, unterscheidet im griechischen Geistesleben drei große Epochen. Die erste war die heroische: ihre Dichtung ist das Heldenepos. Die zweite war die politische: ihr gehört die große Geschichtsschreibung zu. Die dritte (hellenistisch-römische) war die erotische: in ihr blüht der Roman. Hinter dem Roman steht das Weltbild des Gottes Eros[113]).

Es ist, als hörten wir die Worte Meltzls ins Gegenwärtige transponiert. Denn schon bei Meltzl finden wir die Frage und die Antwort:

„Was wird nun jenes streng notwendige und universale Element des Romans sein?

Das Erotische! — Hauptthema des wahren Romans ist offenbar: die Liebe. Ohne die Liebe als Angelpunkt ist wohl ein gutes Epos in Notfall noch denkbar, aber kein guter Roman[114])."

Ganz im Sinne dieser neuen Romantheorie definiert Meltzl den Roman und spricht von seinen überraschenden und geheimnisvollen Elementen. Der Roman ist:

„eine in Prosa erzählte Herzens- oder Liebesgeschichte von ungewöhnlicher Erfindung und bedeutendem Umfange[115])."

„. . . der gute Roman muß neben dem Erotischen in erster Linie das Überraschende kultivieren. („Ungewöhnliche Erfindung") . . . Dem Interessanten fällt die Aufgabe zu, die Verwickelung der Fabel durchzuführen, selbst bis zum Geheimnißvollen oder Abenteuerlichen herab; während das Erhabene namentlich in der Katastrophe auftritt[116])."

Letzten Endes ist also schon in diesen Worten Meltzls die Erkenntnis

---

[111]) Philosophie des Romans, S. 61.
[112]) A. SZERB, a. a. O., S. 19, 20.
[113]) K. KERÉNYI, Regények papyruson, S. 20, 21.
[114]) Philosophie des Romans, S. 62.
[115]) Ebenda, S. 65.
[116]) Ebenda, S. 93, 94.

ausgesprochen, daß die Romandichtung eine „Suche nach dem Wunder" sei. Zwar scheinen die folgenden Sätze dieser Ansicht zu widersprechen: „Dagegen bleibt das Wunderbare als Domäne des Märchens aus dem höheren Roman gänzlich ausgeschlossen. Göttermaschinerie und plumper Zufall haben hier keinen Platz[117])."

Der Widerspruch ist jedoch bloß ein scheinbarer. Meltzl schließt nur das Wunderbare im Sinne des Märchens und des mythischen Apparates aus dem Roman aus. Das Wunder als Geheimnis und Abenteuer bleibt durchaus zugelassen. Letzten Endes hat ja der Roman das Wunder immer auf diesen beiden Wegen gesucht. Das Märchenhafte gehörte zum Märchen, das Mythische zum Drama und Epos.

Meltzl bejaht durchaus die Möglichkeit einer höheren, veredelten Romandichtung und schildert die Mittel einer Veredlung. Nach dieser Auffassung gehören Schönheit der Diktion, plastische epitheta ornantia und eine festlich gehobene Prosa zu den Notwendigkeiten des Romans.

Wiederum rückt er also von der Formverlotterung des 19. Jh.s ab, und wiederum ist er der Bahnbrecher jener Bestrebungen, die in und um GEORGE zur Veredlung dichterischer Form und dichterischen Ausdruckes führten.

Sehr interessant ist die Erkenntnis Meltzls, daß der Roman den passiven Helden liebt. Dies berechtigt uns, wie wir es schon taten, den Begriff des „Romantischen" bei Meltzl mit dem des „Malerischen" gleichzusetzen. Das Romantische, Erotische, Passive sind ja alle Kennzeichen einer malerischen Welt. Auch die neue Kulturphilosophie wird ja vom passiven Helden des Romans im Gegensatz zum aktiven des Epos sprechen, und im Roman den Ausdruck einer malerischen Zeit sehen[118]).

Sehr richtig ist Meltzls Ansicht, daß es zwischen dem „historischen" und „Gesellschaftsroman" keinen wesentlichen Unterschied gibt:

„Ob modern oder alt, das ist also gewissermaßen nur eine Toilettenfrage des Romans: das Kleid, worin er auftritt. Denn selbst wenn der Inhalt rein historisch ist, so darf er doch im gewissen Sinne — nicht historisch sein[119])."

---

[117]) Ebenda, S. 94.

[118]) P. LIGETI, a. a. O., S. 140: „Während der Held des Epos' noch ganz Repräsentant einer Gemeinschaft, eines Volkes, einer Nation ist, ist der Romanheld stets der Einzelne. Jener formt, seiner Mission entsprechend — ganz Aktivität, ganz Tat — die Welt um. Dieser, der Held des Romans, ist passiv. Zu seiner Zeit gibt es keine Gemeinschaft mehr, die durch einen gemeinsamen ethischen Willen zusammengehalten wäre. Eine farbig bewegte, chaotische Welt sieht er vor sich, eine gegebene, unabänderliche Welt, in die er hineinwächst, sich hineinschmiegt, in der er zumeist müde wird. Und jeder Roman ist ein Betrachten. Die Welt, im Spiegel einer individuellen Seele gesehen. Malerei."

[119]) Philosophie des Romans, S. 99.

Eine geniale Erkenntnis dessen, daß auch der historische Roman eigentlich ein in die Vergangenheit versetzter Gesellschaftsroman sei! In diesem Sinne sprach der große französische Schrifttumsforscher PAUL VAN TIEGHEM am Lyoner Kongreß:

„À quelles aspirations répond le roman historique? À la curiosité pour le passé, mais non pour un passé épique et légendaire, nimbé d'une auréole de rêve; le lecteur veut des héros plus près de lui, d'une humanité plus voisine de la sienne; et surtout un certain air de vérité. Le réalisme, contenu déjà en grande partie dans le romantisme, comme on le sait, en est un élément essentiel[120])."

All dies liegt durchaus in der Linie der Meltzlschen Romanästhetik. So auch die Charakteristik der Wawerley Novels von Sir WALTER SCOTT:

„Une intrigue sentimentale ... placée dans un milieu historique et local bien étudié, donnant lieu à des tableaux des mœurs, à des scènes d'un pittoresque réaliste et souvent familier, à des paysages précis, à l'évocation de figures légendaires ou historiques, ces dernières reconstituées avec autant d'exactitude psychologique que possible; tels sont les éléments dont la combinaison assura le succès des Wawerley Novels, et les fit saluer comme la forme que l'on attendait du roman historique[121])."

PAUL VAN TIEGHEM scheint in diesen Ausführungen direkt oder indirekt von Meltzl beeinflußt gewesen sein. Hat ja doch seine Zeitschrift, die Revue de la littérature comparée, vor einigen Jahren einen Aufsatz über Meltzl und die Acta Comparationis gebracht, in dem CHARLES IJAC die Verdienste Meltzls auf dem Gebiet der vergleichenden Literaturforschung würdigte[122]).

Wenn Meltzl in dieser Weise den wesentlichen Unterschied zwischen historischem Roman und Gesellschaftsroman leugnet, so mißt er auch der Zweiteilung: ernster Roman — komischer Roman, keine große Bedeutung zu:

„... mit dieser beliebten Zweiteilung ist eigentlich gar nichts gesagt ... Wir unsererseits können sie schon darum nicht brauchen, weil aus unsrer Definition des Romans von selbst folgt, daß sein normaler Repräsentant in gleicher Weise an dem Komischen wie dem Ernsten participieren muß[123])."

Gewisse Unterschiede in der Romandichtung übersieht er jedoch nicht. Diese Unterschiede sind aber nicht so sehr durch den Dualismus Vergangenheit — Gegenwart, sondern eher durch die vermittelte oder unvermittelte Darbietung des Inhaltes bedingt. Nach diesem Standpunkt gibt

---

[120]) P. VAN TIEGHEM, Deux exemples de la formation de genres nouveaux dans le roman du XIXe siècle. Helicon, Bd. II, S. 184, 185.

[121]) Ebenda, S. 187.

[122]) CH. IJAC, Une ancienne revue de la littérature comparée. Revue de la littérature comparée, Jg. 1934, S. 733 ff.

[123]) Philosophie des Romans, S. 137.

es zwei Haupttypen des Romans, die wieder in verschiedene Stufen geteilt werden können:

„Nun kann aber dieser (der Roman) naturgemäß nur von zweierlei Art sein: entweder ist er vermittelt (historisch) oder unvermittelt.. Wenn wir die so erhaltenen zwei Gruppen, welche erster und zweiter Ordnung heißen mögen, weiter abteilen, so ergibt sich, daß der vermittelte Roman auf seiner niedersten Stufe nur: localer, auf der mittleren: nationaler, auf der höchsten aber: internationaler (universaler) Natur sein wird. — Die Gruppe zweiter Ordnung dagegen kann auf der niedersten Stufe nur: Abstract-Zufälliges (Empirisches); auf der mittleren: Intuitiv-Geordnetes (Physisches); auf der höchsten aber: Intuitiv-Unbewußtes (Metaphysisches) darstellen[124]".

Diese Ausführungen verdeutlicht Meltzl durch ein „philosophisch-ästhetisches Schema des Romans[125]":

A.	B.
Historischer Roman.	Poietischer Roman.
Wirkliche Begebenheit.	Erdichtete Begebenheit.
Erfragtes.	Erfundenes.
Historische Fabel.	Poietische Fabel.
(ἱστορεῖν.)	(ποιεῖν.)
Vorwiegen des äußeren Lebens.	Vorwiegen des inneren Lebens.
„Weltverirrungzubetrachten."	„Herzensirrung zu beachten."
3. Internationaler.	3. Metaphysischer.
(Universaler)	a) Erotisch-metaphysischer.
	b) Ästhetisch-metaphysischer.
	c) Ethisch-metaphysischer.
2. Nationaler.	2. Physischer.
	a) Humoristischer.
	b) Realistischer.
	c) Phantastischer.
1. Localer.	1. Empirischer.
Verfalls-,	Verfalls-,
Tendenz-, Sensations-Roman.	Tendenz-, Sensations-Roman.
(Äußerste Ausartung.)	(Äußerste Ausartung.)

[124]) Ebenda, S. 137.
[125]) Ebenda, S. 140.

Meltzl gibt der freien, dichterischen Erfindung, dem „poietischen Roman", den Vorzug:

„Höhere Cultur und reiferer Geschmack rufen den poietischen Roman hervor. Es wird daher allemal ein gutes Zeichen sein, wenn die poietische Art in irgendeiner Literatur vertreten ist; aber dies gilt nur von ihren höheren Stufen[126])."

Beachtenswert ist der Ausdruck „poietischer Roman". Meltzl gebraucht die griechische Urform des Wortes „Poetik" ganz in jenem Sinne einer philosophischen Ästhetik, wie ihn heute der Philosoph BRANDENSTEIN verwendet. Auch für Brandenstein ist die Kunstlehre eine „Poietik", d. h. eine Lehre vom künstlerischen Schaffen[127]).

Was gilt aber für Meltzl als die Höchststufe des poietischen Romans? Der dichterische Ausdruck des Metaphysischen im Roman! Und was gehört zu dieser metaphysischen Sphäre? Das Intuitiv-Unbewußte!:

„Es ist jenes „Unbewußte", das man ... zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen als die einzige Hellseherin in uns gekannt und gepriesen hat. Eine vergleichende Geschichte der Mystik, z. B. würde für die Richtigkeit dieser Behauptung massenhaftes Beweismaterial zutage fördern[128])".

Die Intuition und das Unbewußte als Grundlage des metaphysischen Erlebnisses! Das Unbewußte als einzige Hellseherin in uns! Gedanken, die mit ihrer Genialität schon die Philosophie eines BERGSON, DRIESCH und KLAGES vorwegnehmen! Meltzl wandelt hier Bahnen, die zunächst die Romantik beschritt[129]), und die dann durch EDUARD VON HARTMANNS Lehre vom Unbewußten[130]) weiteren Kreisen bekannt wurden. Auch Meltzl kann neben HARTMANN und LOTZE, jene tieferen Geister des späten 19. Jh.s gestellt werden, die die Flamme metaphysischer Weltansicht durch materialistisch verseuchte Jahrzehnte hindurch in unser neues Jahrhundert hinüberretteten. Einen tiefen Sinn hat es auch, wenn Meltzl eine Geschichte der Mystik fordert, als Einblick in jene tieferen Regionen des seelischen Seins, in denen die Urgeheimnisse des Unbewußten mit kosmischer Kraft walten.

Eben, weil Meltzls Einstellung eine so tiefsinnig-metaphysische ist, hat er das Recht, seine Zeit, mit ihrem „modernen" Treiben zu kritisieren. Auch eine höhere Romandichtung als wirkliche Kunst kann sich in solchen Läuften nicht entfalten:

---

[126]) Ebenda, S. 190.

[127]) B. v. BRANDENSTEIN, a. a. O., S. 443 ff.

[128]) Philosophie des Romans, S. 137, 138.

[129]) H. SCHALLER, Urgrund und Schöpfung, S. 17.

[130]) L. BUSSE, a. a. O., S. 142.

„Die Gegenwart im allgemeinen gehört dem Journal, dem Flugblatt, oder Pamphlet, nicht der Kunst: das Zeitgemäße ist in der Regel nur das Verkehrte, das sich eben dieserwegen wahrhaft künstlerisch fast nur in der Satire verwerten läßt: günstigenfalls, nämlich im „humoristischen" und „satirischen" Roman[131])."

„Das Moderne ... ist nur ein Hohlspiegel, der allerdings der gewöhnlichen Carricatur außerordentlich günstig sein mag, weniger aber der höheren Satire des höheren Romans[132])."

Er lehnt daher die deutsche und westeuropäische Romanproduktion nach 1848, mit Ausnahme des von ihm sehr geschätzten SCHEFFEL, ab.

In der Kritik der Moderne berührt sich Meltzl wiederum mit NIETZSCHE, wenn er in einer Studie über den Begriff der kritischen Literaturgeschichte seine Gegenwart mit der alexandrinischen Zeit der Antike vergleicht, und davon spricht, daß sie ihren Schwerpunkt im wissenschaftlichen Schrifttum hat[133]). Dieser Vergleich Alexandrinismus — Moderne geht deutlich auf Nietzsche zurück, auf seine „Geburt der Tragödie[134])". Meltzl hat also das Erstlingswerk Nietzsches gleich nach seinem Erscheinen 1871 kennengelernt, da ja sein Vortrag über die kritische Literaturgeschichte schon 1873 auf der Universität Klausenburg gehalten wurde! Mit dieser Bemerkung wird aber Meltzl gleichzeitig wieder zum Vorläufer der neuen Kulturphilosophie, da EDUARD MEYER in seiner Abhandlung über die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums[135]) (1895) erst nach 20, SPENGLER aber erst nach 40 Jahren diesen Vergleich wieder aufgenommen und weiter ausgesponnen haben!

Die ganze kleine Studie Meltzls ist ungemein interessant. Er verweist auf die große Bedeutung des deutschen Schrifttums, kritisiert die Einseitigkeiten der deutschen Literaturgeschichtsschreibung im Gefolge KOBER-

---

[131]) Philosophie des Romans, S. 190.

[132]) Ebenda, S. 190, 191.

[133]) A kritikai irodalomtörténet fogalmáról (Vom Begriff der kritischen Literaturgeschichte). Wien 1875, S. 15.

[134]) Ich zitiere nach der Ausgabe: NIETZSCHES Werke. Erste Abtheilung. Band I. Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen. Leipzig 1899, S. 164: „Diesem Zustande haben wir uns, seit der Wiedererweckung des alexandrinisch-römischen Alterthums im fünfzehnten Jahrhundert, nach einem langen schwer zu beschreibenden Zwischenakte, in der auffälligsten Weise angenähert. Auf den Höhen dieselbe überreiche Wissenslust, dasselbe ungesättigte Finderglück, dieselbe ungeheure Verweltlichung, daneben ein heimathloses Herumschweifen, ein gieriges Sichdrängen an fremde Tische, eine leichtsinnige Vergötterung der Gegenwart oder stumpf betäubte Abkehr, alles sub specie saeculi, der ‚Jetztzeit': welche gleichen Symptome auf einen gleichen Mangel im Herzen dieser Cultur zu rathen geben, auf die Vernichtung des Mythus."

[135]) Vgl. H. SCHALLER, Kulturphilosophie, S. 96—98.

STEINS und GERVINUS', fordert eine universale Betrachtung aller Schrifttümer. Diese universale Methode ist auch die kritische, da sie in erster Linie den Genius sucht, der von seinem Volk und seiner Sprache aus zur ganzen Menschheit spricht.

Ganz gegenwartsnahe ist seine Einteilung der deutschen Literatur in sieben Epochen. Die I. ist die Zeit des Althochdeutschen, von der Einführung des Christentums bis zu den Kreuzzügen (etwa 350—1200). Die II. ist die „erste klassische Zeit": die mittelhochdeutsche Epoche (etwa 1200 bis 1320). Die III. ist die Zeit der Mystiker und Meistersinger (etwa 1320 bis 1500). Die IV. die Reformation von Luther bis Opitz (1517—1617). Die V. die Epoche des Überwiegens fremder Einflüsse, von Opitz bis Klopstock (1617—1748). Die VI. die zweite klassische Zeit, von Klopstock bis Goethes Tod (1748—1832). Endlich die VII. das Schrifttum der Gegenwart, von Goethes Tod bis 1870.

Diese wahrhaft geniale Einteilung ist noch für den heutigen Germanisten ungemein vielsagend. Die Erkenntnisse der neuen Stil- und Geistesgeschichte lassen sich ohne Mühe in diesen Rahmen einfügen. Die I. Epoche entspricht gerade dieser Zeitspanne, die jüngst GEORG WEISE in Kunst und Schrifttum so geistvoll als große Einheit von 300 bis zum Ausgang der Romanik gesehen hat, eine Zeit des jenseitsverbundenen Glaubens, der Abstraktion und einer transzendentalen Ausdruckskunst[136]). Die II. Epoche ist ihrem Sinn nach wirklich eine „klassische": sie entspricht der ebenso von Weise analysierten Früh- und Hochgotik. Sie ist „klassisch" auch in dem Sinn, daß sie sich an der Antike orientiert und einer größeren Naturnähe und Weltfreudigkeit Platz gibt[137]). Die III. Epoche entspricht der „Spätgotik". Ihre wichtigsten deutschen Vertreter auf schrifttümlichem Gebiet sind wirklich Mystiker und Meistersinger. Sie sind die Träger jener „Populartheologie", die nach GÜNTHER MÜLLER so bezeichnend für die Bestrebungen dieser Läufte ist[138]). Die geistige Einheit der IV. Epoche, der Reformation, wird auch heute ganz allgemein anerkannt[139]). Meltzls V. Epoche ist die Zeit der deutschen Barockliteratur. Wir sahen, wie der Begriff des Barocks schon Meltzl geläufig war. Ebenso sieht man heute die VI. Epoche, die zweite klassische Zeit, als große geistige Einheit, als „Goethezeit", wobei die Unterschiede der sog. „Klassik" und „Romantik" als immer unwesent-

---

[136]) G. WEISE, Die geistigen und formalen Grundlagen der Kunst des Mittelalters. Die Welt als Geschichte, Jg. 1935, S. 142 ff.

[137]) G. WEISE, Die geistige Welt der Gotik und ihre Bedeutung für Italien. Halle 1939, S. 39 ff.

[138]) G. MÜLLER, Deutsche Dichtung von der Renaissance bis zum Ausgang des Barock (Handbuch der Literaturwissenschaft). Wildpark-Potsdam o. J., S. 14 ff.

[139]) Vgl. etwa H. SCHALLER, Die Reformation. München-Berlin 1934.

licher erscheinen, und beide als Ausdrucksformen derselben idealistischen Seelenhaltung erscheinen[140]). Der einheitliche Zug des nachgoetheschen 19. Jh.s wird auch immer mehr herausgearbeitet, hauptsächlich von HERBERT CYSARZ[141]).

Noch ein Wort verdient Meltzl als Barockforscher. Er teilt die V. Epoche, also die Zeit zwischen Opitz und Klopstock, sehr geistvoll in drei kleinere Abschnitte („Generationen", möchte man heute sagen): I. Schlesische Schule, 1624—1648, II. Schlesische Schule, 1648—1720, Übergangszeit, 1720—1765. — Besonders der 2. und 3. Abschnitt verdienen unsere Beachtung. Meltzl spricht nämlich mit dieser Einteilung zwei Tatsachen aus: 1. die deutsche hochbarocke Dichtung der II. Schlesischen Schule reicht mit ihren Nachzüglern, den „galanten Dichtern" bis 1720; 2. auch die Epoche zwischen 1720 und 1765 gehört noch zur großen geistigen Einheit der Zeit zwischen Opitz und Klopstock, d. h. zur einheitlichen Barockwelt.

Damit ist aber in allgemeingültiger Form die Lösung des chronologischen Barockproblems gegeben. Bislang war die deutsche und außerdeutsche Wissenschaft bemüht, die Barockliteratur mit 1700 abzugrenzen. Freilich konnte die Tatsache nicht übersehen werden, daß die große deutsche Barockkunst erst nach 1700 mit ihrer Blüte einsetzt. Man war also bemüht, den zeitlichen Hiatus mit wenig überzeugenden Begriffskonstruktionen zu überwölben[142]), um Barockdichtungen aus dem 17. mit Barockkunstwerken aus dem 18. Jh. vergleichen zu können. — Man hätte eben Meltzl kennen müssen, um auf die Einsicht zu kommen, die heute schon Cysarz, Schaller und Walzel aussprechen, daß es auch nach 1700 eine deutsche Barockliteratur gibt (das sog. Schwund- und Kirchenbarock, JOHANNES OPPELT, die galante Dichtung, die Hamburger und Braunschweiger Oper, ZINZENDORF, TEERSTEGEN und der Pietismus, die barocken Züge KLOPSTOCKS, Süddeutschland) und daß auch die sog. Rokokowelt noch zur großen Einheit des Barocks gehört[143]). Die Zeit hat auch hier Meltzls Ansicht gerechtfertigt!

Seine Ideen von der universalen Literatur und der vergleichenden Literaturforschung reiften auch heran. Die Acta Comparationis standen im

---

[140]) Vgl. F. SCHULTZ, Klassik und Romantik der Deutschen. Bis jetzt 2 Bände. I. Stuttgart 1935, II. 1940.

[141]) H. CYSARZ, Von Schiller zu Nietzsche, Halle 1934.

[142]) So etwa R. MÜLLER in seiner Arbeit: Dichtung und bildende Kunst im Zeitalter des deutschen Barock (Wege zur Dichtung, XXVIII). Frauenfeld-Leipzig 1937.

[143]) Vgl. H. CYSARZ, Deutsche Barockdichtung. Leipzig 1924, S. 274 ff., und Deutsches Barock in der Lyrik. Leipzig 1936, S. 83. ff; H. SCHALLER, Die Welt des Barock, S. 13; O. WALZEL, Barockstil bei Klopstock. Festschrift für M. H. JELLINEK. Wien-Leipzig 1928, S. 167 ff.

Dienst dieser Bestrebungen. Ihnen widmete Meltzl auch eine kleine Studie in aphorismatischer Form, die an Goethes Begriff der Weltliteratur anknüpft:

„Goethe sah schon frühzeitig ein, daß der Ton, wie er in sämtlichen europäischen Litteraturen damals herrschte (im ganzen noch der heutige) ernsten Ansprüchen nicht genügen könne; weßhalb denn der größte Lehrmeister der Menschheit über ein Correctiv nachzusinnen begann, mitten unter orientalischen Träumereien (WÖ. Diwan), in eine Art Philosophie der Litteratur, ein ideales oder geradezu esoterisches Schrifttum sich vertiefend[144])."

Diese Philosophie der Literatur, dieses ideal-esoterische Schrifttum, das von der hohen Warte des Geistes aus alles dichterische Schaffen untersucht, vergleicht und beurteilt, ist die vergleichende Literaturgeschichte:

„Demgemäß ist ohne Zweifel die allererst in diesem kritisch-aesthetischen Sinne wahrhaft humane und wahrhaft Goethe'sche Weltlitteratur nichts andres, als unsere Zukunftswissenschaft: Vergleichende Litteraturkunde[145])!"

Meltzl hat auch hier richtig gesehen. Die vergleichende Literaturgeschichte hat sich seit 1880 immer breiter entwickelt. Erst ging diese Entwicklung die Bahnen des Positivismus: man trieb internationale Buchstabenphilologie. Doch langsam vollzog sich eine Wendung zur wahrhaften Philosophie der Literatur. Forscher, wie ALKER, CYSARZ, FARINELLI, HANKISS, VAN TIEGHEM, WAIS arbeiten immer klarer die großen geistigen Zusammenhänge des europäischen Schrifttums, ja der gesamten Weltliteratur, heraus[146]). Und das Hauptorgan dieser philosophisch-geisteswissenschaftlichen vergleichenden Literaturkunde erscheint wiederum in Ungarn: die fünfsprachige Zeitschrift Helicon. Sie arbeitet in deutscher, englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache an einer einheitlich-philosophischen Schau der Schrifttümer.

Das Helicon ist die Zeitschrift der Commission Internationale d'histoire littéraire moderne. Aus den vielfältigen Bestrebungen der Commission und der Zeitschrift ist noch eines zu erwähnen: das Bestreben, die literaturwissenschaftliche Terminologie der fünf großen europäischen Sprachen miteinander in Einklang zu bringen. Auch hier ist Meltzl der Vorläufer!

---

[144]) Goethes Weltlitteratur (Fontes Comparationis, Volumen VI, Heft 6). Klausenburg-London 1882, S. 5.

[145]) Ebenda, S. 11.

[146]) Vgl. H. CYSARZ, Europa Nova? Kritische Bemerkungen zur vergleichenden Schrifttumsforschung und zum außerdeutschen Gegenwartsschrifttum. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Jg. 1939, S. 503 ff.

Um die Jahrhundertwende und in den ersten Jahren des 20. Jh.s hielt er auf der Universität Klausenburg wiederholt Vorträge und Seminarübungen über die literarisch-ästhetische Terminologie der deutschen, französischen und italienischen Wissenschaft in vergleichender Schau! So im WS. 1897/98, im WS. 1900/01, im SS. 1903/04 und im WS. 1906/07[147]).

Die weltliterarischen Bestrebungen Meltzls waren vom Wunsch beseelt, mit ästhetisch-philosophischen Maßstäben das verkommende Schrifttum des ausgehenden 19. Jh.s wieder in höhere Regionen heben zu können. Sein großer Kampf gegen die Verlotterung der Form wird auch auf dieser Ebene fortgesetzt. Und nicht nur theoretisch! Meltzl war auch dichterisch begabt und veröffentlichte besonders gerne Übersetzungen. Die Übersetzung soll ja der Idee der Weltliteratur dienstbar gemacht werden! — Wir können seine Übersetzungen hier nicht ausführlicher würdigen, doch wenigstens eine wollen wir mitteilen, die deutsche Umdichtung des Sonetts „Firenze" von G. PRATI[148]). Prati ist ein recht mittelmäßiger Dichter des italienischen Ottocento, ein Künstler dritten Ranges. Auch sein Sonett ist ein Werk, das an und für sich keine hohe Qualität besitzt. Wie durch ein Wunder wird aber in Meltzls Verdeutschung das Gedicht veredelt. Die Verse bekommen einen edlen, würdigen, vollen Klang. Inmitten der rührselig-spießbürgerlichen oder derb-abstoßenden Poeterei seiner Zeit steht diese Übersetzung auf der großen Linie deutscher Sprachkunst, die von PLATEN zu GEORGE führt:

„Toskanisches Athen, wie oft umwehen
Die linden Düfte Dein, mich Sorgenvollen;
Am Marmor kann man und an Bildern sehen
Den süßen Duft der ihnen sanft entquollen.

Der Witzbold Berni naht, bei ihm auch stehen
Seh' Allighieri ich — was mag er wollen? . . .
Da, gleich den Adern, die ambrosisch gehen,
Fühl' ich die frischen Liederfluten rollen.

Ich sehne mich nach Deinen Blumen-Auen,
Nach Deinem edlen Schlag — und in Gedanken . . .
Florenz, mag ich Dich, wie Du lebst, erschauen!

Da plötzlich ist's, als ob nicht grün mehr schiene
Die Scholl'; schon seh' das alt Geschlecht ich wanken; —
O bittres Loos des Edlen — als Ruine!"

Meltzl durfte es erleben, wie nach 1890 und in den ersten Jahren des 20. Jh.s die deutsche und madjarische Dichtung einen neuen Aufschwung

[147]) A. KEREKES, a. a. O., S. 354—356 (Verzeichnis der Vorlesungen Meltzls).
[148]) Urtext und Verdeutschung mitgeteilt: Acta Comparationis, Jg. 1878, S. 139.

nahm. Wofür er kämpfte, das sah er jetzt heranreifen: die geistig-philosophische Vertiefung und die formpflegende Veredlung der Dichtung. — Es wäre interessant zu wissen, wie sich Meltzl zu dieser neuen Literatur stellte.

Zur Beantwortung dieser Frage führt uns eine kleine Arbeit aus dem Schülerkreis Meltzls, das Büchlein des Bistritzer Mittelschullehrers STEFAN KOLLER über die drei großen metaphysischen Dichter der Jahrhundertwende in Ungarn: VAJDA, REVICZKY und KOMJÁTHY. Die Studie erschien zwei Jahre nach Meltzls Ableben. Sie zeugt vom bestimmenden Einfluß Meltzlscher Ideen. Koller spricht ganz im Tonfall Meltzls davon, daß der Pessimismus bei genialen Menschen ein allgemeiner Zug sei. (Man denke an Meltzls Verehrung für SCHOPENHAUER!) Das Genie steht isoliert da, wird von der Menge nicht verstanden. Der große Dichter gehört der ganzen Menschheit. (Meltzls „Weltliteratur"!) Koller feiert Vajda als den großen philosophischen Dichter und nennt Komjáthy den PETŐFI der philosophischen Lyrik. Auch Koller verehrt Schopenhauer und setzt Vajda mit ihm in Verbindung[149]). All dies ist ein klarer Beweis dafür, daß Koller noch 1910, als er diese Studie verfaßte, unter dem geistigen Einfluß Meltzls stand. Wir müssen also annehmen, daß auch Meltzl das Werk der drei großen madjarischen Lyriker hochschätzte. Sie brachten ja die madjarische Dichtung, die um 1880 hoffnungslos im Epigonismus stockte, in ein neues Fahrwasser, sie eröffneten ihr neue Perspektiven der Philosophie und der Metaphysik.

Es ist nun von ungemeiner Wichtigkeit, daß in Kollers Arbeit neben dem wiederholten Nennen Nietzsches auch ANDREAS ADY, der größte madjarische Lyriker des 20. Jh.s, dreimal erwähnt wird![150]) Koller schätzt allerdings Komjáthy höher als Ady, gehört aber nicht zu den ablehnenden Kritikern. Er sieht auch in Adys Dichtung wertvolle Züge. — Dies durfte auch Meltzls Einstellung zu Ady gewesen sein. Schon zu Meltzls Lebzeiten erschienen ja die beiden aufsehenerregenden Bände Adys: „Uj versek" (Neue Gedichte, 1905), „Vér és arany" (Blut und Gold, 1907). Neben diesen bahnbrechenden Bänden hatte Ady schon früher zwei veröffentlicht: „Versek" (Gedichte, 1899), „Még egyszer" (Noch einmal, 1903). Diese allerdings zeigen noch nicht recht seine dichterische Eigenart. Die tritt erst in den Neuen Gedichten hervor. — Ady selbst stammte aus dem Randgebiet Siebenbürgens, aus Érmindszent, und lebte längere Zeit als Journalist in Großwardein. Dort erschienen viele seiner Gedichte in der Anthologie „Holnap" (Morgen).

---

[149]) ST. KOLLER, Vajda, Reviczky, Komjáthy. Bistritz 1910, S. 4, 6, 7, 9.

[150]) Ebenda, S. 4, 10, 15.

Wichtig ist eine weitere Bemerkung Kollers. Er spricht davon, daß Komjáthys Lyrik einen Zug ins Religiöse hat, das Gefühl des Geheimnisvollen. Und Koller weist hier auf verwandte Erscheinungen; auf ADY, NIETZSCHE, OTTO JULIUS BIERBAUM, BRUNO WILLE und JULIUS HART[151]). Diese Namen hat wohl Meltzl in den Vorträgen und Gesprächen seiner letzten Jahre erwähnt. Denn wieso wäre Koller sonst auf den Gedanken gekommen, gerade Bierbaum, Wille und Hart zu nennen?

Alle diese drei sind Dichter, die für Meltzl Bedeutung haben konnten. Immer mehr treten im alten Meltzl die religiös-mystischen Züge hervor, die schon früher einen Grundbestand seines Wesens bildeten. Gerade dieses Mystische konnte er in diesen Dichtern finden. Trotz alles Komödiantentums hat Bierbaum einen Sinn für das Legendenhafte und Volkstümliche. Eine mystische Philosophie der All-Einheit verkündet Wille. Julius Hart ist ein Dichter des Gottsuchertums und auch er kämpfte, wie Meltzl, in seinen „Kritischen Waffengängen", an seiten des Bruders Heinrich, gegen die Scheingrößen des literarischen Lebens der Gründerzeit[152]).

Es ist anzunehmen, daß Meltzl auch STEFAN GEORGES Frühwerk kannte, obwohl wir bisher dafür keine literarischen Belege finden konnten. Ehemalige Schüler Meltzls könnten davon gewiß Rechenschaft geben. Dem Germanisten Meltzl dürften die vor 1908 erschienenen George-Bände, der Algabal, die Bücher der Hirten und Preisgedichte, Das Jahr der Seele, Der Teppich des Lebens und Der Siebente Ring nicht unbekannt geblieben sein.

Noch zu Meltzls Leben erschien ein Aufsatz seines Schülers, des Piaristen (später Weltgeistlichen) ANDREAS VARJAS, über madjarische Dichter seiner Gegenwart[153]). Auch diese Arbeit verrät den Schüler Meltzls. Varjas verherrlicht, ganz wie sein Meister, das Genie, das zum Erwecker ewig-menschlicher Gefühle wird. Die Dichter des Judentums — heißt es weiter — besingen aber anstatt des Ewig-Menschlichen das Fleischlich-Sinnliche. Scharf lehnt Varjas die sinnliche Lyrik der Jüdinnen RENÉE ERDŐS und BLANKA BECK ab. Das schwere Problem der Assimilation, dem jüngst JULIUS VON FARKAS ein Buch widmete[154]), wird schon von diesem Meltzl-Schüler in seiner Tiefe erkannt. Auch er zitiert zweimal Nietzsche, einmal zwar kritisch, das andere mal aber mit Zustimmung. Bemerkenswert ist noch seine positive Einstellung zu den madjarischen Dichtern JULIUS

---

[151]) Ebenda, S. 10, 11.

[152]) Vgl. J. NADLER, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. Bd. IV. Regensburg 1932, S. 665—667, 725, 726, 745—748.

[153]) A. VARJAS, Uj poéták (Neue Poeten). Programm des Piaristen-Gymnasiums für das Schuljahr 1904/05. Groß-Karol (Nagykároly) 1905, S. 13 ff.

[154]) J. v. FARKAS, Der Freiheitskampf des ungarischen Geistes. Berlin 1940.

KRÚDY, KOLOMAN VON HARSÁNYI und MARGARETE KAFFKA. Die einleitenden Zeilen zur Charakteristik Harsányis scheinen von einer Kenntnis des Zarathustra zu zeugen. Varjas zitiert auch das Buch „Diadalmas világnézet" (Siegreiche Weltanschauung) des späteren Stuhlweißenburger (Székesfehérvárer) Bischofs OTTOKAR PROHÁSZKA, der die Ideen Nietzsches ins Christliche umsetzte[155]).

Diese Arbeit aus dem Meltzlkreise darf wohl auch bei der Charakteristik des Meisters herangezogen werden. Die Gedankengänge von Varjas scheinen ja zu gutem Teil auf Meltzls Ansichten zu beruhen. Nicht nur die Kenntnis Nietzsches und die Schätzung des Genies, auch die Einstellung zur Gegenwartsdichtung scheint gutenteils Meltzls Geistesgut gewesen zu sein. Zumindest gab er die Grundlagen dazu. Dies ist um so möglicher, da Varjas auch nach seiner Studienzeit noch mehrere Jahre in Klausenburg wirkte und hier mit Meltzl verkehren konnte.

So gab Meltzl, dieser geniale südostdeutsche Denker und Forscher, nicht nur für das deutsche, aber auch für das madjarische Geistesleben wertvolle Anregungen. Und auch zur Romania hatte er weitgehende Beziehungen. Er war ein hingebender Sammler und Deuter der rumänischen Folklore. Ganz besonders liebte er Italien: viele Fäden verbanden ihn mit der italienischen Wissenschaft. Heute, wo das Morgenrot eines neuen Europa herandämmert, ist es vielleicht nicht unwürdig, seiner zu gedenken.

Um so eher müssen wir dies tun, da ja viele seiner Gedanken heute so ungemein lebendig sind. Auf unterirdischen Wegen wirkten sie weiter, ohne daß auch sein Name weiteren Kreisen der Wissenschaft bekannt geblieben wäre. Diese Arbeit soll daher eine Lücke büßen und die weitragende Größe Meltzls zeigen. Darum ist er selbst möglichst oft zu Worte gekommen; um so eher, da seine Werke bloß in wenigen Exemplaren erschienen und schwer aufzufinden sind. Die ausgiebigen Vergleiche mit der Wissenschaft der letzten 10—20 Jahre aber bezweckten zu zeigen, wie sehr Meltzls Ideen auch für uns etwas zu sagen haben, ja wie sehr sie erst von hier aus recht zu deuten sind. Vielleicht werden diese Blätter seiner Größe nicht ganz unwürdig sein und beweisen können, wie sehr Meltzl zu den genialen Bahnbrechern der neuen Geisteswissenschaft gehört.

---

[155]) B. LENGYEL, Nietzsche magyar utókora (Nietzsches ungarische Nachwelt). Budapest 1938 (Minerva-Bücherei, Bd. 125), S. 49—52.

Zur Geschichte des Volksbewußtseins in Böhmen

Von Gerhard Eis (zur Zeit Wehrmacht)

Ist auch die endgültige Feststellung des Nationalitätenverhältnisses in Böhmen zur Zeit der Untertanenverzeichnisse (1652) und der Steuerrolle (1654) noch nicht durchgeführt, so wird man doch die Zahl der Tschechen, die den Dreißigjährigen Krieg überdauerten, nicht unter 300.000 ansetzen, denen nicht über 500.000 Deutsche gegenüberstanden[1]). Um 1800 wurde sodann das Tschechische sogar als eine aussterbende Sprache angesehen, die Gesamtbevölkerung Böhmens aber hatte sich verdreifacht (1772 zählte man 2,314.795 Einwohner). Dabei haben wir keine Veranlassung für die Vermutung, daß das Absinken der Tschechen etwa auf Geburtenrückgang zurückzuführen sei. Seit rund 1800 trat eine Umkehrung des Nationalitätenverhältnisses ein. Im Jahre 1900 betrug die Bevölkerung 6,318.697 Seelen; davon waren 62·7% Tschechen — was gleichfalls nicht mit einer Verschiedenheit der Geburtenzahlen bei den beiden Völkern erklärt werden kann. Als eine Ursache für den Wiederanstieg der Tschechen hat man mit Recht auf die von Herder und der Romantik ausgehende Strömungen hingewiesen, aber es ist zu bezweifeln, daß diese allein zur Erklärung ausreichen. Sie haben gewiß nur einen fördernden Anteil an der Erweckung der Tschechen, können aber nicht die über ein Jahrhundert lang stetig verlaufende Umvolkung bewirkt haben. Ebenso wäre es auch abwegig zu glauben, daß es etwa eine besondere Anziehungskraft des tschechischen Volkscharakters oder der Lebensart war, die seit 1800 so viele Bewohner Böhmens ins tschechische Volkstum zog und ihre Einschmelzung bewirkte, denn vorher ist von einer solchen Anziehungskraft nichts zu bemerken. Wir sehen im Gegenteil einen Niederbruch des Tschechentums vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Wendepunkt um 1800. Während dieser Zeit vollzogen umgekehrt viele Tschechen ihren Übergang in die deutsche Sprach- und Volksgemeinschaft. Was trieb sie dazu?

Es ist meine Überzeugung, daß stärker als weltanschaulich-geistige Strömungen und entscheidender als modebedingte Vorlieben für fremde Völker und Kulturen[2]) politische Lagen und Aussichten maßgebend waren,

---

[1]) Vgl. G. Eis, Zur Erforschung der sudetendeutschen Familiennamen, Forschungen und Fortschritte, 10. September 1939; K. V. Müller, Die Bedeutung des deutschen Blutes im Tschechentum, Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik, 1939.

[2]) Solchen unterlagen besonders oft die Deutschen, wie etwa die Vorliebe für französische Sprache, Literatur und Philosophie am Hofe Friedrichs II. von Preußen und in späterer Zeit die „Polenlieder" und „Griechenlieder" beweisen. Sie führten aber nicht zu Umvolkungen größeren Ausmaßes.

die vor 1800 den Tschechen die Deutschwerdung und nachher den Deutschen die Tschechischwerdung wünschenswert erscheinen ließen[3]). Um 1800 aber fand nur eine politische Veränderung statt, der man einen Einfluß in dieser Hinsicht beimessen kann: Das Erlöschen des ersten Reiches. Man kann zwar die letzten anderthalb Jahrhunderte des ersten Deutschen Reiches nicht für besonders kraftvolle halten; der Frieden von Münster und Osnabrück hatte seine Einheit derart gelockert, daß hundert Jahre später FRIEDRICH II. von Preußen die Überordnung eines deutschen Kaisers über sein Teilgebiet praktisch beseitigen konnte. Für Böhmen aber war eine Verselbständigung in diesem Zeitraum weniger möglich als je zuvor. Der Aufstand von 1618 war mit Energie niedergeschlagen worden, in der Durchsetzung seiner Wünsche bezüglich der Konfessionen bewies das Kaiserhaus in Böhmen eine nachhaltige, bis zur Härte folgerichtige Festigkeit und in der Abwehr der Türkengefahr auch eine eindrucksvolle Kampfkraft. Vor allem aber war der Reichsgedanke durch WALLENSTEIN noch einmal zu erneutem Glanz erhoben worden. So mußte sich das tschechische Volksbewußtsein dem böhmischen Landespatriotismus unterordnen und dieser konnte jeden Geltungsanspruch innerhalb des Reichsganzen nicht mit einer Berufung auf eine eigene Andersartigkeit, sondern zweckmäßigerweise nur mit der Betonung der gleichstrebigen Ebenbürtigkeit stützen. Er wurde daher vorwiegend von den Deutschen des Landes getragen, die ihn dem Gedanken des Reichskaisertums dienstbar machten. Nachdem aber 1806 die Haltung der Rheinbundfürsten Kaiser FRANZ II. zur Niederlegung des Titels als des letzten Restes des alten Reichskaisertums gezwungen hatte, war Böhmen nicht mehr Teil eines in der überwältigenden Mehrheit deutschen Staates, sondern Glied eines Vielvölkerstaates geworden, in welchem die Hervorkehrung einer nationalen Eigenart vorteilhafter erschien als das Zusammengehen mit einem der anderen Glieder. So traten die Tschechen in den Vordergrund und die Deutschen des Landes gingen ein gutes Stück dieses Weges mit ihnen zusammen, indem sie ihr Volksbewußtsein wie vordem dem böhmischen Landespatriotismus unterordneten. Für die Tschechen aber fiel fortan Volksbewußtsein und Landespatriotismus in eins zusammen. Diese Veränderung spiegelt sich deutlich in der Bedeutung des Wandelwortes „böhmisch“ wider. Bis zur Auflösung des Reiches repräsentierten die Deutschen die gemeinsame Heimat, sie sind die „Böhmen“. „Sollten wir Böhmen weniger deutsches Blut in unseren Adern fühlen . . .“ sagte Graf NOSTITZ am Ende des 18. Jh.s bei der Gründung des „Böhmischen“ Nationaltheaters als Sprecher der „Böhmen“[4]). Später aber nahm

[3]) Von gewaltsamen Umvolkungen kann hier abgesehen werden, da die hier betrachteten großen Vorgänge weitgehend ohne Zwang vor sich gingen.

[4]) Dieser Ausspruch ist darum besonders wichtig, weil Graf NOSTITZ den Aus-

das Wort „böhmisch" die Bedeutung von „tschechisch" an[5]) — als Böhmen glaubte, durch tschechische Sprecher wirkungsvoller vertreten zu sein. Unter „böhmischer" Geschichte verstand man fortan vorwiegend die tschechische Geschichte, deren Stoffe auch von deutschen Dichtern bevorzugt behandelt wurden (ARNIM, LENAU, EBERT u. a.).

Während wir über die Entwicklung seit 1800 gut unterrichtet sind, kennen wir für die letzten beiden Jahrhunderte des ersten Reiches nur wenige unmittelbar-persönliche, nichtamtliche Zeugnisse. Ihnen nachzuforschen, ist eine wichtige Aufgabe. Kleinste Anhaltspunkte können von Bedeutung sein. Entscheidend ist es festzustellen, welche Schriften bevorzugt gelesen wurden. Der Inhalt eines Buches gibt vielfach über die Gesinnung seines Besitzers Aufschluß[6]), noch mehr die Zusammensetzung ganzer Privatbibliotheken. Auch das längst in Vergessenheit gesunkene Tagesschrifttum des 17. und 18. Jh.s kann Anhaltspunkte vermitteln. Für die bekannten deutschen Dichter des Landes ist es bezeichnend, daß sie sich nicht als Deutschböhmen bezeichnen, sondern als Deutsche schlechtweg. Ihre nationalen Weckrufe[7]) wenden sich an das Gesamtvolk, mit denen sie das gemeinsame Reich besitzen. Nationaler Kampf gilt den Türken und den Franzosen als den Reichsfeinden, der Verwelschung in Sitte, Tracht und Sprache; dagegen ist kein gegen die Tschechen als solche gerichteter Vers bekannt. Anspielungen auf HUS gelten nicht dem Volk, dem er entsproß, sondern dem Ketzer[8]). Ein Tscheche, der nicht Deutsch versteht, gilt als bäuerisch; man achtet ihn zwar gering, aber man bekämpft ihn nicht. Ein Beleg für diese Einstellung, auf den meines Wissens noch nirgends hingewiesen wurde, steht in einer an sich wenig bedeutsamen gegenlutheri-

---

druck „Deutschböhmen" bestimmt gekannt hat. Schon der 1529 geborene Leipaer Arzt GEORG HANDSCH von Limus bezeichnete sich auf den Titelblättern seiner Schriften als Germanicobohemus und in HÖRNIGS Buch „Österreich über alles, wenn es nur will" (1684) wird zwischen den „Leuten in Böhmen" (innerböhmische Tschechen) und den „Teutschböhmen" in den Gebirgen unterschieden. Vgl. LEPPA-MÜHLBERGER, Ringendes Volkstum, Karlsbad o. J.

[5]) Die deutschen Konversationslexika reden noch bis ins 20. Jh. von einer „böhmischen Sprache". Im Altreich vermochte erst der Nationalsozialismus der irreführenden Gleichsetzung von „böhmisch" mit „tschechisch" ein Ende zu bereiten.

[6]) In einem Exemplar des Hermannepos von CHR. OTTO V. SCHÖNAICH, das Gottsched mit einer den Reichsgedanken feiernden Einleitung versah, fand ich zwei Eigentumsvermerke, die beweisen, daß dieses Werk von Tschechen gelesen und weitergegeben wurde (1751).

[7]) Proben von MICHAEL HOSMANN in Elbogen und SIEGMUND VON BIRKEN enthält meine Zusammenstellung „Sudetendeutsche Rufe aus einem Jahrtausend". Teplitz-Schönau 1936.

[8]) Vgl. G. EIS, Aufzeichnungen von Valentin Frumald 1604, Beiträge zur Geschichte des Elbetals, 1940.

schen Streitschrift, die 1649 in Prag gedruckt wurde. Das Buch heißt: Zungenschaben / Für Euch / Georg Hornig Wittenberg- vnd / M. Ioanne Kleen usw. Durch Christoph: Ioañem Reinheld / Dompredigern zu Prag. Darin wird S. 231 f. zu einem der von den Protestanten als Beweis für LUTHERS nationale Verdienste angeführten Punkte Stellung genommen: darauff folget ein lang Register, was fur Wolthaten Gott der Herr Deutschland (bevorauß Sachsen) durch Luthern erzeiget, vnd das erste, daß er die Bibel oder Heilige Schrifft, so zuvor vnter der Banck gelegen, vnd gar voller Staub gewesen, wiederumb herfür gezogen usw. Darauf entgegnet Reinheld: vnd wie were jhm, so ich eine solche Bibel herfür brächte, die ehender Luther angefangen mit der Leimbstangen herumb zu lauffen, schon Deutsch, vnd aus dem Latein, ja ex ipsis fontibus, oder Hebreischen Sprach, gantz klar vnd verständlich in Deutsch gebracht worden? ey vberredet solches ein Bŏheimbschen Bawern, so kein Deutsch verstehet, wir wissen ein anders. Die Stelle ist nicht allein wegen der nebenhin mit eingeflossenen Geringschätzung für die des Deutschen unkundigen tschechischen Bauern beachtenswert. Hört man genau hin, so merkt man, daß sich dieser Prager Deutsche auch einem Sachsen gegenüber überlegen fühlt, wenn dessen Blickfeld nicht über Sachsen hinausreicht. Er verschmäht es, die deutsche Bibel Böhmens aus dem 14. Jh. zu nennen, um nicht seinerseits etwa lokalpatriotischer Enge geziehen werden zu können, er hat den Blick auf Deutschland als Ganzes gerichtet, das 18 deutsche Bibeldrucke und zahlreiche deutsche Bibelhandschriften vor Luthers Bibel besaß.

In den folgenden Jahrhunderten sank das Tschechische immer mehr zu einer Sprache der Bauern (und Schuster, Kutscher, Dienstmädchen usw.) herab. Desto weniger wollte man ein böhmischer Bauer, der kein Deutsch versteht, sein. Wer irgend kann, lernt deutsch. So kam es, über den Zustand der Zweisprachigkeit, zu einer Umvolkung nicht geringen Ausmaßes. Sie war nicht die Folge eines Zwanges durch die Deutschen, sondern das Bestreben der betreffenden Personen selbst. Im folgenden werden einige handschriftliche Aufzeichnungen bekannt gemacht, die für dieses Geschehen kennzeichnend sind. Sie beleuchten die Einstellung eines Mannes, der, aus tschechischem Uradel stammend, im letzten Viertel des 17. Jh.s dahin gelangt war, sich als einen deutschen Ehrenmann zu bezeichnen. Daß es sich dabei nicht um eine vorübergehende Modelaune handelte, geht daraus hervor, daß die Familie ein Menschenalter später ein preußisches Grafenpatent erwirkte und fortan deutsch blieb.

Die Eintragungen befinden sich in einem Band der in der Reichenberger Kreuzkirche befindlichen Bibliothek, die in der Mitte des 18. Jh.s von dem Dechanten ANTON KOPSCH zusammengebracht wurde[9]), unter der Signa-

[9]) Aus Eintragungen in einzelnen Büchern geht hervor, daß die Bestände

tur $\frac{I}{1180}$. Da diese recht ansehnliche Sammlung keinerlei Katalog besitzt, ist das Auffinden eines bestimmten Bandes erschwert. Die Eintragungen stehen in einem Stück der „Nachfolge Christi" von Thomas von Kempen[10]). Der Band ist 14 cm hoch und 8·2 cm breit. Er umfaßt 12 Blätter, 440 S. und 6 Blätter sowie 2 Vorsatz- und 4 Nachsatzblätter und ist mit einem Titelkupfer von C. Galle geschmückt. Er ist in Pergament gebunden. Der Rücken ist mit dickem Papier überklebt, auf dem oben mit roter Schrift TOMAS DE / KEMPIS DE / IMIT: / CHRISTI und unten auf einer modernen, blaugeränderten Etikette die Signatur zu lesen ist. Auf dem Innendeckel befand sich das Exlibris des Anton Kopsch[11]), das ich 1938 mit Erlaubnis des Herrn Erzdechanten SCHULDES entfernte, um die darunter befindliche Eintragung lesen zu können. Von dem Exlibris teilweise überklebt, befand sich in der oberen Ecke ein 1 cm² großes Papierschildchen, das die Ziffer 509 in Zügen des 17. oder 18. Jh.s trug.

Die Eintragungen auf dem Innendeckel stammen von zwei Händen. Eine Hand trug folgenden Besitzvermerk ein: Ex libris / Maximiliani Henrici / Liberi Baronis De Lich- / tenstein et Nikelspurg. Bevor der Band in den Besitz des Grafen WRSCHOWETZ gelangte, der dann die übrigen Aufzeichnungen eintrug, gehörte er also einem Mitglied des Hauses LIECHTENSTEIN. Maximilian Heinrich ist nach JAKOB VON FALKE[12]) ein nach 1630 geborener Sohn Bernhards von Liechtenstein. Er kämpfte mit seinem Bruder Karl Wilhelm in den Türkenkriegen als Hauptmann im Leslischen Regiment zu Fuß. Karl Wilhelm fiel 1688 beim Sturm auf Belgrad, Maximilian Heinrich ertrank wenig später in Siebenbürgen, wo er ein kaiserliches Kommando hatte, beim Übergang über einen Fluß. Mit Maximilian Heinrich starb diese Linie des Hauses Liechtenstein aus, „welche das Stammschloß Nikolsburg, das ihr bei der Teilung zugefallen war, schlecht bewahrt hatte. Schon beim Verluste desselben war sie völlig in Vergessenheit geraten,

---

vorwiegend aus geistlichen Händen stammen. Zahlreiche Bände tragen den Vermerk: Ex libris P. Michaelis Witek, Capellani Sen: Reichenbergensis Ecclesiae S. Crucis legatis, andere sind Ex libris P. Josephi Ludvig quondam curati Röchlicensis Ecclesiae S. Crucis Reichenbergensis legatis; sonst notierte ich noch: Ex libris Joannis Schindler Alumni Ecclesiastici Convictus Sancti Bartholomaei Anno 1762; Pater Raimundus Litte; Ex libris Christophori Ioannis Aug. Püschl curati Mimonae (d. i. Niemes) 1722; Dono datus ab Eximio Patre Schindler S. I. Seminarij Crumloviensis (d. i. Krummau) Regente.

[10]) Thomae a Kempes / de imitatione / CHRISTI / Libri IV. Antverpiae, ex officina Plantinianae / Balthasaris Moreti MDCXLVII.

[11]) Aufschrift: Ex libris / Antonii Kopsch / Decani Reichenbergensis / Canonici Budissinae / ad S. Petrum, Vicarij / Archi Episcopalis / foranei 1750.

[12]) Geschichte des fürstl. Hauses Liechtenstein, Bd. II. Wien 1877, S. 76.

zumal die Nachkommen, gänzlich vermögenslos geworden, an den fürstlichen Ehren des Hauses nicht mehr teilnahmen". Auf welche Weise Graf Wrschowetz in den Besitz des Bandes kam und in welchen Beziehungen er zu den Liechtensteinern stand, wird nirgends gesagt. Oberhalb und unterhalb der Eintragung des Vorbesitzers findet man von seiner Hand folgende Eintragungen: [Oben] (Tu)rgida labra bonos assveta / lacessere probris, / Fingere mentiri qvidlibet ausa / doma: / o Deus. [Unten] Herr Gott Vater vnd Herr meines / Lebens, behüte mich vor Vnzüch / tigem gesichte vnd wende von / mir alle böse lüste, laß mich / nicht in schlemmen vnd Vnkeüsch / heit gerahten, vnd behüte mich / vor vnverschämten Herzen. / Wo keine Vernunfft vnd Warnung statt / find, / ist Vrsach, das die Trehe vnd das / Verderben seiner wartet.

Daß der Schreiber dieser und der auf den folgenden Blättern stehenden Eintragungen ein Graf WRSCHOWETZ war, geht aus dem auf der Rückseite des Titelblattes befindlichen Eigentumsvermerk hervor: iam possidet / Comes de Wrssowecz / Anno / TIbI MorI, IesV ChrIsto Vero / aeternaLIter VIVere stVDeas. Das Chronogramm ergibt die Jahreszahl 1682. Leider gibt der Schreiber nicht seinen Vornamen an[13]), so daß wir uns mit der Aussage begnügen müssen, daß er ein Sproß eines der ältesten tschechischen Adelsgeschlechter war. Nach ihren sagenhaften Schicksalen in der Frühzeit treten die Wrschowetze erneut im 17. Jh. hervor. 1666 erlangen die SEKERKA VON SEDČITZ, die sich als die Nachkommen der alten Wrschowetze betrachteten, die Erhebung in den Grafenstand unter dem Namen Wrschowetz[14]). Sie besaßen nach SOMMER das Gut Michelob im Saazer Kreis zu Anfang des 16. Jh.s, das nach der Schlacht am Weißen Berge eingezogen wurde. Nach 1653 gehörte es KARL VON PAAR, von dem es Jaroslav von Wrschowetz zurückerwarb. Allein schon 1690 ist es wieder in andere Hände übergegangen. Nach V. KRÁL[15]) führte das Geschlecht die Fischreuße im Wappen. Die Eintragungen fallen noch in die böhmische Zeit des Geschlechtes. Erst 35 Jahre später tritt das Geschlecht in Preußen auf. Am 17. Oktober 1717 erhielt Graf Wilhelm Gottfried von Wrschowetz, Herr auf Wabentz, ein Anerkennungspatent vom König FRIEDRICH WILHELM I. von

[13]) Vor dem C von Comes befindet sich zwar ein Anstrich, der etwa auch als ein L gelesen werden könnte, doch waren bislang alle Bemühungen vergeblich, die Persönlichkeit des Schreibers zu greifen. Vor meinem Abgang zur Wehrmacht hatte ich Herrn Sektionsrat Dr. J. BERGEL in Friedland gebeten, der Sache sein Augenmerk zu schenken, doch ist es auch diesem Kenner der böhmischen Adelsgeschichte bisher nicht gelungen, diesem Grafen Wrschowetz näher zu kommen.

[14]) Vgl. JAKUB MALÝ, Vlastenský slovník historický. Prag 1876 (Stichwort Sekerka z Sedčic; Historisch-heraldisches Handbuch zum genealogischen Taschenbuch der gräflichen Häuser. Gotha 1855).

[15]) Heraldika, Souhrn pravidel a předpisův znakových. Prag 1900, S. 161.

Preußen[16]). Das Geschlecht vergaß seiner böhmischen Herkunft keineswegs. Mit Bezug auf das Patent von 1717 erwirkte die Familie 1830 von König FRIEDRICH WILHELM III. das Recht, wiederum den vollen Namen Wrschowetz Sekerka von Sedčzicz zu führen.

Wie sich aber schon 1682 das Aufgehen in der deutschen Kultur anbahnte, zeigen die Eintragungen in dem Reichenberger Exemplar der „Nachfolge Christi". Inwieweit eine blutsmäßige Eindeutschung voranging, wissen wir nicht.

Die von der Hand des Grafen Wrschowetz herrührenden Eintragungen (Vorsatzblätter 1^r—2^v und Nachsatzblätter 1^v, 2^r, 3^v, 4^r, 4^v und Rückdeckel) sind zur größeren Hälfte deutsch, der Rest lateinisch[17]); der tschechischen

---

[16]) LEOPOLD FRH. V. LEDEBUR, Adelslexikon der preußischen Monarchie III, S. 103 f.

[17]) Die auf den Vorsatzblättern befindlichen Eintragungen sind zur Gänze lateinisch. Sie lauten:

(Bl. 1^r). 1. Tanta est malitia hominum de / peccato etiam gloriantium.

2. Radix omnium malorum cupiditas.

3. Obscuratum est insipiens cor coram / putantes se esse sapientes stulti facti / sunt.

4. Verba qvaedam sunt enuntiativa / non vero dispositiva.

5. Amicitias non fide sed utilita / te colit.

6. Noli pro amico fieri inimicus pro / ximo.

7. Gratiam fingere in odio et inter concor / dantes instruere odia.

8. Excoeca cor populi hujus ut videns non / videat, et intelligens non intelligat / et convertatus et sanem eum.

(Bl. 1^v). Breve et efficax iter ad virtu / tes per exempla.

Melius est nomen bonum, qvam / divitiae multae.

Nimia indulgentia incentinum delinqvendi.

Qui amat pecuniam hic animam / suam venalem habet.

Peccantem publice coram omnibus / argue.

Si qvis pejaverit. Canon. 6. qvaest: / 2. capi: qvicunque 22. qvaesti. 3. c. / Iejunet qvadraginta dies in pane et aqva, et septem seqventes annos / poeniteat, et nunqvam fit sine / penitentia.

Altissimus est patiens redditor. / Incipite a sanctuario meo.

(Bl. 2^r). Nunqvid qvi dissolvit pactum / effugiet: Ecechiel. 17.

Qui talia agunt, digni sunt mor / te et non solum qvi ea faci / unt, sed etiam qvi consentiunt faci / entibus. Rom. 1.

In qvo enim alium judicas, in / hoc te ipsum condemnas, / eadem enim agis, qvae judicas.

Voluntarie enim peccantibus post / acceptam notitiam veritas, nul / la pro peccatis relinqvitur hostia / et Apos: ad Hebr.: cap: 10.

Ne declines cor meum in verba mali / tia, ad excusandas excusationes in / peccatis.

(Bl. 2^v). Non solum causa sine qva / non, sed etiam causa cooperans.

Populus hic labijs me honorat / cor autem eorum longe est à me.

Sprache hat sich der Schreiber nirgends bedient. Die Auswahl der lateinischen Zitate läßt auf einen ernsten, bußfertigen Mann schließen, der Lauterkeit liebt und allem Schein abhold ist. Lautes Prahlen, Habsucht, Bestechlichkeit und Weltlust werden abgelehnt. Seine Gedanken kreisen um die Pole Sünde und Seelenheil. Die Mehrzahl der Eintragungen in deutscher Sprache beschäftigen sich mit denselben Themen. Nachsatzblatt 1^{v} wird zunächst eine Bibelstelle eingetragen: Jeremi: 14. Herr ich (darüber wir) erkenne(n) Meine (Vnsere) boßheit / vnd die sünd Vnserer Vätter, das wir / wieder dich gesündiget haben. / Ach laß mich nicht zu schanden werden / Von deines Nahmens wegen, vnd thue / mir kein schmach an, Gedencke des thro- / nes deiner ehren, das du deinen Bund / nicht mit vns brechest. Bista nicht / der hl. vnser Gott auf den wir hoffn. / den du hast die ding alzusammen gethan.

Sein religiöses Gefühl läßt ihn auch Liedstrophen notieren. Anschließend und bis auf das nächste Blatt reichend folgt:

Wer hofft auf Gott vnd dem vertraut,
der wird nimmer zu schanden:
Vnd wer auf diesen felsen baut
Ob ihm gleich geht zu handen
Viel Vnfall hie, hab ich doch nie
den Menschen sehen fallen. //
Der sich verlest auf Gottes trost
er hülfft seinn gleubigen allen.
Spes confisa Deo nunqvam confusa recedit.

Darauf folgt die dritte Strophe von LUTHERS Bearbeitung des 129. Psalmes (Aus tiefer Not schrei ich zu dir):[18])

Ob gleich es wehrt biß in die Nacht
vnd wieder an den Morgen
Soll doch dein Herz an Gottes macht
Verzweifeln nicht, noch sorgen

Ier: 11. Nunqvid carnes sanctae / auferent à te malitias tuas, / in qvibus gloriata est.

Psal: 108. Cum judicatur exeat condemnatus / et oratio ejus fiat in peccatum / et Psal. 68.

Fiat mensa eorum / coram ipsis in laqveum et in re / tributiones et in scandalum.

Darunter folgt von einer anderen Hand: Quid pejus iam pro v. alimenta pos / cere, tales alere impium esset.

[18]) Der Originaltext beginnt: Und ob es währt bis in die Nacht. — Ist die Anführung eines Psalms von LUTHER auch kein untrüglicher Hinweis dafür, daß der Schreiber evangelisch war, so zeigen diese Zitate eindeutig, daß er in der deutschen Dichtung bewandert war. Dem Aufgehen in der deutschen Volksgemeinschaft ist eine Einbeheimatung im deutschen Geistesleben vorangegangen.

Er ist allein der gute Hirt
der dich endlich erlösen wird
auß deinen Nöthen allen.
Patior, ut potiar.

Auf Nachsatzblatt 3^{v} folgt eine Eintragung, augenscheinlich persönlicher Art, die nur aus ihren Zusammenhängen, die wir nicht kennen, zu verstehen wäre[19]). Auf der nächsten Seite folgt ein Auszug aus einem Buche, das wir nicht mehr zu identifizieren in der Lage sind. Darüber steht: Alamir Kerrauß. pag. 36. 46. / 451. 492. Es handelt sich also wohl um ein ziemlich umfängliches Buch. Den genauen Titel aus diesen Andeutungen festzustellen, ist mir allerdings nicht gelungen. Auch das Auskunftsbureau der Deutschen Bibliotheken, dessen Hilfe ich erbat, konnte ihn nicht feststellen[20]). Die Stelle, die gleich der vorigen sich auf die Lästerzungen bezieht, lautet: Einem Man, der in Nöthen ist / geschicht offt vnrecht ohne Vr / sach vnd ohne sein Verschulden; / weilen er villeicht niemand hat / der den lästerern vnd ihrer / boßheit sich wieder sezte, vnd / ihm ein wort zum besten reden wolle. Insonderheit zu hoff, dan man offt / auf eines lesterers falsches an- / bringen gleich in seinem Sin Vr- / theilet, ehe man den betrengten er- / kundiget hette: welches Verstendige / billich schelten; vnd solche lästerer / wen sie betreten werden, zur ge- / bürenden straf ziehen laßen. Vielleicht schien dem Schreiber diese Stelle auf eigene Erfahrungen anwendbar zu sein. Auch auf der folgenden Seite steht eine Auslassung, die mit ihrem Pessimismus auf trübe persönliche Erfahrungen schließen läßt: Tantis malis haec vita repleta / est, ut comparatione ejus / mors remedium putetur / esse, non poena. Wie persönlich diese Eintragungen gemeint sind, geht aus den folgenden deutschen Sätzen hervor, in denen er für seine Person beteuert, rechtlich gehandelt zu haben und ungerecht verfolgt worden zu sein. Hiebei bezeichnet er sich als einen deutschen Ehrenmann: in dieser sach. / Ich hab gethan so viehl einem / teutschen Ehren Man bey so / gewaltsamen Zeiten möglich / gewesen / aber Weil die gottlosen der / frommen sPotten, gedult! / weilen Sie in so viehlen Jahren / die schändliche art

---

[19]) Sie lautet: dahero man sich zu des N. kluger / anstalt so versehen will, derselbe / werde in einer so zärtlichen lang genehrten sachen / sich so bezeugen, das dadurch das Chri / stenthum rein befördert, denn / lestern thür vnd thor nicht lenger offen / gelaßn vnd die gute pietät nicht / verschwinden möchte. Darunter folgt noch, mit anderer Tinte, aber wohl nicht von einer anderen Hand, eine medizinische Anmerkung über den Schlagfluß: NB. Clyssis mineralis ist / wie ein eßig. Vor den schlag.

[20]) Bescheid vom 8. April 1941: „Das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken ist um die Deutung der von Ihnen angeführten Namensnotiz bemüht gewesen. Die eingehenden Bemühungen sind leider ohne Erfolg geblieben, so daß die fragliche Schrift nicht hat festgestellt werden können."

ihres le- / bens nicht geendert / der einem Viehl boses gethan / Gott bezahls ihm nach sei / nen wercken.

Auch die auf dem Rückel folgende Eintragung will der Schreiber auf die Verderbnis der Zeit bezogen wissen. Es ist ein Zitat aus der Germania des TACITUS, jene berühmte Stelle, die den Germanen das ehrenvollste Zeugnis gibt: Tacitus de moribus Germanorum: / Nemo illic vitia ridet: Nec corrum- [pere aut corrumpi][21]) seculum vocatur. Daß Graf Wrschowetz gerade diese Stelle anzog, zeigt deutlich, wie sehr er sich schon dem Deutschtum verbunden, ja selbst schon als Deutscher fühlte. Der folgende Ausruf gegen den Reichsfeind MAZARIN erhärtet seine reichstreue Einstellung: Gotteslesterlicher Mazaringe sagt / Die Könige sollen nicht Sclaven ihrer / Worte sein. /

Der Vollständigkeit halber seien noch die beiden darunter folgenden Eintragungen mitgeteilt: Chrisos(tomus:) Non solet Christus rapina nutrirj. // Nicht ohne das es schwer ist vnd / wehe thut das jenige zu ver- / lieren das man geliebet hat / es gehet aber auch tief zu / hertz die Vndanckbarkeit.

---

[21]) Das gesperrt Gesetzte von mir ergänzt; infolge Wurmfraßes sind die Wörter verloren.

Das Verhalten der Wiener Regierung unter Maria Theresia gegen die siebenbürgischen Wiedertäufer und Herrenhuter

Ein Beitrag zur theresianischen Religionspolitik

Von Helmut Klima (Neppendorf)

Innerhalb der Länder der österreichischen Monarchie hatte Siebenbürgen eine rechtliche Sonderstellung inne, die sich besonders auf religiösem Gebiet bemerkbar machte. Dem Einheitsbestreben der katholischen Kirche ist es nicht gelungen den Widerstand der „Akkatholiken" Siebenbürgens zu brechen, da ihre Rechtslage durch das Leopoldinische Diplom und die öfter erfolgten Bestätigungen desselben genügend gefestigt erschien. Da nun der habsburgischen Religionspolitik es klar war, daß Siebenbürgen niemals zur Gänze katholisiert werden könnte, betrachtete man es als eine Ablagerungsstätte aller religiös mißliebiger Elemente der übrigen Kronländer. So erklärt sich die „Landler transmigration" und die Ansiedlung verschiedener protestantischer Elemente. In dieser Atmosphäre religiöser Freiheit, die jahrhundertelang ein besonderes Kennzeichen Siebenbürgens gewesen ist, konnte sich religiöses Leben entwickeln, das wie ein Wildling vom edeln Stamm als Seitenlinie der anerkannten Religionen wucherte. Angesichts dieser Neubildungen sektiererischer Art fand sich die Regierung von Wien in besonderer Lage.

Seit der 1761 erfolgten Gründung des „Staatsrathes" unter Maria Theresia, kann man von einer einheitlichen Religionspolitik der Wiener Regierung sprechen, die in Siebenbürgen die planmäßige Verbreitung der katholischen Religion im Auge hatte, unter Einsetzung von geistlich-psychologischen Mitteln, da Gewaltmittel den Staatsgesetzen widersprochen hätten und wegen der Macht der „Akkatholiken" nicht das gewünschte Ergebnis gezeigt hätten.

In einer besonderen Lage befand sich nun der „Staatsrath", wenn er sich vor die Tatsache gestellt fand, daß neben den rezipierten Religionen noch andere Religionsbildungen sich breit machten. Es waren dies insbesondere die Herrenhuter und Wiedertäufer. Durch den ständigen geistigen und auch kirchlichen Zusammenhang der Siebenbürger Sachsen mit den protestantischen Kreisen Deutschlands wurde auch der Pietismus herrenhutisch-zinzendorfischer Prägung nach Siebenbürgen verpflanzt und fand als „Erweckungsbewegung" einen gewaltigen Widerhall, obwohl die numerische Verbreitung diesem Aufbrausen eigentlich nicht entsprach. Die Bewegung, die um das Jahr 1740 sich auszubreiten begann, erreichte ihren

Höhepunkt in den Sechzigerjahren und versandete nach einem erneuten Aufflackern gegen Ende des Jahrhunderts[1]).

Mit Beunruhigung sah die Leitung der evangelischen Kirche dem Anwachsen der Bewegung zu, doch wurden zunächst keine Maßnahmen dagegen ergriffen. Man begnügte sich damit, die Frage zur Sprache zu bringen und die Rechtsgläubigkeit der neuerwählten Geistlichen genauer zu überprüfen[2]). Zu entscheidenden Maßnahmen kam es erst im Jahre 1761, als Bischof JEREMIAS HANER in der Synode energisch gegen die Herrenhuter auftrat und zur Ausrottung dieser „Pest" aufforderte. Nun wurden Untersuchungskommissionen in allen Kapiteln eingesetzt, die gegen die Beschuldigten Prozesse aufnahmen und nicht ohne Erfolg die Herrenhuter bekämpften[3]).

Es steht einwandfrei fest, daß Bischof Haner auf eigene Verantwortung und aus seiner Verpflichtung als Bewahrer der reinen Lehre hinaus seine Maßnahmen gegen die Herrenhuter unternahm. JEKELI[4]) hält diese Frage noch für ungeklärt, doch ist eine Beeinflussung von seiten der Wiener Regierung schon deshalb ausgeschlossen, weil sie von dem Vorhandensein der Herrenhuter vor 1763 überhaupt keine Kenntnis hatte, geschweige denn einen Befehl erlassen hätte. In den Staatsakten ist keinerlei Niederschlag einer Verhandlung über diesen Gegenstand zu finden und da sämtliche Reskripte (Hofanordnungen) ihren Weg durch die Kanzlei des Staatsrates machen mußten, somit auch ausgeschlossen. Die Maßnahmen Haners müssen somit als natürliche Abwehrmaßnahme einer in Gefahr der Zersplitterung stehenden Religionsgemeinschaft gewertet werden. Das erstemal gelangte im Jahre 1763 die Frage der Herrenhuter in Siebenbürgen vor den Staatsrat, als die unter dem Vorsitz des Freiherrn von BARTENSTEIN stehende Religionskommission einen Bericht über das Sektenwesen in Siebenbürgen verfaßte und diesen am 31. Juli vorlegte. Der Bericht selbst ist nicht mehr erhalten, sondern nur noch die in Form von „vota" abgegebenen Meinungsäußerungen der Staatsräte.

Während Staatsrat Freiherr ANTON MARIA VON STUPAN sich unter gewissen Bedingungen für die Duldung der protestantischen Sekten einsetzt, ist Staatsrat EGYD VALER VON BORIÉ für energische Maßnahmen. Im besonderen über die Herrenhuter schreibt er: „Die Sekt der Herrenhutter gehet unter dem Schein einer strengen Tugend und großen Sanftmuth auf

---

[1]) HERMANN JEKELI, Die Herrnhutische Bewegung in Siebenbürgen. (Sonderabdruck durch das „Archiv des Ver. f. sieb. Landeskunde", Bd. 46, Heft 1/2, 1931, Hermannstadt, Krafft u. Drotleff, 326 S.

[2]) HERMANN JEKELI, S. 143—145.

[3]) HERMANN JEKELI, S. 147—172.

[4]) HERMANN JEKELI, S. 310.

die Inspiration und auf eine gemeinschaft der gütter und Cörper hinaus. Ich habe in den Reichslanden die folgen dieser abscheulichen saat kennen gelernt." Auf welchen schlechten Erfahrungen dieses harte Urteil beruht, ist nicht recht zu entnehmen. Von Interesse ist die weitere Folgerung. Da sogar die „lutherischen Predikanten" unzufrieden mit dem Treiben dieser Sekte seien, müsse doch unbedingt auch „Ihre katholisch-apostolische Majestät" unzufrieden sein und gegen sie Maßnahmen ergreifen. Es sei aber unter allen Umständen zu verhindern, daß die Zahl der Religionen sich vermehre. Die Herrenhuter müsse man zu bekehren trachten und wenn die Bekehrungsversuche nicht von Erfolg begleitet seien, müsse man sie in Zuchthäuser sperren oder aus dem Land weisen[5]).

Das kaiserliche Reskript (Resolutio Augustana) wurde nach dem Vorschlag Boris angefertigt. Das Reskript, das auch die Wiedertäufer berücksichtigt und daher an anderer Stelle noch besonders behandelt werden muß, ist am 24. August 1763 verfaßt worden. Von Bedeutung ist, daß hier Herrenhuter und Wiedertäufer in einem Atemzuge genannt werden[6]). Somit hat die kaiserliche Religionspolitik die Herrenhuter, die bisher eigentlich nur eine Gruppe von Protestanten eigenartiger Prägung darstellten, offiziell zur Sekte gestempelt.

Nun konnte Bischof Haner seine Untersuchung gegen die Herrenhuter mit mehr Energie fortsetzen, als bisher, da ihm nun auch die staatlichen Behörden unterstützend zur Seite standen. Als er dem Mediascher Stadtpfarrer Nathanael Schuller die strenge Weiterführung der Untersuchung anbefahl, gründet er diese Anordnung „auf kaiserlich königlichen Rescripta". Die gleichzeitig von der Regierung angeordnete Schul- und Kirchenvisitation hatte auch den Zweck, die Reinheit der in Siebenbürgen „recipierten" Lehre Augsburger Konfession zu überprüfen[7]). Das zweite von Haner erwähnte Reskript scheint ein lateinischer Auszug des bereits erwähnten Reskriptes vom 24. August zu sein, das aber das Datum vom 30. August 1763 trägt. Die auf die Herrenhuter bezügliche Stelle lautet folgendermaßen: „Cum ad haec informemur, e transmigrantibus, in dictam Transylvaniam illocatis, non nullos ad horum (Anabaptistarum) alios vero ad Herrenhuttensium Sectam transivisse, statuendum porro duximus, ut hi, similiter Anabaptistis in Transylvania huc usque toleratis tractentur, illi vero, qua jam noti incorrigibiles, prout jam cum nullis factum est ergastulis includantur" etc.[8]).

---

[5]) Akten des österreichischen Staatsrathes aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien. Staatsr. 1763/2433.

[6]) Akten des Hermannstädter Magistrates im Archiv der Sächs. Nationsuniversität Hermannstadt. Magistratsakt 1763/235.

[7]) Hermann Jekeli, S. 310.

[8]) H(aner) G(eorg) J(eremias), Fürstliche Gedanken von den Herrn-Huttern,

Mit dieser Anordnung hatte es aber sein Bewenden. Es sind niemals Herrenhuter ihres Glaubens wegen aus dem Lande vertrieben worden. Die Frage der Herrenhuter wurde auch niemals mehr im Staatsrat in Behandlung genommen. Der Staub, den die Herrenhutische Bewegung aufgewirbelt hatte, blieb doch zu stark eine sächsische Nationsangelegenheit, um mehr als einmal bis nach Wien zu dringen.

Als im Jahre 1770 die Wiedertäuferfrage im Staatsrat Behandlung fand, wurde auch von Herrenhutern abermals gesprochen, doch wie wir noch sehen werden, nur weil den katholischen Amtspersonen der Unterschied nicht gegenwärtig war und es daher zu Verwechslungen kam.

In einem Bericht an den Hof vom 22. März 1770 über einen Schäßburger Herrenhuter namens SPINDLER bezieht der spätere Gouverneur Baron S. VON BRUKENTHAL seine Stellung dem pietistischen Herrenhutertum gegenüber. Spindler hatte in einem Wortwechsel öffentlich den Schäßburger Bürgermeister beleidigt und wurde außerdem des Pietismus angeklagt. Brukenthal schlägt vor, man solle Spindler verhalten, öffentlich Abbuße zu leisten wegen seinem ungebührlichen Betragen. Weiterhin aber soll er und die sich mit ihm versammelt haben, nicht bestraft werden, da sie sich nicht zu den Herrenhutern bekennen, somit nur auf Grund ihrer Versammlungen und vorgefundener Bücher ein Verdacht auf sie fällt. Sie hätten die ZINSENDÖRFische Lehre gar nicht angenommen, und außerdem „aus der Lesung der Bücher nicht auf die Bekäntniss zu ein oder anderer Lehre eine unumstößliche Folge gezogen werden kann". Strafbar ist daher nur das unerlaubte Abhalten von Versammlungen und „ungewöhnlich und besonderer Übungen". Dafür sei Spindler durch sein bisheriges Arrest genügend bestraft. Er und 2 Mitbeschuldigte seien daher nur „vor den Schäßburger Magistrat fürzufordern, ihnen das bisherige nachdrucksamst zu verweisen, daß sie sich künftig von derley Zusammenkünften, und allen ungewöhnlichen, noch mehr denen von den Sätzen der der recipirten und tolerirten Religionen abgehenden Übungen um so gewisser enthalten sollen, als sie in ferneren Betretungs-Fall ohne weiterem außer Land geschaffet würden". Da auch in Hermannstadt Bürger vorhanden sind, auf die der Verdacht der Anhängerschaft der Herrenhuterei fällt, solle das Gubernium publizieren, daß alle außer Landes geschafft würden, die sich heimlich versammeln, Herrenhuterische Übungen abhalten u. dgl., da „Ihre Mayes. aber keine von den recipirten und tolerierten Religionen, auf ein oder andere Art abweichende Lehren dulden wollten". Magistrate und tabula continua sollten auf diese heimlichen Zusammenkünfte sorgfältig wachen,

---

aus öffentlichen Befehlen und Verordnungen in kurtzen Sätzen bemerket und erwiesen von HGJ. im Jahre Christi 1764, S. 67. (Manuskriptensammlung der Baron Brukenthalischen Bibliothek.) M. S. U. 3. Hermannstadt.

gegebenenfalls dem Gubernium Mitteilung machen. Besonders auf Bücher des Grafen Zinzendorf und des JUNG solle man besonders achten. Auch die Beamten an den Pässen solle man in diesem Sinne anweisen[9]).

Da dieser Fall in Schäßburg selbst aber nicht von größerer Bedeutung war, wurde die Frage des Herrenhutertums, obwohl der Einfluß BRUKENTHALS damals schon stark im Wachsen war, vom Staatsrat nicht nochmals behandelt.

Die Stellungnahme Brukenthals zu der Frage des Herrenhutertums und die energische Forderung einzugreifen, lassen uns einen Einblick gewähren, wie sehr die kirchliche Einheit durch die Ausbreitung des Herrenhutertums gefährdet war.

Während das Herrenhutertum doch in erster Linie mehr den Charakter einer Sekte an sich trug, hatten religionsgeschichtlich betrachtet die Wiedertäufer eine größere Bedeutung. Sie traten als festgefügte, organisierte Einheit den Katholisierungstendenzen entgegen und fanden so auch von seiten der Regierung bedeutend größere Beachtung.

Die Wiedertäufer verdanken ihren Ursprung in Siebenbürgen nicht einer religiösen Propaganda, sondern in erster Linie einer planmäßig erfolgten Ansiedlung. Gelegentlich seiner Teilnahme am Dreißigjährigen Krieg kam der Siebenbürgische Fürst GABRIEL BETHLEN in Nordungarn mit einer Brudergemeinde von Wiedertäufern in Berührung. Da er ihre Bedeutung für das Handwerk erkannte — sie beschäftigten sich hauptsächlich mit Töpferei und Tuchmacherei — verpflanzte er sie im Jahre 1621 mit Anwendung von Gewalt, kurz entschlossen, nach Siebenbürgen, wo er ihnen Winz (Alvinz) als Aufenthaltsort anwies. Der Landtag von 1622 sicherte der Gemeinde von „Neuchristen" volle Religionsfreiheit, Gewerbefreiheit, Steuerfreiheit und Befreiung vom Heeresdienste zu. Diese Bestimmung fand auch in der Gesetzessammlung der „Approbaten" von 1653 Aufnahme[10]). Durch eine Schenkungsurkunde verlieh der Fürst den Kolonisten Weingärten, Wiesen und Ackerland. Als Gegenleistung sollten sie verpflichtet sein, vom Grundertrag den Zehnten zu entrichten und dem Fürsten und seinen Nachfolgern die von ihnen erzeugten Waren um den halben Preis zu überlassen.

Mit diesen bedeutenden Privilegien begabt, lebten die Wiedertäufer in einer fest geschlossenen Gemeinschaft bis zur Zeit MARIA THERESIAS

---

[9]) Konzept des Berichtes BRUKENTHALS an den Hof vom 22. März 1770, betreffend die zu ergreifenden Maßnahmen gegen den der Herrenhuterei verdächtigen Bürger Spindler von Schäßburg. (Manuskriptensammlung der Baron Brukenthalischen Bibliothek.) C. D. 16. I. b. Aktenmaterial 7.

[10]) Approbatae Constitutiones Regni Transilvaniae. Pars III, Titulus 57, S. 158.

ein arbeitsreiches, ungestörtes Leben. Nach eigenen Statuten und Gemeindeordnungen führten sie ihr Leben, von eigenen Führern angeführt und selbstgewählten Seelenhirten betreut[11]).

Die fast einundeinhalb Jahrhunderte geduldeten Wiedertäufer wurden erst im Jahre 1763 aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Unter den aus Österreich eingewanderten Protestanten kamen nämlich einige mit der Winzer Gemeinde in Berührung. Die durch Leid und Not religiös besonders aufnahmebereiten Einwanderer, die vielleicht schon in ihrer Heimat mit Wiedertäufern in Berührung standen, wurden von den Winzern stark beeindruckt. Sie wurden selbstverständlich so wie alle andern Transmigranten auf verschiedene Ortschaften der sächsischen Stühle aufgeteilt. Am 16. Februar 1763 jedoch berichtet schon der „Transmigranteninspektor" PETER VON HANNENHEIM an den Hermannstädter Magistrat, daß die Wiedertäufer unter den Transmigranten vorfindlich sind, aus den verschiedensten Orten, in die sie aufgeteilt worden sind, ausziehen und sich alle in der Ortschaft Deutsch-Kreuz sammeln, um dort einen Mittelpunkt ihres Glaubens zu bilden. Über ihre Lebensgewohnheiten berichtet Hannenheim, daß die Wiedertäufer „nach Art und Weise der Bruderschaften in comunione leben, daß sie sich keiner obrigkeitlichen Botmäßigkeit unterwerfen wollen, sondern in allen sachen nach eigener strengen Lebens Arth niemenden zu beleidigen meynten. außerdem kays. Zinns niemanden etwas schuldig seyn, auch niemandem als sich untereinander zu nutzen, dahero sie weder Soldaten halten, noch zu stellung eines Soldaten contrbuiren, am aller wenigsten aber Wache in dem Dorf halten, wodurch sein Nachbar und er selbst vor Schadenzufügung könnte behütet werden."

Hannenheim schließt seinen Bericht mit dem Wunsch, daß doch nach Möglichkeit der vorliegende Bericht dem Kommandierenden Generalen vorgelegt werden möge, der sowieso schon von den Wiedertäufern angegangen worden wäre, ihnen die Erlaubnis zu geben, sich in Freck gemeinsam anzusiedeln, dieses aber abgelehnt habe[12]).

Der Hermannstädter Magistrat teilt diesen Umstand gleich dem Hofkammerrat Baron VON DIETRICH mit. Die Wiedertäufer versammeln sich besonders in Stein und Deutsch-Kreuz und erregen Aufsehen durch ihre Gottesdienste und dadurch, daß sie keine Feiertage einhielten. Entweder solle man diese Menschen vertreiben oder zu ihren Glaubensbrüdern nach Winz ansiedeln[13]).

---

[11]) JULIUS BIELZ, Eine Siedlung deutsch-mährischer Brüder in Siebenbürgen in „Deutsche politische Hefte aus Großrumänien", Jg. VI, 1926, Nr. 9. Beilage: „Mitteilungen zur Kenntnis des Deutschtums in Großrumänien", S. 189—191.

[12]) Magistratsakten 1763/45.

[13]) Zuschrift des Magistrates an Baron DIETRICH vom 21. Februar 1763, Nr. 235, Magistratsakten.

In einer weiteren Zuschrift teilte der Hermannstädter Magistrat an den Baron Dietrich noch weitere Einzelheiten über die Wiedertäufer mit. Einige von ihnen halte man völlig ohne Erfolg im Hermannstädter Zuchthaus. doch nütze bei ihnen alle Strenge nichts, so daß man doch am besten die Leute des Landes verweisen solle, da sie bestrebt sind „durch das Gift ihrer Sectiererey auch andere je länger je mehr anzustecken, infolglichen dann zu besorge stehet, daß dieses zunehmende incorigible übel allgemein werden möchte“[14]).

Baron Dietrich leitete diese Berichte an die Bartensteinsche Religionskommission weiter, die ihrerseits in einem leider nicht mehr erhaltenem Bericht die ganze Frage der Wiedertäufer an den Staatsrat sandte. Aus den „Vota“ der Staatsräte, die eigenhändig auf den Akt geschrieben wurden, ist eine große Verschiedenartigkeit der Auffassungen zu entnehmen. Staatsrat STUPAN äußerte sich gemäßigt. Wenn man die Wiedertäufer in Ungarn dulde, könne man sie beruhigt auch in Siebenbürgen dulden. Für den Katholizismus sei es doch im höchsten Maße erfreulich, wenn der Protestantismus gespalten sei. Natürlich müsse mit allen Mitteln verhindert werden, daß auch Katholiken sich diesen Sekten anschlössen. Eine Entfernung der Wiedertäufer aus den Ländern der Monarchie sei schon deshalb nicht anzuraten, weil dann auch ihre ungarischen Glaubensbrüder des Landes verwiesen werden müßten, diese aber in zu großer Anzahl vorhanden seien. „nachdem aber das Seelenheyl bey den Protestanten und ihren verschiedenen Secten gantz gleich verlohren ist, ist es dem Staat wenig daran gelegen, ob sie dieser oder jener irrlehre anhangen wollen.“ Auf Grund dieser Erwägungen schlug nun Stupan vor, man solle die Wiedertäufer dulden, sofern sie nicht unter den Katholiken für ihre Lehre Anhänger zu werben suchen. In diesem Falle jedoch müsse man natürlich ganz strenge Maßnahmen ergreifen, ja sogar die Todesstrafe in Anwendung bringen.

Sein Kollege Staatsrat BORIÉ war jedoch in dieser Frage ganz anderer Meinung. Er meinte, daß die Sekten, die doch gar nicht erlaubt seien, im Keime erstickt werden müßten, andernfalls würden sie ständig anwachsen und wären gar nicht mehr zu bezwingen. Im besondern können die Wiedertäufer, wie es sich in Münster gezeigt hat, dem Staate sogar gefährlich werden. Sein Vorschlag lautete kategorisch: Das Wiedertäufertum sei zu verbieten. Um eine Bekehrung zu versuchen, solle man tüchtige katholische Geistliche entsenden und die Wiedertäufer zwingen, ihre Unterrichtsstunden zu besuchen. Die Halsstarrigen solle man kurzerhand aus dem Lande schaffen oder in Zuchthäuser sperren. Die Kinder solle man den Eltern einfach wegnehmen und der katholischen Religion zuführen.

---

[14]) Magistratsakten 1763/45.

Die übrigen Staatsräte äußerten sich zu dieser Frage nicht. Der radikale Standpunkt Boriés drang durch und fand einen Niederschlag in der „Allerhöchsten Willensmeinung", die am 24. August der siebenbürgischen Hofkanzlei zur Weiterleitung übermittelt wurde[15]).

Dieses Reskript macht einen genauen Unterschied zwischen den privilegierten Wiedertäufern von Winz und den Wiedertäufern, die unter den Transmigranten vorfindlich waren. Die Bekehrung der Winzer Wiedertäufer sollte binnen 6 Wochen erfolgen, während man an die übrigen Wiedertäufer überhaupt keine Zeit mehr verwenden sollte. Der Staatsrat hingegen scheint den Unterschied zwischen den privilegierten und nachträglich hinzugekommenen Wiedertäufern überhaupt nicht gekannt zu haben. Die siebenbürgische Hofkanzlei leitete dieses Reskript, aber in lateinischer Sprache, an das Gubernium unter dem Datum 30. August weiter.

Am 10. Oktober 1763 teilt der Hermannstädter Magistrat das ebenerwähnte Reskript dem evangelischen Bischof HANER mit und ersucht ihn um genauen Bericht nach erfolgtem Bekehrungsversuch[16]).

Schon im September dieses Jahres hatte Bischof Haner seine Untersuchungen auch auf die Wiedertäufer ausdehnen lassen. Es liegen uns Verhörprotokolle Steiner Wiedertäufer vom 20. und 21. September 1763 vor[17]). Aus den Protokollen geht hervor, daß die Verhörten Transmigranten waren, die von Winz „bekehrt" worden waren. Sie geben an, daß sie zu ihrem gottesdienstlichen Gebrauch auch Schriften der Herrenhuter verwenden. Diese interessante Mitteilung läßt uns auf eine Belebung des Glaubenslebens durch den Pietismus schließen. Weiter geben die Verhörten an: Die heilige Taufe sei für sie ein Bund mit Gott, dagegen das Sakrament ein „Gedächtnis des Herrn". Die Bekehrungsversuche der Untersuchungskommission scheiterten in Stein vollkommen. Entschlossen rief der Wiedertäufer JOHANN KLEINSASSER aus: „Wir können uns auf keinen andern Weg führen lassen, als den wir erkannt haben, den uns Christus der Herr gezeigt hat!"

Der siebenbürgische römisch-katholische Landesbischof Freiherr JOSEPH ANTON VON BAJTAJ beauftragte den Jesuiten JOHANN FONOWICZ mit der Bekehrung der Winzer Wiedertäufer. Der Jesuit hatte nicht den geringsten Erfolg aufzuweisen. Die Wiedertäufer nämlich verfaßten sofort nach Kenntnis des Reskriptes vom 24. August 1763 eine Bittschrift an das Gubernium, die am 7. Oktober 1763 eingereicht wurde. Der Bittschrift legten sie ihre

---

[15]) Staatsrath 1763/2433.

[16]) Magistratsakten 1763/235.

[17]) Verhörprotokolle, Manuskriptensammlung, Brukenthal-Museum, Hermannstadt.

Privilegien bei und baten um erneute Bestätigung dieser Privilegien. Sollte ihnen jedoch die Bestätigung verweigert werden, so solle man ihnen doch wenigstens gestatten, noch den Winter über zu verweilen, damit sie vor der Auswanderung ihr Hab und Gut richtig verkaufen könnten[18]).

Durch diese Bittschrift erreichten die Wiedertäufer, daß bis zu ihrer Erledigung von der Vertreibung vorläufig Abstand genommen wurde. Eine Anzahl der wiedertäuferischen Transmigranten aber wurde ins Hermannstädter Zuchthaus geworfen. Der Hermannstädter Magistrat teilte schon am 31. Dezember 1763 dem Gubernium mit, daß die eingesperrten Wiedertäufer ihrer Halsstarrigkeit wegen sicherlich sich niemals bekehren lassen werden und nur der Stadtkassa unnötige Kosten verursachten[19]).

In ähnlichem Sinn berichtete der Hermannstädter Magistrat am 10. Januar 1764 an Hofkammerrat Baron DIETRICH in dem Schreiben, mit dem er die Untersuchungsakten von Deutsch-Kreuz und Stein einbegleitete[20]).

Am 30. Januar 1764 wurden von einer Kommission, die fünf im Hermannstädter Zuchthaus befindlichen Wiedertäufer: Mathias Hofer, Joh. Amlacker, Elisabeth Strauß, Anna Egeterin und Christina Straußin verhört. Auf Grund der einzelnen Artikel Augsburger Bekenntnisses wurden ihnen eine Reihe von Fragen vorgelegt. Sie nannten sich „christisch" und weigerten sich in den protestantischen Gottesdienst zu gehen, da die Protestanten nicht der Lehre gemäß leben. Der Herr habe nicht befohlen, daß man seinen Leib essen möge, das Kindertaufen sogar klar verboten. Ehescheidung sei genau so unzulässig wie das Schwören. Besonderer Wert wurde auf die Reinheit der Priester gelegt. Da der Sabbat durch Jesus Christus aufgehoben sei, könne man auch keinen Sonntag frisch einsetzen. Besonders anstößig waren ihre Auffassungen über die Obrigkeit, der sie überhaupt jeden christlichen Charakter absprechen. Ein Christ dürfe weder Richter noch Soldat sein. Sogar den Eigenbesitz lehnten sie ab. Auf die Frage, von wo sie die Lehre hätten und ob sie sich nicht überzeugen ließen, werden folgende drei Antworten gegeben:

1. „Daß wir nicht schweren sollen, daß haben wir noch in unserem Vaterland wohl gewußt, auch, daß hier Pfaffen wären, so Eigentum hätten; Wegen der Taufe haben wir in Wintz gelernet: versucht uns zu überzeugen, aber ich verhoffe wir werden recht behalten."

---

[18]) WILHELM SCHMIDT, Die Bekehrung der Winzer Anabaptisten. Beilage zur Arbeit: Die Stiftung des Katholischen, Theresianischen Waisenhauses bei Hermannstadt. 8°, Hermannstadt, Georg Closiussche Erben, 1869, 184 S., Nr. 154/155.

[19]) Ebendort S. 153.

[20]) Verhörsprotokolle von Wiedertäufern. (Manuskriptensammlung des Baron Brukenthalischen Museums, L. 6, Kirchengeschichte 24.)

2. „Durch die Schrift, auch zu Haus, auch hier in Sieb."

3. „Durchs Wort Gottes, das haben wir gelesen, und sind nicht schuldig zu verrathen, was vor Bücher mehr. Von Rumes sind wir auf Wintz gegangen, aber aus Gottes klarem Wort seyd Ihr nicht im Stande uns zu überzeugen, daß wir Irrlehre hätten."

Auch die am 1. Februar 1764 verhörten Wiedertäufer aus Sächsisch-Eibesdorf bei Mediasch geben ähnliche Antworten.

Auf Grund eines Berichtes der siebenbürgischen Hofkanzlei vom 3. Februar 1764 wurde im Staatsrat die Behandlung dieser Frage wiederum aufgenommen. Der katholische Bischof BAJTAJ hatte durch die Hofkanzlei den Vorschlag eingereicht, man solle die Wiedertäufer nach Polen ziehen lassen. Staatsrat STUPAN äußerte sich ähnlich wie im vergangenen Jahr. Er sei schon früher der Meinung gewesen, daß die Wiedertäufer zu dulden seien, sofern sie sich ruhig verhalten und weiter keine Übertritte verursachen. Für die katholische Kirche sei es doch nur günstig, wenn unter den „Akkatholiken" möglichst viele Spaltungen seien. Die mährischen Brüder und Wiedertäufer seien mit besonderen Privilegien versehen nach Wintz berufen worden, um Tuch zu fabrizieren. Er halte es somit nicht für notwendig die „Armen Leute" mit Gewalt zu vertreiben. Durch die Bestätigung der Landesgesetze (Approbaten) im Leopoldinischen Diplom seien ihre Privilegien mit bestätigt worden. „Durch ihre Abschaffung hätte die katholische Religion keinen Nutzen, die Monarchie einige arbeitsame Leute weniger."

Tatsächlich wurde die kaiserliche Entschließung (Resolutio Augustana) in diesem Sinne abgefaßt. Staatsrat Borié, der noch ein Jahr vorher eine völlig andere Auffassung vertrat, äußerte sich nicht zu dieser Frage. Ob ihm die diesbezüglichen Akten überhaupt vorgelegt worden waren, ist nicht feststellbar[21]). Die kaiserliche Verfügung vom 15. Juli 1764 betont, daß die Wiedertäufer nicht einfach aus dem Lande zu jagen seien. In Winz sollten sie geduldet werden, doch dürfen sie sich nicht über Winz hinaus ausdehnen und keine andern Untertanen dürfen sich ihrer Sekte anschließen. Nach Winz aber sei ein Jesuitenpater als Missionar zu senden mit der Aufgabe, die Sektierer zum Katholizismus zu bekehren. Die Wiedertäufer sollten behindert werden den Bekehrungsversuchen irgendeinen Widerstand entgegenzusetzen. Die Bekehrten sollten auf allen Lebensgebieten jede Förderung erfahren. Die Klage des katholischen Bischofs, daß die Wiedertäufer im Jahre 1756 zwei Konvertiten, die zum Katholizismus übergetreten waren, ihre Vermögensanteile vorenthalten hätten, solle untersucht werden[22]).

---

[21]) Staatsr. 1764/1435.

[22]) Staatr. 1764/1849.

Am 26. Juli leitete die Hofkammer den kaiserlichen Erlaß an das Gubernium weiter[23]). Da es sich um Anstellung und Besoldung eines Missionars handelte, wurde diese ganze Angelegenheit zu einer Obliegenheit der Hofkammer (oberste Finanzbehörde der Monarchie). Am 4. November 1764 wurde den Wiedertäufern der Inhalt des kaiserlichen Befehls übermittelt mit der ausdrücklichen Beifügung, daß der zu entsendende „Missionar" PETER DELPHINI bereits angekommen sei und niemand ihn in seiner Tätigkeit zu hindern habe[24]).

Der Jesuitenpater Delphini hatte sich schon durch die Gründung des katholischen Waisenhauses (Theresianum) in Hermannstadt für die katholischen Bestrebungen große Verdienste erworben. Er scheint ein sehr begabter, fleißiger Religionslehrer gewesen zu sein, der aber in allzu großem Eifer oft auf weltliche Angelegenheiten übergriff, für die er weniger Geschick besaß. Ein Anonymus berichtet über ihn: „Pater Delphini ist emsig, in dem ihm anvertrauten Geschäft des Waisenhauses, menget sich gerne in Sachen, die ihn nichts angehen und bedarf eines Rückhaltes, sowohl in Ansehung des Eifers, als seines Baugeistes (?)[25])".

Über die Tätigkeit Delphinis in Winz ist uns ein Bericht erhalten, den er am 22. Februar 1765 an die Wiener Hofkammer lieferte. Am 11. November wurde er, diesem Bericht gemäß, in Winz als Missionar eingeführt. Bei seiner Ankunft erklärten die Wiedertäufer „sie wollten lieber das Blut und Leben dargeben, als eines katholischen Priesters Lehr anhören". Durch „Gott s Gnad und Bitten" gelang es aber Delphini die Sektierer zu veranlassen, ihn siebenmal in ihrem Bethaus anzuhören. Seine Reden und Predigten machten Eindruck und hatten Erfolg. Als einige anfingen wankend zu werden, erklärte ihm jedoch die Gemeinde, daß sie ihn in Zukunft nicht mehr anhören werde. Der „Minister" (Prediger) der Wiedertäufer Jos. Kohn verläßt, andern zum Beispiel, demonstrativ das Bethaus. Des Volkes bemächtigte sich eine große Erregung, so daß Delphini sich genötigt sieht, einstweilen von der Fortsetzung der Predigten abzusehen und einen Bericht an das Gubernium zu senden. Das Gubernium entsendete auf Grund des Berichtes zwei Kommissare nach Alvintz, die dem Prediger Jos. Kohn die Fortsetzung des Lehramtes untersagten, eine Anzahl wiedertäuferischer Bücher mit Beschlag belegen, das Bethaus den Wiedertäufern entziehen und dem Pater zu alleinigem Gebrauch übergeben. Die Anordnungen der Kommissäre wurden „ohne mindeste weigerung und unordnung" durchgeführt. Delphini legte besonderen Wert auf die Übergabe aller Bücher, da die Wiedertäufer sich rühmten, es sei ihnen mittels dieser Bücher gelungen

[23]) WILH. SCHMIDT, Die Bekehrung der Winzer Anabaptisten, S. 156/57.
[24]) Ebendort, S. 156.
[25]) Staatsr. 1771/257.

an drei Orten Anhänger für ihre Sekte zu werben. Die beiden Prediger versuchen aber insgeheim auch weiterhin die Leute von den Predigten Delphinis abzuhalten, da sie fürchteten, daß dieser die Wiedertäufer zur Ablegung ihres Glaubens bewegen würde und sie so um ihr Einkommen gebracht würden. Er forderte die beiden Prediger und vier Männer zu Religionsgesprächen heraus, die jeden Sonntag stattfanden und so die Grundlagen des Glaubens durchgesprochen wurden. Gleichzeitig aber veröffentlichte Delphini seine Reden und verbreitete sie unter der Gemeinde. Die Zahl derer, die zu den sonntäglichen Religionsgesprächen erschienen, wurde immer größer. „Sie haben den Vorteil, daß sie öfters die Beweggründe lesen und also auch leichter begreifen können, indem bey ihnen eine unglaubliche Dummheit herrschet." Die Stunden waren erfolgreich und eine „große Veränderung der Gemütter wahrnehmbar". Nun folgt eine Beschreibung der Wiedertäufer selbst. Sie seien 87 Erwachsene und 20 ungetaufte Kinder. Des Handwerkes seien sie völlig entwöhnt, obwohl sie früher zu diesem Zwecke ins Land gerufen wurden. Ihre Kinder taufen sie erst nach Vollendung des 10. Lebensjahres. Feiertage wollen sie keine halten. Ihre Führer sind die beiden Prediger Josef Kohn und Martin Roth, von denen ersterer der eifrigere ist und daher die Leitung in der Gemeinde inne hat. Als nun 1763 der erste Bekehrungsversuch unternommen wurde, sahen sie diesen als Strafe Gottes an, schlossen sich zum Schutz zu einer Gütergemeinschaft zusammen und bedienten sich derselben Kleidung und Speise. Jedoch schon nach fünf Wochen wurde diese Gütergemeinschaft wieder aufgelöst. Die Reichen hatten bald feststellen können, daß ihr Erbteil, den sie sich durch Fleiß erworben hatten, von den Ärmeren und weniger Strebsamen verzehrt wurde. Was die Glaubenssätze betrifft, huldigen sie denselben Irrtümern wie die Wiedertäufer in Ungarn. In ihrem Glauben würden sie gestärkt durch den Umgang mit Kalvinern und „schismatischen Walachen" (griechisch-orientalischen Rumänen). Mit den katholischen Bulgaren haben sie keinen Verkehr, da die Bulgarensiedlung ganz abseits liegt.

Ein erstes Hindernis jeder Bekehrung liegt auch in der Rechtslage der Wiedertäufer begründet. Die Grundstücke wurden nämlich seinerzeit von Fürst Gabriel Bethlen der Neubaptistengemeinde als rechtlichen Person verliehen. Wer bisher aus der Glaubensgemeinschaft austrat, verlor natürlicherweise auch seinen Besitzanteil am Grund. Daher wäre es notwendig, eine Aufteilung des Grundes anzuordnen, so daß diejenigen, die aus der Gemeinde austraten, im Besitz ihrer Grundstücke bleiben konnten. Für die übertretenden Kinder ist keine Schule vorhanden. Sie sind genötigt die kalvinische oder weiterhin die Gemeindeschule zu besuchen. Nicht einmal eine katholische Hebamme ist vorhanden, die Nottaufen vornehmen könnte. Durch den Umgang mit Delphini verschwände das gegen die katholische

Kirche gehegte Vorurteil. Um das Seelenheil der Kinder zu retten, wäre es notwendig auch unter Anwendung von Gewalt die Kinder zu taufen. Dieser sehr zuversichtliche Bericht schließt mit der Versicherung, daß es sicherlich gelingen würde die Bekehrung durchzuführen, wenn von der Regierung die Mängel noch abgestellt würden. Auch die sonst im Lande noch vorhandenen Wiedertäufer würden sich bekehren lassen, wenn „ihre Lehrmeister bekehrt sind“[26]).

Dieser Bericht wurde durch die siebenbürgische Hofkanzlei dem Staatsrat vorgelegt. Staatsrat STUPAN schrieb dazu: „Da die Hoffnung besteht, daß die Alvintzer Wiedertäufer bekehrt würden, solle doch ein Schulmeister daselbst angestellt werden.“ Wie auch in anderen Fällen, so trat auch hier Stupan energisch gegen jede Anwendung von Gewalt auf. Es sollen ja keine Zwangsmittel angewendet werden! Auch von der Anstellung einer katholischen Hebamme solle am besten ganz abgesehen werden. In keinem Fall dürfe man Kinder ohne Einwilligung ihrer Eltern taufen.

BORIÉ ergänzte diesen Vorschlag dahingehend, daß er Kinder im Falle des Erkrankens auch ohne Willen der Eltern taufen lassen wolle. Staatsrat Graf HEINRICH CAJETAN BLÜMEGEN, der sonst selten zu kirchlichen Fragen Stellung nahm, aber viel praktischen Sinn besaß, machte den Vorschlag, man solle den beiden Lehrern der Wiedertäufer eine staatliche Pension in der Höhe ihres bisherigen Verdienstes in Aussicht stellen, falls sie zur katholischen Kirche überträten[27]).

Die auf Grund dieser staatsrätlichen Äußerungen zustande gekommene Resolution vom 1. April 1765 enthielt folgende Punkte:

1. Es solle ein katholischer Schulmeister im Orte angestellt werden.
2. Wenn ein Kind der Wiedertäufer erkrankt, ist es auch ohne Einwilligung der Eltern zu taufen.
3. Wenn Leute übertreten, ist ihnen sofort ein entsprechendes Grundstück anzuweisen.
4. Es ist eine katholische Hebamme anzustellen, die von dem Geistlichen soweit vorgebildet werden soll, daß sie imstande ist, Nottaufen vorzunehmen.
5. Den beiden Predigern soll man in Aussicht stellen, daß sie im Falle ihres Übertrittes auch weiterhin ihre Gehälter beziehen würden[28]).

DELPHINI scheint eine menschlich gewinnende Art gehabt zu haben, so daß er in ein gutes Verhältnis zur Gemeinde kam. Im Juni 1765 nämlich

---

[26]) Hofkammerarchiv Wien, Aktenbestand „Siebenbürgische Cameralia“, Faszikel 12, 1766/68.

[27]) Staatsr. 1765/733.

[28]) Hofkammerarchiv, Faszikel 12, 1766/68.

ersuchte er die Kaiserin um die Bestätigung der Wiedertäuferdiplome, die am 2. Mai 1767 auch tatsächlich erfolgte. Eine Abschrift der Bestätigungsurkunde, die sehr viele Einschaltungen enthält, ist in der Handschriftenabteilung des Brukenthal-Museums vorrätig. Im Laufe des Jahres 1765 konnte Delphini auch an den Beginn eines Schulbaues treten. Am 29.April 1765 teilt Delphini dem Hof mit, daß er einen Schulmeister für 10 fl. monatlich angestellt habe. Gleichzeitig ersucht er auch um die Anweisung von 400 fl. zur Errichtung einer Schule, da der ganze Erfolg der Bekehrung davon abhängig sei. Es wurden ihm auch tatsächlich 300 fl. zur Verfügung gestellt, doch forderte die stets mißtrauische Hofkammer die Einsendung eines Bauplanes. Da diese Summe nicht ausreichte, mußten später noch 326 fl. hinzugefügt werden[29]).

Das folgende Jahr schien anfangs den Erfolg DELPHINIS zu hemmen. Durch einige besonders aufsässige Elemente, und namentlich durch die beiden Prediger, wurden ihm größte Schwierigkeiten gemacht. Eine Reihe von Wiedertäufern verließ heimlich Wien, um zusammen mit ihren Glaubensbrüdern von Deutsch-Kreuz und Stein in die Walachei zu entweichen. Entrüstet teilt im Januar 1766 Delphini dem Generalkommando diesen Umstand mit und bittet um Abhilfe. Daraufhin erging ein Befehl an alle Komitatsgerichte, unter militärischer Bedeckung die Wiedertäufer, wo sie immer gefunden würden, nach Winz bei Delphini abzuliefern[30]). Somit waren auch die Militärbehörden gezwungen, sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. General SISKOVICS berichtete am 8. März 1766 über die Frage der Wiedertäufer an den Hofkriegsrat. Neben uns schon bekannten Tatsachen bringt er nicht uninteressante Zahlenangaben. Von den 19 Familien, die in Winz leben, seien nur 4 von denen, die von Graf BETHLEN privilegiert worden seien. Zu den 19 Familien kommen noch 7 aus Böhmen zugewanderte Hussitenfamilien hinzu, so daß im ganzen 84 Seelen vorhanden sind. In den Stuhlsgemeinden des Repser Stuhles gebe es noch 21, in denen des Mediascher Stuhles noch 10 Familien, die sich zur Wiedertäuferei bekennen. Der Jesuitenpater (Delphini), der sie bekehren sollte, hätte nur bei 10 Personen Erfolg gehabt[31]).

Der Regierung wurde durch Bischof BAJTAJ mitgeteilt, daß die Flucht einzelner Wiedertäufer auf die Propagandatätigkeit von besonders zwei aktiven Anhängern der Wiedertäuferlehre zurückzuführen sei. Daher wurde am 26. April angeordnet, daß diesen beiden Rädelsführern drei Monate Bedenkzeit zu lassen sei, sie dann aber aus allen Ländern der Monarchie zu

---

[29]) Hofkammerarchiv, Faszikel 12, 1765, Juni, Nr. 61, September, Nr. 18.

[30]) WILHELM SCHMIDT, Die Bekehrung der Winzer Anabaptisten, S. 158/59.

[31]) Akten des Hofkriegsrates im Hofkriegsarchiv Wien. 1766, März, 564/1.

verbannen seien[32]). Die nach Kreuz geflüchteten Wiener Wiedertäufer, veranlaßten auch solche von Deutsch-Kreuz zur Auswanderung, so daß verschiedentlich im Land flüchtende Wiedertäufer auftauchten. Daher wurde am 3. Juli 1766 ein strenger Gubernialbefehl, vom Gubernialpräsidenten ANDREAS VON HADIK unterzeichnet, erlassen, demnach alle außerhalb von Winz befindlichen Wiedertäufer zu verhaften seien[33]).

Im August ersucht Delphini General Hadik ihm die Möglichkeit zu geben, in Deutsch-Kreuz und Stein mit den dortigen Wiedertäufern zu verhandeln und sie zu bekehren. Die Militärbehörden sollten ihm zur Seite stehen, um einen eventuellen Widerstand sofort zu brechen[34]).

Anna Wimpfin, eine österreichische Emigrantin, scheint eine besonders fanatische Wiedertäuferin gewesen zu sein. Während der Abwesenheit Delphinis von Winz flieht diese entschlossene Frau mit sieben Kindern nach Deutsch-Kreuz. Der Vertreter Delphinis Guardianus ANDREAS WIPFLER machte sofort die Anzeige an das Gubernium. Letzteres beauftragte den Hermannstädter Magistrat mit der Gefangennahme und Bestrafung dieser Frau[35]). Die österreichischen Wiedertäufer scheinen überhaupt die radikalsten Vertreter des Wiedertäufertums in Siebenbürgen gewesen zu sein, so daß Staatsrat Borié sogar einmal in Vorschlag brachte, sämtliche österreichische Wiedertäufer einzusperren, ihre Kinder aber katholisch zu erziehen[36]).

Trotz dieser einzelnen Widerstandsversuche hatte Delphini im großen und ganzen Erfolg. Sogar ein Lehrer der Wiedertäufer tritt zum Katholizismus über. Vom Thesaurariat wird ihm eine Jahrespension von 80 fl. angewiesen, die später auch von der Hofkammer genehmigt wurde[37]).

Inzwischen wurden die Wiedertäufer, die sich in Deutsch-Kreuz sammelten, auf Grund einer erneuten Intervention gefangengesetzt. Am 30. Mai 1767 wurden neun Wiedertäufer in das Hermannstädter Zuchthaus eingeliefert. Obwohl sich Bajtaj auf das alte Reskript der Kaiserin vom 30. August 1763 berief und ihre Verbannung verlangte, mußten diese Unglücklichen jahrelang im Zuchthaus verweilen[38]).

Das nächste Mal kam die Frage der Wiedertäufer im Staatsrat zur Sprache, als am 26. August 1767 die siebenbürgische Religionskommission einen ausführlichen Bericht über die siebenbürgischen Religionsangelegen-

---

[32]) Staatsr. 1766/1012.
[33]) Magistratsakten 1766/167.
[34]) Magistratsakten 1766/206.
[35]) Magistratsakten 1766/327.
[36]) Staatsrat 1766/3448.
[37]) Hofkammerarchiv, Faszikel 12, 1766/8.
[38]) Magistratsakten 1767/180.

heiten eingereicht hatte, der mit Anmerkungen einer von der Hofkammer und der siebenbürgischen Hofkanzlei beschickten Kommission versehen, dem Staatsrat vorgelegt wurde. Betreffend die Winzer bekehrten Wiedertäufer hatte die Kommission vorgeschlagen, man solle die in Winz befindliche Kirche der reformierten Ungarn enteignen, da sie nicht die entfernte Franziskanerkirche besuchen könnten. Den „Akkatholiken" solle man geldliche Unterstützung zum Bau eines Bethauses gewähren. (Dieser Vorschlag ist bezeichnend für das radikale Vorgehen Bischof Bajtajs, der Vorsitzender der Kommission war und sicherlich auch an diesem Vorschlag entscheidend mitgewirkt hatte.)

Die in Wien tagende Kommission aber ist der Meinung aus „politischen" Gründen von der Enteignung abzusehen und eine eigene Kirche bauen zu lassen. Nur der Hofrat v. Cserej versteift sich in einem Separatvotum auf die Enteignung der reformierten Kirche[39]). Der Staatsrat ordnete den Bau der Kirche an und wollte von der Enteignung nichts wissen, indem er seine Haltung folgendermaßen begründete: „Alles das, wodurch die für die cath. Religion zu trefende Verkehrungen zu einiger gegründeten Beschwerde Anlass geben können, vermeiden und dahin arbeiten solle, womit durch bescheidenen glimpf der gewürige Fortgang desto förderlicher gewirket werden möge[40])." Für die Art der Betätigung katholischer Frömmigkeit ist bezeichnend, daß der nüchterne Betsaal, der den Wiedertäufern abgenommen war, nicht ausreichte, sondern allgemein die Notwendigkeit des Baues einer katholischen Kirche betont wird.

Im Laufe des Jahres 1768 wurde die Bekehrung der Anabaptisten von Winz vollendet. Die bisherige Wiedertäufergemeinde wurde jetzt „neue teutsche" Gemeinde genannt und auf Grund eines Vorschlages Delphinis wurden vom Hofkammerrat Gerstorff Satzungen ausgearbeitet, die das Gemeindeleben der Neubekehrten genau regelten[41]). Die folgerichtige Religionspolitik gegenüber den Winzer Wiedertäufern und das geschickte Vorgehen Delphinis haben zu vollem Erfolg geführt. Das Interesse der Wiener Politik wandte sich nach erfolgter Bekehrung von der Winzer Gemeinde ab. Bis ins 19. Jh. blieben ihre Satzungen in Gültigkeit. Die Gemeinde wechselte mit dem Glauben auch die Volkszugehörigkeit und ist heute gänzlich im Magyarentum aufgegangen, obwohl sich noch die deutschen Namen erhalten haben[42]).

Die österreichischen Wiedertäufer aber, denen es nicht gelang nach Rumänien zu fliehen, wurden ins Hermannstädter Zuchthaus geworfen,

---

[39]) Hofkammerarchiv 1768, Januar 2.
[40]) Hofkammerarchiv 1768, März 28.
[41]) Wilhelm Schmidt, S. 169—173.
[42]) Julius Bielz, Eine Siedlung deutsch-mährischer Wiedertäufer.

von wo sie erst nach langer Zeit allmählich entlassen wurden. Noch im Jahre 1770 schmachteten einige Wiedertäufer im Zuchthaus. Das Protokoll vom 18. Dezember 1770 einer Kommission, die sich mit siebenbürgischen Religionsfragen zu beschäftigen hatte[43]), erwähnt wieder die Frage der Wiedertäufer. Drei besonders hartnäckige Frauen seien schon jahrelang im Hermannstädter Zuchthaus vorhanden. Der katholische Bischof hatte 4½ Stunden versucht dieselben zu bekehren und in den Schoß der Kirche zurückzuführen, doch ohne den geringsten Erfolg aufweisen zu können. Durch ein Geschenk bringt er sie endlich so weit, einem andern, von ihm gesandten Geistlichen, Gehör zu schenken. Trotzdem ist an der Bekehrung zu zweifeln, „weilen sie im höchsten Grad wahnsinnig und wie er glaubet mit der abscheulichen Sect der Herrenhutter, die sich im Lande unter der Hand zwischen den Augspurgischen Confessions-Verwandten allzusehr vermehret, angestecket sind". Aus dem Arrest könne man sie keinesfalls entlassen. Im ganzen seien im Hermannstädter Zuchthaus 8 Wiedertäufer vorhanden, und zwar 2 Männer, 4 Frauen, ein fünfjähriger Waisenknabe und ein zweijähriges Mägdlein. Alle haben sich vorher zur Augsburgischen Konfession bekannt. Das Arrest fällt ihnen besonders schwer, doch haben sie es nur ihrer Halsstarrigkeit zu verdanken, da es ihnen doch freistünde, sich einer der anerkannten Religionen anzuschließen. „Ihre Irrlehre könne in dem Staat nicht geduldet werden, weilen sie besonders bey dem Pöbel die abscheulichsten Folgen nach sich ziehet." Entweder solle man sie in ein anderes Land abtransportieren, oder im Gefängnis absterben lassen. Sie seien völlig nutzlos, da man sie trotz aller Bedrohungen nicht zur Arbeit bringen konnte. Allein für die drei Frauen Elisabeth und Christiana Straussin und Anna Ehegatterin habe der Magistrat schon 907 Gulden 30 Kreuzer Verpflegsgeld verausgabt. Das übelste ihrer Irrlehre ist die „communicatio Bonorum", die Gütergemeinschaft. Außer der Anna und Margarethe Wimpfin, die aus Winz stammen, sind alle übrigen kärntnerische Transmigranten. Teils sitzen sie schon seit 1760, teils seit 1763 und später. Das Protokoll schließt mit dem Vorschlag sie nach Polen oder der Türkei zu schaffen, „weil sie als boshafte und halsstärrige Leute gar keines Mitleidens würdig sind". Die Kinder solle man ihnen aber wegnehmen und in das Hermannstädter katholische Waisenhaus schaffen.

Dieses Protokoll wurde dem Staatsrat vorgelegt. Staatsrat Freiherr VON GEBLER war dafür, daß man die Wiedertäufer sofort nach Polen abschaffe. Staatsrat STUPAN übersah wiederum die Frage am klarsten. Das Protokoll verwische den Unterschied zwischen Herrenhutern und Wiedertäufern, die sehr voneinander verschieden seien. Man solle die Wiedertäufer

[43]) Protocollum consilii in religionibus Transilvanicis, 18. Dec. 1770, Staatsrath.

ruhig dulden, da die katholische Kirche an den Spaltungen der „Akkatholiken" nur profitieren könne. Wenn sie aber andere Gläubige zu ihrer Religion hinüberziehen, sollten sie so wie andere Verführer bestraft werden. Da also im Staatsrat die Meinungen zwischen Gebler und Stupan vollkommen geteilt waren, wurde eine „Recirculation" der diesen Fall behandelnden Staatsratakten vorgenommen, d. h. sämtlichen Staatsräten nochmals zur Durchsicht vorgelegt.

Als Gebler die Akten nochmals zur Durchsicht erhält, gibt er zu, die Abschaffung beantragt zu haben, weil er von den früher erfolgten Resolutionen keine Kenntnis hatte, und setzt sich für ihre Entlassung ein.

Staatsrat FRIEDRICH Freiherr BINDER VON KRIEGELSTEIN schließt sich dieser Meinung an und beantragt auch die Entlassung aus dem Gefängnis. Am 8. Februar 1771 erfolgte tatsächlich der die Entlassung anordnende kaiserliche Befehl[44]).

Aus Gründen, die aus dem vorhandenen Aktenmaterial nicht ersichtlich sind, wurde tatsächlich diese Resolution niemals durchgeführt. Sollte es dem ränkevollen Bischof BAJTAJ etwa gelungen sein, die Durchführung oder Weiterleitung der Anordnung zu hintertreiben?

Tatsache ist, daß die Religionskommission, als ob niemals der Befehl vom 8. Februar 1771 bestanden hätte, im nächsten Jahr am 19. Februar 1772 wiederum vorschlägt die Wiedertäufer und Herrenhuter über die Grenze zu schaffen, ihre Kinder aber im katholischen Waisenhaus zu belassen. Die Bemerkung STUPANS dazu lüftet einigermaßen den Schleier. Er schreibt, daß im Jahre 1771, während er schwer krank war, also hinter seinem Rücken, die Vertreibung der Wiedertäufer beschlossen worden sei, obwohl vorher, bei ruhigem Verhalten ihre Duldung festgelegt wurde. Keine der beiden Anordnungen sei aber durchgeführt worden. Die Verhaltungsweise sei unverantwortlich, da die Leute zum Teil schon seit 1760 arretiert seien. Es wäre doch „unmenschlich" die Leute bis zu ihrem Tode eingesperrt zu halten. Ihre Majestät solle entscheiden, welche von den beiden Anordnungen zur Durchführung kommen solle. In jedem Falle aber wären sie sofort aus dem Gefängnis zu entlassen. Es sei sicherlich nicht nötig sie aus dem Lande zu vertreiben. Nur „der unbescheidene eyfer unserer geistlichkeit hat hietzu anlass gegeben"; weil sich Protestanten und Katholiken durch die guten Sitten dieser Leute beschämt wüßten, hätten sie solch eine Abneigung. Wenn man vollgerichtlich vorgehen würde, müßte man alle „Akkatholiken" abschaffen. So zum Beispiel hätten auch die Protestanten sich weit von ihrer augsburgischen Konfession entfernt. In allen Berichten seien die Herrenhuter, Wiedertäufer und Mährischen Brüder

[44]) Staatsrath 1771/227.

völlig verwechselt worden, so daß man nicht ersehen kann, was die Arrestanten eigentlich für Leute seien. Überhaupt sei diese ganze Angelegenheit sehr unordentlich betrieben worden. Er glaube gar nicht, daß es sich um Wiedertäufer gehandelt habe. (Daß er in dieser Annahme im Irrtum war, geht aus der bisherigen Untersuchung hervor.) Wenn es sich um Herrenhuter handle, so können sie schon deshalb nicht gefährlich sein, weil sie in den verschiedenen Reichsländern geduldet seien. Schon 1771 habe man doch festgestellt, daß die Angelegenheit viel zu unklar sei, um sie auf Grund ihres Glaubens im Kerker zu belassen. Es sei auch nicht einmal bekannt, daß diese Leute irgend jemanden verführt hätten.

Daher sei er für sofortige Entlassung und Ausfolgung des enteigneten Vermögens. Staatsrat Freiherr Joh. Friedrich von Löhr schloß sich dieser Meinung an. Gebler bezeichnete diese Menschen als völlig unschuldig und ist sogar dafür, daß man ihnen die Atzungskosten gar nicht abziehen dürfe. Staatsrat Binder schreibt etwas unvermittelt, daß auch die Urchristen von den Heiden verschiedener Laster beschuldigt worden waren. Staatsrat Graf Carl Friedrich v. Hatzfeld gab durch seine Äußerung der Angelegenheit jedoch eine völlig unerwartete Wendung. Er betonte, daß ein großer Unterschied zwischen mährischen Brüdern und Herrenhutern sei. Während die Mährischen Brüder bloße Pietisten seien, hätten die Herrenhuter ein Gesetz sich aller geistlicher Gerichtsbarkeit zu entziehen. Sie bildeten einen „abgesonderten Körper" und seien an sehr wenigen Orten geduldet. Daher wären sie ohne Abzug der Atzungskosten sofort außer Landes zu lassen.

Die Resolution vom 28. März 1772 erfolgte im Sinne Hatzfelds. Obwohl letzterer den Sachverhalt gar nicht kannte, stempelte er die Gefängnisinsassen von Hermannstadt kurzerhand zu Herrenhutern und beantragte ihre Verbannung. So wurden also die Wiedertäufer als Herrenhuter aus dem Lande gejagt[45])!

Die Inkonsequenz der Politik den Sekten in Siebenbürgen gegenüber ist zweifellos auf die Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Staatsrates zurückzuführen.

Die Auffassung, den Protestantismus sich zugunsten des Katholizismus aufspalten zu lassen (Stupan) und die Auffassung, alle „Akkatholiken", soferne sie nicht durch ein sanktioniertes Gesetz geschützt seien, aus dem Lande zu jagen, stehen sich schroff gegenüber. Die Schwerfälligkeit des Staatsapparates hinderte schließlich schnelle, entschlossene Maßnahmen und vergrößerte die Uneinheitlichkeit der theresianischen Religionspolitik.

---

[45]) Staatsrath 1772/640.

Die ersten Einwanderungen deutscher Bauern aus Bessarabien und Südrußland in die Dobrudscha

Ein Stück deutschen Schicksals im 19. Jahrhundert

Von HANS PETRI (Bukarest)

I.

Durch den im Jahre 1812 zu Bukarest zwischen dem Zaren und dem Sultan abgeschlossenen Friedensvertrag ging Bessarabien, das bisher einen Teil des der Türkei untertänigen Fürstentums der Moldau gebildet hatte, in russischen Besitz über. Waren schon in den ersten Jahren des 19. Jh.s in kleineren Scharen deutsche, meist aus den Ostprovinzen Preußens stammende Bauern, die eine Zeitlang in den vorübergehend preußisch gewesenen Teilen Polens gesiedelt hatten, in Bessarabien und Südrußland eingewandert, so setzte nach Beendigung der Freiheitskriege eine starke Werbung ein, um den durch Abzug zahlreicher Türken verhältnismäßig menschenleer gewordenen Landstrich nicht nur neu zu bevölkern, sondern auch dessen fruchtbaren Boden zum Vorteil des Gesamtstaates nutzbar machen zu lassen. Dies konnte nur durch Einwanderer aus fremden Ländern geschehen — befand sich doch der russische Bauer noch im Zustande der Leibeigenschaft. Die Aufforderung zur Einwanderung in Bessarabien und Südrußland fand hauptsächlich in Württemberg weithin Gehör. Die Gründe, die hier zum Aufgeben der alten Heimat nötigten, waren mannigfacher Natur. Das Land, das als Glied des Rheinbundes große, durch die Kriege NAPOLEONS verursachte Lasten zu tragen gehabt hatte, war verarmt und auch nach Beendigung der Freiheitskriege ließen allerlei Mißerfolge es zu keiner wirtschaftlichen Erholung der Bewohner kommen. Dazu stand das Land unter dem Druck der despotischen Herrschaft des durch Napoleons Gnaden zum König erhobenen Herzogs FRIEDRICH I. Sehr stark wirkte der Einfluß eigenartig geprägter religiöser Anschauungen auf die Auswanderungsbereitschaft sich aus. Man fühlte sich dem in den Kirchen gepredigten Rationalismus gegenüber fremd, da in weiten Schichten der Bevölkerung als Vätererbe noch ein ungebrochener Pietismus lebendig war. Das wirtschaftliche Elend und die Schrecken der Kriegsjahre hatten die Erwartung eines baldigen Weltendes genährt. Wurde Napoleon als der in der Offenbarung vorausgesagte Antichrist betrachtet und beurteilt, so mußte ALEXANDER I. von Rußland, der Bezwinger Napoleons und Schöpfer der Heiligen Allianz, als das auserwählte Kind Gottes erscheinen und wenn dieser zur Ansiedelung in seinem großen Reiche aufforderte, so sahen viele darin einen Ruf, der unter keinen Umständen überhört werden dürfe, zumal es „im

Osten" lag, von wo man alles Heil erwartete[1]). Dazu kam, daß den Einwandernden bedeutende Vorteile und Vorrechte zugesichert wurden. Jeder Familie sollten 60 Deßjatinen guten Landes unentgeltlich zugewiesen werden; Befreiung von allen Lasten und Abgaben wurde auf 10 Jahre zugestanden; für alle Zeiten sollten die Einwandernden und ihre Nachkommen von der Verpflichtung zum Militär- und Zivildienst befreit sein, wie sie auch nicht mit Einquartierungen — außer bei Durchmarsch von Militärkommandos — belastet werden sollten. Schließlich wurde ihnen in bezug auf Kirche und Schule völlige Freiheit und Selbstverwaltung zugesichert. Da für die in Bessarabien und Südrußland seßhaft gewordenen Kolonisten mit dem Sitze in Odessa eine besondere Verwaltungsbehörde — das sogenannte Fürsorgekomitee — ins Leben gerufen wurde, an deren Spitze meist Glaubens- und Volksgenossen der Eingewanderten gestellt wurden, so war hier gewissermaßen ein Staat im Staate geschaffen worden und das Bewußtsein, fern der Heimat zu leben, mußte an Druck und Schwere verlieren. In einem über ein Jahrhundert lebendig gebliebenen Liede mit dem Titel: „Wo die Leute sind aus Deutschland nach Rußland gezogen" heißt es:

.....

.... der Kaiser hat ausgeschrieben,
daß er Deutsche haben will,
Grund und soviel mitzuteilen,
als sie nur besitzen woll'n.

.....

Kommen wir an die russische Grenze,
kriegen wir Paß und Reisegeld.
Zehn Jahr sind wir frei von Gaben
und auch frei von Standquartier.
und da geben wir keine Soldaten,
wir und unsere Kinder nicht[2]).

.....

Aus diesem einigermaßen gesicherten Leben lösten sich schon nach etwa zwei Jahrzehnten in zahlreichen Gruppen Kolonisten aus den verschiedensten Ortschaften, um anderswo Wohnsitze und Nahrung zu suchen. Hierbei handelte es sich nicht um eine planvoll vorbereitete und behördlich

[1]) Vgl. hierüber im einzelnen das aufschlußreiche Buch von GEORG LEIBBRANDT, Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816 bis 1823 (Schriften des deutschen Auslandsinstitutes, A. Kulturhistorische Reihe, Band 21), Stuttgart 1928.

[2]) PAUL TRÄGER, Die Deutschen in der Dobrudscha (Schriften des deutschen Auslandsinstitutes, A. Kulturhistorische Reihe, Band 6). Stuttgart 1922, S. 19.

geleitete Umsiedlung, für die aktenmäßige Unterlagen zur Genüge vorhanden sind, so daß deren Gang leicht zu beschreiben wäre; infolgedessen entstehen für den rückschauenden Betrachter eine Reihe von Fragen, zu deren Beantwortung Quellen in Gestalt von Familienchroniken oder gar Wanderberichten nicht vorhanden sind. Es gilt vielmehr, aus allerlei zerstreuten Nachrichten mosaikartig die Einzelheiten zu einer verhältnismäßig erschöpfenden Gesamtdarstellung zusammenzutragen. Erstmalig hat sich PAUL TRÄGER mit diesen Fragen in seinem Buche: „Die Deutschen in der Dobrudscha" befaßt, dem er daher auch den Untertitel: „Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wanderungen in Osteuropa" gegeben hat. Das von ihm verarbeitete Material hat er in drei während der Jahre 1917 und 1918 durch die Dobrudscha unternommenen Reisen gesammelt. Es fehlte ihm jedoch an der Möglichkeit, in Bessarabien als dem Lande, aus dem die Mehrzahl der Dobrudschadeutschen abgewandert ist, Forschungen anzustellen wie ihm auch wichtige Aufzeichnungen in den Kirchenbüchern der evangelischen Kirchengemeinden Bukarest, Plojescht, Jassy, Jakobsonstal wie der Baptistengemeinde zu Katalui in der Dobrudscha unbekannt geblieben sind. Auch das im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin vorhandene Aktenmaterial ist von ihm noch nicht berücksichtigt worden. Im wesentlichen handelt es sich um folgende, jetzt erst ausgewertete Quellen:

1. Kirchenbücher der evangelischen Kirchengemeinde zu Bukarest für die Jahre 1843—1845. Die Herkunfts- und Geburtsorte sind leider niemals angegeben; die für unsere Frage in Betracht kommenden Persönlichkeiten sind nur durch die allgemeine Bezeichnung „Kolonist" oder „Kolonist aus Rußland" kenntlich gemacht.

2. Kirchenbücher der evangelischen Kirchengemeinde zu Jassy für die gleiche Zeit. Die Personalangaben sind großenteils von erfreulicher Vollständigkeit; sehr häufig — bei Beerdigungen von Kindern immer — sind die Geburtsorte der Verstorbenen eingetragen.

3. Kirchenbücher der evangelischen Kirchengemeinde zu Plojescht für den gleichen Zeitraum.

Die Eintragungen sind, da das älteste Kirchenbuch während der Revolution 1848/49 verloren gegangen ist, späterhin nach noch vorhandenen Notizen gemacht worden und daher sicherlich nicht vollständig. Herkunftsorte der einzelnen Familien finden sich auf einem im Gemeindearchiv vorhandenen Zettel.

4. Kirchenbuch der evangelischen Kirchengemeinde zu Jakobsonstal bei Brăila.

Es ist nicht gleichzeitig mit der Gemeindegründung begonnen, sondern, wie die Handschrift zeigt, erst späterhin angelegt worden. Allerlei Lücken

lassen sich leicht nachweisen; auch sind die Herkunftsorte meist nicht angegeben.

5. Gemeinderegister der deutschen Baptistengemeinde zu Katalui.

Die auf die ersten Jahre fallenden Eintragungen sind offenbar erst späterhin gemacht — sie sind jedoch durchweg sorgfältig und daher sehr aufschlußreich.

Zu diesen neuerschlossenen Quellen kommen noch Berichte des preußischen Konsulates in Galatz, die sich gegenwärtig im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin befinden und eine Reihe von Chroniken deutsch-beßarabischer Dörfer, die teilweise aus Anlaß von Ortsgründungsjubiläen geschrieben wurden. Bei dem hierbei aufgewandten Fleiße enthalten sie manchen wertvollen Beitrag zu unserem Thema. Meine Absicht, im Sommer 1940 persönlich in Bessarabien Forschungen betreiben zu können, was durch einen hoffnungsvoll begonnenen Briefwechsel vorbereitet war, ließ sich infolge der im Juni 1940 erfolgten Besetzung Bessarabiens durch die Russen nicht mehr verwirklichen. So ist sicherlich manche Einzelheit mir unbekannt geblieben, welche die Geschichte der ersten Wanderungen bessarabischer Deutscher farbenreicher hätte gestalten können.

Die Ortsnamen sind durchweg der Aussprache entsprechend geschrieben; sie seien hier in der amtlichen Schreibweise angeführt:

Atmagea	= Atmadscha,	Falticeni	= Faltitschen,
Tulcea	= Tultscha,	Macin	= Matschin,
Ciucurova	= Tschukurowa,	Ploeşti	= Plojescht,
Berceni	= Bertschen,	Borduşani	= Borduschan,
Baloteşti	= Balotescht,	Feteşti	= Fetescht,
Calereţi	= Kaleretz,	Dobrogea	= Dobrudscha,
Malcoci	= Malkotsch,	Borceac	= Bortschak.
Cerna-Voda	= Tschernawoda		

II.

Da es sich bei der Auswanderung aus Südrußland und Bessarabien nicht um eine von langer Hand vorbereitete und planmäßig durchgeführte Umsiedelung handelte, so ist zunächst festzustellen, warum aus den verschiedensten Ortschaften Wanderlustige sich aufmachten und in die Ferne zogen, ohne ein festes Ziel im Auge zu haben. Nur sehr schwerwiegende Gründe können einen solchen Entschluß rechtfertigen. Damit ist auf das engste die Frage verbunden, wann diese Abwanderung einsetzte. Als frühester Termin kann der Sommer 1841 angenommen werden; wenigstens behauptet TRÄGER — und er wird seine Gründe dafür gehabt haben, — daß die ersten deutschen Bauern im Sommer oder Herbst 1841 die Dobrudscha betreten und in dem folgenden Jahre sich in dem Dorfe Akpunar niedergelassen

haben, das im nördlichen Teile der Dobrudscha gelegen ist[3]). Auch die Bauern, die im Jahre 1843 das unweit von Tultscha gelegene Dorf Malkotsch gründeten, hätten bereits zwei Jahre zuvor ihre im Gouvernement Cherson befindlich gewesenen Wohnsitze verlassen[4]). In stärkerem Maße hat die Abwanderung jedoch erst im Jahre 1842 eingesetzt. Hierüber besitzen wir mannigfaches Zeugnis. Im Archiv der Gemeinde Tarutino befand sich ein von dem damaligen Fürsorgekomitee im Jahre 1842 erlassenes Schreiben, in welchem recht eindringlich und in allem Ernste vor leichtsinnigem Auswandern gewarnt wurde[5]). Ferner kommt eine vom 8. Juni 1842 datierte, aus „Feltsin" (Faltitschen in der Moldau?) stammende Zeitungskorrespondenz in Frage, die trotz merkwürdiger Unkenntnis der Geschichte der südrussischen Deutschen urkundlichen Wert beanspruchen kann und daher im vollen Wortlaut mitgeteilt werden soll. „Neue Auswanderer aus dem Nordosten! Jedoch mit dem Unterschiede, daß diese Auswanderer nicht Barbaren ohne Kultur, sondern gesittete, im Feldbau und verschiedenen Gewerben erfahrene Menschen sind. — Deutsche, welche sich seit uralter Zeit (!) im südlichen Rußland wohnhaft niedergelassen haben, sind seit einigen Wochen fortwährend über den Pruth in die Moldau hineingekommen. Die Ursache ihrer Unzufriedenheit mit ihrer früheren Heimat wissen wir bis jetzt noch nicht. Soviel hat man nur von ihnen erfahren können, daß sich 600 Familien durch Erlegung der jährlichen Steuer im voraus die Freiheit erwirkt haben, zu reisen, wohin sie immer wollten, zu welchem Ende ihnen auch die nötigen Pässe ausgefertigt worden seien. Ihre Absicht sei, sich in der Moldau, besonders aber in der Walachei, ansässig zu machen. Sie sagen, daß außer ihnen noch viele Deutsche seien, welche ebenfalls beabsichtigen, sich auf die beschriebene Art Reisepässe zu diesem Zwecke zu erwirken[6])." Das Jahr 1842 als Zeitpunkt der verhältnismäßig stärksten Abwanderung wird uns auch durch die Berichte bezeugt, die im Jahre 1848 von den Ortsämtern der evangelisch-lutherischen Gemeinden sowohl des Gouvernements Cherson wie Bessarabiens dem Fürsorgekomitee „über Entstehung und Entwickelung der Kolonien in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts" erstattet werden mußten[7]). Die Gemeindeämter Waterloo und Johannistal bemerken, daß im Jahre 1842 „durch Auswanderung

[3]) TRÄGER, a. a. O., S. 34.

[4]) TRÄGER, a. a. O., S. 45.

[5]) Brief des Herrn DANIEL ERDMANN-Tarutino vom 18. Juni 1940 an den Verfasser.

[6]) Siebenbürger Wochenblatt vom 14. Juli 1842, S. 239.

[7]) GEORG LEIBBRANDT, Die deutschen Kolonien in Cherson und Bessarabien. Berichte der Gemeindeämter über Entstehung und Entwicklung der lutherischen Kolonien in der ersten Hälfte des 19. Jh.s (Schriften des deutschen Auslandsinstitutes. C. Dokumente des Auslandsdeutschtums, Band 1). Stuttgart 1926.

nach Serbien" die Einwohnerzahl sich um 5, bzw. um 23 Familien verringert habe[8]). Aus Friedenstal wird berichtet, daß „im Jahre 1842 acht und zwanzig Wirthe sich von dem beschlaierten (!) grundlosen Auswanderungs-Geist dermaßen bethören ließen, die gerade unter die Allerunbemittelste (!) und zum Theil auch Schlaffen zu zählen waren, daß sie den Ort ihrer Ansiedelung verließen und sich in der türkischen Moldau, Serbien und Wallachei in dem Wahne bestärkt, es dort paradisisch zu finden, niederließen[9])." Die Chronik der Gemeinde Katzbach bemerkt, daß 22 Familien — und anscheinend gemeinsam — im Jahre 1842 ausgewandert seien[10]), wobei die Namen der in Betracht kommenden Familien mitgeteilt werden. Verhältnismäßig allgemein wird in der Chronik der Kolonie Teplitz angegeben, daß die erste Auswanderung in den Jahren 1842—1844 stattgefunden habe und acht Familien in die Dobrudscha sich gewandt hätten[11]). Aus der Kolonie Leipzig wird berichtet: „In den Jahren 1842—1843 wurden viele Kolonisten von dem Auswanderungsschwindel ergriffen, darunter waren auch viele Leipziger[12])". Ferner sei noch auf das Zeugnis hingewiesen, in welchem das Schulzenamt der Kolonie Speyer dem bisher dort ansässig gewesenen JAKOB STUMPH als Datum seiner Abwanderung den 27. April 1842 bescheinigt[13]), MICHAEL GRÜN, Einwohner in Teplitz, verkaufte am 29. Juni 1842 seine Wirtschaft[14]). Ihm begegnen wir späterhin unter den Ausgewanderten.

Lassen sich nun Gründe namhaft machen, durch welche bis zu den Jahren 1841—1842 vielen Kolonisten das Leben so unerträglich geworden ist, daß als einzige Rettung eine fluchtähnliche Auswanderung erschien? So merkwürdig es angesichts der Tatsache klingen mag, daß bei der erst rund ein Vierteljahrhundert zuvor erfolgten Einwanderung aus Deutschland jeder Familie 60 Deßjatinen guten Landes — in einzelnen Ortschaften sogar mehr — zugeteilt waren, so bleibt es doch unbestreitbar, daß Landmangel einer der Hauptgründe für die Auswanderung war. „Es hing dies mit gewissen Bestimmungen zusammen, die schon KATHARINA II. in ihrem Kolonisationsstatut vom 19. März 1764 getroffen hatte und die mit einigen Einschränkungen auch für die Kolonien in Neurußland in Geltung geblieben waren. Die den Kolonisten angewiesenen Landanteile durften von den Wirten oder ihren Erben nicht verkauft oder versetzt und nicht geteilt

[8]) LEIBBRANDT, a. a. O., S. 82 u. 86.

[9]) LEIBBRANDT, a. a. O., S. 147.

[10]) ARNOLD WINGER, Chronik der Gemeinde Katzbach (Deutscher Volkskalender für Bessarabien 1929), S. 63.

[11]) H. WEISS, Chronik der Gemeinde Teplitz (Deutscher Volkskalender für Bessarabien), S. 63.

[12]) LEIBBRANDT, a. a. O., S. 188.

[13]) TRÄGER, a. a. O., S. 42.

[14]) H. WEISS, Geschichte der Kolonie Teplitz, S. 119.

werden. Durch Erbrecht fiel der Wirtschaftshof stets an den jüngsten Sohn. Falls nur die Witwe und Töchter hinterblieben, so erhielt das Recht, den Anteil auf immer zu besitzen, der erste Mann, der durch Verehelichung in das Haus kam. Alle älteren Söhne eines Kolonisten waren also vom väterlichen Landbesitz ausgeschlossen. Um jedoch auch ihnen die Möglichkeit zu geben, Wirt zu werden, hatte das Gesetz bestimmt, daß bei Anlage einer Kolonie der sechste Teil des Landes und der Bauernhöfe für die künftige Vermehrung der Einwohner frei zu lassen sei oder es sollte den Kolonien für diesen Zweck ein Stück Vorratsland zugeschnitten werden. Diese fürsorgenden Anordnungen waren einerseits nicht überall befolgt worden, andererseits reichte auch das Sechstel oder das Vorratsland nicht weit für den Kinderreichtum der deutschen Bauern. Es blieb somit den in der Mutterkolonie von eigenem Besitz ausgeschlossenen Söhnen nur übrig, sich außerhalb gelegenes Land durch Kauf oder Pacht zu suchen. Das führte teilweise schon nach dem Heranwachsen der ersten Generation zu Gründungen von Tochterkolonien ... Aber auch zum Erwerb außerhalb gelegener Ländereien gehörten Mittel, die besonders in den jüngeren Siedlungen die Eltern ihren Söhnen meist noch nicht zur Verfügung stellen konnten, und die steigende Nachfrage erhöhte bald auch die Pacht- und Kaufpreise. Das führte dazu, daß in der Tat schon nach ein paar Jahrzehnten in vielen Kolonien es eine immer zunehmende Zahl von landlosen Familien gab. Wie rasch diese wuchs, wie groß sie in manchen Gegenden, insbesondere schon am Ende der Dreißigerjahre, also zur Zeit der ersten Abwanderung war, läßt sich aus den Verhältnissen im Molotschnaer Bezirk schließen, in dem 1841 auf 1033 Wirte bereits über 1700 landlose Familien und Anwohner kamen. Es ist demnach nicht zu bezweifeln, daß es schon um 1840 in den deutschen Ansiedlungen und ihrer Umgebung an Land fehlte[15])." Daß großenteils Unbemittelte zum Wanderstab griffen, liegt in der Natur der Sache und geht mit aller Deutlichkeit aus dem vom Ortsamt Friedenstal über die Abwanderung erstatteten Berichte hervor. Aber trotz aller Landnot und der dadurch bedingten Armut müssen Gründe besonderer Art den letzten Anstoß dazu gegeben haben, aufs Geratewohl loszuziehen. In der Tat gingen der ersten Abwanderung aus Südrußland und Bessarabien Jahre schwerer wirtschaftlicher Not voraus, die den Besitzlosen, der vielfach als Taglöhner arbeitete, viel härter trafen als den, der Grund und Boden

---

[15]) TRÄGER, a. a. O., S. 37 f. Auch der Chronist der Gemeinde Katzbach stellt fest, daß die Ursache der Auswanderung Übervölkerung war und daß es in der Umgebung Land weder zu kaufen noch zu pachten gab. WINGER, a. a. O., S. 65. So auch LEOPOLD KRETZENBACHER, Zur deutschen Besiedelung der Dobrudscha. In: Das Ioaneum. Beiträge zur Naturkunde, Geschichte, Kunst und Wirtschaft des Ostalpenraumes. Graz 1940, S. 78—96, besonders S. 82f.

sein eigen nannte. Die erwähnten, dem Fürsorgekomitee eingereichten Berichte geben uns auch hierüber Aufschluß.

I. Gouvernement Cherson

1. Peterstal. „Seit 1840 Jahre folgten lauter trockene Jahrgänge aufeinander und durch diese Trockene erzeugen sich jedes Jahr Käfer, die den Früchten Schaden zufügen ... Auch ist mit den sogenannten Erdhasen gleicher Fall, die dem Fruchtbau Schaden zufügen[16])."

2. Großliebental bezeichnet das Jahr 1841 als ein „beinahe gänzliches Mißjahr[17])".

3. In Glückstal sind im Jahre 1841 „nur ein oder zwei Korn über die Aussaat geerntet"[18]).

4. In Neudorf gab die Ernte des Jahres 1841 „nur die doppelte Aussaat[19])".

II. Bessarabien

1. Für die Gemeinde Katzbach war das Jahr 1841 ein „gänzliches Fehljahr[20])".

2. Tarutino. „Der Winter von 1840 auf 1841 war der härteste, dessen die deutschen Kolonisten in Bessarabien gedenken; denn die Erde war bei 5 Monaten mit sehr hohem Schnee bedeckt, infolgedessen der Futtermangel eine solche Höhe erreichte, daß ärmere Wirthe nicht imstande waren, den Preis zu erschwingen; man bezahlte nämlich für den Geviertfaden Stroh 20—30 Rbl. Slb. und für Heu das Doppelte. Dann noch ward 1841 der Vieh Preis niedrig, so daß das beste Paar Ochsen höchstens 35—40 Rbl. Slb. galt; von 1841 ... gaben die Ernten nur spärlichen Ertrag![21])".

3. In Alt-Arzis trat im Jahre 1838 eine Viehseuche auf und das Jahr 1839 brachte eine totale Mißernte[22]).

4. In Leipzig herrschte im Jahre 1839 die Viehseuche derart, daß viele Kolonisten verarmten[23]).

5. Hoffnungstal, eine erst im Jahre 1842 entstandene Tochtersiedlung, hatte schon im Gründungsjahr eine Mißernte[24]).

---

[16]) Leibbrandt, a. a. O., S. 27.
[17]) Leibbrandt, a. a. O., S. 43.
[18]) Leibbrandt, a. a. O., S. 57.
[19]) Leibbrandt, a. a. O., S. 63.
[20]) Winger, a. a. O., S. 66.
[21]) Leibbrandt, a. a. O., S. 170.
[22]) A. Witt, Kurzgefaßte Chronik der Kolonie Alt-Arzis (Deutscher Volkskalender für Bessarabien 1931), S. 63f.
[23]) Gotthilf Aldinger, Chronik der Gemeinde Leipzig (Deutscher Volkskalender für Bessarabien 1928), S. 71.
[24]) Leibbrandt, a. a. O., S. 197.

„Mehrjähriger Mißwachs" wurde als Grund der Auswanderung von einer Gruppe deutscher Bauern angegeben, die Professor KOCH (Bonn) im Juni 1843 bei Tscherna-Woda traf[25]).

Mit dieser Zusammenstellung ist jedoch nicht gesagt, daß nur in den angegebenen Orten wirtschaftliche Rückschläge zu verzeichnen gewesen sind. Aus manchen Berichten gewinnt der Leser den Eindruck, als wolle von der hohen Obrigkeit alles Unangenehme nach Möglichkeit verschwiegen werden.

Mit Sicherheit können wir nachweisen, daß aus mindestens 14 Ortschaften Bessarabiens wie des Gouvernements Cherson Familien abgewandert sind. Um so auffallender ist es, daß in den wenige Jahre darauf dem Fürsorgekomitee erstatteten Berichten nur vier diese Tatsache erwähnen; zwei (Johannistal und Waterloo) kurz und sachlich, die beiden andern (Friedenstal und Leipzig) in herabsetzenden Worten, die in ihrer Verallgemeinerung sicherlich ungerecht sind angesichts der vorhandenen Landlosigkeit und der schweren, von vielen Orten geschilderten wirtschaftlichen Not. Man mochte wohl fürchten, es werde bei dem Fürsorgekomitee einen peinlichen Eindruck hervorrufen, wollte man in amtlichen Berichten zugestehen, es sei in den Kolonien doch nicht alles zum besten bestellt. Daß sicherlich auch mancher Unfähige abzog in der Hoffnung, es anderswo paradiesisch zu finden, mag uns die Notiz aus der Chronik der Gemeinde Teplitz beweisen, wonach im Jahre 1842 dem MICHAEL LUTZ von Amts wegen die Wirtschaft fortgenommen werden mußte, „weil er dieselbe nicht im Stande halten konnte[26])". Der Name Michael Lutz begegnet uns späterhin unter den Wandernden.

Wir geben nachstehend die Namen sowohl der Ortschaften, aus denen, wie sich mit Sicherheit nachweisen läßt, eine Abwanderung stattgefunden hat als auch der Familien, soweit deren bisheriger Wohnort in Bessarabien und Südrußland festzustellen war.

1. Tarutino[27]): 2 Familien Blumhagen[28]), 2 Familien Fächner [29]), Kähler, Kling, Kloninger[30]), Krogel[31]), 2 Familien Liebelt, Mutschall,

---

[25]) KARL KOCH, Wanderungen im Orient während der Jahre 1843 und 1844. Bd. I. Weimar 1846, S. 108.

[26]) WEISS, Geschichte der Gemeinde Teplitz, S. 120.

[27]) Die Aufstellung verdanke ich der Mitteilung des Herrn DANIEL ERDMANN in Tarutino.

[28]) Auch Pfarrarchiv Plojescht.

[29]) Ebenda.

[30]) Ebenda.

[31]) Kirchenbuch Jassy.

Rempagel[32]), Rohde, Rohst, 3 Familien Schielke[33]), Schmith[34]), Pont[35]), Wendland, 2 Familien Zaarbok[36]), Ziebart[37]), Buchnitz[38]), Kirchhövel[39]).

2. Katzbach[40]): Schill, Buß, Scholp, Krohmer, Birkholz, Janke, 3 Familien Böß, 2 Familien Radke[41]), 3 Familien Martin, Zeidler, Mick, Sackert, Ruff, Seiler[42]).

3. Gnadental: Deiß[43]), Singer[44]).

4. La Fère-Champenoise, auch Alt-Elft genannt: Deski[45]), Schmitke[46]), Schwab[47]), Tim[48]).

5. Teplitz: Grün[49]), Lutz[50]), Seibold[51]), Link[52]), Hauk[53]).

6. Leipzig: Gauzky[54]), Schikurski[55]).

---

[32]) Pfarrarchiv Plojescht.

[33]) Es handelt sich um den bereits 60jährigen FRIEDRICH SCHIELKE, der von 1824—1841 den Lehrerdienst in Tarutino versah und seine Söhne Ludwig, der späterhin diesen Dienst in Atmagea versah, und Daniel.

[34]) Kirchenbuch Plojescht.

[35]) Pfarrarchiv Plojescht.

[36]) Pfarrarchiv Plojescht.

[37]) Kirchenbuch Plojescht.

[38]) MUTSCHALL, Geschichte der Kolonie Tarutino. S. 163 gibt 1845 als Jahr der Auswanderung dieser Familie an. Sie ist jedoch 1843 bei Jassy und 1844 bei Plojescht nachweisbar. Im Jahre 1844 kehrte sie nach Tarutino zurück (Schreiben des Herrn DANIEL ERDMANN vom 18. Juni 1940).

[39]) Das Verzeichnis ist aus ARNOLD WINGER, Chronik der Gemeinde Katzbach (Deutscher Kalender für Bessarabien 1929, S. 61 ff.) entnommen.

[40]) Kirchenbuch Jassy.

[41]) Ebenda, von WINGER nicht erwähnt.

[42]) Kirchenbuch Jassy; im Familienverzeichnis bei RÜB, Geschichte der Kolonie Gnadental, nicht zu finden.

[43]) Im Kirchenbuch Jassy, doch nicht bei RÜB zu finden.

[44]) Kirchenbuch Jassy.

[45]) Ebenda.

[46]) Ebenda.

[47]) Ebenda.

[48]) WEISS, Geschichte der Kolonie Teplitz, S. 119 und Kirchenbuch Bukarest.

[49]) WEISS, a. a. O., S. 122.

[50]) Gemeinderegister der deutschen Baptistengemeinde zu Katalui.

[51]) Kirchenbuch Bukarest.

[52]) KARL STUMPP, Von der Urheimat und Auswanderung der Deutschen in Bessarabien. Sonderbeilage im Jahrbuch: Sippenkunde des Deutschtums im Ausland, 3. Jg. Stuttgart 1938, S. 39.

[53]) Ebenda und STUMPP, Urheimat, S. 28.

[54]) Kirchenbuch Jassy.

[55]) Pfarrarchiv Plojescht—laut STUMPP, Urheimat, S. 55, ist die richtige Schreibart Tschikursky.

7. Brienne: Zentler[56]), Wehr[57]).
8. Paris: Adam Kühn[58]).
9. Johannistal: Link[59]).
10. Friedenstal: Doermann[60]), Ernst[61]), Kalk[62]), Martin[63]), Rasch[64]).
11. Dennewitz: Freitag[65]).
12. Glückstal: Meier[66]).
13. Beresina: Reichenberg[67]), Wehr[68]).
14. Kulm: Wirs[69]).

Mit dieser Aufstellung ist weder die Zahl der Ortschaften erschöpft, die durch Auswanderung Einwohnerverlust erlitten, noch die Zahl der abgewanderten Familien vollständig angegeben. Aus dem uns zur Verfügung stehenden Quellenmaterial ist noch eine beträchtliche Zahl von Familien bekannt, deren Herkunftsort sich nicht mehr feststellen ließ. In diesem Zusammenhange mag erwähnt sein, daß sich bei einigen Siedlungsversuchen auch deutsche, aus der Bukowina stammende Familien sich befanden. Einwandfrei läßt sich dies bei Nikolaus Deutscher feststellen, der aus Alt-Fratautz stammte. Wo und wie diese Familien sich mit den aus Südrußland kommenden Bauern vereinigt haben, entzieht sich unserer Kenntnis.

III.

Nichts ist so charakteristisch für die Art dieser Auswanderung als die Unmöglichkeit, die Wanderwege nachzuzeichnen. Es gab ja auch kein festumrissenes Ziel, das zu erreichen auf die kürzeste Weise erstrebt wurde. Land galt es zu suchen, gleichgültig wo es zu finden sei. Wir vermögen auch nicht anzugeben, in wieviel Gruppen die Auswandernden Bessarabien und Südrußland verließen. Doch können wir wenigstens streckenweise das

---

[56]) Kirchenbuch Jassy.
[57]) Familienbuch der Baptistengemeinde Katalui.
[58]) Pfarrarchiv Plojescht. Über Lebensgeschichte und Bedeutung dieses um das Dobrudschadeutschtum wohlverdienten Mannes vgl. TRÄGER, a. a. O., S. 40 f. und 52 ff.
[59]) Kirchenbuch Jassy.
[60]) Familienbuch der Baptistengemeinde Katalui.
[61]) Kirchenbuch Jassy.
[62]) Familienbuch der Baptistengemeinde Katalui.
[63]) Pfarrarchiv Plojescht.
[64]) Kirchenbuch Jassy.
[65]) Pfarrarchiv Plojescht.
[66]) Familienbuch der Baptistengemeinde Katalui.
[67]) Familienbuch der Baptistengemeinde Katalui.
[68]) Ebenda.
[69]) Ebenda.

Schicksal von sieben Gruppen verfolgen, da sich, hauptsächlich in Kirchenbüchern Spuren eines vorübergehenden Aufenthaltes nachweisen lassen. Zwei von ihnen haben sich sofort in die Dobrudscha gewandt. Die erste verbrachte den Winter 1841 auf 1842 in dem unweit von Brăila an einem Nebenarm der Donau gelegenen Städtchen Matschin und ließ sich im folgenden Frühjahr in dem von Türken bewohnten Dorfe Akpunar nieder[70]).

Die zweite Gruppe, aus den von katholischen Siedlern bewohnten Kolonien Landau, Karlsruhe, Sulz, Speyer und Rastatt stammend — es sollen 20—25 Familien gewesen sein — gründete im Jahre 1843 das 7 Kilometer östlich von Tultscha gelegene Dorf Malkotsch; die erste, am 1. November 1847 aufgestellte Gemeindeliste weist 28 Familien mit 134 Seelen aus[71]).

Eine dritte Gruppe läßt sich vom Ausgang des Jahres 1842 in oder bei Jassy in der oberen Moldau feststellen. Nur die Kirchenbücher der evangelischen Gemeinde dieser Stadt geben uns Kunde von dieser bis in das Jahr 1846 reichenden Niederlassung, durch die die Seelenzahl dieser Gemeinde sich um rund 100 vermehrt haben soll. Die erste Eintragung einer Taufe finden wir am 25. Dezember 1842; für das Jahr 1843 sind zwei Taufen vermerkt; in den Jahren 1844 und 1845 fanden je eine Taufe statt. Diese letztere wurde an einem im November 1844 zu „Iliana bei Bukarest" geborenen Kind vollzogen. Die Beerdigungen setzen mit dem 17. Januar 1843 ein; es handelt sich fast ausnahmslos um Kinderbegräbnisse, und zwar sind verzeichnet:

1843 fünf Beerdigungen,

1844 zwölf Beerdigungen, darunter die 1819 bei Warschau geborene Anna Elisabeth Rasch, geborene Freitag[72]).

1845 zwei Beerdigungen,

1846 eine Beerdigung.

Es ist demnach anzunehmen, daß im Laufe des Jahres 1845 die meisten abgewandert sind; daß jedoch einige zurückblieben, beweisen zwei im Jahre 1848 vollzogene Beerdigungen; beide Male handelte es sich um Personen, die in Bessarabien (Katzbach und Arcis) geboren waren. Die Zuwanderung aus Iliana läßt erkennen, daß innerhalb der einzelnen Wandergruppen ein Austausch stattfand, wie wir der in Jassy nachweisbaren Familie Kirchhövel (aus Tarutino stammend) in anderem Zusammenhange wieder begegnen. Wohin sich der Großteil dieser Jassyer Kolonistengruppe gewandt hat, ist nicht mehr festzustellen.

---

[70]) TRÄGER, a. a. O., S. 40.

[71]) TRÄGER, a. a. O., S. 46 f.

[72]) Nach STUMPP, Urheimat, S. 23, ist die Familie Freitag aus Polen nach Alt-Posttal ausgewandert; die einzige ebenda S. 44 nachgewiesene Familie Rasch ist 1819 aus Polen nach Arcis gekommen.

Den weitesten Weg hat die Gruppe eingeschlagen, die bis Serbien gekommen ist, späterhin sich in Tultscha niedergelassen und in einer vom 8. August 1851 datierten Eingabe dem preußischen Konsul zu Galatz darüber berichtet hat[73]). Nur einer der 26 Unterzeichner dieser Eingabe läßt sich mit Sicherheit nach seinem Heimatort feststellen; es ist Jakob Stumph, der im Jahre 1842, wie bereits erwähnt, die Kolonie Speyer verließ. Von wo die übrigen die Wanderschaft angetreten haben, läßt sich nicht mehr ausmachen; jedenfalls haben sie nicht zu den 23 Familien gehört, um die nach Angabe des Ortsamtes Friedenstal die Einwohnerschaft dieses Ortes in den Jahren 1842—1843 durch „Auswanderung nach Serbien" sich verringert hat. Ob diese Friedenstaler als eine besondere Gruppe den Weg nach Serbien eingeschlagen hat, — unsere Unkenntnis hierüber ist kein Beweis dafür, daß es nicht geschehen sei — oder ob nur die Absicht dazu bestand und der Wanderweg sie anderswohin führte, muß offen bleiben.

In der erwähnten Eingabe behaupten die Verfasser, im Jahre 1842 freiwillig aus Rußland ausgewandert zu sein, „in dem wir freye Kolonisten waren und dem Russischen Kaiser alles bezahlten und als dann keine Hindernisse mehr hatten. In dem wir noch überall die Freiheit hatten, zu reisen, wohin wir wollten." Sie seien auf den Ruf des Fürsten MILOSCH nach Serbien gegangen; „aber wie wir ankamen, war der Fürst Milosch abwesend, wir konnten nicht solange warten bis zur Zurückkunft des Fürsten Milosch". Hierzu ist zu bemerken, daß Fürst Milosch von Serbien im Jahre 1839 zur Abdankung gezwungen wurde; ihm folgte sein Sohn MICHAEL, der jedoch im September 1842 gleichfalls zum Thronverzicht genötigt wurde. Mit der erwarteten, doch noch verzögerten Rückkehr des Fürsten Milosch sind die mehrfachen und sehr bald unternommenen Versuche gemeint, dem entthronten Fürsten die Herrschaft zurückzugewinnen. Es liegt hier außerdem eine Verwechslung von Vater und Sohn vor. „Als dann reißten wir zurück nach Bukarest; indem wir aber auch in Bukarest keinen auffenthalt hatten. So machten wir die Reise nach Tultza (!) und wohnen allhier Sieben Jahre." Die Niederlassung in dieser Stadt erfolgte also im Jahre 1844; dies wird auch durch die Nachricht bestätigt, die Gründung der katholischen Kirchengemeinde zu Tultscha sei im Jahre 1844 durch 45 Familien erfolgt[74]). Infolgedessen beruht die in der Eingabe gemachte Angabe: „Im Fünf und im Sechsundvierzigsten Jahre sein wir in die Türkey gekommen" auf einem Gedächtnisfehler.

Der Zweck dieser Eingabe war die Klage, daß den Unterzeichnern bei

[73]) Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 81, Konstantinopel XI, 50.

[74]) ANTON DURCOVICI, Istoria parohiei catolice din Tulcea (Revista Catolică, Jg. 3, Bukarest 1924), S. 120 ff.

ihrer Niederlassung in Tultscha die Pässe abgenommen worden seien, so daß sie als Rajahs betrachtet würden, wogegen sie sich unter preußischen Schutz zu stellen wünschten. Zur Untersuchung der vorgetragenen Angelegenheit begab sich der preußische Konsul von Galatz nach Tultscha, wo er zunächst feststellte, daß von den Unterzeichnern der Eingabe fünf aus Preußen, zwölf aus dem damals französischen Elsaß, zwei aus Baden, einer aus Württemberg und einer aus Russisch-Polen stammten; drei wußten die Herkunft ihrer Väter nicht mehr anzugeben.

Dem ihm vorgetragenen Wunsche konnte der Konsul aus staatsrechtlichen Gründen nicht entsprechen, da durch die erfolgte Auswanderung die heimatliche Staatszugehörigkeit aufgegeben sei; selbst die aus Preußen Gebürtigen hätten keinen Anspruch mehr auf den Schutz dieses Staates; es käme für alle höchstens eine nichtamtliche Vertretung ihrer Interessen bei den Landesbehörden in Frage. Wirtschaftlich waren die in Tultscha ansässig Gewordenen in den sieben Jahren ihres dortigen Lebens vorwärts gekommen; wenn auch nur als Fuhrleute oder Taglöhner arbeitend, waren sie doch in den Besitz eigener Häuser gelangt, die im Süden der Stadt gelegen ein eigenes Quartier, die sogenannte deutsche Mahala (Vorstadt) bildeten, jedoch einen recht bescheidenen Eindruck machten[75]). Zuwanderung, die sich jedoch nicht allein auf südrussische Kolonisten beschränkte, ließ die Zahl der deutschen Bewohner Tultschas so anwachsen, daß sie im Jahre 1856 auf 100 Familien geschätzt wurde[76]).

Unsere Kenntnisse über eine weitere Gruppe verdanken wir den Kirchenbüchern der evangelischen Gemeinde zu Bukarest. Die erste in ihnen sich findende, auf Kolonisten sich beziehende Eintragung finden wir am 4. Oktober 1842; hier handelte es sich um eine Trauung, bei der als Heimatsort des Bräutigams „aus Rußlands Colonien" angegeben war. Da als Trauzeuge ein in Bukarest ansässiger deutscher Bierbrauereibesitzer genannt ist, so liegt die Annahme nahe, dieser sei des Bräutigams Arbeitgeber gewesen.

Die erste Taufe finden wir am 25. März 1845 als „auf dem Landgut des Odobescu" vollzogen, eingetragen; ihr folgten im gleichen Jahre noch zehn weitere. Im Jahre 1844 werden sieben Taufen ausgewiesen, im Jahre 1845 deren zwei und 1846 deren drei. An Trauungen begegnen uns außer der bereits erwähnten im Jahre 1843 sieben; in den Jahren 1844 und 1845 haben keine Kolonistentrauungen stattgefunden; die im Januar 1846 vollzogene nennt als Beruf des Bräutigams Zimmermann, die Herkunft wird mit „Colonist aus Rußland" bezeichnet und als Trauzeuge erscheint der bereits erwähnte deutsche Brauereibesitzer. Beerdigungen sind auffallenderweise

---

[75]) Wilhelm Hamm, Südöstliche Steppen und Städte. Frankfurt a. Main 1862, S. 48.

[76]) C. Allard, Souvenirs d'Orient. La Bulgarie orientale, Paris 1864, S. 105.

nur für das Jahr 1846 verzeichnet; die letzte trägt das Datum des 12. Juni 1846. Da der Kinderreichtum der Kolonistenfamilien durch eine hohe Kindersterblichkeit, wie sich schon bei dem Blick auf die Eintragungen im Kirchenbuch der evangelischen Gemeinde zu Jassy ergab, wieder ausgeglichen wurde, so ist anzunehmen, daß vom Jahre 1842 an die verstorbenen Kinder durch einen Bauern beerdigt wurden, da der Wohnort der Kolonisten in beträchtlicher Entfernung von Bukarest sich befand. Wenn späterhin Kinder in Bukarest begraben wurden, so ist anzunehmen, daß die Eltern in die Stadt gezogen waren und hier Arbeit gefunden hatten.

Es darf aus allen diesen Angaben geschlossen werden, daß bis Ende des Jahres 1845 der Großteil der Kolonisten ihre bei Bukarest gelegenen Siedlungen wieder verlassen hat.

Wir haben nunmehr festzustellen, um welche Ortschaften unweit von Bukarest es sich handelt, in denen diese Gruppe sich niederließ. Nachrichten darüber sind nur in den Kirchenbüchern der evangelischen Gemeinde zu Bukarest enthalten.

Die erste Taufe wurde „auf dem Landgut des Odobescu" vollzogen, das, wie eine spätere Eintragung besagt, Kaleretz hieß. Das heute diesen Namen tragende Dorf, 40 km östlich von Bukarest gelegen, ist im Jahre 1843 von dem Oberst Odobescu geschaffen worden[77]); wir haben daher anzunehmen, daß der Anstoß dazu von den Land und Arbeitsmöglichkeit suchenden deutschen Bauern ausging. Diese haben ihrer Dorfgründung den Namen „Alexandertal" gegeben, wohl nach dem 1834 geborenen Sohne des Besitzers von Kaleretz[78]); er wird mit seiner Schwester auch einmal als Pate eines Siedlerkindes angeführt. Ob irgendwelche Abmachungen zwischen ihnen und dem Gutsherrn bestanden, ist unbekannt.

Die zweite Ortschaft, die für wenige Jahre zur Heimstadt deutscher Bauern wurde, ist Balotescht, 25 km nördlich von Bukarest gelegen. Der Aufenthalt hier muß ihnen anfangs gut gefallen haben, denn sonst hätten sie ihr wohl kaum den Namen Freudenhain beigelegt. Irgendwelche Einzelheiten über Lebensmöglichkeit und wirtschaftliche Aussichten fehlen auch hier gänzlich.

Verhältnismäßig am ausführlichsten sind wir über jene Wandergruppe unterrichtet, die auf dem 7 Kilometer östlich von Plojescht gelegenen Landgut Bertschen in der Hoffnung sich niederließ, hier die neue Heimat gefunden zu haben. Sie soll aus rund 80 Familien bestanden haben. Daß diese an dauernden Aufenthalt dachten, ergibt sich aus ihrer Bereitwilligkeit,

---

[77]) C. ALESSANDRESCU, Dicţionar geografic al judeţului Ilfov (Erdkundliches Wörterbuch des Bezirkes Ilfov). Bukarest, S. 104.

[78]) ALEXANDER ODOBESCU ist in der rumänischen Literaturgeschichte als feinsinniger Novellendichter bekannt.

zusammen mit den in Plojescht ansässigen Glaubensgenossen eine Kirchengemeinde zu gründen und einen Pfarrer zu berufen. Denn die hier wohnhaften Evangelischen waren ihrer geringen Anzahl wegen nicht imstande, die mit der Anstellung und Unterhaltung eines Pfarrers verbundenen Unkosten aus eigener Kraft zu bestreiten. So kam es im August 1843 auf Empfehlung des Pfarrers der reformierten Gemeinde zu Bukarest, Emmerich Schückey, zur Anstellung des aus Groß-Lasseln in Siebenbürgen stammenden Michael Ehregott Homm, der in Bukarest als Lehrer in einem Erziehungsinstitut tätig war. Er hat über seine Tätigkeit, auch deren finanzielle Seite wie über das Schicksal seiner Gemeinde späterhin im Kirchenbuch folgende Aufzeichnung gemacht: „Die Kolonisten verpflichteten sich, mir pro Familie jährlich 1 Dukaten und für eine Leiche, Kopulation oder Taufe wieder 1 Dukaten zu zahlen, ferner mir den Grund von 10 Pogon[79]) Ackererde und 10 Pogon Wiese, welche der Grundherr geben sollte, zum Bearbeiten und Mähen zu geben. Der Grundherr, Costaki Kretzulescu, machte sich noch verbindlich, alljährlich außer den 20 Pogon Grund noch 1000 Piaster und 6 Klafter Brennholz zu spenden. Dazu sollte er in dem Dorfe, welches die Kolonisten auf seinem Gute bauen sollten, und welches für alle Zeit den Namen Blumendorf führen sollte, eine kleine Kirche, Schule und Pfarrhaus aus eigenen Mitteln bauen lassen — die Kolonisten sollten dabei Handlangerdienste leisten — und ich hatte die Verpflichtung, jeden zweiten Sonntag Gottesdienst zu halten, was unter schwierigen Verhältnissen geschah, da vorläufig weder in Plojescht noch in Bertschen hinreichende Lokale zur Abhaltung von Gottesdiensten vorhanden waren. Ich mußte unter Gottes freiem Himmel, bei Sonnenschein und Regen das heilige Amt verrichten. Der Anfang war gemacht und versprach einen gesegneten Erfolg. Doch die Kolonisten gerieten mit ihrem Grundherrn in Uneinigkeit; sie erklärten nicht länger in Bertschen bleiben zu wollen, weil er seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen sei, andere Bojaren suchten sie durch bessere Bedingungen zu verführen. Sie verließen — alles Zureden half nichts — nach einem halben Jahre Bertschen; der größere Teil kam nach Plojescht, der Rest zerstreute sich hin und her. In der Stadt verdienten sie sich durch Fuhrlohn und andere Arbeiten ihr tägliches Auskommen durch eineinhalb Jahre hindurch, bis auch sie Plojescht verließen und sich in der Gegend von Brăila ansiedelten."

Ehe dies geschah, hielt sich ein Teil von ihnen in dem 12 Kilometer nördlich von Fetescht gelegenem Dorfe Borduschan auf; unweit von Brăila vereinigten sie sich mit ihren Stammes- und Schicksalsgenossen, die in der Nähe von Bukarest Siedlungsversuche gemacht hatten. Hier ihr Glück

[79]) 1 Pogon = ½ Hektar.

zu versuchen, hatte seinen Grund darin, daß hier bereits seit einigen Jahren eine von Auswanderern gegründete Ortschaft bestand. Sie führte den Namen Jakobsonstal zu Ehren des Gouverneurs von Brăila, Oberst ARNOLD VON JAKOBSON, der, selbst evangelisch und als „un homme pieux“[80]) bezeichnet, die Gründung der genannten Ortschaft ermöglicht hatte. Wir besitzen über die Erstlingszeit dieser Ortschaft eine aus Galatz stammende Zeitungskorrespondenz folgenden Inhalts[81]): „Es wird Ihnen bekannt sein, daß vor etlichen Jahren eine Zahl deutscher Kolonisten unter mancherlei Vorwänden aus Rußland auswanderten und dann anfingen, in der Walachei, Moldau und Bulgarien ein ächt vagabundierendes Leben, das dem deutschen Namen nur Schande machte, zu führen. Die von einem besseren Geiste Beseelten dieser Kolonisten fanden aber bald durch die menschenfreundliche Bemühung des Brailaer Gouverneurs, Herrn von Jakobson, eine ruhige Stätte in der Nähe des Hafens von Brăila. Es wurde dort ein Dorf — Jakobsonsthal genannt — gegründet, dessen Einwohner bereits anfangen, die wohltätigen Früchte dieser Niederlassung, die sie bloß Herrn von Jakobson zu danken haben, zu genießen. Verbleiben diese Leute arbeitsam, so ist ihnen in Kurzem ein ziemlicher Wohlstand gesichert, da die Nähe des Hafens und der Stadt Brăila ihnen nicht nur einen bedeutenden Absatz ihrer Feld- und Gartenerzeugnisse verspricht, sondern sie die von dem Feldbau zu erübrigende Zeit zu Tagarbeiten in dem Hafen, die sehr gut bezahlt werden, benützen können. Es wäre wünschenswerth, wenn auch andere deutsche und womöglich bemittelte Auswanderer, statt nach Amerika zu übersiedeln, ihre Wohnsitze an den Ufern des untern Isther aufschlügen, besonders auf den Domänen des Fürstenthums, die alle an der Donau liegen und wo ihnen seitens der humanen walachischen Regierung gewiß auf das Bereitwilligste entgegengekommen werden würde, da es eine der eifrigsten Sorgen dieses Gouvernements ist, dem Ackerbau und der Viehzucht unterstützend unter die Arme zu greifen.“

Die Absicht des Gouverneurs, den Prediger HOMM nach Jakobsonstal zu berufen, schlug fehl, da dieser es vorzog, in Plojescht zu bleiben. Dagegen benutzte Jakobson die zeitweilige Anwesenheit des aus der Schweiz ge-

---

[80]) Mémoires de l'évêque F. L. BUGNION, ou les douze Cents paragraphes d'un sacerdote de trente ans. Genève 1876, S. 18. Über ARNOLD VON JAKOBSON vgl. meine Skizze in: Deutscher Kalender für Rumänien 1936. S. 92 ff. Er ist wahrscheinlich dänischen Ursprungs, jedenfalls war er nicht Balte, wie vielfach angenommen wurde. Im Jahre 1807 trat er in die russische Armee ein; seine in den Freiheitskriegen bewiesene Tapferkeit wurde mit dem preußischen Orden „Pour le mérite“ belohnt. Im Jahre 1832 wurde er in die Dienste des Fürstentums Muntenien (Walachei) übernommen. Einige Jahre war er Flügeladjutant des Fürsten. 1841 zum Gouverneur von Brăila ernannt, starb er als solcher im Jahre 1850.

[81]) Siebenbürger Wochenblatt vom 1. März 1846.

bürtigen Pfarrers BUGNION, um den deutschen Siedlern Gottesdienst halten zu lassen. Wann dies geschah, läßt sich aus dessen Aufzeichnungen nicht entnehmen[82]).

Als Datum der ersten Taufe verzeichnet das Kirchenbuch der Gemeinde Jakobsonstal den 12. April 1843; ihr folgen in dem gleichen Jahre noch zwei. Da dieses Buch ganz offensichtlich erst später angelegt ist, so besteht keine unbedingte Sicherheit, daß die Eintragungen vollzählig sind. Es sind verzeichnet:

für das Jahr 1844 . . . . . 4 Taufen,
für das Jahr 1845 . . . . . 1 Taufe,
für das Jahr 1846 . . . . . 1 Taufe,
für das Jahr 1847 . . . . . 9 Taufen; zu diesen 9 sind noch ebensoviele hinzuzurechnen, die einer der beiden Geistlichen der evangelischen Gemeinde zu Bukarest bei Gelegenheit eines Besuches in Jakobsonstal vollzogen und in das Kirchenbuch seiner Gemeinde eingetragen hat. Da also im Jahre 1847 18 Taufen erfolgten, so scheint es nicht recht glaublich, daß in den beiden vorhergegangenen Jahren nur je eine Taufe — und da diese stets kurze Zeit nach der Geburt erfolgte — nur je eine Geburt erfolgt sei; zumal da wir wissen, daß gerade in diesen beiden Jahren durch Auflösung der bei Bukarest und Plojescht gelegenen Siedlungen eine stärkere Zuwanderung nach Jakobsonstal stattgefunden hat. Aber dieser Mangel an genauen Angaben ist bezeichnend für den unfertigen Zustand, in dem die Kolonie sich befand, aber auch für den Mangel an einer Persönlichkeit, die auch in diesen Dingen auf Ordnung sehen konnte. Als Lehrer, der auch Amtshandlungen vollzog, wird uns in einem alten Taufschein für das Jahr 1849 der Bauer PAUL TIMM genannt, der uns im Jahre 1844 durch eine Eintragung im Kirchenbuch der evangelischen Gemeinde zu Jassy als aus La Fère-Champenoise oder Alt-Elft, wie dieser Ort von den Bessarabiern gemeinhin bezeichnet wurde, stammend bezeugt ist. Doch muß der Zuzug aus Jassy nach Jakobsonstal gering gewesen sein; die meisten der uns begegnenden Namen kennen wir durch Eintragungen in den Kirchenregistern zu Bukarest und Plojescht. Jakobsonstal hat für die Geschichte der Dobrutschadeutschen besondere Bedeutung gewonnen, da von hier aus mehrfache Einwanderungen in die Dobrudscha stattgefunden haben. So ist es mehr Durchzugsort als Heimat gewesen. Aber jeder durch Abwanderung entstandene Bevölkerungsverlust ist durch Zuzug wieder wettgemacht worden, so daß dieses Dorf bis

---

[82]) Une colonie entière d'agriculteurs luthériens s'était même formée dans le voisinage. — On voulut utiliser ma présence pour ouvrir et organiser un culte régulier, auquel assisterraient le gouverneur et un couple de consuls, celui d'Angleterre en particulier, afin d'imprimer à cette solemnité un caractère officiel; et ainsi fut. BUGNION, a. a. O., S. 18.

zu der im November 1940 erfolgten Umsiedlung nach Deutschland bestanden hat. Dies ist um so auffallender, als die wirtschaftlichen Lebensbedingungen die denkbar schlechtesten waren. Jakobsonstal lag unweit der Einmündung des Sereth in die Donau und die tief liegenden Felder waren fast alljährlich Überschwemmungen ausgesetzt. Dazu kam, daß die deutschen Einwohner von Jakobsonstal auf Pachtland saßen und zu eigenem Landbesitz nicht gekommen sind. So verständlich es ist, daß diese ungünstigen Lebensbedingungen zur Abwanderung zwangen, so schwer ist es zu begreifen, daß durch hundert Jahre hindurch immer wieder deutsche Bauern ihre Arbeitskraft für eine so wenig aussichtsreiche Lebensmöglichkeit eingesetzt haben[83]).

Die erste größere Abwanderung hat wohl im Spätherbst 1846 stattgefunden; sie ging nach Acpunar, wo ja bereits deutsche Bauern siedelten. Vom 8. Februar 1847 ist das Taufbuch datiert, das der Bauer ADAM KÜHN anlegte[84]). Mindestens 30 Familien lassen sich dadurch als in Acpunar wohnhaft feststellen. Aber der Aufenthalt in Acpunar dauerte nicht lange, da die gesamte Gruppe im Sommer 1848 weiter östlich mitten in dichtem Walde die Ortschaft Atmadscha erbaute. „Man konnte es mit den Türken zusammen nicht mehr aushalten", so erfuhr PAUL TRÄGER von einer alten Frau, die als junges Mädchen noch in Acpunar gelebt und den Auszug selbst mitgemacht hatte[85]).

Der unter den Kolonisten von Acpunar wie unter allen deutschen, aus Bessarabien und Südrußland gekommenen Bauern herrschende Sinn für kirchliche Ordnung, von der das erwähnte Taufregister Zeugnis ablegt, tritt uns auch in dem Ersuchen entgegen, das sie an den in Konstantinopel wohnhaften Missionar SCHAUFLER, der ihnen aus Südrußland bekannt war, richteten, er möge sie unbedingt und baldigst besuchen oder einen ihm bekannten Geistlichen zur Reise nach Acpunar veranlassen. Da Missionar Schaufler nicht in der Lage war, dieser Einladung Folge zu leisten, so wandte sich auf sein Ansuchen die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel mit Brief vom 20. Mai 1848 an das preußische Konsulat zu Jassy, es möge von Bukarest oder Jassy ein Geistlicher dorthin entsendet werden. Erst nach Jahresfrist, am 20. Juni 1849, teilte das preußische Konsulat in Bukarest nach Konstantinopel mit, Pfarrer NEUMEISTER, Bukarest, sei bereit, im Zusammenhang mit einer bevorstehenden Reise nach Brăila auch Acpunar aufzusuchen. Dies alles wurde hinfällig, da seit dem Frühjahr 1849 in Atmadscha ein Pfarrer angestellt war.

---

[83]) Vgl. hierzu BERNHARD CAPESIUS, Versprengtes Deutschtum. In: Deutscher Kalender für Rumänien 1938, S. 34 ff.

[84]) Nachbildung des Titelblattes bei TRÄGER, a. a. O., S. 41.

[85]) TRÄGER, a. a. O., S. 41 f.

Wir kehren nach Jakobsonstal zurück. Ihren großen Tag hatte diese deutsche Siedelung im Sommer 1857, als Prinz ALBRECHT VON PREUSSEN, von einer Reise zur Besichtigung der Schauplätze des Krimkrieges heimkehrend, nach Galatz kam und einen Abstecher nach dem einsamen, in fremde Umgebung eingebetteten deutschen Dorfe machte, das mit preußischen Fahnen geschmückt war. Der Bruder des Prinzen, König FRIEDRICH WILHELM IV., schenkte daraufhin der Gemeinde eine Altarbibel, auf deren Vorsatzblatt er als Widmung die Worte einzeichnete:

Der Evangelischen Gemeinde zu Jacobsonsthal bey Brăila
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.
Charlottenburg, 18. September 1857.

Etwa gleichzeitig erhielt die Gemeinde auf Veranlassung des Pfarrers Neumeister eine in Bukarest gegossene kleine Glocke als Geschenk des Gustav-Adolfvereins.

Das gleiche Jahr 1857 brachte aber auch eine besonders verhängnisvolle Überschwemmung; die Folge war, daß im nächsten Frühjahr eine neue Abwanderung einsetzte, die wieder in die nördliche Dobrudscha führte. In Katalui und Tschukurowa boten sich neue Ansiedlungsmöglichkeiten.

IV.

Nächst Malkotsch ist Atmadscha die zweite deutsche Siedlung in der Dobrudscha, die von dauerndem Bestand war. Sie entstand durch Umsiedlung der in Acpunar einige Jahre hindurch ansässig gewesenen Kolonisten und mehrte sich durch Zuzug aus Jakobsonstal. Die Überlieferung nennt den Monat August 1848 als Datum der Dorfbegründung. Laut dem noch in Acpunar angelegten Verzeichnis der Taufen ist die letzte derartige Amtshandlung am 4. Juli 1848 vollzogen worden; dann ist zwischen die Linien der Vermerk eingeschoben „Admadza(!) den 9. Oktober 1848". So wird die Überlieferung auf richtiger Erinnerung beruhen.

Das Dorf wurde in dichtem Walde auf hügeligem Boden angelegt und es kostete viel Schweiß, bis durch Rodung die nötigen Hofplätze und das erforderliche Ackerland gewonnen waren; wie sehr jedoch die aufgewandte Mühe lohnte und die Bauern wirtschaftlich vorwärts kamen, beweist der Bericht, den der Konsul König (Galatz) über seinen dem Dorfe Atmadscha im August 1852 abgestatteten Besuch dem Ministerium des Auswärtigen in Berlin vorlegte: „Sie, die vor vier Jahren von Allem entblößt hier ankamen, haben jetzt Haus und Hof, einen reichlichen Viehstand und schon fangen sie an, einen Teil des geernteten Getreides zu verkaufen"[86]). Ähnlich günstig äußerte sich im Jahre 1858 ein deutscher Reisender ebenfalls auf

[86]) Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 81. Konstantinopel XIX, 50.

Grund eigener Beobachtung über die wirtschaftlichen Aussichten der Bewohner von Atmadscha[87]).

In diesem Orte waren die Bauern ganz unter sich, konnten einen der Ihrigen zum Schulzen wählen, der in dieser Eigenschaft auch von den türkischen Behörden bestätigt wurde[88]) und schritten schon im Frühjahr 1849, da sie in ihrer Gesamtheit evangelisch waren, zur Anstellung eines Geistlichen, wodurch der Bau eines einfachen Bethauses und einer Pfarrwohnung, der den augenblicklichen Verhältnissen entsprechend recht bescheiden ausfiel und schon nach zehn Jahren baufällig war, notwendig wurde. Den geistlichen Dienst übernahm JOHANN BONEKEMPER[89]), aus dem Rheinland gebürtig. Er hatte seine Ausbildung im Seminar der Baseler Missionsanstalt genossen, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh.s für die neuentstandenen deutschen Kolonien in Südrußland und Bessarabien eine stattliche Reihe von Pfarrern gestellt hat. So war Bonekemper von 1824 bis 1848 Pfarrer des Kirchspiels Rohrbach (Gouvernement Cherson) gewesen und hatte hier eine tiefgreifende Wirksamkeit entfaltet, die unter dem Namen „Stundismus" auf die umwohnenden Ukrainer übergriff[90]).

Eben diese Ausstrahlung evangelischer Verkündigung in die der herr-

---

[87]) WILHELM HAMM, Südöstliche Steppen und Städte. Frankfurt a. Main 1862, S. 58 f.

[88]) Der betreffende Erlaß lautet nach der im Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 81, Konstantinopel XI, 50, befindlichen Übersetzung:

1. „Der Vorsteher der protestantischen Untertanen der Hohen Pforte hat vermittels untertänigster Unterlage bei der Hohen Pforte eingegeben, daß die Protestanten, die das zur Gerichtsbarkeit von Babadag gehörige Dorf Admadscha bewohnen, bis jetzt keine obrigkeitlich bestätigte Gerichtsperson gehabt haben, die ihren Gemeinwesen vorstände und daß dieselben durch Stimmenmehrheit als Vorsteher ihrer Gemeinde einen Mann namens Adam Kühn aus ihrer Mitte gewählt haben und hat um dessen Bestätigung untertänigst nachgesucht. Da es nun der allbekannte Wunsch Sr. Majestät ist, daß alle Untertanen, die sich unter seinem Schutz befinden, welcher Weise und Standes sie immer seien, gleiche Sicherheit und Frieden genießen sollen, so wird ihnen hiermit kundgetan, daß der von den besagten Protestanten in Admadscha erwählte Adam Kühn, den sie zu ihrem Vorsteher eingesetzt haben, damit derselbe über ihre Interessen wache, hiermit bestätigt ist und es wird zugleich befohlen, daß derselbe den Hara Haradsch und andere gesetzliche Abgaben einzusammeln und der bezüglichen Behörde zuzustellen habe. Im Monat Sefer 13 des Jahres 1268 der Hedschra."

[89]) Vgl. meine Arbeit: Mission und Erweckung unter den Rußlanddeutschen vor 100 Jahren. Aus dem Leben des Baseler Missionars Johann Bonekemper. In: Evangelisches Missions-Magazin. Stuttgart, Neue Folge 81, Jg. 1937, Heft 1, S. 10—18; Heft 2, S. 49—57.

[90]) Vgl. Religion in Geschichte und Gegenwart, 2. Auflage. Tübingen, Bd. 4, Sp. 2163 (Russische Sekten), und Bd. 5, Sp. 863 (Stundismus); HANS KOCH, Der Protestantismus bei den Slawen. In: Deutsche Blätter aus Polen, Jg. 1929, S. 593 ff.

schenden orthodoxen Kirche zugehörigen Landeseingeborenen wurde der Anlaß, daß Bonekemper im Spätherbst 1847 um seine Entlassung einkommen mußte, die im Frühjahr 1848 genehmigt wurde. In Atmadscha fand er ein Jahr darauf neue Arbeit und Lebensmöglichkeit. Doch nahm seine Wirksamkeit schon im Jahre 1853 infolge von Gegensätzen, die zwischen ihm und seinen Kirchenkindern ausgebrochen waren, ein unerwünschtes Ende.

Durch den im Frühjahr 1858 erfolgten Anschluß an die vom Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin geleitete evangelische Landeskirche der acht älteren preußischen Provinzen kam die Gemeinde in geregelte Verbindung mit einer Oberbehörde und damit zu der für sie notwendigen Ordnung. Dies war um so förderlicher, als in jener Zeit sowohl in Tschukurowa und Katalui (7 Kilometer östlich und 35 Kilometer nordöstlich von Atmadscha gelegen) sich zwei neue deutsche Siedlungen gebildet hatten durch neue Einwanderung aus Rußland und Zuzug aus Jakobsonstal. Die zur Berechnung der Pfarrgehaltsbeiträge aufgestellten Listen weisen für Atmadscha 57 Familien und für Tschukurowa 10 Familien aus, zu denen noch 15 aus Jakobsonstal zugewanderte Familien kommen[91]). Über Katalui im Frühjahr 1858 besitzen wir folgende Schilderung: „Es wohnen etliche vierzig Colonistenfamilien hier; alle sind vordem in Bessarabien ansässig gewesen; bei Ausbruch des Krimkrieges hätten sie sich zur Auswanderung entschlossen aus Furcht, russische Unterthanen werden zu müssen und zur Militärpflicht gezogen zu werden. Mit hübschen Ersparnissen zogen sie nach der Dobrudscha; allein gerade hierher wälzte sich auch der Krieg und sie behaupteten, dabei fast um Alles gekommen zu sein. Da packten sie wieder auf und kehrten nach Rußland zurück. Allein nunmehr wollte man sie dort nicht mehr aufnehmen. Jahrelang zogen sie hin und her und schlugen sich durch, so gut es ging; endlich machte die russische Regierung, die wirklich ungemein viel für ihre Colonisten thut, diesem Ziegeunerleben ein Ende, unterstützte sie mit Geld und Lebensmitteln und schaffte sie auf ihre Kosten wiederum zurück in die Dobrudscha . . . In der Türkei wurden die armen Leute gut aufgenommen und es ward ihnen freigestellt, sich anzusiedeln, wo sie wollten. Nach reiflicher Wahl entschieden sie sich für Katalui. Der Boden sei hier gut, der Acker nicht zu weit entlegen . . . Weide für ihr Vieh haben sie zur Genüge, an Brennmaterial fehlt es nicht . . . Die Haupt-

[91]) Auf dem Grabstein eines noch in Jakobsonstal geborenen Einwohners von Tschukurowa fand ich folgende Inschrift:

„Hierher hat verpflanzt vor Jahren
sie der deutschen Kolonisten Hand;
sie sind die Pioniere und Vorfahren,
die uns schufen für ein neues Vaterland."

noth ist der Wassermangel; Quellen und Bäche gibt es nicht und die Brunnen müssen sehr tief gegraben werden . . .[92])".

Es wurde mit dem Vorort Atmadscha ein Kirchspiel gegründet, zu dem die evangelischen Bewohner sowohl der erwähnten beiden Dörfer als auch der Städte Tultscha und Ismail gehörten. Namentlich in erstgenannter Stadt hatten sich in erheblicher Anzahl evangelische Deutsche niedergelassen, an ihrer Spitze der in türkischen Diensten als „Direktor des technischen Etablissements der europäischen Donaukommission" stehende Oberst VON MALINOWSKI, ein „etwas beleibter graublonder Herr, dem man trotz der türkischen Uniform und des nach hinten gerückten Fes sofort ansah, daß gutes deutsches Blut in seinen Adern floß[93])". Im Sommer 1858 traf der erste vom evangelischen Oberkirchenrat in Berlin entsendete Pfarrer, RICHARD KÜHN, in der Dobrudscha ein[94]); zwei Jahre darauf wurde der Entschluß gefaßt, in Atmadscha eine der Größe der Gemeinde entsprechende Kirche zu erbauen; zu einer Durchführung gab ein Ferman des Sultans die erforderliche Genehmigung[95]).

Dieses nach mancherlei Enttäuschung unter viel Arbeit aufgebaute und verhältnismäßig gesicherte Leben waren die Bauern im Frühjahr 1861, als die Kirche bis zum Dachstuhl vollendet war, bereit aufzugeben, um in das südliche Bessarabien überzusiedeln, das durch Beschluß des Pariser Kongresses in rumänischen Besitz übergegangen war. Dort sollten zwei bisher von Bulgaren bewohnte Dörfer, Taschpona und Kalautschak, durch deren Abwanderung leer geworden sein.

Gerüchtweise verlautete, die türkische Regierung beabsichtige, an Stelle des bisher von ihren christlichen Untertanen gezahlten Soldatengeldes diese zum Heeresdienst einzuziehen — „und natürlich, ehe die Deutschen türkische Soldaten werden, verlassen sie lieber das Land[96])". Ein anderes Gerücht besagte, der Sultan habe ein Gesetz erlassen, daß, wenn ein Mann sterbe, ohne einen Sohn zu hinterlassen, der Staat seine ganze Hinterlassenschaft nehmen werde, so daß Witwen und Töchter gänzlich verarmen würden.

Auf Pfarrer KÜHNS Bitte, diese Gerüchte auf ihre Stichhältigkeit zu

---

[92]) WILHELM HAMM, a. a. O., S. 55 f.

[93]) HAMM, a. a. O., S. 46. Vgl. auch PETERS, Reisebriefe eines deutschen Naturforschers aus der Dobrudscha. In: Österreichische Revue 1866, Heft 12, S. 236.

[94]) Über ihn siehe mein Buch: Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert. Berlin 1930, S. 98 ff.

[95]) Nachbildung und Übersetzung des von Ende Juli 1860 datierten Fermans bei HANS MEYER, Diaspora der evangelischen Kirche in Rumänien, Serbien und Bulgarien. Potsdam 1901, S. 348 f.

[96]) Schreiben des Pfarrers KÜHN an die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel vom 11. November 1861 (Geh. Staatsarchiv, Berlin, Rep. 81; Konstantinopel XI, 50).

prüfen, antwortete die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel, daß in beiden Fällen keinerlei Anlaß zu irgendeiner Befürchtung vorliege. Da jedoch, wie Pfarrer Kühn ebenfalls hatte wissen lassen, die immer stärker werdende Ansiedlung von Krimtataren in der Nähe der deutschen Dörfer lebhafte Beunruhigung verursache, so sei die türkische Regierung darauf aufmerksam gemacht worden, „wie sehr es ihren eigenen Interessen entspräche, die Niederlassung und den Bestand protestantischer Gemeinden in der Dobrudscha zu begünstigen und zu erleichtern[97])".

Die Ansiedlung der Tataren hatte allerdings viele Unannehmlichkeiten im Gefolge gehabt. Sie veranlaßte zahlreiche Russen und Bulgaren, aus der nördlichen Dobrudscha abzuwandern; die auf diese Weise leer werdenden Häuser wurden den neuen Ankömmlingen überwiesen, die zunächst aus den Vorräten der deutschen Bauern verpflegt wurden. „So hat z. B. Atmadscha im vorigen Winter über hundert Kilo Weizen für die Tataren liefern müssen, ohne bis jetzt die geringste Entschädigung. Das Dorf hat etliche fünfzig Familien Tataren im Winterquartier gehabt; es hat dann im Frühjahr für die Tataren acht Kilo Weizen aussäen und im Herbst auch ernten und dreschen müssen. Außerdem haben nur seit Neujahr dieses Jahres 45 Bauern in Atmadscha 186 Zwangsfuhren leisten müssen, wozu 368 Tage verwendet wurden. Es mußte also im Durchschnitt ein Bauer in $^3/_4$ Jahren während Saat-, Heu- und Erntezeit mehrmals acht Tage der Obrigkeit dienen. Und nur für etwa fünfzig Tage von diesen 368 Tagen ist ein Geringes, mehr Trinkgeld, gezahlt worden[98])".

So gewiß hierdurch eine schwere Last den deutschen Bauern aufgebürdet war und damit die Absicht einer Abwanderung verständlich erschien, so mußte doch die Frage aufgeworfen werden, ob wirklich in den beiden erwähnten, angeblich von ihren bulgarischen Bewohnern verlassenen Dörfern ein ungestörtes Leben winke. Die Bauern behaupteten, die denkbar besten Auskünfte zu besitzen; wer sie anzweifelte, wie z. B. Pfarrer KÜHN, hatte es mit wachsender Feindschaft der Bauern zu entgelten. Aber sowohl die preußische wie türkische Obrigkeit griffen ein, um vor übereilter Abwanderung ernstlich zu warnen. Der Verwalter des Konsulates in Galatz, BLÜCHER, unternahm eine Rundreise durch die Dörfer und seiner Meinung nach gelang es ihm, alle davon zu überzeugen, „daß es heilsamer und rathsamer für sie sei, lieber auf ihren jetzigen Ansiedlungen zu verbleiben und auszuharren als nach der Moldau überzusiedeln, wo ihnen noch ganz andere Unannehmlichkeiten bevorständen als in der Türkei".

---

[97]) Antwort der Gesandtschaft an Pfarrer KÜHN vom 10. Dezember 1861 (ebenda).

[98]) Bericht des Pfarrers KÜHN vom 11. November 1861 (Geh. Staatsarchiv Berlin).

Der Gouverneur des Bezirks, SOLYMAN BEI, bereiste ebenfalls die drei in Betracht kommenden Gemeinden und ließ ihnen außerdem folgendes Schreiben zugehen:

„Meine lieben Kinder!

Zu meinem großen Bedauern vernehme ich, daß übelgesinnte Personen Euch täuschen und Euren Angelegenheiten dadurch Schaden bringen, daß nebst anderen lügenhaften und grundlosen Reden auch vorgeben, daß alle Christen des ottomanischen Reiches sich aus ihrem Vaterlande entfernen werden.

S. Kaiserliche Majestät der Sultan, unser erhabener Herrscher und Herr, hat bei der Besteigung des glorreichen Thrones seiner Voreltern allen kundgetan, daß es sein höchster Wunsch sei, das Leben, das Gut, die Ehre und das Recht aller seiner Untertanen in dem ottomanischen Reiche zu schützen. S. K. M., der Sultan, erklärend, daß er wolle gnädig gewähren seinen Schutz und seine Huld ohne Unterschied und ohne Rücksicht allen seinen treuen Untertanen, verschiedene Religionen bekennend, hat allen seinen Beamten befohlen, diesen kaiserlichen Befehl mit der strengsten Genauigkeit und Sorgfalt zu befolgen, damit allen Untertanen seines Reiches Ruhe gegeben werde; — und auch ich, als Diener der ottomanischen Regierung, in meiner Eigenschaft als Gouverneur von Tultscha, betrachte es als meine erste Pflicht, diesen Befehl S. K. M. buchstäblich zu erfüllen und alles auszuführen, was nötig ist zur Erhaltung der allgemeinen Rechte und daß Ihr wieder Vertrauen gewinnt zu Eurer Ruhe. Euch, ihr Männer, wiederholend und Euch versichernd, alles das, was ich oben Euch erklärt habe, in Betreff des Hohen Schutzes und der Gnade S. K. M. des Sultans, welche er huldvoll bewilligt hat, benachrichtige ich Euch amtlich, daß diese Ruhestörer, welche Euch veranlassen, Euer Vaterland zu verlassen, Euch durch Lügen und falsche Vorspiegelungen hintergehen.

Ich empfehle Euch deshalb, mit Eurer Arbeit und dem Fortgang Eures Geschäftes Euch zu beschäftigen und wie seither für die Wohlfahrt unseres erhabenen Herrschers und unserer Regierung zu beten und sollte sich je eine solche Person auch vorstellen, um Euch mit gleichartigen Reden zu beunruhigen, so ersuche ich Euch, solche Personen festnehmen zu lassen und sie der Lokalbehörde zu überliefern.

Soviel mich betrifft, so seid versichert, daß ich Alles, was in meinen Kräften steht, tun werde, um Euch glücklich zu machen.

Solyman Bey
Großherrlicher Gouverneur des Paschalik Tultscha."

Letztlich blieben alle derartigen Warnungen und Mahnungen in den Wind geredet; als das Frühjahr 1862 gekommen war, packten die meisten ihr Hab und Gut und zogen ab. „Wenn der deutsche Mensch erst einmal

gewandert ist, so hat er nirgends mehr lange Ruhe.“ „Wenn einmal das Auswandern unter sie kommt, so ist kein Halten und müßten sie, um loszukommen, auch noch das Hemde ausziehen, so tun sie es und gehen ohne Hemde fort, aber fortziehen müssen sie[99])“.

Nach einem Jahre kehrten sie verarmt in ihre alten Wohnsitze zurück und waren froh, daß sie ihre Absicht, vor dem Abzuge Haus und Hof in Brand zu stecken, nicht ausgeführt hatten. Sie hatten Monate lang in der Festung Ismail gelegen; Erlaubnis zur Ansiedlung konnten sie trotz mehrfacher persönlicher Vorstellungen in Bukarest nicht erlangen.

Wenn späterhin Abwanderungen aus den drei erwähnten Dörfern stattgefunden haben, so lag der Grund in dem Landmangel, der bei dem Kinderreichtum der Dobrudschabauern sich immer wieder einstellte. Zum Teil konnte diesem Mangel durch Gründung von Tochtersiedlungen entsprochen werden; ein Teil aber suchte jenseits des großen Wassers neue Heimat.

V.

Mit diesen 7 Gruppen, deren Schicksalsweg wir stückweise haben begleiten können, ist die Zahl derer, die in der ersten Auswanderungsperiode Bessarabien und Südrußland verließen, nicht erschöpft. Da die verschiedenen Kirchenbücher während der für uns in Frage kommenden Jahre als Geburtsorte noch andere Ortschaften nennen, als wir in unserer bisherigen Darlegung aufgezählt haben, so ergibt sich, daß noch weitere Gruppen auf der Wanderschaft hierhin und dorthin gezogen sind, wobei wir uns allerdings mit sehr dürftigen Notizen begnügen müssen. Im Sommer 1843 traf Professor Koch—Bonn, gelegentlich einer Forschungsreise bei Tschernawoda „einige kleine deutsche Wagen und dabei Männer in blauen Leinwandjacken und blauen Beinkleidern“. Es waren Schwaben, die noch nirgends festen Fuß hatten fassen können. „So ziehen nun die armen Deutschen herum und suchen sich durch Fuhren und Händearbeit kümmerliches Brod zu verdienen. Nur 11 Familien war es gelungen, in Silistria ein Unterkommen zu finden[100])“.

Auch nach der Einwanderung in die Dobrudscha hat es vereinzelte Familien gegeben, die aus irgendwelchen Gründen sich von der Mehrzahl ihrer Stammesgenossen abgesondert ansiedelten. So werden von 1845 an als Geburtsorte Dekelia, Kapaklia, Bortschak, Sariot, Kischla bei Tultscha und Matschin genannt. Teilweise haben sich diese Familien späterhin in die größeren Gemeinschaften wieder eingegliedert; den kirchlichen Zusammenhang mit ihnen haben alle stets zu bewahren gesucht.

---

[99]) Aussprüche einiger Bauern zu Pfarrer Kühn. Vgl. dessen Bericht an den Evangelischen Oberkirchenrat Berlin vom 5. April 1862 und Diasporabote 1898, S. 88.

[100]) Koch, a. a. O., S. 108.

VI.

Die letzte Einwanderung in die Dobrudscha erfolgte aus der im Gouvernement Cherson unweit von Nikolajew gelegenen Kolonie Neu-Danzig. Sie hatte religiös-bekenntnismäßige Ursache. „Im Mai 1864 lösten einige Grundbesitzer in der Kolonie Neu-Danzig ... ihre Verbindung mit der lutherischen Kirche und schlossen sich der Gemeinschaft der Baptisten an[101])". Alle Bemühungen, sie zurückzugewinnen, blieben erfolglos. Da im russischen Reiche Sekten nicht geduldet wurden, so griff die Staatsgewalt ein. „Fünf der leitenden Männer der Colonie wurden nach Cherson transportiert, wo sie viel im Gefängnis zu leiden hatten. Von Cherson brachte man sie nach Odessa. Hier wurde der Fall christlichen Freunden bekannt, welche ihre Aufmerksamkeit auf eine deutsche Colonie in der Türkei, nämlich Catalui bei Tultscha richteten[102])".

Über Tultscha, wohin vier Glaubensgenossen empfohlen waren, kamen sie nach Katalui, drei von ihnen reisten schon im Dezember 1864 mit türkischen Pässen versehen, nach Neu-Danzig zurück, um die Ländereien zu verkaufen und ihre Familien abzuholen.

Der in Bukarest stationierte Baptistenmissionar LIEBIG fand bei seinem ersten in Katalui im Laufe des Herbst 1865 abgestatteten Besuche 20 Personen seines Bekenntnisses. Die erste Taufe fand daselbst am 1. November 1865 statt. Von dieser kleinen Gemeinde ging eine starke Bewegung aus, so daß Liebig schon nach etwas mehr als Jahresfrist melden konnte: „Catalui ist nun bald ganz eine Baptistenkolonie; es sind nur noch einige Familien dort, welche nicht zur Gemeinde gehören[103])".

Diese Tatsache gab ihm Veranlassung, seinen Sitz ganz nach Katalui zu verlegen, von wo aus er auch in den anderen deutschen Dörfern nicht ohne Erfolg missionierte. Im Herbst 1868 zählte die Baptistengemeinde 111 Mitglieder.

Diese Entwicklung, die innerhalb von kaum drei Jahren die Zahl der Baptisten um mehr als das Fünffache hatte anschwellen lassen, gab Veranlassung zu einer Binnenwanderung, indem die wenigen, der lutherischen Kirche noch angehörigen Familien geschlossen nach Tschukurowa umsiedelten, um den steten religiösen Auseinandersetzungen zu entgehen, durch die eine tiefe Spaltung zwischen ihnen und den Baptisten entstanden war.

So kam nach mehr als einem Vierteljahrhundert das Deutschtum in der Dobrudscha zum Abschluß der ersten Einwanderungsperiode und damit endlich zur Ruhe.

---

[101]) Missionsblatt der Gemeinde getaufter Christen, Nr. 6, Juni 1865, S. 92ff.
[102]) Ebenda.
[103]) Missionsblatt, April 1867, S. 54.

Abriß der rumänischen Byzantinistik

Von Vasile Grecu (Bukarest)

I.

Die byzantinische Forschung bei den Rumänen hat sich natürlicherweise vor allem dem Studium und der näheren Beleuchtung der verschiedensten byzantinischen Einflüsse auf die geistige Kultur des rumänischen Volkes gewidmet.

Die ersten Zeichen einer geistigen Kultur stellten sich bei den Rumänen gleich wie bei so vielen anderen Völkern zuerst auf dem religiösen Gebiete ein. Da wurden sehr früh aus der byzantinischen Literatur sei es vermittels des Kirchenslawischen oder direkt aus dem Griechischen viele religiöse Werke, besonders asketischen und erbaulichen Inhaltes, ins Rumänische übertragen. Die Bibliothek der rumänischen Akademie in Bukarest enthält unzählige Handschriften mit solchen Übersetzungen.

Ich möchte dabei das eine bemerken, daß man gewöhnlich während der Vorherrschaft der kirchenslawischen Sprache in der rumänischen Kultur die Stellung der griechischen Sprache in dem rumänischen Kirchenleben zu stark hintansetzt. Es ist doch nicht leicht vorstellbar, daß die ersten Erzbischöfe, welche vom byzantinischen Patriarchen schon seit dem 14. Jh. nach den rumänischen Ländern ordiniert wurden und im Anfang selbst Griechen waren, nicht eine gewisse Stellung dem Griechischen in der Liturgie und dem kirchlichen Leben ihrer Sprengel gesichert und sich nur mit dem vorgefundenen Kirchenslawischen ohne weiteres abgefunden hätten.

Aber nicht nur byzantinische Bücher religiösen und kirchlichen Inhaltes sind ins Rumänische übertragen worden, sondern auch solche weltlichen Charakters. Byzantinische Volksromane, wie der Physiologus, die Geschichte Alexanders des Großen, der Lehrroman von Barlaam und Joasaph, sind durch südslawische Vermittlung, dagegen die Liebesromane Aethiopica des Heliodoros, Imberios und Margarona und der Erotokritos gerade vermittels des Griechischen zu wahren rumänischen Volksbüchern geworden. Unvermittelt aus dem Spätbyzantinischen sind übersetzt und verarbeitet worden die volkstümlichen Weltgeschichten, die im 18. Jh. bei den Rumänen eine überaus große Verbreitung erfuhren und in zahlreichen dickbändigen Handschriften erhalten sind. Am Schlusse einiger solcher Handschriften einer gewissen Redaktion sind in rumänischer Übersetzung auch die dem Kaiser Basilios I. (867—886) zugeschriebenen Lehren an seinen Sohn Leon VI. angehängt worden. Zu Grund der rumänischen volkstümlichen Weltchroniken liegen die zwei spätbyzantinischen Chronographen Dorotheos von Monembasien und Mathaeus Kigala. Wie die Vorrede uns belehrt, ist

die Chronik des Dorotheos in der zum ersten Male in Venedig im Jahre 1631 gedruckten Redaktion am Hofe und im Auftrage des wissensliebenden rumänischen Fürsten PETER DES LAHMEN während dessen zweiter Regierung in der Moldau (1582—1591) in Jassy zusammengestellt und abgeschrieben worden. Der Herausgeber hat auch diese Ausgabe dem rumänischen Fürsten ALEXANDER VI., der 1623—1627 in der Walachei regierte, als dem Urneffen Peters des Lahmen, gewidmet. Es ist in der Bibliothek der rumänischen Akademie das Exemplar der Chronik des Dorotheos erhalten worden, welches von dem gelehrten und dichterisch wirkenden Metropoliten der Moldau, DOSOFTEI (1675—1686) mit Randnotizen versehen und in seinem Monumentalwerke „Leben der Heiligen" benutzt wurde. Und es gibt auch hinreichende Spuren in der altrumänischen Geschichtsschreibung, daß so mancher byzantinische Chronist und Historiker stark zu Rate gezogen und benutzt wurde.

Als aber in Rumänien die griechische Kultur zu einer gewissen Blüte gelangte und als in Bukarest und Jassy die berühmten griechischen Akademien, d. h. für die damalige Zeit Hochschulen, welche von den rumänischen Herrschern reichlichst unterstützt und gefördert waren, entstanden; als griechische Buchdruckereien gegründet wurden und als die rumänischen Herrscher mächtige und freigebige Beschützer der orthodoxen Kirche des Morgenlandes geworden waren, da wurden in Rumänien nicht nur verschiedene Kirchenbücher in allen Sprachen der griechisch-orientalischen Kirche gedruckt, sondern auch die hervorragendsten theologischen Werke der byzantinischen Literatur ediert. Dies geschah besonders in der Zeit von 1711—1821, als die rumänischen Herrscher aus den vermögenden und einflußreichen Konstantinopolitaner-Phanariotenfamilien hervorgingen. Doch schon im Jahre 1683, auf Kosten des rumänischen Herrschers DUCA (1678—1683), der auch ἀρχηγὸς πάσης Οὐκραΐνας war, d. h. im Namen des Sultans auch über die den Türken unterworfene Ukraine regierte, hat der Jerusalemer Patriarch DOSITHEOS in der Buchdruckerei im Kloster Cetăţuia (Cetatzuja) bei Jassy das Κατὰ αἱρέσεων betitelte Werk SYMEONS, des Metropoliten von Thessalonike (1410—1429), ediert, welches nicht nur die Bekämpfung christlicher Irrlehren, sondern einen wichtigen Leitfaden der Lehre und des ganzen Rituals der griechisch-orientalischen Kirche enthält. Diese Ausgabe ist eine editio princeps, welche zur Gänze in MIGNES Patrologia Graeca 155, 25—1034 wiederabgedruckt worden ist. Derselbe Dositheos veranstaltete auch eine beachtenswerte Sammelausgabe verschiedener byzantinischer theologischer Schriftsteller in drei starken Bänden; der erste Τόμος καταλλαγῆς betitelte Band erschien zwischen 1692 und 1694 in Jassy und daselbst auch der zweite: Τόμος ἀγάπης im Jahre 1698, der dritte aber Τόμος χαρᾶς im Jahre 1705 in Rîmnic-Vâlcea (in der Walachei), unter

der Leitung des dortigen Bischofs ANTIM IVIREANU. Wie die Titel schon anzeigen, sind besonders Schriften gesammelt worden, welche in der Polemik mit der katholischen Kirche zur Verteidigung der morgenländischen Orthodoxie hätten benützt werden können; und darunter sind auch Erstlingsausgaben, wie z. B. die Πρὸς τὸν αὐτοκράτορα Μιχαὴλ κεφάλαια θεολογικὰ ἕνδεκα des berühmten MICHAEL PSELLOS und der Λόγος ἀντιῤῥητικός (Erwiderungsrede) des JOHANNES EUGENIKOS gegen das Unionsdekret der Florentiner Synode, an der er zu Beginn teilgenommen, aber sie sodann heftig bekämpft hatte. Dositheos ließ diese Abhandlung in Jassy im Jahre 1694 auch selbständig erscheinen. Es sei noch bemerkt, daß im letzten Bande auch Briefe des gelehrten Patriarchen PHOTIOS, des wissensreichsten Byzantiners des 9. Jh.s, gedruckt worden sind.

Ein großer Gönner der Kultur und Literatur war der rumänische Herrscher CONSTANTIN II. BRÂNCOVEANU (1688—1714). Sein Hausarzt, JOHANNES KOMNENOS, der später Metropolit von Durostor (Silistra) geworden ist, verfaßte die erste Schilderung der Klöster des heiligen Berges Athos, welche in der Buchdruckerei des Klosters Snagov bei Bukarest im Jahre 1701 erschienen ist. Diese Beschreibung, Προσκυνητάριον τοῦ ἁγίου ὄρους τοῦ Ἄθωνος betitelt, wurde vier Jahre später von dem Begründer der griechischen Paläographie MONTFAUCON ins Lateinische übersetzt. Auch eine rumänische Übersetzung erschien im Jahre 1856 zu Bukarest. Im Auftrage und auf Kosten desselben rumänischen Herrschers, Constantin II. Brâncovean, wurden im Jahre 1691 in Bukarest von dem späteren Bischofe und Metropoliten ANTIM IVIREANU die wahrscheinlich dem gelehrten Patriarchen PHOTIOS gehörigen, dem Kaiser BASILIOS I. (867—886) aber zugeschriebenen Lehren an seinen Sohn LEON VI. herausgegeben, wobei der byzantinische Text von einer neugriechischen Übersetzung des CHRYSANTES NOTARAS begleitet ist.

Demselben Woewoden und dessen älterem Sohne ist auch die editio princeps der berühmten Πανοπλία δογματικὴ des EUTHYMIOS ZIGABENOS, oder ZIGADENOS gewidmet, die im Jahre 1710 in Tîrgovişte in der Walachei unter der Fürsorge des Metropoliten Antim Ivireanu und des Mönches METROPHANES GREGORAS und auf Kosten des Metropoliten von Durostor ATHANASIOS erschienen ist. Die Panoplie entstand im Auftrage des Kaisers ALEXIOS I. KOMNENOS (1081—1118) und enthielt die Bekämpfung von irrigen Glaubenslehren. Der die mohammedanische Lehre betreffende Abschnitt aber ist in der Tîrgovişter Erstlingsausgabe wahrscheinlich aus Rücksicht auf die Türken[1]) ausgelassen worden.

Gleichfalls in Tîrgovişte und unter Fürsorge derselben Antim Ivireanu und Metrophanes Gregoras erschien im Jahre 1715 ein geschichtlich wertvolles

[1] K. KRUMBACHER, Geschichte der Byz. Lit., 2. Aufl. München 1897, S. 84.

Werk von CHRYSANTHES NOTARAS: Συνταγμάτιον περὶ τῶν ὀφφικίων (Eine Zusammenstellung kirchlicher Ämter und Würden), welches er aus verschiedenen Quellen, die noch nicht untersucht sind, zusammengebracht zu haben angibt.

Im selben Jahre 1715 erschien in Jassy Ἔκδοσις τῆς ὀρθοδόξου πίστεως (Herausgabe des wahren Glaubens) des JOHANNES VON DAMASKOS (8. Jh.). Aus dem berühmten byzantinischen Dogmatiker sind auch lateinische und rumänische Übersetzungen erschienen: Ioannis Damasceni, Opera philosophica et theologica, Blaj (Blasendorf) 1763 und Joan Damaschin: Descoperire . . . a pravoslavnicii credinţe (Aufdeckung . . . des wahren Glaubens), Jassy 1806; im ersten sind Teile aus Venezianer und Pariser Ausgaben wiederabgedruckt, in dem zweiten ist es dagegen aus dem Griechischen ins Rumänische übersetzt worden.

Rumänische Übersetzungen byzantinischer religiöser und kirchlicher Schriftsteller sind sodann in stattlicher Anzahl erschienen. Davon sind nur wenige erwähnt. Auf Veranlassung eines hohen Würdenträgers, CONSTANTIN DUDESCU, übersetzte aus dem Griechischen ein höherer Hofbeamter namens TEOFILACT die Historia Lausiaca. Die Übersetzung, in deren Titel merkwürdigerweise als Verfasser der Historia Lausiaca Herakleides, Bischof von Kappadokien, genannt wird, erschien im Drucke in Bukarest im Jahre 1760. Im Jahre 1784 erschienen in rumänischer Übersetzung des Bischofs FILARET von Rîmnic-Vâlcea die Homelien des berühmten Abtes des Klosters Studion THEODOROS STUDITES (759—826) und im Jahre 1805 in Jassy wurde auf Veranlassung des Metropoliten VENIAMIN die von den Mönchen GERONTIE und GRIGORIE hergestellte Übersetzung des umfangreichen von THEOPHYLAKTOS, Erzbischof von Achrida in Bulgarien, herrührenden Kommentars zu den vier Evangelien gedruckt[2]).

Erwähnenswert ist es auch, daß während des 18. Jh.s auf Veranlassung und mit Unterstützung der rumänischen Herrscher nicht wenige umfangreiche vielsprachige griechische Wörterbücher, von denen auch so manches ihnen gewidmet ist, entstanden sind[3]).

Die erwähnten Übersetzungen aus den byzantinischen Schriftstellern sind von rumänischen oder auch von griechischen Mönchen, die auch des

---

[2]) Über die zahlreichen Drucke und Übersetzungen aus der byzantinischen theologischen und kirchlichen Literatur, die hier bei weitem nicht vollständig angeführt werden können, ist nachzuschlagen das monumentale Werk Bibliografia veche românească (Die altrumänische Bibliographie), 1508—1830, in drei Bänden. Bukarest 1903—1936.

[3]) Siehe darüber JULIAN STEFĂNESCU, „*Griechisch-rumänische Lehr- und Wörterbücher", erschienen in Revista Istorică Română (Zeitschrift für rum. Geschichte) X (1940), S. 140—163.

Rumänischen kundig waren, verfertigt worden, die Ausgaben und die Wörterbücher waren Werke gelehrter Griechen, denn zu jener Zeit fand der höhere Unterricht in griechischer Sprache und die wissenschaftliche Tätigkeit griechischer Gelehrter in Rumänien an den Fürstenhöfen schon seit Ende des 16. Jh.s, aber besonders zur Zeit der Fanarioten, ein gar freundliches Obdach und reichliche Unterstützung.

Als man in jener Zeit die rumänischen Herrscher als Gönner und Beschützer des unter dem türkischen Joch schmachtenden orthodoxen Christentums zu betrachten begann, da erachteten es griechische Geschichtsschreiber und Schriftsteller dafür als ihre Pflicht, sei es, daß sie mehr oder weniger begabt, sei es daß sie mehr oder weniger gelehrt waren, die Taten und die Regierungen der Fürsten, an deren Höfen sie in sehr hohen oder in minder höheren Stellungen wirkten, zu beschreiben oder in gereimter Rede zu verherrlichen, sei es daß sie dies aus eigenem Antriebe taten, sei es daß sie sich auf Veranlassung der betreffenden Herrscher selbst dazu bewegen ließen. Und so geschah es, daß der βηστιάρης STAVRINOS in 1312 politischen, d. h. volkstümlichen Versen zu je 15 Silben die Heldentaten und den tragischen Tod MICHAELS DES TAPFEREN (1593—1601) besang. Das Gedicht wurde zum ersten Male in Venedig im Jahre 1638 gedruckt[4]) und erlebte unzählige Auflagen, indem es zu einem wahren Volksbuche geworden ist. Indem er sich Stavrinos zum Vorbilde nahm, schilderte GEORGIOS PALAMEDES im Jahre 1607 in einer gereimten Chronik die Regierungszeit desselben Michael des Tapferen. Da MATTHÄOS, Erzbischof von Myra in Lykien, in seinem Sprengel wegen der drückenden Türkenherrschaft beinahe ohne Glaubenskinder geblieben war, verlieh ihm der rumänische Herrscher RADU ŞERBAN (1602 bis 1610) die Leitung des fürstlichen Klosters Dealu in der Walachei. In dieser Stellung schilderte er zuerst in Prosa, dann aber auch in gereimter Rede die geschichtlichen Ereignisse, die sich in der Walachei in den Jahren 1602—1618 zugetragen haben. Die gereimte Chronik Matthäos' wurde immer zusammen mit dem Gedichte Stavrinos' herausgegeben. Ein gewisser MICHAEL KANTAKUZINO verfaßte in griechischer Sprache eine politische und geographische Geschichte der Walachei, Ἱστορία τῆς Βλαχίας πολιτικὴ καὶ γεωγραφική, bis zum Jahre 1774, welche im Jahre 1806 von den Gebrüdern Tunusli in Wien ediert wurde. Eine Geschichte Rumäniens (Ἱστορία τῆς Ῥωμανίας) und eine Geographie (Γεωγραφικόν τῆς Ῥωμανίας) veröffentlichte im Jahre 1816 in Leipzig D. Philippide. In den Jahren 1818—1819 ließ in Wien DIONYSIOS FOTINO (Φωτεινός) eine Geschichte Daziens (Ἱστορία τῆς Πάλαι Δακίας), die er bis auf seine Zeit herabführte, erscheinen. Es ist derselbe Dionysios Fotino, welcher auch das berühmte romantische Epos Eroto-

[4]) Siehe „Codrul Cosminului" X. Czernowitz 1940, S. 544—547.

kritos aus dem kretischen Volksdialekt in die neugriechische Reinsprache umgoß. Diese Umarbeitung wurde sodann von dem rumänischen Volksdichter ANTON PAN übersetzt und im Jahre 1837 in Sibiu (Hermannstadt) in fünf Bändchen gedruckt. Diese Aufzählung von griechischen oder besser gesagt von postbyzantinischen Schriftstellern, die über rumänische Geschichte, sei es ausschließlich oder in anderen Zusammenhängen schrieben, erhebt keineswegs Anspruch auf irgendeine Vollständigkeit. Es gab ihrer viel mehrere, wie z. B. GEORGIOS AUS AETOLIEN, ALEXANDER AMIRAS, C. DAPONTES, PETROS DEPASTAS, METROPHANES GREGORAS usw.

Als man bei den Rumänen um die Mitte des 19. Jh.s die vaterländische Geschichte emsig zu erforschen begann, da ließ man auch diese auf die rumänische Vergangenheit bezüglichen postbyzantinischen Texte, sei es nach Handschriften, herausgeben oder nach älteren Drucken wieder erscheinen und ins Rumänische übertragen. Es versteht sich aber von selbst, daß alle diese Arbeiten den heutigen wissenschaftlichen Forderungen nicht mehr entsprechen. Von den neueren diesbezüglichen Arbeiten mögen erwähnt werden: O. TAFRALI, „Poema lui Gheorghe Palamide despre viaţa lui Mihai Viteazu Vodă scrisă în 1607: Studiu critic şi traducere". (Das im Jahre 1607 geschriebene Gedicht des GEORGIOS PALAMIDES über den Woewoden MICHAEL DEN TAPFEREN: eine kritische Studie samt Übersetzung), Bukarest 1905; und die reichhaltige Untersuchung von N. BĂNESCU: „Viaţa şi opera lui Daniil (Dimitrie) Philippide" (Leben und Werke des Daniel-Demetrios Philippide) erschienen in „Anuarul Institutului de Istorie Naţională din Cluj" (Jahrbuch des Instituts für Nationalgeschichte in Klausenburg), 1924, S. 119—204.

Ein sehr emsiger, aber ebenso kritikloser Forscher auf diesem Gebiete war der ehemalige Bukarester Universitäts-Theologie-Professor CONSTANTIN ERBICEANU (1835—1913). In seinem Werke „Cronicari greci carii au scris despre Români în epoca fanariotă; textul grecesc şi traduceres românească" (Griechische Geschichtsschreiber, welche über die Rumänen in der Epoche der Phanariotengeschrieben haben; griechischer Text und rumänische Übersetzung), Bukarest 1888, 361 S., hat er nach einer Einleitung über die griechischen Hochschulen in Rumänien und über die von ihm veröffentlichten Autoren folgende Texte größtenteils auf Grund bis auf ihn unbenützter Handschriften ediert, sie auch mit wenigen erklärenden Notizen versehen und zusammen mit seinem Bruder GEORG ins Rumänische übersetzt: Die Chronik über die Jahre 1648—1704 des Konstantin (Käsarios) Daponte; die Chronik des Nikolaus Kiparissa über die sich in der Moldau in den Jahren 1716—1717 zugetragenen Ereignisse; Historischer Katalog bedeutender Männer des 18. Jh.s, von denen die meisten in Rumänien gelebt haben, von demselben Käsarios Daponte; eine Lobrede (Ἐγκώμιον)

über das Leben des Fürsten Peter Mavrogeni aus dem Jahre 1786 von einem gewissen Professor Theodor; Über den Ursprung der Rumänen und die Chronik der Jahre 1768—1810, verfaßt von dem Protosynkellos Naum Rîmniceanu, der zwar Rumäne war, aber in griechischer Sprache schrieb, und schließlich die von Petros Depasta über die Jahre 1711—1761 oder besser gesagt über das Leben und die Regierung des Konstantinos Mavrokordatos verfaßte Chronik. Das von Konstantin Erbiceanu hierin publizierte Material ist an geschichtlichem Werte ziemlich ungleich und seine Ausgaben und Übersetzungen sind ungenügend. Es sei noch bemerkt, daß er auch das für die rumänische Geschichte wichtige Tagebuch (Ἐφημερίδες) über die Jahre 1676—1689 des Johannes Karyophylles ins Rumänische übersetzt und in der Zeitschrift „Biserica Ortodoxă Română" 16, Bukarest 1893, veröffentlicht hat. Von den ziemlich zahlreichen Arbeiten Erbiceanus, von denen die meisten in der Bukarester Zeitschrift „Biserica Ortodoxă Română" (Die rumänische orthodoxe Kirche) oder in den Abhandlungen der rumänischen Akademie (Analele Academiei Române), 2. Folge, erschienen sind, wäre besonders zu nennen: Bibliografia greacă (Die griechische Bibliographie), Bukarest 1903, 210 S., worin ein Verzeichnis von 171, in der Zeit von 1682—1845 in Rumänien oder auch anderswo gedruckten, aber rumänischen Herrschern oder hohen Staatswürdenträgern gewidmeten griechischen Büchern enthalten ist.

Im Zusammenhange mit den Übersetzungen Erbiceanus könnten auch die Übersetzungen des gewesenen Bukarester Erzbischofs Iosif Gheorghian aus den Kirchengeschichtsschreibern Eusebius (Bukarest 1896), Sozomenos (1897), Sokrates (1899) und Philostorgios, Theodoretos von Kyrros und Euagrios (1899), die wohl zum Lesen geeignet, aber wissenschaftlich unbrauchbar sind, erwähnt werden.

II.

Als sich die Byzantinistik um den Anfang des jetzigen Jh.s infolge der begeisterten und beharrenden Tätigkeit des unsterblichen Karl Krumbacher die Stellung einer selbständigen philologisch-historischen Disziplin erworben hatte, da begann man auch in Rumänien diesen neuen Wissenszweig immer mehr zu pflegen. Im Jahre 1915 wurde an der Universität Bukarest eine Lehrkanzel für das Studium der byzantinischen Kultur errichtet. Die Benennung des Lehrstuhles deutete schon darauf hin, daß man besonders auf die Erforschung der byzantinisch-rumänischen kulturellen Beziehungen sein Augenmerk richten wollte. So geschah es denn, daß nicht nur Byzantinologen von Beruf, sondern auch Forscher der benachbarten Gebiete, wie der Geschichte, Slawistik, der Theologie usw., wichtige Beiträge auf dem Gebiete der Byzantinistik lieferten.

Als das rumänische Volk im Jahre 1919 auch die politische Vereinigung erreichte und da die rumänische Kultur zu der byzantinischen Kultursphäre bis in das neuere Zeitalter gehörte, errichtete die rumänische Regierung Lehrkanzeln für Byzantinologie auch an den Universitäten Cluj (Klausenburg) und Cernăuţi (Czernowitz), die man leider im Jahre 1938 hat eingehen lassen.

Eine wenn auch nicht direkt ausgesprochene Pflegestätte der byzantinischen Forschung war auch die griechisch-orientalische theologische Fakultät der Czernowitzer Universität. Schon zu Österreichs Zeit gehörte diese theologische Fakultät ethnisch ausschließlich den Rumänen an. Von den Professoren, welche seinerzeit an dieser Fakultät gewirkt haben, verfaßten CONST. POPOVICI, „Fântânele şi codicii dreptului bisericesc ortodox" (Quellen und Handschriften des orthodoxen Kirchenrechtes), Czernowitz 1886; AL. COMOROŞAN, „Prelegeri academice din Dogmatica ortodoxă" (Akademische Vorlesungen über die orthodoxe Dogmatik), Czernowitz 1889; EUS. POPOVICI, „Istoria bisericească, traducere de Ath. Gheorghian" (Kirchengeschichte, übersetzt nach dem deutschen Text von Ath. Gh.), 2. Auflage in 4 Bänden, Bukarest 1925—1928; V. MITROFANOVICI, T. TARNAVSCHI und N. COTLARCIUC, „Liturgica bisericii ortodoxe" (Liturgik der orthodoxen Kirche) in letzter Auflage Czernowitz 1929 mit 926 S. Wenn auch diese Werke vor allem theologischen und kirchlichen Inhaltes sind, so sind sie doch, da sie die griechisch-orientalische Kirche betreffen, auch in einem Abriß der rumänischen Byzantinistik nennenswert. Besonders erwähnenswert ist das Werk des gewesenen Professors des kanonischen Rechtes VALERIAN ŞESAN (1878—1940), „Die Religionspolitik der christlich-römischen Kaiser, I. Bd., von Konstantin d. Gr. bis Theodosius d. Gr. (313—380)", Czernowitz 1911 (siehe Byz. Zeitschr. 21, 1912, S. 535 bis 540). Es war ein großer wissenschaftlicher Schaden, daß das für die folgenden Bände gesammelte Material im vergangenen Weltkriege vernichtet wurde, denn das Werk war bis 1453 geplant worden. Nebenbei sei auch erwähnt: N. COTLARCIUC, „Die Besetzungsweise des Patriarchalstuhles von Konstantinopel" im Archiv für katholisches Kirchenrecht, 83, 1903, S. 3—40; „Stifterrecht und Kirchenpatronat im Fürstentum Moldau und in der Bukowina", Stuttgart 1907, 203 S.; und EUG. KOZAK, „Die Inschriften aus der Bukowina", Wien 1903, 215 S.

N. Iorga (1871—1940)

Von allen aber auf dem Gebiete der Byzantinistik tätig gewesenen rumänischen Forschern muß zweifelsohne der der rumänischen Geschichtwissenschaft im allgemeinen und der rumänischen Byzantinistik im besonderen allzufrüh uns auf so tragische Weise entrissene N. Iorga voran an der Spitze genannt werden, von dem schon vor 40 Jahren der unver-

geßliche K. Krumbacher, Byzan. Zeitschr. 10 (1901), S. 350, sagte, daß seine „Arbeitskraft und Kenntnisse Bewunderung verdienen". Sein staunenerregendes Wissen und seine unerschöpfliche Arbeitskraft hätten der rumänischen Geschichtsschreibung und Byzantinistik noch viele wertvolle Beiträge bescheren können. Fanatiker haben aber auch ihn, der sein Volk so heiß liebte und sich um dessen nationale und politische Vereinigung so hoch verdient gemacht hatte, an dem im Sommer 1940 ereigneten Verluste der politischen Vereinigung unbegreiflicherweise für schuldig erklärt und in der Nacht vom 27. zum 28. November 1940 ermorden lassen. Die auf die Byzantinistik bezüglichen Werke und Studien Iorgas ließen sich in drei Teile gruppieren: 1. Arbeiten, die sich ausschließlich auf dem byzantinischen Gebiete bewegen; 2. Arbeiten aus benachbarten Gebieten, welche aber gerade dieser Nachbarschaft wegen stark in die Byzantinistik einschlagen; und 3. Arbeiten, welche byzantinisch-rumänische Beziehungen und Einflüsse betreffen. Von der ersten Gruppe sei es erwähnt, daß N. Iorga schon im Jahre 1907 in nach einem französischen Text verfertigter englischer Übersetzung ein nach Quellen verfaßtes originelles Handbuch der byzantinischen Geschichte unter dem Titel „The byzantine Empire" in London veröffentlichte. Nach vielen Jahren nahm er den Gedanken einer byzantinischen Geschichte auf Grund seiner neuen Geschichtsvorstellung wieder auf und so erschien seine „Histoire de la vie byzantine" in 3 Bänden, Bukarest 1934. Es ist ein sehr anregendes, an neuen Gesichtspunkten reiches und auf sehr breiter Quellen- und bibliographischer Grundlage verfaßtes Werk, welches aber ziemlich flüchtig geschrieben und daher von Sachfehlern nicht frei ist. Als eine Fortsetzung dieser seiner byzantinischen Geschichte ist auch Iorgas Buch: „Byzance après Byzance", Bukarest 1935, zu betrachten, in welchem er das auch nach dem Falle Konstantinopels im Jahre 1453 fortwirkende byzantinische Prinzip und die fortlebende byzantinische Tradition in Rumänien verfolgt. Es wäre nützlich und interessant gewesen, dasselbe auch für das zaristische Rußland und für die habsburgische Monarchie vorgenommen zu haben. Außer diesen zusammenfassenden Werken hat Iorga auch viele umfangreichere oder kürzere Untersuchungen und Aufsätze geschrieben, wie z. B. „Y a-t-il eu un moyen-âge byzantin?", „Le village byzantin", „La vie de province dans l'empire byzantin", „La littérature byzantine, son sens, ses divisions, sa portée" und viele andere, sodann solche, die besonders byzantinisch-abendländische Beziehungen angehen, wie z. B.: „Relations entre l'Orient et l'Occident", „Byzance en Occident", „L'interpénétration de l'Orient et de l'Occident au moyen-âge" u. a.; hierauf solche, die byzantinisch-balkanische Beziehungen betreffend, wie: „Formes byzantines et réalités balcaniques", „Les Balcans et l'empire byzantin" und viele andere. Diese Untersuchungen, Vorträge und Aufsätze,

die in verschiedenen periodischen Publikationen zuerst erschienen sind, wurden in zwei Bänden „Études byzantines", Bukarest 1939 und 1940, 354 S. und 412 S., gesammelt und gedruckt. Und es hätte wahrscheinlich noch ein weiterer Band folgen sollen, denn es gibt noch andere wertvolle Aufsätze, die in den zwei Bänden nicht zu treffen sind. Ich erwähne z. B. die interessanten in „Byzantion" II (1925), S. 237—298 und III, 1926, S. 17—27, unter dem Titel „Médaillons d'histoire littéraire byzantine" erschienenen literarhistorischen Skizzen; sodann „Une source négligée de la prise de Constantinople" in Acad. Roum. Bullet. de la Sect. hist. XIII, 1927, S. 59—128; „Der lateinische Westen und der byzantinische Osten in ihren Wechselbeziehungen des Mittelalters" in Studium Lipsiense; Ehrengabe K. Lamprecht, Berlin 1909, S. 89—99 u. v. a.

Von den Werken Iorgas, welche zwar andere Gebiete betreffen, doch auch für die byzantinische Forschung sichtlich von Belang sind, könnten eigentlich sehr viele genannt werden; so z. B. die die ältere Zeit angehenden Teile aus seiner „Geschichte des rumänischen Volkes", 2 Bände, Gotha 1905, oder die sieben ersten Bände seiner monumentalen zehnbändigen „Istoria Românilor" (Geschichte der Rumänen), Bukarest 1936—1939, oder seine hervorragende Geschichte der rumänischen Literatur: „Istoria literaturii religioase" şi „Istoria literaturii din secolul al 18-lea", d. h. Geschichte der religiösen Literatur, 1 Band, und Literaturgeschichte des 18. Jh.s, 2 Bände, zum Teil auch in neuer Auflage erschienen; oder „Istoria Bisericii Româneşti şi a vieţii religioase a Românilor" (Geschichte der rumänischen Kirche und des religiösen Lebens bei den Rumänen), 2 Bände, Bukarest 1929 und 1932; „Nouveaux matériaux pour servir à l'histoire de Jaques Basilikos l'Héraclide dit le despote, prince de Moldavie", Buc. 1900, 93 S.; „Despre Cantacuzini" (Über Kantakuzinos), Bukarest 1902, 163 + 565 + 360 S.; „Operele lui Constantin Cantacuzino" (Die Werke Konstantins Kantakuzino), Bukarest 1901, 44 + 180 S.; „Albumul familiei Cantacuzino" (Das Album der Familie Kantakuzino), Bukarest 1902, 2 S. und 18 Taf.; „Inscripţii din bisericile României" (Inschriften aus den Kirchen Rumäniens), 2 Bände, Bukarest 1905 und 1908, 312 und 381 S., darunter auch griechische Inschriften; oder „Anciens documents de droit roumaine avec une préface contenant l'histoire du droit coutumier roumain", 2 Bände, Paris-Bukarest 1930 und 1931; „Histoire des Roumains et de leur civilisation", Paris 1920, 269 S.; „Istoria Românilor din Peninsula Balcanică" (Geschichte der Rumänen auf dem Balkan), Buc. 1919, 74 S.; „La ‚Romania' danubienne et les barbares au VIe siècle" in Revue belge de philolog. et d'hist. 3 (1924), S. 35—50; „Les livres populaires dans le Sud-Est de l'Europe et surtout chez les Roumains" in Acad. Roum. Bul. Sect. hist. 14 (1928), S. 1—66; „Histoire des états balcaniques jusqu'à 1924", Paris 1927,

574 S.; „Points de vue sur l'histoire du commerce de l'Orient au moyen-âge", Paris 1924, 110 S.; „Les commencements de Vénise" in Acad. Roum. Bullet. Sect. hist. 18 (1931), S. 101—143 und „Deux siècles d'histoire de Venise" in Revue hist. Sud-Est europ. 9 (1932), S. 1—59, und viele andere. Doch von allen diesen Werken sind zwei besonders hervorzuheben, nämlich: die zwei ersten Bände seiner berühmten fünfbändigen „Geschichte des osmanischen Reiches", Gotha 1908 u. f., denn die türkische Geschichte bis zum Jahre 1457 deckt sich zum großen Teile mit der byzantinischen; sodann die überaus wichtige Urkundensammlung „Notes et extraits pour servir à l'histoire des croisades au XVe siècle" in 6 Bänden, Paris 1899 bis 1902 und Bukarest 1915, denn die Kreuzzüge im 15. Jh. bedeuten vor allem einen Versuch, den byzantinischen Staat vor der türkischen Gefahr zu retten.

Es gebührt sich noch gesagt zu werden, daß Iorga drei starke Bände griechischer auf rumänische Geschichte bezüglicher Urkunden, die sich über ein halbes Jahrtausend (1320—1820) erstrecken, in der Urkundensammlung Hurmuzaki, Bd. XIV, Bukarest 1915—1936, mit rumänischer Übersetzung publiziert hat, worunter sich auch viele zum ersten Male herausgegebene Stücke befinden. Mit Recht hat man die Wichtigkeit dieser Urkunden, insofern sie noch nicht veröffentlicht waren, für Sprach-, Sozial- und Agrargeschichte auch vom byzantinischen Standpunkte aus hervorgehoben (Byz. Zeitschr. 37 [1937], S. 196). Doch hatte Iorga bei der Veröffentlichung dieser Urkunden vor allem den Nutzen, den sie für die rumänische politische Geschichte abwerfen können, im Auge gehabt. Um aber einen volleren und ergiebigeren wissenschaftlichen Nutzen von allen Gesichtspunkten aus daraus erzielen zu können, verdienten diese Urkunden eine sorgfältigere kritische Ausgabe. Dafür hat Iorga mit seiner Ausgabe eine wertvolle Vorarbeit geleistet.

Was nun die byzantinisch-rumänischen Beziehungen und die mannigfaltigen und tiefgehenden byzantinischen Einflüsse auf die rumänische Kultur anbelangt, so hat zu deren Erläuterung Jorga ungemein viele und wertvolle Beiträge in seinem ganzen so reichen auf die Byzantinistik bezüglichen Schrifttum geliefert. Im besonderen möchte ich nur die im 36. Bande (1913/14) der AARhKl[5]) veröffentlichten Untersuchungen erwähnen, in welchen Iorga das Verhältnis des heiligen Berges Athos, des oekumenischen Patriarchates und anderer religiösen Zentren des Morgenlandes zu den rumänischen Herrschern und Ländern untersucht, woraus

[5]) AARhKl. ist Abkürzung für „Analele Academiei Române Secţia istorică", d. h. Abhandlungen der rumänischen Akademie, historische Klasse; wo die Rede von der literarischen Klasse ist, tritt an Stelle des h ein lit.

es erleuchtet, daß die rumänischen Fürsten einen wirklich herrschaftlichen Schutz eine Zeitlang auf die christliche Kirche im türkischen Reiche ausübten. Diese sind auch in französischer Fassung erschienen: „Le Mont Athos et les pays roumains. Fondations religieuses des princes roumains en Orient. — Monastères des Météores en Thessalie" in Acad. Roum. Bullet. Sect. historique II (1914), S. 149—213 und 225—240. Zu diesen Untersuchungen seien noch angeführt: „Cultura română supt Fanarioţi" (Die rumänische Kultur unter der Phanariotenherrschaft), Bukarest 1898, worin er gegen die herkömmliche Meinung mit Erfolg die Verdienste um den Fortschritt der rumänischen Kultur der ungerechterweise viel verschmähten Phanariotenherrschaft in den rumänischen Donaufürstentümern beleuchtete und die historisch unbegründeten Vorwürfe zurückwies; sodann „Les conditions de politique générale dans lesquelles furent fondées les églises roumaines en XIV—XV s.", ebenda I (1913), S. 124—153; „La survivance byzantine dans les pays roumains", Bukarest 1913, eine vor dem im April 1913 stattgefundenen 3. internationalen Historiker-Kongreß in London vorgetragene Mitteilung und besonders „Les premières cristalisations d'état des Roumains" in Acad. Roum. Bullet. Sect. hist. V—VIII (1920), S. 33—46, eine überaus anregende Studie, welche eine noch nicht abgeschlossene Erörterung in und außerhalb Rumäniens ablöste.

Als ein besonderes Verdienst Iorgas um den Fortschritt der Byzantinologie muß unbedingt seine so ersprießliche Anregung zur Abhaltung von byzantinischen internationalen Kongressen erwähnt werden. Der erste von ihm organisierte Kongreß fand mit Erfolg in Bukarest im April 1924 statt und die nächsten sind mit immer mehr ansteigendem Erfolg in Belgrad 1927, Athen 1930, Sofia 1934 und Rom 1936 abgehalten worden. In Bukarest waren außer den rumänischen Teilnehmern 32 Byzantinologen anwesend und es wurden 44 Mitteilungen vorgebracht, bei dem 5. Kongreß in Rom ist die Anzahl der Teilnehmer auf 475 und die der Mitteilungen auf 215 angestiegen. Die nächsten Kongresse hätten im Oktober 1939 in Algier, nach drei Jahren in Budapest und nach weiteren drei Jahren in München, dem Weltzentrum der Byzantinologie, stattfinden sollen. Möge der jetzige Krieg diese byzantinischen Kongresse, deren geistiger Vater Iorga gewesen ist, aufgeschoben, aber nicht aufgehoben haben. Anläßlich des Byzantinologen-Kongresses zu Bukarest im Jahre 1924 wurde unter Leitung Iorgas auch ein „Rumänisches Institut für Byzantinologie" gegründet, welches eine Reihe Studien J. COMANS über GREGOR VON NAZIANZ und sodann N. Iorga: „Basile Vatatzes Persica" und „Textes postbyzantins: I. Chronique de Constantin Mavrocordato et de son fils Alexandre; II. Lettres des patriarches d'Antioche aux Princes roumains du XVIIIe siècle" veröffentlichte.

Alles was Iorga auf dem Gebiete der byzantinischen Forschung geleistet hat, wäre unmöglich nur titelweise hier anzuführen. Schon in dem V. Bande der Byz. Zeitschr. 1896 ist eine seiner Studien über die Schlacht bei Smyrna 1346 in der bibliographischen Abteilung erwähnt worden und von den nächsten 35 Bänden ist kein einziger, in dessen Autorenverzeichnis man dem Namen N. Iorga des öfteren nicht begegnet. Es würde aber nicht genügen, um die überaus reiche und mannigfaltige Tätigkeit Iorgas in der Byzantinistik zu verfolgen, nur die Autorenverzeichnisse der Byzantinischen Zeitschrift durchzumustern, sondern man müßte auch die von ihm geleiteten oder herausgegebenen Periodica: „Revista Istorică" (Historische Zeitschrift), 26 Bände, „Bulletin de l'Institut pour l'étude de l'Europe sud-orientale" 10 Jahrgänge, abgelöst sodann seit 1924 durch „Revue historique du Sud-Est européen" 17 Bände und „Bullet. de la Section historique de l'Acad. Roum." 22 Bände, durchblättern.

Es war Jorga angeboren, ungemein viel und hastig zu schreiben. Und daher wird man bei ihm wohl auf Unvorsichtigkeiten und auf Sachfehler genug stoßen. Er ließ sich auch keine genügende Zeit zum Nachschlagen und Nachkontrollieren, denn geistreiche, neue Kombinationen und Deutungen drängten sich ihm immer auf; und da verließ er sich zu viel auf seine erstaunlichen Kenntnisse und auf sein ungewöhnliches Gedächtnis. Doch sind seine wissenschaftlichen Leistungen ungemein anregend und treiben zu neuen Untersuchungen, sei es daß man seine Ansichten teilt, sei es daß man sie ablehnt. Und das ist eigentlich, was den Fortschritt des menschlichen Wissens auf jedem Gebiet, nicht nur auf dem der Byzantinistik, vorwärts treibt.

D. Russo (1869—1938)

In einem Abriß der Geschichte der rumänischen Byzantinistik muß neben N. Iorga der erste Inhaber der Lehrkanzel für Byzantinologie an der Bukarester Universität D. Russo genannt werden, wobei nebenbei bemerkt sei, daß sie beide die Doktorwürde an der Leipziger Universität erlangt haben. Russo hat sich schon durch seine dortige Doktordissertation „Τρεῖς Γαζαῖοι συμβολαὶ εἰς τὴν ἱστορίαν τῆς φιλοσοφίας τῶν Γαζαίων" (Drei Gazäer: Beiträge zur Geschichte der Philosophie der Gazäer), Konstantinopel 1893, 71 S., als ein überaus kritischer und scharfsinniger Forscher angezeigt. Wenn bei Iorga trotz der unleugbaren Originalität und Genialität die Eile und Vielheit, mit der er verfaßte und veröffentlichte, manchmal sichtbar zum Nachteile wurde, so war bei Russo im Gegenteil eine gewisse Schwäche die übermäßige Kritik und die zaudernde Genauigkeit, welche trotz seines unleugbaren Scharfsinnes und Reichtums an Kenntnissen ihn verhinderten, alles zu geben, was er zu leisten imstande gewesen wäre. Ausgezeichnet vorbereitet als klassischer Philologe und fehlerloser Kenner

der griechischen Sprache seit Homer und bis auf den heutigen Tag, denn er war griechischer Abstammung, erachtete es Russo als eine Ehre und Pflicht — und das gereicht ihm wohl zum Ruhme —, seine wissenschaftliche Tätigkeit fast ausschließlich der Untersuchung der byzantinischen und vor allem der spätbyzantinischen Einflüsse auf die rumänische Kultur und besonders auf die Literatur zu widmen. Das von ihm Geleistete ist nicht viel, aber es zeichnet sich durch ein genaues bis in die Kleinigkeiten tiefgehendes sicheres Wissen aus. Er ist der beste Kenner der griechisch-rumänischen kulturellen Beziehungen in der Zeit seit dem Falle Konstantinopels und besonders in der Phanariotenzeit gewesen. Beleg dafür ist sein „Elenizmul în România, epocă bizantină şi fanariotă" (Das Griechentum in Rumänien: byzantinische und phanariotische Epoche), Bukarest 1912, 70 S. Nach eigener Aussage in der Vorrede ist diese Arbeit nur eine allgemeine, aber doch eindrucksvolle, fügen wir hinzu, Zeichnung der Hauptmomente des griechischen Einflusses in Rumänien, wobei doch neue Feststellungen wohl nicht fehlten. Er gedachte später auf breiterer Grundlage eine vollständige Geschichte der byzantinisch-neugriechischen Einflüsse auf die rumänische Kultur und Eigenart zu geben, ist leider aber über Pläne und Sammeln des Materials nicht herausgekommen. Und es ist zu bedauern, daß sein übermäßig kritisches Zaudern ihn zurückhielt, an das endgültige Ausführen des Werkes heranzutreten, denn er war wie kein anderer dazu vorbereitet und berufen.

Russo war ein ausgezeichneter Kenner der griechischen Handschriftenbestände in den verschiedensten Bibliotheken des europäischen Süd-Ostens. Das führte ihn dazu, daß er in der Bibliothek des Metochions des Heiligen Grabes beim oekumenischen Patriarchat in Konstantinopel eine Chronik der rumänischen Herrscherfamilie GHICA (Gika) über die Jahre 1695—1754 und in der Bibliothek der städtischen Schule zu Zagora (Bezirk Larissa in Thessalien) eine von dem bereits als Herausgeber der Πανοπλία δογματική bekannten Mönche Metrophanes Gregoras verfaßte Chronik über die Geschichte der Walachei in den Jahren 1714—1716 entdeckte. Die letztere mit Einleitung und Übersetzung hat er in „Revista Istorică Română" (Zeitschrift für rumänische Geschichte) IV (1934), S. 1—43, veröffentlicht, von der zweiten aber gab er nur einen Teil mit einer eingehenden Einleitung und Übersetzung in „Buletinul Comisiei istorice a României" (Jahresbericht der historischen Kommission Rumäniens), 2. Bd. (1916), S. 3—85, heraus unter dem Titel: Cronica Ghiculeştilor, un nou letopiseţ al Moldovei (Die Chronik der Familie Gika, eine neue Geschichte Moldaus), 85 S. Es ist zu beklagen, daß die ganze Chronik nicht gedruckt wurde, denn die wertvolle einzige Handschrift soll verschollen sein. Es ist zu hoffen, daß sie mindestens durch eine ganze Abschrift im Nachlasse Russos gerettet worden ist.

Auf dem Gebiete der älteren rumänischen Literaturgeschichte machte Russo im Zusammenhange mit den byzantinischen Einflüssen neben anderen Einzelheiten die wichtige Feststellung, daß die Vorlage der sehr verbreiteten rumänischen historischen Volkshandbücher die Chroniken des Dorotheos von Monembasia und Matthäos Kigala abgegeben haben (s. „Elenizmul", S. 33—36) und daß so mancher altrumänische Text, den man von der Bogomilenliteratur herrührend glaubte, doch aus der byzantinischen Literatur herkommt. Russo hat auch das Verdienst, die Frage der Autorschaft der berühmten Mahnreden des rumänischen Herrschers NEAGOE BASSARAB (1512—1521) an seinen Sohn THEODOSIOS (s. Russo: „Studii bizantino-române" d. h. Byzantinisch-rumänische Studien, Bukarest 1907; „Studii şi critice", d. i. Studien und Kritiken, Bukarest 1910, S. 1—26, und den Aufsatz aus seinem Nachlasse S. 205—226: „Scrisoarea lui Neagoe către oasele mamei sale este plăsmuită", d. h. Das Schreiben Neagoes an die Gebeine seiner Mutter ist eine Fälschung) ins Rollen gebracht zu haben. Russo zweifelte die Autorschaft Neagoes an, doch die auch im letzten Aufsatze in Aussicht gestellte endgültige Beweisführung für seine Annahme zu liefern, ist er nicht dazu gekommen und meiner Ansicht nach hat eine solche Beweisführung auch keine Aussicht auf ein vollständiges Gelingen. Das dürfte auch das so scharf ausgebildete kritische Gefühl Russos eingesehen haben. Doch dafür hat Russo sehr Wichtiges zur Aufdeckung der von Neagoe benützten Quellen beigetragen und ich glaube, daß in dieser Richtung besonders die von Russo angeschnittene sehr wichtige Frage untersucht werden muß. Wenn die Aufdeckung sämtlicher Quellen gelingt, wird sich der nicht zu verleugnende persönliche Anteil Neagoes an dem literarisch und historisch wertvollen Werke von selbst herausstellen.

Man hat sehr gut getan, die im Russo-Nachlasse aufgefundenen Aufsätze und Untersuchungen in den zwei Bänden D. Russo: „Studii istorice greco-române, opere postume" (Historische griechisch-rumänische Studien, Nachlaß), Bukarest 1939, zu drucken, obwohl darinnen manche noch nicht zu Ende ausgeführt worden waren, andere wiederum seit vielen Jahren fertig vorlagen und der Verfasser selbst sich zu deren Herausgabe nicht hat entschließen können, denn man findet in ihnen wertvolle Beiträge zur älteren Kirchen- und Literaturgeschichte. Besonders seien hervorgehoben z. B. die Identifizierung des Verfassers der bekannten im Jahre 1631 in Venedig zuerst gedruckten Chronik Dorotheos von Monembasia mit einem gleichnamigen Verfasser einer von ihm während der Türkenbelagerung Konstantinopels im Juni 1422 vorgetragenen Homelie (Studii ist. gr.-rom. I, S. 78, 79), die einwandfreie wichtige Feststellung, daß Ignatios Petritzis bei der in der Oxforder Handschrift befindlichen, im Jahre 1670 vollendeten Umarbeitung des byzantinischen Nationalepos Basilios Digenis Akritas wörtlich

ganze Verse aus den bereits erwähnten gereimten historischen Poemen des Vestiaris Stravinos und des Erzbischofs Matthäos von Myra nachgeahmt hat (ebenda, S. 137—142) und der sichere Nachweis, daß Manuel Malaxos, von dem man gewöhnlich annahm, daß er im letzten Drittel des 16. Jh.s Verfasser einer Chronik war, doch nichts mehr als ein bezahlter Handschriftenabschreiber gewesen ist (ebenda, S. 65—67). In diese zwei Bände Nachlaß hat man unbegreiflicherweise auch bereits Veröffentlichtes aufgenommen; die Wahl davon war aber nicht die glücklichste, denn manches umfangreichere Werk, wie der „Elenizmul" und „Critica Textelor" wäre vorteilhafter gewesen, selbständig als zweite Auflage erscheinen zu lassen, und anderes, wie „Mitrofan Grigoras" und „Cronica Moldovei de N. Chiparissa", die nicht vor langem erschienen sind, wäre besser mit älteren, noch immer ihren Wert behaltenden und schwerer zugänglichen Studien, wie die aus „Studii bizantino-române", „Studii şi critice" und besonders mit den kleineren aus den Zeitungen und Zeitschriften zu ersetzen.

Russos Schüler Julian Stefănescu (1880—1937) verfolgte auch die byzantinischen Einflüsse in der rumänischen Literatur und gab tiefschürfende Studien über „*Die Legende Konstantins des Großen in der rumänischen Literatur", „*Das Leben der heiligen Paraskeva der Neuen von Matthäos von Myra" (erschienen in Revista Istorică Română I, 1931, S. 251 bis 297 und III, 1933, S. 347—377), worin er auch beachtenswerte Berichtigungen zu Em. Kaluzniacki: „Zur älteren Paraskevaliteratur der Griechen, Slawen und Rumänen", Sitzungsber. der Königl. Akad. d. Wiss. in Wien, phil. hist. Kl., Bd. 141, VIII. Abt., Wien 1899, 93. S., bringt. Einen interessanten Aufsatz schrieb er über „*Die Epopöe Michaels des Tapferen bei den Griechen und Russen im 17. und 18. Jh." (Rev. Ist. Rom. IV, 1934, S. 141—174). Die Frage, die ihn hauptsächlich beschäftigte, war aber der Ursprung der rumänischen historischen Volkshandbücher (Cronografe), welche in unzähligen Handschriften in der altrumänischen Literatur im Umlaufe waren. Aus seinem Nachlasse wurde ein längerer unvollendet gebliebener Abschnitt über „Die rumänischen historischen Volksbücher der Fassung Danovici" (Rev. Ist. Rom. IX, 1938, S. 1—77) veröffentlicht.

G. Bals (1868—1934)

Iorga und Russo betätigten sich in der rumänischen Byzantinistik auf dem historischen und literarhistorischen Gebiete, wobei hinzugefügt werden muß, daß Iorga sich auch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und der Ikonographie betätigt hat. Er verfaßte drei Viertel der „Histoire de l'art roumain ancien", Paris 1922, S. 1—305, und „Les arts mineurs en Roumanie", 2 Bände, Bukarest 1934—1936; sodann wären noch zu nennen seine „Portretele Domnilor români după portrete şi fresce contemporane" (Die Bild-

nisse der rumänischen Herrschaft nach zeitgenössischen Bildern und Fresken), Sibiu (Hermannstadt) 1930, mit 241 Taf. und „Portretele doamnelor române" (Die Bildnisse der rumänischen Fürstinnen), Bukarest 1937, weil in den zwei Werken meist aus den Klöstern und Kirchen Stifterbilder wiedergegeben sind, die sich nach byzantinischen Typen richten.

Eine hervorragende Stellung in der rumänischen Byzantinistik vom kunstgeschichtlichen Standpunkte aus nimmt G. Balş ein. Für die Erläuterung der altrumänischen Kirchenarchitektur hat Balş Grundlegendes geleistet. Er setzte die von K. Romstorfer („Die moldauisch-byzantinische Baukunst", Wien 1896; „Rekonstruktionen an griechisch-orientalischen Kirchenbauten in der Bukowina", Czernowitz 1901; „Die Architektur im ehemaligen Fürstentume Moldau" in Zeitschrift für Gesch. der Architektur V, 1907, S. 81—94, mit 4 Taf. usf.) in der Bukowina vor dem ersten Weltkriege begonnene Arbeit fort und, indem er die allzuenge Grundlage, auf der Romstorfer baute, erweiterte und in den Kreis seiner vergleichenden Untersuchungen auch das ganze Gebiet der byzantinischen Kirche miteinbezog, gelangte er, glaube ich, zu endgültigen aufschlußreichen Resultaten. Er hatte auch den Vorteil, Bauingenieur und zugleich gelehrter Kunsthistoriker zu sein. Die Hauptaufgabe, die ihn beschäftigte, waren „Die Anfänge der Kirchenarchitektur in der Moldau" (Inceputurile erhitecturii bisericeşti în Moldova; festlicher Antrittsvortrag in der rumänischen Akademie der Wissenschaften, Bukarest 1925). Um den Ursprung und die Entwicklung der altrumänischen Kirchenarchitektur aufzuklären, studierte er an Ort und Stelle den Altkirchenbau in Serbien, Bulgarien und auf dem Berge Athos. Die Früchte dieser Studien legt er nieder in „Une visite à quelques églises de Serbie", Bukarest 1911, mit 70 Plänen und Abbildungen, erschienen in „Publicaţiile societăţii Arta Românească" V (Veröffentlichungen der Gesellschaft Rumänische Kunst); „Ruinele bizantine din Mesembria" (Byzantinische Ruinen in Mess.), woran auch N. Ghika-Budeşti mitwirkte, erschienen in „Buletinul Comisiunii Monumentelor Istorice" (Jahrbuch der Kommission für historische Denkmale) V, 1912; „Eine Kirche Radus des Großen in Lopuschna", ebenda, IV, 1911; und besonders „Notiţă despre arhitectura Sfântului Munte" (Notiz über die Architektur des heiligen Berges) erschienen, ebenda, VI, 1913, S. 1—49 mit 42 Grundrissen und 58 Abbildungen; sodann „Mânăstirea din Nicopole" (Das Kloster von Nikopolis), erschienen ebenda, VII, 1914, und „Bogdan Serai" (d. i. die Residenzkirche in Konstantinopel der rumänischen Fürsten), ebenda, IX, 1916. Unter den bescheidenen Titeln dieser Aufsätze und besonders in der „Notiz über die Architektur des heiligen Berges", worin zum ersten Male von einem Fachmann und Gelehrten Grundrisse und Skizzen der an den Kirchenbauten der Klöster im Athosberge vorgenommene Messungen pu-

bliziert worden sind, verstecken sich wertvolle wissenschaftliche Beobachtungen und Erschließungen. Eine zusammenfassende Darstellung bietet Balş in dem in „Histoire de l'art roumaine ancien" par N. Jorga und G. Balş, Paris 1922, S. 305—401 erschienenen Abschnitt über „L'architekture religieuse moldave". Die Fragen über die altrumänische Kirchenarchitektur, die sein Interesse besonders in Anspruch nahmen, werden sodann in folgenden auf den internationalen Kongressen für Byzantinistik und Kunstgeschichte abgehaltenen Vorträgen erweitert und vertieft: „Sur une particularité des voûtes moldaves", erschienen in Acad. Roum. Bullet. de la Sect. hist. XI, 1924, S. 9—24; „Influence du plan serbe sur le plan des églises roumaines", erschienen in „Orient et Byzance" IV: L'art byz. chez les Slaves, les Balcans I, 2, Paris 1930, S. 277—294; „Influence de l'art gotique sur l'architecture roumaine", erschienen in Acad. Roum. Bullet. de la Sect. hist. XV, 1929; „Influences arméniennes et géorgiennes sur l'architecture roumaine", Vălenii de Munte 1931 und „Contribution à la question des églises superposées dans le domain byzantin, erschienen in Bulletin de l'Inst. archeol. bulgare X, Sofia 1936, S. 156—158. Die gewissenhaften Untersuchungen Balşs über Ursprung und Entwicklung der altrumänischen Kirchenarchitektur führten zu der klaren Feststellung, daß die byzantinische Kirchenarchitektur sich vom heiligen Berge Athos her durch das serbische Moravatal nach Rumänien fortpflanzte, wo sie dann eine eigenartige Entwicklung in der Walachei einerseits, wo der byzantinisch-athonische Typus treuer aufbewahrt wurde, und in der Moldau andererseits, wo er durch gotische und anderweitige Einflüsse und ich glaube, auch durch selbständige Eingriffe einheimischer Baumeister, eine weitere, kühnere Entwicklung durchmachte.

Das Hauptwerk der wissenschaftlichen Tätigkeit von G. Balş bilden aber die drei großen schön ausgestatteten, gehaltvollen Bände über die altrumänischen Kirchen in der Moldau: 1. „Bisericile lui Ştefan cel Mare", d. i. Die Kirchen Stephans des Großen (1457—1504), erschienen in „Buletinul Comisiunii Monumentelor Istorice" (Jahrbuch der Kommission für historische Denkmale, 18. Bd., Bukarest 1925, 330 S. mit 484 Grundrissen und Abbildungen; 2. „Bisericile moldoveneşti în veacul al 16—ea" (Die Moldauischen Kirchen aus dem 16. Jh.), erschienen ebenda, 21. Bd., Bukarest 1928, 397 S. mit 425 Grundrissen und Abbildungen und schließlich 3. „Bisericile moldoveneşti din veacurile 17 şi 18" (Die moldauischen Kirchen des 17. und 18. Jh.), Bukarest 1933, 655 S. mit 1 Landkarte und 1036 Grundrissen und Abbildungen. Die drei Bände sind das bleibende Lebenswerk von G. Balş und grundlegend für die Erforschung der rumänischen Kunstgeschichte. Es ist nicht nur ein genau schilderndes Verzeichnis sämtlicher Kirchen Moldaus bis 1700 und einiger auch darüber hinaus, sondern es werden auch die auf sie ausgeübten verschiedenen Einflüsse erforscht und

ihr Stil bestimmt, sowie die stilartige Entwicklung ihrer Architektur verfolgt. Wenn auch die Architektur und die Steinskulptur den größeren Raum in Anspruch nimmt, werden doch wertvolle Beobachtungen und Feststellungen auch über die Malerei, die künstlerischen Kirchengeräte, die verzierten Grabsteine u. a. mitgeteilt. Dies sein Lebenswerk ist überaus wichtig auch für die Byzantinistik, denn die altrumänische Kirchenkunst ist, wenn sie sich auch zu einem selbständigen Baum neuer Art herausgebildet hat, doch ein später echter Ableger byzantinischer Kirchenkunst gewesen.

Wertvolle Einzelheiten hat Balş zu den drei Bänden noch nachgetragen in „Biserica din Lujeni" (Die Kirche in Luzeni bei Czernowitz) und „Introducerea pridvorului în planul bisericilor moldoveneşti" (Einführung der Vorhalle in den Plan moldauischer Kirchen) beide in AARhKl, 3. F., XI. Bd., 1930, S. 35—49. Ein ergebnisreiche Einzeluntersuchung auf dem Gebiete der Kirchenmalerei hat er in der Studie „Maica Domnului Indurătoarea în bisericile Moldoveneşti din veacul al 16-ea" (Die barmherzige Muttergottes in den Kirchen der Moldau des 16. Jh.), Bukarest 1930. Es wird entgegen anderen Ansichten festgestellt, daß diese Bilder den byzantinischen Kunstprinzipien treu geblieben sind und keine angeblich italienischen Einflüsse aufweisen. Einen klaren gewissenhaft zusammenfassenden Überblick bieten und daher nennenswert sind: „L'art ancien", erschienen in „Exposition de l'art roumain ancien et moderne. Catalogue des œuvres exposées", Paris 1925, S. 31—41 und „Etat actuel des études sur l'art ancien roumain", erschienen in „Acad. Roum. Bullet. de la Sect. hist." 18, 1931, S. 22—31.

Von den übriggebliebenen Studien und Aufsätzen Balşs sei nur noch die in Bulet. Comis. Mon. Ist. (Jahresbericht der Kommission der hist. Denkmale), 24. Bd., 1931, S. 97—100, erschienene Studie: „Grinda şi arcul" (Der Balken und der Bogen) erwähnt, worin er zeigt, daß die erhaltenen Holzkirchen keine ursprüngliche Bauart erhalten haben, die eventuell von den Mauerkirchen hätte nachgeahmt werden können, sondern daß im Gegenteil die Baumeister der Holzkirchen sich nach den älteren Mauerkirchen zu richten suchten[6]).

O. Tafrali (1876—1937)

Eine ansehnliche Stellung im Rahmen eines Abrisses der rumänischen Byzantinistik gebührt dem gewesenen Professor der Archäologie an der Universität Jassy, O. TAFRALI, dessen Arbeiten sehr beachtenswerte Beiträge zur byzantinischen Geschichte und Kunstgeschichte bedeuten. Er studierte von allen Gesichtspunkten aus die byzantinische Vergangenheit

[6]) Eine vollständige Würdigung des wissenschaftlichen Werkes G. Balşs ist im „Codrul Cosminului" VIII, 1934, S. 579—588, erschienen.

der zweiten Reichshauptstadt des byzantinischen Staates Thessalonike, worüber er drei gediegene Werke von unleugbarem Werte geliefert hat, und zwar: 1. „Thessalonique au XIVe siècle", Paris 1913, 307 S., worin er die Geschichte der Stadt in dem 14. Jh. vom ethnographischen, kulturellen, verwaltungsgeschichtlichen und besonders sozial-ökonomischen Standpunkt aus nach noch nicht gedruckten Quellen gibt, wobei er noch nicht bekannte, überraschende, eine sozial-ökonomische Bewegung betreffende Beiträge liefert; 2. „Topographie de Thessalonique", Paris 1913, 220 S., mit mehreren Plänen und Abbildungen, worin er die historischen und kunsthistorischen Denkmäler, an denen das antike und besonders das byzantinische Saloniki so reich ist, wie auch die noch erhaltene Befestigungsmauer des näheren untersucht. Er gibt einen geschichtlichen Überblick über die Denkmäler, indem er besonders ihre topographische Lage in der Antike und im byzantinischen Zeitalter zu bestimmen sucht. Von der Befestigungsmauer stellt er fest, daß sie nicht, wie man gewöhnlich glaubte, im 6. Jh., sondern eher zur Zeit THEODOSIOS D. GR. um 380 n. Chr. entstanden ist; und schließlich 3. „Thessalonique des origines au XIVe siècle", Paris 1919, 339 S., worin er eine politische Geschichte der Stadt vom Altertum bis zum 14. Jh., wie auch eine kurzgefaßte Kirchengeschichte von Saloniki gibt, wobei er das Verzeichnis der orthodoxen als auch der lateinischen Bischöfe und Erzbischöfe von Saloniki herzustellen versucht. In diesen Werken ist Tafrali zu neuen Entdeckungen und Resultaten gekommen, über die man nicht hinwegkommen kann, so oft man sich mit dem byzantinischen Thessalonik zu beschäftigen hat. Über eines der bedeutendsten byzantinischen Denkmäler von Saloniki, nämlich über die Basilika des heiligen Demetrius aus dem 5. Jh., schrieb Tafrali auch wichtige Einzelstudien, die er aus verschiedenen Fachzeitschriften samt anderen Artikeln in „Mélanges d'archéologie et d'épigraphie byzantines", Paris 1913, zusammen herausgab. Erwähnenswert ist seine Monographie über die Ikonographie des Hymnos Akathistos („Iconografia imnului acatist"), erschienen in Bulet. Comis. Mon. Ist. VII, 1914, Bukarest 1915, 70 S., worin er die Miniaturen des Cod. Gr. 193 aus der Bibliothek der Rumänischen Akademie zu Bukarest studiert. Ein anderer ikonographischer Vorwurf, der seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm, war die Belagerung Konstantinopels in der Kirchenmalerei, worüber er in „Le siège de Constantinople dans les fresques des églises de Bucovine" (Mélanges offerts à Gustave Schlumberger, II. Bd., Paris 1924, S. 456—461), und in „Le siège de Constantinople et les portraits de la famille du prince Pierre Rareş dans les fresques de l'église de Moldavitza", erschienen in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Arta şi Arheologia", d. h. „Kunst und Archäologie", 3. Heft, Jassy 1929, S. 1—5, schreibt. In derselben Zeitschrift „Arta şi Arheologia", 1935

bis 1936, S. 1—36, schrieb er eine Studie über „Die rumänische Holzskulptur".

Sehr nützliche Arbeiten verfaßte Tafrali im Zusammenhang mit der byzantinisch-rumänischen Kunst und Archäologie, wenn man auch nicht mit allen seinen Schlußfolgerungen wird einverstanden sein können (siehe die eingehenden Besprechungen von G. Balş in Revue du Sud-Est européen, V, 1928, S. 91—93; Ph. Schweinfurth in Byzant. Zeitschr. 35, 1935, S. 116 ff., und D. Onciul: In chestiunea bisericii domneşti dela Curteàde-Argeş, d. i. Zur Datierungsfrage der Fürstenkirche in Curtea-de-Argeş, erschienen im Bulet. Comis. Mon. Ist. IX, 1916, Heft 34). Doch das ungeschmälerte Verdienst Tafralis bleibt, daß er schwer zugänglichen Stoff den Fachgelehrten für ihre Forschungen auf dem Gebiete der byzantinisch-rumänischen Kunst durch zwei umfangreiche Prachtpublikationen zur Verfügung stellte, und zwar: „Le trésor byzantin et roumain du Monastère Poutna", Paris 1925, 86 S. Text mit 60 Tafeln; und „Monuments byzantins de Curtea de Argeş", Paris 1931, 352 S. Text und ein Bilderalbum mit 12 Farb- und 146 Schwarztafeln. Wenn das hochwichtige byzantinische Kunstdenkmal in Curtea-de-Argeş mit seinen Malereien teilweise schon durch frühere Publikationen (siehe besonders Bulet. Comis. Mon. Ist. X—XVI, 1917—1923, 252 S., und Tafrali selbst: „Monuments byzantins de Curtea-de-Argeş" in „Bullet. de l'Inst. Archeol. Bulg." [Isvestia], IV, Sofia 1927, S. 236—250, worin er Beziehungen zu der altbulgarischen Kirchenarchitektur nachzuweisen versucht) bekannt war, die interessanten Kunstschätze des Klosters Putna sind aber erst durch das Werk Tafralis in den wissenschaftlichen Umlauf gesetzt worden. Dasselbe, doch im geringeren Ausmaß, hat Tafrali auch für das Kloster Sucevița (Suczewitza) durch den in Melanges Ch. Diehl, II. Bd., Paris 1930, S. 207—229, veröffentlichten Aufsatz: „Le monastère de Sucevița et son trésor" und durch „Le monastère Sucévitsa" (in deutscher Übersetzung von A. Nibio, Das Kloster Sucevița), Jassy 1929, 103 S., mit 10 Tafeln, getan[7]).

I. Bogdan (1864—1919)

Von den Fachgelehrten auf anderen Gebieten muß in Zusammenhang mit der rumänischen Byzantinistik der Slawist I. Bogdan lobend genannt werden. Er verfolgte die byzantinisch-slawischen Einflüsse auf die ältere rumänische Geschichtsschreibung und hat einleuchtend bewiesen, daß die noch im Kirchenslawischen schreibenden rumänischen Chronisten MAKARIE, EFTIMIE und AZARIE im Stil und in der Form so stark von dem byzantini-

[7]) Eine vollständigere Würdigung des Lebens und des Werkes Tafralis ist in „Codrul Cosminului" X, Czernowitz 1940, S. 668—676, erschienen.

schen Chronisten KONSTANTIN MANASSES aus dem 12. Jh. abhängen, daß sie einfach ganze Schilderungen und Situationen, die byzantinische Kaiser betreffen, auf die von ihm beschriebenen rumänischen Fürsten und Ereignisse übertragen (siehe I. Bogdan, „Vechile cronici moldoveneşti până la Ureche", d. i. Die alten Chroniken über Moldau bis zum Chronisten Ureche), Bukarest 1891, und „Letopiseţul lui Azarie", d. i. Die Chronik des Azarie; in AARhKl., II. Folge, 31 Bd., 1909, S. 57—98). Indem I. Bogdan den Beziehungen der altslawisch-rumänischen Geschichtschreibung zu der byzantinischen Chronistik nachging, bereitete er auch die kritische Ausgabe einer altslawischen Übersetzung der Chronik Constantins Manasses vor, die erst nach seinem Tode unter dem Titel „Cronica lui Manasses, traducere mediobulgară făcută pe la 1350. Text şi glosar" (Die Chronik des Manasses, eine um 1350 verfertigte mittelbulgarische Übersetzung. Text und Wörterverzeichnis), Bukarest 1922, VIII + 456 S., erschienen ist.

C. Litzica (1873—1921) u. a.

Erwähnenswert ist auch Const. Litzica, der den Katalog der in der Bibliothek der Rum. Akad. der Wiss. befindlichen griechischen Handschriften verfaßte. Es sind in C. Litzica, „Catalogul manuscriptelor greceşti" (Katalog der griechischen Handschriften), Bukarest 1909, 563 S., 830 Hss. beschrieben. Wertvolle Berichtigungen zu dem Katalog hat D. Russo, „Studii şi critice" (Studien und Kritiken), Bukarest 1910, S. 56—116, beigetragen. Der Katalog wurde sodann fortgesetzt durch N. Camariano, „Cat. Manuscriselor grec.", II. Bd., Bukarest 1940, 205 S., worin die Beschreibung des Hss. 831—930 von C. Litzica herrührt und dann weiter bis 1066 von N. Camariano. In dem zweiten Bande wäre sehr wünschenswert gewesen, die bis zu seinem Erscheinen gemachten Richtigstellungen zum ersten Bande nicht unberichtigt gelassen zu haben. Von den übrigen Arbeiten C. Litzicas wäre noch „Procopie din Cezarea: Contribuţiuni la topografia balcanică în Evul Mediu" (Prokopios von Caesarea, Beiträge zur mittelalterlichen Balkantopographie), Sonderabdruck aus dem Jahrbuche „Ioan Neculcea", 6. Heft, Jassy 1926, 84 S., erwähnenswert. Es handelt sich dabei um die von Prokopios in De aedificiis an der Donau genannten Burgen und Kastelle. Es mögen noch erwähnt sein seine Doktordissertation „Das Mayerische Satzschlußgesetz in der byzantinischen Prosa mit einem Anhang über Prokop von Caesarea", München 1898, 52 S., und „Poesia religioasă bizantină" (Die byzantinische religiöse Poesie), Bukarest 1899, 72 S., wo er nach einer Einleitung über die Geschichte und Hauptformen der byzantinischen Kirchenpoesie einen Hymnus des Symeon Metaphrastes und einen anonymen Kanon auf Christus zum ersten Male ediert.

Von den verstorbenen rumänischen Gelehrten sei noch der Rechts-

gelehrte St. G. Longinescu (1865—1931), der eine „Istoria dreptului român“ (Geschichte des rumänischen Rechtes), Bukarest 1908, verfaßte und in „Pravila lui Vasile Lupu şi Prosper Farrinacius“ (Das Gesetzbuch des Woewoden Vasile Lupu [1634—1653] und Pr. Far.), Bukarest 1909, den Nachweis lieferte, daß das betreffende rumänische Gesetzbuch nur zum Teil auf byzantinischer Grundlage beruht und größtenteils auf das juristische Werk des Humanisten Farrinacius zurückgeht; sodann die ehemaligen Bukarester Theologieprofessoren N. Dobrescu (1874—1914) mit seinen bedeutenden Werken „Din Istoria Bisericii române, secolul XV“ (Aus der Geschichte der rumänischen Kirche des 15. Jh.s), Bukarest 1910, und „Istoria bisericii române“ (Geschichte der rumänischen Kirche), Vălenii de Munte 1913, 272 S.; und B. Cireşanu mit seiner sonderbaren, aber wissenschaftlich wegen des angesammelten Materials nicht unwichtigen (besonders der I. Bd.) Werke: „Tezaurul liturgic al sfintei biserici creştine ortodoxe de răsărit“ (Der liturgische Thesaurus der heiligen christlichen orthodoxen Kirche des Orients), in 3 Bänden, Bukarest 1910—1912. Aus demselben Grunde erwähnenswert ist auch I. Mihălcescu, „Θησαυρὸς ὀρθοδοξίας“ (Die Bekenntnisse und die wichtigsten Glaubenszeugnisse der griechisch-orientalischen Kirche), Leipzig 1904, 315 S.

Einen Einschlag in die Byzantinistik hat auch die Broschüre des weiland Königs von Rumänien Carol I. (1866—1914): „Nikopolis 1396 bis 1877—1902“, Breslau 1906, 30 S. Doch sei hinzugefügt: R. Rosetti, „Notes on the battle of Nicopolis 1396“ in Slavon Rev. 15 (1936/37), S. 629—638).

Vereinzelt mögen noch genannt werden: Alex Papadopol-Calimach (1833—1898), „Sofia Paleolog, nepoata împăratului Constantin XII Paleolog şi Domniţa Olena, fiica domnului Moldovei Ştefan cel Mare, 1472—1509“ (Sophia Paleologina, die Nichte des Kaisers Konstantin XII. Pal. und die Fürstin Olena, die Tochter des moldauischen Woewoden Stephan des Großen) in AARhKl., II. Folge, 17. Bd., 1895, S. 1—157; O. Densuşianu (1873—1938): „Histoire de la langue roumaine“, I. Bd., Paris 1902, 510 S.; V. Bogrea (1881—1926), „Die Donau ein Fluß des Paradieses“ in „Anuarul Institutului de istorie naţională“ (Jahrbuch des Inst. f. Nationalgesch.), III, Cluj (Klausenburg), 1924, S. 31—33; C. Diculescu, der sich durch seine Werke über „Die Gepiden“ und „Die Wandalen und die Goten“ besonders bekannt gemacht hat, mit „*Altgriechische Elemente in der rumänischen Sprache“, in „Dacoromania“, IV. Bd., 1. Teil, Cluj 1927, S. 394—516, erschienen auch als selbständige erweiterte Studie unter dem Titel: „*Das römische Dazien im Spiegel der Inschriften und der heutigen Sprache“, Cluj 1926, 124 S.; Al. Ppilippide (1859—1933), „Originea Românilor“ (Ursprung der Rumänen) in 2 Bänden, Jassy 1925 und 1928,

worin viele für die ältere Geschichte der Rumänen wichtige Stellen aus byzantinischen Geschichtschreibern ausführlich besprochen werden; und M. G. NICOLAU, „Les dispositions romano-byzantines dans le Code civile roumain" in Mélanges Paul Fournier, Paris 1929, S. 587—598.

III.

Die Leistungen der hingeschiedenen rumänischen Gelehrten werden auf den verschiedenen Gebieten der Byzantinistik von den jetzt wirkenden Forschern mit Erfolg fortgesetzt.

Auf dem Gebiete der byzantinischen Geschichtsforschung tun sich die Bukarester Universitätsprofessoren N. BĂNESCU und G. BĂRTIANU hervor.

N. BĂNESCU erforscht die politische Geschichte und verwaltungsgeschichtliche Entwicklung der byzantinischen Provinzen im Unterlauf der Donau. Diesbezüglich veröffentlichte er in Fachzeitschriften ergebnisreiche Studien, wie: „Les premiers témoignages byzantins sur les Roumains du Bas-Danube", in Byzantinisch-Neugriechische Jahrbücher III, 1922, S. 287 bis 310; „Changements politiques dans les Balkans après la conquête de l'Empire bulgare de Samuel (1018): nouveaux duchés byzantins à Bulgarie et Paristrion" in Acad. Roum. Bullet. de la Sect. hist. X, 1923, S. 49—72; „Un duc byzantin du XIe siècle: Katakalon Kekaumenos", ebenda, XI, 1924, S. 25—36: „Păreri nouă asupra lui Kekaumenos" (Neue Ansichten über K.) in AARhKl., III. Folge, XIX, 1938, S. 273—282; „Ein neuer κατεπάνω Βουλγαρίας" in Byzant. Zeitschr., XXV, 1925, S. 331—332; „A propos des duchés byzantins de Paristrion et de Bulgarie" in Revue hist. du Sud-est europ. 3, 1926, S. 321—325; „La domination byzantine sur les régions du Bas-Danube", Acad. Roum. Bull. dela Sect. hist., XIII, 1927, S. 10—24; „Unbekannte Statthalter der Themen Paristrion und Bulgarien: Romanos Diogenes und Nikephoros Botaniates", Byzant. Zeitschr., XXX, 1929/30, S. 439—444; „Ein ethnographisches Problem am Unterlauf der Donau aus dem XI. Jahrhundert" in Byzantion, VI, 1931, S. 297—307; „Le question du Paristrion ou conclusion d'un long debat", ebenda, VIII, 1933, S. 277—308. Zusammenfassend stellte er, indem er auch andere neue Betrachtungen hinzufügte, diese seine Ergebnisse in dem im Jahre 1938 gehaltenen Antrittsvortrag in der rumänischen Akademie dar: „Bizanţul şi Romanitatea dela Dunărea de jos" (Byzanz und das Romanentum am Unterlauf der Donau), Bukarest 1938. Andere die byzantinische Geschichte betreffende Studien Bănescus sind: „Chilia (Licostomo) und das Bithynische" in Byzant. Zeitschr., XXV, 1925, S. 68—72; „Contribution à l'histoire de la Seigneurie de Théodoro-Mangoup en Crimée", ebenda, XXXV, S. 20—37; „Le conflit entre Gênes et l'empire de Trébi-

zonde à la veille de la conquête turque" in „Studi bizantini e neoellenici" V (Atti del V. Congresso di studi biz. I), 1939, S. 5—11; „Stăpânirea bizantină în Matracha (Tmutorokan), Chazaria şi Rusia în timpul Comnenilor" (Die byzantinische Herrschaft in Matracha-Tmutorokan-Chazarien und Rußland im Zeitalter der Komnenen) in AARhKl, XXIII, 1941, S. 113—132, worin doch die Folgerungen des Verfassers zu weit zu gehen scheinen; „O colecţie de sigilii bizantine inedite" (Eine Sammlung unbekannter byzantinischer Siegel), ebenda, XX, 1938, S. 116—126, worin byzantinische aus dem 7.—11. Jh. herrührende auf dem Boden der Walachei (Bezirk Jalomitza) gefundene Bleisiegel veröffentlicht und besprochen werden; „Sceau inédit de Katakalon, Katepano de Paradounavon" in „Echos d'Orient", 35, 1936, S. 465—468; „Les sceaux byzantins trouvés à Silistrie" in Byzantion, VII, 1932, S. 321—331; „A propos de Kekaumenos" in „Byzantion", 13, 1938, S. 129—138; „Maurocastrum-Moncastro-Cetatea-Albă" in Acad. Roum. Bull. de la Sect. hist., XXI, 1939, S. 20—31, worin er die unhaltbaren Theorien des aus Bessarabien nach Nordamerika eingewanderten jüdischen Historikers Jakob Bromberg, der in der Moldau die Wiege des ganzen Slawentums suchen und das genuesische Moncastro nach der Krim verlegen möchte, einleuchtend widerlegt (s. auch N. Bănescu, „Fantaisies et réalités historiques", in Byzantion, 13, 1938, S. 73—90). Das genuesische Moncastro wird als identisch mit der rumänischen Cetatea-Albă in Bessarabien unwiderlegbar erwiesen.

Auch Texte aus der byzantinischen Literatur hat Bănescu herausgegeben, und zwar: „Un poème grec vulgaire relatif à Pierre le Boiteux de Valachie", Bukarest 1921, 29 S.; „Deux poètes byzantins inédits du XIIIe siècle", Bukarest 1913, 20 S.; „Contribuţii la istoria literaturii bizantine" (Beiträge zur Geschichte der byzantinischen Literatur), Bukarest 1915, 20 S.; es wird festgestellt, daß ein Teil des Cod. Palat. Vat. 426, dessen Inhalt man verschiedenartig auslegte, ein Bruchstück aus Tzetzes Theogonie bildet und daß die in Cod. Vat. 1409 erhaltene byzantinische Ἐκφρασις auf eine Schilderung Philostrats des III. zurückgeht. Sodann: „Un fragment inédit du ‚Poèmes à Spanéas' (Cod. Marc. VII, 51)" in Recueil d'études dédiées à la mémoire de N. P. Kondakov, Prag 1926, S. 75—80; „Un récit en grec vulgaire de la construction de Sainte Sophie" in „Ἐπετερὶς Ἑταιρείας βυζαντ. σπουδῶν", III, 1926, S. 144—160. Von den hier erwähnten Texten erwies sich als besonders wichtig für die rumänische Geschichte „Un poème grec vulgaire etc." des Georgios aus Ätolien, denn auf Grund der darin enthaltenen zeitgenössischen Nachrichten konnte N. Iorga die Existenz eines unbekannten rumänischen Herrschers feststellen, nämlich Peters II. (1559—1568 in der Walachei), der gewöhnlich mit Peter V. (1574—1579 und 1582—1591 in der Moldau) verwechselt

worden war und den man irrtümlicherweise auch in der Walachei zwischen 1559 und 1568 hatte regieren lassen.

Ein beachtenswerter Beitrag zur Geschichte des rumänischen höheren Unterrichtes im allgemeinen und des griechischen höheren Unterrichtes in Rumänien zu Anfang des 19. Jh.s im besonderen ist der Festvortrag, den N. Bănescu als Rektor der Klausenburger Universität zu Beginn des Wintersemesters 1923 gehalten hat: „Academia grecească din Bucureşti şi Şcoala lui Gheorghe Lazăr" (Die Bukarester griechische Akademie und die von dem Siebenbürger Rumänen Georg Lazar gegründete Schule) erschienen im Klausenburger Universitäts-Jahrbuch 1923/24, S. 2—31. Erwähnenswert und wichtig ist auch sein nach dem Muster der unübertroffenen Ch. Diehls Figures byzantines verfaßtes populärwissenschaftliches Werk „Chipuri şi scene din Bizanţ" (Bilder und Szenen aus Byzanz), Cluj (Klausenburg) 1927, 184 S. Es sei noch erwähnt, daß N. Bănescu für die bibliographische Abteilung der Byzant. Zeitschr. seit Jahrzehnten, als auch für so manche Jahrgänge der Brüsseler Zeitschr. „Byzantion" eine kritische, so manchmal mit eigenen neuen Beiträgen bereicherte, Berichterstattung über die fortlaufende rumänische byzantinische Forschung besorgt, wobei ich mich jedoch des Eindruckes nicht erwehren kann, daß noch mehrere andere diesbezügliche Studien und Arbeiten verzeichnet zu werden verdienten.

Aus dem Gebiete der byzantinischen Geschichte greift GEORG BRĂTIANU vielmehr die ökonomisch-soziale Seite und die städtische Organisation heraus. Eine wichtige Arbeit über die städtischen Freiheiten und Privilegien im byzantinischen Staate hat er in „Privilèges et franchises municipales dans l'empire byzantin", Paris-Bukarest 1936, 138 S., geliefert. Und er tat des weiteren sehr wohl, mehrere seiner ergebnisreichen und interessanten, besonders soziale und ökonomische Probleme betreffenden Studien aus verschiedenen Fachzeitschriften zu sammeln und in einem bequemen Bande „Études byzantines d'histoire économique et sociale", Paris 1938, 291 S., herauszugeben. Auch hat G. Brătianu für den geplanten letzten VI. Byzantinistenkongreß einen besonderen, sehr brauchbaren und anregenden Bericht über den Stand, die Methode und die Aussichten der byzantinischen Forschung auf dem Gebiete der ökonomischen und sozialen Geschichte vorbereitet, der unter dem Titel „Les études byzantines d'histoire économique et sociale" in Byzantion XIV, 1939, S. 497—511, erschienen ist; und in Sbornik zum Gedächtnis an Prof. T. Nikov, Sofia 1939, S. 30—36, veröffentlichte er einen Aufsatz über „Le commerce bulgare dans l'Empire byzantin et le monopole de l'Empereur Leon VI à Thessalonique".

Wertvolle Arbeiten, welche auch stark in die Byzantinistik einschlagen, hat G. Brătianu über die Geschichte der Hafenstadt Cetatea-Albă, der im späteren Mittelalter gewesenen genuesischen Handelsniederlage am Schwar-

zen Meere namens Moncastro, wie überhaupt über die genuesische Handelsgeschichte in diesem Meere und sodann über die jetzt verschollene Stadt Vicina (Wiczina), welche aber noch im 14. Jh. ein wichtiger Handelshafen an der unteren Donau und Sitz eines Bistums gewesen ist. Diese Arbeiten Brătianus sind: „Vicina I: Contributions à l'histoire de la domination byzantine et du commerce gênois en Dobrogea", Bukarest 1923, 77 S.; „Contributions à l'histoire de Cetatea Albă (Ackermann) aux 13 et 14 s." in Acad. Roum. Bull. Sect. hist. XIII, 1927, S. 25—31; „Recherches sur Vicina et Cetatea Albă; contributions à l'histoire de la domination byzantine et tatare et du commerce gênois sur le littoral roumain de la Mer Noire", Bukarest 1935, 199 S.; „Actes des notaires gênois de Péra et de Caffa de la fin du XIIIe siècle" in „Acad. Roum. Études et recherches" III, 1927; „Recherches sur le commerce gênois dans la Mer Noire au XIIIe siècle", Paris 1929, und „Les Vénitiens dans la Mer Noire au XIVe siècle; la politique du Sénat en 1332—1333 et la notion de latinité" in Acad. Roum. Études et recherches 11, Bukarest 1939, 56 S. Im selben Zusammenhange soll auch „Une énigme et un miracle historique: Le peuple roumain", Bukarest 1937, und „Les origines du peuple roumain: les données archéologiques", Bukarest 1939, 52 S., genannt werden.

Abendländisch-byzantinische Beziehungen betrifft der Aufsatz Brătianus: „Notes sur un projet de mariage entre l'empereur Michael IX. Paléologue et Cathérine de Courtenay (1288—1295)" in Revue hist. du Sud-est europ. I, 1924, S. 59—63.

Dieselben Beziehungen, besonders mit Spanien, verfolgte in einer Reihe von ergebnisreichen Aufsätzen C. Marinescu, indem er die noch nicht erforschten spanischen Archive ausnützte. Es seien davon genannt: „Manuel II Paléologue et les rois d'Aragon; commentaire sur quatre lettres inédites en latin, expédiées par la chancellerie byzantine" in Acad. Roum. Bullet. Sect. hist. XI, 1924, S. 192—206; „Du nouveau sur Constance de Hohenstaufen, impératrice de Nicée" in Byzantion I, 1924, S. 469—474; „Notes sur les Catalans dans l'empire byzantin pendant le règne de Jacques II (1291—1327)" in Mélanges F. Lot., S. 501—513; „Le pape Nicolas V. (1447—1455) et son attitude envers l'empire byzantin" in Bull. de l'Inst. Archéol. bulg. IX, 1935, S. 331—342, und „Contributions à l'histoire des relations économiques entre l'Empire byzantin, la Sicilie et le royaume de Naples de 1419 à 1453" in Studi byzantini e neollenici V, 1939, S. 209—219.

Beachtenswertes für die byzantinische Steuergeschichte leistete N. A. Constantinescu in seinen Studien „Introduction à l'étude de la question agraire dans l'empire byzantin" in Rev. hist. du Sud-est europ. I, 1924, S. 233—250; „Réforme sociale ou réforme fiscale?" in Acad. Roum. Bull. Sect. hist. XI, 1924, S. 94—109 und „La Communauté de village byzantine

et ses rapports avec la petit „Traité fiscal byzantin", ebenda, XIII, 1927, S. 160—174.

Wichtig für die byzantinische Numismatik ist die Studie M. C. Suțu (Soutzo), „Les origines du sesterce et du miliarense et leur continuité jusqu'aux temps byzantins. Le système monétaire d'Anastase", ebenda, XIII, 1927, S. 54—58.

Auf dem Gebiete der byzantinischen Kunstgeschichte sind die umfangreichen stattlichen Werke I. D. Stefănescus zu nennen, in denen er besonders die Kirchenmalerei und die Ikonographie sämtlicher rumänischer Kirchen ins Auge faßte und in der unter der Direktion G. Millets herausgegebenen Sammlung „Orient et Byzance, études d'art médieval" erscheinen ließ. Im II. und VI. Bande dieser Sammlung veröffentlichte er ausgedehnte Untersuchungen über die Entwicklung der moldauisch-byzantinischen Kirchenmalerei und Ikonographie unter dem Titel: „L'évolution de la peinture religieuse en Bucovine et en Moldavie depuis les origines jusqu'au XIX^{éme} siècle", Paris 1928, 338 S. und 96 Tafeln, und noch einen gleich betitelten Band mit dem Nebentitel: „Nouvelles recherches; études iconographiques", Paris 1929, 192 S. und 58 Taf. Wenn auch die Hinzufügung „Bucovine" in dem Titel vom kunstgeschichtlichen Standpunkte aus irreführend sein könnte, denn in der Entwicklung der moldauischen byzantinischen Kirchenkunst besteht gar kein Unterschied zwischen Bukowina und Moldau, und wenn auch Stefănescu hie und da Vermutungen zu sicheren Schlüssen erhebt (siehe G. Balș, „Un ouvrage sur la peinture dans les monuments de l'art roumain ancien", erschienen in Revue hist. du Sud-est europ. VI, 1929, S. 19—34), so sind doch seine Ausführungen zweifelsohne überaus wertvoll und ergebnisreich. Er erstreckte sodann seine fleißigen Untersuchungen auch über die Kirchen der Walachei und Siebenbürgens und veröffentlichte als VIII. Band derselben Sammlung: „La peinture religieuse en Valachie et en Transylvanie depuis les origines jusqu'au XIXe siècle", Paris 1930—1932, 439 S. und 100 Taf.

Indem Stefănescu die interessante anregende Beobachtung machte, daß zur Entstehung der byzantinischen Kirchenikonographie nicht nur die historischen und didaktischen Teile der Heiligen Schrift beigetragen haben, sondern auch die liturgischen Bücher, verfaßte er: „L'illustration des liturgies dans l'art de Byzance et de l'Orient", Bruxelles 1936, 193 S. mit 138 Taf. So manche unerklärbar sein wollende Darstellung ist auf diese Weise einleuchtend erklärt worden. Vgl. I. D. Stefănescu, „Sur le mosaîque de la porte impériale à Sainte-Sophie de Constantinople" in Byzantion 9, 1934, S. 517—523, und „Peintures murales illustrant les liturgies" in Revista Istorică Română 5/6, 1935/36, S. 158—183. Doch scheint es mir, daß der liturgische Teil in der byzantinischen Kirchenikonographie von Stefănescu

etwas zu hoch angeschlagen wird, besonders wenn man bedenkt, daß auch die liturgischen Bücher größtenteils aus Zitaten und Anspielungen aus der Heiligen Schrift zusammengesetzt sind.

Interessante Betrachtungen über eine Entwicklung der byzantinischen Kirchenikonographie stellte Stefănescu in dem Aufsatze an: „Probleme de seamă ale Bisericii: pictura bisericească" (Kirchliche Hauptfragen: die Kirchenmalerei) in der Bukarester Kirchenzeitschrift „Biserica Ortodoxă Română" 58, 1914, S. 172—178 und 659—670, worin er zu zeigen versucht, daß die byzantinische Kirchenikonographie sich nach Zeit und Ort, als auch mit Rücksicht auf den Stifter und den Heiligen, dem die Kirche geweiht war, sowohl in der Auswahl der Vorwürfe als auch in der Verteilung der Darstellungen verschiedenartig ausgebildet hat. Wenn man im allgemeinen zugeben muß, daß die byzantinischen Kirchenmaler in ihrem künstlerischen Schaffen nicht jedweder Freiheit beraubt waren, darf man doch, glaube ich, diese Freiheit nicht allzuhoch anschlagen. Es gab doch bestimmte Regeln und Typen, über die die byzantinische Kirchenikonographie nicht hinweggehen durfte und die sie auch nie überschritten hat. Man muß die in den Handbüchern der byzantinischen Kirchenmalerei vorgeschriebenen Anweisungen und die Bedeutung dieser Handbücher (Hermenien) selbst doch nicht so sehr unterschätzen, wie es Stefănescu zu tun scheint, wenn auch diese Handbücher im ganzen wohl keine kanonischen unantastbaren Normen enthalten.

Indem Stefănescu sodann auch abendländische Einflüsse in der alten rumänischen Kirchenmalerei verfolgte, schrieb er: „L'art byzantin et l'art lombard en Transylvanie. Peintures murales de Valachie et de Moldavie" Paris 1938, 166 S. mit 56 Taf.

Im Zusammenhange mit der moldauisch-byzantinischen Kunstgeschichte darf das gewissenhafte hervorragende, als VI. Band der Sammlung „Monuments de l'art byzantin" erschienene Werk P. Henry: „Les églises de la Moldavie du Nord des origines à la fin du XVIe siècle: Architecture et peinture", Paris 1930, 320 S. und 68 Taf. nicht unerwähnt bleiben.

Im Zusammenhang mit der rumänischen Kirchenkunst seien hier auch C. Petranu, „Die Stellung Siebenbürgens in der byzantinischen Kunstgeschichte" in Bull. de l'Inst. archeol. bulg. X, 1936, S. 198—201, und „Die alte kirchliche Kunst der Rumänen" im Kyrios I, 1936, S. 363—380 erwähnt.

Auf dem Gebiete der byzantinischen Ikonographie betätigt sich auch V. Grecu. Von seinen diesbezüglichen Studien seien erwähnt: „Darstellungen altheidnischer Denker und Schriftsteller in der Kirchenmalerei des Morgenlandes" in Acad. Roum. Bullet. Sect. hist. XI, Congrès de Byzant. Mémoires, Bukarest 1924, 68 S., worin nachgewiesen wird, daß der Eingang dieser heidnischen antiken Vorwürfe in die christliche Ikonographie aus

rein religiösem Antriebe erfolgt ist und nicht wie man es angenommen hat, als eine Erinnerung des mittelalterlichen Klosterunterrichts, wobei auch antike Autoren gelesen worden sind, zu betrachten sei; als eine Ergänzung zu dieser Studie kann der Aufsatz: „Filosofi păgâni şi Sibile în vechea noastră pictură bisericească" (Heidnische Philosophen und Sybillen in der alten rumänischen Kirchenmalerei), erschienen in „Arta şi Tehnica Grafică", Heft 10, 1940, S. 29—41, betrachtet werden. Sodann könnten noch angeführt werden: „Eine Belagerung Konstantinopels in der rumänischen Kirchenmalerei" in Byzantion I, 1924, S. 273—289, worin die Umwandlung, die dieser Vorwurf in der byzantinischen Kirchenikonographie durchgemacht hat, gezeigt wird; und schließlich: „Influenţe sârbeşti în vechea iconografie a Moldovei" (Serbische Einflüsse in der alten moldauischen Kirchenikonographie) in „Codrul Cosminului" IX, 1935, S. 233—242, worin er den Nachweis zu erbringen versucht, daß der Brauch, die Außenwände der Kirchen gänzlich mit Malereien zu bedecken, nach der Moldau aus Serbien zur Zeit des Woewoden Peter IV. Rareş (1527—1538) gekommen ist.

V. Grecu studierte auch die Entstehung, die Verbreitung und die Wichtigkeit der byzantinischen Handbücher der Kirchenmalerei. Von den diesbezüglichen Aufsätzen und Arbeiten seien nur die zusammenfassenderen erwähnt, und zwar: „Versiunile româneşti ale Erminiilor de pictură bizantină" (Die rumänischen Übersetzungen der byzantinischen Handbücher der Kirchenmalerei) in „Codrul Cosminului" I, 1924, S. 107—174; „Byzantinische Handbücher der Kirchenmalerei" in Byzantion IX, 1934, S. 675—701; „Eine kritische Ausgabe der Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς τέχνης" in Bull. de l'Inst. Arch. Bulg. IX, Sofia 1935, S. 225—237, und „Cărţi de pictură bisericească bizantină" (Handbücher der byzantinischen Kirchenmalerei), Czernowitz 1936, 426 S. Letzteres ist eine Ausgabe mit Einleitung und kritischem Apparat der rumänischen Versionen der Handbücher. Der griechische Text, der aus 16 bis jetzt unbenützten Handschriften ausgewählt wurde, wartet durch das Wohlwollen des Herrn Univ.-Prof. S. G. Mercati (Rom), der sich die italienische Übersetzung zu liefern freundlichst erbötig machte, bei einem italienischen Verlag auf eine günstigere Zeit für solche Ausgaben.

Auch den byzantinischen Einflüssen auf die Anfänge der rumänischen Literatur wendet V. Grecu seine Aufmerksamkeit zu. In „Erotocritul lui Cornaro în literatura românească" (Kornaros Erotokritos in der rumänischen Literatur), erschienen in Dacoromania I, 1920, S. 1—64, werden die Umarbeitungen, die Verbreitung und Auswirkung dieses spätbyzantinischen romantischen Epos in der rumänischen Literatur verfolgt und aufgedeckt. In „Ursprung der altrumänischen Chroniken", erschienen in „Deuxième Congrès international des études byzantines, Belgrad 1927, Compte rendu",

Belgrad 1929, S. 176—184, wird der Nachweis geliefert, daß die altrumänische Geschichtschreibung nicht von den in den Klöstern angelegten Seelenmessenregistern, wie man gewöhnlich angenommen hat, sondern von den in der Moldau in kirchenslawischer Übersetzung in Umlauf gewesenen byzantinischen χρονογραφικὰ σύντομα ausgegangen ist. Zusammenfassend sind die byzantinischen Einflüsse in der rumänischen Literatur in der Broschüre „Influenţa bizantină în literatura română", Czernowitz 1933, auseinandergesetzt worden. In „Izvorul principal bizantin pentru cartea cu învăţătură a diaconului Coresi din 1581: Omiliile patriarhului Ioan XIV Kaleka" (Die byzantinische Hauptquelle des Homelienbuches des Diakonen Coresi aus dem Jahre 1581: Die Homelien des Patriarchen Johannes XIV. Kaleka 1334—1347), erschienen in der Sammlung „Acad. Roum. Studii şi cercetări" (Rum. Akad. Studien und Untersuchungen) XXXV, Bukarest 1939, 165 S., wird die byzantinische Vorlage eines der hervorragendsten Denkmäler der altrumänischen Literatur aufgedeckt.

Auf dem Gebiete der byzantinischen Literatur befaßt sich ST. BEZDECHI mit dem berühmten byzantinischen Polyhistor des 14. Jh.s NIKEPHOROS GREGORAS als auch mit der Sprache der Dionysiaca des im 5. Jh. wirkenden Epikers NONNOS. Aus dem reichhaltigen unedierten Nachlasse des Nikephoros Gregoras gab Bezdechi nebst einem Dialoge Φιλομαθὴς ἢ περὶ ὄβριστῶν 90 wertvolle Briefe heraus: „Nicephori Gregorae epistolae XC" in „Ephemeris Dacoromana" II, Roma 1924, S. 239—377, eine beachtenswerte Vorarbeit für eine endgültige Auflage. Außerdem gab er noch folgende kleinere Texte heraus: „La vie de Sainte Basilisse par Nic. Greg." in „Mélanges d'hist. générale", Cluj (Klausenburg) 1927, S. 75—85; sodann „Eine unedierte Handschrift des Nik. Greg." in „Anuarul Inst. de stud. clas.", Cluj 1933, S. 38—47, und die Fortsetzung dazu unter dem Titel: „Un petit manuel byzantin de philosophie à l'usage des dames", ebenda, III, 1936—1940, S. 1—27. Die kleine philosophische Abhandlung wurde von Nikephoros Gregoras auf Verlangen an die Kaiserin Helene, Tochter Johannes VI. Kantakuzino und Gattin des Kaisers Johann V. Paleologos gerichtet. Auch widmete Bezdechi Nikephoros Gregoras noch folgende Aufsätze: „Le portrait de Théodore Métochite par Nicéphore Grégoras" in Mélang. d'hist. gen., Cluj 1927, S. 57—67; „Un projet de réforme du calendrier par Nic. Grég.", ebenda, S. 68—74, und „Un échantillon d',Arithmetica geometrica' dans une lettre de Nic. Grég." in Anuarul Inst. de stud. clas. III, 1936—1940, Cluj-Sibiu 1941, S. 29—33. Über die Sprache der Dionysiaca des Nonnos veröffentlichte er „Vulgarismes dans l'épopée de Nonnos", ebenda, S. 34—74. Nennenswert ist auch Bezdechis Aufsatz: „La théorie des peines futures chez Platon et Jean Chrysostome", ebenda, II (1933—1935), S. 1—33.

Auf dem Gebiete der byzantinischen theologischen und kirchengeschichtlichen Literatur wären wenigstens folgende beachtenswerte Leistungen zu nennen: I. REMUS, „*Der moldauische Metropolit Damian bei der Florentiner-Synode" in Revista istorică 25 (1929), S. 61—66; D. G. IONESCU, „Relaţiile Ţărilor Române cu patriarhia de Alexandria" (Die Beziehungen der rumänischen Länder mit dem Patriarchat von Alexandrien), Bukarest 1935, 68 S.; D. FECIORU, Ὁ βίος τοῦ ἁγίου Ἰωάννου Δαμασκηνοῦ (Das Leben des heiligen Johannes Damaskenos), Bukarest 1935, 208 S., und „*Asterios, Bischof von Amaseia: Leben und Werk" in „Biserica Ortodoxă Română 55 (1937), S. 624—694; G. I. MOISESCU, Εὐάγριος ὁ Ποντικός βίος, συγγράμματα, διδασκαλία (Euagrios Pontikos: Leben, Schriften und Lehre), Athen 1937, 153 S., und „*Die Beziehungen der rumänischen Länder zu den Klöstern Mega-Spileon und Hlg. Lavra in Peloponnes" in Bis. Ort. Rom. 52 (1934), S. 20—37; I. ZUGRAVU: „Eine Handschrift aus dem Jahre 1419 der Liturgie des heiligen Basilios des Großen" in „Candela" 48 (1937), S. 263—282; D. STĂNILOAE, „Viaţa şi îmvăţătura sfântului Grigorie Palama; cu trei tratate traduse" (Leben und Lehre des heiligen Gregorios Palamas; mit drei übersetzten Reden), Sibiu (Hermannstadt) 1938, 249 S. Untersuchung und 160 S. Übersetzung der 2. und 3. Rede aus der 1. Triade. G. CIORAN, Σχέσεις τῶν ῥουμανικῶν χωρῶν μετὰ τοῦ Ἄθω καὶ δὴ τῶν μονῶν Κουτλουμουσίου, Λαύρας, Δοχειαρίου καὶ ἁγίου Παντελεημόνος ἢ τῶν Ῥώσων (Die Beziehungen der rumänischen Länder zu Athos und besonders zu den Klöstern Kutlumus, Lavra, Dokiariu und dem heiligen Panteleimon oder zu dem Kloster der Russen), Athen 1938, 303 S., und I. M. BARNEA, Τὸ παλαιοχριστιανικὸν Θυσιαστήριον (Der altchristliche Altar), Athen 1940, 227 S.

Aus dem Gebiete der byzantinischen Rechtsgeschichte sind sehr lobend zu erwähnen C. SPULBER, „L'éclogue des Isauriens, texte, traduction, histoire", Cernăuţi 1929, 188 S., und „Les Nouvelles de Léon le Sage, traduction, histoire", Cernăuţi 1934, 339 S.; es werden nicht nur Text und Übersetzung gegeben, sondern auch wichtige rechtsgeschichtliche, philologische und juristische Betrachtungen und Untersuchungen angestellt. In „Cea mai veche Pravilă românească" (Das älteste rumänische Gesetzbuch), Cernăuţi 1930, ediert Spulber kritisch den Text und weist als dessen Vorlage das Nomokanon des im Jahre 619 zu Konstantinopel gestorbenen Patriarchen JOHANNES NESTEUTES nach. In „Qui fut Enantiophanes?" in „Archives d'hist. du droit oriental" I, S. 307—319, Bruxelles 1937, versucht Spulber einen der anonymen Scholiasten der Basiliken zu bestimmen. Sehr beachtenswert ist auch Spulbers Aufsatz „Le concept byzantin de la loi juridique", Bukarest 1938, worin er zu zeigen versucht, daß es im byzantinischen Rechte keine Vorstellung einer Außerkraftsetzung alter Gesetze gab. Spulber be-

reitet auch eine kritische Ausgabe des wichtigen rumänischen Gesetzbuches vom Jahre 1652 samt der griechischen Vorlage; die Einleitung ist bereits erschienen: „Indreptarea legii: Le code valaque de 1652" (Études de droit byzantin VI), Ier Partie; Histoire, Bukarest 1938, 50 S.

Die Beziehungen zwischen dem rumänischen Rechte und dem byzantinischen verfolgen noch D. C. ARION, „Νόμος γεωργικός" et le régime de la terre dans l'ancien droit roumain jusqu'à la réforme de Constantin Mavrocordat, Paris 1929, 210 S.; ST. GR. BERECHET, „Legătura dintre dreptul bizantin şi românesc" (Der Zusammenhang zwischen dem byzantinischen und dem rumänischen Rechte), I. Bd., I. Teil, Vaslui 1937, und „Dreptul bizantin şi influenţa lui asupra legislaţiei vechi româneşti" (Das byzantinische Recht und dessen Einfluß auf das alte rumänische Recht), Jassy 1932, 178 S. Dazu ist zu vergleichen der von Berechet unter einem ähnlichen Titel in Μνημόσυνα Παππουλιᾶ, Athen 1934, S. 29—44, veröffentlichte zusammenfassende Aufsatz. Allgemeine, aber interessante und etwas einschränkende diesbezügliche Betrachtungen enthält G. FOTINO, „Influenţa bizantină în vechiul drept românesc; câteva puncte de vedere" (Der byzantinische Einfluß auf das alte rumänische Recht; einige Gesichtspunkte) in Omagiu prof. C. Stoicescu, Bucureşti 1940, S. 143—164. In dem Zusammenhange mag nebenbei erwähnt werden, daß der seinerzeit gewesene russische Minister rumänischen Ursprungs L. Kasso (Caşu) über »Византійское право въ Бессарабіи« (Das byzantinische Recht in Bessarabien), Moskau 1907, verfaßte. In der von den Russen 1812 besetzten rumänischen Provinz Bessarabien ist eben das altrumänische Recht bis zu ihrer Wiedervereinigung mit Rumänien in Kraft geblieben. Beachtenswert ist auch A. RĂDUKESCU: Izvoarele codului lui Calimach (Die Quellen des Gesetzbuches Calimach) in AARhKl, III. F., 8. Bd., 1927, S. 63—95.

Unter den wenigen Musikologen, die sich mit der Erforschung der noch so im Dunkel liegenden byzantinischen Kirchenmusik beschäftigen, nimmt eine ehrenvolle Stellung Se. Ehrwürden I. PETRESCU ein. Von seinen diesbezüglichen Studien und Aufsätzen seien genannt: „Les idiomèles et le canon de l'Office de Noël d'après des manuscripts grecs de XIe—XIVe siècles", Paris 1933, 70 S. Text mit 123 S. Musiknoten und 33 Taf.; „Condacul Naşterii Domnului. Studiu de muzicologie comparată" (Das Weihnachts-Kontakion Ἡ παρθένος σήμερον. Musikvergleichende Studie), Bukarest 1940, 67 S.; sodann „Les principes du chant d'église byzantin" in Bull. de l'Inst. archéol. bulg. IX, 1935, S. 242—249, und „La lecture des manuscrits musicaux byzantins des Xe, XIe et XIIe siècles" in Studi bizantini e neœllenici VI, 1940, S. 507—520, und auch die in BZ. 39, S. 156—170 erschienene Besprechung, die sich zu einer wahren Studie ausdehnte, über „Tillyards The hymnus of the Sticherarium for November", Kopenhagen 1938.

Da, wie es auch anfangs ausgesprochen worden ist, die rumänische Kultur bis in die moderne Zeit herein zum byzantinischen Kulturkreise des nahen Orients gehörte, so wären als für die rumänische Byzantinistik belangreich auch die meisten der die rumänische Vergangenheit und Kultur betreffenden gelehrten Werke zu nennen. Ich werde versuchen, nur einige der wichtigsten zu erwähnen. Neben der bereits erwähnten zehnbändigen Geschichte der Rumänen N. Iorgas, muß unbedingt sehr lobend erwähnt werden C. C. Giurescu, „Istoria Românilor" (Geschichte der Rumänen), I. Bd. bis 1432, 3. Auflage, Bukarest 1938, II. Bd. in zwei Teilen bis 1601, 2. Auflage, 1937 und III. Bd., 1. Teil, 1942, bis 1821 reichend. Zeichnet sich das Werk Iorgas durch lichtvolle eindringende geistreiche Deutungen der dunklen Punkte der rumänischen Geschichte aus, so ist die rumänische Geschichte Giurescus hervorragend durch ihre Gründlichkeit und Klarheit. Daher auch die rasch aufeinanderfolgenden Auflagen und es ist heiß zu wünschen, daß auch die noch ausstehenden Bände so rasch als möglich erscheinen mögen. Auch C. C. Giurescu, „Contribuţii la studiul marilor dregători în sec. 14 şi 15" (Beiträge zum Studium der Großwürdenträger im 14. und 15. Jh.), Vălenii-de-Munte 1926, 176 S.; die Ergänzung dazu: „Noi contribuţii etc." (Neue Beiträge usw.), Bukarest 1927, 75 S., und „*Über die Vlahia der Aasanen" in „Lucrările Institutului Geografic al Universităţii Cluj" 4 (1928/29), S. 109—124, verdienen hier genannt zu werden. Nebenbei soll auch die ausgezeichnete von C. C. Giurescu redigierte und herausgegebene „Revista Istorică Română" (Zeitschrift für rumänische Geschichte) genannt werden, die seit 1930 regelmäßig erscheint und in der so mancher Aufsatz mehr oder weniger das Gebiet der Byzantinistik direkt oder indirekt betrifft. Aus dem Gebiete der rumänischen Geschichte mag sodann noch genannt werden: Gh. Murnu, „Istoria Românilor din Pind; Vlahia Mare" (Die Geschichte der Rumänen in Pindos; die große Walachei 980—1259), Bukarest 1913, 230 S., und „Românii din Bulgaria medievală" (Die Rumänen im mittelalterlichen Bulgarien) in AARhKl, III. F., IX. Bd., 1939, S. 41—61; auch seine philologische Arbeit „Studiu asupra elementului grec antefanariot în limba română" (Untersuchung über die vor der Phanariotenepoche in die rumänische Sprache eingedrungenen Wörter), Bukarest 1894, 67 S., und seine Doktordissertation „Rumänische Lehnwörter im Neugriechischen mit historischen Vorbemerkungen", München 1902, seien genannt; sodann A. Sacerdoţeanu, „Consideraţiuni asupra istoriei Românilor în evul mediu: dovezile continuităţii şi drepturile Românilor asupra teritoriilor actuale" (Betrachtungen über die Geschichte der Rumänen im Mittelalter: die Zeugnisse ihrer Kontinuität und die rumänischen Rechte auf ihr jetziges Gebiet), Bukarest 1936, 311 S., worin er einen Überblick über die viel besprochene

Kontinuitätsfrage gibt, bei welcher bekanntlich die byzantinischen Quellen eine gewichtige Rolle spielen, und sodann seinen eigenen Standpunkt darlegt. Auch A. SACERDOȚEANU, „*Die Vlachen von Chalkidike" in „In memoria lui V. Pârvanu", Bukarest 1934, S. 303—311, sei erwähnt.

Indem G. POPA-LISSEANU eine Sammlung „Izvoarele Istoriei Românilor" (Quellen zur Geschichte der Rumänen) anlegte, übersetzte er im VIII. Bande die Fragmente des Priskos und im XV. das letzte Kapitel des III. und das ganze IV. Buch aus Prokops De aedificiis ins Rumänische und versah sie mit einer Einleitung und Erklärungen, die den Quellenwert für die rumänische Geschichte der betreffenden byzantinischen Texte dartun. Wertvoller scheint mir, seine Untersuchung über „Limba română în izvoarele istorice medievale" (Die rumänische Sprache in den mittelalterlichen Geschichtsquellen) in AAR. lit. Kl., IX. Bd., 1940, S. 259—322 zu sein, worin er mehrere diesbezügliche Stellen aus den byzantinischen Autoren Priskos, Prokopios, Theophylaktos Simokattes, Theophanes Homologetes, Konstantin Porphyrogennetos und Anna Kommena bespricht.

Auf dem Gebiete der rumänischen Philologie und Literaturgeschichte seien angeführt der zweite Band von AL. ROSETTI, „Istoria Limbii Române II: Limbile balcanice" (Geschichte der rumänischen Sprache II: Die Balkansprachen), Bukarest 1938, 132 S. mit 5 Landkarten, und insbesondere S. PUȘCARIU, „Limba română" (Die rumänische Sprache), wovon der I. Bd.: Allgemeine Betrachtungen, Bukarest 1940, 457 S., erschienen ist; auch desselben: „Istoria literaturii române, epoca veche" (Geschichte der rumänischen Literatur, die alte Epoche), Sibiu (Hermannstadt), 1936, 3. Aufl., 263 S., ist vom Standpunkte der rumänischen Byzantinistik sehr erwähnenswert. Das gleiche muß besonders gesagt werden über N. CORTOJAN, „Cărţile populare în literatura română" (Die Volksbücher in der rumänischen Literatur), I. Bd.: Zeitalter des südslawischen Einflusses, Bukarest 1929, 271 S. mit 15 Taf., und II. Bd.: Zeitalter des griechischen Einflusses, Bukarest 1938, 449 S. und 15 Taf., denn fast sämtliche rumänischen Volksbücher, wenn sie auch durch südslawische Vermittlung oder sogar über das Abendland ihren Eingang in die rumänische Volksliteratur fanden, gehen doch auf eine byzantinische Vorlage in letzter Linie zurück. Auch dessen „Istoria Literaturii române vechi" (Geschichte der altrumänischen Literatur), Bukarest 1940, 94 S., vorläufig nur der erste Band erschienen, der bis in die Mitte des 17. Jh.s reicht, muß unbedingt hier verzeichnet werden. Auch hat N. Cartojan in „Le modèle français de l'Erotokritos", Revue de lit. comparée, Paris, April-juin 1936, einen wichtigen Beitrag zur byzantinischen Literaturgeschichte geliefert, indem er einwandfrei die Vorlage dieses berühmten romantischen spätbyzantinischen Epos bestimmte. Auch die von N. Cartojan als Publikation seines Seminars in zwangloser

Reihe herausgegebene „Cercetări literare“ (Literarische Untersuchungen), von denen, Bukarest 1934—1940, vier Bände erschienen sind, seien erwähnt, weil in ihnen auch die Byzantinistik angehende Aufsätze gedruckt werden; so z. B. über den „*Roman Barlaam und Joasaph“ von E. TURDEANU, über „Intrebări şi răspunsuri“ (Fragen und Antworten) von AL. CIORĂNESCU; „*Rumänische Übersetzungen aus dem Physiologos“ (M. Mociorniţă) im ersten Bande; über „Istoria poamelor“ (Porikologos) von I. ANDREESCU im zweiten Bande; „Poricologos şi Opsarologos grecesc“, eine tüchtige Arbeit von A. CAMARIANO im dritten Bande; über „*Rumänische Beziehungen zu den Klöstern Chilandar und Hag. Pavlos in Athos“ von E. TURDEANU im vierten Bande.

Beachtenswerte Beiträge zur Klärung literarhistorischer Beziehungen zwischen Rumänien und Byzanz bilden D. SIMONESCU, „Sibilele în literatura românească“ (Die Sybillen in der rumänischen Literatur), Bukarest 1928, 20 S., und besonders: „Literatura românească de ceremonial: condica lui Gheorgachi 1762 (Die rumänische Zeremonienliteratur: Das Zeremonienbuch Georgakis), Bukarest 1939, 394 S. Für die Erläuterung der byzantinischen Einflüsse auf die Formung der alten rumänischen Urkunden ist nennenswert D. IONESCU, „Contribution à la recherche des influences byzantines dans la diplomatique roumaine“, Vălenii de Munte 1934, 26 S.

Von den rumänischen periodischen Erscheinungen, außer den theologischen Zeitschriften: „Candela“, die seit 1882 in Czernowitz erscheint, und „Biserica Ortodoxă Română“ und „Studii teologice“, welche in Bukarest seit 1874 und 1929 herausgegeben werden, muß besonders „Buletinul Comisiunii Monumentelor Istorice“ (Jahrbuch der Kommission für historische Denkmale), das seit 1908 in Bukarest erscheint und Artikel, Aufsätze und Untersuchungen über die rumänischen Kunstdenkmäler und besonders über die ältere rumänische Kirchenkunst veröffentlicht, welche doch wie es bereits erwähnt wurde, ein Ableger der byzantinischen Kirchenkunst ist. Hierin sind die bereits erwähnten ergebnis- und umfangreichen Untersuchungen G. Balşs über die moldauischen Kirchen erschienen, hier das stattliche Werk über die fürstliche Kirche von Curtea-de-Argeş, ein bedeutendes byzantinisch-altrumänisches Kunstdenkmal (Jahrgänge X bis XVI, 1917—1923) und hier, indem er für die Geschichte und Erforschung der Kirchenbaukunst in der Walachei so ziemlich dasselbe zu leisten anstrebte, was G. Balş so glänzend für die Moldau geleistet hat, veröffentlichte N. GHIKA-BUDEŞTI, „Evoluţia architecturii în Muntenia“ (Die Entwicklung der Architektur in der Walachei), I. Teil: Ursprung und fremde Einflüsse bis Neagoe Basarab (1512—1521), in dem Jg. 1927, Heft 53/54, 158 S. und 86 Taf.; II. Teil: Die Entwicklung der Architektur in der Walachei und in Oltenien: Der altrumänische Stil im 16. Jh., im Jg. XXIII, 1931,

63 S. und 146 Taf.; III. Teil: Das 17. Jh., im Jg. XXV, 1933, 108 S. und 335 Taf., und IV. Teil: Der neue Stil im 18. Jh., im Jg. XXIX, 1936 mit 179 S. und 646 Taf. Das fleißige und stattliche Werk umfaßt reiches wertvolles deskriptives Material zum Studieren, ist mit reichhaltigen französischen Zusammenfassungen versehen und schließt mit einem Kunstdenkmäler- und Ortsverzeichnis ab. Angesichts des im Jahrbuche der Kommission für historische Denkmale enthaltenen wichtigen Stoffes tat man sehr gut daran, daß man ein alphabetisches Verzeichnis bis zum Jahre 1936 sämtlicher darin erschienener Artikel und behandelter Denkmäler zusammengestellt hat: „Indicele alfabetic pe anii 1908—1936" (Alphabetisches Verzeichnis für die Jahre 1908—1936), Bukarest 1939, 38 S.

Vereinzelt möchte ich noch anführen: Al. Tzigara Samurcaş, „Arta in România" (Die Kunst in Rumänien), Bukarest 1909, 225 S., und „Rumäniens Kunstschätze" in Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Wien 69, 1926, S. 64—74. — I. Bărbulescu, „Relations des Roumains avec les Serbes, les Bulgares, les Grecs et la Croatie en liaison avec la question Macedo-Roumaine", Jassy 1912, 371 S. — Diacon Nic. M. Popescu, „Nifon II. Patriarhul Constantinopolului" (Niphon II. Patriarch von Konstantinopel), Bukarest 1914, AARhKl, II. F., 36. Bd., S. 731—798, und „Patriarchii Ţarigradului în Ţările noastre în veacul al XVI^lea" (Die Patriarchen von Konstantinopel in den rumänischen Ländern während des 16. Jh.s), Bukarest 1924, 48 S. — S. Dragomir, „Les Vlaques de Serbie aux XIIe—XIVe siècles" in „Anuarul Inst. de ist. naţ., Cluj", 1921/22, S. 279—299. — P. Papahagi, „Numiri etnice la Aromâni" (Ethnische Benennungen bei den Aromunen) in AARhKl, III. F., 3. Bd., 1925, S. 131 bis 167. — Th. Capidan, „Românii nomazi, studiu din viaţa românilor din sudul peninsulei balcanice" (Die wandernden Rumänen, Studie aus dem Leben der südlichen Balkanrumänen), Cluj (Klausenburg) 1926, 187 S. — G. Pascu, „Dictionnaire étymologique macédo-roumaine", II. Bd. „Les éléments grecs etc.", Cernauţi 1927, 246 S. — Chr. Geagea, „Das griechische Element im aromunischen Dialekt" in „Codrul Cosminului" 7 (1932/33), S. 205—432. — O. Mărculescu, „*Das mittelalterliche und moderne Kavarna" in „Analele Dobrogei" 17 (1936), S. 65—93, und „*Zwei pontische Dynasten: Balica und Dobrotici", ebenda, 18 (1937), S. 184 bis 214. — I. Lupaş, „*Das Woewodat Siebenbürgens im 12. und 13. Jh.", AARhKl, III. F., 18. Bd., 1936, S. 83—114; „*Gab es in Siebenbürgen ein griechisch-orientalisches Bistum vor der Gründung des ungarischen Königreiches" in „Biseorica Ortodoxă Română" 52, 1934, S. 149—153. — S. Reli, „Biserica ortodoxă română din Maramureş în vremurile trecute" (Die rumänische orthodoxe Kirche in Marmarosch in der Vergangenheit), Czernowitz 1938, 255 S. — D. P. Bogdan, „Diplomatica slavo-română din seco-

lele 14 şi 15" (Die slawisch-rumänische Diplomatik im 14. und 15. Jh.), Bukarest 1938, 187 S. und 9 Taf. — L. STAN, „Mirenii în biserică, importanţa elementului mirean în biserică şi participarea lui la exercitarea puterii bisericeşti: studiu canonic istoric" (Die Weltlichen in der Kirche: die Wichtigkeit des weltlichen Elementes in der Kirche und dessen Beteiligung an der Ausübung der kirchlichen Gewalt: eine kanonisch-historische Studie), Sibiu (Hermannstadt) 1938, 816 S. — E. CONDURACHI, „Monumenti cristiani nell' Illirico" in Ephemeris Dacoromana, 1940, S. 1—118.

Indem ich diesen Abriß der rumänischen Byzantinistik abschließe, muß ich betonen, daß er auf eine bibliographische Vollständigkeit keinen Anspruch erheben darf; es hätte auch der ihm hier zur Verfügung stehende Raum nicht ausgereicht und es war dies auch nicht sein Zweck, er sollte nur dem Leser einen Überblick über den Fortschritt der byzantinischen Forschung in Rumänien bieten und ich will hoffen, daß dieses Ziel wenigstens halbwegs erreicht worden ist.

Die Laibacher Philharmonische Gesellschaft

Von Stanislaus Hafner (Laibach)

Im Jahre 1704 hatte Gottfried Wilhelm Leibniz, Freund Prinz Eugens, den Plan entworfen in Wien eine Akademie der Wissenschaften zu gründen, damit diese Stadt ein Mittelpunkt des deutschen geistigen Lebens werde. Leider kam die Akademie nicht zustande[1]). Die Stadt Laibach, die Hauptstadt des Herzogtums Krain, eine blühende deutsche Siedlerstadt, war jedoch diesem Plan schon zuvorgekommen. Bereits im Jahre 1693 entstand nach dem Muster der italienischen Akademie die erste wissenschaftliche Gesellschaft „Academia operosorum", mit einem großen wissenschaftlichen Programm[2]). Die berühmtesten Mitglieder kennen wir in Johann Weichard von Valvasor[3]), Johann Gregor Thalnitscher von Thalberg[4]). Aus dieser Akademie ging eine musikalische Gesellschaft hervor, die „Academia philharmonicorum", „Die Akademie der Herren Philharmonischen[5])", die älteste Musikgesellschaft Österreichs, deren glänzende Geschichte, als Dokument süddeutschen kulturellen Schaffens, wir betrachten wollen.

Daß Laibach in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s vor den Toren Italiens lag, das seinen kulturellen Strom nach Europa sandte, in glänzender wirtschaftlicher Blüte stand[6]), von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges und den Türkeneinfällen im großen und ganzen bewahrt blieb, war für die materielle und kulturelle Entwicklung dieser Stadt von größter Bedeutung. Auch der Protestantismus, der hier schöne Früchte trug, verdankt man ihm doch die Gründung der slowenischen Schriftsprache, hatte in weltanschaulicher Hinsicht, da er der Seele des breiten Volkes doch innerlich

---

[1]) Mayer-Kaindl Pirchegger, Geschichte und Kulturleben Deutsch-Österreichs. II, S. 263, 264.

[2]) Eine Bibliothek wurde gegründet, jeder Angehörige verpflichtete sich, ein seinem Berufe und Talente naheliegendes Werk der Öffentlichkeit zu übergeben, eine systematische Geschichte aller von den Mitgliedern vertretenen Wissenschaften soll bearbeitet werden. Jährlich sollen vier Privatzusammenkünfte und eine öffentliche Sitzung stattfinden. August Dimitz, Geschichte Krains. VIII, S. 113.

[3]) Hauptwerk die berühmte „Ehre des Herzogtums Krain".

[4]) Epitome chronologica continens res memorabiles Nobilis et antiquissimae Urbis Labacensis Metropolis Inclyti Ducatus Carnioliae . . . Labaci 1713.

[5]) „. . . Ist es bei allen diesen Reflexionen nicht auffallend, in Laibach eine Musikgesellschaft entstehen zu sehen, schon im Jahre 1702, also 91 Jahre früher, als das Konservatorium in Paris . . ." Keesbacher, Die Philharmonische Gesellschaft in Laibach. Blätter aus Krain 1862, S. 138 f.

[6]) Die Geschichte der Stadt Laibach, als wirtschaftlicher Durchgangspunkt des Handels mit Italien und dem Balkan, deren Festigung und Bestand große Handelsprivilegien schützten, ist ein Schulbeispiel mittelalterlicher deutscher Städtegeschichte.

fremd blieb, bald einem viel anziehenderen, buntschwelgenden italienisch-süddeutschen Barockkatholizismus Platz gemacht[7]). Aus der Atmosphäre des von Italien unmittelbar herüberströmenden prunkenden Barocks[8]) und seines Lebensstils entsprang bei den deutschen Ständen Krains der Gedanke, nach einer Vertiefung und Vereinigung des geistigen und kulturellen Lebens. Prunksucht, Wohlhabenheit, Reichtum und Sinn für alles Schöne, wird damals in Laibach von Chronisten gerühmt[9]). Der Adel erfreute sich an ritterlichen Spielen und Lebensart „so manierlich, wie anderer wohlgesitteter Völker ihre[10])", die Bürger erfreuten sich am Scheibenschießen im Schützenhause, Wasserfahrten und Regatten mit Feuerwerken belustigten das Volk.

Die Musik stand bereits durch die Jesuiten, die sich ihrer nicht nur in Kirchen bedienten, sondern auch in ihren pompösen Schuldramen verwendeten, in Blüte[11]). Doch eine breite Entfaltungsmöglichkeit des Musiklebens der Stadt schuf erst die Gründung der Musikgesellschaft.

Das Mitglied der Academia operosorum, ein großer Musikfreund, Johann Berthold von Höffer, hatte zunächst in privaten Familienkreis den Grund zur Bildung eines Musikvereins gelegt[12]) und war 1702 am 8. Januar mit dem Verein der Philharmoniker öffentlich aufgetreten, den er Academia philharmonicorum oder die Academie der Herren Philharmonischen benannte. Das war die erste Frucht der von der Academia operosorum geweckten Geistes. Die Philharmonische Gesellschaft schloß sich eng an die Academia operosorum an und verschönte ihre Feste. Die erste Musikaufführung fand am 8. Jänner 1702 statt, am 30. Juli folgte eine feierliche Eröffnung mit einem Feuerwerk an der Laibach[13]).

Als am 3. Januar 1703 Prinz Eugen auf dem Wege von Italien durch Laibach kam, bewillkommneten ihn die Philharmoniker mit „Extraschöner

---

[7]) Der Anteil des italienischen Geistes in der Gegenreformation war sehr stark.

[8]) Die besten Zeugnisse dafür bilden die Laibacher Barockkunstwerke, die italienische Meister Robba, Quaglio und dann ihnen folgende einheimische Künstler schufen. — Die meisten Mitglieder der Academia operosorum hatten in Italien studiert und brachten das dortige Leben mit.

[9]) Leppich, Laibacher Topographie 1834, S. 113.

[10]) Valvasor, VI, S. 342.

[11]) Dimitz, VIII, S. 112.

[12]) Emil Bock, Die Philharmonische Gesellschaft in Laibach, 1702—1902. Laibach 1902.

[13]) „... Am 30. Juli (1702) hatte die Academie der H. H. Philharmonicorum ihre erste acta publica am Wasser Stromb Laybach mit Feyerwerch solemniter gehalten, welch acta zu sehen, die ganze Stadt zugeloffen und alle Schüff biss auf ein Dienst gehabt, auch nicht genug vorhanden waren, die leuth zu bedienen." Keesbacher, Geschichte der Philharmonischen Gesellschaft. Blätter aus Krain 1862, S. 140.

Musik[14])". Die Wasserfeste auf der Laibach[15]) waren die beliebtesten Veranstaltungen der Philharmoniker. Die höchste Entfaltung erlebten sie Ende des 18. und Anfang des 19. Jh.s. Am 8. Juli 1705 beteiligte sich die Gesellschaft der Philharmoniker am Trauergottesdienst für Kaiser Leopold mit großer Musik; am 9. Februar 1707 führte sie den Ambrosianischen Lobgesang auf, am 8. Mai 1707 wirkte sie, bereits 50 Mitglieder zählend, mit zwei Musikchören unter der Leitung HÖFFERS bei der Einweihung der Domkirche mit, am 15. April 1708 finden wir sie bei der Grundsteinlegung der Rosalienkirche, 1710 wird sie bei einer Einweihung einer Kapelle im Kloster der Ursulinen erwähnt[16]), am 10. Mai 1716 veranstalten die „Philharmonischen" zur Feier der Geburt des Prinzen Leopold eine „Regatte" auf der Laibach. Abends gab es Beleuchtung und Ball am Landhause für den Adel, auf dem Stadthause für die übrigen Stände, mit Serenade und Konzert der philharmonischen Musikfreunde.

So entfaltete sich die Philharmonische Gesellschaft alsbald zu einem Mittelpunkt deutschen gesellschaftlichen Lebens in Laibach, zugleich aber wurde sie ein wichtiger Kulturfaktor im süddeutschen Kolonisationsraum, der gerade deshalb, weil sie unmittelbare Bindungen nach Italien hatte, für das Kultur- und Musikleben Österreichs eine bedeutende Rolle spielte. Vom inneren Leben dieser Gesellschaft ist nur wenig bekannt, hauptsächlich füllten ihre Arbeit Aufführungen italienischer Orchesterwerke, Oratorien und Sologesänge aus[17]).

Der musikalischen Entfaltung hielt auch die Entwicklung der Schauspielkunst Schritt, getreu dem Vorbild der italienischen Städte:

Neben den Konzerten der „Philharmonischen" zählten die Aufführungen deutscher und italienischer Schauspieler von Gastschauspieltruppen, die sich gegen die einheimischen verschwenderisch ausgestatteten Schuldramen der Jesuiten behaupten mußten[18]), zu den größten Gesellschaftsereignissen. Im Jahre 1662 finden wir die „Innsbruckenschen Komödianten"

[14]) „... dem zu Ehren die H. H. Academici philharmonici ein extra schöner Musik präsentiert der sich verlauthen lassen, dass er nicht sobald ein so schöne Musik gehört". KEESBACHER, Blätter aus Krain 1862, S. 140.

[15]) Laibach diente als Wasserstraße auf dem Wege nach Triest.

[16]) EMIL BOCK, Die Philharmonische Gesellschaft in Laibach, 1702—1902. Laibach 1902.

[17]) „Welchergestalt die Konzerte jener Zeit waren, ist leider nicht zu beschreiben, da darüber nirgends erwähnt wird. Allein in Rücksicht des italienischen Ursprungs der Gesellschaft, des italienischen Charakters selbst in der Art der Festlichkeiten (Regatten) und endlich der damals überall prädominierenden italienischen Musik, kann man wohl mit Sicherheit annehmen, daß in denselben italienische Musik betrieben und gepflegt wurde." KEESBACHER, Blätter aus Krain 1862, S. 143.

[18]) Eine doppelte Gefahr erschienen den Jesuiten diese „ketzerischen" Schauspieltruppen, eine Gefahr für die sittliche Bühne und eine Gefahr für das Seelenheil.

in Laibach; im Januar 1666 trifft eine „ketzerische" Truppe aus dem Reich ein. 1671 ist eine „gesammelte Kompagnie" der hochdeutschen Komödianten hier; am 10. Feber 1673 wurde JOHANN WOLLGEHABEN und PETERN SCHWARZ „gewester Innsbruckerischen Komödianten" zur „Recompens der den Ständen dedicirten und sonst exhibirten Komödien" 300 Gulden bewilligt[19]). Diese fanden sich im Fasching wieder ein[20]).

Schon 1660 lesen wir von der „welischen Oper" in Laibach. 1700 gab es im großen Saal des Fürstenhofes ein italienisches Theater[21]). Diese Gastspiele der deutschen und italienischen Schauspieltruppen wurden von nun an zu einer dauernden Einrichtung, die nach der Erbauung eines Theaters, das auf Landtagsbeschluß der Herren Stände von Krain, wegen Ankunft Kaiser Josefs II., 1765 durchgeführt wurde, zu noch größerer Blüte gelangte[22]).

Wegen Unstimmigkeiten mit den allgewaltigen Jesuiten, denen der Empirismus fremd blieb und die das alleinige Anrecht auf die kulturelle Betreuung der Stadt anstrebten, starb die Academia operosorum, die bezeichnenderweise unter ihren Mitgliedern keinen Angehörigen des Ordens der Jesuiten zählte, um 1725 aus. Das gleiche Schicksal erfuhr die Philharmonische Gesellschaft[23]).

Das rege geistige Leben der Josefinischen Zeit erfaßte auch die äußersten Grenzen des Reiches. In Krain erstand wieder die Academia operosorum 1781, die Wissenschaft lebte wieder auf (LINHART, HACQUET), die slowenische Literatur begann ihren Aufstieg (POHLIN, VODNIK), die Philharmonische Gesellschaft sehen wir 1794 zum zweitenmal entstehen, zuerst als Quartett, das am 12. November 1794 seine erste Akademie gab[24]). Es wurden Werke von PLEYEL, HAYDN, MOZART vorgetragen. Bald wurde aus diesem Quartett

---

[19]) DIMITZ, S. 110, 111.

[20]) Ebenda.

[21]) DIMITZ, S. 111.

[22]) STANKO ŠKERLJ, Italijanske predstave v Ljubljani do zgraditve stanov. gledališča (Italienische Vorstellungen in Laibach bis zur Errichtung eines ständigen Theaters). (L. 1765). Kronika slov. mest I, 1934, S. 277.

[23]) KIDRIČ, Zgodovina slovenskega slovstva (Geschichte der slowenischen Literatur), S. 117.

[24]) In der Einladung heißt es: „Einige Tonkunstliebhaber haben unter sich ein Quartett gebildet und wünschen zur Belebung ihres geselligen Vergnügens einige Tonkunstkenner und Freunde als Zuhörer und Mitglieder in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Wöchentlich wird eine musikalische Übung in Quartetten gegeben und jedes eintretende Mitglied erlegt zur Kasse monatlich 1 Fl. zur Bestreitung der Kurrentauslagen. Der Unterzeichnete gibt sich nun die Ehre, jeden Kenner und Liebhaber der reinen Tonkunst zum Beitritte freundlich einzuladen.

Laibach, am 28. Oktober 1794. Kogel m. pr."

wieder ein volles Orchester[25]). Die Gesellschaft gab 1801 neue Statuten heraus[26]), große neue Räumlichkeiten wurden im ständischen Redoutensaal gemietet, Instrumente wurden gekauft und bald stand die Philharmonische Gesellschaft im vollen Umfange wieder da[27]). Auch Gäste, die sich auf Konzertreisen befanden, nahm die Gesellschaft in ihre Räumlichkeiten auf: So gab am 5. Feber 1796 B. J. HUMMEL, der Pianist und Schüler Mozarts ein Konzert.

Im Jahre 1800 nahm HAYDN die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft an und widmete ihr eine Messe in C-Dur, welche in Laibach am 28. Dezember 1800 in der Jakobskirche aufgeführt wurde[28]). Den Vermittler gab ein Ehrenmitglied der Laibacher Gesellschaft in Wien, der pensionierte Landschaftstrompeter, WOLFGANG SCHMITH, den der nach Wien reisende Domherr PINHAK, mit einem Empfehlungsschreiben versehen, aufsuchte. Beide besuchten Haydn in Eisenstadt. Schmith berichtet über diese Zusammenkunft nach Laibach: . . . „Es wird ohne Zweifel die ganze löbliche Gesellschaft sehr erfreuen, daß sich unser unsterblicher Haydn so bereitwillig finden ließ, ein Mitglied derselben zu werden und ihr durch seinen Beitritt einen neuen Glanz zu verschaffen. Seine Worte dabei waren: Ich erkenne die Ehre, so mir die Philharmonische Gesellschaft in Laibach durch ihre Einladung erzeugt und weiß solche zu schätzen, nur bedaure ich, daß ich ihr mit meinem Beitritt nicht viel nützlich sein werde. Er war sehr erfreut, daß eine innländische Gesellschaft schon so weit gediehen ist . . .“

---

[25]) Am 29. Dezember 1794 wird uns von Noteneinkäufen berichtet: Der sterbende Jesus von RESETTI, Quartette und andere Sachen von PLEYEL, HAYDN, GYROVETZ, ein Quintett von BEETHOVEN.

[26]) Statuten der Musikalischen Gesellschaft zu Laibach. Gedruckt bei Johann Friedrich Eger, Laibach 1796. Auf der Rückseite des Umschlages steht ein Motto von KLOPSTOCK:

Welch' eine Macht schließt schnell die Leidenschaften ein?
Welch' eine Macht kann sich der Stärke freuen,
Den Sturm der Seel zu zerstreuen?
O Harmonie! Die Zauberkraft ist dein!

In den Statuten wurde die Abhaltung wöchentlicher Akademien festgesetzt, alle Vierteljahre eine außerordentliche Akademie bestimmt.

[27]) Ein Zeitgenosse berichtet: „Die gedruckten Statuten begannen nun ihre volle Wirksamkeit zu entfalten, das Orchester mehrte sich, außer dem erwähnten Zuwachs, noch durch namhaften Gewinn musikalischer Mitglieder beiderlei Geschlechts; die Akademien wurden von Zeit zu Zeit glänzender, das gesellschaftliche Auditorium wurde ebenfalls zahlreicher und die Teilnahme an der Gesellschaft mit jeden Tag lebhafter. Froh und munter eilte jeder zur Akademie, freudig verließ man den Saal und noch freudiger sah man den kommenden Tag des Vergnügens sehnlichst entgegen. Alle schienen unter sich verbrüdert zu sein.“ Bei KEESBACHER, Blätter von Krain 1862, S. 148.

[28]) Diese Messe ist leider verloren gegangen.

Haydn gab dann Anleitungen, wie er seine Werke gespielt haben will, die verschiedenen Tempos, den Ausdruck „auf daß sie die ausübenden Künstler, sowohl einzeln als auch zusammen unterrichten und hauptsächlich von allerart unnötiger Verzierungen abhalten, welche zu weiter nichts, als zur Verunstaltung so einer äußerst delikaten Komposition beitragen, da diese ohnehin schon allen möglichen Ausdruck so wie es steht, in sich enthält und die größte Schönheit, wie sie selbst wohl wissen, nur vom richtigen Tempo, gehörigen Schatten und Licht und genauer Produktion abhängt."...

So Wolfgang Schmith an den Dirigenten der Gesellschaft.

Die Vereinschronik berichtet um das Ende des 18. Jh.s von glänzenden Festen, Ehrenkonzerten und Wasserwerken, darunter von einer Akademie zu Ehren des anwesenden Admiral Nelson, der auch Milady Hamilton beiwohnte und sich sehr wohlgefällig über die Leistungen aussprach. Das bedeutendste Konzert dieser Zeit, ist die Aufführung der Schöpfung von Haydn im Redoutensaal am 25. Dezember 1801.

Am 26. Juli 1802 kam die hohe Genehmigung und Bestätigung der Philharmonischen Gesellschaft mittels höchsten k. k. Hof- und Staatspolizeiministerialschreiben, und zwar auf der Grundlage der Statuten von 1801.

Ein Blick in den Mitgliedstand von 1805 zeigt uns die hohe gesellschaftliche Stellung dieser Vereinigung, gleichzeitig aber auch die Tatsache, daß vorwiegend der Adel der damaligen Zeit hier im süddeutschen Raum als Kulturträger tätig war. Es waren 136 Mitglieder, darunter 38 von Adel, die Geistlichkeit war mit 19 Mitgliedern vertreten, an der Spitze der Fürstbischof von Laibach Freiherr VON BRIGIDIO, der Weihbischof von Laibach VON RICCI, mehrere Canonici, darunter musizierende Mitglieder PINHAK und JOSEF WALLAND, der spätere Bischof von Görz. Das Militär hatte 11 Vertreter, an der Spitze der Graf KHEVENHÜLLER, METSCH. Musiker von Fach gab es 9, darunter JOSEF HAYDN. Die Wissenschaftler vertrat Dr. VINZENZ KERN, der spätere berühmte Chirurg an der Wiener Hochschule.

Während der französischen Okkupation mußte die Gesellschaft ihre Tätigkeit einstellen. Nach Abziehen der französischen Truppen, brachte sie um so feierlicher am 26. Juli 1814 vor der Burg, zum drittenmal neuerstanden, eine Serenade dar. Nun beginnt eine Glanzperiode der Laibacher Philharmonischen Gesellschaft[29]). Das gesamte geistige Leben der Stadt fand

---

[29]) 1816 wurden wieder öffentliche Akademien veranstaltet, es entstanden Vereins-, Sing- und Violinschulen, Schulen für Blasinstrumente. Die Zahl der Mitglieder erreichte 200—240... „Nun beginnt die Glanzperiode der Gesellschaft von 1816 bis in die späten 20. Jahre." KEESBACHER, Blätter aus Krain 1862, S. 163. ... „Die Elite der Einwohner der Stadt war nicht blos als Zuhörerschaft dem Vereine

seinen Mittelpunkt im Hause des großen Krainischen Enzyklopädikers Baron ŽIGA ZOIS, des großen Mäzens der kulturellen Entwicklung Krains, der deutsche und slowenische Dichter, Schriftsteller und Wissenschaftler des Landes um sich vereinigte und sein Haus zum Sitze der Wissenschaften, Künste und vornehmen Lebensstiles gestaltete. Diese Epoche legte den Grund für das Eigenleben der slowenischen Kultur. Es war die Grundlage breit und erhaben genug für den Bau einer neuen nationalen Kultur mitten aus einer befruchtenden Atmosphäre hohen deutschen kulturellen Lebensstils[30]). Der französische Rationalismus befreite von engen Bindungen, die deutsche Romantik gab den nationalen Impuls, der breite Horizont und der aufgeschlossene Lebensstil der süddeutschen Städte bot die Entfaltungsmöglichkeit einer neuen slowenischen Nationalkultur. Darin liegt der Grund des verhältnismäßig raschen Aufstiegs der slowenischen Nationalkultur, die gegen Ende des 19. Jh.s schon auf europäischer Höhe anlangt.

Als die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates in Wien den Entschluß faßte, eine Sammlung aller in Österreich im Volke zirkulierender Volks- und Kirchenlieder, alle Nationalweisen bei Hochzeiten, Taufen, die Melodien der Nationaltänze usw. als geschlossenes Werk zu veröffentlichen, wandte sie sich für den Villacher Kreis und das Gubernium Krain an die Philharmonische Gesellschaft, die Sache in die Hand zu nehmen[31]). Die Philharmonische Gesellschaft gibt den Behörden ein Verzeichnis aller im Lande lebender Persönlichkeiten, die als geeignet erscheinen, mit der Sammlung in ihren betreffenden Bezirken beauftragt zu werden[32]). Die Sammlung slowenischer und deutscher Volkslieder gab ein wertvolles Material:

---

gewogen, nein, sie wirkte selbst mit, die Töchter der angesehendsten Häuser rechneten es sich zur Ehre an, mitwirken zu dürfen; ... Ein Blick in die Konzertanzeigen dieser Periode zeigt den geläutertsten und feinsten musikalischen Geschmack und die Berichte jener Zeit rühmen die Präzision, die Delikatesse des Vortrages der heiklen klassischen Tonwerke. Die schwierigsten Werke von MOZART, HAYDN, BEETHOVEN, GLUCK wechselten mit den Werken der italienischen Klassiker CIMAROSA, ALLEGRIE, CHERUBINI, dazwischen kamen Werke von PLEYEL, GYROWETZ u. a.“ KEESBACHER, Blätter aus Krain 1862, S. 163.

Man hielt auch auf den deutschen Charakter des Vereines sehr viel, die Direktion spricht sich energisch gegen den Gebrauch der italienischen Sprache bei einer Begrüßung des Gouverneurs 1817 aus: ... „Es bestimmt unschicksam ist, daß ein deutscher Verein den Gouverneur einer deutschen Provinz in einer fremden Sprache begrüße.“

[30]) Der Kreis um ZOIS gab uns den Begründer des Studiums der Slawistik BARTHOLOMÄUS KOPITAR.

[31]) KEESBACHER, Blätter aus Krain 1862, S. 167.

[32]) Der Strom der Volksliedbewegung von Wien aus hat auch hier Früchte getragen und die Gesellschaft selbst erfüllt vom romantischen Ideengut stellt sich verständnisvoll in ihren Dienst.

A. Laibacher Kreis (Oberkrain)

1. 26 Krainburger Kirchenlieder gesammelt von GEORG STATTIN, Organist und Lehrer in Krainburg.
2. 37 „allerhand Lieder in und um Lack", in krainischer Sprache, gesammelt von KARL JUGOWITZ.
3. Von Vigauen, krainische Lieder ohne Melodie, abgeschrieben von KARL JERRMANN.
4. Von Radmannsdorf, krainisch mit Melodie, gesammelt von dortigem Organisten PODLIZNIK.

B. Neustädler Kreis

1. Kirchenlieder von St. Marein, krainisch mit Melodie, eingeschickt von Lehrer KRATSCHMANN, 13 Stück.
2. Kirchenlieder von Weichselburg, krainisch mit Melodie, 5 Stück.
3. Ratschach, eingeschickt von JOSEF GLASER, Organist.
4. Aus Gottschee, deutsch mit Melodie[33]).

C. Adelsberger Kreis (Innerkrain)

1. Pfarrer SENOSETSCH, Pfarrer in Tscherne:
   a) Kirchenlieder,
   b) Trinklieder,
   c) 4 deutsche, 4 Ländler und 1 Marsch.
2. Von Idria, gesammelt von Koop. KARGE und Organist VIKTOR ROBBA:
   a) 10 Kirchenlieder, krainisch mit Melodie,
   b) 9 weltliche krainische Volkslieder.
3. Von Wippach durch Dr. MAYER und Pfarrer STEKER:
   a) 6 krainische Kirchenlieder,
   b) 12 weltliche meist krainische Lieder.
4. Adelsberg, gesammelt von PIEKEN, krainisch, 3 weltliche Lieder.

D. Villacher Kreis (Kärnten)

Einsender: JOHANN JAPOTH, Probstdechant von Feldkirchen. Bezeichnend ist die moderne Auffassung dieses Geistlichen über den Ursprung der Volkslieder: „Er sende allerlei Raritäten von Kirchenliedern, deren Dichter und Meister Kirchenvorsänger aus dem Bauernstande zum Theil Schulmeister und Landbeamte, die weiland bei guten Humor und altstrenger Anhänglichkeit für die Kirchenfeste existiert haben."

1. Kirchenlieder deutsch:
   23 Advent- und Marienlieder,
   23 Weihnachtslieder,
   9 Fasten- und Passionslieder,
   18 Osterlieder,
   23 Altarsakramentslieder.
2. Weltliche Lieder:
   a) die Judenschule,
   b) Operetta a 8 Persona, eingeschickt von Dechant KUSCHMANN im Gailtale, eine Art Volksoper in deutscher Sprache.

[33]) Lied an den Mai, Abschied der Braut von der Mutter und Hochzeitsmarsch.

Leider ist es zur Veröffentlichung dieses Werkes der Gesellschaft der Wiener Musikfreunde nie gekommen. Das Material der Philharmonischen Gesellschaft in Laibach wurde jedoch abgeschickt. Es ist dann verloren gegangen und ist bis jetzt unauffindbar.

Die Chronik weiß in dieser Zeit von mehreren öffentlichen Konzerten, Akademien für wohltätige Zwecke, Ehrenkonzerten zu berichten[34]).

Die Gesellschaft war auch bedacht das österreichische Musikleben an sich heranzuziehen und mit ihm in Verbindung zu treten. Schon 1808 kam man auf den Gedanken, den großen Meister BEETHOVEN die Ehrenmitgliedschaft anzubieten. Der Mann aber, an den man sich in Wien um Rat wandte, gab eine ablehnende Antwort: Beethoven habe ebensoviele Launen als wenig Dienstfertigkeit. Nichtsdestoweniger kam die Ernennung Beethovens zum Ehrenmitglied doch zustande. Die Urkunde wurde am 15. März 1819 angefertigt, dem Meister geschickt und die Antwort zeigte, daß man Beethoven mit dem ersten Urteil unrecht tat. Denn am 4. Mai erhielt die Gesellschaft aus der Hand Beethovens ein äußerst beglückendes Dankschreiben[35]).

An die Philharmonische Gesellschaft in Laibach

Den ehrenvollen Beweis, welchen mir die würdigen Mitglieder der Philharmonischen Gesellschaft als Anerkennung meiner geringen Verdienste in der Tonkunst dadurch gegeben haben, daß Sie mich zu Ihren Ehrenmitglied erwählt haben und mir das Diplom durch Herrn Magistratsrat von Tuscher haben zustellen lassen, weiß ich zu würdigen und werde zu seiner Zeit als einen Beweis dieser meiner Würdigung ein noch nicht öffentlich erschienenes Werk durch obgedachten Herrn Magistratsrat v. Tuscher an die Gesellschaft die Ehre haben, gelangen zu lassen. So übrigens die Gesellschaft meiner Bedarf, werde ich jederzeit mich dazu bereit finden lassen.

Der Philharmonischen Gesellschaft

ergebenstes Ehrenmitglied

Wien am 4. Mai 1819. Ludwig v. Beethoven

Welches Werk Beethoven der Laibacher philharmonischen Gesellschaft gewidmet hat, steht nicht ganz eindeutig fest. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es die Pastoral-Sinfonie, denn nur die trägt im Vereinsarchiv sichtbare Anzeichen, die von Beethovens Hand stammen könnten[36]).

---

[34]) Für abgebrannte Dörfer, für Stadtarme. 1818 wurde ein Konzert für die durch Feuer verunglückten Bewohner von Salzburg veranstaltet.

[35]) Leider befindet sich dieser Brief Beethovens nicht mehr in Laibach.

[36]) Der Umschlag trägt mit Rotstift die Aufschrift: „Sinfonie pastorale", darunter steht mit Tinte von einer fremden Hand geschrieben: „Beethovens Hand mit Rötel." Diese Partitur zeigt auch mehrere Bleistift-Korrekturen, die der Schrift Beethovens gleich scheinen. Der ganze Fragenkomplex wartet noch einer eingehenden Untersuchung. Direkte Beweise einer Übersendung dieser Partitur an die Laibacher philharmonische Gesellschaft fehlen.

Am 19. Juli 1820 gab MOZARTS zweiter Sohn WOLFGANG AMADEUS unter Mitwirkung der Gesellschaft ein Konzert. Er erhielt das Ehrendiplom und wird als Ehrenmitglied in die Gesellschaft eingetragen.

Glänzende Tage erlebte die Gesellschaft anläßlich des Laibacher Kongresses 1821. Die Hauptstadt des Herzogtums Krain atmete europäische Luft, war Mittelpunkt der politischen Welt, berauschte sich an Festen, Veranstaltungen, Tänzen, Diners und Promenaden, an allem Schönen und Glänzenden was die Höfe und große Welt hieher brachten. Die Oper von Mailand und Venedig wurden berufen mit der Gesellschaft das musikalische Programm der Festlichkeiten zu bestreiten. Die fremden Künstler und Künstlerinnen, die in großer Zahl herbeieilten, hoben durch ihre Mitwirkung das künstlerische Niveau der philharmonischen Konzerte bis zur letzten Vollendung. Niemals wieder spielte die Philharmonische Gesellschaft vor einem solchen auserlesenem Publikum und Kunstkennern, die sich aus Monarchen, Diplomaten, geistlichen und weltlichen Würdenträgern zusammensetzte[37]).

Dr. FRANZ KEESBACHER berichtet in seiner geschichtlichen Skizze: „Die Philharmonische Gesellschaft in Laibach seit dem Jahre ihrer Gründung 1702 bis zu ihrer letzten Umgestaltung 1862"[38]):

„Am 19. Jänner beehrten beide Monarchen die gesellschaftliche Akademie mit ihrer Gegenwart und sprachen sich sehr günstig über die Leistungen der Gesellschaft aus. Die Akademie führte sechs Pieçen vor, darunter folgende: Mozart, Beethoven, Spontini, Mayerbeer und Rossini.

Die Leitung dieser Konzerte sowie auch derjenigen seit November 1820 hatte Kaspar Maschek übernommen, welcher im Oktober 1820 in Graz, wo er am ständischen Theater Kapellmeister war, in gleicher Eigenschaft für das Theater in Laibach angagiert wurde, und welcher auch die Leitung der italienischen Oper während des Kongresses über sich hatte. Der Umstand, daß Mascheks Frau Amalie Horny eine treffliche Sängerin war, hatte sehr viel zur Hebung der Gesellschaftskonzerte beigetragen.

Am 26. Jänner gab die Philharmonische Gesellschaft zum Besten des städtischen Armenfonds eine musikalische Akademie im Theater, welche beide kaiserliche Majestäten, der König von Neapel und das Heer der Fürsten, Grafen und Baronen besuchte. Seine Majestät Kaiser Franz bezahlte das Entree mit 100 Dukaten.

Am 23. Februar gab Josef Benesch, ein geschätzter Violinspieler, auf seiner Kunstreise nach Italien Laibach berührend, ein Konzert in der Philharmonischen Gesellschaft, welches von guten Folgen für dieselbe begleitet war. Denn Benesch wurde bestimmt, Laibach zu seinen Wohnsitz zu wählen und wurde später der wohlverdiente Orchesterdirektor der Gesellschaft . . .

Am 18. Mai Gesellschafts-Akademie, Mittags um ½12 Uhr. Diese außergewöhnliche Stunde mag auf den speziellen Wunsch der Monarchen ausgewählt worden sein.

---

[37]) Das österreichische Kaiserpaar, der russische Zar, der König von Neapel, Metternich u. a.

[38]) Blätter aus Krain 1862, S. 170, 171.

Am 19. Mai Abends begrüßte die Philharmonische Gesellschaft die beiden Kaiser mit einer Serenade. Zwei Tage darauf reisten die Majestäten ab.

Die Anwesenheit so vieler berühmter und bedeutender Männer konnte nicht ohne Rückwirkung bleiben für den Verein und er hat sich auch in diesen Tagen zahlreiche neue Freunde gewonnen. Ich erwähne nur die Exzellenzen Klemens Fürst von Metternich, Karl Graf von Dietrichstein, Graf Moritz von Dietrichstein, Alois Graf Harrach, Josef Graf von Sedlnitzky, Graf Trautmannsdorf, Graf Wrbna, Graf Wurmbrand, welche alle dem Verein als Ehrenmitglieder beigetreten sind."

Wollen wir die geistige Welt der Träger dieser süddeutschen Kultur kennenlernen, so müssen wir zu ANASTASIUS GRÜN, ANTON ALEXANDER Graf AUERSPERG dem süddeutschen Junker gehen, der aus dieser Mitte kam und in die deutsche Geistesgeschichte hineinwuchs:

Gewaltig war die kolonisatorische Arbeit der deutschen Adelsgeschlechte, des Deutschen Ritterordens, der deutschen Bistümer Salzburg und Brixen, in diesem Raum. Das zeigt sich am deutlichsten in der Reformation, in der Kunst der Spätgotik; sie bewiesen, daß dieses Gebiet damals bereits voll und ganz dem übrigen deutschen Raum angeschlossen war und die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Strömungen des gesamtdeutschen Raumes teilte. Auch die Städte, gestützt und gesichert mit großen Handelsprivilegien, entwickelten ein kräftiges gesundes Bürgertum. Vor allem in Laibach, den im Handel als Mittlerin nach Venedig und Triest eine besondere Rolle zufiel.

Die Gegenreformation konnte trotz ihrer starken italienischen Orientierung und engen religiösen Richtung den deutschen Charakter dieser Welt, die sich der Adel und die Bürgerwelt geformt hatten, nicht völlig umstoßen. Diesen Geist einer ungebrochenen fortschrittlichen Ritterschaft verkörpert Anastasius Grün, der sich an Uhland begeistert, an seiner freiheitsliebenden Tendenz und nationalem Ton. Abseits von der ideellen dekadenten späten Romantik rief Anastasius Grün von den Grenzen des Deutschtums gefühlsvoll, wenn auch bescheiden, nach Freiheit. Es ist als ob der „altösterreichische Junker, der einst protestantische und aus Zwang wieder katholisch gewordene, der seit den Dreißigerjahren wieder Morgenluft witterte und den siegreichen Landesherrn an unverjährbare, unverzichtbare Rechte des Gemeinfreien ältester Zeit erinnerte[39])". So charakterisiert NADLER Anastasius Grün.

Das Verhältnis zum slowenischen Volk, das sich zusehendst seines nationalen Eigenwesens besinnt, gehoben durch die soziale Umschichtung, die sich in diesen Städten vollzieht, war ein wohlwollend gönnerhaftes, getragen von romantischen Ideen über die Slawen. Politisch bewegte es sich in den Bahnen eines Austroslawismus.

---

[39]) NADLER, Literaturgeschichte des deutschen Volkes. III. Bd., S. 390.

Als das erste slowenische Schauspiel das Licht der Welt erblickte, stand man diesem heimatlichen Bestreben erfreut und verwundert Pate: „Gestern — schrieb die Laibacher Zeitung vom 29. Dezember 1789 — haben unsere Theaterfreunde abermals die Schaubühne betreten und uns zugleich den überzeugendsten Beweis geliefert, daß auch die krainische Sprache Biegsamkeit, Geschmeidigkeit, Nachdruck und Melodie genug besitze und sich gleich der russischen, böhmischen und polnischen Sprache in Thaliens Munde gar gut hören lasse . . . „Shupanova Mizka" oder „Marie, des Dorfrichters Tochter", eigentlich das bekannte Lustspiel „Die Feldmühle", frei und ganz nach dem Costüme der krainischen Nation bearbeitet. Die treffliche Übersetzung gab diesem Stücke alle innerliche Vollkommenheit, und die schon bekannte Kunst dieser Schauspieler und Schauspielerinnen übertraf alle Erwartung des Publicums. Euch, meine Herren und Frauen dieser Gesellschaft, dankt nicht nur der Arme aus Herzensfülle (die Vorstellung fand zum Besten der Armen statt); auch die ganze Nation ist stolz auf Euch und wird Euch in den Jahrbüchern der Literatur verewigen und sagen: Diese waren es, die den Grund zur Vervollkommnung ihrer Muttersprache gelegt und sie auch für den Soccus brauchbar gemacht haben." Solche Atmosphäre herrschte auch im fruchtbaren Kreise Baron ŽIGA ZOIS. So ist auch die Freundschaft zwischen ANASTASIUS GRÜN und PREŠERN dem Gründer der slowenischen Dichtung zu verstehen, der mit einer ausgewählten Schar seiner Volksgenossen fern vom Gros der damaligen slowenischen Intelligenz, die deutsch gebildet sich mit seichter Freigeistigkeit umgab, eine nationale slowenische Weltanschauung formte. Die deutsche Romantik, Hegel, die Wiener Romantik war das geistige Rückgrat, der Austroslawismus, der politische Aktionsradius dieser nationalen slowenischen Entwicklung.

In Anastasius Grün und Prešern waren Romantik und Liberalismus glücklich und gesund vereint, beide litten im Institut KLINKOWSTRÖMS in Wien die Sehnsucht nach freiheitlichen verbotenen Büchern und begeisterten sich an den Dichtungen der schwäbischen Schule. Bevor A. Grün 1848 nach Frankfurt als Vertreter Krains geht, ruft er in einer Flugschrift: „An meine slowenischen Brüder" die Slowenen auf treu zu Österreich und Deutschland zu halten. Er spürte den Beginn der nationalen Reibungen, die sich aus der slowenischen Nationalrevolution ergeben. Von ihm stammen auch die Übersetzungen slowenischer Volkslieder („Volkslieder aus Krain") und Übersetzungen Prešerns ins Deutsche.

Die Philharmonische Gesellschaft, der Träger der musikalischen Betätigung der kulturschaffenden Schichte der Stadt Laibach, erlebt im 19. Jh. ihre breiteste Entfaltung. Es ist vor allem das Bürgertum, das sich

um sie schart[40]). Allerdings vollzieht sich gegen Ende dieses Jahrhunderts auch hier die nationale Trennung zwischen Deutschen und Slowenen, so daß die Philharmonische Gesellschaft zu einer ausgesprochenen deutschen Vereinigung wird.

Noch klingen einige Jahre die Einflüsse des Kongresses im Konzertleben nach. GEORG HELMESBERGER, PAGANINI geben Konzerte und werden zu Ehrenmitgliedern. Im Winter 1827 übernimmt die Gesellschaft die Versorgung Laibachs mit Opern und Schauspielen, nachdem das ständische Theater in Krise geraten war. 1837 wird ein Mozart-Konzert veranstaltet, deren Ertrag für die Errichtung eines Mozart-Denkmals in Salzburg bestimmt war[41]). Eine Vertiefung der inneren Arbeit brachten die Gründungen der Musikschulen, zuerst 1821 einer Gesangsschule, dann 1826 einer Musikschule für Violine und Blasinstrumente, ab 1832 wird der Gesellschaft die Überwachung der öffentlichen Musikschulen in Laibach übertragen[42]).

Um die Mitte des Jahrhunderts entwickeln sich aus der Gesellschaft ein kräftiger Männerchor, dann ein Damenchor und wir hören von großen Chorausführungen: Requiem von CHERUBINI, MENDELSOHNS Oedipus auf Kolonos, Walpurgisnacht, Antigone, Athalia, Paulus, HAYDNS Festmesse, Schöpfung, Jahreszeiten, SCHUMANNS Paradies und Peri, der Rose Pilgerfahrt, Requiem von MIGNON usw.

Eines der fruchtbarsten Konzertjahre mag wohl das Jahr 1859 gewesen sein. In sieben Konzerten wurden aufgeführt: 4 Ouvertüren von MENDELSOHN, KALIWODA, CHERUBINI, 3 Sinfonien: G-moll, C-dur von MOZART, G-dur von HAYDN, 2 Quartette Allegro und Scherzo aus dem C-moll Quartett von BEETHOVEN, 2 Sätze aus dem Es-dur Quartett von MENDELSOHN, außerdem das Allegretto und Finale aus MENDELSOHNS D-dur, Sonate für Violine und Pianoforte, eine Konzertarie mit Orchester von MENDELSOHN.

Den hundertsten Geburtstag des größten Ehrenmitgliedes BEETHOVEN feierte die Gesellschaft am 12. und 13. Dezember 1870 mit Aufführungen seiner Werke, mit einem Sängerabend, einem Festball und einem Festessen.

Von außen kamen zu Gastkonzerten nach Laibach das Florentiner-Quartett, SARASATE, GUSTAV WALTER, JULIUS HELLER u. a.

---

[40]) Die Gesellschaft zählt bereits 500 Mitglieder.

[41]) Schon 1820 gab die Gesellschaft eine Akademie für die Errichtung eines Denkmals für HAYDN, MOZART und GLUCK in Wien. Da es zur Errichtung eines solchen Denkmals nicht gekommen war, wurde der Ertrag des ersten Konzertes dem Ertrag des Konzertes von 1837 beigelegt und nach Salzburg geschickt.

[42]) 1805 erfahren wir von der Anstellung eines öffentlichen Lehrers. 1816 wird eine öffentliche Musikschule ins Leben gerufen — um die Stelle eines öffentlichen Musiklehrers an dieser Schule bewarb sich auch FRANZ SCHUBERT.

Unter dem Konzertmeister HANS GERSTNER, geboren 1851 in Böhmen, gelangten die Kammermusikabende zur schönsten Entfaltung, sie wurden in einem Zimmer des Fürstenhofes veranstaltet und nur von Musikkennern besucht. Ab 1883 faßte die Direktion den Beschluß diese beliebten Kammermusikabende alljährlich viermal zu veranstalten.

Der slowenische Teil der Bevölkerung Laibachs, durch die nationale Revolution zur Bedeutung erlangt und mündig geworden, gründet 1872, angeregt durch das reiche kulturelle Leben der Stadt, den slowenischen Singverein „Glasbena Matica", welcher sich der Pflege slawischer Musik annahm. Gleichzeitig entsteht eine Musikschule. Dadurch wurde der Philharmonischen Gesellschaft ein großer Teil des Betätigungsfeldes entzogen und sie richtet sich immer mehr nach dem deutschen Teil der Bevölkerung. Sie wird zum Horte deutschen gesellschaftlichen Lebens, verbindet sich eng mit dem deutschen Turnverein des jugendlichen Willenträgers des Deutschtums im nationalen Kampfe. Große Sängerfeste und Sängertreffen werden zu Festen des deutschen Gemeinschaftsempfindens, die schließlich im südmärkischen Sängerbund den äußeren Rahmen erhalten. So beginnt auch auf dem Gebiete der Musik die nationale Auseinandersetzung, die auf dem politischen Boden schon um die sechziger Jahre begann. Selbstverständlich verschwinden die slowenischen Chöre von den Programmen der Philharmonischen Gesellschaft.

Große Feste erlebte die Philharmonische Gesellschaft 1883, als der Kaiser in Laibach weilte, um mit den Laibachern das Fest der sechshundertjährigen Vereinigung Krains mit dem Hause Habsburg zu feiern. Gefeiert wurden außerdem das vierzigjährige Jubelfest der Regierung Kaiser FRANZ JOSEFS am 2. Dezember 1888, die hundertjährigen Wiegenfeste WEBERS und SCHUBERTS, der hundertste Todestag MOZARTS. Gastkonzerte veranstalteten ALFRED GRÜNFELD, SCHMITLER JULES DES VERD, Geschwister EPPSTEIN, HELLER, TREIBER, SAUER, D'ALBERT, HUMMER, Quartett HELMMESBERGER, Quartett ROSÉ, das Bologneser Quartett u. a.

Ein Fest von allergrößter Bedeutung für die Geschichte der Laibacher Philharmonie war die Eröffnung der Tonhalle, einer Schöpfung des Gesellschaftsdirektors Dr. KEESBACHERS. Dr. EMIL BOCK berichtet in seinem Buche[43]) darüber folgendes:

„An der Stelle des alten Theaters, also dort, wo bereits im achzehnten Jahrhundert die Philharmonische Gesellschaft die Stätte ihres Wirkens hatte, erhob sich nach den Plänen des Baumeisters Wilhelm Treo ein monumentales Gebäude, welches einen großen und einen kleinen Saal mit

[43]) EMIL BOCK, Die Philharmonische Gesellschaft in Laibach, 1702—1902. Laibach 1902, S. 26, 27.

Nebenräumen sowie Schulzimmer und Dienerwohnung enthält. Der Volksmund verlieh ihm den Namen Tonhalle. Diese wurde am 25. Oktober 1891 mittags feierlich eröffnet. Künstler waren von allen Seiten herbeigeeilt, um im Orchester mitzuwirken; unter den 82 Musikern befanden sich zahlreiche Mitglieder der Hofoper und der Philharmoniker in Wien, ein Damen- und Männerchor von außerordentlicher Zahl und Tüchtigkeit der Stimmen gehorchten dem Taktstocke Zöhrers. Im großen Saale saß dichtgedrängt eine überaus festlich gestimmte, vornehme Versammlung. Der Gesellschaftsdirektor Dr. Keesbacher, der Schöpfer der Tonhalle, hält bewegt und begeistert durch die Bedeutung des Tages die Festrede. Nach Beendigung derselben erhob sich der damalige Landespräsident in Krain, Freiherr von Winkler, und teilte mit, daß seine Majestät unser allergnädigster Kaiser Franz Josef I. der Philharmonischen Gesellschaft die goldene, mit dem Allerhöchsten Wahlspruche versehene Medaille verliehen habe.

Die freudige Überraschung war desto größer, als niemand diese Allerhöchste Auszeichnung auch nur geahnt hätte. Der Jubel war endlos! Alles stand von den Sitzen auf, die Damen schwenkten ihre Tücher und, wie schon zur Zeit des Kongresses 1821 die Philharmonische Gesellschaft ihrem geliebten Kaiser gehuldigt hatte, indem sie unter seinem Fenster Haydns unsterbliches Lied sang, so erbrausten auch 70 Jahre später die Tonfluten derselben Hymne als erste Huldigung dem Monarchen im neuen Vereinshause. Nachdem sich der Sturm der freudigen Aufregung gelegt hatte, erklang Haendels Hallelujah, meisterhaft und mit gewaltigen Wogen vorgetragen, wie ein großer Dank. Am Abende desselben Tages fand das Festkonzert statt, welches mit dem Vorspiele zu Tannhäuser begonnen und mit Beethovens V. Symphonie geschlossen wurde. Zwischen diesen beiden Nummern spielten Anton Fierster, ein geborener Laibacher, das Klavierkonzert von Liszt in meisterhafter Weise. Am 26. Oktober abends fand im großen Saale der Tonhalle ein Bankett statt, an dem sich die beste Gesellschaft Laibachs im Festgewande zahlreich beteiligte."

Das Erdbeben, das Laibach in der Osternacht vom 14. auf den 15. April 1895 heimsuchte, brachte der Philharmonischen Gesellschaft großen Schaden: Die neuerbaute Tonhalle erhielt durch das Erdbeben schwere Beschädigungen, die gemalte Decke des großen Saales war vollkommen vernichtet, an den Hauptmauern klafften große Sprünge. Die Schule mußte geschlossen werden, der Privatunterricht wurde eingestellt, da der wohlhabendere Teil der Bevölkerung Laibach verließ. Mit viel Mühe konnten die Schäden ausgebessert werden. Ein zweiter Erdstoß am 17. Juli 1896 aber verursachte neue Beschädigungen. Die Krainische Sparkasse ermöglichte finanziell die Wiederherstellung der Räumlichkeiten und so konnten im Sommer 1897 alle Schäden des Erdbebens glücklich getilgt werden. Die

Philharmonische Gesellschaft konnte ihre Arbeit fortsetzen, gefördert von staatlicher Seite und der immer hilfsbereiten Krainischen Sparkasse.

Der Weltkrieg, die nationale Revolution der Slowenen, das Abwandern zahlreicher Mitglieder, die neuen Staatsverhältnisse aber setzten dieser so reichen kulturellen Tätigkeit der Gesellschaft als einer deutschen Einrichtung ein Ende. Sie ging im neuen Staate in slowenische Hände über, der alte historische Glanz ging aber durch die Übergabe in fremde Hände verloren.

Die Geschichte der Philharmonischen Gesellschaft in Laibach stellt einen Teil der deutschen kulturellen Arbeit im Raume südlich der Alpen dar, neben der Arbeit auf künstlerischem Gebiete, in der Architektur vor allem in der spätgotischen Zeit. Die reiche Vergangenheit zeugt von einer gewaltigen schöpferischen Kraft dieser süddeutschen Kolonisatoren, die in steter Verbindung mit dem Zentrum des deutschen kulturellen Lebens war und am gesamten deutschen Kulturleben von den Grenzen her unmittelbar teilnahm.

Kleine Mitteilungen

Zur Kritik und Methodik der Südosteuropa-Forschung

Mit dem Stand der Beschäftigung mit Südosteuropa von deutscher Seite hängt es zusammen, daß auf diesem Gebiet der wissenschaftlichen Arbeit noch auf weiten Strecken methodische Unklarheiten und wissenschaftliche Mißstände bestehen, deren Beseitigung die Voraussetzung für eine gedeihliche Entfaltung unserer Studien über den europäischen Südosten ist. Der Klärung methodischer Fragen sowie der Feststellung wissenschaftlicher Fehlleistungen und Gefahrenansätze, die sich aus der außerordentlichen Schwierigkeit der Materialerschließung, der Fülle zu berücksichtigender Sprachen, dem Vorhandensein unübersichtlicher historisch-politischer Überlagerungen und Spannungen, aber auch aus der Tatsache ergeben, daß der Südosten manchmal immer noch als wissenschaftliches Neuland aufgefaßt wird, sollen Erörterungen dienen, die meist aus einem bestimmten Anlaß in zwanglosem Nacheinander erscheinen werden.

I.

Der Umstand, daß über die Geschichte unserer Beschäftigung mit dem europäischen Südosten bisher noch kein zusammenfassender Überblick bestand, hat mich vor einiger Zeit veranlaßt, über den Werdegang der deutschen Südosteuropa-Forschung und ihren gegenwärtigen Stand zu referieren, wobei im Anschluß an die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung methodische Fragen, die sich in den Vordergrund drängen, gestreift werden konnten. Es war nicht so sehr meine Absicht, eine abschließende bis ins einzelne gehende Darstellung der Zusammenhänge und Erscheinungen zu bieten, sondern als erster den Versuch einer Zusammenschau zu geben, wobei ich von vorneherein die Hoffnung hatte, daß andere Forscher auf diesem Gebiet durch Stellungnahme und sonstige Ergänzungen unser Wissen über diese Fragen vertiefen und erweitern würden. Ich habe es daher sehr begrüßt, daß Georg Stadtmüller, dem wir schon bisher wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der byzantinischen und albanischen Geschichte verdanken, Beiträge über sein Arbeitsgebiet gegeben hat, die eine wertvolle Ergänzung meiner Ausführungen bedeuten[1]). Dazu rechne ich auch seine Äußerung zu meinem schon erwähnten Aufsatz[2]). Zeigt sie mir doch gerade, wie notwendig es ist, auf diesen Gebieten Klarheit zu schaffen, was nur durch das Zustandekommen eines wissenschaftlichen Gesprächs möglich ist. St. findet, daß meine Ausführungen sich auf die „Geschichte des Deutschtums und der deutschen Kulturgeltung in Südosteuropa" beziehen. Im übrigen meint er, daß „die Entwicklung der geschichtlichen Forschung auf dem übrigen Gebiet" „nur beiläufig ... skizziert" sei. Er vermißt die starke Berücksichtigung der „Entwicklung der osmanischen Geschichtsforschung (Turkologie) und der albanisch-rumänischen Frühgeschichtsforschung", vergißt aber, daß meine Ausführungen von vorneherein nichts anderes als eben eine Skizze sein konnten und wollten, vergißt ferner, daß es mir nicht darauf ankam, eine Geschichte der

---

[1]) Die albanische Volksgeschichte als Forschungsproblem. LVSOEu V (1941), 58—80. Ders., Albanisches Schrifttum in deutscher Übertragung: Stimmen aus dem Südosten, 1942, 59—61.

[2]) LVSOEu, VI (1942), 148/49.

Turkologie oder der albanisch-rumänischen Frühgeschichtsforschung, sondern der deutschen Beschäftigung mit Südosteuropa als Ganzes zu geben. Im übrigen ist es klar, daß die personelle Blickrichtung an der Bewertung der einzelnen Stoffgebiete tatsächlich großen Anteil besitzt. St. hat so beispielsweise durchaus richtig gesehen, daß für mich die wesentlichen Punkte einer deutschen Beschäftigung mit Südosteuropa in der Aufhellung der abendländischen Beziehungen zu diesen Gebieten bestehen. Es ist völlig klar, daß es auch andere Betrachtungsweisen gibt, die durchaus zu ihrem Recht kommen mögen. Angesichts der fachlichen Ausrichtung St.s ist es beispielsweise naheliegend, daß für ihn der „Balkan" und auch von diesem wieder besonders interessante Randgebiete im Vordergrund seiner Teilnahme stehen, was sich auch auf seine Bewertung ihrer Wichtigkeit im Rahmen der gesamten Südosteuropaforschung abfärbt. Ich glaube, daß wir eine derartige Verschiedenheit der Wertung durchaus bestehen lassen können; in ihr drückt sich einfach die Tatsache aus, daß man Südosteuropa von verschiedenen Seiten her betrachten kann. Eines ist freilich dabei sehr wesentlich, nämlich daß der Betrachter sich der Subjektivität seines Urteils bewußt sein möge und nicht nur die Auffassung des anderen als bruchstückhaft anzusehen hat. Und wichtig ist auch noch etwas anderes. Südosteuropa und der Balkan sind verschiedene Begriffe. Ihre Erforschung ist nicht immer identisch. Man hat sich dabei vor Augen zu halten, daß die Nordgrenze des Balkans (so weit eine lineare Abgrenzung überhaupt möglich ist) durch die Donau-Sawe-Linie gebildet wird. Seitens der französisch-angelsächsischen Forschung wird häufig der methodisch unangenehme Fehler begangen, unter dem Balkan den größten Teil des Südostens zu verstehen[3]). Wenn St. seiner Auffassung Ausdruck gibt, daß Byzantinistik und Turkologie „die beiden eigentlichen Kerngebiete der geschichtlichen Südosteuropa-Forschung" seien[4]), so verfällt er nicht in den methodischen Fehler jener Kreise. Sein Hinweis ist durchaus richtig, wenn wir uns darüber im klaren sind, daß St. Südosteuropa sagt, aber in Wirklichkeit den Balkan meint. Im Interesse einer weiteren Klärung unserer Arbeitsbegriffe wäre es freilich sehr zu begrüßen, wenn St. sich entschlösse, der allgemein üblichen Begriffsbildung Rechnung zu tragen und die Bezeichnung Balkan vom Begriff Südosteuropa stärker unterscheiden würde.

II.

In den „Deutschen Monatsheften" hat HEINZ BRAUNER (Jg. VIII [1942], 371—374) eine Besprechung meines Buches über den deutschen Kultureinfluß im nahen Südosten geliefert, die mich zu einer Erwiderung nötigt, um Dinge zu berühren, die über diesen Einzelfall hinaus von grundsätzlicher Bedeutung für eine Klärung der Verhältnisse auf dem Gebiete der deutschen Südosteuropaforschung sind.

Mit einem sehr bemerkenswerten Eifer ist BRAUNER in seiner „Besprechung" bemüht, meine Arbeit als wertlos erscheinen zu lassen. Zur „Orientierung" über den deutschen Kultureinfluß im Südosten sei mein Werk „zu unübersichtlich", was er darauf zurückführt, daß „straffe Zusammenfassungen fehlen" und der Stoff „zu umfangreich(!) ist" (S. 374). Macht mir B. also einerseits zum Vorwurf, daß der Stoff u. a. „zu umfangreich" sei, so behauptet er andererseits, daß ich „an vielen Stellen" entweder „nicht tief" oder „überhaupt nicht" in das vorhandene

---

[3]) Gerade darauf hat ST. LVSOEu, III (1939), 74, hingewiesen.

[4]) LVSOEu VI (1942), 149.

Schrifttum eindringe (ebda.). Kein anderer als B. selbst gibt aber eine Seite vorher (S. 373) zu, daß die Arbeit bis zum Ausgang des 18. Jh.s keine wesentlichen Lücken enthalte, wenn er sagt, daß „bei der Darstellung der Verhältnisse des 19. Jh.s ... die Arbeit leider lückenhaft ..." werde. In einem anderen Zusammenhang wiederum glaubt B. mir vorwerfen zu können, daß ich „rumänische, serbische und kroatische Arbeiten angehäuft" zitiere (ebda.) und belehrt mich, daß der Anmerkungsapparat kürzer hätte ausfallen können (S. 374).

Es bleibt leider nicht bei Widersprüchen allein. Die ganze Rezension ist gekennzeichnet durch ungenaue Formulierungen, deren Mängel einen peinlichen Gegensatz zum wissenschaftlichen Selbstvertrauen des Rezensenten darstellen. So überrascht uns der Rezensent mit der Feststellung, daß „die staatsschöpferische Leistung der Madjaren" fast ein Jahrtausend hindurch „das äußere Gefäß für die Formung des Ostraumes (Sperrung von mir) gebildet hätte" (S. 372), klärt uns auf, daß die „nationale Bewegung" Deutschlands „seit 1800" (S. 373) begonnen hätte, verwechselt die „Donau-Theiß-Ebene" mit dem Karpatenbecken (S. 374) usw.

Verraten schon diese und weitere Ungenauigkeiten, daß die Rezension eilfertig zusammengezimmert wurde, so möchte man meinen, daß diese wenigstens in inhaltlicher Hinsicht durch positive Kritik und konkrete Berichtigungen die äußeren Mängel ausgleichen würde. Für beides wäre ich dankbar gewesen, um bei einer bevorstehenden neuen Auflage des Werkes tatsächlich nachgewiesene Mängel beheben zu können.

Leider hat B. nach dieser Richtung nichts geboten. Er spricht in seiner Besprechung ständig ganz allgemein von „Lücken" in der Stofferschließung sowie Mängeln in der Darstellung, unternimmt seine Unterstellungen im übrigen unter dem Schutze wissenschaftlicher Gemeinplätze. Nur an wenigen Stellen drückt sich der Rezensent etwas genauer aus und macht mir auf diese Weise eine Nachprüfung seiner kritischen Sprünge möglich.

1. wirft mir B. vor, daß ich die ostmitteldeutschen Einflüsse zugunsten der donauländischen vernachlässigt hätte (S. 372, 374), verschweigt aber, daß ich den schlesischen Einfluß im Westkarpatengebiet gleichfalls gewürdigt habe und zu Ergebnissen gelangte, die mit seinen „Berichtigungen" so ziemlich übereinstimmen. Der eine mag den oberdeutschen Einfluß für „wichtiger" halten als den ostmitteldeutschen, immer wird es sich dabei nur um Unterschiede des Akzentes handeln. Im übrigen verschweigt B., daß eine zusammenfassende Behandlung auch der ostmitteldeutschen Einflüsse erstmals durch mich erfolgte.

2. findet es B. „bedauerlich", daß ich den deutschen Einfluß auf das nationale Erwachen der Südostvölker „derart kurz" behandelt hätte (S. 373), übersieht aber, daß die Darstellung des ersten Bandes nur bis etwa 1830 führt. Ein Kritiker, dem es um die Sache zu tun gewesen wäre, hätte bis zum Erscheinen des zweiten Bandes gewartet, um zu sehen, ob und inwieweit dem nationalen Erwachen bei der Darstellung der Entwicklung nach 1830 Raum eingeräumt wurde. B. macht sich die Sache leichter. Die Tatsache, daß die Darstellung meines 1. Bandes bei der Behandlung der nationalen Entwicklung abbricht und — innerhalb dieses Bandes — auch gar nicht vollständig sein kann, benützt er zu billiger Kritik.

3. Auf der gleichen Ebene dieser korrekten Berichterstattung liegt es, wenn mir der Rezensent die sprunghafte Darstellung „hinsichtlich der Behandlung Böhmens und Mährens" vorwirft (S. 373). Er beanstandet, daß ich im mittelalterlichen Teil den Einflüssen Prags „gebührend Raum" gebe, während ich bei der „Schilderung der späteren Zeitläufe" Böhmen und Mähren „völlig(!) aus der Schilderung"

der Verhältnisse ausgelassen hätte, „um nur an drei Stellen (S. 343, 388 und 416) bei der Schilderung des 19. Jh.s eingeschoben zu werden". Für die gedankenlose Formulierung B.s ist der Widerspruch kennzeichnend, daß er zuerst das völlige Fehlen Böhmens und Mährens in der weiteren Darstellung feststellt und dann im Nebensatz selbst zugeben muß, daß im 3. Abschnitt auf Zusammenhänge mit diesen Landschaften hingewiesen wird. Dies nur nebenbei. Interessanter ist es, daß Verbindungen des Südostens nach Böhmen und Mähren auch für das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation erwähnt werden (S. 158 f., 191 u. ö.). Ich stelle fest, daß der Rezensent das Buch anscheinend also nicht genau gelesen hat, andererseits jedoch so frei ist, unwahre Urteile abzugeben, die diesen Anschein erwecken wollen. Aber auch abgesehen von diesem Verfahren, das sich nicht auf diese eine Stelle beschränkt und von mir nicht weiter charakterisiert zu werden braucht, muß ich auf einen anderen Umstand hinweisen. Die kulturellen Einflüsse Böhmens und Mährens auf die Landschaften des Südostens erreichen im Mittelalter ihren Höhepunkt, um schon seit dem 15. Jh. in raschem Rückgang begriffen zu sein. Mit Rücksicht darauf, daß sie etwa im 16., 17. und 18. Jh. von weitaus geringerer Bedeutung und durch einen stärkeren tschechischen Anteil gekennzeichnet sind, sah ich mich veranlaßt, hier zurückhaltend zu sein, um mich nicht dem Vorwurf auszusetzen, tschechische Kulturelemente als deutsche auszugeben. Ich bin jedenfalls der Ansicht, daß zuerst einmal eine Klärung der kulturmorphologischen Verhältnisse Böhmens und Mährens seit dem Ausgang des Mittelalters vorgenommen werden muß — was bisher bekanntlich noch nicht der Fall ist —, bevor ich diese für meine Darstellung verwerten kann. Der Rezensent wird mir aber doch nicht im Ernst zumuten können, daß ich in einer Arbeit über den deutschen Kultureinfluß in Südosteuropa gleichsam nebenbei auch noch den Anteil der deutschen Kultur für Böhmen und Mähren in diesem Zeitraum kläre. Anscheinend ist sich der Verf. jedoch überhaupt nicht im klaren, was unter deutschem Einfluß zu verstehen ist. Wirft er mir doch in gleichem Zusammenhang vor, daß ich „die Bedeutung Prags für das nationale Erwachen der slawischen Völker des Südostraumes im 19. Jh." nicht nach Gebühr würdigen würde (S. 374). Der Rezensent weiß nicht oder will nicht wissen, daß dies zum überwiegenden Teil tschechische und nicht deutsche Anregungen sind! Im Gegensatz zur Belehrung des Rezensenten halte ich es für zumindest untunlich, diese tschechischen Einflüsse im Rahmen einer Betrachtung des deutschen Kultureinflusses breitzutreten. Außerdem weiß der Verf. selbst, daß diese Einflüsse Prags gerade erst zu einem Zeitpunkt bedeutsam werden, wo ich die Darstellung meines 1. Bandes abbreche! Diese Taschenspielerkünste richten sich selbst.

4. Bewußte Verdrehung ist es auch, wenn mir der Rezensent vorwirft, daß in meiner Darstellung die Entwicklung des Nationalgefühls der Slowaken völlig fehle (S. 373). Wie kann der Verf. von mir im Rahmen einer Arbeit über den deutschen Kultureinfluß verlangen, eine erschöpfende Behandlung der Entwicklung des Nationalgefühls der einzelnen südosteuropäischen Völker zu geben? Ich habe Beispiele aus der Entwicklung mehrerer Völker des Südostens behandelt, um die allgemeine Linie der Entwicklung zu kennzeichnen. Etwas anderes war nicht meine Aufgabe. Mit dem gleichen Recht konnte der Rezensent die Berücksichtigung einer irgend beliebigen abseitigen Frage verlangen, hätte aber wohl kaltblütig beanstandet, wenn ich zufällig diese tatsächlich berücksichtigt haben würde.

Ich möchte die Beurteilung einer derartigen Rezensionstechnik dem Leser überlassen. Für mich wäre damit die ganze Affäre erledigt, wenn sie nicht auch noch

eine andere Seite bieten würde. Meinungsverschiedenheiten über wissenschaftliche Bücher zwischen Verfasser und Kritiker hat es immer schon gegeben. Auch der Mißbrauch wissenschaftlicher Kritik aus dem einen oder andern Motiv ist ebenso alt wie diese selbst und daher nicht besonders bemerkenswert.

An einem Grundsatz wurde aber wenigstens in der deutschen Wissenschaft immer noch festgehalten, nämlich daran, daß der Kritiker eines Buches die notwendige wissenschaftliche Qualifikation zur Beurteilung des betreffenden Buches haben müsse. Unterziehen wir einmal die so großspurig auftretende Rezension nach dieser Richtung einer Betrachtung.

Zunächst einmal fällt uns auf, daß der Verf. es geradezu ängstlich vermeidet, konkrete Berichtigungen zu geben. Er bewegt sich vorzugsweise in großartigen Verallgemeinerungen über Lücken, Einseitigkeiten, mangelnder Literaturheranziehung, übermäßiger Stoffülle usw. Nur wenn er slowakische Verhältnisse berührt, wird er etwas gesprächiger. Hier fühlt er anscheinend ausnahmsweise sicheren Boden unter den Füßen. In der Tat hat B. über slowakische Geschichtsfragen einige Artikel verfaßt. Diese seine Aufsätze zeigen eine gewisse Vertrautheit mit der slowakisch geschriebenen Literatur und Kenntnis der slowakischen Sprache. Dagegen ist mir nicht bekannt, daß sich B., abgesehen von diesem Randgebiet, mit dem Südosten beschäftigt hätte und sprachliche Voraussetzungen besäße, sich mit größeren Teilgebieten dieses Raumes zu beschäftigen. Dem Rezensenten fehlen also die sprachlichen und wissensmäßigen Voraussetzungen, um mein Buch überhaupt eingehender beurteilen zu können. Die Ausführungen des Rezensenten werden dadurch aber in ein bedenkliches Zwielicht gerückt. Was soll man beispielsweise dazu sagen, wenn B. über den Wert oder Unwert der madjarischen Fachliteratur mich zu belehren versucht (S. 373), ohne madjarisch zu können, ohne über das madjarische Schrifttum im Bilde zu sein! Von wo will Verf. wissen, daß meine Arbeit „erhebliche Lücken" (S. 374) aufweist. Kennt er etwa den Stoff? Leider ist das nicht der Fall. Wie will er aber dann die Lücken feststellen? Noch klarer tritt seine Taktik zutage, wenn wir uns die Frage vorlegen, auf welchem Wege der Rezensent Kenntnisse über die Fachliteratur des Südostens besitzt. Er stellt doch zusammenfassend fest, daß ich „in vielen Stellen nicht tief, oder überhaupt nicht in die vorhandene Literatur" eindringe (ebda). Aus sprachlichen Gründen ist der Rezensent doch nur imstande, Lücken der Literaturbenutzung nachzuweisen, wenn es sich um deutsch oder slowakisch geschriebene Arbeiten handelt. Diese machen aber nur einen sehr kleinen Bruchteil der gesamten einschlägigen Literatur aus. Aber B. hat eine derartige Einschränkung gar nicht gemacht, sondern für den unbefangenen Leser die Sache so hingestellt, als ob er in souveräner Beherrschung der einschlägigen Sprach- und Literaturgrundlagen derartige Mängel hätte feststellen können. Ich frage: Von wo bezieht der Rezensent seine Urteile?

Im übrigen wird das Wissen des Rezensenten durch seine eigenen Ausführungen genügend beleuchtet. Wir sahen ja, warum es B. nach Möglichkeit vermied, auf Einzelheiten einzugehen. Eine Ausnahme bilden nur die Punkte, wo er seine Kenntnisse über die Slowakei verwerten zu können glaubt. Was von diesen Einwänden zu halten ist, habe ich schon weiter oben gezeigt. Es ist aber notwendig, diese Stellen noch etwas für sich zu betrachten, um einige Blicke in die Werkstatt seines Geistes zu werfen.

An einer Stelle weiß B. ganz genau, daß „gerade in diesen ersten Jahrzehnten des 19. Jh.s die Grundlagen für das völkische Denken im Südostraum gelegt wur-

den, ...“ (S. 373). Ist das richtig? Jeder Kenner der nationalen Entwicklung der Südostvölker wird darauf mit einem entschiedenen Nein antworten müssen. Wahr ist vielmehr, daß die Grundlagen für die nationale Entwicklung bereits in der vorangehenden Zeit gelegt worden sind, daß im 19. Jh. vielmehr die Entfaltung des nationalen Bewußtseins selbst (was bekanntlich etwas von den Grundlagen abweichendes ist) begonnen haben. Das ist die eine Unrichtigkeit in diesem Satze. Die großzügige Ader des Rezensenten läßt es aber nicht dabei bewenden. Es ist nicht minder falsch, wenn er in diesem Zusammenhang — und auch noch ein anderes Mal — von „völkischem“ Denken der Südostvölker bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh.s spricht. B. sollte wenigstens so viel wissen, daß die nationale Entwicklung der meisten Südostvölker noch fast das ganze 19. Jh. hindurch durch Züge bestimmt wird, die vom „völkischen Denken“ sehr erhebliche Abweichungen aufweisen. Dieser Irrtum B.s erklärt sich daraus, daß er über die Einflüsse des westeuropäischen Denkens auf das werdende Nationalbewußtsein der südosteuropäischen Völker nicht im Bilde ist[5]). Er hätte dann wissen müssen, daß die nationale Entwicklung dieser Völker dadurch bestimmt ist, daß die politisch-ideologischen Einflüsse Frankreichs seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jh.s in zunehmend stärkerem Maße innerhalb Südosteuropas wirkten und die anders gerichteten Anregungen von deutscher Seite beiseite drängten. Gerade bei den Slowaken trat diese Erscheinung am wenigsten hervor. Der Rezensent fühlte sich daher berechtigt, von der Sachlage bei den Slowaken ausgehend, verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen, die auch andere Völker des nahen Südostens betreffen. Er hat damit gezeigt, wie es um seine Kenntnisse über das nationale Erwachen der anderen südosteuropäischen Völker bestellt ist. Greifen wir noch eine andere Behauptung B.s heraus. Als Quelle des „völkischen Denkens“ sieht B. u. a. die deutsche Burschenschaft an (S. 373). Wieder sieht man, daß B. nur die slowakischen Verhältnisse vor Augen hat, nur diese kennt, es aber trotzdem anscheinend für zulässig ansieht, diese für den gesamten nahen Südosten zu verallgemeinern. In Wirklichkeit ist bei den anderen Völkern des von mir behandelten Gebietes der Einfluß der deutschen Burschenschaft geradezu minimal. B. möge das Gegenteil nachweisen. Solange er das nicht getan hat, bin ich leider zur Feststellung gezwungen, daß er mit Dingen „richtig gestellt“ hat, von denen er nichts weiß!

Ich würde dem wissenschaftlich unfundierten Herumraten B.s zu viel Bedeutung beimessen, wollte ich mich mit diesem noch weiter beschäftigen. Schon die bisherigen Kostproben seiner Gelehrsamkeit haben gezeigt, wie es um diese bestellt ist, sobald er über Dinge spricht, die über den slowakisch-westkarpatischen Bereich hinausgehen. Es hat sich gezeigt, daß B.s Wissen über südosteuropäische Geschichtsfragen noch in einem Zustand ist, der es diesem dringend nahelegt, über den Gegenstand zunächst einmal noch gründlich zu lernen und sich namentlich auch die sprachlichen Voraussetzungen für eine solide Aneignung des Wissensstoffes zu erarbeiten. Solange das nicht der Fall ist, würde ich es dem Rezensenten dringend nahelegen, schon mit Rücksicht auf das Ansehen der deutschen Südostforschung derartige Entgleisungen zukünftig zu unterlassen.

München. Fritz Valjavec.

---

[5]) Ich schrieb in meinem Buche von „völkischer Sprachpflege“ (I, 430—441), was etwas anderes ist als „völkisches Denken“.

Mihail Kogălniceanu, der Wegbereiter des Königreichs Rumänien

I.

„Immer von neuem die Mission seiner Nation erkennen, heißt, sie in den Brunnen tauchen, der ewige Jugend gibt: immer dieser Mission dienen, heißt, höhere Zwecke erwerben und mit ihnen höheres Leben."

Dies treffliche Wort PAUL DE LAGARDES trifft in hohem Maße auf den hervorragendsten rumänischen Staatsmann des 19. Jh.s zu, auf MIHAIL KOGĂLNICEANU, dessen Todestag sich am 20. Juni 1941 zum 50. mal jährte. In ihm erblickt das dankbare rumänische Volk mit Recht den Schmied des Königreichs Rumänien, hat doch die Lebensarbeit dieses Politikers in einzigartiger Weise dazu beigetragen, daß die Rumänen zu einer politisch einsatzbereiten Nation vereint wurden, der es gelang, die heißersehnte Freiheit endgültig zu erringen und in dem Konzert der europäischen Staaten schließlich den Platz einzunehmen, der ihr zukommt. Daher ist es selbstverständlich, daß das Andenken Kogălniceanus in der rumänischen Presse in gebührender Art gefeiert wurde, aber auch die deutsche Öffentlichkeit möge diesen Gedenktag gern zur Kenntnis nehmen, denn die Lebensarbeit Kogălniceanus ließ jene Saat reifen, die, wie er selbst bekannte, deutsche Denker in seine Seele gestreut hatten. Die Vereinigung der Fürstentümer Moldau und Walachei, die Grundsteinlegung für das Rumänien von heute, war in der Hauptsache sein Werk. Die geistige Kraft für diese Schöpfung verdankte er nach seinem Zeugnis den tiefgehenden Einflüssen, die ihm seine Berliner Universitätsjahre übermittelt hatten, denen für seine weitere Entwicklung entscheidende Bedeutung zukam.

Die Richtigkeit dieser Behauptung ergibt sich durch einen knappen Überblick über Kogălniceanus Werdegang, der im folgenden geboten wird. Er erblickte das Licht der Welt am 6. September 1817 in Jassy als Sohn eines adligen Grundbesitzers, dessen Familie zu dem damaligen Fürsten der Moldau MIHAIL STURDZA sehr gute Beziehungen besaß. Als der Fürst seine beiden Söhne zur Erziehung nach Luneville sandte[1]), wurde ihnen der 15jährige Kogălniceanu beigegeben, der nun mit ihnen Jahre hindurch eine höchst sorgfältige Ausbildung genoß. Aber schon im folgenden Jahre gebot der Fürst, dem die in Frankreich herrschende revolutionäre Atmosphäre nicht zusagte, seinen Söhnen und ihrem jungen Gefährten ihre Studien in Berlin fortzusetzen[2]). Hier fanden sie freundliche Aufnahme in dem Hause des geistvollen Pastors JONAS, der zu dem Freundeskreis Schleiermachers, des führenden Theologieprofessors des damaligen Preußens, gehörte. Nach erlangter Vorbildung wurde Kogălniceanu im Oktober 1837 an der Berliner Hochschule, die damals eine Blütezeit erlebte, inskribiert. Selten hat ein so begabter Musensohn, als Kogălniceanu es war, die Alma mater Berolinensis betreten und selten hat die Geistessaat, die dort ausgestreut wurde, so wertvolle Früchte getragen, als sie seine Lebensarbeit hervorbrachte. Der Seelenadel, der Kogălniceanu kennzeichnete, geht in überzeugender Weise aus seiner berühmten Rede hervor, die er als 74jähriger Greis vor der Rumänischen Akademie der Wissenschaften hielt, als er vor der Öffentlichkeit das Fazit seines an Kämpfen, aber auch an Erfolgen reichen Lebens zog. In ihr gedenkt er in tiefer Dankbarkeit, die ihn aufs höchste ehrt, der Geistesgrößen, die

---

[1]) Vgl. dazu den Aufsatz von N. CARTOJAN: M. Kogălniceanu la Luneville, in Arhiva Românească, Bd. III, Bukarest, Verlag Cartea Rom., 1939, S. 21 ff.

[2]) S. dazu den Aufsatz von N. CARTOJAN: M. Kogălniceanu la Berlin, ebenda S. 29 ff.

ihn während seines Berliner Aufenthalts das Ziel seiner zukünftigen Lebensart erkennen lehrten und die ihn bekanntmachten mit den Methoden, die zu seiner Verwirklichung dienten.

„Das damalige Berlin," sagte Kogălniceanu in der Festsitzung der Rumänischen Akademie unter dem Vorsitz König Karls I., „hat sich den Namen ‚Deutschlands Athen' erworben und durch die Vaterlandsliebe, durch die Klugheit und die große völkische Bewegung, die in allen Gesellschaftsschichten, Adel wie Bürgertum, daheim war, kündigte sich die große Bedeutung an, die 35 Jahre später Preußen in der Geschichte zufallen sollte, als es die Führung Deutschlands übernahm und das Reich Friedrich Barbarossas neu erstehen ließ. Das Bürgertum stellte sich nämlich an die Spitze des Kampfes für die nationale Idee und die sozialen Reformen, die sich über ganz Deutschland ausbreiteten. Ihr Ziel war vor allem die Einigung des deutschen Vaterlandes.

Dieser Gesellschaft verdanke ich meine geistige Entwicklung und die Liebe für all das Schöne und Große im menschlichen Leben."

„Als ich damals als Student nach Berlin kam, lehrte dort Gans als Professor des Rechts, der über eine so große Beredsamkeit verfügte und so freie Ideen verkündete, daß aus allen Teilen Deutschlands und selbst aus anderen Ländern die Hörer zu Tausenden herbeiströmten, um seinen Vortrag zu hören und seine Beredsamkeit auf sich wirken zu lassen. Diese war süß wie eine Melodie, so daß man sich entschloß, durch Abreißen einer Wand zwei Hörsäle zu einem größeren zu vereinigen, in dem Gans der jungen deutschen Generation die Wissenschaft predigte. Ich hatte als Lehrer Leopold von Ranke (1795—1886), den großen Historiker, zu dessen 60jährigem Professorenjubiläum — am 20. Februar 1877 — auch ich die Ehre hatte, ihm meine Glückwünsche als die des ersten seiner rumänischen Studenten in Berlin zu übermitteln.

Ich hatte ferner das Glück, den großen Savigny, den berühmten Lehrer des Römischen Rechts und einen der bedeutendsten Söhne der französischen Kolonie in Berlin, meinen Lehrer nennen zu können.

Die Ferien verbrachte ich regelmäßig in Swinemünde, einem damals noch kleinen Städtchen an der Meeresküste oder in Heringsdorf, das — damals ein kleines Dorf — mir von Willibald Alexis (1789—1871), dem berühmten Dichter und Schriftsteller, empfohlen wurde. Willibald Alexis machte mich, obwohl ich erst 20 Jahre zählte, zu seinem engsten Freunde . . . Willibald Alexis lenkte meine Aufmerksamkeit bei unseren gemeinsamen Spaziergängen auf die Tätigkeit Deutschlands, vor allem auf die politischen Einheitsbestrebungen und die Bemühungen des Bürgertums, in die Politik einzudringen, die damals fast ausnahmslos nur vom Adel beherrscht wurde. Alexis machte mich als erster auf die großen preußischen Reformen aufmerksam, nämlich die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Erteilung von Besitz an die preußischen Bauern.

In den Sommerferien genoß ich einmal die Gastfreundschaft des Grafen von Schwerin in Schwerinsburg, dem alten Schloß seines Vorfahren, des Feldmarschalls Friedrichs des Großen. Dort sah ich mit eigenen Augen die Anwendung des Gesetzes der Bauernbefreiung, das vor 25 Jahren geschaffen worden ist. Ich sah die befreiten Güter, einige im Besitz der alten Herren verblieben, andere in den Besitz ehemaliger Leibeigener übergegangen. Ich sah das Dorf der ehemaligen Fronbauern, Alt-Schwerin und das neue, nach der Befreiung erbaute Dorf, „Neu-Schwerin". Sonderbar: Das preußische Gesetz hatte eine große Ähnlichkeit mit den Bedingungen des Bodenbesitzes in den rumänischen Ländern. Das Prinzip unserer alten Gesetzgebung, dem

Bauern zur Bebauung zwei Drittel des Bodens zu überlassen und ein Drittel für den Herrn zurückzustellen, existierte auch in Preußen!"

„Dank meiner Bekanntschaft mit so vielen bedeutenden deutschen Männern und meines Verkehrs in den politischen Kreisen Berlins hatte ich die glückliche Gelegenheit, mich mit den reformatorischen Ideen zu bereichern, die damals die Intelligenz Deutschlands beschäftigten. Ja meiner zweiten Mutter, der Universitas Friderica Wilhelma, dem Beispiel der Vaterlandsliebe, die ich in allen adligen wie bürgerlichen Kreisen fand, verdanke ich meine Liebe zu meinem rumänischen Vaterlande sowie den freien Geist, der mich bei allen Taten meines Lebens beseelt hat."

Im Hause SAVIGNYS machte Kogălniceanu die Bekanntschaft des gefeiertesten Gelehrten des damaligen Berlins, die ALEXANDER VON HUMBOLDTS, der als Erster ihn zu publizistischen Arbeiten anregte, die in rascher Folge entstanden. Auf seinen Wunsch verfaßte Kogălniceanu eine Studie über Wesen und Schicksal der Zigeuner"[3]). Bald darauf brachte eine Berliner Zeitschrift aus Kogălniceanus Feder eine Skizze über die rumänische Literatur[4]).

Durch diese Erfolge angespornt ließ der Zwanzigjährige eine Geschichte des rumänischen Volkes in französischer Sprache erscheinen[5]). Sie war in nationalem Geiste abgefaßt, denn in ihr wurden die Siedlungen des rumänischen Volkes, die damals durch zahlreiche Grenzen getrennt waren, als Glieder eines nationalen Ganzen aufgefaßt. Dies ging aus dem Prospekt, der vor Veröffentlichung des Buches erschien, hervor, dort lautet sein ausführlicher Titel: „Geschichte der alten und modernen Moldau, der Walachei und des unabhängigen Staates Siebenbürgen und der Rumänen jenseits der Donau." Als Motiv der Arbeit gibt der Verfasser in seinem Vorwort die von ihm gemachte Erfahrung an, daß die rumänischen Gebiete in Europa so unbekannt seien, „daß man kaum ihre geographische Lage kenne". In dem ersten Bande des Werkes wurde die Begründung der Fürstentümer und die Geschichte der Walachei bis zum Friedensschluß des Jahres 1792 behandelt. Die Drucklegung des zweiten Bandes, in dem der Werdegang der Moldau dargestellt worden war, mußte unterbleiben, denn der Fürst Mihail Sturdza verlangte dies, da er von seiner Veröffentlichung politische Unannehmlichkeiten von seiten der russischen Regierung befürchtete.

II.

Über seine Jahre gereift und von einem unbeugsamen politischen Willen beseelt, betrat Kogălniceanu aufs neue den Boden der Heimat, um zunächst in ihrer Hauptstadt, in Jassy, als Historiker eine erfolgreiche Wirksamkeit zu entfalten. Bald trat er an der vom Fürsten gegründeten Academia Mihailana mit Vorträgen über die heimische Geschichte vor die Öffentlichkeit, die nicht nur bei der akademischen Jugend, sondern auch bei den gebildeten Erwachsenen lebhaften Widerhall auslösten. Dieser steigerte sich rasch, da die eigenartigen politischen Verhältnisse des Landes dies zur Folge hatten. Die Moldau war damals, so wie die Walachei,

---

[3]) Lehmanns Magazin für die Literatur des Auslands 1837, Nr. 131, Januar 1838, S. 24 ff. Die Zigeuner der Moldau und Walachei. Nach M. VON KOGĂLNICEANU.

[4]) Lehmanns Magazin für die Literatur des Auslandes 1837, Januar, Nr. 8, 9, 10.

[5]) Histoire de la Valachie, de la Moldavie et des Valaques transdanubiens. Tome premier (1241—1792). Par Michel de Kogalnitchan. Berlin, Librairie de B. Behr, 1837, Pag. 470.

ein Teil des türkischen Reiches, aber der russisch-türkische Krieg des Jahres 1829, der mit dem Sieg der Russen geendigt hatte und durch den Frieden von Adrianopel beigelegt worden war, hatte zur Folge, daß Rußland vertragsmäßig die Schutzmacht der Donaufürstentümer wurde. Der Wille des russischen Konsuls in Jassy war Jahrzehnte hindurch für den Fürsten der Moldau ein Befehl. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1856, bis zum Ausgang des Krimkrieges, der bekanntlich mit einer Niederlage Rußlands endigte. Diese hatte zur Folge, daß Rußland endgültig seine Vormachtstellung in den Donaufürstentümern einbüßte. In den Jahrzehnten, die dem Krimkrieg vorausgingen, spielte sich sowohl in der Walachei, als vor allen Dingen in der Moldau ein heftiges politisches Ringen ab. Die nationalen Kreise des Rumänentums wehrten sich verzweifelt gegen die Gefahr der Russifizierung, die bald höchst bedrohliche Formen annahm. Die rumänischen Bühnen, deren Leiter patriotische Stücke hatten aufführen lassen, wurden gesperrt. Nationale Tagesblätter und Zeitschriften wurden immer wieder konfisziert und bald gezwungen, ihr Erscheinen einzustellen. Beamte, die aus ihrer zuverlässigen rumänischen Gesinnung kein Hehl machten, wurden häufig ihres Amtes entsetzt.

Angesichts dieser trostlosen öffentlichen Verhältnisse hielt Kogălniceanu die vaterländische Geschichte mit Recht für eine hervorragende geistige Waffe, die er geschickt handhabte um die nationale Gesinnung und Widerstandskraft seines Volkes zu stärken. Da dieser leitende Gesichtspunkt allen seinen Vorträgen das Gepräge gab, war es kein Wunder, daß die Behörde schon nach kurzer Zeit über Weisung der russischen Machthaber ihre Fortsetzung verbot, während sein Lehrauftrag zurückgezogen wurde. In den folgenden Jahren widmete er sich vornehmlich der Vorbereitung und Veröffentlichung seines dreibändigen Hauptwerkes, der durch ihn gesammelten und erläuterten Chroniken der Moldau[6]). Hiedurch erschloß er nicht nur den Dichtern seines Volkes eine unerschöpfliche Fundgrube der Inspiration, sondern erweckte auch in weitesten Kreisen die Bewunderung für die gefeierten Volkshelden der Vergangenheit. Geleitet durch die Grundgedanken der deutschen Romantik, die er sich zu eigen gemacht hatte, bekannte er sich zu der Losung: „Nur durch eine Wiedergeburt der Vergangenheit kann die Zukunft dieses Landes begründet und gesichert werden." Dieser grundlegenden Erkenntnis ordnete er seine vielseitige publizistische Tätigkeit unter. 1840 begründete er die erste geschichtliche Zeitschrift seines Volkes, die unter dem Titel „Arhiva Românească" in Jassy erschien. Der Tätigkeit, die Kogălniceanu als Historiker entfaltete, kommt für die Begründung und Entwicklung wissenschaftlichen Strebens in seinem Vaterland sehr große Bedeutung zu. Er war „der erste kritische Historiker, der dem rumänischen Volk geboren wurde" (D. Onciul). Aber mit seiner Wirksamkeit begann nicht nur die Verankerung der rumänischen Geschichtsschreibung in den Boden wissenschaftlicher Kritik, sondern mit ihm sind überhaupt die Anfänge wahrer Wissenschaft, die in seiner Heimat zu jener Zeit nahezu ausschließlich als historische Forschung in Erscheinung traten, unlösbar verbunden. Zu diesem Verdienst aber gesellt sich noch ein zweites. „Kogălniceanus gesamte wissenschaftliche Arbeit war von unbedingter Respektierung der Wahrheit getragen, daher war sie von großem Einfluß auf die Reifung des Geistes der rumänischen Öffentlichkeit. Dies ist der geistige

[6]) Letopiseţele Tării Moldovei, Jasi, 3 volume. I. 1852, II. 1845, III. 1846, erste Ausgabe. Die zweite Ausgabe: Bucureşti, 3 volume, 1.—II. 1872, III. 1874 erschien unter dem Titel: Cronicele României, da sie durch die Chroniken des Fürstentums der Walachei vermehrt worden war.

Fortschritt, den Kogălniceanu durch die Geschichte für sein Volk heraufführte“[7]). Er wirkte sich um so segensreicher aus, da er zugleich als erster unter den rumänischen Historikern das Volk als geschichtlichen Faktor erster Ordnung auffaßte, der nicht nur bei der Entwicklung politischer Ereignisse, sondern vor allen Dingen als Schöpfer der nationalen Kulturwerte in Erscheinung tritt. Wie sehr die Geschichtsauffassung Kogălniceanus volkhaft eingestellt war, beweisen die folgenden Ausführungen, die seiner Einleitung zum ersten Hefte der von ihm gegründeten und herausgegebenen Zeitschrift „Arhiva Românească“ entnommen seien: „Die Nationen haben so wie die Menschen im Besonderen ihre Bestimmung auf Erden und sie sind dafür verantwortlich, wie sie ihr Dasein hier unten durchlaufen. Der Mensch ist für seine Taten verantwortlich, die Nation ist verantwortlich für den Ruhm, den sie sich erworben hat und für den Boden, der ihr als Erbe gegeben wurde“[8]). „Ohne das Volk wären die Herrscher nichts.“

Über die Leitgedanken seiner Tätigkeit als Geschichtsschreiber hat sich Kogălniceanu zu wiederholten Malen geäußert, am ausführlichsten in der Broschüre: Ein Wort zur Eröffnung des Lehrganges der nationalen Geschichte[9]). In ihr fordert er energisch eine „gesunde Kritik“ (Ausgabe 1847, S. 9), und zwar nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die herrschenden sozialen Zustände, vor allen Dingen für die Sitten der oberen Klassen. Den unerläßlichen Dienst, den die Geschichte seinem Volke zu leisten vermag, kennzeichnen die folgenden Worte, die der Einleitung zur ersten Nummer seiner Zeitschrift „Arhiva Românească“, Bd. I, 1841, entnommen werden. „Die rumänische Geschichte sei uns ein Hauptwerk, sie sei uns das Paladium unseres Volkstums. Aus ihr werden wir lernen, was wir getan haben und was wir noch zu tun haben. Mit ihrer Hilfe werden wir die Zukunft voraussehen, durch sie werden wir Rumänen sein. Denn die Geschichte ist das Maß, mittels dessen man wissen kann, ob ein Volk vorwärts schreitet oder ob es nach rückwärts geht. Befragt die Geschichte und ihr werdet wissen, was wir sind, von wo wir kommen und wohin wir gehen“[10]).

Als Sprechsaal seiner kritischen Bestrebungen gründete Kogălniceanu 1840 die Zeitschrift „Dacia literară“, um die sich bald ein Stab fähiger Mitarbeiter sammelte. Im Jahre 1844 wurde sie von der Monatsschrift „Propăsirea“ (Der Fortschritt) abgelöst, deren Titel über Weisung der Zensur bald in „Blätter für Wissenschaft und Literatur“ umgewandelt werden mußte (Foaie stiintifică şi literară). Diese Zeitschriften riefen rasch in zahlreichen Kreisen Zustimmung, in anderen dagegen leidenschaftliche Ablehnung hervor, da sie für ein neues Kulturideal eintraten. Dies offenbarte sich am klarsten in den Forderungen, die in ihren Spalten zwecks Neuausrichtung des gesamten literarischen Schaffens erhoben wurden. Bis dahin

---

[7]) Entnommen dem trefflichen Buch: Mihail Kogălniceanu von RADU DRAGNEA, II. Auflage, Bucureşti 1926, 291 S., S. 45.

[8]) S. DRAGNEA, S. 42.

[9]) Erschien zuerst 1843 in Jassy, ferner als Anhang im dritten Band seiner „Chroniken“ 1874 unter dem Titel: Cuvânt pentru deschiderea cursului de Istorie Națională.

[10]) Neugedruckt in „Arhiva Românească“, Bd. III, 1939, S. 12, Bukarest, Verlag Cartea Rom. Die 1935 ins Leben gerufene Bukarester Kulturstiftung „Mihail Kogălniceanu“ gibt eine Zeitschrift heraus, die in Anknüpfung an das seinerzeit von Mihail Kogălniceanu gegründete Organ den von ihm geprägten Titel übernommen hat.

wies die rumänische Literatur, die über bescheidene Anfänge nicht hinausgekommen war, nahezu ausschließlich Übersetzungen und Nachahmungen ausländischer dichterischer Schöpfungen auf, die zum überwiegenden Teil aus dem Französischen stammten. Gegen dieses sklavische Nachgestalten fremden Literaturschaffens, das den völligen Verzicht auf jegliches eigenständiges poetisches Schaffen bedeutete, zog Kogălniceanu und sein Kreis mit Ironie zu Felde. Ihre Haltung war um so berechtigter, da die meisten Übersetzungen Werke brachten, die nicht den geringsten künstlerischen Wert besaßen, so daß sie nicht einmal als literarische Vorbilder dienen konnten. Gegen diese unhaltbaren Zustände wendet sich das Programm der Zeitschrift „Dacia literară" mit aller Schärfe. „Die Sucht der Nachahmung hat bei uns eine gefährliche Manie hervorgerufen, denn diese tötet in uns den nationalen Geist. Diese Manie ist besonders gefährlich in der Literatur. Zwar verlassen täglich in rumänischer Sprache abgefaßte Bücher die Presse. Aber welcher Nutzen ist dabei? Denn diese sind nur Übersetzungen aus anderen Sprachen. Übersetzungen aber machen noch keine Literatur! Wir werden, soweit wir können, diese Manie verfolgen, denn sie ertötet den ursprünglichen Geschmack, der die wertvollste Eigenschaft eines Schrifttums ist. Unsere Geschichte hat genügend heroische Taten, unsere schönen Länder sind groß genug, unsere Sitten sind genügend malerisch und poetisch, damit wir bei uns dichterische Vorwürfe finden, ohne daß die Notwendigkeit vorhanden wäre, daß wir sie bei anderen Völkern leihen[11]). „Wir sagen, daß alles, was nicht rumänisch ist und was nicht für Rumänen ist, nicht in die Spalten unserer Zeitschrift aufgenommen wird"[12]).

Kogălniceanu und seinen Mitarbeitern kommt das Verdienst zu, durch ihre kämpferische Haltung die Epoche der Nationalisierung des rumänischen Schrifttums heraufgeführt zu haben. Ihre Bestrebungen wirkten sich um so erfolgreicher aus, da sie es nicht bei der Kritik bewenden ließen, sondern zugleich auch auf zwei unversiegbare Quellen volknaher poetischer Inspiration hinwiesen, nämlich auf die vaterländische Geschichte und auf die heimische Volkspoesie. Auf letztere wurde Kogălniceanu wohl schon während seiner Berliner Zeit aufmerksam gemacht, wo er aller Wahrscheinlichkeit nach HERDERS berühmte Sammlung „Stimmen der Völker in Liedern" in die Hand bekam[13]). Kogălniceanu kann nicht unter die schöpferischen Poeten gezählt werden, dies lassen die mittelmäßigen dichterischen Versuche, die aus seiner Feder vorliegen, erkennen. Aber er leistete dem literarischen Leben seines Volkes als mutiger Wegweiser und vielseitiger Anreger wertvolle Dienste. Seine mit Nachdruck vertretene Forderung, der Nachahmung ausländischer Dichtungen den Abschied zu geben und sie durch Werke bodenständiger Heimatpoesie zu verdrängen, fand in den Reihen der jungen Schriftsteller verständnisvollen Widerhall. Bald trat in C. NEGRUZZI (1800—1868) der Begründer der historischen Novelle vor die Öffentlichkeit, dessen Erzählung „Alexandru Lăpusneanu", die in den Spalten der „Dacia literară" erschien, auch heute noch als die hervorragendste rumänische Schöpfung auf diesem Gebiet gilt. Noch größere Bedeutung für die

---

[11]) Entnommen der Einleitung zur „Dacia literară", S. 6—7.

[12]) „Dacia literară", S. 139. In diesem Zusammenhang sei hingewiesen auf die Bibliographie der Zeitschriften „Dacia literară" und „Arhiva Românească", die JULIA FRĂMUZACHE unter dem Titel: Bibliografia Revistelor Redactate de M. Kogălniceanu in „Arhiva Românească" Tomul IV. 1940, S. 324—342. Bucureşti, Cartea Rom, veröffentlicht hat.

[13]) Vgl. DRAGNEA, S. 50.

Entwicklung der rumänischen Literatur kommt einem zweiten Mitarbeiter Kogălniceanus zu, es ist dies der hochgebildete VASILE ALEXANDRI (1821—1890). Dieser sammelte als erster unter der Landbevölkerung der Moldau Volkslieder und häufig ließ er sich bei der Gestaltung seiner lyrischen Gedichte durch Motive und Formen der Volkspoesie beeinflussen. Alexandris sehr vielseitiges poetisches Schaffen, das dem heutigen Geschlecht allerdings wenig zu sagen hat, übte Jahrzehnte hindurch auf den Dichternachwuchs des Landes großen Einfluß aus. Nicht unerwähnt bleibe, daß Kogălniceanu gemeinsam mit C. Negruzzi und V. Alexandri ein Jahr lang (1840/41) das Jassyer Nationaltheater leitete um dann die Fortführung dieser Kulturmission seinen beiden Freunden zu überlassen.

III.

Zu dem Rücktritt von der Leitung der Jassyer Bühne sah sich Kogălniceanu mit in erster Reihe durch den Umstand veranlaßt, daß er mittlerweile immer mehr von den hochgehenden Wogen des politischen Lebens erfaßt worden war. Seit seiner Rückkehr in die Heimat hatte er als überzeugter Anhänger der fortschrittfreundlichen Partei an allen politischen Fragen sehr lebhaften Anteil genommen. Durch RANKES Vorlesungen war ihm der Blick für die engen Zusammenhänge, die zwischen der Geschichte und der jeweiligen Gegenwartspolitik bestehn, in seltenem Maße geschärft worden. Daher wird das gesamte Lebenswerk Kogălniceanus am zutreffendsten von dem Standpunkte aus beurteilt, daß „seine politische Tätigkeit nichts weiter war als eine unmittelbare Fortsetzung und Krönung seiner geschichtswissenschaftlichen Arbeit“[14]).

Gemeinsam mit ALEXANDER CUZA und VASILE ALEXANDRI entfaltete Kogălniceanu eine weitverzweigte politische Wirksamkeit und als die Zeit hiefür gekommen war, bereiteten sie mit vereinten Kräften die revolutionäre Bewegung vor, die im März 1848 in der Moldau zum Ausbruch kam. Der Aufstand wurde rasch niedergeworfen, seine Anführer waren gezwungen nach Czernowitz zu fliehen. Hier verfaßte Kogălniceanu das Programm der nationalen Bewegung, das unter dem Titel: „Wünsche der Nationalpartei der Moldau“ veröffentlicht wurde[15]) und das großes Aufsehen erregte. Mit rechter Befriedigung dürfte der Geflüchtete aus einem Brief seines Bruders ALECU KOGĂLNICEANU ersehen haben, daß „der Fürst wie ein Löwe ist, seitdem er Deine Broschüre gelesen hat“[16]). In ihr wird nachdrücklich von „sieben Millionen Rumänen gesprochen, die eine Vergangenheit von 18 Jahrhunderten haben“. Für sie werden folgende Hauptforderungen erhoben: Gleichheit vor dem Gesetz, Aufhebung der Leibeigenschaft, Vereinigung der Fürstentümer und Beteiligung der Bauern mit Grund.

Nach dem Sturze des Fürsten M. STURDZA kehrte Kogălniceanu in die Heimat zurück, um hier alle Mittel in Bewegung zu setzen, damit sein Vaterland endgültig den politischen und kulturellen Anschluß an den Westen finde. 1855 gründete er

---

[14]) Entnommen dem aufschlußreichen Vortrag: Leopold von Ranke und Mihail Kogălniceanu, den DR. J. LUPAS, Prof. an der Universität Hermannstadt, Minister a. D., am 3. April 1941 in Berlin hielt (s. „Jahrbücher für die Geschichte Osteuropas“).

[15]) Dorinţele partidului naţional din Moldova, August 1840, Czernowitz, Druckerei Johann Ekhardt. Nochmals veröffentlicht im Amtsblatt „Monitorul Oficial“ vom 12. Februar 1883 in Bukarest.

[16]) J. C. FILITTI, Domniile Române sub Regulamental Organic, S. 661.

die Zeitung „Steaua Dunării" (Donaustern), die ursprünglich unter dem Titel „Unirea" erscheinen sollte, die aber durch die Zensur verboten wurde. Unter seiner Leitung wurde sie bald das Sprachrohr für alle fortschrittsfreundlichen nationalen Kräfte. Kogălniceanu war die Seele der Partei der Unionisten, die leidenschaftlich für die Vereinigung der Moldau und der Walachei unter einem fremden Fürsten als Staatsoberhaupt eintrat. Die große Entwicklung Europas war diesen Bestrebungen günstig. Der für Rußland unglückliche Ausgang des Krimkrieges (1856) brachte das Ende des russischen Protektorats in den Donaufürstentümern, die unter den Schutz der sieben führenden Mächte des damaligen Europas gelangten. Nun traten sowohl in der Moldau, wie auch in der Walachei gesetzgebende Körperschaften zusammen, um eine neue Verfassung auszuarbeiten. Unter den Abgeordneten befand sich auch Kogălniceanu, der folgende Hauptpunkte eines gemeinsamen Programms ausarbeitete, das angenommen wurde: Vereinigung beider Gebiete zu einem gemeinsamen Staat unter dem Namen Rumänien, Autonomie und Neutralität des Staates, erblicher Fürst als Staatsoberhaupt aus einer europäischen Dynastie, konstitutionelle Regierung.

Dieses Programm wurde schrittweise verwirklicht, am 24. Januar 1859 bestieg der Oberst A. Cuza, der von beiden Häusern gewählt worden war, als ALEXANDRU JOAN I. den Thron Rumäniens, die Vereinigung, für die die Besten der Nation Jahrzehnte hindurch alle ihre Kräfte eingesetzt hatten, war Wirklichkeit geworden. Das neue Staatsoberhaupt sah sich vor eine furchtbar schwere Aufgabe gestellt, es galt, einen mittelalterlichen Staat, in dem privilegierte Klassen führten, zu einem modernen Staat umzugestalten. Als der begabteste und konsequenteste Mitarbeiter Cuzas erwies sich immer wieder Kogălniceanu, der als Ministerpräsident dem Vaterland unschätzbare Dienste leistete. Mit seinem Namen sind für immer grundlegende Reformen verbunden, zunächst die Einziehung der Klostergüter, die ein Fünftel des gesamten Bodens des Landes ausmachten. Sie gingen alle, ungefähr 600 an der Zahl, in den Besitz des Staates über. Diese Maßnahme war um so notwendiger, da ihre Einkünfte jahraus, jahrein ins Ausland gewandert waren, denn diese Güter hatten, dank der freigebigen Frömmigkeit der rumänischen Fürsten vergangener Zeiten, zum überwiegenden Teil den berühmten Klöstern des Berges Athos, ferner des Sinai sowie denen Jerusalems gehört.

Eine noch viel weitergehende Umgestaltung des gesamten öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens bedeuten die zwei folgenden Gesetze, mit denen Kogălniceanu nun vor das Parlament trat, das eine sprach die Aufhebung der Leibeigenschaft aus, das andere die Beteiligung der Bauern mit Grund. Er war tief von der Erkenntnis durchdrungen, daß ihre Verwirklichung die unerläßliche Vorbedingung dafür war, daß aus dem rumänischen Volk eine politische Nation werde. Unermüdlich war er bestrebt, seiner Umgebung klarzumachen, daß die Zukunft des jungen Staates nur dann gesichert sei, wenn er in politischer und sozialer Hinsicht auf völlig neuer Grundlage aufgebaut werde. Ihre Schaffung war um so nötiger, da Cuzas Regierung sich einer unhaltbaren Lage gegenübergestellt sah. In der Moldau besaßen weniger als 4000 Menschen und die Kirche sämtliche Güter, dagegen waren über drei Millionen an die Scholle gebundene Habenichtse; etwas günstiger, aber ebenfalls unerträglich, waren die Verhältnisse in der Walachei. Immer wieder wies Kogălniceanu darauf hin, daß nicht nur die Idee der sozialen Gerechtigkeit, sondern auch lebenswichtige Staatsinteressen die Aufteilung des Grundes an die Bauern gebieterisch verlangten. Eindrucksvoll verlangte er im Parlament: „Denken Sie daran, daß morgen schon die Stunde der Gefahr schlagen kann, daß Sie, meine Herren, weder imstande sein

werden das Vaterland, noch Ihr Hab und Gut, noch Ihre Rechte zu verteidigen[17])." „Die Bauernschaft wird gar kein Interesse haben, einen Boden zu verteidigen, der nicht ihr gehört, und eine Ordnung zu schützen, an deren Erhaltung sie auch heute nicht interessiert ist[18])." Deshalb bereitete er planmäßig die Einführung der allgemeinen Militärdienstpflicht vor, wobei ihn die richtige Erkenntnis leitete, daß Rumänien nur dann seinen Platz in dem europäischen Konzert einnehmen könne, wenn es als ernstzunehmende Macht in Erscheinung trete[19]).

Als Ministerpräsident Kogălniceanu im April 1864 den Entwurf des Grundaufteilungsgesetzes dem Parlament unterbreitete, löste dieser mutige Schritt bei dem weitaus überwiegenden Teil der Mitglieder, die sich nahezu ausschließlich aus Großgrundbesitzern zusammensetzten, einen Sturm der Entrüstung aus. Es begannen nun Parlamentskämpfe heftigster Art, die tagaus, tagein in der Presse und in Flugschriften ihre Fortsetzung fanden. Der schrankenlose Egoismus einer kurzsichtigen Oligarchie zeigte sich in seiner ganzen Kraßheit und ließ es sich nicht nehmen, der Regierung in offener Sitzung nahezu einstimmig ein Mißtrauensvotum auszusprechen. Voller Unverfrorenheit wurde übereinstimmend vorgeschlagen, jeder Bauer solle außer seinem Hausgarten soviel an Grund erhalten, als zur Erhaltung einer (!) Kuh nötig sei. Falls er sich entschließe, mehrere Kühe zu halten, stehe es ihm frei mit seinem Bojaren (Grundherrn) über eine weitere Bodenabtretung sich zu einigen. Dieser Auffassung gegenüber verharrte die Regierung auf dem Standpunkt, daß jeder Bauer den Grund zu bekommen habe, den er in den letzten Jahren mit seiner Familie bebaut hatte. Vergebens setzte Kogălniceanu seine außerordentliche Rednergabe ein, die ihm einen bleibenden Ehrenplatz unter den vollendetsten Rhetoren seiner Nation sichert. Fruchtlos verhallte jeder Appell an das Verantwortungsgefühl der Volksvertreter, Worte wie die folgenden, fanden keinen Widerhall: „Das Haus will nicht diese Frage unter dem nationalen Gesichtspunkt behandeln und sie als eine nationale Angelegenheit erörtern. Die Regierung dagegen will ein Gesetz machen für das Land und nicht für die Besitzer. Sie, meine Herren, betrachten die Frage als eine Frage des Besitzes, wie Prinz Demeter Ghica es gesagt hat. Wir (die Mitglieder der Regierung) dagegen, werden sie heute, morgen und solange wir auf diesen Bänken sitzen, stets behandeln als eine der größten Fragen, von der das ganze Vermögen, die Unabhängigkeit und Macht der fünf Millionen Rumänen abhängt, die in diesem Lande wohnen, die Sie als Parias ansehen und von denen Sie sagen, wenn Sie im Hof des Parlaments sie (demonstrierend) erblicken, daß die Polizei sie herbeigebracht habe[20])."

Angesichts der verständnislosen Halsstarrigkeit der Volksvertreter sah sich Fürst Cuza gezwungen, zu einem Staatsstreich seine Zuflucht zu nehmen, der auf Anraten Kogălniceanus am 2. Mai erfolgte. Er hatte die Auflösung des Parlaments

---

[17]) Procesele verbale ale Adunărei elective din Moldova, Nr. XXI.

[18]) Procesele verbale ale Adunărei elective din Moldova, Nr. XXVIII.

[19]) Auf die wichtigen Zusammenhänge, die zwischen Grundbeteiligung und Wehrpolitik bestanden, weist der Aufsatz des Unterrichtsministers General R. Rosetti hin, der unter dem Titel: Mihail Kogălniceanu şi Recrutarea Armatei erschien (Arhiva Românească, Bd. III, 1939, S. 47).

[20]) Sitzung vom 13. April, Monitorul Oficial, Nr. 217, 1864. Vgl. ferner die ausführliche Schilderung dieser und der folgenden Ereignisse in A. D. Xenopol, Istoria Românilor din Dacia Traiana, Bd. XIII, S. 240 ff. im I. Teil und S. 9 ff. im II. Teil. Verlag Cartea Rom. Bucureşti.

und die Änderung der Verfassung zur Folge. Die neue Verfassung, die unter dem Titel „Statut" veröffentlicht wurde, erweiterte die Befugnisse des Staatsoberhaupts weitgehend auf Kosten der Rechte des Parlaments. Sie trat, nachdem ein Volksplebiszit zu ihren Gunsten ausgefallen war, sofort in Kraft und erhielt auch die Genehmigung der sieben Schutzmächte, die sich als Garanten der Ordnung des jungen Staates betrachteten. Nun sah sich die Regierung in die Lage versetzt, ihre dem Volk in feierlicher Weise gegebenen Versprechungen einzulösen. Am 15. August 1864 erschien im Amtsblatt das „Gesetz über die Grundbeteiligung der zum Frondienst verpflichteten Bauern", das ohne Verzug durchgeführt wurde. Die Landleute wurden vom Frondienst befreit und in den Besitz des Grundes eingesetzt, den sie bis dahin bearbeitet hatten. Der Staat bezahlte den bisherigen Eigentümern die ihnen zukommende Entschädigung, verpflichtete aber das Gesetz jeden Bauern zur Rückzahlung der Summe, die ihm vorgestreckt wurde, im Laufe der nächsten dreißig Jahre. Damals erhielten rund 400.000 Familien die Freiheit, während ihre wirtschaftliche Existenz auf eine neue Grundlage gestellt wurde, die sich bewährte[21]). Nun erst war jener Weg endgültig betreten, zu dessen Beschreiten Kogălniceanu immer wieder seine Volksgenossen aufgerufen hatte: „Wir wollen stark genug werden, damit wir die Mission erfüllen, die Europa uns gegeben hat, nämlich, unsere Unabhängigkeit verteidigen."

Andere bedeutsame Reformen schlossen sich an. Unter diesen seien hervorgehoben die Schaffung eines neuen Strafrechts und Zivilrechts, die in enger Anlehnung an den „Code Napoleon" erfolgte und die in endgültiger Weise die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz verwirklichte. Die kulturelle Angleichung des neuen Staates an den Westen Europas wurde vor allen Dingen durch den Umstand erschwert, daß der wohlhabende, gebildete Mittelstand ihm völlig abging. Ihn zu schaffen, hierin erblickte Kogălniceanu eine seiner Hauptaufgaben als Gesetzgeber, zu diesem Zweck wurde eine Neuorganisierung des gesamten Schulwesens durchgeführt, die in erster Reihe die Gründung zahlreicher Fachschulen vorsah. Ferner wurden die Universitäten in Bukarest und Jassy eröffnet und an Stelle des cirillischen Alphabets wurde das lateinische eingeführt. Durch diese grundlegende Umgestaltung der Verhältnisse auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet, deren Durchführung der Nachwelt als eine Selbstverständlichkeit erscheint, hatte sich Fürst Alexander Cuza zahlreiche Feinde erworben, die schließlich am 11. Februar 1866 seine Abdankung erzwangen. (Er starb 1873 in Heidelberg.)

Sein Nachfolger wurde der jugendliche Prinz KARL VON HOHENZOLLERN-SIGMARINGEN, der die Ausgestaltung Rumäniens zu einem modernen Staat in sehr erfolgreicher Weise fortsetzte. Ihm verdankt Rumänien, das bei seiner Thronbesteigung ein suzeräner Staat der Türkei war, die Erringung seiner Unabhängigkeit und die Erhebung zum Königreich. Dem neuen Herrscher stellte Kogălniceanu seine Mitarbeit zur Verfügung und leistete ihm und dem Vaterland in gewohnter Hingabe wertvolle Dienste. Zwar fiel ihm in den ersten Jahren der Regierung KARLS I. keine führende Rolle im Staatsleben zu. Aber als im Frühling des Jahres 1877 der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges drohte, der Rumänien bald in Mitleidenschaft zog, wurde ihm die Leitung des Außenministeriums anvertraut. Am

---

[21]) Über die Einzelheiten des Grundenteignungsgesetzes unterrichtet ausführlich die Dissertation von LUCRETIA RĂDULESCU-PRAVAT, Activitatea lui M. Kogălniceanu până la 1866, S. 147—202, wo auch die Kritiken der Gegner entsprechend berücksichtigt sind. Erschienen 1913.

4. April 1877 unterschrieb er als Vertreter seines Staates den endgültigen Vertrag, der nach den durch Ministerpräsident J. C. Bratianu geführten Verhandlungen zwischen Rußland und Rumänien zustandegekommen war und der den russischen Truppen den freien Durchzug nach Bulgarien garantierte. Fürst Karl I. wünschte an der Seite der Russen den Kampf mit seinen Truppen aufzunehmen, um seinem Staat die endgültige Befreiung von dem türkischen Joch zu erringen. Aber sein Anerbieten wurde von dem Zaren ALEXANDER II., dessen Generalissimus Großfürst Nikolai Nikolaiewitsch stolze Siegeszuversicht zur Schau trug, zurückgewiesen. Nach unwesentlichen Erfolgen erlitten die Russen vor der Bergfestung Plevna eine verhängnisvolle Niederlage, so daß der Großfürst gezwungen war telegraphisch die Hilfe Karls anzurufen. Schon vorher hatte das Bukarester Parlament die Unabhängigkeit Rumäniens feierlich ausgesprochen (10. Mai 1877). Unter der Führung ihres Fürsten griff die rumänische Armee rasch in den Kampf ein und nach einer Belagerung von drei Monaten übergab Osman Pascha die Festung Plevna Karl I. Im Frieden von San Stefano, durch den der geschlagenen Türkei sehr harte Bedingungen auferlegt wurden, erkannte Rußland zwar die Unabhängigkeit Rumäniens an, aber es nahm sich jene drei Regierungsbezirke Bessarabiens, die es nach dem verlorenen Krimkriege an Rumänien hatte abtreten müssen, zurück. Für sie bot der Zar der Bukarester Regierung die Dobrudscha an, zu deren Abtretung die Türkei gezwungen worden war. Dies Anerbieten löste in der rumänischen Öffentlichkeit höchste Unzufriedenheit aus, denn die Dobrudscha war damals ein Gebiet von Steppen und Sümpfen, aber unter dem Druck des übermächtigen Nachbarn sah man sich genötigt, auf den Tausch einzugehen.

Noch einmal bot sich für kurze Zeit die Aussicht, den so ungünstigen Besitzwechsel rückgängig zu machen. Bekanntlich waren auch die Großmächte mit dem Frieden von San Stefano unzufrieden, weil Rußland von dem Streben geleitet, die Türkei gänzlich zu vernichten, ein unter seinem Schutze stehendes großes Bulgarien ins Leben gerufen hatte, dessen Grenzen von der Adria bis zum Ägäischen Meer reichen sollten. Indem Frankreich und England mit Krieg drohten, verlangten sie die Revision der Friedensbedingungen so energisch, daß Rußland nachgab. Es kam daher zum Zusammentritt des Berliner Kongresses, der am 14. Juni 1878 eröffnet wurde. Rumänien wurde vor diesem europäischen Areopag durch seinen Ministerpräsidenten Joan Brătianu und durch den Außenminister M. Kogălniceanu vertreten. Einige Tage später überreichten sie dem Fürsten Bismarck, dem Präsidenten des Kongresses, eine Denkschrift, die zu dem Zweck abgefaßt worden war „afin d'y exposer et defendre les droits de leur pays“[22]). Die beiden Delegierten sahen sich einer für ihr Land höchst ungünstigen Lage gegenübergestellt. Ihre Hoffnung, Rumäniens Ansprüche mit Hilfe der englischen Vertreter in die Tat umsetzen zu können, erwies sich als große Täuschung. Der englische Premier Disraeli-Beaconsfield, der schlaue Jude, hatte schon vor Beginn des Kongresses mit der russischen Regierung über die Abänderungen des Friedens von San Stefano ein geheimes Abkommen getroffen, das den Russen die Besitzergreifung des oben genannten Teiles von Bessarabien sicherte. Wieder einmal opferte Albion ohne Bedenken die Interessen eines seiner Vasallen um seinen eigenen Vorteil wahrzunehmen. England hatte nämlich das Interesse am rumänischen Getreide, das es Jahrzehnte hindurch gehegt hatte, verloren, da es mittlerweile in die Lage gekommen war, sich mit

---

[22]) TITU MAIORESCU, Istoria Contimporană a României (1866—1900). Bucureşti, Librăria Socec, 1925, S. 165.

amerikanischem Getreide zu versorgen. Ferner erwiesen sich die Amerikaner als viel kaufkräftigere Abnehmer der englischen Industrieartikel als die Rumänen. Daher wurde es für die Londoner Regierung gleichgültig, in wessen Hände die Donaumündungen gelangten, dagegen wandte sie ihr ganzes Interesse der Frage zu, wem der Besitz der Dardanellen zufiel. Betreffend Rumänien faßte der Kongreß folgende Beschlüsse: Die Unabhängigkeit Rumäniens wird von seiten der Großmächte anerkannt. Die Dobrudscha wird bis zur Linie Silistria-Mangalia Rumänien zugesprochen. Ferner erhält es die im Donaudelta gelegenen Inseln und die der Mündung vorgelagerte Schlangeninsel. Die drei im Süden Bessarabiens befindlichen Regierungsbezirke blieben im Besitz der Russen[23]).

Für die Erlangung seiner vollen politischen Freiheit wurde Rumänien genötigt einen sehr teuren Preis zu bezahlen. Auf Betreiben Disraelis wurde es durch einen Beschluß des Kongresses gezwungen den Artikel 7 seiner Verfassung zu ändern. Dieser Paragraph, der dem Weltjudentum ein Dorn im Auge war, sprach aus, daß die politischen Rechte der Juden beschränkt seien. Durch seine Modifizierung wurde erreicht, daß die Juden in den Besitz aller politischen Rechte eingesetzt wurden. Nun erfolgte eine wahre Überschwemmung des wirtschaftlichen Lebens durch die Juden, die rasch alle lebenswichtigen Zweige desselben in ihre Hände bekamen.

Durch die Anerkennung der Unabhängigkeit Rumäniens von seiten des Berliner Kongresses erhöhte sich das Ansehen des Landes in wesentlicher Weise und es regte sich in seinen weitesten Kreisen der Wunsch, diesem Erfolg durch eine Rangerhöhung des Staatsoberhauptes vor der Weltöffentlichkeit Ausdruck zu verleihen. Diesem Wunsche der Allgemeinheit Rechnung tragend, rief das Bukarester Parlament in feierlicher Weise am 14. März 1881 einstimmig den Fürsten Karl I. zum „König Rumäniens" aus. Die Staaten Europas erkannten diese Rangerhöhung als gültig an und am 10. Mai 1881 wurde der Herrscher mit einer eisernen Krone gekrönt, die aus einem bei Plevna erbeuteten Geschütz angefertigt worden war, während der Königin Elisabeth (einer geborenen Prinzessin zu Wied), die sich während des Krieges als eine vorbildliche Landesmutter bewährt hatte, eine goldene Krone aufs Haupt gesetzt wurde.

Eine an Arbeit und Kämpfen, aber auch an Erfolgen selten reiche Lebensarbeit war vollendet, als der 74jährige Kogălniceanu seine Augen vor fünfzig Jahren für immer schloß. Mit vollster Berechtigung durfte er sich jene Worte zu eigen machen, die sein Genosse aus der Jugendzeit, der Dichter und Diplomat VASILE ALEXANDRI in einem seiner letzten Briefe an ihn gerichtet hatte (am 9. August 1889): „Vieles haben wir gesehen und ausgeführt und wir blicken mit Stolz auf die Ergebnisse, die im Laufe eines halben Jahrhunderts erreicht wurden, zurück. Unser Land ist umgestaltet, aus der Erstarrung befreit und zu neuem Leben gebracht und in einem Aufbruch begriffen, in dem es weder durch die fremde Politik, noch durch die Politik Bukarester Spießbürger aufgehalten werden kann. Der Sieg ist errungen"[24]). Selten wird das Lebenswerk eines hervorragenden Menschen in so hohem Maße durch eine Übereinstimmung von Wollen und Vollbringen gekennzeichnet, wie sie die Lebensarbeit Kogălniceanus adelt. Das Geheimnis seiner großen Erfolge, die er als Staatsmann errang, ist vor allen Dingen in dem Umstand zu

---

[23]) TITU MAIORESCU, Istoria Contimporană a României, S. 166 ff.

[24]) Scrisori inedite dela Vasile Alexandri 1872—1890 (Unveröffentlichte Briefe von V. A.), Arhiva Rom., Bd. IV, 1, veröffentlicht von EMIL VIRTOSU, S. 71 ff.

suchen, daß er ständig bemüht war, die von ihm vertretenen Reformen nach Möglichkeit in einem Traditionalismus schöpferischer Art zu verankern, indem er es verstand, das notwendig Neue in organischen Zusammenhang mit dem bewährten, entwicklungsfähigen Alten zu bringen. Von diesem Leitgedanken durchdrungen, war er ohne Unterlaß darauf bedacht, die dynamischen Kräfte des großen Zeitgeschehens, zu denen er sich stets bekannte, mit den statischen Kräften, die dem Volksganzen innewohnen, in möglichste Harmonie zu bringen. Über seinen Bestrebungen waltete immer wieder ein günstiger Stern, ihm war es vergönnt, an der Schwelle des Greisenalters stehend, vor der Öffentlichkeit darauf hinzuweisen, daß von den 36 Punkten, die das von ihm im Jahre 1848 abgefaßte Programm der Moldauer Revolutionäre umfaßte, nicht weniger als 31 im Laufe der Zeit durchgeführt worden waren und daß er in der Lage gewesen war, an ihrer Verwirklichung mitzuarbeiten[25]). Die Gedenkrede, die der berühmte Historiker ALEXANDER XENOPOL in der Bukarester Akademie der Wissenschaften auf den Entschlafenen hielt, schloß mit den Worten: „Er war eine Säule des Landes, die wunderbarste und charakteristischste Verkörperung des rumänischen Geistes." „Er ist gestorben, denn er mußte der Natur den unerbittlichen Tribut entrichten. Aber er ließ hinter sich einen großen Streifen Lichts, und zukünftige Generationen werden überall auf seinen Namen stoßen, der verknüpft ist mit allem Großen und Bedeutenden, was in der Epoche unserer nationalen Wiedergeburt geschaffen wurde."

Kronstadt. OSKAR WITTSTOCK.

Erzherzog Franz Ferdinand und die Madjaren

Mit unveröffentlichten Aktenstücken.

Erzherzog FRANZ FERDINAND hatte bekanntlich die Absicht, für den Fall seiner Thronbesteigung eine grundlegende Reform der Donaumonarchie durchzuführen, und dadurch die Macht des Hauses Habsburg zu erneuern. Die Schwierigkeit für die Verwirklichung dieses Planes war die dualistische Verfassung des Jahres 1867. Denn in ihr lag die Ursache der zunehmenden Zerrüttung der Monarchie, der man im Laufe der Jahre den Spottnamen „Monarchie auf Kündigung" gegeben hatte. Das dualistische System hatte an Stelle des einen souveränen Monarchen zwei souveräne Nationen gesetzt, nämlich die Madjaren in Transleithanien, die Deutschen in Zisleithanien. Während aber in Zisleithanien durch den Aufstieg der übrigen Völker die Herrschaft der Deutschen mehr und mehr ausgehöhlt und die Verfassung durch parlamentarische Obstruktion der verschiedenen Volksgruppen praktisch lahmgelegt wurde, verstanden es die Madjaren, durch ein bestimmtes Wahlsystem im ungarischen Reichstag einen einheitlichen ungarischen Nationalstaat vorzutäuschen. Durch dieses vergleichsweise reibungslose Funktionieren des Parlaments, das durch die fast völlige Ausschaltung der Nationalitäten erreicht wurde, und durch eine systematische Beeinflussungspolitik gegenüber dem nachgiebigen Kaiser sicherten die madjarischen Politiker und Staatsmänner sich das überwiegende Mitbestimmungsrecht in der Politik der Monarchie, und verstanden es in steigendem Maße, das Schwergewicht von Wien nach Budapest zu verlegen.

Das Ziel der ungarischen Nationalitätenpolitik war der einheitliche und souveräne Nationalstaat mit eigenem Heer, eigener äußerer Vertretung und eigenem Zoll- und Wirtschaftsgebiet, den die Kossuthpartei als Republik anstrebte, während die

[25]) Monitorul Oficial vom 12. Februar 1883.

gemäßigte Richtung die Aufrechterhaltung des Ausgleiches bei Erweiterung der Rechte des ungarischen Staates zu erreichen suchte. Gegen diese Politik des madjarischen Adels nahm der Thronfolger Stellung, da er die wachsende innere Zerrüttung und die zunehmende außenpolitische Schwächung des Habsburgerreiches durch die madjarische Politik klar erkannte. In wiederholten Eingaben und Schreiben wandte er sich an den Kaiser, um diesen Widerstand gegen die die Einheit des Reiches gefährdende madjarische Politik zu bewegen.

In diesem Sinne richtete er auch im Jahre 1909 folgendes Schreiben an den Kaiser, in dem er gegen die revolutionäre Haltung der ungarischen Presse Stellung nahm[1]).

I.

Franz Ferdinand an den Kaiser über die ungarische Presse.

Euer Majestät!
Allergnädigster Herr!

Ich fühle mich verpflichtet die Aufmerksamkeit Euer Majestät auf das unqualificirbare Verhalten der ungarischen Presse in den letzten 3 Monaten zu lenken.

Die gegen die geheiligte Person Euer Majestät, gegen meine Wenigkeit, gegen die Dynastie, die Monarchie und die Armee gerichteten Angriffe, die Beschimpfungen und Invectiven, die hochverrätherischen Aufforderungen haben in den, größtentheils von der Regierung unterstützten, ja direkt inspirirten Zeitungen, in erschreckender Weise zugenommen.

Es wird mit Vorbedacht, und mit direktem System, die gesammte öffentliche Meinung und vor Allem das Volk vergiftet und gegen Alles aufgehetzt, das ihm heilig sein sollte.

Es ist dieß ein hochverrätherisches, einfach revolutionäres, Unternehmen, das die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen muß.

Ich könnte Hunderte und Hunderte von Beispielen und Artikeln vorlegen, möchte aber nur einen Leitartikel des „Nap" unterbreiten, der wohl das Stärkste und Unverschämteste ist, das ich je gelesen. Die stete Behauptung, daß der „Nap" nur ein kleines wenig gelesenes Blatt ist, gilt einfach nicht mehr, da er überall in Ungarn aufliegt und weitverbreitet ist.

Übrigens schreiben in ganz ähnlichem Sinne sämmtliche ungarische Zeitungen wie Magyarország, Budapesti hirlap, Pesti hirlap, Budapest etc. etc.

Besonders die vom monarchistischen Standpunkte tief beklagenswerthen und das monarchische Princip und Prestige, schwer schädigenden Ereigniße in der Türkei, Persien und Spanien, wo sogar zwei Monarchen einfach vom Throne gestoßen wurden, begrüßten die ungarischen Zeitungen mit unverhohlenem Jubel und benützten diese Ereigniße sofort, um in unverhüllter Weise Vergleiche mit unseren Verhältnißen zu ziehen und zu direkter Nachahmung aufzufordern!

Diese direkt dem Strafgesetze unterliegenden hochverrätherischen und revolutionären Handlungen werden aber von den ungarischen Behörden nicht im Geringsten geahndet.

Wenn man nun im Interesse der guten Sache einen Minister auf dieses unmögliche Treiben aufmerksam macht, so erhält man lächelnd die stereotype Antwort, daß in Ungarn die Preßfreiheit herrscht und sich garnichts machen läßt. —

---

[1]) Geheimakten der Kabinettskanzlei, 1909—1913. H.-H.-Sta., Wien. — Dort auch die weiteren hier veröffentlichten Urkunden.

Das ist nun ganz und gar unwahr; die Preßfreiheit existirt nur für Beschimpfungen, Injurien und Hetzen gegen die Dynastie, Monarchie, Armee u. s. w.; wenn aber irgend eine Zeitung oder ein patriotischer Redacteur der deutschen, slowakischen, rumänischen oder kroatischen Nationalität in Ungarn es wagt, in angestammter Treue auf dieses schamlose Treiben aufmerksam zu machen oder es wagt nicht mit allen, von der herrschenden Clique eingeführten Institutionen sich einverstanden zu erklären, da wird confiscirt, Postdebit entzogen, die Leute werden eingesperrt, müssen riesige Summen Strafe zahlen und werden Landes verwiesen!

Das ist die ungarische Preßfreiheit.

Wenn Euer Majestät die Frage an mich stellen würden, wie ich mir, in unmaßgeblichster Weise, eine Sanirung dieser traurigen und gefährlichen Verhältnisse denke, so würde ich unterthänigst glauben, daß ein Allerhöchstes Handschreiben an den ungarischen Minister Präsidenten, in welchem der Befehl Euer Majestät diesem Treiben Einhalt zu thun u. alle Leute gleich zu behandeln zum Ausdruck käme, (u. das veröffentlicht würde,) das Wirksamste wäre.

Dieß würde gewiß großes Aufsehen erregen und würde sicherlich dem zu erstrebenden Zwecke sehr dienlich sein und die Heilung dieser Zustände anbahnen.

Indem ich mich Euer Majestät zu Füßen lege, verharre ich in tiefster Ehrfurcht als

Euer Majestät

Schloß Blühnbach
24. August
1909.

unterthänigster Neffe
Franz

II.

Franz Ferdinand an den Kaiser über die Reform des ungarischen Wahlrechts.

Als die Madjaren 1911 eine Wahlreform in Angriff nahmen, die ihre Vorherrschaft gesichert hätte, nahm der Erzherzog in einem Schreiben dazu Stellung, das folgenden Wortlaut hat:

Eure Majestät!

Wie aus den Zeitungen zu entnehmen ist, plant die k. u. Regierung, noch im Laufe dieses Jahres dem Parlamente den Entwurf eines neuen Wahlgesetzes zur Beratung zu übergeben.

Die Rückwirkung dieser Aktion auf alle Bevölkerungskreise Ungarns, und hiemit indirekt auch auf die Wehrmacht, dürfte von so weittragenden Folgen begleitet sein, dass ich mich verpflichtet fühle, aus dem mir von

Eurer Majestät

allergnädigst zugewiesenen militärischen Wirkungskreise herauszutreten und allerunterthänigst zu bitten, meine Anschauung über die vorliegende Absicht der k. u. Regierung

Eurer Majestät

unterbreiten zu dürfen.

Zunächst vermöchte ich dem von der k. u. Regierung in Aussicht genommenen Zeitpunkte der Einbringung der Wahlreformvorlage nicht beizupflichten.

Die Beratung eines neuen Wahlgesetzes — gleichgültig welchen Forderungen mehr entgegenkommen wird — dürfte in Ungarn eine tiefgehende Bewegung her-

vorrufen, welche angesichts der ungeklärten auswärtigen Lage, deren definitive Bereinigung noch nicht abzusehen ist, die Position der Monarchie nach Aussen ganz wesentlich schwächen würde.

Ich bitte deshalb

Eure Majestät

tiefehrfurchtsvollst, meiner unterthänigsten Anschauung dahin Ausdruck geben zu dürfen, dass der Einbringung eines neuen ungarischen Wahlgesetzes erst dann nähergetreten werden sollte, bis nach gänzlicher Bereinigung der auswärtigen Krise wenigstens nach aussen hin wieder vollständige Ruhe eingetreten ist.

Aber auch dann, wenn die gegenwärtige Balkankrise ihrem aktuellen Charakter nach überwunden sein wird, ist meiner untertänigsten Anschauung nach die von der k. u. Regierung zur Allerhöchsten Vorsanktion vorbereitete Wahlreformvorlage für eine solche nicht geeignet, denn ich halte sie angesichts der heutigen Verhältnisse in Ungarn für sehr bedenklich und für geeignet, die Interessen der Dynastie und der Gesamtmonarchie schwer zu schädigen.

Wohl dürften dem allseits ausgesprochenen Wunsche gemäss die Wähler eine namhafte Vermehrung erfahren, allein die Basis, auf welcher diese Erhöhung der Wählerzahl erfolgen soll, dünkt mir keineswegs einwandfrei.

Der geplante Bildungszensus wird nur jene städtische Halbintelligenz stärken, welche von jeher eine Domäne des magyarischen Chauvinismus gebildet hat. Der vorgeschlagene Besitz- und Steuerzensus dürfte nur dem wohlhabenden Großbauernstande zu gute kommen, der — zum großen Teil magyarischer Nationalität — bisher prinzipiell nur Vertreter der 1848er Richtung in das Parlament entsendete.

Der neugeschaffene Dienstzensus endlich protegirt den gewerblichen Arbeiter in der weitestgehenden Weise vor dem landwirtschaftlichen Gehilfen. Da aber der gewerbliche Arbeiter vorwiegend in den von der magyarischen Intelligenz beherrschten Städten wohnt, so erhält auch die durch den Dienstzensus offiziell in die ungarische Politik eingeführte Sozialdemokratie ein reinmagyarisches Incarnat.

Dieser deutlich zu Tage tretenden Bevorzugung der Magyaren und Sozialdemokraten entgegen, erscheint für die Kleinbauern und die landwirtschaftlichen Arbeiter, d. s. jene Bevölkerungskategorien, welche vorwiegend die Nationalitäten repräsentieren, das Wahlrecht geradezu geknebelt.

Es würde demnach die neue Wahlreformvorlage nur den Magyaren und den Sozialdemokraten zu gute kommen, indes die ungarländischen Nationalitäten, welche stets und unter schwierigsten Verhältnissen die aufopferndste und hingebungsvollste Treue zu Kaiser und Reich bewiesen haben, eher einer erhöhten Bedrückung durch das gestärkte Magyarentum unterworfen würden.

Ich befürchte, annehmen zu müssen, dass die Nationalitäten für eine solche Wahlreform nicht allein die k. u. Regierung, sondern in allererster Linie die Krone verantwortlich machen würden, ein Moment, welches die allerbedenklichsten Konsequenzen zeitigen müßte.

Denn die serbische Irredenta, deren Bestehen in der Monarchie leider nicht mehr zu leugnen ist, würde erneute Nahrung erhalten; die rumänische Irredenta, welche sich bisher nur in vagen Umrissen zeigte und derzeit noch mehr als Warnung denn als Tatsache figuriert, erhielte eine von den Hetzern erwünschte Grundlage; Ruthenen und Slovaken dürften aber das Ventil ihres Unmutes wahrscheinlich in dem Anschlusse an die schismatische Propaganda finden, welche mit der russophilen Idee wohl als identisch betrachtet werden kann.

Mit solchen leider zu begründeten Aussichten erschiene mir die Aufrechthaltung der Präponderanz jener Nationalität zu teuer erkauft, deren Politiker trotz der unerschöpflichen Allerhöchsten Gnadenbeweise, welcher sie seit mehr als 40 Jahren teilhaftig geworden sind, unausgesetzt bemüht sind, das Gefüge des Reiches zu lockern sowie die Kronrechte zu schmälern und von letzterem Bestreben erst wieder im heurigen Frühjahre gelegentlich der erstrebten Resolution bezüglich des jetzt so bewährten 88er Gesetz Zeugnis abgelegt haben.

Ich kann endlich nicht umhin, auf jene republikanische Strömungen hinzuweisen, welche bisher nur unter den Magyaren Geltung gefunden haben, fortgesetzt im Wachsen begriffen sind und durch eine magyarische Sozialdemokratie — wie sie der neue Wahlreformentwurf propagiert — in höchstbedenklicher Weise gefördert werden könnten.

Meiner unmassgeblichen Anschauung nach sind deshalb die Grundzüge der vom k. u. Ministerpräsidenten beantragten Wahlreform geeignet, allen in Ungarn bereits im Keime vorhandenen dynastiefeindlichen Bestrebungen nachhaltige Nahrung zuzuführen.

Mit der Einbringung der Wahlreformvorlage gelangt die ungarische Politik an einen wichtigen Wendepunkt, an welchem ich mich nicht nur als der von

Eurer Majestät

für den Kriegsfall Allergnädigst designierte Armeeoberkommandant, sondern auch als das dem Throne zunächst stehende Mitglied der Dynastie verpflichtet fühlte,

Eurer Majestät

meine tiefehrfurchtsvollste Anschauung alleruntertänigst zu Füssen zu legen.

Würden

Eure Majestät

dieselbe allergnädigst zu genehmigen geruhen, so unterbreite ich

Eurer Majestät

die tiefehrfurchtsvollste Bitte:

Geruhen

Eure Majestät

den vorliegenden Wahlgesetzentwurf dem k. u. Ministerpräsidenten zur Umarbeitung zurückstellen zu lassen.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich als

Euer Majestät unterthänigster

Erzherzog Franz[2])

Wien, am 28. Dezember 1912.

III.

Franz Ferdinand an den Kaiser über die kroatische Krise

Der Thronfolger sah in der unbefriedigenden Behandlung der Nationalitäten durch die Budapester Regierung, wodurch eine neue „Irredenta" geschaffen wurde, die größte Gefahr für den Bestand des Habsburgerreiches. Er wollte diese Gefahr durch das Bündnis der Krone mit den Nationalitäten bannen, um schließlich durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes in Ungarn das dualistische System zu stürzen. Besonders rechnete er dabei auf die Reichs- und Dynastietreue der katholischen Kroaten; deshalb unternahm er auch Schritte zu ihren Gunsten.

[2]) Eigenhändig. Das übrige in Maschinenschrift.

Gegen die Gewaltpolitik des kgl. Kommissärs in Kroatien, richtet er im Jahre 1912 ein Protestschreiben an den Kaiser folgenden Inhalts:

General der Kavallerie und Admiral Erzherzog Franz Ferdinand.

Eure Majestät!

Infolge der, durch die Allerhöchste Gnade

Euer Majestät

erfolgten Betrauung mit der Führung des Armeeoberkommandos im Kriege, fühle ich mich verpflichtet

Euer Majestät

ehrfurchtsvollst meine untertänigste Anschauung über die Zustände in Kroatien und Slavonien zu unterbreiten, nicht nur weil dieses Land im Falle einer kriegerischen Aktion am Balkan als Aufmarschraum in Betracht kommt, sondern auch weil ich glaube, eine Rückwirkung der wegen der kroatischen Verhältnisse unter allen Südslaven der Monarchie herrschenden ungünstigen Stimmung auf den Geist der Wehrmacht befürchten zu müssen.

Ich glaube

Euer Majestät

über die Lage in Kroatien am besten durch die untertänigste Meldung orientieren zu können, dass der königliche Kommissär ‚Herr von Cuvaj, im ganzen Lande in einer Weise verhaßt ist, wie dies einem Träger der Regierungsgewalt noch selten zuteil wurde.

Die Ursache dieses Haßgefühls liegt zunächst in einer Anzahl von Gewaltmaßregeln, mit welchen Herr von Cuvaj seine Herrschaft zu befestigen trachtete; dieselben umfaßten nicht nur die rücksichtsloseste Verfolgung der politischen Gegner und eine vollständige Knebelung der Presse, sondern auch eine gänzliche Unterdrückung der politischen Freiheiten überhaupt, wobei meist Formen eingehalten wurden, welche einerseits das materielle Wohl vieler loyaler Staatsbürger in Mitleidenschaft zogen, anderseits aber nicht selten das Ehrgefühl in weitgehendster Weise verletzten.

Zu diesem rüden Gebrauche der Regierungsgewalt kamen jedoch noch eine Anzahl Affären, welche die Objektivität und die Selbstlosigkeit des Herrn von Cuvaj in keinem vollständig einwandfreien Lichte erscheinen ließen und welche trotz vielseitiger Angriffe bisher nicht widerlegt erscheinen.

Alle diese Momente zusammen haben einen derartigen Grad von Gereiztheit und Erbitterung gegen das Regime des Herrn von Cuvaj erzeugt, dass auch nach der Anschauung von durch und durch loyalen und patriotischen südslavischen Politikern die Bevölkerung in all' ihren Gedanken und Empfindungen dem schärfsten Radikalismus zugetrieben wird.

Diese Stimmung richtet sich nicht allein gegen die staatsrechtliche Union mit Ungarn, sondern auch gegen Oesterreich, dessen Regierung der Indolenz gegenüber den kroatischen Verhältnissen beschuldigt wird, gegen die gemeinsame Regierung, welche den Kroaten für ihre Bedrückung mitverantwortlich erscheint, und endlich — was wohl am schwerwiegendsten ist — in nicht zu verkennender Weise gegen die Krone.

Wenn dieser ehrfurchtsvollen Darstellung entgegen die königlich ungarische Regierung behauptet, dass im Lande Ruhe herrsche, so scheint mir das nur ein mit Gewaltmitteln aufrechterhaltener Zustand zu sein, welchen ich als nicht unähnlich einer Friedhofsruhe bezeichnen möchte.

Trotz dieser bedrückenden Zustände und der hiedurch ausgelösten Reizbarkeit glaube ich jedoch die Masse des kroatischen Volkes noch immer als kaiser- und reichstreu betrachten zu können, wofür die kürzlich stattgehabte Vereinigung der Kroaten und der österreichischen Südslaven auf dem Programme der kroatischen Rechtspartei und unter Führung des sehr loyalen Dr. Sustersitz ein beredtes Zeugnis ablegt.

Dieser zweifellos noch reichstreuen Gesinnung der Kroaten entspricht auch die von ihren Parteien mehrfach zum Ausdruck gebrachte Einsicht, daß ein sofortiger Uebergang zu normalen konstitutionellen Verhältnissen derzeit wohl schwer sei und sie momentan zufrieden wären, wenigstens einen Wechsel in der Person des königlichen Kommissärs zu erreichen.

Dieser hiedurch bedingte Ersatz des Herrn von Cuvaj aber wird jedoch in Kroatien mit allen Mitteln erstrebt, wobei meiner ehrfurchtsvollst unterbreiteten Ueberzeugung nach keineswegs der Vertreter

Euer Majestät

bekämpft wird, sondern nur das willfährige Organ der königlich ungarischen Regierung, welche nach kroatischer Anschauung stets bestrebt ist, die verbrieften Rechte des Landes zu schmälern.

In Kenntnis dieser in Kroatien herrschenden Bestrebungen fühle ich mich verpflichtet,

Euer Majestät

in tiefster Ehrfurcht zu melden, dass die Kroaten von der Allerhöchsten Gnade

Euer Majestät

wenigstens einen Wechsel in der Person des königlichen Kommissärs erwarten.

Tritt jedoch dieser von den Kroaten so heiß ersehnte Umschwung nicht in Bälde ein, so halte ich es für nicht absehbar, in welchen Grad der Verstimmung — um nicht zu sagen des Hasses — gegen alle Machthabenden das kroatische Volk hineingetrieben wird, das sich selbst unter den schwierigsten Verhältnissen stets als kaiser- und reichstreu bewährt hat.

Gleichzeitig vermag ich jedoch nicht zu verhehlen, dass eine solche auf die Spitze getriebene Entwicklung der Dinge zur Entfremdung einer großen und tüchtigen Nation führen muß und mir deshalb namentlich bei den dermaligen außerpolitischen Verhältnissen sehr bedenklich dünkt.

Erhalten bei einer für die Monarchie friedlichen Lösung der Balkankrise die in unsere Interessensphäre fallenden Balkanstaaten Serbien und Montenegro einen Machtzuwachs, so könnte sich aus dem dermaligen Zustande in Kroatien leicht eine südslavische Irredenta entwickeln, welche wieder einzudämmen sehr schwierig sein würde.

Kommt es hingegen zu einer kriegerischen Verwicklung, so wäre es höchst unerwünscht, wenn sich die Kroaten nicht mit derselben Begeisterung unter den Fahnen

Eurer Majestät

schlagen würden, wie dies bisher stets der Fall war.

Vielmehr wage ich

Eurer Majestät

meine unterthänigste Anschauung dahin zu unterbreiten, dass gerade jenes Volk, welches dem Herde der jetzigen Balkanwirren zunächst sich befindet, freudig und

zuversichtlich in die Zukunft blicken und nicht — nach seiner Auffassung völlig entrechtet — passiv abseits stehen sollte.

Was die Rückwirkung einer Entlassung des Herrn von Cuvaj auf Ungarn anbelangt, glaube ich

Eurer Majestät

mit Bestimmtheit melden zu können, dass eine große Zahl ernster ungarischer Politiker einen Wechsel in der Person des königlichen Kommissärs sehr begreiflich finden würde, und daß die politischen Verhältnisse in Ungarn heute derart destruiert sind, dass man sich mit einer solchen Maßnahme sehr bald abfinden dürfte.

In den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern hingegen würde eine Entfernung des Herrn von Cuvaj als die Befreiung von einer schon längst schwer drückenden Belastung empfunden werden und die parlamentarische Situation der k. k. Regierung wesentlich verbessern.

Würden

Eure Majestät

allergnädigst geruhen, einem Wechsel in der Person des königlichen Kommissärs nähertreten zu wollen, so wage ich in tiefster Ehrfurcht

Eurer Majestät

als Nachfolger des Herrn von Cuvaj den Feldmarschalleutnant Adolf Freiherrn von Rhemen zu empfehlen, dessen Ernennung zum Kommandanten des 13. Korps und kommandierenden General in Agram der Kriegsminister von

Eurer Majestät

kürzlich erst erbeten hat.

Feldmarschalleutnant Baron Rhemen ist als gewesener Generalstabschef des 13. Korps mit den kroatischen Verhältnissen vollkommen vertraut und beherrscht die kroatische Sprache nahezu vollkommen; in politischer Beziehung vollständig neutral, sehr objektiv, vielseitig gebildet, erfahren und ein ausgezeichneter Redner, sehr repräsentabel und in günstigen finanziellen Verhältnissen, so dass angenommen werden kann, dass diese Wahl nirgends auf eine ablehnende Kritik stoßen wird.

In Zusammenfassung aller vorstehenden Ausführungen wage ich es in tiefster Ehrfurcht, als Fürsprecher des kroatischen Volkes

Eure Majestät

untertänigst zu bitten, einen Wechsel in der Person des königlichen Kommissärs in Agram allergnädigst ehestens in Erwägung ziehen zu wollen.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich als

Euer Majestät

unterthänigster Erzherzog Franz[3]).

Schloss Konopischt, am 28. Oktober 1912.

Es war die Tragik des Erzherzogs Franz Ferdinand, daß er in ständigem Gegensatz zum alten Kaiser lebte und nie Gelegenheit hatte, in das politische Geschick der Donaumonarchie einzugreifen. Seine Pläne und Anregungen sind daher nie in das Stadium der Verwirklichung getreten.

Z. Zt. bei der Wehrmacht. GEORG FRANZ.

---

[3]) Eigenhändig. Das übrige in Maschinenschrift.

Zur Erforschung der Siedlungen Südalbaniens

[Aus Anlaß des Buches Die Siedlungen Südalbaniens von Dr. MARTIN URBAN, Stuttgart. Mit 6 Karten und 50 Abbildungen (Tübinger geographische und geologische Abhandlungen. Reihe II. Herausgegeben von E. HENNIG, C. UHLIG und G. WAGNER. Heft 4. Öhringen: Ferd. Rau 1938, 198 S. 8°[1]).]

Seitdem der Vater der Albanienforschung, J. G. VON HAHN, in seinen Albanesischen Studien vom Jahre 1854 auch den albanischen Siedlungen sein Augenmerk geschenkt hatte, haben die Bauten Nordalbaniens durch Albaniens besten Kenner seit Hahn, FRANZ BARON NOPCSA[2]), eine kulturgeschichtlich umfassende Behandlung erfahren. Es war an der Zeit, daß auch die Siedlungen Südalbaniens Gegenstand einer speziellen Untersuchung wurden. Diese Lücke ausgefüllt zu haben ist das Verdienst des vorliegenden Buches. Es hat, wie gleich vorweggenommen sei, diese seine Aufgabe im großen und ganzen bewältigt.

Nach den einleitenden Kapiteln: Einführende Bemerkungen; Einleitung: Südalbanien. Begriff, Grenzen und Größe, gliedert sich das Buch in zwei Teile: I. Teil. Grundzüge der Siedlungen Südalbaniens: Hausformen; die Baustoffe und ihre Verwertung; die einstigen wirtschaftlichen Verhältnisse; Gehöfte; Dorfformen; die Städte, Märkte und Verwaltungssitze; die Lage der ländlichen Siedlungen. — II. Teil. Die Siedlungslandschaften Südalbaniens: der südalbanische Raum, die Siedlungslandschaften: die Küstenebenen, die Hügelländer, die inneralbanischen Bergländer, der albanische Epirus, die südostalbanischen Beckenlandschaften. — Die Macht des Raumes. — Quellennachweis.

Wie schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersichtlich, ist der Verf. gemäß den Arbeitsmethoden der neueren Siedlungsforschung bestrebt, die Siedlungen der Menschen nicht isoliert, sondern innerhalb der Landschaft, der geographischen und klimatischen Verhältnisse zu betrachten und auch die ethnisch-historischen, die sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten des Landes heranzuziehen. Diese synthetische Betrachtungsweise verleiht dem Gegenstand das hohe kulturgeschichtliche Interesse.

Nachdem der Verf. im Vorwort der albanischen Gastfreundschaft gedenkt, „die einem das Nehmen so leicht macht, weil das Geben Selbstverständlichkeit ist", folgen in den „Einführenden Bemerkungen" dankbare Hinweise auf die Aussprache der albanischen Namen und auf albanische Wörter, die in der Arbeit gebraucht wurden. Die lautliche und semantische Wiedergabe der Wörter ist richtig, S. 39 folgen noch andere Termini der albanischen Hauswirtschaft wie rrogós Flechtmatte, koçék Speiseschrank, sufrá eine an die Wand gelehnte runde Tischplatte ohne Füße, karanésse ein walzenförmiger Kornbehälter[3]), shtrat Lager, Bett (Notlager). Störend wirkt allerdings die falsche grammatische Wiedergabe einiger Land-

---

[1]) S. auch die Anzeige N. JOKLS im Idg. Jb. XXIV (1940), VII, S. 85, sowie die politische Besprechung A. BALDACCIS in Rivista d'Albania, fasc. IV (1940), S. 431 f.

[2]) Albanien. Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens, Berlin 1925. — Die wichtigste spätere Literatur ist bei U. 187 verzeichnet. Ganz zuletzt führt uns G. DE ANGELIS D'OSSAT, Rivista d'Albania II, II (1940), S. 157—162, ein Panorama dell' architettura rustica albanese vor, das aber nach den Worten des Verf. selbst ein „sguardo panoramico gettato frettolosamente" ist.

[3]) Bei A. LEOTTI, Dizionario albanese-italiano (1937), S. 417 heißt es karanéc.

schafts- und Ortsnamen, die im Gen.-Dativ statt des richtigen Nominativ auftreten: so S. 157 Lunxheries statt Lunxheri(a), Dhembellit statt Dhembel(i), S. 160 Dhembellit-Paß statt Dhembeli-Paß, Komune Pogonit, S. 161 neben dem richtigen Tal von Gjinokastër, Tal von Pogonit statt Tal von Pogoni, S. 163 Jermes statt Jermë(-a), S. 16 in Pogonit statt Pogon(i). Das entspringt der ungenügenden Vertrautheit mit albanischen Sprachverhältnissen; hier wird z. B. Komune e Pogonit „Gemeinde von Pogon" von einem Fremden als „Gemeinde Pogon" aufgefaßt, davon Pogonit abgetrennt und so statt des richtigen Pogon elliptisch verwendet.

In dem Kapitel Südalbanien: Begriff, Grenzen und Größe will der Verf. gegen die seit HAHN herrschende Ansicht den geographischen Begriff Südalbanien erweitert wissen, indem auch Elbasan und sogar die nordöstlich dieser Stadt gelegene Landschaft Çermenikë dazu gehören sollen. Diese Einteilung findet für ihn ihre Begründung darin, daß Elbasan seit der Staatswerdung Albaniens einerseits aufgehört hat den Mittelpunkt des Landes darzustellen, andererseits durch die nunmehr seit Jahren neu angelegten Straßen unmittelbar mit den Städten des Südens wie Korçë und Berat verbunden ist. Diese neue Einteilung, derzufolge Südalbanien auch südgeg. Gebiet in sich einschließen sollte, ist meiner Ansicht nach übertrieben. Elbasan ist und bleibt Mittelalbanien. Von dort gehen die Verbindungswege nicht nur nach dem Süden und dem Südosten (Korçë), sondern auch stark nach dem Nordwesten (Tiranë) und besonders nach dem Nordosten (Dibër). Diese Fäden kann man schrittweise feststellen. FRITZ KLUTE bemerkt[4]), daß bei den tosk. Bewohnern des oberen Shkumbitals sich immerhin Übereinstimmungen mit dem katholischen Nordalbanien und sogar mit dem slawischen Murichovo finden. Diese allseitigen Verbindungen ergeben sich eben aus der zentralen Lage dieses Gebietes. Man könnte zur Not noch die südlich von Elbasan gelegene Landschaft Shpat zu Südalbanien rechnen; dafür sprächen die tosk. Volksmelodien und die stark toskisierende Mundart dieses Gebietes. Indessen rechnet THEODOR IPPEN[5]) auch Shpat ausdrücklich zum mittleren Albanien. — Woher überhaupt diese Unbestimmtheit der Forscher in der geographischen Einteilung Albaniens? Wohl daher, daß die Geographen — mit Ausnahme von HERBERT LOUIS — übersehen, daß Albanien, wie ich anderwärts ausgeführt habe[6]), geographisch wie auch sonst eine Einheit darstellt. Da wird es schwer, scharfe geographische Grenzen zu ziehen, wo es nur allmähliche Übergänge gibt. Wo man dies, auch in der Siedlungskunde, tut, sind es etwas künstliche, nicht ohne Zwang auf Kosten einer natürlichen Einheit gezogene Grenzlinien.

Im I. Teil (Grundzüge der Siedlungen Südalbaniens) werden zuerst die Hausformen besprochen. Da sind zunächst die Primitiven Behausungen, die temporären Höhlenwohnungen von Velça in der Arbri, die den von NOPCSA, a. a. O., S. 7, beschriebenen nordalbanischen Höhlenwohnungen des Cemtales im Stamme Gruda entsprechen. Nopcsa bemerkt in den Wiss. Mitteil. aus Bosnien und der Herzegowina XII (1912), S. 209 f., daß die Höhlenwohnungen an überhängenden Flußufern auch

---

[4]) Skizzen aus Mazedonien und Albanien, in: Zwölf länderkundliche Studien von Schülern Alfred Hettners ihrem Lehrer am 60. Geburtstag, Breslau 1921, S. 114.

[5]) Die Landschaft Schpat im mittleren Albanien, Mitteil. der k. k. geogr. Gesellschaft in Wien 1916, Heft 7, S. 456 ff.

[6]) Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa, Jg. 4, Heft 1/2 (1940), S. 85 ff.

damals noch in Albanien und der Herzegowina in Gebrauch waren. — Es folgt eine Schilderung der Hütten der Wanderaromunen mit einem ethnographischen Exkurs über diesen Volksstamm; die Arbeiten CAPIDANS hätten dabei wenigstens erwähnt werden können. Anschließend daran werden die rechteckigen Lehm- und Flechtwerkhütten der Ebene sowie die gelegentlich auftretenden Pfahlbauten geschildert, die ich auch an der Bojana beim Skutarisee beobachtet habe. In einem eigenen Kapitel werden sodann Die Steinhäuser des Berglandes beschrieben. Es handelt sich um feste, zweistöckige, meist rechteckige Steinhäuser, die den Bergleuten genügenden Schutz vor feindlichen Kugeln bieten. Wenn man so ein Haus erweiterte, so wurde der Anbau im rechten Winkel zu dem alten gestellt, „so daß der Treppenaufgang in den inneren Winkel der beiden Flügel zu liegen kam" (S. 27). Die Fenster sind bei diesen Häusern schutzhalber zweckmäßig klein und die Plattform wird verdeckt, um den Heraustretenden vor Überraschungen seitens des Feindes zu schützen. Beide Schutzeinrichtungen kehren, wie ich bemerken möchte, in nordalbanischen Berghäusern wieder. Gemeinalbanisch ist also der nach Nopcsa in Nordalbanien dem Bauen zugrunde liegende Gedanke, nach dem Bequemlichkeit und wirtschaftliche Rücksichten hinter der Möglichkeit eines genügenden Schutzes zurücktreten. — Der Verf. bemerkt, daß es verschiedene Formen von Berghäusern gibt und daß es schwer falle, eine geeignete Gliederung aufzustellen. Indessen glauben wir, daß eine nähere Untersuchung die verschiedenen Typen wird wohl bestimmen können. Dankbar wäre auch gewesen, die Hausherde (vatra) der südalbanischen Berghäuser nach Form und Standort im Zimmer zu untersuchen.

Kulturgeschichtlich außerordentlich interessant sind die Wehrbauten (Kullen; so und nicht Kulen lautet das Wort), die wir aus Nordalbanien durch HABERLANDT und NOPCSA kennen, deren Auftreten auch in Südalbanien jetzt der Verf. ermittelt. Die Tatsache, daß sie — meist verfallen — mehr in dem östlichen Teil des Landes vorkommen, dagegen gerade in der fehdefrohen Labëria des Südwestens fehlen, möchte ich dem Umstande zuschreiben, daß dort die fortgeschrittenere Bauart der Wohnhäuser den Siedlern nicht mehr genügenden Schutz bietet, während im labischen Gebirgsland das Berghaus gleich einer kleinen Festung dasteht. Wie denn auch der Verf. S. 46 bemerkt, daß wir zwischen Berghäusern und Wehrbauten eigentlich keine Grenzen ziehen können. Kullen gab es übrigens, wie ich U.s Angaben ergänzend hinzufügen möchte, auch im Tal von Gjinokastër im Süden: der Familienname Kulla in Nepravishtë bei Libohovë deutet auf das Vorhandensein eines Wehrturms in diesem Dorfe. Auch in Gjinokaster selbst gibt es kullenartige Erkerzimmer, die der Kulla von Moglicë bei U. 54 ähnlich sind[7]). — Was den Ursprung der Kullen in Albanien betrifft, meint Haberlandt, daß sie baulich auf die Wohntürme und Donjons des Abendlandes zurückgehen und nicht so sehr auf die italienisch-normannischen als an die schweizerisch-süddeutschen Wehrhäuser sich anzulehnen scheinen. Nopcsa 54 scheint ein späterer norditalienisch-langobardischer Einfluß in Albanien nicht unwahrscheinlich, wie denn dieser Forscher auch im nordalbanischen Gewohnheitsrecht, dem Kanuni i Lek Dukagjinit, geneigt ist, langobardischen Einfluß anzunehmen. Dagegen macht U. mit Recht die Existenz der Kullen im südlichen Inneralbanien, also im Osten des Landes, geltend, die hier nach ihm sehr

[7]) Die Kullen lassen sich in Südalbanien auch historisch verfolgen. So berichtet der türkische Reiseschriftsteller EWLIJÂ TSCHELEBI gegen Ende des 17. Jh.s, daß in Delvinë zum Schutz gegen räuberische Überfälle jede Familie ihren eigenen Turm (qula) mit eisernem Tor hatte, s. F. BABINGER, Rumelische Streifen (1938), S. 9.

alten Datums sind. Er wirft die Frage auf „ob die Kulen Albaniens nicht vielleicht von den von Osten eingedrungenen thrakischen Stämmen eingeführt wurden". Nopcsa hebt den arabischen Ursprung des Wortes hervor. Das spräche meines Erachtens wenigstens für eine Stileinwirkung aus dem Osten, vielleicht durch byzantinische militärische Vermittlung. Indessen haben östliche Einflüsse auf der Balkanhalbinsel sich oft mit uralten bodenständigen Relikten vermischt. Die Illyrer hatten bekanntlich ihre Ringwälle und es ist in diesem Zusammenhang bezeichnend, daß die Kullen mehr dem dinarischen Westbalkan angehören. Vielleicht haben sich hier östliche byzantinische und abendländische Stilarten mit einheimischen vermengt und diese Wehrbauten ergeben, die wir im allgemeinen als mittelalterlich anzusehen haben.

Die am meisten verbreitete Hausform der südöstlichen Beckenlandschaften und der südalbanischen Städte ist nach U. die von BOURCART so genannte mazedonische Hausform, deren Verbreitung den Türken zuzuschreiben ist und die deshalb auch türkisches Haus genannt wird. Es ist das das dreiteilige Haus mit vorspringendem mittlerem Raum, der den Vorraum bildet. Des öfteren aber springen in den Städten die zwei Seitenflügel vor. Ganz im Süden treten die nach CVIJIĆ griechisch-mediterran genannten Häuser auf, rechteckige, zweistöckige Bauten mit zahlreichen Fenstern an der Hausfront. Auch die Burgen, Festungen und Klöster werden in diesem Kapitel kurz besprochen. Zu den von ALI PASCHA aus Tepelenë gebauten Festungen zählt U. auch die von Gjinokastër. Diese geht aber nach BABINGER, a. a. O., S. 11, im Grund auf Sultan BAJAZID II. (1431) zurück. S. auch HAHN, Alb. St. I, S. 40. Eine lohnende Aufgabe wäre eine Monographie über die südalbanischen Klöster. — S. 66 folgt eine dankenswerte Karte, aus der die Verteilung der Häusertypen Südalbaniens klar zu ersehen ist.

In dem Kapitel Die Baustoffe und ihre Verwertung wird gezeigt, daß Stein das hauptsächliche Baumaterial bildet, während Rundziegel erst in neuerer Zeit aufkommen und Holzbauten hinter Steinbauten stark zurücktreten.

In dem nun folgenden Abschnitt Die einstigen wirtschaftlichen Verhältnisse wird zunächst das Tschifliksystem (mit ausgezeichneter Karte der Verteilung der Tschifliks) als das traurige Erbe der Türkenherrschaft geschildert[8]). Diese Herrschaft wird in dem ganzen Werk völlig negativ beurteilt: „Die einstmalige Herrschaft der Türken lastet selbst heute noch wie ein schwerer Schatten über diesem Land" (S. 38). S. 176 und 179 läßt der Verf. die Frage offen, ob die allmähliche Verlotterung des Landes unter den Türken ihrer schlechten Verwaltung oder vielmehr ihrer schlechten Absicht zuzuschreiben sei: „Niemand konnte deswegen mehr Interesse daran haben, als eben die Osmanen, diesem Raum seine Bedeutung zu nehmen." Demgegenüber will ich folgendes betonen: 1. müssen die Osmanen bei den Balkanvölkern den Sündenbock für allen Rückstand, wenn auch selbst verschuldet, hergeben; 2. sind wir über die vortürkischen Zustände in Albanien nicht genügend unterrichtet, wie dies für Serbien seit JIREČEK der Fall ist. Da ist es schwer, zu unterscheiden, was den Türken und was den Byzantinern und den vortürkischen Feudalherren Albaniens zuzuschreiben ist; in dem Fall des Tschifliksystems also was türkisch und was eventuell Erbe aus der byzantinischen πρόνοια ist[9]). Die Osmanen haben bekannt-

[8]) Vgl. auch RICHARD BUSCH-ZANTNER, Beiträge zur Wirtschaftsgeographie Albaniens, in: Erde und Wirtschaft, Heft 1, April 1933, S. 13 ff.

[9]) Über die πρόνοια P. MUTAVČIEV, Izvestija na istor. druž. v Sofija 6, S. 1 bis 30; Spisanie Blg. Ak. Nr. 27, 1923 = JOKL, Idg. Jb. XII (1928), VII, S. 32 a, 33. A. A. VASILIEV in Byzantion 8 (1933), S. 584—604 = JOKL, Idg. Jb. XX (1936) VII, S. 42.

lich am Anfang alles Byzantinische übernommen. Auch ist es erwiesen, daß sie bei ihrem ersten Auftreten auf der Balkanhalbinsel als wirtschaftliche Befreier begrüßt wurden. Das gibt natürlich über die vortürkischen Verhältnisse in diesen Landen zu denken; 3. ist die seit Hahn als „verwilderte Lombardei" bekannte Ebene der Myzeqé (Muzakja), in der das Tschifliksystem in besonderer Blüte steht, nicht erst durch die Türken klimatisch und wirtschaftlich verfallen, sondern nach GEORG VEITH, Der Feldzug vor Dyrrhachium zwischen Caesar und Pompejus (1920), S. 77 ff., schon in der Antike: „All dies läßt uns von der Muzakja des Altertums eine Vorstellung gewinnen, nach der sie damals nicht einmal das war, was sie heute ist, vielmehr ein wüstes Ödland, bedeckt von ausgedehnten Wasserflächen und unpassierbaren Sumpfwäldern, der allenfalls vorhandene kleine Rest im Winter inundiert, im Sommer verdorrt, mit spärlichsten und primitivsten Niederlassungen einer auf niedrigster Kulturstufe stehenden malariaverseuchten Bevölkerung, und ebenso spärlichen und primitiven, für Operationen größerer Heereskörper gänzlich ungeeigneten Kommunikationen, das Ganze durchströmt von gewaltigen Flüssen, die damals wahrscheinlich ihr Bett noch lange nicht gezähmt hatten, das Land weithin verwüsteten und vermuhrten, und bei den nicht allzu seltenen Verlegungen ihres Laufes große Vegetationsgebiete dauernd verwüsteten."; 4. ist es wahr, daß Albanien unmittelbar nach der Eroberung durch die Osmanen wie jedesmal nach einer fremden Okkupation der Verwilderung anheimfiel, aber das scheint nicht gedauert zu haben, denn die Schilderung des Landes durch EWLIJÂ TSCHELEBI gegen Ende des 17. Jh.s läßt uns ein Albanien erkennen, das in vieler Hinsicht kulturell höher stand als das heutige; 5. darf man über die sicher nicht zu leugnenden Schwächen der osmanischen Herrschaft das Wort JIREČEKS nicht vergessen, daß diese Herrschaft Albanien vor der Romanisierung gerettet hat. Zwar hat sie dadurch diesem Raum den durch die Lage gegebenen dynamischen Charakter genommen und ihn zu einem ausgesprochenen Verharrungsraum umgewandelt, allein was da für das Land einerseits schlecht war, war es andererseits gut. Wie man das beurteilen soll, das ist Sache des Standpunktes, den man einnimmt; 6. darf man nicht übersehen, daß die Osmanen die Ausbreitung des Albanertums als eines mohammedanischen Volksstammes begünstigt haben.

Der Abschnitt Die autarke Sippenwirtschaft der Berglande bildet das wirtschaftliche Pendant zu dem früheren siedlungskundlichen: Die Steinhäuser des Berglandes. Es wird das Leben der Berghirten beschrieben, deren Hauptbeschäftigung die Viehzucht bildet, hinter der die Landwirtschaft wegen der Bodenbeschaffenheit zurücktritt.

Der nun folgende Abschnitt ist den Gehöften gewidmet: den ärmlichen Gehöften der Myzeqé, den burgartigen, mit starken Mauern umfriedeten Gehöften des Gebirges und der Hügelländer sowie den Gehöften des albanischen Südostens (Gegend von Korçë). In diesen südalbanischen Gehöften gibt es neben dem Wohnhaus ein Haus des Freundes (d. h. des Gastes), das der Verf. als Auswirkung des albanischen Gastrechts ansieht. Bekanntlich wird die Gastfreundschaft in Albanien sehr gepflegt und das schönste Zimmer im albanischen Haus ist, wie U. hervorhebt, das Gastzimmer. Bedenkt man aber, daß diese Gehöfte meist mohammedanische Besitzer haben, die von türkischen Sitten weit mehr beeinflußt sind als ihre christlichen Brüder, so wird es klar, daß hier das türkische selamlik „Begrüßungshaus" vorliegt. Seinem Bau liegt der sichere unalbanische Gedanke zugrunde, den Gast nicht im eigenen Wohnhaus unterzubringen. Diese Nebengebäude gibt es auch in besseren Häusern in den Städten. In Gjinokastër heißen

sie odajashtë „Außenzimmer" und sind im Grunde gleichfalls das türkische selamlik. Da aber die türkische Sitte des Empfangs des Gastes in diesem Nebengebäude in dieser Stadt nicht durchdringen konnte, hat das Gebäude die Funktion gewechselt und sich hierin albanisiert: indem man hier einen trim, d. h. einen bewaffneten Gefolgsmann unterbrachte. Jetzt läßt man dort einen Mieter oder Bediensteten samt Familie, öfters einen Zigeuner wohnen, der zugleich den Dienst verrichtet. Man sieht daraus, wie eine fremde Stilart als solche erhalten bleiben kann, aber sich dem Geiste eines anderen Landes anpaßt.

Ein besonderes Interesse auch für die ethnographischen Verhältnisse und die Sprachgeschichte beanspruchen Die Dorfformen, die durch das Kärtchen auf S. 107 sehr schön veranschaulicht werden. Da sind zunächst die dem Starivlahdorf von Cvijić entsprechenden Streusiedlungen. Darunter gibt es in Niederalbanien die Tschiflikdörfer, die zerstreuten Zentralhofanlagen, in denen um den Herrensitz in weiten Abständen voneinander die Wohnungen der hörigen Bauern stehen, und die eigentlichen Streusiedlungen. Für die übrigen Gebiete Südalbaniens gliedert U. mit H. Louis die Dörfer in geschlossene und in lockere Dorfformen. Die ersteren kommen im Osten des Landes sowie im Süden vor: Tal von Gjinokastër, Pogon, albanische Riviera (Himarë). Der Verf. nennt sie mit Cvijić griechisch-mediterrane Dörfer. Ihre Entstehung führt Louis auf natürliche und wirtschaftliche Verhältnisse sowie auf fremde Volksteile zurück. Diesen geschlossenen stehen die lockeren Dorfformen des Gebirges gegenüber. Jedes Haus oder Gehöfte steht hier mit seinem Ackerstück für sich da und es gibt je nach Lage und Abstand der Häuser voneinander verschiedene Typen dieser Dorfformen. Besonders interessant sind darunter die mit dem Ibartyp von Cvijić identischen Sippendörfer. In diesen wachsen die einzeln für sich und isoliert stehenden Häuser oder Gehöfte durch den Nachwuchs der Generationen in der Art, daß alle Blutsverwandten einer Sippe dicht daneben bauen und so auch zum besseren gemeinsamen Schutze in einer geschlossenen Häusergruppe beieinander wohnen. „Gelegentlich können auch die einzelnen Häusergruppen zusammenwachsen, und so entsteht ein ziemlich geschlossenes Dorf, dessen Sippendorfcharakter nicht mehr an der äußeren Form, sondern nur noch an der Verteilung der einzelnen Sippen innerhalb des Dorfes zu erkennen ist" (S. 104). Ähnlich G. Veith, a. a. O., S. 27: „Auch die Dörfer sind selten in sich geschlossen, vielmehr zumeist in kleine Häusergruppen („Mahala") aufgelöst, die oft eigene Namen führen." Diese Häusergruppen oder Viertel heißen mit einem türkischen Wort mahallë, mëhallë und albanisch lagje, „das Schar, Schwarm, Partei, Gruppe, Gegend", bei Pjeter Bogdan (1685) „Stadtviertel, Ortschaftsbestandteil, Häusergruppe, Rotte (= lat. vicus)" bedeutet; s. N. Jokl, Rev. Int. d. Ét. Balk. I (1934), S. 58 ff. Hier vermögen sich Sprachgeschichte und Siedlungskunde gegenseitig zu ergänzen, denn lagje gehört nach Jokl, a. a. O., zu agr. λόχος „Kriegerschar, Versteck, Hinterhalt, in den eine erlesene Zahl erprobter Krieger zum Auflauern und plötzlichen Hervorbrechen gelegt wird ... jede bewaffnete Schar, Kriegerhaufe, Rotte; Sippschaft". Dies paßt aufs beste zu der Anlage des südalbanischen Sippendorfes mit seiner wehrhaften Bevölkerung, dessen Entdecker kann man sagen jetzt U. geworden ist. Auch ein anderes sprachliches Indiz vermag auf die Entstehung und Verbreitung dieser Dorfart Licht zu werfen, nämlich die Dorfnamen: Nach U.s Kärtchen ist das Sippendorf im labischen Hochgebirge, dann etwas lockerer im südlichsten Zipfel um Konispol (Çamëria) und im mittleren Teil (Skrapár, Potóm, Tomoricë, Opár) verbreitet, fehlt mit wenigen Ausnahmen im Osten (um Korçë), an der albanischen Riviera zeigen Ansätze zu

seiner Bildung Píluri und Kudhës (S. 105). Betrachtet man dazu die Dorfnamen, so ergeben sich als Sippendörfer oder als ehemalige solche jene Dörfer, die auf -anj (-aj), s. JOKL, a. a. O., oder auf -át enden. Das sind Kollektivsuffixe, demnach bedeutet Markát „die Leute oder Nachkommen des Mako" und Luzanj „die Leute des Luzo", was ja dem von U. beschriebenen Wesen einer lagje oder eines ganzen Sippendorfes vollkommen entspricht. -anj (-aj), das nach JOKL, Studien zur albanischen Etymologie und Wortbildung, S. 104 f., romanischen Ursprungs ist, kommt in der älteren Form -anj sporadisch in verschiedenen tosk. und südgeg. Mundarten (s. u. die Liste), im Griechisch-Albanischen (PHURIKIS, JOKL) und war einst auch nordgeg., so noch bei Bogdan: Bogdananjet (1685), sonst ist es zu -aj geworden. Es kommt, wie JOKL, a. a. O., S. 61, mit Beispielen aus Nordalbanien feststellt, in lagje- (Sippen-) und Dorfnamen vor. So schreibt U. S. 103: „Das Sippendorf Mavrova hat Ansätze zu geschlossenen Blocks (Tschakolovaj und Para-Dervish) und eine durchgehend lockere Häusergruppe (Imeraj)." An Hand der Karte von H. LOUIS will ich hier eine Auswahl von Dorfnamen auf -anj (-aj) geben, aus der man auch die geographische Verbreitung des sprachlich älteren -anj und des jüngeren -aj ersehen kann. Darauf lasse ich die Dorfnamen auf -at folgen.

-anj-, -aj-Namen (von Süden nach Norden):

Tepelenë: Sinanaj, Amanikaj, Maricaj, Memaliaj.

Vlorë (Valona): Brataj, Lekaj, Tutaj, Rexhepaj, Mustaj, Mertiraj.

Berat: Luzanj, Kalltanj, Ripanj, Verkanj, Bardhanj, Kuçanj.

Tomoricë: Vizhanj, Shtitanj, Kovaçanj.

Korçë: Strekanj.

Peqin: Gjocaj, Hasmashaj, Monasufaj, Vashaj; nördlich von Peqin: Memzotaj, Kryeluzaj, Rasaj.

Kavajë: Cakllakej.

Ndroq: Çoçaj, Kërçukaj, Hoxhaj.

Tiranë, Durrës-Shjak: Gropaj, Alltataj, Grykaj, Gjokaj.

Elbasan: Lukanj.

Çermenikë und Dibër: Doçaj, Fushaj, Gjogjaj, Bardhaj, Domaj, Vlashaj.

Lurë: Sumaj i Lurës.

Dibër: Gjegjaj, Vasiaj, Djedaj.

Mirditë: Gjorbardhaj, Lelaj.

Nikaj: Gjonpepaj, Peraj, östlich davon: Tetaj, Markaj.

Gimaj: Lekaj, Niklekaj, Canaj, Dakaj, Nicaj.

Malësia e Madhe: Uxukaj, Muçaj, Prêlhilaj.

Shkodër (Skutari): Bardhaj.

Malësia e Gjakovës: Popaj, Begaj, Alimetaj, Koçaj.

Kukës: Gjinaj, Pogaj, Binaj, Kishaj, Bicaj, Petkaj, Cirakaj.

Oberreka: Bibaj, Grekaj[10]).

---

[10]) T. SMILJANIĆ, Srpski Etnografski Zbornik, Kńiga 34, S. 1—122 = JOKL, Idg. Jb. XII (1928), VII, S. 42. — In Montenegro: Babaji oder Babańi, Sippenverband im ehemals albanischen Kuči, der nach Podgorica übersiedelte, V. SKARIĆ, Glasn. zem. muz. u Bosni i Herceg. 30 (1918 bzw. 1919), S. 219—265 = JOKL, Idg. Jb. X (1926), VII, S. 59. — Die Bemerkung G. WEIGANDS im Balkan-Archiv III (1927), die albanischen Ortsnamen auf -aj, nach dem Führer der Sippe genannt, seien im Nordosten vorherrschend, in Mittelalbanien aber viel seltener, im Süden kaum mehr vorhanden, trifft, wie wir oben gesehen haben, nicht zu. Seine An-

-át-Namen (von Süden nach Norden):

Konispol und Delvinë: Deshát, Vagalát, Markát, Ninát, Komát, Qesarát, Lazát, Kallçát, Kullurát, Llupsát, Jenicát, Bamatát, das Viertel Vagalát in der Stadt Delvinë.

Gjinokastër und Libohovë: Lazarát, Qesorát, Dhoksát, die Viertel Dunavát, Manalát in Gjinokastër, die Griechendörfer Terihát, Gjergucát, Zervát, Bularát, Radát, die bei ihnen selbst auf -άτι enden.

Kurvelésh und Tepelenë: Kallarát, Progonát, Luzát, Plesát, Zhulát, Tatzát.

Përmét: Perát.

Leskovik: Radát.

Vlorë: Çaparát, Dukát, Mekát, Peçkát.

Dibër: Palamát, Shumbát.

Gjakovë: Luzát, Babát[11]).

Aus obigen zwei Listen ersieht man, daß -anj (-aj) gemeinalbanisch, während -át hauptsächlich südalbanisch ist, und zwar labisch und çamisch. Seine Verbreitung deckt sich aufs vollkommenste mit der Verbreitung des von U. erforschten Sippendorfes in Südalbanien. -át umfaßt auch heute griechisch sprechende Dörfer; wie das zu erklären ist, bleibt künftiger Forschung vorbehalten. -anj (-aj) und -át sind ziemlich funktionsgleich; so sehen wir von einem Stammvater Luzo in Berat den Dorfnamen Luzanj, in Tepelenë Luzát gebildet. In Gjinokastër wird von einigen Geschlechtern der kollektive Plural auf das hier erhaltene -anj, bei anderen auf -át gebildet, ohne daß ich den Grund für die Wahl genau angeben könnte. Nur scheint es, daß die ansehnlicheren und zahlreicheren Geschlechter auf -át enden. Damit stimmt, daß es diese Bildung bei christlichen Familien der Stadt, soviel ich sehe, nicht gibt. So: Angoni-pl. („die A.s") Angonát, Babameto-Babametát, Baboçi-Baboçát, Beqiri-Beqirát, Çelo-Çelát, Dobi-Dobát, Emiri-Emirát, Guri-Gurát Karagjozi-Karagjozát, Kurti-Kurtát, Omari-Omarát, Poshi-Poshát, Selfo-Selfát, Zeko-Zekát usw.; vgl. auch çamische Geschlechternamen wie Demi-Demát, Sejko-Sejkát usw. Dagegen: Agallí-Agallianj, Alite-Alitanj, Arseni-Arsenanj, Budo-Budanj, Hasani-Hasananj, Hido-Hidanj, Kaftani-Kaftananj, Karallí-Karallianj, Kore-Koranj, Lito-Litanj, Lolomani-Lolomananj, Lengo-Lenganj, Reso-Resanj, Sejdo-Sejdanj, Sinani-Sinananj, Toro-Toranj, Zhusti-Zhustanj usw.

Dieses -át-Suffix scheint mir alt und albanisch zu sein. Es ist auch illyrisch. So haben nach CHR. MEHLIS, Mitteilungen aus Justus Perthes' geogr. Anstalt 63 (1917), S. 330, von Licus, dem Nebenfluß der Oberdonau, die auf dem Tropaeum Augusti überlieferten, nach diesem Forscher illyr. Licates ihren Namen erhalten. Ausführlich wird das Suffix des Illyr. von P. SKOK, Glasnik zemljskog muzeja u Bosni i Hercegovinu XXIX (1917), S. 127 f., behandelt. Danach bildet es hier Ethnika zu fem. Ortsnamen auf -a. So heißen die Bewohner des Territoriums der Stadt Asseria (heute Međvide) Asseriates, die von Docleae Docleates (Docleatae, Δοκλεᾶται). Es sei nicht klar, wie diese Ethnika sich grammatisch den

---

sicht aber, daß es sich um kein romanisches, sondern um ein heimisches Suffix handelt, verdient Beachtung.

[11]) Dazu: Pericati, Kondati, Tributdörfer der Sulioten, s. Voyage à Janina en Albanie par la Sicile et la Grèce, traduit de l'anglais de THOMAS SMART HUGHES, II, Paris 1821, S. 109. — Über -άτες in den neugriechischen Ortsnamen des Epirus s. SATHAS, Μνημ. Ἑλλ. Ἱστορίας 4 XLVII σημ. II, K. AMANTOS, Die Suffixe 58, Ἀθηνᾶ 22 (1910), S. 203.

Namen gegenüber, von denen sie abgeleitet sind, verhalten, da oft die Belege und die heutigen Formen fehlen, um die ursprüngliche Gestalt rekonstruieren zu können. Für die Ethnika Daesitiates und Daesetini, Sardiates oder Sardeates müssen wir die Städtenamen *Desitia, *Sardia, die nicht belegt sind, voraussetzen. Dieses Suffix komme ferner bei Ethnika vor, die zu Städtenamen auf -ona gehören wie Flanona-Flanates, a quibus sinus nominatur. Beim Latinisieren der illyrischen Daesitiates, Docleates, Sardeates sei man nach dem Typus der lateinischen Ethnica auf -as, -atis: Arpinas-atis verfahren. So werden wir nach Skok wohl nicht fehlgehen bei der Annahme, daß die mit diesem Suffix gebildeten illyrischen Namen mehr nach dem Typus der a-Deklination flektieren: Labeatae, Dalmatae oder Delmatae. — Ebenso führt JOKL, Reall. d. Vorgesch. I (1924), S. 88, und VI (1926), S. 34 ff., den Stammnamen Catarbates an, Urbate am pannonischen Fluß Urbanus (heute Vrbas), die Stammnamen Σαρνυατες, Nedinates, Osseriates („Plattenseeanwohner"). Die Beispiele vermehrt HANS KRAHE, Die alten balkanillyrischen geographischen Namen (1925), S. 62; Lexikon altillyrischer Personennamen (1929), S. 147; ZONF. VIII (1932), S. 154; IF. 57 (1940), S. 130: Stammesnamen: Autariatae, Βαθιᾶται, Ethnika: Αὐενδεᾶται: Avendone, Olcinatae: Olcinium, Salviatae: Salvia, (Bis)tuates: Bistue, Pazinates: Pazina, Sapuates: Sapua, Auxates: Auxanum. Ortsnamen: Spalato, Lamatis, Aemate. Personennamen: Audata, Pleuratus.

Vergleichen wir das illyrische -āt mit dem albanischen -át-Suffix, so ist ihnen gemeinsam die Bildung 1. von pluralischen Stammes- oder Sippennamen; Delmatae-Demát; 2. Ortsnamen: Aemate-Filát; 3. Ethnika: Olcinatae: Olcinium-Zhulát a) Ortsname, b) „die Leute aus Zhulát", „der Mann aus Zh.". Die Art der Verwendung des Suffixes im Albanischen vermag vielleicht auch auf seine Funktion im Illyrischen einiges Licht zu werfen: zugrunde liegt wohl hier wie dort ein kollektives Pluralsuffix „die Nachkommen des X" vor. Daraus erklärt sich sowohl die Verwendung in Stammes- und Sippennamen als auch die in Ethnika und schließlich in Ortsnamen. Dies alles erklärt sich aus der für das Illyrische charakteristischen Tatsache, daß Ethnika und Ortsnamen voneinander nicht getrennt werden, der gleiche Name konnte beides bedeuten; s. W. SCHULZE, Zur Geschichte lateinischer Eigennamen 541; N. JOKL, Reall. d. Vorgesch. VI, 36; dasselbe gilt eben vom albanischen Sprachgebrauch, indem z. B. Progonát 1. den Ortsnamen, 2. einen Mann aus P. bezeichnet. Bei solchen Sippendorfnamen handelt es sich im Grunde um pluralische, auf profane Personennamen zurückgehende Ortsnamen wie Φίλιπποι im mazedonischen Thrazien nach dem Gründer PHILIPP II., Κλεωναί in Argolis usw. nach einem Κλέων benannt; s. KRETSCHMER, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, S. 418 ff.; F. SOLMSEN, Indogermanische Eigennamen als Spiegel der Kulturgeschichte (1922), S. 75. Sozial gliederten sich die Illyrer ebenso in Sippen und Stämme wie die heutigen Bewohner der albanischen Berge, ihre Ortsnamen gingen wohl ebenso auf Sippen zurück wie es in diesen Landen noch heute der Fall ist. Die obigen Ausführungen machen wohl gegenstandslos die Forderung G. WEIGANDS im Balkan-Archiv III (1927), S. 229: „-at müßte als illyrisch nachgewiesen werden" sowie seine Ansicht, das Suffix sei jedenfalls nicht ursprünglich albanisch, wohl aber in späterer Zeit eingeführt als Lehnsuffix aus dem Lateinischen, wie in Malinati, Pulati, Kastrati, Bushati. Es gilt dagegen, daß, wenn -át in diesen Namen mit dem Stammwort zusammen aus dem Lateinischen übernommen wurde, sich die oben belegte kollektive Verwendung doch nicht aus dem Lateinischen erklären läßt. Sind wir einmal vom eigentlichen Thema abgeschweift,

so bemerken wir noch, daß es noch ein anderes Sippendorfnamen-Suffix gibt, es ist das türkische pl. -lar in Nikollarë „Nikolausleute" in der Komune Moglicë bei Korçë, das U. 106 S. ausdrücklich als Sippendorf bezeichnet. Auch die in Albanien häufigen, auf das slawische Zugehörigkeitssuffix endenden Ortsnamen auf -ovë wie Lukovë, Mavrovë usw. scheinen im Suffix ihre Sippenherkunft anzugeben. Dagegen scheint -as in Krahas, Çukas, Bargullas usw. mehr eine lokalkollektive Funktion zu haben. Eine Untersuchung der Bildung der albanischen Ortsnamen wäre jedenfalls eine wichtige Aufgabe, geeignet, auch die Geschichte der albanischen Siedlungen zu klären.

In dem Die Städte, Märkte und Verwaltungssitze betitelten Kapitel wird der bedeutende türkisch-orientalische Einfluß in den Städten hervorgehoben. Der Linguist muß dasselbe für die Sprache feststellen. U. gliedert die südalbanischen Städte in drei Gruppen: 1. Die Küstenstädte: Vlorë, Sarandë; 2. die wichtigsten Städte am Ausgang der bedeutenden Ostwestwege: Elbasan, Berat, Delvinë, Peqin, in mancher Hinsicht Vlorë; 3. die Städte im Mittelpunkt einheitlicher Wirtschaftsgebiete: Korçë, Bilisht, Pogradéc, Gjinokastër, Përmét, Lushnjë, Fier. Als früher bestehende große Mittelpunkte erwähnt er Himarë, Leskovik, Konispol und Tepelenë. Als Verwaltungssitze zu erwähnen sind Çorovodë, Gramsh, Ersék, Ballsh und Gusmar. Sehr sauber und die fortschrittlichsten Niederlassungen Südalbaniens sind die Städte der Beckenlandschaften (Präfektur Korçë). Die albanischste Stadt Südalbaniens ist nach U. Gjinokastër, wo Wehranlagen und Stadtburgen die vorherrschenden Bauten sind. — Die Lage der ländlichen Siedlungen beschreibt die Schutzlage der Gehöfte und Häuser namentlich in der Talsohle, wo die Siedlungen hinter Gebüsch und Baumhecken verborgen liegen.

Der den Siedlungslandschaften Südalbaniens gewidmete II. Teil des Buches ist mehr eine geographisch-historische Studie. Der südalbanische Raum tritt uns als ein Gebiet von ungestümer geologischer Jugendlichkeit entgegen. Auch die ethnisch-historischen Schicksale dieses Landes sind von kurzer, abwechslungsreicher Dauer gewesen. Diese gewiß richtige Beobachtung kann man indes mehr oder minder auch auf andere Gebiete der Balkanhalbinsel ausdehnen. Nach JIREČEK sind hier nirgends soviel Städte zugrundegegangen als wie in der Skutari ebene und in Thrazien. Zu U.s These paßt die grausame Zerstörung von angeblich 150 epirotischen Städten durch AEMILIUS PAULLUS. — Die Einheitlichkeit des albanischen Raumes und die Eigenart des Volkes werden nach Gebühr hervorgehoben. — In dem darauffolgenden Kapitel Die Siedlungslandschaften wird Südalbanien folgendermaßen gegliedert (s. auch Karte S. 136): die Küstenebenen: Muzakja; die Hügelländer: Krabë, Dumré, Mallakastër, Arbri; die inneralbanischen Berglande: Çermenikë, Shpat, Mokër, die Gegenden von Moglicë und Voskopojë, Opár, Tomoricë, Skrapár, Potóm, Gegend von Frashër, Leskovik; der albanische Epirus: Kurvelésh, Gegend von Përmét, Zagorjé, Pogon, Gebiet von Gjinokastër, Albanische Riviera, Gegenden von Delvinë und Konispol; die südöstlichen Beckenlandschaften. — Rückblick. In diesen Abschnitten werden der geologische Bau und Charakter der Landschaft, die hydrographischen und klimatischen Verhältnisse eingehend behandelt. Dadurch werden die im I. Teil untersuchten Siedlungsverhältnisse auch von dieser Seite beleuchtet. In den Küstenebenen, in denen die oben besprochenen Flechtwerkhütten stehen, führt uns der Verf. in die versumpften, von der Malaria heimgesuchten Gebiete der Muzakja, in der eine durch klimatische und wirtschaftliche Mißstände verkümmerte Bevölkerung ihr Dasein fristet. Die Hügelländer sind die wohlhabendsten Gebiete Südalbaniens.

Die Bevölkerung wohnt in festen Wehrbauten und meist in Schutzlage befindlichen zusammengewachsenen Sippendörfern. Es sind Freibauern mit autarker Sippenwirtschaft. In den von tiefen Schluchten und Gebirgsketten voneinander getrennten inneralbanischen Bergländern überwiegen schöne Sippendörfer, zusammenhängende Häusergruppen und Starivlahdörfer. Hier haben die Albaner viele Gebiete erst im Laufe der mittelalterlichen und der neuen Geschichte erobern müssen. Der albanische Epirus weist voneinander sehr verschiedene Landschaften auf, in denen neben den griechisch-mediterranen Häusern der Himarë die ausgesprochenen Sippendörfer des Kurveleshplateaus mit Wehrbauten und die kullenartigen Bauten von Konispol im Çamischen auftreten. Der griechische Einfluß in Epirus tritt überall in die Erscheinung. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist im Gebirge die Viehzucht. Die südöstlichen Beckenlandschaften stellen das Einfallstor des Ostens nach Südalbanien dar. Dadurch erklärt sich das bunte Bild der Siedlungsformen: neben dem überwiegenden mazedonischen Haus gibt es hier Einflüsse aus Griechenland und Spuren von Tschiflikdörfern. Von den Dorfformen überwiegt die geschlossene.

Vom sozialen Standpunkt wichtig ist der religiöse Faktor in der Gestaltung des Siedlungsbildes: zwischen den Siedlungen der mohammedanischen und der christlichen Albaner können, wie U. bemerkt, große Gegensätze bestehen. Diesen Gegensatz merkt man besonders deutlich in den Städten. Er ist in Shkodër auch Nopcsa aufgefallen. In Gjinokastër sind die Häuser der Mohammedaner alte Stadtburgen von bisweilen verwahrlostem Aussehen, dagegen die Christenhäuser klein und griechisch-mediterran, niedlich, peinlich gepflegt, mit gut gepflastertem, mit vielen Blumen geschmücktem Hofe.

Es ist natürlich, daß der Verf. in diesem den Siedlungslandschaften gewidmeten II. Teil seines Buches sich mehrmals auch mit den ethnischen Verhältnissen Südalbaniens auseinandersetzt, so namentlich S. 128, 148, 154 f., 161, 164, 166 f., 170, 177, 183. Er ist geneigt, in den Albanern die Nachkommen der aus dem Osten in den südillyrischen Raum in nachchristlicher Zeit eingewanderten thrakischen Stämme zu sehen. Die Häufigkeit von Blonden in diesem Raum möchte er auf diese thrakische Herkunft zurückführen. Demgegenüber ist zu sagen, daß bei den älteren illyrischen Schädelformen von Glasinac auch die nordische Rasse vertreten ist; s. I. Schwidetzky, Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen, Jg. 1940, 11. Bd., 3. Heft, S. 153 ff. Somit braucht das blonde Element in Albanien nicht gerade thrakisch zu sein. Ferner ist uns von einer späteren Ostwestwanderung der Thraker in nachchristlicher Zeit nichts bekannt, in diesem Raum haben seit jeher bis zur Slawenzeit illyrisch-epirotische und makedonische Stämme gesiedelt. Der vom Verf. mehrmals gebrauchte Begriff der „thrakischen Albaner" hängt trotz der Theorien Hirts, Weigands, Barić's und anderer in der Luft, solange nicht die Linguistik die historischen Tatsachen beachtet. Eine labische Lokalsage des Kurveleshgebietes beurteilt U. 163 f. folgendermaßen: „Die Überlieferung berichtet, daß hier in früherer Zeit ein gewaltiges Heer einbrach, dessen Führer Kryelésh (der behaarte Kopf, der Langschopf) hieß. Dieser bekämpfte die Ansässigen, die von ihrem großen Priester Papazhuli angeführt wurden. Nach langem Kampf wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und die Einheimischen nahmen das Recht der Fremden an. Diese ließen sich im nördlichen Bergland, das nach ihrem Führer Kurvelésh benannt wurde, nieder. Diese Überlieferung, besonders auch die Tatsache, daß wir in diesem Gebiet einen auffallend blonden und blauäugigen Menschenschlag finden, spricht dafür, daß wir es hier mit gotischer Besiedlung zu tun haben

könnten (wenn es nicht gar thrakisch-albanisches Siedlungsgebiet ist, deren Bewohner sich auf Grund der Abgeschlossenheit besonders rein erhalten haben). Der Ursprung der erwähnten Überlieferung könnte durchaus auf die nachchristliche Einwanderung der thrakischen Albaner zurückführen." Man versteht nicht, warum es sich hier um eine gotische oder gar eine alte thrakische Einwanderung handeln soll, deren Erinnerung die Zeiten überdauert hätte. Es kann ebensogut eine bulgarische oder normannische Einwanderung gewesen sein. Wahrscheinlicher ist mir eine von den inneralbanischen Wanderungen, mit denen wir in früheren Zeiten häufig zu rechnen haben. Auch darf man nicht übersehen, daß die Blonden in Albanien brachycephal sind, H. Louis, Albanien (1928), S. 39. Es ist hier nicht der Ort, die albanische Herkunftsfrage weiter zu erörtern, vgl. jetzt zur Methode Georg Stadtmüller, Die albanische Volkstumsgeschichte als Forschungsproblem, Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa, Jg. 5 (1941), S. 58 ff. Betrachten wir die jetzige Lage, so ist Südalbanien heute albanischer Volksboden. Daneben gibt es fremde Volkssplitter: Aromunen sporadisch überall, besonders im Zentrum und im Osten, Bulgaren im Osten und Griechen im Süden. Der Verf. verfolgt den historischen Albanisierungsprozeß, wie die Albaner im Laufe der Jahrhunderte nach und nach Aromunen und Slawen im Osten entweder verdrängten oder assimilierten, besonders die letzteren. Von ihrer großen einstigen Verbreitung in Südalbanien legen Zeugnis die zahlreichen slawischen Ortsnamen ab, vgl. darüber A. M. Seliščev, Slavjaskoe naselenie v Albanii, Sofia 1931, und die Besprechung N. Jokls in der Slavia XIII (1934-35), S. 281—325, 609—645. Ein umgekehrter Bevölkerungsprozeß scheint mir der im Süden gewesen zu sein. Hier hat das Griechentum dank der griechischen Kirche ständig an Boden gewonnen. Im Epirus sind Slawen, Aromunen und Albaner im Griechentum aufgegangen. Die Ansicht des Verf., S. 166, daß es bei den Griechen des Drintales bei Gjinokastër sich um gräzisierte Slawen handeln könnte, habe ich in der Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa, Jg. 4, Heft 1/2 (1940), S. 83, vom sprachlichen Standpunkt aus ebenfalls geteilt. Das Vordringen des Albanertums im Süden fand nach U.s Ansicht unter Ali Pascha aus Tepelenë seinen Höhepunkt. Freilich hat Ali zur gewaltsamen Ausbreitung des Islams in diesen Landen, nicht gerade aber des Albanertums beigetragen. Er hat im Gegenteil den letzten albanischen Hort im äußersten Süden, die Sulioten, durch seine Kriege der teilweisen Gräzisierung entgegengeführt. — Zusammenfassend muß man billig zugeben, daß die ethnischen Verhältnisse längs des ganzen Randes des albanischen Sprachgebietes äußerst verwickelt und ungeklärt sind.

Diese Gedanken werden abschließend ausgeführt in dem letzten Abschnitt des Buches: Die Macht des Raumes. Hier wird im Sinne der geopolitischen Betrachtungsweise dargelegt, wie drei Faktoren: die natürliche Ausstattung des Raumes, die geschichtlichen Auswirkungen und die Eigenart der Bevölkerung das heutige Bild der Siedlungen Südalbaniens im Lauf der Zeiten geprägt haben. Die Natur der Landschaft und der Charakter dieses Raumes als eines ausgesprochenen Durchzugslandes haben auf die Geschicke der hier nacheinander auftretenden Völker tief eingewirkt. In diesem Kampfe konnte sich nur ein harter und kriegerischer Menschenschlag erhalten, das sind die heutigen albanischen Siedler dieses Raumes. Diese Siedler denkt sich der Verf. als junge Ankömmlinge, die ähnlich wie im albanischen Nordosten (Kosova) das Land eroberten und besiedelten. Die Annahme ist sicher richtig, aber einseitig. Ist doch dieses Land illyrischer Volksboden gewesen, den die Uralbaner beim Vordringen der Slawen verließen, um sich auf die Berge zurückzuziehen. So oft sich dieses Hirtenvolk im Gebirge

gestärkt fühlte, brach es in die Hügelländer und Täler aus und eroberte den uralten Volksboden aufs neue. Dieser Prozeß ist nach einer Idee REXHEP KRASNIQIS für die albanische Geschichte charakteristisch und nicht außeracht zu lassen; er wiederholt sich immer wieder in ihr. Betrachtet man den historischen Werdeprozeß unter diesem Gesichtspunkt, dann können Sätze wie dieser (S. 183) einmal revidiert werden: „Von den einst hier ansässigen illyrischen Stämmen finden wir kaum noch Spuren. Es müssen diese autochthonen Illyrer ein anderes Volk gewesen sein als die heutigen Albaner."

Zum Schluß wird noch sehr anschaulich die geopolitische Bedeutung dieses Raumes vor Augen geführt und dargelegt, wie die unmittelbaren Nachbarn um seinen Besitz miteinander ständig gerungen haben. Je nach dem Kräfteverhältnis ist es einmal der Osten, einmal der Westen. Das wiederholt sich, wie bereits ŠUFFLAY gesehen hat, bis in unsere Tage.

Am Schlusse dieser Betrachtungen angelangt, müssen wir unbeschadet der obigen Vorbehalte an dem Werk den wissenschaftlichen Ernst und die Gewissenhaftigkeit anerkennen. Mit echt deutscher Gründlichkeit und mit begeisterter Hingabe hat sich der Verf. an seine Aufgabe herangemacht und mit großem Fleiß sich in die einschlägige Literatur eingearbeitet. Die Stärke seines Werkes liegt in der deskriptiven Genauigkeit, in den ausgezeichneten Karten und Skizzen und in der allseitigen Betrachtung der Siedlungen innerhalb der Siedlungslandschaft. Zu kurz kommt meines Erachtens die kulturgeschichtliche Auswertung des Materials, die Aufzeigung der genetischen Zusammenhänge 1. der Siedlungen verschiedener südalbanischer Landschaften unter sich; 2. dieser Siedlungen mit denen des übrigen Albanien; 3. und der Beziehungen zu den Siedlungen der Nachbarländer, und das nicht nur in empfangender, sondern auch in gebender Rolle. Das hat bekanntlich NOPCSA für Nordalbanien getan. Die innere Einrichtung und der Hausrat sind ebenfalls zu wenig behandelt. Eingehender sollte man auch den Spuren eines albanischen Baustils nachgehen und die spezifisch albanische Wohnart als solche von der der Nachbarn herausheben. Wichtig für die Wanderung der Baustile, besonders in den Städten, ist die vom Verf. nicht berührte Herkunft der Maurer. So erklärt sich der mazedonische Haustyp in dem Westen durch die osttosk. Abstammung dieser Leute. Berühmt sind auch die Maurer aus Konitza und der Gegend von Jannina gewesen. Diese haben natürlich den heimischen Baustil weiter verpflanzt. — Bei den ethnographischen Betrachtungen sollte die Stammeseinteilung Südalbaniens in eigentliche Tosken, Laben und Çamen nicht außeracht gelassen werden. Möglicherweise hängt die Bauart auch vom Stammesmäßigen ab; das haben wir oben bei Betrachtung der Anlage der Dörfer gesehen. Zusammenfassend aber glauben wir in U.s Werk einen ausgezeichneten Ansatz zu sehen und hoffen von ihm eine tiefer schürfende Arbeit über den Gegenstand zu erhalten. Diese möge vor allem die inneralbanischen Zusammenhänge zwischen Norden und Süden aufweisen, von denen wir oben gelegentlich einige gestreift haben und die noch ihrer Entdeckung harren. Die nächste Aufgabe der albanischen Siedlungskunde wird die Erforschung der Siedlungen Albaniens sein.

Tirana. EQREM ÇABEJ.

Besiedlung und Herkunft der Dunajetzschwaben in der Zips

Die Siedlungsbewegung, die infolge der Vertreibung der Türken hauptsächlich nach Südungarn, Galizien und nach der Wolgagegend Rußlands ihre Richtung

nahm und die auch im 18. Jh. fortdauerte, trieb unter Joseph II. auch ins historische Oberungarn (heutige Slowakei) eine neue Besiedlungswelle, doch war diese im Verhältnis zur Gesamtheit der damaligen Deutschen im historischen Oberungarn natürlich gering. Die neuen Einwanderer waren größtenteils Oberdeutsche, zumeist Schwaben, außerdem aus Tirol und aus der Gegend der Ostalpen stammende Deutsche.

Im Rahmen dieses Besiedlungsvorganges ließen sich im Jahre 1786 im nördlichen Grenzgebiete des Zipser Komitates in Unterlechnitz und Altmeierhöfen (Nieder- und Oberschwaben) 23 Familien mit 108 Personen nieder, die zugleich die Begründer dieser beiden Gemeinden sind. Einige von ihnen gelangten auch — aber nur vereinzelt — in die benachbarten Gemeinden. Angeblich siedelte sie Joseph II. im Interesse der Dunajetzer Fischerei in Unterlechnitz und Altmeierhöfen, und zwar zwangsweise an.

Ihre deutsche Mundart herrscht verhältnismäßig nur noch in wenigen Familien, denn ein Teil der Jugend ist schon verslawisiert. Ein Kirchenprotokoll, das im Jahre 1872 gelegentlich des Besuches des Superintendenten in den zwei gänzlich evangelischen Gemeinden aufgenommen wurde und das höchstwahrscheinlich auf einem Protokoll vom Jahre 1825 beruht, erwähnt Württemberg als Heimat der Besiedler. Daher gehören also diese Besiedler nicht zur Gruppe der sogenannten „Nennschwaben", sondern sie sind als wirkliche, d. h. blutmäßige Schwaben zu betrachten. Die Ungarn bzw. die Polen nannten nämlich alle deutschen Besiedler, die im 18. Jh. nach Ungarn und Galizien strömten, welchen Stammes sie auch immer waren, mit dem Sammelnamen Schwaben. — Dr. E. Schwarz[1]) erklärte sie auf Grund ihrer Mundart für Rheinfranken, und zwar für Pfälzer, denn folgende charakteristische Eigentümlichkeiten ihrer Mundart sind fast durchwegs in der Gegend von Kaiserlautern-Dürkheim zu finden. So *kaul* (anstatt Pferd), *iš* (ist), *fešt* (fest), *net* (nicht), *pheffar* neben *feffar* (Pfeffer), *phund* (Pfund); *ēi* anstatt mhd. î und iu, z. B. *tsēit* (Zeit), *fēijr* (Feuer); *au* anstat mhd. û, z. B. *haus* (Haus); *e* anstatt mhd. ë, z. B. *wetr* (Wetter), *seks* (sechs); *ī* und *ū* anstatt mhd. ie, üe, uo, z. B. *līp* (lieb), *fīs* (Füße), *thūn* (tun), *tū* (du); das mhd. a vertiefte sich nicht zu o, z. B. *palt* (bald), *man* (Mann), *kartă* (Garten); das mhd. ê, ô blieben unverändert, z. B. *kēn* (gehen), *wē* (weh), *tōt* (tot), *krōs* (groß); außerdem kommt *hiŋă* (hinten), *peŋă* (binden), *hiŋər* (hinter) vor, in denen die Lautverbindung nt, nd sich zu *ŋ* veränderte; aus b am Anfange des Wortes wurde *p*, z. B. *pēi* (bei), *pēzə* (böse), *plēip* (bleibe); die Endung *-en* des Infinitivs wurde zu *ă*, z. B. *koxă* (kochen), *šlōfă* (schlafen); die Endung *-en* in der 3. Person Mehrzahl der Gegenwart lautet *-an*, im Partizip des Perfekts bleibt sie überhaupt weg, z. B. *sitsăn* (sitzen), *mējăn* (mähen), *kaprox* (gebrochen), *kaštorp* (gestorben); vor alten doppelten Mitlauten unterbleibt die Dehnung des Selbstlauts, z. B. *man* (Mann), *tiš* (Tisch), *rok* (Rock), *fax* (Fach); als Verkleinerungssilbe dient gewöhnlich *-l* oder *-la*, z. B. *flekl* (in der Bedeutung eines kleinen Stückes), *fēgălă* (Vöglein), *eplă* (Äpflein)[2]). — Schwarz erwähnt außerdem noch den Wandel des mhd. ei zu *ē* bzw. des mhd. ou zu *ā*, aber auf dem Unterlechnitzer Fragebogen des „Deutschen Sprachatlas des Tschechoslov. Staates" finde ich diesbezüglich nur fünf Belege: *nē* (nein), *klēdr* (Kleider), *farkāfă* (verkaufen), *turχkălāf* (durchgelaufen), *sāf* (Seife), aber mit bewahrtem Diphthong: *rein* (rein), *fleiš* Fleisch), *heis* (heiß), *anaplikχə* (Augenblickchen), *hauă* (hauen).

---

[1]) E. SCHWARZ, Sudetendeutsche Sprachräume. München 1935, S. 313.

[2]) Das *-la* ist eigentlich eine bayerisch-schwäbische Erscheinung; vgl. „Deutscher Sprachatlas", Karte bißchen.

Aber wenn wir auch jenem Kirchenprotokolle gegenüber die Lehren der Sprachforschung gänzlich annehmen, d. h. die Besiedler dieser zwei Dunajetzer Gemeinden nicht für Schwaben, sondern für Pfälzer halten, bleiben noch immer mehrere wichtige Einzelfragen unentschieden, nämlich ob sie aus ihrer Heimat sich unmittelbar hier niederließen oder durch Vermittlung der gleichzeitigen Pfälzer Ansiedlungen in Westgalizien[3]), ferner ob sie in geschlossener Menge aus derselben Gegend kamen, oder aus verschiedenen Orten.

Zu meiner größten Freude gelang es mir alle diese Fragen mittels eifrigen Nachforschens belegmäßig zu lösen.

Vor allem andern verschaffte ich mir aus dem Archiv der Topperzer evangelischen Muttergemeinde das Namensverzeichnis der Einwanderer vom Jahre 1786[4]). Der Titel desselben lautet: „Seelen-Verschreibung der unter dem Kayser Joseph dem II.-ten im Jahre 1786 im Monat Juli aus ihrem Vaterlande ausgewanderten, und nach Unterlechnitz und Alt-Mayer-Hof in Zipsen eingewanderten Colonisten" und enthält die Personaldaten von 15 Unterlechnitzer, sowie von 10 Altmeierhöfer Familien. Familienweise sind der Vor- und Familienname des Familienvaters, der Vor- und Familienname der Mutter aus ihrer Mädchenzeit, sowie die Seelenzahl der Familie aufgezeichnet. Die im Unterlechnitzer Verzeichnis unter der laufenden Zahl 14 eingetragene zweigliedrige Familie (Leonhard Mayer mit seinem Weibe Magdalena, römisch-katholisch) ist durchgestrichen und diese sind auch in die Summe der Unterlechnitzer, deren Seelenzahl sich auf 70 beziffert, nicht eingerechnet. Wahrscheinlich fühlte sich diese einzige römisch-katholische Familie in der ganz rein evangelischen Gemeinde nicht wohl und wanderte weg von hier. Ebenso ist Paul Hell mit seinem Weibe — eingetragen unter der Nummer 2 im Verzeichnis der Altmeierhöfer Kolonisten — zum katholischen Glauben übergetreten und ausgewandert[5]). Wie aus der Eintragung der letzten Unterlechnitzer Familie ersichtlich, wurde das ganze Namensverzeichnis nur nach 1814 — vielleicht aber gelegentlich der Vorbereitungen für den Besuch des evangelischen Superintendenten im Jahre 1825 — zusammengestellt. Diese Familie wurde nämlich ohne laufende Nummer und mit der Bemerkung eingetragen, daß sie später, und zwar am 1. November des Jahres 1814 einwanderte. Deshalb zählte ich sie als die 15. Familie in meiner Summierung. Mit Einrechnung dieser sechsgliedrigen Familie wäre laut des Verzeichnisses die Seelenzahl der Unterlechnitzer Einwanderer 70 bzw. die der Altmeierhöfer 38 also in den zwei Gemeinden 108 ursprüngliche Ansiedler, bestehend aus 14 Familien. Aber laut der Überschrift sind im Juli 1786 eigentlich nur 102 bzw. mit Einrechnung der gestrichenen zweigliedrigen Familie 104 Personen eingewandert.

Das Namensverzeichnis verrät — leider — nur in einem Falle, gerade im Falle der nachträglich im Jahre 1814 eingewanderten Familie den Geburtsort. Der Müller

---

[3]) In bezug auf die Pfälzer in Galizien vgl. W. Kuhn, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Deutschtum und Ausland, Heft 26/27. Münster i. W. 1930, S. 42.

[4]) Matrikel-Verzeichnis der ersten Einwanderer Nieder- und Oberschwabens (Unterlechnitz und Omajor) vom Jahre 1786 im Archiv der evangelischen Muttergemeinde Topperz.

[5]) Bei den Schwaben jenseits der Donau finden wir auch heute noch die strenge Absonderung nach den Konfessionen, so z. B. in Bonyhád wohnen die evangelischen Schwaben in einem, die katholischen in einem anderen Teile der Stadt. Sogar ihr Dialekt unterscheidet sich voneinander.

Martin Droppa, gebürtig aus Szent Iván, Komitat Liptau, wanderte mit seinem Weibe Maria Omaszta und vier Kindern in das zu Unterlechnitz gehörende Rote Kloster als Müller und Sägemeister ein. Das ist also ein Fall der inneren Besiedlung.

Auf den späteren Seiten desselben handschriftlichen Bandes, auf denen die Todesmatrikel beginnt, finden wir eine Aufzeichnung vom Jahre 1820 darüber, daß am 18. Februar in Unterlachnitz Anna Maria (geb. Szeizer), Witwe nach Johann Leins, im Alter von 80½ Jahren begraben wurde. Sie wurde in Württemberg, und zwar in Übenhausen bei Köppingen, geboren. Diese Frau stammte daher aus der Gegend des mittleren Neckars (ostsüdöstlich von Stuttgart). Diese vereinzelte schwäbische Herkunftsangabe weckt unwillkürlich den Verdacht, daß vielleicht auch in einigen anderen Fällen die Behauptung der Kirchenprotokolle vom Jahre 1825 bzw. 1872 sich rechtfertige. So in erster Reihe im Falle der Unterlechnitzer Familie Mögle und der Altmeierhöfer Familie Heberle auf namengeographischer Grundlage, da die Familiennamen mit der Verkleinerungssilbe -le eben schwäbisches Gepräge haben[6]).

Zum Glück kommt uns das grundlegend wichtige Werk zur Hilfe, welches Dr. F. Wilhelm und Dr. J. Kallbrunner unter dem Titel: „Quellen zur deutschen Siedlungsgeschichte in Südosteuropa" in München in der Schriftenreihe „Schriften der Deutschen Akademie" als Heft 11 herausgegeben haben[7]). In diesem wurden nämlich die Namensverzeichnisse jener reichsdeutschen Auswanderer mitgeteilt, die im 18. Jh. von der Wiener kaiserlichen Hofkammer zur Besiedlung des Temescher Banates sowie der galizischen Staatsgüter bzw. von der königlich ungarischen Hofkammer als Kolonisten für die Bátschka berufen wurden. Die Auswanderer wurden durch die österreichisch-ungarischen Disponenten in Wien mit Reisegeld versehen, deshalb aber auch zugleich in Evidenz genommen und dann gruppenweise nach ihrem Bestimmungsort abgeschickt. Den Wert dieser Einwandererverzeichnisse, als geschichtlicher Quellenwerke, steigert wesentlich der Umstand, daß diese den Vor- und Familiennamen des Familienvaters, dessen letzten Wohnort in Deutschland, ferner seine Beschäftigung, als auch die Seelenzahl der mit ihm ausgewanderten Familienmitglieder enthalten. Auf Grund dieser Daten gelang es mir die Unterlechnitz-Dunajetzer Siedlerfamilien, wie sie in den aus verschiedenen Zeiten stammenden Wiener Einwanderer-Verzeichnissen vorkommen[8]) — mit Ausnahme von

---

[6]) H. Bahlow, Deutsches Namenbuch. Neumünster i. Holstein 1933, S. 13. — Es ist ein bezeichnender Fall, daß z. B. in Budakeszi unter den deutschen Einwohnern 15 Familiennamen mit der Endsilbe -le vorkommen, was auf den schwäbischen Ursprung hinweist, obzwar ihr Dialekt (heute ua-Gruppe) mittelbayerischen Charakters ist. Vgl. M. Edit Esterle, Lautlehre des Budakeszer deutschen Dialektes. Német Philologiai Dolgozatok. Arbeiten zur Deutschen Philologie, Heft XLI, S. 14 u. 69.

[7]) Herrn Univ.-Professor Dr. Kuhn, der mich auf dieses Werk aufmerksam machte, sei hier inniger Dank ausgesprochen. Aber den Aufsatz von Markwart: „Aus der Geschichte der schwäbischen Ansiedlung Sublechnitz und Omajor in der Zips", Deutsches Volksblatt für Galizien 2, XII, 1910, vermochte mir selbst Herr Univ.-Professor Kuhn nicht zu beschaffen.

[8]) F. Wilhelm und J. Kallbrunner, „Quellen zur deutschen Siedlungsgeschichte in Südosteuropa", S. 252, 274, 288, 291. — Den wortgetreuen Text in der Reihenfolge der Familiennamen des Matrikelverzeichnisses siehe im Anhang unter B.

vier Personen — mit entscheidender Bestimmtheit wiederzufinden. Dadurch klärte sich mit einem Schlage nicht nur die Frage ihrer Herkunft, sondern auch die übrigen damit zusammenhängenden, schwebenden Fragen. Im ganzen zeigt nur die Seelenzahl einiger Familien einen Unterschied von 1—2 Personen in den zweierlei Verzeichnissen; diesen machen aber, unterwegs allenfalls vorgekommene Geburt, Tod oder Verlobung verständlich. So z. B. kommt der Knecht Niklas Koller in dem Wiener Verzeichnis der aus Deutschland am 22. Juni des Jahres 1786 Ausgewanderten noch für sich allein vor, aber im Verzeichnis der Altmeierhöfer Kolonisten schon mit seiner Braut Walburga Hirschmann, also schon als eine zweigliedrige Familie. Im Wiener Verzeichnis ist die Braut noch mit ihrer Mutter, die denselben Namen hat und Witwe ist, als einziges Familienglied eingetragen.

Über die zeitliche Verteilung der Unterlechnitz-Altmeierhöfer Kolonisten im Wiener Verzeichnis berichtet uns folgender Ausweis. Von den aus Deutschland:

am	10. August	1785	Ausgewanderten	ist	1 (1)	Familie	4	(2)	Seelen[9])
„	25. April	1786	„	„	1 (1)	„	1	(2)	„
„	13. Juni	1786	„	sind	5 (5)	Familien	19	(17)	„
„	16. „	1786	„	ist	1 (1)	Familie	11	(8)	„
„	21. „	1786	„	sind	9 (8)	Familien	39	(38)	„
„	22. „	1786	„	„	2 (2)	„	9	(10)	„
„	7. Juli	1786	„	„	2 (3)	„	15	(15)	„
„	8. „	1786	„	„	2 (2)	„	10	(10)	„
					23 (23)	Familien	108	(102)	Seelen

Wie aus dem Ausweis zu sehen, trifft der im Titel des Unterlechnitz-Altmeierhöfer Matrikel-Verzeichnisses vorkommende Monat Juli des Jahres 1786, als anfänglicher Zeitpunkt der Auswanderung aus der reichsdeutschen Heimat nur für einen kleinen Bruchteil der Kolonisten, zeitlich nur für die letzten 25 Ankömmlinge zu.

Aber die Überschrift verallgemeinerte das, da sie die oben angeführten Wiener Einwanderer-Verzeichnisse nicht kannte. Die erwähnten Kirchen-Protokolle vom Jahre 1825 und 1872 nehmen sogar den Monat Juli des Jahres 1786 schon als den Ankunftspunkt nach Unterlechnitz und Altmeierhof an. Aber wenn sie auch im besten Falle noch in den letzten Tagen des Monats Juli oder nur anfangs August dorthin ankamen, können wir fast als gewiß annehmen, daß sie aus Wien unmittelbar hieher gelangten und nicht nach einem, wenn auch nur kurzem, Aufenthalte in Galizien. In letzterem Falle würde die Überschrift oder eine Anmerkung des Matrikel-Verzeichnisses das bestimmt erwähnen.

Was aber die Behauptung des Unterlechnitzer Protokolls vom evangelischen Superintendentenbesuch im Jahre 1872 betrifft, daß Joseph II. sie zwangsweise hier ansiedelte[10]), so ist das wahrscheinlich so zu verstehen, daß auch diese Kolonisten ursprünglich — wie die zeitgenössischen Auswanderer überhaupt nach Galizien auswandern wollten und Ungarn absichtlich mieden, denn die damalige

---

[9]) In der Rubrik der Familien- und Seelenzahl bezieht sich die erste Zahl auf das Wiener, die in Klammern stehende Zahl auf das Unterlechnitz-Altmeierhöfer Verzeichnis. — Der Posten vom 25. April 1786 bezieht sich eben auf die in der Kirchenmatrikel durchgestrichene Familie.

[10]) J. Gréb, Zur Herkunftsfrage der Zipser „Schwaben". Neue Heimatblätter, 1, 1936, S. 171.

deutsche Meinung war allgemein „Ungarn ist der Deutschen Friedhof". — Deshalb zogen sie wahrscheinlich erst auf die strenge Anordnung des Kaisers Joseph II. dennoch nach Ungarn und gründeten diese zwei Dunajetzer Gemeinden. In diese Detailfrage werden wir nur dann entschiedene Einsicht gewinnen, wenn die zukünftige Forschung es klarstellen wird, wohin die anderen Teilnehmer der verschiedenen Einwanderergruppen, die in den Wiener Verzeichnissen angeführt sind, gelangten. Verhältnismäßig kam nur ein kleiner Teil in die zwei Dunajetzer Gemeinden.

Aber diese zwei römisch-katholischen Familien, die im Unterlechnitzer Verzeichnis unter laufender Zahl 114, im Altmeierhöferschen unter Zahl 2 eingetragen sind, zogen — nach kurzem Aufenthalt am Dunajetz in der Zips — wahrscheinlich nicht zufällig weiter nach Deutschgolkovice, in die Gegend von Neusandetz. Denn diese, als auch die deutschen Siedelungen in der Umgebung von Neusandetz, gehen auf rhein-pfälzische Besiedlungen in den Jahren 1781—1784 zurück. Da der Boden hier sehr fruchtbar ist, lockten offenbar eben ihre dortigen Landsleute — vielleicht sogar ein Blutsverwandter — die kaum 1—2 Jahre vor ihnen diesen schweren und langen Wandersweg durch Deutschland und Galizien mitmachten, sie dorthin. Und so ist es leicht möglich, daß nicht nur diese beiden Familien, sondern sämtliche Unterlechnitzer und Altmeierhöfer Kolonisten ursprünglich gerade in die deutschen Dörfer in der Umgebung von Neusandetz wandern wollten und sich nur auf den entschiedenen Wunsch des Kaisers Joseph II., also „zwangsweise" entschlossen, in den zwei Gemeinden am Dunajetz niederzulassen[11]).

Laut den Angaben der Wiener Verzeichnisse verteilen sich die Unterlechnitzer und Altmeierhöfer Kolonisten in Betreff auf ihre Zugehörigkeit nach Gegenden, Provinzen, d. h. nach politischen Regierungseinheiten folgendermaßen:

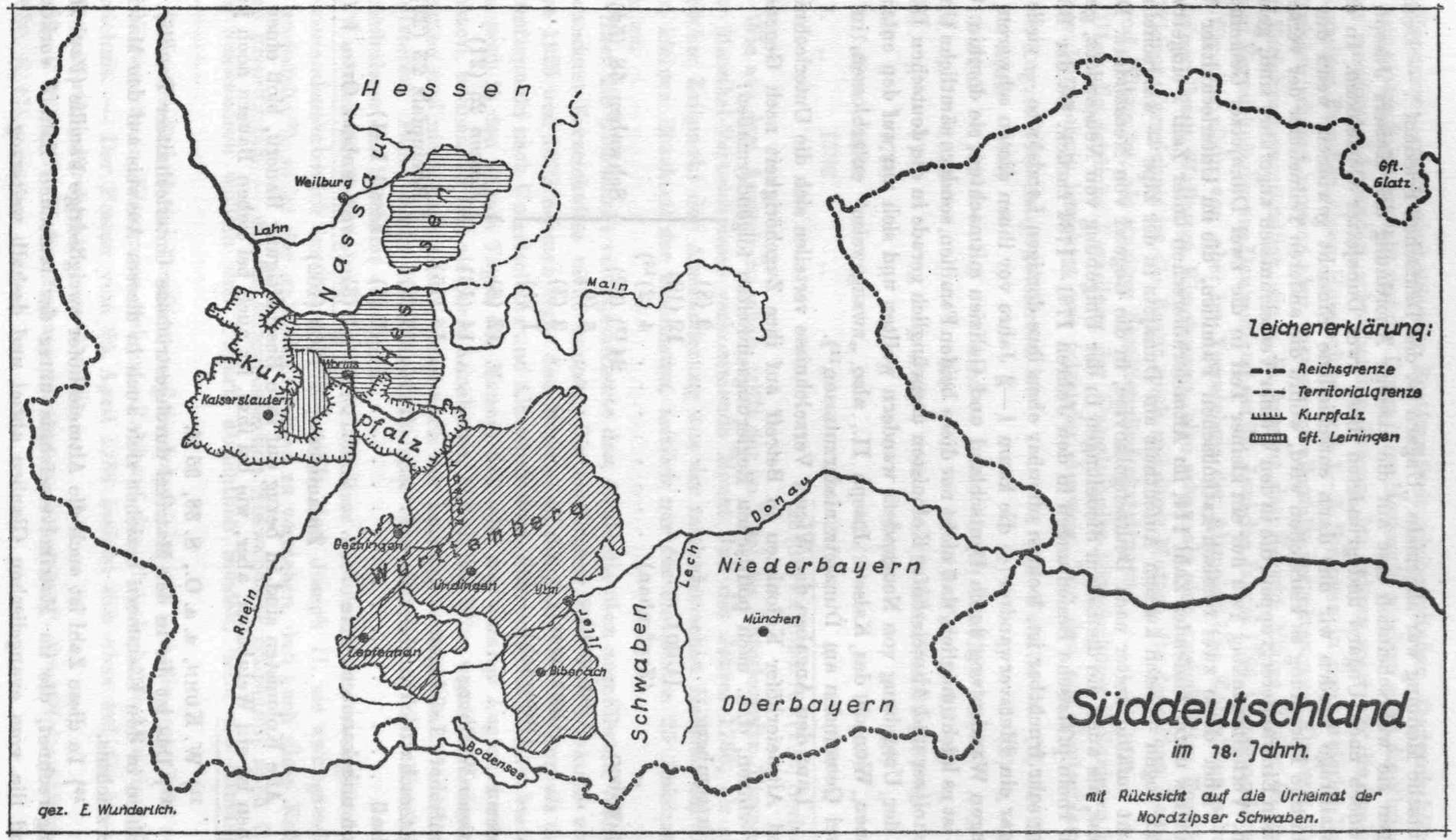
Württemberg	9 (8)	
„ (Ulm)	12 (12)	
„ (Zepfenhan)	4 (2)[12])	
Schwaben	24[13]) (22)	Schwaben 58 (54)
„ (Undingen)	5 (6)	
„ (Gechingen)	3 (3)	
„ (Biberach)	1 (1)	
Hessen	12 (8)	Hessen 25 (21)
Nassau-Weilburg	14 (13)	
Grafschaft Leiningen	15 (15)	Rheinpfalz 23 (23)
Ritterschaftlich	8 (8)	
Elsaß	1 (1)	Elsaß 1 (1)
Von unbekanntem Orte	1 (3)	von unbek. Orte 1 (3)
Zusammen	109 (102)	

Alle Kolonisten sind in bezug auf ihre Beschäftigung Bauern, bloß einer von ihnen ist ein Weinbauer, aber, wie bei ihm, ist auch bei sieben Bauern noch je ein

[11]) W. Kuhn, a. a. O., S. 38, 95 ff.

[12]) Das ist die in der Matrikel durchgestrichene Unterlechnitzer Familie. Die Zahlen in den Klammern beziehen sich auch in diesem Ausweis auf das Matrikelverzeichnis.

[13]) In diese Zahl ist auch die Altmeierhöfer zweigliedrige Familie (Paul Held) eingerechnet, die im Matrikelverzeichnis unter der laufenden Zahl 2 vorkommt und die vom evangelischen Glauben abfiel und deshalb weiterzog.


Hessen
Nassau
Weilburg
Lahn
Main
Hessen
Kurpfalz
Kaiserslautern
Worms
Württemberg
Rhein
Bodensee
Schwaben
Lech
Donau
Niederbayern
München
Oberbayern
Gft. Glatz
Leichenerklärung:
Reichsgrenze
Territorialgrenze
Kurpfalz
Gft. Leiningen
Süddeutschland
im 18. Jahrh.
mit Rücksicht auf die Urheimat der Nordzipser Schwaben.
gez. E. Wunderlich.

Handwerk als Beruf angeführt. Bloß ein alleinstehender Mann ist ein Gärtner, ein anderer ein Knecht. Ihre Beschäftigung gibt daher keinen bestimmten Anhaltspunkt in der Richtung, daß Kaiser Joseph II. im Interesse der Dunajetzer Fischerei sie hier angesiedelt hätte, da die Fischerei nach dem Weggang der Mönche aus dem Roten Kloster ganz verwaist blieb. Aber trotzdem kann auch dieser Beweggrund für die Ansiedlung bestehen, wenn auch nur in Verbindung mit der Ackerbautendenz.

Den letzten deutschen Wohnsitz, d. h. den Ausgangspunkt der Einwanderer bezeichnen die Wiener Verzeichnisse nicht immer mit der Benennung einer bestimmten deutschen Ortschaft, sondern begnügen sich oft bloß mit der Bezeichnung der Gegend bzw. der Provinz. Bei einer Person (Niklas Köller) fehlt überhaupt jede geographische Angabe, bei zwei anderen (Johann Frick und Jakob Mögle) ist die Zahl der Familienmitglieder nicht aufgezeichnet, daher bleibt der Geburtsort der in der Kirchenmatrikel vorkommenden Weiber unbekannt. Von einer viergliederigen Unterlechnitzer Familie (Gustav Kölly) gibt es in den Wiener Verzeichnissen keine Spur.

Die Grafschaft Leiningen erstreckt sich von Worms nach Westen und Südwesten, davon westlich liegt Kaiserlautern, aber alle sind in der Kurpfalz[14]). Es gab zwar im 18. Jh. drei Reichsritterschaften, und zwar eine schwäbische, eine fränkische und eine rheinische, aber hier ist höchstwahrscheinlich die rheinische Ritterschaft, genauer die oberrheinische Ritterschaft zu verstehen, zu welcher unter anderen auch die Gegend von Kaiserslautern und Dürkheim gehörte[15]). Dr. E. SCHWARZ hat daher auf rein sprachlicher Grundlage annähernd richtig den Herkunftsort der Kolonisten festgestellt, obzwar dieser zahlenmäßig nur für einen kleinen Bruchteil der Besiedler zutrifft. Die Kolonisten stammen daher nicht in geschlossener Menge aus einer einzigen Gegend, noch weniger bloß aus 1—2 Gemeinden, sondern fanden sich aus mehreren Gegenden und aus noch zahlreicheren Gemeinden zusammen. Die Wiener Verzeichnisse aber verraten von letzteren nur einen kleinen Teil.

Die rechte Hälfte des obigen Ausweises enthält die Zusammenfassung der Kolonisten nach Volksstämmen, und zwar zahlenmäßig in abnehmender Reihenfolge. Besonders überraschend ist das große Vorherrschen der Schwaben, ihre Zahl allein übertrifft die anderen insgesamt. Die Rheinpfälzer folgen erst nach den Hessen, also nur an dritter Stelle und laut der obigen Feststellung von E. Schwarz (vgl. oben S. 257 f.) drückten dennoch diese auch bis heute unauslöschbar den Stempel ihres Volksstammes dem Unterlechnitz-Altmeierhöfer Dialekt auf. Hier haben wir also einen solchen Fall der Kolonistenmundart, in dem die Sprache der Minderheit die Oberhand über die Mehrheit gewinnt, wie z. B. in der schwäbischen Kolonisationsmundart in der Umgebung von Culm und Thorn in Westpreußen[16]).

Das ist um so überraschender, als ja in Galizien die pfälzischen Siedlungen in polnischer Umgebung leichter zurückgedrängt, ja sogar ganz zerbröckelt wurden, als die deutschen Kolonien in Böhmen. Der Grund dessen ist der, daß die letzteren

---

[14]) DROYSEN, Allgemeiner hist. Handatlas, 1886, auf der Seite Deutschland im 18. Jh.

[15]) H. MÜLLER, Der letzte Kampf der Reichsritterschaft um ihre Selbständigkeit (1790—1815). Berlin 1910. Historische Studien, Heft 77, S. 17 f.

[16]) E. SCHWARZ, Probleme alter Sprachinselmundarten. P. B. B. 1934, S. 233 ff. Näheres.

fest zusammen hielten, planmäßig handelten, bedacht und zielbewußt waren, während bei den Pfälzern alle diese Tugenden fehlten[17]).

Es bleibt der zukünftigen Forschung vorbehalten die Gründe und Umstände klarzulegen, die in vorliegendem Falle dennoch eben das sprachliche Übergewicht der Pfälzer gegenüber den Hessen, als auch besonders gegenüber den an Zahl ihnen überlegenen Schwaben begünstigten. Hier will ich wenigstens auf den Hauptgrund hinweisen.

Gewiß bewiesen die Pfälzer in ihrem neuen Wohnsitz vom Anfang an in jeder Beziehung die größte Entschlußkraft, den regsten Unternehmungsgeist, verschafften sich mit ihren organisationischen Verfügungen, mit ihrer Regsamkeit unbedingtes Ansehen und wurden zufolge ihrer Tüchtigkeit bald die Leiter auch der etwas schwerfälligen Schwaben und Hessen. Demzufolge trachteten die letzteren auch die Mundart der Pfälzer, gleichsam als den Anfangspunkt ihres Fortkommens und Erfolges, sich anzueignen[18]). So ist es dann schon überhaupt nicht mehr verwunderlich, daß die Mundart der ursprünglich zahlenmäßig spärlichen Pfälzer allmählich immer mehr vordrang, ja bald allgemeinherrschend wurde, und zwar in dem Maße, daß wir in der heutigen, unstreitig ausgeglichenen Mundart nur noch den rheinpfälzischen Charakter zu erkennen vermögen. Auch in Weltrelation — so scheint es wenigstens — hängt die Verbreitung einer Sprache in erster Reihe von der Macht, dem Gewicht der betreffenden Nation ab, nicht aber von ihrer zahlenmäßigen Stärke. England, das ursprünglich kleine Inselland, nachdem es mit seiner Politik und seinem Handel die Welt eroberte, übergab 250 Millionen Menschen seine Sprache, davon 175 Millionen als Muttersprache. Hingegen sprechen vergebens 112 Millionen das Russische (davon Großrussisch 70 Millionen und Ukrainisch 35 Millionen, also insgesamt 105 Millionen als Literatursprache), es überschritt trotz der Werke von Dostojewskij und Tolstoj kaum seine Landesgrenzen, vermochte keine Stoßkraft auszuüben.

Aber findet sich wirklich keine Spur von den Hessen und Schwaben in der heutigen Mundart der zwei Gemeinden?

Ohne in der Beantwortung dieser Frage auf Vollständigkeit Anspruch erheben zu wollen, sei es mir gestattet wenigstens folgende schwäbische mundartliche Eigentümlichkeiten hervorzuheben: 1. die Lautgruppen *st* und *sp* werden noch in größerem Maße zu *št*, *šp* als in der Pfälzer Mundart; z. B. *kēš tu* (gehst du), *tu terfš* (du darfst), *tunrštă* (Donnerstag), *tinštă* (Dienstag), *samštă* (Samstag), *hetš tu* (hättest du), *sunšt* (sonst). — 2. Die Beibehaltung des mhd. ei, ou als Diphthong (vgl. oben S. 257). — 3. Familiennamen mit der Endung *-le*: Mögle, Haberle und die Verkleinerungs-

---

[17]) W. Kuhn, a. a. O., S. 50 f., 175 f.

[18]) Daß die jüngere Generation der Mälterer gleichfalls aus Nützlichkeitsgründen gewisse Eigenartigkeiten der Bélaer Mundart übernahm, besonders das offene ä vor rr, habe ich in meiner „Zipser Volkskunde", S. 85 und 91, eingehender auseinandergesetzt. Der Grund dessen ist, daß die Äcker der Bélaer Bürger nicht von den benachbarten Bauschendorfern, sondern eben von den Mälterern bearbeitet wurden. Infolge dieses lebhaften geschäftlichen Verkehrs passen sie sich auch sprachlich an die Mundart der Bélaer, als ihrer Brotgeber an. Weil die Mälterer die Bélaer Mundart mit ihrem städtischen Anstrich schon als etwas Vornehmeres, Höherstehendes betrachteten, und zwar infolge ihres abhängigen Verhältnisses in noch um so gesteigerterem Maße, sind sie bestrebt, auch durch die sprachliche Anpassung ihre Erwerbsmöglichkeiten sich zu sichern.

silbe *-la* (vgl. oben S. 257, Anm. 2, und S. 259, Anm. 6). — 4. Der Wandel des vor „n" stehenden „i" in „e", wenigstens in Familiennamen *Wenkelmess* (vgl. Wiener Verzeichnis) und im Worte *est* (*ißt*). — 5. Die Aussprache des „g" am Ende des Wortes als Spirant, z. B. *fertiχ* (fertig), *parχă* (Berge), *fünftsiχ* (fünfzig). — Endlich kann die Verkleinerungssilbe „che" (phonetisch *χə*) ebenso hessischen als rheinpfälzischen Ursprunges sein[19]). Z. B. *anaplikχə* (Augenblickchen), *mauerχə* (Mäuerchen), *šēfarχă* (Schäferchen, Mehrzahl).

Die heutige Mundart der zwei Gemeinden ist daher rheinpfälzischen Charakters mit einigem schwäbischen Anstrich[20]).

Die ursprüngliche Einwohnerzahl der zwei Gemeinden von 108 (bzw. 102) Seelen des Jahres 1786 steigerte sich im Jahre 1804 auf 140, 1815 auf 212 Personen[21]) und beträgt laut der Volkszählung vom Jahre 1921 insgesamt 315, von denen sind 90 Deutsche, darunter 87 evangelisch[22]).

Als Anhang seien nun zwei in Frage kommende Verzeichnisse wortgetreu angeführt.

A.

Matrikel-Verzeichnis der ersten Einwanderer Nieder- und Oberschwabens (Unter-Lechnitz und Ómajor) **vom Jahre 1786 im Archiv der evang. Muttergemeinde Topperz** (wortgetreuer Abdruck):

Seelen-Verschreibung

der unter dem Kayser Joseph dem II-ten im Jahre 1786 im Monat Juli aus ihrem Vaterlande ausgewanderten und nach Unter-Lechnitz und Alt-Mayer-Hof in Zipsen eingewanderten Colonisten.

1. Unter-Lechnitz.

Familien Nro.	Ihre Namen	die Seelen-Zahl
1.	Georg Quirin mit seinem Weibe Gertruda Gundelhammer mit 2 Söhnen und 3 Töchtern	7
2.	Jakob Mayländer mit seiner Braut Anna Maria	2
3.	Gustav Kölly mit seinem Weibe Rosina, 1. Sohne u. 1. Tochter	4
4.	Georg Braun mit seinem Weibe Margareta Bergesz	2
5.	Philipp Homiller mit seinem Weibe Catharina mit 3. Söhnen und 2. Töchtern	7
6.	Jakob Winkelmäsz mit seinem Weibe Margareta Mischlerin mit 2. Töchtern	4
7.	Jacob Schlosser mit 4. Söhnen u. 1. Tochter	6
8.	Marcus Preüsz mit seinem Weibe Anna Maria Schurrin	2

[19]) Vgl. die Karte „Mäuerchen" im Deutschen Sprachatlas.

[20]) Daß die stark übervölkerte Rheinpfalz in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s überallhin Kolonisten abgegeben hat (in die Gegend Kleve am Niederrhein, Ungarn, Galizien, Wolgakolonien, Nordamerika usw.) vgl. E. SCHWARZ, Sudetendeutsche Sprachräume. München 1935, S. 313.

[21]) H. KASER, Der Volks- und Kulturboden des Slowakeideutschtums. Schriften des Osteuropa-Instituts in Breslau. Neue Reihe, Heft 2. Breslau 1934. Priebatschs Verlag, S. 101.

[22]) Als Rechenschaftsbericht ihrer neuesten Geschichte vgl. 150 Jahre Schwabenleben am Dunajetz. Karpathen-Post, Jg. 1937, Folge 31.

9. Henricus Schving, mit seinem Weibe Salomea Koller u. 3. Söhnen, auch einer Tochter 6
10. Jakob Mögle mit seiner Tochter Salome 2
11. Johann Adam Melchert mit 6. Söhnen u. einer Tochter 8
12. Engelhard Büx mit seinem Weibe Christina, u. mit 1. Sohn auch 5. Töchtern 8
13. Johann Leinsz mit seinem Weibe Anna Maria, u. 2. Söhnen auch 2 Töchtern 6
14. Leonhard Mayer mit seinem Weibe Magdalena, römisch-katholisch[23]) 2
Von 1-ten Now. Ao. 1814.

Ist der Miller Martin Droppa, gebürtig aus Szent-Ivan in Liptau mit seinem Ehe-Weibe Maria Omaszta und vier Kindern als Andreas, Joseph, Paulus und Susanna, folglich in allem 6
Seelen ins Rothe Kloster als Miller und Seeg-Meister angekommen

Summa 72 Personen

II. O-Mayor.

Familien Nro.	Ihre Namen	die Seelen-Zahl
1.	Jacob Weinbrenner mit seinem Weibe Magdalena Stark u. mit 1. Tochter	3
2.	Paul Held mit seinem Weibe Ursula sind vom evangel. Glauben abgefallen von hier nach Gollgovicz, von daher nach Bartsits, dann nach Csovar, u. wieder ins Reich zurück abgereist. Ihr Gut hat bekommen Johann Frick mit seinem Weibe Catharina Winkelmäsz	2
3.	Georg Frick mit seinem Weibe Ursula. Miller mit 5. Kindern	7
4.	Johann Lucz mit seinem Weibe Walburga, und mit 1. Sohne auch 2. Töchtern	5
5.	Michael Bausch mit seinem Weibe Angelica und mit 2. Söhnen auch 2. Töchtern	6
6.	Nicolaus Koller mit seiner Braut Walburga Hirschmann	2
7.	Ulricus Heberle mit seinem Weibe Dorothea, mit 2. Söhnen u. 2. Töchtern	6
8.	Michael Haar mit seinem Weibe Catharina Schlosser	2
9.	Georg Wittlinger mit seinem Weibe Anna Maria Schölin, dann mit 1. Sohn u. 1. Tochter	4
10.	Jacob Rau mit seinem Weibe Angelica Eberhard. Sind von hieher nach Golgowice gezogen, später hin nach Bierbrunn als Wittwer	1
	Summa	38
	Sub-Lechnitz	72
		110

B.

Herkunftsangaben der ersten Besiedler Unter- und Oberschwabens (Unterlechnitz und Altmeierhöfen) **vom Jahre 1786 auf Grund der Wiener Verzeichnisse über die reichsdeutschen Auswanderer[24]).**

[23]) In der Urschrift ist die ganze Eintragung unter Nro. 14 durchgestrichen.

[24]) Die von mir wortgetreu mitgeteilten Personal- und Herkunftsangaben jeder Familie beginnen hier mit dem Datum der Aufnahme in die Einwanderer-Verzeichnisse in Wien. Die dem Vor- und Familiennamen folgende Seiten- (S.) und Zeilen-

I. Unterlechnitz = Niederschwaben.

Nro. 1. 13. Juni 1786; Georg Quirin, 8 P., Bauer und Strumpfstricker, aus dem Nassau-Weilburgischen (S. 288, Z. 72).

2. 13. Juni 1786: Jakob Maylender, 3 P., Bauer, aus dem Württembergischen (S. 288, Z. 46).

3. Gustav Kölly . . .

4. 13. Juni 1786: Georg Braun, 2 P., Bauer, aus dem Württembergischen (S. 266, Z. 74).

5. 7. Juli 1786: Philipp Hohnmüller, 7 P., Bauer aus dem Leiningischen (S. 291, Z. 7).

6. 13. Juni 1786: Jakob Wenkelmeß, 4 P., Bauer und Leinweber, aus dem Württembergischen (S. 288, Z. 53).

7. 7. Juli 1786: Peter Jakob Schlosser, 6 P., Bauer, aus dem Leiningischen (S. 291, Z. 4).

8. 13. Juni 1786: Markus Preiß, 2 P., Bauer, aus Ulm (S. 288, Z. 55).

9. 21. Juni 1786: Heinrich Schwing, 6 P., Bauer, von Pißdorf, aus dem Nassau-Weilburgischen (S. 289, Z. 30; heute: Pisdorf, Kr. Zabern).

10. 21. Juni 1786: Jakob Mägel, Bauer, aus dem Elsaß (S. 289, Z. 38).

11. 16. Juni 1786: Johann Adam Melchert, 11 P., Bauer und Schuster, aus dem Hessischen (S. 288, Z. 92).

12. 22. Juni 1786: Engelhard Büx, 8 P., Weinbauer, Pottaschensieder und Farbenmacher, aus dem Ritterschaftlichen (S. 290, Z. 18).

13. 21. Juni 1786: Johann Leins, 5 P., Bauer, von Uhnigen aus Schwaben (S. 289, Z. 68; heute: Undingen, OA. Reutlingen).

14. 10. Aug. 1785: Leonhard Mayer, 4 P., Zimmermann und Bauer, von Zepfenhan am Neckar (S. 252, Z. 76; heute: Zepfenhan, OA. Rottweil).

II. Altmeierhöfen = Oberschwaben.

Nro. 1. 21. Juni 1786: Jakob Weinbrenner, 3 P., Bauer von Gechingen aus Schwaben (S. 289, Z. 66; heute: Gechingen, OA. Calw).

2. 21. Juni 1786: Paul Held, 3 P., Bauer und Schneider, aus Schwaben (S. 289, Z. 76).

25. Apr. 1786: Johann Frick, Gärtner, von Biberach aus Schwaben (S. 274, Z. 94; heute: Biberach, BA. Neu-Ulm).

3. 21. Juni 1786: Johann Georg Frick, 7 P., Bauer, aus Schwaben (S. 289, Z. 65).

4. 21. Juni 1786: Johann Lutz, 5 P., Bauer und Leinweber, aus Schwaben (S. 289, Z. 73).

5. 21. Juni 1786: Michel Bausch, 5 P., Bauer und Schneider, aus Schwaben (S. 289, Z. 80).

6. 22. Juni 1786: Niklas Köller, Knecht (S. 290, Z. 5).

21. Juni 1786: Walburga Hirschmännin, 2 P., Bauernweib, aus Schwaben (S. 289, Z. 78).

(Z.) Zahl weist auf die betreffende Stelle im Wilhelm-Kallbrunnerschen Quellwerk hin, im Notfall mit näherer Bestimmung der dort angeführten Herkunftsortschaft. P. = Personen, Kr. = Kreis, OA. = Oberamt, BA. = Bezirksamt. Die Reihenfolge der Familien entspricht der des Matrikel-Verzeichnisses (vgl. Anhang unter A). Die unter Laufender Zahl I. 3. angeführte Familie kommt in keinem Wiener Einwanderer-Verzeichnis vor.

7. 8. Juli 1786: Ulrich Häberlen, 6 P., Bauer, aus dem Ulmischen (S. 291, Z. 47).
8. 7. Juli 1786: Michel Haar, 2 P., Bauer, aus dem Leiningischen (S. 291, Z. 5).
9. 8. Juli 1786: Georg Wittlinger, 4 P., Bauer, aus dem Ulmischen (S. 291, Z. 46).
10. 21. Juni 1786: Jakob Rau, 2 P., Bauer, aus Schwaben (S. 289, Z. 74).

Aszód (Komitat Pest, Ungarn). JULIUS GRÉB.

Ein alter „Gewährs-Schein" aus der Zeit der theresianischen Kolonisation im Banat

Der Grundbesitz der deutschen Siedler in Südosteuropa ist heute keineswegs einheitlich, sondern er weist große Unterschiede auf. Zwischen dem landlosen Kleinhäusler und dem Großbauern mit mehreren hundert, ja tausend Joch Land kommen alle Zwischenstufen des Kleinst-, Klein- und Mittelbauern mit steigender Jochzahl vor. Das war ursprünglich nicht so. Durch die Landzuteilung bei der Ansiedlung erhielt vielmehr jeder Ansiedler eine gleich große Ackernahrung. Gewisse Unterschiede gab es allerdings auch damals schon. Die Kleinhäusler und Gewerbetreibenden waren so gut wie nicht am Bodenbesitz beteiligt. Die Bauern aber erhielten oft nicht eine ganze Session (30 Joch) sondern in vielen Dörfern nur Bruchteile einer Session, z. B. eine Dreiviertel-Session (24 Joch), eine Fünfachtel-Session (20 Joch) oder eine halbe Session (16 Joch), untereinander aber gleich viel. Erfolgte die Besiedlung in verschiedenen Etappen, so kam es auch vor, daß die ersten Siedler ganze, die nachfolgenden nur halbe Sessionen erhielten, wie es z. B. in Ostern[1]) bei Hatzfeld im Banat der Fall war, wo in den Jahren 1772 und 1785 je 50 ganze Bauernstellen errichtet wurden, wo aber bei der dritten Ansiedlung im Jahre 1792 für die 40 neuen Bauernstellen nur Land für eine ganze Session und für 39 halbe Sessionen vorhanden war. Diese dritte Ansiedlung erfolgte für nachgeborene Bauernsöhne, die vom väterlichen Erbe ausgeschlossen waren und für die neue Lebensmöglichkeit geschaffen werden mußte.

Das den Siedlern zugeteilte Land war jedenfalls im großen und ganzen immer von gleicher Größe und sollte auch in dieser Größe ungeteilt zusammenbleiben und sich mit dem Hof unverändert vererben. Das war eine Grundbedingung der Ansiedlung, wie sie auch in dem folgenden Gewährs-Schein zum Ausdruck kommt.

Gewährs-Schein Nr. *26*.

Vermög welchen den Haus-Innhabern in dem unter hiesigen District gehörigen Dorf *Teutsch-Csanad Namens Niklas, des Peter Jung Sohn, und dessen Kinftiges Eheweib* die auf dessen Behausung allda Nr. *26* durch die Individuelle Grundzutheilung zugefallen, im Grundbuche Fol. *26* beschriebene, nachfolgende mit dem Feld Nro. *14* bezeichnete *Ein und dreißig* Joch-Grundstücke, in der im besagten Grundbuche beschriebenen Lage und Angränzung als ein wahres Eigenthum zum freyen Genuß zugeschrieben, und kraft gegenwärtigen Schein doch mit der Bedingniß gewähret wird, daß diese Grundstücke mit dem Hause ohnzertrennlich verbleiben, und keines von dem anderen unter keinerley Vorwand abgetretten und hindangegeben werden könne.

---

[1]) Vgl. P. PINK, Die Heidegemeinde Ostern (Temeschburg 1935), S. 23.

Und zwar

Ein Joch Haus-grundt, worauf ein Von gestampter Erde errichtetes Haus befindlich.
Acht Joch Winter Saat. Sub Nr. 14 an Bonification 2 Joch 800 Klafter
Acht Joch Sommer „ „ „ 14 „ do. nichts
Acht Joch Prag Felder „ „ 14 „ do. do.
Sechs Joch Wiesen „ „ 14 „ do. do.

Pr. Kaiserl. Königl. Verwalter-Amts-Canzley
des *Csanader Districts*
Groß St. Miklosch, den 19. ten Novembris 1773
Mich(ael) *Konst*(antin) *Hoffmann*
Dists-Steuer-Ehmer
Leopold Pehaker
Gegenhdler

ohnentgeltlich erfolgt.

Solche Gewährsscheine sind als Besitzbescheinigungen, als Auszüge aus dem Grundbuch anzusehen und sind bei Familienurkunden und in Gemeindearchiven öfters anzutreffen. Sie sind vorgedruckt und nur die oben kursiv gedruckten Stellen wurden für die jeweiligen Siedler und Ansiedlungsorte mit der Hand ausgefüllt. Der obige, Deutsch-Tschanad (Csanád) betreffende, befindet sich in Neu-Sankt-Johann (Ujszentiván) bei Szegedin, da die dortigen Siedler meist aus Tschanad stammten. Er wurde am 19. November 1773 in Groß-Sankt-Nikolaus von dem Distrikts-Steuereinnehmer M. K. Hoffmann ausgestellt und von LEOPOLD PEHAKER als Gegenhändler mit unterzeichnet. Er bescheinigt dem Siedler NIKOLAUS JUNG die Übergabe eines Hausplatzes (1 Joch) mit einem gestampften Haus und 30 Joch Land, das in 8 Joch Wintersaat, 8 Joch Sommersaat und 8 Joch Brachfeld sowie 6 Joch Wiesen eingeteilt ist. Die Dreiteilung des Ackerlandes mit einem Drittel Brache weist auf die damals übliche einfache Dreifelderwirtschaft hin.

Die Gleichheit und Unteilbarkeit des Bodenbesitzes hielt in den deutschen Siedlungen verhältnismäßig lange an. Für die nachgeborenen Bauernsöhne wurde eben immer neuer Lebensraum geschaffen, sei es daß Land in fremdvölkischen Nachbargemeinden gepachtet oder aufgekauft wurde, sei es daß leere Räume zwischen den Siedlungen (durch Tochter- oder Nachwuchssiedlungen) aufgesiedelt oder neue Siedlungsgebiete erschlossen wurden, wie z. B. Slawonien seit Ende des 19. Jh.s von der Tolnau, der Batschka und dem Banat aus. Ein weiterer Teil des Bevölkerungsüberschusses fand im Gewerbe, in der sich entwickelnden Industrie der Städte und seit etwa 1900 auch durch die Auswanderung nach Übersee verhältnismäßig leicht sein Fortkommen. Aber mit der zunehmenden Agrardichte verbreitete sich auch bei den deutschen Bauern im Südosten besonders seit der zweiten Hälfte des 19. Jh.s der liberale Gedanke, jedes Kind bei der Erbfolge „gleich zu behandeln". Die Realteilung trat an die Stelle der Anerbensitte. Es entwickelte sich eine Zersplitterung, eine Verschiedenheit im Grundbesitz und Zwergbetriebe, wie sie vor allem aus dem Südwesten des Reiches bekannt sind. Es entstanden durch die Erbteilung „halbe" bzw. „Viertelbauern" mit halbem bzw. Viertelrecht an der Allmende. Eine weitere Teilung als Bauer war nicht möglich, denn „Achtelbauern" gibt es nicht. Der Betreffende verlor vielmehr alsdann seinen Bauerncharakter, seinen Anteil an der Gemeinschaft, an der Allmende, und wurde Kleinhäusler. Damit war eine Entwicklung erreicht, die ganz im Gegensatz zu der Siedlungsabsicht des 18. Jh.s steht, denn die Unteilbarkeit des Bodens war ja, wie aus obigem Gewährs-

schein klar hervorgeht, die wesentliche Bedingung der Ansiedlung, da der Erbhofgedanke als die einzig mögliche Art, den Bestand des Bauerntums zu sichern, im Prinzip auch damals schon erkannt war.

Darmstadt. HEINRICH GRUND

Ein deutscher Kolonisierungsversuch in der Moldau im Jahre 1834

Im Sommer dieses Jahres in dem Staatsarchiv von Jassy unternommene Studien haben zu der Entdeckung eines reichen Dokumentenmaterials geführt, das verschiedene Probleme im Zusammenhang mit der Geschichte der Rumänen betrifft. Jetzt, nachdem Rumänien sich von der traditionellen Politik losgesagt und sich der Achse angeschlossen hat, ist das Problem der Beziehung zu Deutschland von Bedeutung. Ein bisher übersehener Aktenband kann uns jetzt zeigen, wie die Deutschen vor nunmehr hundert Jahren in der Moldau aufgenommen worden sind und welche Hoffnungen man in ihre Tüchtigkeit zur wirtschaftlichen Hebung Jassys, der Hauptstadt des Fürstentums, setzte.

Im November des Jahres 1834 richteten vier Deutsche, die noch nie in den Rumänischen Fürstentümern gewesen waren, an den Fürsten MICHAEL STURDZA ein Gesuch in französischer Sprache um die Errichtung einer deutschen Kolonie in der Moldau, und zwar in der Nachbarschaft von Jassy. Wie die Gesuchsteller später erklärt haben sollen, sollen im ganzen bis zu 200 deutsche Familien die Absicht gehabt haben, in die Moldau zu kommen. Die Gesuchsteller baten um 30 Morgen für jeden Kolonisten und Steuerfreiheit für die Zeit von drei Jahren. Außerdem, was sehr wichtig ist, die Befreiung von allen persönlichen Dienstleistungen. Nach Ablauf der Frist verpflichteten sie sich, alle Steuern zu bezahlen. Da die Deutschen arme Leute waren, baten sie den Fürsten noch, er möchte ihnen das für den Aufbau nötige Geld leihen, mit der Verpflichtung, es zu den festgesetzten Terminen zurückzuzahlen (Anhang I).

Am 19. November empfahl Fürst STURDZA das Gesuch dem Regierenden Beirat und unterstrich dabei, daß Jassy als Folge der deutschen Kolonisierung „großen Überfluß" und „Befriedigung" haben werde. Der herrschende Fürst lenkte das Augenmerk des Beirates noch darauf, man solle die Gesuchsteller fragen, ob sie noch andere Deutsche mitbringen könnten und unter welchen Bedingungen.

Am 29. November, als der Regentschaftsrat das Gesuch studierte, legte er dem Innenminister nahe, die Deutschen folgendes zu fragen: 1. wieviele Deutsche die Absicht hätten, sich in der Moldau niederzulassen; 2. welche Beschäftigung sie hätten und wie sie ihr Brot zu verdienen dächten; 3. welche Geldsumme jeder einzelne Kolonist zu entleihen beabsichtigte und mit welchen Garantien; 4. welche Bedingungen sie an den Boden knüpfen würden, den sie übernehmen wollten[1]).

Der Anordnung des Herrschers Folge leistend, antworteten die Gesuchsteller am 3. Dezember in allen Einzelheiten auf alle gestellten Fragen, indem sie auch die Bedingungen festlegten (Anhang II). Nachdem diese zufriedenstellend befunden worden waren, teilte der Regentschaftsrat unter Vorsitz des Herrschers[2]) auf der Grundlage der Erklärungen der Gesuchsteller die endgültigen Bedingungen für die Begründung einer deutschen Kolonie mit. Der Innenminister war beauftragt, die

---

[1]) Staatsarchiv Jassy, Tr. 1764, Op. 2013, Nr. 569, f. 1—3. Künftig gekürzt: Mss. 569

[2]) Ebda, f. 12—13.

Gutsbesitzer in der Umgebung von Jassy zu ermuntern, wenigstens je 20 deutsche Familien aufzunehmen. Er sollte den Gutsherren auch die Bedingungen der Kolonisation zeigen: 1. jede Familie sollte je 86,14 m² (1 falce = 12,32 m²) Anbaufläche, Heuwiese und Weide erhalten; die Kolonisten können ihren Boden nur untereinander verkaufen; 2. die Kolonisten wären für ihren Boden von jeder Art der gewohnten Abgaben befreit und hätten den Gutsbesitzern für jede 12 m² jährlich eine gewisse Abgabe zu bezahlen; 3. die Kolonisten haben kein Recht, Getränke zu verkaufen; 4. das Geld für die Ausbeutung des Bodens sollen ihnen die Besitzer leihen. Die zu leihende Summe wurde auf 20 Dukaten (wahrscheinlich pro Familie) festgesetzt. Die Kolonisten konnten das Geld unmittelbar nach ihrer Niederlassung in der Moldau in Empfang nehmen. Für die geliehene Summe hatten die Kolonisten nicht nur mit ihrem Eigentum sondern auch durch gegenseitige Bürgschaft zu haften. Nach Ablauf von fünf Jahren sollte dem Besitzer die geliehene Summe ohne Zinsen zurückgezahlt werden.

Um sie noch mehr anzuziehen, beschloß der Regentschaftsrat, den Kolonisten auch gegenüber der Regierung Erleichterungen zuzugestehen. Nachstehend auch diese Erleichterungen: 1. Befreiung von den Abgaben auf fünf Jahre. Nach Ablauf dieser Frist sollen die Kolonisten in die dritte Klasse des Gewerbestandes eingetragen werden, wofür sie einen Gewerbeschein zu bezahlen hätten; 2. es sollte den Kolonisten gestattet sein, ihr Handwerk auszuüben oder Handel zu treiben, wo sie selbst es wollen, nachdem sie hierfür eine Erlaubnis eingeholt hätten; 3. die Kolonisten können von einem aus ihren Reihen gewählten Geschworenen geführt werden. Die Kompetenz dieses Geschworenen darf jedoch nicht die eines gewöhnlichen Hüters des Staates überschreiten; 4. mit Ausnahme der obigen Vorteile werden die Kolonisten wie die eingeborene Bevölkerung behandelt und den Gesetzen und Verfügungen des Landes unterworfen sein[3]).

Hier enden die Nachrichten, die wir von diesem Versuch einer deutschen Kolonisation in der Moldau besitzen. Es wäre von Interesse gewesen, die Heimatgebiete der Deutschen zu erfahren, die in die Moldau kommen wollten, und die Gründe, die sie dazu bewogen, in fremden Ländern ihren Unterhalt zu suchen. Die Eile, mit der auf das deutsche Gesuch ein günstiger Bescheid gegeben worden ist und der Nutzen, den man sich von den Folgen ihrer Niederlassung in der Umgebung der Hauptstadt versprach, zeigen, wie sehr in der Moldau schon vor hundert Jahren das deutsche Element geschätzt worden ist.

Anhang

1.

Notre Prince!

Nous soussignés ayant le dessin à former une colonie allemande en Moldavie, prions Vôtre Altesse à bien vouloir nous aider. Nous souhaitons des campagnes une ou deux lieues lo[i]ntaines de Jassy s'il est possible situées aux bords d'une rivière pour chaque homme à 30 arpens. Des impots nous prions d'être delivrées pendant six ans, et puis nous ferons le payement en argent comptant, des services personelles nous ne ferons pas. Comme en present nous sommes depou[r]vus d'argant [sic!] nous prions Vôtre Altesse d'avoir la clemence de nous emprunter une summe [sic!] pour les premières commencemens que nous payerons en suite, dans les termes que Vôtre Altesse voudra bien nous fixer. Ayant ainsi exposé à Vôtre Altesse nos voeux nous

[3]) Mss. 569, f. 8, 12—13.

esperons de Vôtre Sagesse qu'elle jugera si nos dessins meritent quelque attention, ou non, et en nous confiant intierment [sic!] à la decision de Vôtre Altesse, nous avons l'honneur avec le plus profond respect et avec la plus grande attention d'être de Vôtre Altesse

Jassy le . . . [sic!] Novembre 1834.

les très humbles et très obeisans serviteurs
PETER KRAN
GEORG TAPET
ANDREAS TAPET
JOHANN . . . (?)

Staatsarchiv Jassy, Tr. 1764, Op. 2013, Nr. 569, f. 1.

2.

Frag und Antwortspuncte

Der eine neue Colonie anzulegen wünschenden Deutschen gegen das Löbl. nnere Department.

1tens Wie viele Familien können zur Errichtung der Colonie anher kommen?

Nach verlangen Sr Durchlaucht des Landesfürsten können wir 100 bis 200 deutsche Familien anher bringen, die sich gerne Sesshaft machen werden, wenn nur genug Grund vorhanden ist.

2tens Was für Handwerker werden diese Colonisten seyn?

Unter uns werden allerhand Handwerker, verschiedener Professionēn seyn — nebenbey jeder der Landwirthschaft kundig.

3tens Was für Unterstützung wollen diese Colonisten haben, und welche Bürgschaft Stellen Sie?

Ein jeder der in die Colonie eintritt, und keine eigene Mittel hat, bittet um ein Darlehen von fünfzig fünf Ducaten, welches er nach Verlauf der 6. freyen Jahren in zwey Rathen halbjährig nämlich mit Ende Juny des Siebenten Jahres nach — genehmigung und Contract Ausfolgung Zwanzig Sieben und halb Ducaten, und mit Ende December wieder zwanzig Sieben und halb Ducaten ohne Interessen (?) zuzahlen; — Der Bürge wird jeder mit Habe und Gut und immerwährendes bleiben in der angewiesenen Colonie seyn.

4tens Wie viel Grund wünscht jeder Colonist, zum Acker- Wiess- und Brachfeld haben? — und was glaubt eine Familie dem Grund-HErrn, und dem Lande entrichten zu können.

Eine jede Colonie Familie wünscht Sieben hiesige Faltse — die Faltse zu 2880 Klafter gerechnet — Wir waren in diesem Lande Nie, können daher weder dem GrundhErrn noch dem Lande die Taxe bestimmen; bitten aber uns die Ortslage zu zeigen, und sodann die Landesübliche Taxen zu bestimmen, wo wir dann dass ja — oder nein sprechen werden.

Zum Schlusse erdreisten wir uns Se. Durchlaucht dem Landesfürsten in aller Unterthänigkeit fussfällig zu bitten, uns — im Falle unsere Bitte gewillfahret wird dem freyen Kauf und verkauf in der Stadt und sonst zu gestatten. Uns — unsere und unserer Kinder — Kinder so wohl vom Militär, als anderer eygenmächtiger Unterdrückung zu schützen und alle Landeslasten ein für allemahl im gelde aufzulegen; Wir wünschen auch im Falle ein oder der andere zu Mitteln kommen sollte, dass es ihm frey stehe, von einem anderen Grunde zu kaufen und zu verkaufen, und dem GrundHErrn nur die bestimmt werdende Taxe zu erlegen, schuldig seyn, auch soll unsere Colonie und Ort aus keiner andern als jenen aus unserer Mitte gewählt werden den Polizey Personen, die sich nach deren Landes gesetzen benehmen werden, bestehen.

[Unleserliches Wort] Jassy den 3ten December 834

JOHANN TENS

PETER KRAN
GEORGE TAPPETT
ANDRES TAPPETT.

Ebda.

Hermannstadt. GHEORGHE DUZINCHEVICI.

Zur Frühgeschichte des Egerlandes

Was KARL DINKLAGE in seinen „Studien zur Frühgeschichte des deutschen Südostens“[1]) über die Besiedlung des Egerlandes und im besonderen über meine Ortsnamen-Arbeit[2]) sagt, erheischt eine Stellungnahme.

Gestützt auf die Ausgrabungen von Honnersdorf und Triesenhof, die nach seiner Datierung dem 8. und 9. Jh. angehören, läßt Dinklage die Besiedlung des Egerlandes erst mit dem 8. Jh. beginnen. Die zahlreichen Funde aus früheren Zeiten, die im Egerlande gemacht wurden, werden hiebei nicht beachtet. Wenn auch die fachmännische Archäologie das Egerland nur stiefmütterlich behandelte, so bezeugen doch schon die bisherigen Funde, daß das fruchtbare, von natürlichen Grenzen umrahmte Egerer Becken bereits seit der Jüngeren Steinzeit von Menschen bewohnt wurde[3]). Der Jüngeren Steinzeit entstammen übrigens auch das steinerne Flachbeil und die steinerne Lochaxt, die man 1934 in Triesenhof — gleichzeitig mit jenem mittelalterlichen Tontopf — ausgegraben hat[4]), die aber in Dinklages Studien wie die vielen Franzensbader und Sirmitzer Funde überhaupt nicht erwähnt werden.

Es ist also ganz abwegig, in Unkenntnis früherer archäologischer Denkmäler mit den Töpfen von Honnersdorf und Triesenhof beweisen zu wollen, daß die frühmittelalterlichen Funde im Egerlande nicht vor dem 8. Jh. einsetzen[5]). Zumal es

---

[1]) Südost-Forschungen 1940, S. 158 ff.

[2]) Die slawischen Ortsnamen des Egerlandes und ihre Auswertung für die Lautlehre und Siedlungsgeschichte, Prager Dissertation 1934, Germanoslavica 1936—1937; in Buchform herausgegeben von E. GIERACH in den Forschungen zur sudetendeutschen Heimatkunde: Zur Namenkunde des Egerlandes, Reichenberg-Leipzig 1940.

[3]) Vgl. A. LIEBUS, Unser Egerland 1939/40, S. 79 f.

[4]) Vgl. L. FRANZ, Unser Egerland 1939/40, S. 78 f. — Weitere vorgeschichtliche Veröffentlichungen sind derzeit in Vorbereitung.

[5]) DINKLAGE, a. a. O. S. 160 ff.

mehr als wahrscheinlich ist, daß die archäologische Durchforschung des Egerlandes, die ja heute noch in den Anfängen steckt, in Zukunft noch manches an den Tag fördern wird.

Auch in Anbetracht der geographischen Lage hat die Wissenschaft keinen Zweifel gehegt: Als Böhmen in geschichtlicher Zeit von den Markomannen in Besitz genommen wurde, erhielt auch sein Vorland, das Egerer Becken, germanische Bewohner. Für die aus der Maingegend kommenden Markomannen war das Egerland ein Eingangstor, dessen Sicherung ihnen nicht gleichgültig sein konnte. König MARBOD, der von Böhmen aus ein ostdeutsches Reich errichtete, mußte daran gelegen sein, daß der von Westen durch die Waldsassener Senke und durch das Egerland nach Böhmen führende Weg von verläßlichen Leuten behütet wurde. Manche Historiker meinten, daß im Egerer Becken nicht die Markomannen selbst, sondern die Naristen (Narisker) sich niederließen, die ihre Hauptsitze zwischen Regen und Pegnitz hatten. Sei dem wie immer, das Egerer Becken mußte aus strategischen Gründen von Germanen besetzt werden, die dem König Marbod gehorchten, ob es nun Markomannen oder Angehörige eines verbündeten Stammes waren.

Daß die Germanen wie in anderen Gebieten Böhmens auch im Gebiet an der Eger auf Reste der früheren keltischen Bevölkerung stießen, erhellt aus dem Flußnamen, der nach ERICH GIERACH auf einem keltischen Agerā beruht, welches die Germanen hörten und in ihrem Munde zu einem Agirō umgestalteten[6]). Aus dieser germanischen Namensform Agirō entwickelte sich das althochdeutsche Egire, das auch zum Namen des im Jahre 1061 in dieser Form urkundlich bezeugten Ortes Eger wurde. So wie die von Westen her einwandernden Germanen den keltischen Namen des Flusses Eger schon an dessen Oberlauf kennenlernten, waren es wiederum Deutsche, die den bedeutsamen Ort am Oberlauf nach dem Flusse Eger benannten.

Was die slawische Landnahme betrifft, so kann sie nur im Zusammenhang mit der slawischen Überschwemmung betrachtet werden, die gegen Ende des 6. Jh.s nicht nur über die Sudetenländer, sondern über das von den Germanen aufgegebene östliche Deutschland überhaupt hereinbrach[7]).

Böhmen war erst in der ersten Hälfte des 6. Jh.s von jenen Markomannen verlassen worden, die in das Land an der Donau zwischen Enns und Lech übersiedelten und dort den Grundstock der Baiern (Bajowaren) bildeten. Dann wurde der böhmische Raum eine Zeitlang von den Langobarden beherrscht, bis diese 568 nach Italien zogen. Nun erst konnten die Slawen ungehindert Böhmen überfluten und auch ins Egerland dringen. Zu dieser Zeit war keine staatliche deutsche Macht vorhanden, die es ihnen verwehrt hätte. So konnten sich die Slawen damals auch im Fichtelgebirge einnisten und sich sogar tief hinab ins Maintal wagen, wo die Erinnerung an sie noch heute in Ortsnamen lebt.

Nur KARL DER GROSSE, der Schöpfer eines alle deutschen Stämme umfassenden Reiches, konnte den Slawen hier Einhalt gebieten: nicht allein durch die von

---

[6]) Altdeutsche Namen in den Sudetenländern, Reichenberg 1922, S. 9. — Im Germanischen waren auch die Namensformen Agrī und Agria möglich, aus denen dann im Munde der Slawen Ogr'a (Kosmas schreibt Ogra) werden konnte, welches schließlich das heutige tschechische Ohře ergab.

[7]) Daß die Slawen, wie ältere Geschichtsschreiber wollten, schon im 5. Jh. und früher nach Böhmen und auch ins Egerland kamen, wurde von den Historikern nun freilich als unmöglich erkannt. Vgl. auch V. NOVOTNÝ, České dějiny I, 1 (Prag 1912), S. 198.

ihm schon gegen Ende des 8. Jh.s begründete Mark auf dem bayrischen Nordgau, sondern gewiß auch durch den Kriegszug des Jahres 805, der sich zwar gegen die Slawen in ganz Böhmen richtete, durch den aber auch die Slawen an der oberen Eger getroffen wurden[8]). Die späteren nordgauischen Markgrafen, die sich in Eger eine Burg erbauten, haben die Slawen wohl ebenfalls in Schach zu halten gewußt. Ein Ende aber wurde den Slawen im historischen Egerland erst im 12. Jh. bereitet, da hier die deutsche politische Macht und die deutsche Siedlungstätigkeit einen Höhepunkt erreichte, als in Eger an Stelle der Markgrafenburg eine Kaiserpfalz emporwuchs und das 1133 gestiftete Kloster Waldsassen eine rege Kolonisation entfaltete.

Aus der Untersuchung der slawisch-deutschen Lautbeziehungen geht mit Sicherheit hervor, daß die slawischen Ortsnamen des historischen Egerlandes im 12. Jh. endgültig eingedeutscht wurden, daß also zu dieser Zeit die slawische Sprache hier erstarb. In den benachbarten böhmischen Bezirken des weiteren Egerlandes indes dauerte das Slawentum bis ins 13. Jh. Wir wissen selbst aus urkundlichen Nachrichten, daß die deutsche Besiedlung in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s über das historische Egerland hinausgriff und daß es die Hohenstaufen waren, die diese Bewegung förderten[9]).

Wohl haben die Slawen, gemessen an den gewaltigen Taten des deutschen Ostlandzuges, kulturell nur wenig geleistet. Aber sie hatten vor ihrer Eindeutschung im Egerland immerhin eine erkleckliche Anzahl von Ortschaften inne. Von den mehr als 140 Dörfern des historischen Egerlandes waren ungefähr 40 einmal slawisch gewesen. Gewiß ist anzunehmen, daß einige dieser Dörfer erst im 11. und in der ersten Hälfte des 12. Jh.s gegründet wurden, da längst die deutsche Kolonisation eingesetzt hatte und die Slawen hie und da unter deutscher Leitung rodeten. Doch die weitaus meisten slawischen Dörfer, die in den fruchtbaren Strichen des Altlandes liegen, müssen einer viel früheren Zeit entstammen[10]). Wenn man in die Nachbarschaft des historischen Egerlandes schaut, sowohl nach der böhmischen wie nach der bayrischen Seite, hat man immer wieder festzustellen, daß die Dörfer mit slawischem Namen sich in der Mehrzahl auf günstigen Böden befinden. Dieses weitausgedehnte Netz von slawischen Siedlungen auf fruchtbarem Altland konnte nur in einer Zeit geschaffen werden, da sich die Slawen ungehemmt niederlassen konnten, wo es ihnen beliebte. Als sich auf diese Gebiete seit Karl dem Großen wieder die deutsche Macht erstreckte und als hier gar schon die neue deutsche Besiedlung im Vormarsch war, vermochten die Slawen nicht mehr auf Kosten des Deutschtums die schönsten Plätze zu belegen.

Daß die Slawen erst im 10. oder 11. Jh. ins Egerland geholt worden wären und, nachdem sie mit einem Schlage so viele Siedlungen gegründet hätten, im selben Jahrhundert noch mit dem Deutschtum verschmolzen wären[11]), ist unmöglich. Daß man in einer Zeit, da die Sachsenkaiser den Slawen auf der ganzen Linie entgegentraten, in den Bereich des Nordgaues die Slawen erst gerufen hätte, wäre ein besonders offenkundiger Widersinn. Ein slawischer Einbruch ins Gebiet um das Fichtel-

---

[8]) Das Zitat über den Kriegszug, das Dinklage beanständet (a. a. O. S. 159), habe ich ohne böse Absicht Gradls Monumenta Egrana entnommen und die Quelle auch genannt.

[9]) Vgl. R. FISCHER, Schwaben (Stuttgart), 1939, S. 386 ff.

[10]) Vgl. die der Buchausgabe Zur Namenkunde des Egerlandes beigegebene Karte.

[11]) Heimat und Volkstum 1938, S. 336; a. a. O. S. 182, 184.

gebirge konnte nur vor der Begründung des Nordgaues, nur vor Karl dem Großen erfolgt sein.

Ebensowenig wie die alte deutsche Besiedlung des Egerer Beckens geleugnet werden darf, ebensowenig läßt sich nach dem heutigen Stande der Sprach- und Siedlungsforschung bestreiten, daß die durchgreifende deutsche Besiedlung des engeren wie des weiteren Egerlandes und die vollständige Eindeutschung des hiesigen Slawentums ein Werk des mittelalterlichen deutschen Ostlandzuges ist. Während im fruchtbaren Egerer Becken Ortsnamen altertümlichen Charakters zu finden sind, begegnen in den gebirgigen Randgebieten des historischen und in den angrenzenden Bezirken des weiteren Egerlandes Ortsnamen jüngerer Art, die man vielfach auf den ersten Blick als Rodungsnamen erkennt: vor allem die zahlreichen Namen auf -grün und -reuth, deren Verbreitungsgebiete Rückschlüsse auf die Herkunft der Siedler gestatten. Das ganze weitere Egerland erscheint siedlungsgeschichtlich mit der benachbarten Oberpfalz eng verbunden. In der Geschichte der Grundherrschaften sind die Beziehungen auch urkundlich nachzuweisen[12]). So wie in der Oberpfalz haben sich auch in Westböhmen Siedler verschiedenen Ursprungs, in der Hauptsache jedoch Baiern und Franken, vereinigt und einen eigenen Stammesteil gebildet. Und das historische Egerland, das selbständige politische Territorium, das erst durch die Verpfändung von 1322 an Böhmen gelangte, wurde zum Kerngebiet der Egerländer, die ihrer engen Verwandtschaft mit den Oberpfälzern trotz der abschnürenden Staatsgrenzen eingedenk blieben.

Daß das engere Egerland von der großen deutschen Kolonisation früher erfaßt wurde als die östlicher gelegenen Gebiete der Sudetenländer, ist kein Wunder. Es ist nicht ausgeschlossen, daß schon im 8. Jh. im Zuge der bayrischen Besiedlung des Nordgaues eine gewisse bairische Einwanderung ins Egerer Becken stattfand. Doch die Töpfe von Honnersdorf und Triesenhof reichen zu einem Beweise nicht aus, selbst wenn sie wirklich den Baiern zuzusprechen wären.

Daß die Sudetenländer schon in vorslawischer Zeit länger als ein halbes Jahrtausend von Germanen bewohnt wurden, haben selbst die tschechischen Gelehrten zugeben müssen. Anderseits ist nicht mehr zu bezweifeln, daß das heutige Sudetendeutschtum im großen und ganzen sein Werden der mittelalterlichen Kolonisation verdankt. Erich Gierach indes hat nachgewiesen, daß manche Namen — darunter auch Eger — ihre deutschen Formen trotz der slawischen Landnahme seit altgermanischer Zeit ungetrübt bewahrten, daß sich also in manchen Gegenden Reste der alten Deutschen bis zur Zeit der deutschen Wiederbesiedlung erhalten haben[13]).

Während Heinrich Gradl und die meisten Historiker nach ihm das gegenwärtige Deutschtum des Egerlandes ausschließlich durch die mittelalterliche Kolonisation erklärten, während auch Ernst Schwarz den Gedanken an eine deutsche Urbevölkerung im Egerland aufgab[14]), hat gerade meine slawistische Arbeit zu der Erkenntnis geführt, daß sich im Egerer Becken wirklich Germanen aus vorslawischer Zeit behaupten konnten.

---

[12]) So hatten im Kaiserwaldgebiet oberpfälzische Adelige Lehen inne; vgl. R. Fischer, Die Ortsnamen des Bezirkes Falkenau, S. 63 ff. (Heft 4 des Sudetendeutschen Ortsnamen-Buches, herausgeg. von E. Gierach, Reichenberg 1938).

[13]) A. a. O. S. 19; vgl. ferner E. Gierach, Die Grundlagen der deutschen Kulturleistung im Osten, Sudetendeutsche Monatshefte 1939, S. 394 ff. (eine übersichtliche Darstellung der siedlungsgeschichtlichen Zusammenhänge).

[14]) Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, München-Berlin 1931, S. 393.

Hier hatte das Deutschtum nicht nur in der von KARL begründeten Mark und in der späteren nordgauischen Markgrafschaft eine Stütze, hier wurde es früh auch von kirchlicher Seite gefördert, denn das historische Egerland unterstand dem 470 errichteten Bistum Regensburg und nicht dem erst 973 geschaffenen Bistum Prag. Ferner sei unterstrichen, daß vor allem die mundartliche Form des Flußnamens Eger nicht nur von einer ununterbrochenen, sondern auch von einer bodenständigen Überlieferung zeugt. Beachtenswert ist auch das altertümliche Sprachgut der Egerländer Mundart, deren Eigenart bereits um 1300 weithin bekannt war. Dazu treffen wir im Egerer Becken im Gegensatz zu den angrenzenden böhmischen Bezirken verwitterte Namen auf -heim und -ingen und altertümliche Namen anderer Art. Die slawisch-deutschen Lautbeziehungen an den Ortsnamen zeigen zwar, daß die endgültige Eindeutschung der Slawen hier erst im 12. Jh. erfolgte, bieten aber kein Beweismittel dagegen, daß hier schon vor den Slawen Deutsche siedelten und sich durch all die Jahrhunderte erhielten.

DINKLAGE sagt[15]): „Die Theorie, es könnten sich im Egerland auch während der angeblichen Slawenzeit, die man vom 6. bis 12. Jh. auszudehnen sich unterfängt, Markomannenreste in Abhängigkeit von den Slawen gehalten haben, wird durch nichts bewiesen und ist abzulehnen." In der Fußnote nennt er an erster Stelle mich als Vertreter einer solchen Theorie. Hiezu habe ich zu erklären, daß ich niemals von „Markomannenresten" und auch niemals von einer „Abhängigkeit von den Slawen" gesprochen habe. Ich habe in jenem Aufsatz in „Heimat und Volkstum" 1939, S. 56, vielmehr ausdrücklich betont, daß die Germanen, die sich im Egerland aus vorslawischer Zeit behaupten konnten, nicht gerade Markomannen gewesen sein müssen.

DINKLAGE äußert sich weiter[16]): „Es ist nicht gut denkbar, daß sich Germanen in irgendwie nennenswertem Maße unter die ohne jede eigene höhere Kultur (außer Keramik) in das Blickfeld der Geschichte tretenden Slawen gebeugt hätten. Sollte das irgendwo ein Rest eines Germanenstammes getan haben, so ist er untergegangen." Demgegenüber ist zu bemerken: Gerade weil die Deutschen von einer höheren Kultur waren, vermochten sie den Slawen selbst auf schier aussichtslosem Posten oft durch Jahrhunderte zu widerstehen. Unsere Grenzlandgeschichte bietet da viele Beispiele. Daß Deutsche durch Jahrhunderte mit den Slawen in ein und derselben Landschaft lebten und ihr Volkstum bewahrten, ist keine Seltenheit. Daß sich die Deutschen im Egerlande, das früh zu einem deutschen Bollwerk wurde, den Slawen erst recht nicht zu beugen brauchten, ist um so eher begreiflich.

Zu der Erkenntnis, daß sich im Egerer Becken Germanen halten konnten, kommt man auch aus siedlungsgeographischen Erwägungen. Wie RUDOLF KÄUBLER dargetan hat, ist das fruchtbare Altland, in dem die Dörfer mit altertümlichem deutschen Namen liegen, zugleich das Gebiet der Blockfluren, welches sich wiederum mit dem Gebiet der archäologischen Funde deckt[17]). Auch der Vorgeschichtler LEONHARD FRANZ, der in den Funden von Honnersdorf und Triesenhof Hinweise auf eine frühe deutsche Besiedlung sieht, bestärkt damit — anders als DINKLAGE — die von uns gezogenen Schlüsse[18]).

Das engere Egerland unterscheidet sich jedenfalls in seinen Siedlungsformen

---

[15]) A. a. O. S. 160.
[16]) A. a. O. S. 160.
[17]) Die ländlichen Siedelungen des Egerlandes, Leipzig 1935.
[18]) A. a. O. S. 78 f.

auffallend von den angrenzenden Gegenden. Im Altland des engeren Egerlandes herrschen heute noch die unregelmäßigen Haufendörfer und die Einzelhöfe. Die Höfe sind voneinander möglichst abgesondert, jeder stolze Vierkanter ist eine Burg für sich. Altgermanisches Selbstgefühl offenbart sich auch im Wesen ihrer Bewohner, deren ausgeprägte Eigenständigkeit in weitem Umkreis nicht ihresgleichen hat.

Gewiß harrt in der frühgeschichtlichen Vergangenheit des Egerlandes noch vieles der Klärung. Es ist nur zu wünschen, daß DINKLAGEs Studien ein Anstoß zu einer eifrigen archäologischen Durchforschung unserer Heimat sind!

Nach den bisherigen Forschungsergebnissen aber hat als gesichert zu gelten: Das Egerer Becken war schon lange vor der Zeitwende von Menschen bewohnt. Nach den Kelten jedoch wurde es von Germanen besetzt. Im Gefolge der Völkerwanderung drangen zwar ins Egerland Slawen ein, aber Deutsche konnten sich hier behaupten. Im Zuge der großen ostdeutschen Kolonisation wurde den Slawen des Egerlandes ein Ende bereitet. Das historische Egerland wurde im 12. Jh., die angrenzenden böhmischen Bezirke wurden im 13. Jh. vollständig eingedeutscht. Das historische Egerland, das im 12. Jh. reichsunmittelbares Land und staufischer Besitz wurde, hat eine eigene alte Überlieferung, ist aber siedlungsgeschichtlich von den umliegenden Gebieten des weiteren Egerlandes nicht zu trennen.

Das Egerland ist in der Geschichte des Deutschtums ein Grenzland und Herzstück in einem.

Leitmeritz. RUDOLF FISCHER.

Richard Huss zum Gedächtnis

(2. Februar 1885 — 14. Februar 1941)

Als ein vorbildlicher Streiter für deutsches Volkstum wird RICHARD HUSS in unserer Erinnerung fortleben! In einer Kampfstimmung, wie wir sie im beruhigten Deutschland trotz der Grenzlage des Elsasses bislang nicht kannten, kam er 1907 als Student nach Straßburg und gab vielen Bundesbrüdern in seiner Person und in anregenden Gesprächen zum ersten Male einen Begriff von dem Ringen um die Erhaltung von Sprache und Art, in dem er selbst seit früher Jugend stand. In Bistritz geboren, fühlte er sich nicht nur als Siebenbürger Sachse, sondern als Volksdeutscher schlechthin.

Schon die Wahl beider Hochschulen, an denen er sein Studium begann und abschloß, war bezeichnend: In der alten Kaiserstadt Wien, die am Anfang des 20. Jh.s immer stärker zur ersten Pflegestätte grenz- und auslandsdeutscher Selbstbesinnung wurde, wie in Straßburg gab es nationale Gegensätze, bot sich zugleich die Möglichkeit, sich für den Kampf um das eigene Volkstum zu rüsten. Während Huss in Österreich an der „Los von Rom-Bewegung" teilgenommen hatte, die im Anschluß an die aufrüttelnde Arbeit Georg von Schönerers starke Wellen schlug, lockte im Elsaß das unvergessene Bekenntnis Goethes, der gerade hier „alles welschen Wesens bar und ledig" wurde. Im gleichen Sinne war sein Eintritt in die Burschenschaft in Wien und später in Straßburg mehr als nur der Anschluß an eine Verbindung: Für ihn jedenfalls war er ein Bekenntnis.

Hatte ursprünglich lediglich der Ausbau seiner Doktorarbeit, einer „Vergleichenden Lautlehre des Siebenbürgisch-moselfränkisch-ripurarischen mit den moselfranzösischen und wallonischen Dialekten" den Studenten in die Westmark des zweiten Reiches gezogen, so fand er dort bald einen starken Rückhalt. Die

Prüfung für das höhere Lehramt, die der junge Gelehrte ebenfalls im „Reichslande" ablegte, brachte ihm unverzüglich die Ernennung zum Probekandidaten in dem durch seine humanistische Vergangenheit berühmten Schlettstadt. Der Lockung selbst jedoch, in frühen Jahren im Schuldienst eine gesicherte Stellung zu erhalten, um von dieser Grundlage aus in bescheidenem Ausmaße der wissenschaftlichen Neigung zu folgen, widerstand er. Sein Ziel war die Universitätslaufbahn. Die Annahme eines Auftrags als deutscher Lektor in dem lothringischen Nanzig, dessen Universität die französische Regierung nach 1871 und insbesondere seit der Jahrhundertwende ganz bewußt zum wissenschaftlichen Sammelpunkt der elsässischen Irredenta ausgebaut hatte, wurde ein anregender Umweg.

In der Tat ist der Name Richard Huss schon 1910 für den germanistischen Lehrstuhl an der Universität Brüssel genannt worden. Gerade diese Berufung wäre ihm aus persönlichen wie aus sachlichen Gründen höchst erwünscht gewesen, um von der belgischen Hochschule aus, die zahlreiche Luxemburger Landeskinder zu ihren Hörern zählte, die gleichzeitig einsetzenden Studien zu einem luxemburgisch-siebenbürgischen Sprachatlas fortzusetzen. Nicht Richard Huss jedoch, sondern der junge Dichter ERNST STADLER, der im Oktober 1914 vor Ypern fiel, erhielt die Professur. Ein Lektorat für deutsche Sprache an der Universität Bordeaux (1910/11) erschien dem Siebenbürger Sachsen als bescheidener Ersatz. Wissenschaftlich brachte es die Möglichkeit, in den nahen Pyrenäen Sprachstudien bei den Basken zu treiben. Die alten Beziehungen zur Heimat kamen darüber nicht zu kurz. Einen ersten Kampf mit den wissenschaftlichen Gegnern seiner Doktorarbeit nahm er leidenschaftlich auf und suchte in immer neuem Einsatz die von ihm aufgestellten Thesen zu unterbauen. Nach dem Scheitern der ins Ausland weisenden Pläne rief ihn Siebenbürgen zurück.

1911 erwarb er in Klausenburg die Lehrbefähigung. Im folgenden Jahre eröffnete die Habilitation für deutsche Sprachwissenschaft an der Universität sowie an der Handelsakademie in Klausenburg dem Wissenschaftler und Lehrer wie dem Kämpfer für sein angestammtes Volkstum den Weg zum Aufstieg. 1913 gab ihm die Berufung auf den deutschen Lehrstuhl des reformierten Kollegiums im ungarischen Debrezin eine auskömmliche, angesehene Stellung. In ungarischer und deutscher Sprache warb eine Übersicht über den Stand der siebenbürgisch-deutschen Sprachforschung nach beiden Seiten, ins kleindeutsche Reich sowie nach Ungarn, für die immer wieder aufgenommenen Vorstudien zu seinem — leider unvollendet gebliebenen — Lebenswerk, dem Siebenbürgisch-deutschen Sprachatlas. Wenig später setzte der Ausbruch des Weltkrieges dieser kaum begonnenen Arbeit ein Ziel.

Nicht mehr im Zweikampf mit blanker Waffe mit persönlichen und politischen Gegnern, dem er auch als „alter Herr" nie auswich, sondern im Ringen der Nationen trat er für die Bewahrung eines wahrhaft gesamtdeutschen Volkstums ein. Die höchst bedeutsame Berufung an die Universität Debrezin traf Richard Huss bereits als ersten Kriegsfreiwilligen der österreichisch-ungarischen Monarchie im heimischen k. u. k. Infanterieregiment 63, bei dessen Maschinengewehrabteilung er die Fronten in Galizien, in Polen und im Buchenland sowie vor allem in den schweren Isonzoschlachten kennen lernte. Geschmückt mit zahlreichen Kriegsauszeichnungen nahm der Oberleutnant im Herbst 1917 auf Anforderung seiner Universität die Lehrtätigkeit auf. Ein Jahr danach brachen die Mittelmächte zusammen. Und wiederum vereinigte Richard Huss vorbildlich seine Staatsbürgerpflicht mit der Sorge um das deutsche Volkstum Ungarns. Eine Disziplinaruntersuchung wegen antisemitischer Tätigkeit bezeugt seine Haltung gegen das Judentum, das eifrig dem neuen kom-

munistischen Regiment Bela Kúns beistand; bei der Errichtung und Leitung einer geheimen Bürgerwehr, die später auch den offenen Widerstand gegen die rumänische Besatzung stützte, leistete er wesentliche Dienste. Als Adjutant des Oberkommandos und als Oberbefehlshaber eines Stadtteils konnte er den Kampfgeist der deutschen wie der magyarischen Bevölkerung stärken, die eigenen kriegerischen Fähigkeiten zur Verteidigung gegen innere und äußere Feinde nutzen.

Die wissenschaftliche Arbeit kam darüber nicht zu kurz. Seit 1910 forschte Richard Huss auf zahlreichen Reisen in der „Urheimat der Sachsen", die er gegen starke, zweifellos berechtigte Bedenken mit Leidenschaft nicht nur in Luxemburg, sondern stärker als die frühere Forschung auch in Flandern suchte und zur Begründung gern bei dem Ortsnamen Zevenbergen anknüpfte. Einzelne Mitteilungen über eine Wallfahrt Siebenbürger Sachsen nach Trier, über die Herkunft von achthundert einheimischen Familien aus Köln, über die flandrische Auswandererbewegung im 12. Jh., über Flamen und Holländer in der ostdeutschen Kolonisation und über ihren Anteil an der Besiedlung Siebenbürgens, über den Namen der Sachsen sowie über die Gruppenverteilung deutscher Mundarten innerhalb des im Karpathenbogen erhaltenen Römerstraßennetzes waren Bausteine zu diesem großen, mit unermüdlicher Teilnahme durchgeführten Werk und gaben seit 1924 Anlaß, neben dem Siebenbürgisch-deutschen Sprachatlas auch einen luxemburgischen Sprachatlas vorzubereiten.

Das große Glück, in seiner Gattin nicht nur die Schülerin, sondern auch die wissenschaftliche Helferin in kleinen und großen Fragen sowie nicht zuletzt die verständnisvolle Hüterin des gleichen volksdeutschen Glaubens zu sehen, förderte die Lösung der wachsenden Aufgaben. Gemeinsam mit ihr ward im stillen Studierzimmer in Debrezin der eingehende Stoff verarbeitet, auf Fahrten ins Land der Väter, wie der Gelehrte die seit 1940 zum Moselgau vereinigten Landschaften Luxemburg und die moselfränkischen Teile der Rheinprovinz gern nannte, phonographisch nachgeprüft. Alles, was er arbeitete und anregte, sollte irgendwie Beziehung zu seinem Lebenswerk erhalten oder beruhte auf den für den Sprachatlas gesammelten Unterlagen. Mit über fünftausend Zetteln bezeugt die heute in Wien verwahrte Kartei Eifer und Treue seiner Arbeit. Ehrenvolle Auszeichnungen der Regierung und der führenden wissenschaftlichen Gesellschaften in Luxemburg bezeugten der emsigen Arbeit Anerkennung und Dank. Wissenschaftliche Vorträge im gesamtdeutschen Sprachgebiet sowie im Auslande, in Schweden und England, führten weiteren Kreisen und Fachgenossen Methoden und Ziele vor.

Die Teilnahme an dem politischen Geschick des deutschen Volkes im Mutterland und in Ungarn ward darüber nicht vergessen. Als sich nach dem Zusammenbruch ein erster deutscher Volksrat in Ungarn bildete, war Richard Huss sofort zur Mitarbeit bereit und beteiligte sich seinerseits an der Ausarbeitung und Drucklegung bestimmter Leitsätze für den künftigen Friedensschluß, für den man damals noch die Möglichkeit zu Verhandlungen voraussetzte. Zu irgend welcher Auswirkung ist diese Arbeit, ebenso wie die anderer volksdeutscher Kreise nicht gekommen, und selbst die Eingabe wird die als Helfer erwartete „Friedenskonferenz" nie erreicht haben. Wie im Reich wurde die aktive Tätigkeit auf den inneren Feind abgedrängt. Zahlreiche Beiträge in ungarischen und deutschen Zeitungen, Vorträge und Vorlesungen sagten dem internationalen Judentum den Kampf an. Völkische Erziehung und deutsches Volksbewußtsein wurden zum Leitwort. Für die Förderung kultureller Bindungen zwischen dem Deutschen Reich und Ungarn bedeutete die Errichtung deutscher Lektorate an den ungarischen Universitäten einen ersten Erfolg.

Dem 1923 gegründeten ungarländisch-deutschen Volksbildungsverein (UDV.) dagegen blieb Huss fern, so gern er mit seinem Begründer, JAKOB BLEYER, der selbst sein Lehrer gewesen war, auf wissenschaftlichem Gebiete zusammenarbeitete. Ein Wort Bleyers (1922): „Ich beneide Sie, daß Sie mit Ihrem Volk in geistiger Berührung und Fühlung bleiben können und auch für es arbeiten können. Ich bin von meinem Volk geistig und physisch abgeschlossen", zeigt anschaulich, daß auch dieser Kämpfer für Volkstum und Heimat die Beweggründe, die Huss leiteten, durchaus verstand und richtig bewertete. Unter diesem Gesichtspunkt blieb auch eine weitere Bitte Bleyers (1926), der ungarische Professor möge „seine wissenschaftlichen Kenntnisse und seine große Arbeitskraft der Siedlungsgeschichte und Ethnographie unseres Volkes zur Verfügung stellen", in diesem weiteren Sinne zunächst ohne Erfolg. Um so eifriger war Richard Huss in späteren Jahren für die neuen, ebenfalls von Bleyer ins Leben gerufenen „Heimatblätter" sowie für das „Sonntagsblatt", lange Zeit das einzige Sprachrohr der volksdeutschen Gruppe Ungarns, tätig. Wenige Tage vor seinem Tode führte Bleyer als geschäftsführender Vorsitzender den von ihm stets geachteten Wissenschaftler in den ungarisch-deutschen Volksbildungsverein ein. Es war — wie Huss selbst meinte — als ob der verdiente Führer sein Ende fühlte und seine völkische Mission an den Jüngeren übertragen wollte. Damit erst trat der ungarische Universitätsprofessor in den letzten Jahren seines ereignis- und arbeitsreichen Lebens in einen neuen Abschnitt des volksdeutschen Kampfes.

Zahlreiche Veröffentlichungen begleiteten weiterhin die Lehrtätigkeit, in der er als Dekan der Philosophischen Fakultät auch größere Verwaltungsaufgaben zu lösen hatte. Wiederum ward die geschichtliche Entwicklung der Urheimatforschung in Siebenbürgen zum Ausgangspunkt. Nach allen Seiten wurden in Namen- und Wortstudien der siebenbürgisch-deutsche sowie der luxemburgische Sprachatlas vorbereitet, ohne den Abschluß zu erreichen. Der Plan zu einem ungarischen Sprachatlas gab auch der Verpflichtung gegenüber dem eigenen Staat ihr Recht. In immer weiter ausholenden Kreisen griffen kleinere und größere Beiträge auf die allgemeine Sprachwissenschaft, auf den Namen der Germanen, auf die Herkunft der Indogermanen und selbst auf die Urheimat der Menschen über: kein Wunder, daß gerade solche Ausdeutungen ein breites Feld auch für Gegenangriffe boten, die der Kämpfer seinerseits gegen die magyarischen Frevler am deutschen Volkstum, gegen seine wissenschaftlichen Gegner und gegen die Zweifler im eigenen politischen Lager eifrig aufnahm.

In die anregende, überall fördernde Tätigkeit des akademischen Lehrers führen die von Richard Huss herausgegebenen Vorarbeiten zu einer Monographie des Nösnergaues und der Stadt Bistritz sowie die beiden Forschungsreihen seines germanistischen und phonetischen Instituts an der Universität Debrezin, die wohl nicht sehr glücklich den Namen der im Nibelungenlied erwähnten Sänger SWEMMEL und WÄRBEL erhielten. Aus eigener Forschung steuerte der Professor Quellenforschungen zu SCHILLERS Tell, eine Übersicht zum Sprachatlas des Deutschen Reiches sowie ein viel angefochtenes Geleitwort bei. In den Arbeiten seiner Schüler trat die deutsche Volkssprache gleichberechtigt neben die ungarische Staatssprache. Für die ungarische und deutsche Öffentlichkeit waren Abhandlungen zum Nibelungenlied und zum rumänischen Siegfriedsmärchen, über das Auswandererlied: „Nach Ostland . . ." und über das Nibelungenlied-Waberlohe-Etzelburg bestimmt. Als höchst erwünschten Abschluß stellten 1936 in den Volksbüchern der „Neuen Heimatblätter" packende Bilder von der Erstürmung der Burg Ofen (1686) und von der Befreiung Ungarns

von der Türkenherrschaft das unabdingbare Verdienst deutscher Truppen und des durch Österreich neu belebten Reichsgedankens heraus.

Auch auf dieser Lebensstufe rundeten Vorträge in Ungarn und in den besonders geliebten Rheinlanden sowie wiederum im Auslande, in Stockholm (1931) und in Rom (1933) den weiten Rahmen wissenschaftlicher Tätigkeit ab. Die Berufung in den Mitgliederkreis der Deutschen Akademie (München), des luxemburgischen Sprachvereins, des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, des Vorstandes des Ungarischen Instituts in Berlin und des Archivs für Wanderungsforschung in Leipzig bedeutete verdiente Ehrung. Vor allem die Mitherausgabe der neu geschaffenen „Südostdeutschen Forschungen" in München wiesen weit über die Heimat hinaus neue Wege. Die letzte ganz große Freude bereitete die Verleihung des Prinz Eugen-Preises, den die Johann Wolfgang Goethe-Stiftung „zur Förderung der geistig-schöpferischen Kräfte im Raume des Südostdeutschtums" ausgesetzt hatte, für das Jahr 1941, und gerade diese Ehrung verband in schönster Weise den akademischen Lehrer wie den volksdeutschen Kämpfer mit den Weggenossen der letzten Jahre.

Nicht nur Richard Huss, dem „unentwegten Bekenner deutschen Volkstums", wurde — wie es in der Urkunde heißt — „in Würdigung seiner Forschungen über Herkunfts- und Mundartprobleme der Siebenbürger Sachsen und in Anerkennung seiner Verdienste als Herausgeber der „Neuen Heimatblätter" und als Hochschullehrer der Germanistik, der der magyarischen akademischen Jugend die Kenntnis des deutschen Kulturkreises erschließt", der Preis zuerkannt, sondern neben dem Siebenbürger Sachsen feierte die Universität Wien am 30. September 1940 den aus dem Banat stammenden Dr. FRANZ BASCH als politischen Führer der deutschen Volksgruppe sowie den zweiten Germanisten der ungarischen Hochschulen, Prof. Dr. HEINRICH SCHMIDT, der seine Mundartforschungen über die heimatliche Batschka, über das Banat und Syrmien hinaus bis zu den deutschen Siedlungen im Bakonywald, im Schildgebirge, im Ofener Berglande und in der Schwäbischen Türkei erstreckte und damit die Gesamtheit der Donauschwaben erfaßte. Alle drei Preisträger hatten, wie die Begründung hervorhob, das von Jakob Bleyer hinterlassene Erbe nicht nur gewahrt, sondern auch ausgebaut und einem jüngeren Geschlecht, das den Erfolg innerer und äußerer Kämpfe der Väter allzu leicht als eine Selbstverständlichkeit hinnahm, im Sinne eines tätigen Volkstumsbewußtseins zur Verpflichtung gemacht. Im letzten Jahr seines Lebens erhielt Richard Huss die verdiente Anerkennung für eine volkspolitische Arbeit, die ihm nicht leicht geworden war.

Schon 1934 hatten ihn seine engeren Landsleute zum stellvertretenden Vorsitzenden des Ungarländisch-deutschen Volksbildungsvereins gewählt und damit in den Brennpunkt des politischen Ringens gestellt. Als Herausgeber der „Neuen Heimatblätter" zur Erforschung des Deutschtums in Ungarn, die mit dem dritten Jahrgang als „Deutsche Forschungen in Ungarn" fortgeführt wurden, und als Leiter des „Deutschen Volksboten" (1935—1938), der zehnmal jährlich erscheinenden politischen Zeitung der deutschen Volksgruppe, nahm er in Wort und Tat die Forderung der Gleichberechtigung des deutschen Schul- und Bildungswesens auf.

Für eine Schilderung der hier entfachten inneren Auseinandersetzungen fühlt sich der Referent um so weniger berufen, als Verlauf und Abschluß noch längst nicht der Geschichte angehören. Ihm, der aus der Ferne den Streit verfolgte, schien es erste Pflicht, die Erinnerung an den Kameraden wie an den Kämpfer wachzuhalten. So wichtig zweifellos das völlige Aufgehen des Gelehrten in diesem Ringen war, so stark mußte die wissenschaftliche Tätigkeit zurücktreten. Eine im ungarischen Abgeordnetenhaus vorgetragene Anklage, daß Richard Huss mit Vaterlands-

verrätern gemeinsame Sache mache, von einem fremden Staat zu unpatriotischen Zwecken Geld annehme und infolge dessen nicht geeignet sei, die ungarische Jugend zu erziehen, und kein Recht habe, ungarisches Brot zu essen, zog den akademischen Lehrer vor den Richterstuhl der Staatspolitik. Auch in der Disziplinaruntersuchung brachte der Verfemte seine Forderung auf Kulturautonomie, auf eine rein deutsche Volksschule, auf ein Lehrerseminar und auf eine deutsch sprechende Mittelschule vor. Im Sommer 1938 kam es zum Freispruch. Erst im August 1939 aber, als bereits erneut die Weltgeschichte mit eherner Stimme zu engerem Zusammenhalt der Mittelmächte mahnte, gab Richard Huss persönlich das Urteil mit der offenen Erklärung bekannt, daß er für die alten Ideale weiterkämpfen und seinem bisherigen Standpunkt treu bleiben werde.

Von einem öffentlichen Auftreten dagegen hielt er sich nach all den unleidlichen Vorgängen der letzten Jahre zurück. Um so lebhafter verfolgte er in Wissenschaft und Leben die Gründung und die Erfolge des nun mit Zustimmung der ungarischen Regierung begründeten Volksbundes der Deutschen in Ungarn und blieb insbesondere mit dessen Wortführer, Franz Basch, in steter Verbindung. Als Kamerad und als unermüdlicher Streiter für die von ihm vertretene Sache trat er ihm zur Seite, bis in unerwarteter Schnelle der Tod den Bund trennte. Am 14. Februar 1941 ward Richard Huss nach kurzer, durch die unseligen Erregungen der jüngsten Zeit verschärften Krankheit die Feder aus der Hand genommen. Mit dem schönen Abschluß: „Und wenn der Ruf erklingt: Kamerad Huss!, so antwortet ein ganzes Volk: hier!", umriß ein Nachruf der „Deutschen Zeitung" als Organ der deutschen Volksgruppe in Ungarn den Dank der Mitkämpfer für den dahingegangenen Freund.

Was der Dahingegangene in unermüdlicher politischer Tätigkeit geleistet hat, wird an anderer Stelle seine Würdigung finden. Seiner wissenschaftlichen Arbeit, der diese Gedächtniszeilen gelten, fehlt noch der Abschluß. Für den Siebenbürgisch-deutschen Sprachatlas im Verein mit einem Kulturatlas harrt die zusammen mit Robert Csallner (Hermannstadt) und Hermann Phleps (Danzig) fertiggestellte Handschrift unter der Leitung von Anton Pfalz in Wien der Herausgabe. In der gleichen Hand liegen Sprachenkarten, die die Veränderung der nordsiebenbürgischen Mundarten in den letzten vierzig Jahren zeigen, einerseits aufgebaut auf eigenen Forschungen des Germanisten, zum anderen auf den bereits 1887 durchgeführten Aufnahmen der vierzig einst von Georg Wenker zur Grundlage aller künftigen Arbeit entworfenen Sätze. Von einer Nationalitätenkarte Ungarns ist bislang der siebenbürgische Teil (1922) veröffentlicht; die weiteren Blätter stehen im germanistischen Seminar der Universität Debrezin ernsthafter Forschung zur Verfügung. Die weit geförderten Vorarbeiten zum luxemburgischen Sprachatlas endlich, über den Studien bereits 1927 und 1931 erschienen, sind Eigentum der luxemburgischen Sprachgesellschaft geworden und damit ebenfalls für eine künftige Veröffentlichung sichergestellt. Eine reiche Ernte harrt der Schnitter!

Frankfurt a. M. P. Wentzcke.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Übersetzte Titel von Zeitschriftenaufsätzen sind mit * versehen. Mit R gezeichnete Notizen sind von der Schriftleitung angefertigt. Sind mehrere Besprechungen hintereinander vom gleichen Verfasser, so ist nur die letzte gezeichnet. Die Verfasser einschlägiger Veröffentlichungen und Aufsätze werden um Einsendung von Besprechungsstücken gebeten.

I. Allgemeines.

Kühn, Herbert: Die germanischen Bügelfibeln der Völkerwanderungszeit in der Rheinprovinz. Rheinische Forschungen zur Vorgeschichte IV. Bonn, Röhrscheid 1940, 528 S., 152 Abb., 50 Karten, 130 Taf.

Als die Frucht einer fünfzehnjährigen Stoffsammlung und eines Studiums, das in mehreren Kontinenten fortgestzt und vertieft wurde, legt der Verf. eine umfangreiche Arbeit vor, die jedoch nur den ersten Teil eines Werkes, das die völkerwanderungszeitliche Kultur der festländischen Germanen zum Gegenstand haben soll, darstellt. Das vorliegende Buch behandelt, wie der Verf. im Vorwort ausführt, „nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus dem gesammelten Fundmaterial und nur die Bügelfibeln, und sie wieder nur in der Rheinprovinz. Aber zu diesen rheinischen Stücken sind alle Parallelen Europas aufgeführt, so daß sich von hier aus ein Blick über alles Übrige ergibt". Diese großzügige Einstellung bringt es mit sich, daß kaum ein Winkel Europas außerhalb des Blickfeldes der Untersuchung bleibt, am wenigsten der europäische Südosten, dessen Bedeutung für die fränkische Kulturentwicklung in der Rheingegend der Verf. ins rechte Licht zu rücken versteht.

Der Aufbau des Werkes wird vielleicht fürs erste Befremden erregen, weil im ersten Teil (S. 1—72) bereits die Arbeitsergebnisse in übersichtlicher und zusammenfassender Form vorweggenommen erscheinen. Aber andererseits wird in diesem Teile das Operationsfeld gesäubert und jene Einheit in der schriftlichen und dinglichen Überlieferung hergestellt, die notwendig ist, um im zweiten Teile (S. 73—362) bei der im ganzen trockenen Untersuchung der einzelnen nach Zeit und Form gegliederten Fibelgruppen Weitschweifigkeiten, Wiederholungen u. a. besser vermeiden zu können. Der letzte Teil des Buches besteht aus Fundlisten und Registern (Namen, Orte, Sachen, Museen und münzdatierte Funde), die die Benützbarkeit des Werkes außerordentlich erhöhen. Ganz besonders wertvoll ist der Tafelband, der nicht nur sämtliche rheinländischen Bügelfibeln in natürlicher Größe in guten Photos wiedergibt, sondern auch nahezu alle dem Verf. bekannt gewordenen europäischen Vergleichsstücke. Diese Fibeln sind in halber natürlicher Größe abgebildet und zu Reihen zusammengestellt, so daß man einen bequemen Überblick erhält. Die Verkleinerungen lassen zwar bisweilen an Güte zu wünschen übrig, aber das Wesentliche ist doch überall ersichtlich. Die restlichen Tafelbilder (112—130) geben den Inhalt geschlossener Funde wieder.

Es handelt sich also um ein großangelegtes Quellenwerk, das naturgemäß nicht mit dem üblichen Maßstabe gemessen werden kann. Kaum ein zweiter Forscher wird über jenen Überblick verfügen, den sich der Verf. erworben hat. Für gewöhnlich übersieht der einzelne nur ein größeres Teilgebiet, das er allerdings eingehender studieren konnte. So ist es denn ohne weiteres möglich, die Darlegungen des Verf. in dieser oder jener Hinsicht zu ergänzen und zu modifizieren, ohne dabei den Gehalt des Werkes wesentlich zu beeinträchtigen. Auch der Referent wäre in der Lage, einzelne Fundlisten zu ergänzen, unverwertetes Schrifttum namhaft zu machen und verschiedene Bedenken vorzutragen, doch würde damit das Gesamtbild in keiner Weise entscheidend verändert.

Der Verf. zerlegt den von ihm behandelten Zeitraum von 450—700 n. Chr. in fünf Abschnitte, die je ein halbes Jahrhundert umfassen. Im ersten (450—500) kennt er neben den aus bodenständigen Vorformen erwachsenen einheimischen Fibeln nur noch solche, die auf gotische Einflüsse zurückgehen. Zwischen 500 und 550 treten aber neben den einheimischen Weiterbildungen auch Formen auf, die angelsächsischen Ursprungs sind und das fränkische Kunsthandwerk in nachhaltiger Weise beeinflussen. Die in dieser Zeit ebenfalls im Rheingebiet nachweisbaren Thüringer-Fibeln werden nicht nachgebildet. Auch im folgenden Abschnitt, 550—600, dem Höhepunkt des fränkischen Kunsthandwerks, machen sich noch angelsächsische Einwirkungen geltend, werden aber nach 600 von langobardischen Einflüssen ab-

gelöst. Indessen nehmen die einheimischen Formen der Bügelfibeln an der Entwicklung des fränkischen Kunstgewerbes regen Anteil. Erst um die Mitte des 7. Jh.s — also keineswegs früher — kommen die Bügelfibeln allmählich außer Gebrauch. Sie finden nur noch auf dem Lande Verwendung, während die Vornehmen nun die mannigfachen Rundfibeln bevorzugen.

Dieser Verlauf der Entwicklung der rheinischen Bügelfibeln ist freilich im einzelnen nicht gleichmäßig überzeugend zu belegen, weshalb die Aufstellungen des Verf.s wohl noch der Stütze durch künftige Funde bedürfen. Weiter hat der Verf. bedauerlicherweise nicht genügend in Rücksicht gezogen, daß zwischen dem Zeitpunkt der Erzeugung einer Fibel und dem ihrer Benutzung als Grabbeigabe oft ein erheblicher Zeitunterschied bestehen kann, namentlich wenn es sich um kostbare Stücke handelt. Diese Fehlerquelle und die Überbewertung der Bedeutung gewisser historischer Ereignisse beeinträchtigen die Darstellung und damit auch einen Teil der Arbeitsergebnisse. Vor allem in der Entwicklung des Ornaments sind noch nicht alle Bedenken behoben. Auch die vorgetragene Chronologie befremdet zuweilen. Für die Geschichte der Sudetenländer hätte z. B. die Anerkennung der Zeitbestimmungen des Verf.s schwerwiegende Folgen. Wenn nämlich der Großteil der Thüringer Fibeln tatsächlich erst zwischen 550 und 580 hergestellt worden wäre, wie der Verf. meint, dann würden viele germanischen Gräber Böhmens in die Zeit kurz vor 600, einige vielleicht sogar in das beginnende 7. Jh. anzusetzen sein. Das wäre jedoch mit dem geläufigen Geschichtsbilde nicht zu vereinen, nicht einmal mit den sonstigen Fundtatsachen, z. B. mit dem Aufhören der Münzfunde in der Zeit um die Mitte des 6. Jh.s.

In einigen wenigen Zeilen die Bedeutung des ungemein eindrucksvollen Werkes des Verf.s voll zu würdigen oder zu einzelnen wesentlichen Fragen Stellung zu nehmen, ist schlechthin unmöglich. Die Arbeit verdient jedenfalls höchste Anerkennung, denn sie wird lange Zeit die Forschung in richtunggebender Weise beeinflussen.

Horedt, K.: Südosteuropäische Keulenköpfe. Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. LXX, 1940, S. 283—303, mit 2 Taf. u. 2 Karten.

Der reiche Fundstoff Siebenbürgens und der umliegenden Landschaften Rumäniens an vorgeschichtlichen Keulenköpfen bot dem Verf. Veranlassung, der Verbreitung dieser Formen nachzugehen. Eine auch nur annähernde Vollständigkeit konnte nicht angestrebt werden, doch bietet die mit großer Zurückhaltung geschriebene Darstellung eine Menge wertvoller Hinweise und Anregungen. Der Verf. berücksichtigt nur die profilierten Keulen aus Stein oder Bronze, die er zunächst grob in Buckel- und Stachelkeulen gliedert. Nach der Aufzählung der ihm bekannt gewordenen Formen aus Rumänien, Ungarn, Skandinawien, Deutschland, Italien, Großbritannien, Osteuropa und Westasien behandelt er die einzelnen Typen und Varianten nach Zeit und Raum. Im Gegensatz zu der noch immer nicht ganz geklärten Frage der im allgemeinen für spätbronzezeitlich und früheisenzeitlich gehaltenen Stachelkeulen zeigt die Verbreitung der Buckelkeulen, daß es sich hier von Haus aus um eine osteuropäische Form handelt, die zu Beginn der Metallzeit auch auf Südost- und Mitteleuropa übergreift.

Schindler, R.: Ein Beitrag zur Frage des römischen und nordostgermanischen Bernsteingewerbes. Mitteilungen aus dem Vorgeschichtlichen Seminar der Universität Greifswald, Heft 11/12. Gedächtnisschrift für W. PETZSCH. Greifswald. Bamberg 1940, S. 154—164, mit 5 Abb.

An Hand verschiedener alter und neuer Bernsteinfunde im nordostdeutschen Küstengebiete zeigt der Verf., daß die Verarbeitung des Bernsteines im römischen Reichsgebiete und in den germanischen Ostseeländern grundverschieden war. Das römische Bernsteingewerbe erzeugt Nippsachen, der Norden dagegen Körperschmuck, also Perlen u. a. Der Rohbernstein wanderte auf der alten Bernsteinstraße durch Schlesien und die Mährische Pforte nach Oberitalien, und zwar schon im ersten vorchristlichen Jh., wie das Vorhandensein von Bernsteinspeichern in Schlesien und Mähren bezeugt. Erst der Markomannenkrieg bereitete dieser Handelsverbindung ein Ende und damit verdorrt schließlich die römische Bernsteinverarbeitung, jedenfalls sind ihre Erzeugnisse später nur noch vereinzelt nachweisbar. Das Verdienst,

diese Entwicklung übersichtlich und klar gesondert zu haben und dabei für das Bestehen einer immer vollkommenere Schmucksachen hervorbringenden germanischen Bernsteinindustrie neuerdings eingetreten zu sein, gebührt dem Verf., dessen Darstellung natürlich noch breiter auszubauen wäre. R.

Büchsel, Hans-Wilhelm: Rechts- und Sozialgeschichte des oberschlesischen Werk- und Hüttenwesens, 1740—1806. Breslau-Kattowitz, Schlesien-Verlag 1941, VI + 195 S. (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Schlesien, III. Reihe: Forschungen zur schlesischen Wirtschaftsgeschichte, 1.)

Vorliegende, unter Heranziehung auch des ungedruckten Aktenmaterials sowie der gesamten einschlägigen Literatur abgefaßte Studie ist auch im Rahmen unserer Zeitschrift zu berücksichtigen, weil sie die seit 1740 einsetzende Begründung der modernen oberschlesischen Industrie als Fortführung der ostmitteldeutschen Kolonisation im Mittelalter erweist, die ja auch für das Karpatengebiet von weittragender Bedeutung gewesen ist. Die durch die Angliederung an Preußen hervorgerufene Wiederbelebung des schlesischen Bergbaues, findet zwar im Karpatengebiet keine Entsprechung. Dort geht vielmehr auch im 18. Jh. der Bergbau weiter zurück. Die Verbindung zwischen dem schlesischen Raum und dem Karpatengebiet ist als Folge der Abtrennung Schlesiens von der österreichischen Monarchie bereits gelöst. Trotzdem ist das vom Verf. in sachkundiger Darstellung gebotene Material für Vergleichszwecke auch für die Geschichte des Bergbaues im Karpatengebiet innerhalb dieses Zeitraumes von großer Wichtigkeit. F. V.

Deutscher Sprachatlas auf Grund des von G. WENKER begründeten Sprachatlas des Deutschen Reichs mit Einschluß von Luxemburg, der deutschen Sprachteile von Österreich, der Tschechoslowakei, der Schweiz, Liechtenstein, der Sprachinsel Gottschee in vereinfachter Form bearbeitet beim Deutschen Sprachatlas, begonnen von Ferd. Wrede †, fortgesetzt von W. MITZKA und B. MARTIN, 10. Lieferung (Textheft 255—278 S. und 6 Karten), Marburg a. d. Lahn: N. G. Elwert 1938. Jede Lieferung 10 RM.

Bereits 1926 zu erscheinen begonnen, ist der 9. Lieferung (Näheres darüber SOF. Jg. V [1940], S. 233 f.) dieses großzügigen Werkes gar bald die 10. Lieferung gefolgt. Eine willkommene Gabe besonders für die Sprach-, Geschichts- und Volkskundeforschung.

Schon technisch bedeutet diese Lieferung eine hervorragende Leistung, zumal angesichts der besonderen Schwierigkeiten. Um die ungeheuere Formfülle überhaupt bewältigen zu können, waren die Kartenzeichner besonders auf Karte 57 („vier") und 59 („Verkleinerungsendung der Mehrzahl in dem Wort Schäfchen") gezwungen sich mit dem Lineal gezogener, gestrichelter Linienführung zu begnügen, die genauere Grenzziehung der örtlichen Einzelforschung überlassen. Sehr übersichtlich ist der dreierlei Anlaut p-, pf-, f- des Wortes Pfund (Karte 62) durch die Dreifarbigkeit gegliedert, ebenso die Auslautsgrenzen durch verstärkte Linien augenfällig gemacht, wie ja auch der ostmitteldeutsche Gebietsteil (ein Teil des Obersächsischen und Thüringischen) mit fast ausschließlichen anlautenden f-Schreibungen durch Schrägstrichzeichnung sehr deutlich herausgehoben ist. Das ostmitteldeutsche Mischgebiet mit f-/pf-Anlaut ließ nur links der Elbe und in einem Teil des Schlesischen eine Grenzlinienführung zu, aber auch dort nur mit gewissem Vorbehalt und nur in Gestalt einer zerrissenen Linie. Sowohl hier, als auch bezüglich der als -en und -n geschriebenen Endungen bzw. Endungslosigkeit im Wort hinten (Karte 61) vermögen höchstens Auszählungen dieser Abarten bzw. deren Verhältniszahlen zueinander im Textheft mundartgeographische Aufklärung zu bieten. Einzelformen sind entweder im Textheft angeführt, so S. 275 f. die p-Schreibungen auf pf-Gebieten des Wortes Pfund, oder mußten wie z. B. bei der Verkleinerungsendung des Wortes Schäfchen (Karte 59) wegen ihrer großen Anzahl überhaupt wegbleiben, so daß Forscher sie nur auf den handschriftlichen Wenkerkarten erreichen können.

Mir als einem Forscher der Mundarten außerhalb Deutschlands fallen freudigst auf einerseits das anlautende kf- an Stelle von pf- in „Pfund" (Karte 62) sö. Eger und in der Iglauer Sprachinsel, weil diese mundartliche Eigenheit sich in der Mundart südbayerischen Charakters zwischen dem Raab- und Lafnitzflusse (Komitat

Eisenburg, Ungarn) wiederholt, anderseits die -ling als Verkleinerungsendung der Mehrzahl am unteren Neckar (Karte 59 Schäfchen), die meine Erklärung über den Ursprung der Gründler (Niederzipser) Verkleinerungsendung -chenk (Näheres darüber s. Zeitschr. f. Mundartforschung, Jg. XIV [1938], S. 224—227) grundsätzlich in vollstem Maße bestätigen.

Auch die gegenwärtige Lieferung verbucht sehr gewissenhaft alle auf meine Heimat Zips bezüglichen verschiedenen Laienschreibungen. Da aber diese mannigfaltigen Schreibformen doch nur immer dieselbe Ober- bzw. Niederzipser (Gründler) Lautform meinen, so vereinfacht sich deren Zusammenfassung und ist zu berichtigen, wie folgt: vier (Karte 57) lautet Oberzipserisch (also mit Einschluß von Leutschau und Zipser Neudorf) *fīr*, Hopgärtnerisch und Kleinlomnitzerisch *fīər* (letztere beiden Gemeinden mit uvularem, also geratschtem r); in Dobschau *fīər*, Gründlerisch *fīə*. Im Textheft (S. 261) sind für „Schäfchen" (Karte 58) irrtümlich die der Stammform „Schaf" entsprechenden mundartlichen Entsprechungen mitgeteilt, in Wirklichkeit aber gelten als Verkleinerungsformen der Mehrzahl in Käsmark, Georgenberg, Deutschendorf, Zipser Neudorf und Leutschau, die ich neuestens als Fünfstädtermundart zusammenfasse, *šęifərχen*[1]), im übrigen Oberzipserischen *šēfərχən* bzw. im Niederländischen und in Leibitz, Rießdorf *šēfərχə*; im Gründlerischen (und zwar ältere Leute in Einsiedel, Schwedler, Wagendrüssel, Altwasser und Schmöllnitz) *šēfaxenk* (die jüngeren: *šēfiχən* neben *šēfəχən*) bzw. in Untermetzenseifen noch ganz allgemein *šēfaχenk*; Sublechnitz *šēfălă*. Doch wird dafür weit öfter in der Fünfstädtermundart, außerdem in Michelsdorf und Matzdorf *lęmərχən* (Lämmchen), in Leibitz *lęmərχə*, in der Oberländischen Dorfmundart *lamərχən*, in Rießdorf und im Niederland *lamərχə*; Gründlerisch *lęmiχən* neben *lęməχən* bzw. *lęmaxenk* (letzteres mit derselben Beschränkung wie *šęfaxenk*) gebraucht. Das Wort „hinten" (S. 270) lautet in Sublechnitz *hintă*, in der Fünfstädtermundart, außerdem in Michelsdorf, Matzdorf und Leibitz *hęntən*, in der übrigen Oberzips *hęnār* (eigentlich hintenher); Gründlerisch und in Dobschau *hęntən*, in Untermetzenseifen *hęnən* (jedoch mit Kehlkopfverschluß hinter dem ersten n). Für Pfund (S. 278) ist für GS, Mt, V, Hu, Du wohl nur unter dem Einfluß des nhd. Schriftbildes *pfond* anstatt richtigem *tfond* neben *font* eingetragen. Letztere beiden gelten auch für Michelsdorf, nicht aber *pfana*. Die für Kniesen vermerkte Form *twönt* müßte genauer *tfönjt* geschrieben werden. Die Ortsbezeichnung Bn (S. 266 und 270) für Burgerhof soll richtig Bu, ebenso MU (S. 271) für Untermetzenseifen richtig UM heißen.

Doch trotz solcher örtlichen Berichtigung mancher Einzelheiten behält dieses führende Werk im allgemeinen seinen einzigartigen Wert.

Aszód (Ungarn). JULIUS GRÉB.

Thierfelder, Franz: Sprachpolitik und Rundfunk. Berlin, R. v. Decker-Verlag 1941, 71 S. (Schriften des Instituts für Rundfunkwissenschaft an der Universität Freiburg i. Br., 1).

Der bekannte Kenner der zeitgenössischen kulturpolitischen Probleme bietet in dieser Schrift eine Auseinandersetzung mit einem der interessantesten Probleme moderner Kulturpolitik, die Bedeutung des Rundfunks für die sprachpolitischen Auseinandersetzungen der einzelnen Länder. Es ist klar, daß im Rahmen seiner Ausführungen auch Südosteuropa weitgehend berücksichtigt wird, das der Verf. ja aus eigener Anschauung gründlich kennt und schon häufig zum Gegenstand tiefschürfender Studien gemacht hat. Wir heben hervor die Angaben über fremdsprachige Sendungen südosteuropäischer Länder (S. 45 ff.) sowie eine Übersicht über Zahl der Sender und Hörer in den einzelnen Ländern, die über die Verbreitung des Rundfunks in Südosteuropa Aufschluß erteilen. F. V.

Franz, Günther: Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte. Jena, G. Fischer 1941, 128 S., brosch. 5 RM.

Zu den „Arbeiten zur Landes- und Volksforschung", die von der Jenaer Anstalt für geschichtliche Landeskunde herausgegeben werden, erschien als Band 6

[1]) ę = offenes e; e = geschlossenes e; ẹ = sehr geschlossenes e.

diese Arbeit aus der Feder des bekannten Spezialisten für die Volksgeschichte des konfessionellen Zeitalters. Seine übersichtliche Darstellung der volks- und agrargeschichtlichen Folgen des Dreißigjährigen Krieges wird für längere Zeit maßgeblich bleiben. Für die nördlichen Randgebiete des südostdeutschen Raumes, insbesondere für Böhmen, bringt sie viel neues Material. Untersucht werden u. a. die Bevölkerungsverluste, die Neusiedler (Herkunft und Abwanderungsgründe) und gewisse Fragen der Agrarverfassung, wobei der agrarische Wiederaufbau in Mittel- und Oberdeutschland im Mittelpunkt des Interesses steht. Ein sehr nützliches ausführliches Ortsverzeichnis erleichtert die Benutzung, erwähnt werden u. a. Adersbach im Kreis Braunau, Beneschau in Böhmen, Böhmen, Böhmerwald, Braunau, Budweis, Chotieschau im Kreis Mies, Elbogen, Hwozd, Jankau im Kreis Seltschan, Jungbunzlau, Katharinaberg im Kreis Brüx, Klingenberg-Eidlitz im Komotauer Gebiet, Kolin, Kroatien, Krummau, Kuttenberg, Leitmeritz, Mähren, Maleschau und Neuhof im Kreis Kuttenberg, Nachod, Natscheradetz, Nieder- und Oberösterreich, Opotschna, Prag, Tschattwitz im Kreis Beneschau, Siebenbürgen, Wittingau, Hiernau im Kreis Budweis. — Eine kleine kritische Randbemerkung: der Begriff „Morgen" ist in den verschiedenen Zeiten sehr verschieden, deshalb sind Vergleiche zwischen dem 17. u. 19. Jh. fragwürdig, abgesehen davon, daß die Ackerfläche größer wurde.

H. J. BEYER.

Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung. Hsg. von Paul Wentzcke, Band 17, im Auftrag der Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung. Heidelberg 1940, 250 S.

In dem vorliegenden Band interessiert uns im Rahmen unserer Zeitschrift der Aufsatz von MAX DEBLINGER: „Die einstigen Universitäten Salzburg und Olmütz sowie die Bergakademie Schemnitz und ihr Studentenwesen". Der Verfasser geht an Hand der verbliebenen Zeugnisse studentischen Lebens der Geschichte dieser drei hohen Schulen nach. Die älteste, Olmütz, war während der ersten zwei Jahrhunderte ihres Bestehens mit anfänglich zwei, dann drei Fakultäten eine Hochburg des Katholizismus und stand bis zur Aufhebung des Ordens weitgehend unter jesuitischem Einfluß, der auch die wechselvollen Schicksale des 30jährigen Krieges überstand. Schon 1778 aber wurde die Universität nach der Umwandlung von einer geistlichen in eine weltliche Anstalt als akademisches Lyzeum vorübergehend nach Brünn verlegt. Nach 1792 kehrte sie erweitert vorerst nach Olmütz zurück, gewann aber erst 1827 ihren Rang als Universität zurück. Nach einem kurzen Aufschwung in dem Jahrzehnt von 1830—1840 setzte aber wiederum eine allmähliche Verlagerung nach Brünn ein, die 1855 mit der Auflösung der alten Universität Olmütz und der Errichtung der Technischen Lehranstalt in Brünn schloß.

Knapp zwei Jahrhunderte, von 1620—1810, war Salzburg Sitz einer Universität. Zunächst von Benediktinern betreut, gewann die Universität im Laufe der Aufklärung unter Förderung der Erzbischöfe ein zunehmend freieres geistiges Leben, so daß sich die wissenschaftliche Arbeit zu Ende des 18. Jh.s, auch das wissenschaftliche Zeitungswesen, eines großen Rufes erfreute. 1810 löste Bayern die Universität auf und ließ dort nur ein Lyzeum mit theologischem und philosophischem Studium sowie eine Chirurgenschule. Bestrebungen, in Salzburg wieder eine katholische Universität zu eröffnen, gehen bis 1938 weiter.

Eine gewisse Rolle im Volkstumskampf spielte schon früh die alte Bergakademie Schemnitz, die nach deutschem Muster 1770 von MARIA THERESIA gegründet wurde. 1846 wurde sie zur Berg- und Forstakademie erweitert, stets unter madjarischer Leitung. 1848 bildete sich hier sehr schnell auf die Nachricht von den Wiener Ereignissen ein deutsches Studentenfreikorps, das den Wienern seine Hilfe anbot. Dadurch entstanden sehr schwere Reibungen mit den Madjaren, die zur Übersiedlung der Deutschen in die Montanlehranstalt in Vordernberg (Steiermark) führte. Die Akademie wurde bis 1850 geschlossen. Nach der Wiedereröffnung nahm der wissenschaftliche Lehrbetrieb einen kurzen Aufschwung. In dieser Zeit drückten sich die ersten Regungen der völkischen Einstellung in dem Tragen der verschiedenen Nationaltrachten aus. Nach dem Ausgleich von 1867 wurde als Vortragssprache madjarisch eingeführt, womit die alte Akademie in Schemnitz ihre Bedeutung verlor.

Auslandsdeutschtum und evangelische Kirche, Jahrbuch 1940. Hrsgg. von D. Dr. Ernst Schubert, München, Evangelischer Verlag Albert Lempp, 208 S., 1 Übersichtskarte.

Das Jahrbuch der evangelischen auslandsdeutschen Kirche, das oft in seinen Blättern über die kirchlichen Verhältnisse im Südost-Deutschtum berichtet hat, steht im vorliegenden Bande im Zeichen der Heimkehr der deutschen evangelischen Kirche in Polen. In einem einführenden Aufsatz gibt der Herausgeber einen Überblick über die Geschichte der deutschen Kirche im osteuropäischen Raum, der durch ein gründliches Literaturverzeichnis und gute Bilder bereichert wird. Volksdeutsche Probleme im früheren Polen behandelt R. KAMMEL rückschauend und Dr. H. WAHL bringt eine mit zahlreichen Urkunden belegte Untersuchung über den Endkampf der deutschen evangelischen Kirche gegen die polnische Kirchenleitung. Der Kirche in der Heimat ist ein längerer Aufsatz von Dr. KRIMM gewidmet, ferner wird von MICHAELIS das kirchliche Leben Elsaß-Lothringens behandelt und D. SCHOWALTER berichtet über Südafrika: Volkstum, Deutschtum, Mission und Kirche. Zahlreiche Bilder und eine Karte von der Verteilung der deutschen evangelischen Kirchen im Osten bereichern den Band.

Stumpp, Karl: Ostwanderung, Akten über die Auswanderung der Württemberger nach Rußland 1816—1822. Sammlung Georg Leibbrandt, Leipzig, S. Hirzel, 1941, 269 S., 1 Karte.

Ein Thema, das heute besonders interessiert, wird in einem seiner Teilgebiete von dem Verfasser in dem 2. Band der von E. MEYNEN herausgegebenen „Quellen zur Erforschung des Deutschtums in Osteuropa" behandelt. Er bringt neben einer Namensliste der Ausgewanderten die württembergischen Gesetze jener Zeit, die sich auf die Auswanderung beziehen, sowie die russischen Erlasse über die Einwanderer aus den Schlußjahren der Siedlung. Sehr interessant sind ferner die Reiseberichte der Auswanderer, von denen drei veröffentlicht sind. Eine Karte über den Wanderweg bereichert das Buch sehr.

Bonomi, Eugen: Wallerbrauch im jugoslawischen Banat. Erschienen in „Volk und Heimat", Heft 3/4, Neusatz 1939, 7 S.

Der bekannte Verf. beschäftigt sich hier in einer kurzen Studie mit den Wallfahrstbräuchen im ehemals jugoslawischen Teil des Banats und behandelt die Geschichte und Schicksale der Werschetzer Kapelle auf dem Berg ausführlich, die für die Banater Bevölkerung Ersatz für die an Rumänien gekommene Wallfahrtsstätte Maria Radna geworden war.

Berlin. GRONEWEG.

Tuppa, K.: Das Anthropologische Institut der Universität Wien. Z. f. Rassenk. 12 (1941), 105/106.

Verf. ergänzt frühere Mitteilungen über das Institut mit Hinweisen auf den in Wien erfolgten Ausbau der erbbiologischen Untersuchungen zum Vaterschaftsnachweis und auf Untersuchungen an prähistorischem Material, die „wichtige Beiträge zur Rassengeschichte Mitteleuropas" versprechen.

Günther, H. F. K.: Formen und Urgeschichte der Ehe. 267 S., J. F. Lehmanns Verlag. München-Berlin 1940 (geh. 4,40, geb. 5,40 RM).

Außerhalb eines Kreises völkerkundlicher und gesellschafts-wissenschaftlicher Fachleute, so stellt der Verfasser fest, sind in Deutschland die Formen der Ehe, Familie und Verwandtschaft, ihr Ursprung und ihre Urformen seit Jahrzehnten nicht mehr erörtert worden. Deshalb wurde die Einführung in die genannten Fragen geschrieben, die ihre Beispiele allen Völkern der Erde entnimmt. Der Südostkenner findet so die Hochzeitssitten der Neugriechen im südlichen Makedonien (der Bräutigam widersetzt sich der Abholung zu der auf die Hochzeit wartenden Braut — eine Restform der „Raubehe"? —), die Reste des Männerkindbetts in Albanien, die Großfamilie (zadruga) bei den Kroaten, Slowenen, Serben und Bulgaren (Arbeiten

von S. D. KONSULOWA, G. P. TSCHEMSCHIROFF, HANDJIEFF u. a.) u. a. m. hineingestellt in den gesamten Formenkreis von Heirat, Ehe und Familie und gewinnt daraus ganz neue Gesichtspunkte zu ihrem Verständnis und neue Aufschlüsse über die Vergangenheit (Großfamilie bei den Thrako-Illyrern, Mutterrecht bei den südosteuropäischen Bandkeramikern u. a. m.).

Breslau HANS GRIMM

Beyer, H. J.: Auslese und Assimilation (Völkerpsychologische Bemerkungen zur Umvolkungsfrage, zugleich eine Auseinandersetzung mit J. v. Farkas). Deutsche Monatshefte 1941, S. 407—419.

Aus Anlaß einer Besprechung des Buches von JULIUS v. FARKAS, Der Freiheitskampf des ungarischen Geistes, bietet der Verf. eine tiefschürfende Auseinandersetzung mit grundsätzlichen Fragen der Umvolkung des Karpatenbeckens während des 19. Jh.s nach der volkspsychologischen Seite hin, die bisher zu Unrecht unbeachtet geblieben ist. Eine Beachtung der vom Verf. gebotenen Gesichtspunkte dürfte die Auseinandersetzung über die Fragen der Madjarisierung während des 19. Jh.s um ein wesentliches Stück weiterbringen. Es wäre daher dringend zu wünschen, daß Einzeluntersuchungen auch in der von B. angedeuteten Richtung vorgenommen würden, damit dieses wichtige und umstrittene Problem von einer neuen Seite her Beleuchtung und damit zusätzliche Klärungsmöglichkeit gewinnt.

F. V.

Lorenz, Reinhold: Der Staat wider Willen. Berlin, Junker und Dünnhaupt 1941, 311 S.

Mit der kritischen Sonde des Historikers gibt Lorenz in dem vorliegenden Buch, das den Untertitel „Österreich 1918—1938" führt, eine genaue und lückenlose Darstellung des Leidensganges, den die Ostmark vom Weltkrieg bis zur Befreiung zu gehen hatte. Er beginnt mit der Anschlußerklärung vom 12. November 1918 und wir erleben noch einmal die österreichische Geschichte bis zu jenem 13. März mit, an dem sich 90 Jahre zuvor das Land gegen die Reaktion erhoben hatte. Das Buch, das mit der Zuverlässigkeit und dem Abstand des Wissenschaftlers geschrieben ist, vermittelt auch dem Laien das Verständnis der politischen Lage. Das Gewicht des Buches wird verstärkt durch die 91 Stücke umfassende Dokumentensammlung, die in dieser Reichhaltigkeit noch nirgends außer in amtlichen Zusammenstellungen geboten wurde.

Berlin GRONEWEG

Wolter, H.: Die bevölkerungspolitische Lage der Volksdeutschen in Ost- und Südosteuropa. 63 S., Eichblatt-Verlag. Leipzig 1940 (Bildung und Nation, Heft 84—87).

Im Jahre 1935 erschien H. HARMSENS Schrift über die „Bestandsfragen der deutschen Volksgruppen im osteuropäischen Raum". Seitdem hat eine Fülle von Einzeluntersuchungen die dort niedergelegten Zahlenangaben ergänzt, auch die Ergebnisse neuerer amtlicher Volkszählungen und Selbstzählungen der Volksgruppen gestatten eine Weiterführung der „Lebensbilanzen" zum Teil bis zum eben vergangenen Jahr. Der Verf. macht als erster wieder den Versuch einer handlichen Zusammenfassung des neuen Materials. Während z. B. Harmsens Angaben für die Deutschen in Rumänien 1931, für die Bevölkerung von Estland 1932, für die Estlanddeutschen 1933 abschließen, reichen W.s Daten bis 1937, ja bis 1940 (Zahl der Deutschen in Rumänien). Auch räumlich ist das Blickfeld insofern erweitert, als die von HARMSEN nicht berücksichtigte kleine deutsche Volksgruppe in Bulgarien einbezogen ist (Zahlen von 1925/30), das Rußlanddeutschtum ist allerdings auch bei W. nicht erwähnt. Andererseits bleibt die Neuerscheinung häufig bei der Mitteilung der Geburten- und Sterbefallszahlen aufs Tausend und des daraus zu errechnenden Geburtenüberschusses oder bei prozentualen Wachstums- oder Rückgangsziffern stehen, wo Harmsen sich bemühte, die tieferen Ursachen zu erkennen. So muß das Heftchen zwar den Kenner osteuropäischer Verhältnisse gelegentlich unbefriedigt

lassen (so, wenn das Ergebnis umfangreicher und mühsamer Untersuchungen von WIRTHOVEN dahingehend zusammengefaßt wird, daß die deutsche Bevölkerungsfrage in Ungarn „ein kompliziertes Problem" sei!), für die erste Orientierung aber wird es vielen willkommen sein.

Breslau. HANS GRIMM.

Beyer, H. J.: Streitfragen bei der Klärung der Volkszugehörigkeit in den eingegliederten Ostgebieten. Archiv des öffentlichen Rechts. Neue Folge. 33. Bd., 1941, S. 1—245.

Verf. stellt in anschaulicher Weise die Probleme dar, die sich in den eingegliederten Ostgebieten bei der Bestimmung der deutschen Volkszugehörigkeit ergeben. Verschiedene Fragen der Umvolkung im ostmitteleuropäischen Bereich werden in diesem Zusammenhang angeschnitten und geklärt, so daß der Aufsatz auch für den Südosten, vor allem für das Karpatenbecken von Bedeutung ist. Freilich liegen dort die Dinge wesentlich schwieriger als im Generalgouvernement, da es sich hier der Hauptsache nach nur um eine Auseinandersetzung und nur um eine Berührung zwischen polnischem und deutschem Volkstum handelt, während im Karpatenbecken eine ungleich größere Anzahl von Volkstümern gerade während des Bestandes der österreichisch-ungarischen Monarchie miteinander in vielfältige Berührung gekommen ist, so daß sich hier weitaus verwickeltere Formen der Volkstumsmischungen ergeben haben. F. V.

Grosse, Franz: Deutschland und der Südosten. Heft 8 der Schriftenreihe des Deutschen Informationsdienstes „Die Wirtschaftskraft des Reiches". Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1940, 31 S., 1 Anhang.

Vorliegende Schrift bringt im wesentlichen eine Aufzählung der wichtigsten Gesichtspunkte, die für eine Betrachtung des wirtschaftspolitischen Verhältnisses Deutschlands zum Südosten von Belang sind. Infolge der Kürze der gesamten Darstellung gehen die Ausführungen in den einzelnen Abschnitten — abgesehen von einigen statistischen Angaben — nicht auf nähere Einzelheiten ein. Immerhin kann die Arbeit als einführende Übersicht zum gestellten Thema dienen.

Krugmann, R. W.: Südosteuropa und Großdeutschland. Entwicklung und Zukunftsmöglichkeiten der Wirtschaftsbeziehungen. Breslau: Breslauer Verlags- und Druckerei-G. m. b. H. 1939. 204 S., 1 Tabellen-Anhang.

Obiges Thema ist in letzter Zeit in zahlreichen Einzeluntersuchungen und größeren Darstellungen mit wechselnder Genauigkeit und Übersichtlichkeit behandelt worden. Vorliegende Arbeit soll nun — wie schon der Untertitel erkennen läßt — vor allem eine systematische, größer angelegte Darstellung der deutsch-südosteuropäischen Wirtschaftsbeziehungen bezwecken. Mehrjährige zum Teil an Ort und Stelle betriebene Studien über die wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Probleme Südosteuropas ermöglichten dem Verf., dieser Aufgabe gerecht zu werden. Nach einleitenden grundsätzlichen Bemerkungen zur Intensivierung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Südosteuropa (S. 9—19) werden in einem ersten Abschnitt „Charakterisierung des Wirtschaftsaufbaues der Südostländer" (S. 20—73) im wesentlichen die strukturellen Wandlungen der südosteuropäischen Wirtschaft sowie die Produktionsgrundlagen der einzelnen Länder nach ihren wichtigsten Gesichtspunkten aufgezeigt. Der zweite Abschnitt „Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen dem deutschen Reich und Südosteuropa (in der Nachkriegszeit bis zur Gegenwart)" (S. 74—107) ist hauptsächlich den handelspolitischen Problemen gewidmet, wobei alle wesentlichen Fragen eine gründliche und erschöpfende Behandlung erfahren und durch zahlreiche statistische Angaben im Tabellen-Anhang, der wegen seines reichhaltigen Materials erhöhte Beachtung verdient, verständlich gemacht werden. Ein besonders breiter Raum ist dem dritten Abschnitt „Die Zukunftsmöglichkeiten der großdeutsch-südosteuropäischen Wirtschaftsbeziehungen (Ausbaumaßnahmen und Aussichten)" (S. 108—204) gewidmet. Auf diesem dritten Teil der Arbeit liegt auch das Hauptgewicht der gesamten Berachtungen. Er bringt neben einer aufschlußreichen Untersuchung über die agrar-

politische Produktionslenkung (S. 112—143) vor allem eine eingehende Übersicht einerseits über die Rohstofflieferungen der Südostländer nach dem Reich (S. 143 bis 149) andrerseits über die Ausfuhr von deutschen Halb- und Fertigfabrikaten nach Südosteuropa (S. 160—177) und vermittelt so ein klares Bild der strukturellen Zusammensetzung des deutsch-südosteuropäischen Außenhandels.

Mit Betrachtungen über die Bedeutung der Messen als Instrumente der neuen Handelspolitik (S. 187—192) und der Verkehrswege als Förderer der Wirtschaftsbeziehungen (S. 192—204) findet diese sehr gründliche Arbeit ihren Abschluß. Zeitlich gesehen sind die Verhältnisse bis zum Abschluß des deutsch-rumänischen Wirtschaftsabkommens vom 23. März 1939 einschließlich berücksichtigt. In Besonderheit durch den Krieg bedingte Umwälzungen, die sich seit dieser Zeit vollzogen haben, mögen wohl eine Reihe von neuen Fragen aufgeworfen haben, im Grundsätzlichen, nämlich dem durch reale wirtschaftliche Tatsachen und durch gemeinsame wirtschaftliche Interessen bedingten Verhältnis Deutschlands zu Südosteuropa hat sich nichts geändert. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch vorliegende Arbeit zu beurteilen.

Schröder-Steinegger, Hubertus: Südosteuropa in der deutschen Donauraumwirtschaft. Berlin, Robert Klett & Co., G. m. b. H. 1939, 143 S., 1 Karte.

Das Buch vermittelt in einer Reihe von Aufsätzen mit zahlreichen statistischen Erläuterungen ein Bild über die handelspolitische Lage in den verschiedenen südosteuropäischen Ländern. Sie ist eine Zusammenfassung von Eindrücken, die Verf. im Verlaufe einer mehr als halbjährigen Studienreise durch die Donau - Balkanländer und die Länder des nahen Ostens gewonnen hat. Die einzelnen Darstellungen der Handelspolitik der Südoststaaten werden vom Verf. durch besondere Aufsätze „Die Handelspolitik der Länder des nahen Ostens", „Der Anschluß an die deutsche Donauraumwirtschaft" (S. 75—88) sowie „Italiens Handel mit Südosteuropa" (S. 111—120) und eine Untersuchung „Die Handelspolitik der osteuropäischen Länder" (S. 125—133) ergänzt und bieten so die Möglichkeit einer klaren Beurteilung des gesamten Wirtschaftsbildes im Balkan - Donauraum. Neben vielen anderen wertvollen Gesichtspunkten zeigt Verf. vor allem in jedem Aufsatz den Einfluß des fremden Kapitals in der Wirtschaft der einzelnen Länder und gibt einen Hinweis auf die Bemühungen der Westmächte — vor allem Englands — sich durch Anleihen und Kapitalinvestierungen störend in die deutsch-südosteuropäischen Handelsbeziehungen einzuschalten. Obwohl vielleicht in manchen Punkten durch die Zeitereignisse längst überholt, gibt die Darstellung im ganzen gesehen doch einen klaren Einblick in die handelspolitischen Voraussetzungen, deren Kenntnis für eine richtige Beurteilung des südosteuropäischen Wirtschaftbildes notwendig ist.

Schreiber, Heinz: Deutschland und Südosteuropa. Geschichte und Wirtschaft des Balkan-Donauraumes und seine Beziehungen zum Reich. Dortmund-Breslau, W. Crüwell 1940, 34 S.

Mit dieser kleinen Arbeit, die für die breite Leserschaft bestimmt ist, wurde der Versuch gemacht, in knapper aber doch übersichtlicher Form ein Bild der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zum Südosten zu entwerfen. Nach einem einleitenden schlagwortartigen geschichtlichen Rückblick (S. 4—7) bringt Verf. in gedrängter jedoch allgemein verständlicher Weise eine wirtschaftsgeographische Darstellung der einzelnen südosteuropäischen Länder (S. 8—20). Die Ausführungen über die politischen Beziehungen der Staaten Südosteuropas zu Großdeutschland (S. 20—28) sind natürlich infolge der Zeitereignisse teilweise längst überholt. Ein kleiner statistischer Anhang (S. 31—34) trägt zur Ergänzung der gesamten Betrachtungen bei.

Wesemann, H. O.: Das Verkehrswesen Südosteuropas. (Schriften der Südosteuropa-Gesellschaft e. V. Wien). Wien, Südost-Echo Verlagsgesellschaft m. b. H., 1940. 56 S., 1 Karte.

Unter den zahlreichen und nach mancherlei Gesichtspunkten ausgerichteten Betrachtungen in der Literatur über den Balkan-Donauraum fehlte bisher, wenn man von kurzen Überblicken im Rahmen der einen oder anderen größeren Arbeit

absieht, eine besondere Darstellung der Verkehrsverhältnisse Südosteuropas. Aus dieser Erkenntnis heraus ist vorliegende Arbeit, die sich eine zusammenfassende Behandlung der verkehrswirtschaftlichen Fragen des Südostens zur Aufgabe stellt, zu begrüßen.

Nach einleitender Betrachtung der Wirtschaft des Südostraumes vom Standpunkte des Verkehrs aus (S. 7—12) führt uns Verf. im folgenden zuerst das Eisenbahnwesen Südosteuropas in aufschlußreicher Klarstellung der Probleme vor Augen und geht dann in einem besonderen Abschnitt auf die speziellen Verhältnisse der Eisenbahnen in den einzelnen südosteuropäischen Ländern ein. Ein weiterer Abschnitt über den Straßenverkehr (S. 35—49) gibt uns ein Bild von dem Stand des südosteuropäischen Straßenwesens, seiner Bedeutung für die wachsende Industrialisierung und wirtschaftliche Erschließung Südosteuropas im Zusammenhang mit den Fragen des Kraftverkehrs und der Motorisierung. In einem dritten Abschnitt über die Schiffahrt (S. 50—55) wird die Aufgabe der Donau im Rahmen der südosteuropäischen Verkehrswirtschaft eingehend gewürdigt.

Das Verkehrswesen Südosteuropas bildet einen entscheidenden Faktor für die weitere Intensivierung der Wirtschaftsbeziehungen Deutschlands zum Südosten. Vorliegende Arbeit wird dazu beitragen, diese Erkenntnis zu fördern.

Gabriel, Siegfried: Die Industrialisierung Südosteuropas und der deutsche Außenhandel. Sonderabdruck des Jahrbuches der Universität Graz, 1940, 18 S.

Der Arbeit liegt ein Referat zugrunde, das Verf. an dem von der Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft veranstalteten 17. Deutschen Weltwirtschaftstag (Wien, 18. bis 24. Mai 1939) gehalten hat. Gegenstand dieser sehr interessanten Untersuchung ist die Frage der Industrialisierung der Agrarstaaten Südosteuropas unter Berücksichtigung ihres Außenhandels mit einem hochentwickelten Industrieland. Dieses Problem wird nun im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes unter Zuhilfenahme von statistischem Zahlenmaterial kritisch beleuchtet. Hiebei setzt sich Verf. u. a. sowohl mit SOMBART und seiner Auffassung vom „Exportpessimismus" (S. 4—7) als auch mit der Theorie MANOILESCOS von der unterschiedlichen Arbeitsproduktivität der einzelnen Produktionszweige (S. 10—12) auseinander und charakterisiert in diesem Zusammenhang an Hand von Beispielen die Strukturwandlung des südosteuropäischen Außenhandels unter dem Einfluß der Industrialisierung. Im Verlauf seiner Ausführungen kommt Verf. zu dem Ergebnis, daß sich die Ausfuhr eines „alten" Industrielandes in einen sich allmählich industrialisierenden Agrarstaat in drei Perioden entwickeln wird. Abschließend kommt Verf. auf die Stellung der deutschen Wirtschaft der Gegenwart zu dem gesamten Problem zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit findet auch die vielbesprochene Idee einer sogenannten „Großraumwirtschaft" eingehende Erwähnung.

München. F. AUBELE.

Glasnik muzejskega društva za Slovenijo (Bulletin de la société du musée de Slovénie). Jahrgang XXI, 1—4. Laibach: Selbstverlag 1940, 148 S.

JOS. MAL führt uns in die Frühgeschichte der Slowenen und zeigt an Hand der Geschichtsquellen, Volkssagen und Gebräuche, die zum Teil noch heute lebendig sind, die mythologische Tradition der Slowenen mit Ausblicken auf die übrige slawische Überlieferung. Er geht den Spuren des Doppelglaubens nach, der namentlich bei den östlichen Slowenen lange fortdauerte. Der Verfasser findet im slow. Volksleben und in der Überlieferung Spuren des Sonnen- und Feuerkultes (am deutlichsten im „Kres"), des slawischen Gottes der Fruchtbarkeit („Jarilo", erhalten in „Jarnik, jariti, jarec") und von dessen Umdeutung in den Kult des hl. Georg („Zeleni Jurij" in der Bela Krajina); an „Perun" erinnert „Perunov cvet" (Farnkraut), „Perün je učesna" (der Blitz schlug ein), an den Viehgott „Veles", „Velko" und „Velenjak" in der Hirtensprache. Die Frauengöttin „Mokoša" taucht im slow. Märchen auf. Das slow. Volksleben weiß von „Rožanice-Rojenice", „sojenice" (skr. sudjenice) zu berichten, ebenso vom Hausgott „ščurek", „šetek", „netek", „hišni škrat" und „gospodarček". Der Verf. geht auch den Spuren der Verehrung von Halbgöttern und guten und bösen Geistern nach. Die Ortsnamen „Nedelja", „Nedeljica", „Nedeljišče", „Sveta nedelja", „Torek", „Podsreda", „Podčetrtek",

„Sv. Petka", „Sobota", „Sobotnica", „Sveta Sobota" werden mit der Personifizierung der Wochentage in Verbindung gebracht. Schließlich werden noch einige charakteristische Gebräuche und mythologische Besonderheiten („Sedmica", „der dreifache Umgang", „der rituelle Diebstahl") angeführt und erläutert.

FRAN PETRÈ, der Verfasser des Buches „Poizkus ilirizma pri Slovencih" (Laibach 1939), veröffentlicht im Aufsatz „Postulat des ‚Königreiches Slowenien' im Jahre 1848 nach den Prager Dokumenten" zum ersten Male vollständig die Dokumente aus dem Archiv des allslawischen Kongresses in Prag im Jahre 1848, die sich auf die Slowenen und Südslawen beziehen: Die Liste der Adressen, an welche das Prager vorbereitende Komitee die Einladungen schickte, die Rolle Miklošičs bei der Organisation des Kongresses, die Antworten der Slowenen auf die Einladung zur Teilnahme, die Protokolle der Sitzungen der südslawischen Gruppe, eine Eingabe über die Wojwodinaer Serben, ferner ein deutsches Konzept für ein Gedenkschreiben der Slowenen an den Kaiser. Hervorzuheben sind die Sitzungsberichte vom 7. Juni, wo die Forderungen dargelegt sind, und die vom 8. Juni, welche die Namen der Deputierten für die Überreichung der Denkschrift an den Kaiser beinhalten. Der Verfasser zeigt die Rolle der Idee von der Vereinigung aller Slowenen im „Königreich Slowenien" (Krain, Untere Steiermark, Kärnten, Küstenland und Istrien!), wie sie aus jugendlichem Enthusiasmus der slow. Intelligenz geboren wurde und noch lange als Wunsch über alle realen Tatsachen hinweg fortlebte.

FR. GRIVEC befaßt sich in einem kurzen Beitrag mit der Frage der zyrillischen Texte nach römischem Ritus (Kiewer Blätter) und des Einflusses Konstantins auf die Übersetzung. G. stützt sich auf die Arbeit J. VAŠICAs über das Vat. glag. Missale und gibt Anhaltspunkte für die Annahme der Mitarbeit KONSTANTINS bei den Kiewer Blättern. Ein zweiter Aufsatz von FR. GRIVEC untersucht die Namen der slawischen Fürsten in der Conv. Bagoar. et Carantanorum und weist die Annahme J. STANISLAVS zurück, wonach Unter-Pannonien rein slowakisch besiedelt gewesen wäre. — M. KOS legt eine neue Lösung der Lokalisierung der Ortschaft „Cesta" (das Streitgut zwischen Erzb. Salzburg und den Gurker Vögten Starkhand und Werigant und dessen Erben) vor. Teilweise abweichend von HANS PIRCHEGGERS Meinung verlegt er sämtliche Ortschaften in die Gegend zwischen Grosuplje und Dobropolje. Den Schluß des Bandes bildet die Veröffentlichung der slow. Geschichtsbibliographie für das Jahr 1938/39, die STANKO JUG gut bearbeitet hat.

Etnolog. Glasnik etnografskega društva, etnografskega muzeja in etnološkega seminarja na univerzi v Ljubljani. Le bulletin de la societé d'ethnographie à Ljubljana. XIII. Ljubljana 1940, 179 S.

Der XIII. Band des Etnolog veröffentlicht den Vortrag NIKO ŽUPANIČ's: Zum Problem der ethnischen Zugehörigkeit des Goldschatzes von Groß-St. Nikolaus im südwestlichen Rumänien, bestimmt für den XVIII. Intern. Kongreß für Anthropologie und historische Archäologie in Istanbul in slowenischer und deutscher Sprache. Ž. zeigt zunächst die verschiedenen Bearbeiter aus den Reichen der Linguisten und Archäologen und deren Lösungsversuche dieser Frage. Er spricht diesen Fund in erster Linie den Awaren, in zweiter aber den Slowenen zu, gestützt auf das Bort „Zapan", das auf der sog. Bailaschale zweimal auftaucht. — Ingenieur WOŠTJAN ROŠ's Jugenderinnerungen aus seiner Studentenzeit in Wien bieten vor allem dem Kulturgeschichtler Material. Ing. Roš war k. k. Baumeister auf dem Balkan, Abteilungschef der Kronprinz-Rudolf-Bahn und zuletzt Bauunternehmer im Vorkriegsserbien. — MIĆUN PAVIĆEVIĆ gibt einen Beitrag aus der Folklore Montenegros. — A. MRKUN berichtet über die Leinwanderzeugung als Hausindustrie im Tale von Dobrepolje (Unterkrain), von Bräuchen der dortigen Landarbeiter vor dem Weltkrieg, den Kastaniern, die im Winter nach den Hauptstädten der Monarchie zogen und dort als bekannte Kastanienröster lebten. — J. KOŠTIAL berichtet über die slow. und serbokroatische Volksterminologie der Milch- und Molkereiwirtschaft. — Der slow. Folklorist IVAN ŠAŠELJ setzt seine Autobiographie fort und veröffentlicht Sprichwörter aus dem Bereich der Tierwelt. — BORIS OREL gibt einen Bericht über die Festtage der slow. Volksbräuche in Marburg (5./6. August 1939) und die Smotra hrv. seljačke kulture in Agram (11. Juni 1939). — Der verstorbene bulgarische Volkskundler und Schriftsteller Stefan L. Kostov wird in einem Nachruf von VJEKOSLAV BUČAR gewürdigt.

Zbornik za umetnostno zgodovino. (Archives d'histoire de l'art) XVI, 1—4. Ljubljana, Umetnostno zgodovinsko društvo 1939/40. 134 S.

Die ungeheure Kunstentfaltung, die in Österreich seit der zweiten Hälfte des 17. Jh.s einsetzt, hat auch in Laibach starken Niederschlag hinterlassen. Laibach war der natürliche Durchgangspunkt des italienischen Kunsteinflusses, der die Stadt ganz in seinen Bann zog und den Anteil der von Norden her kommenden deutschen Kunst einige Zeit verdrängte. Der Beginn des 18. Jh.s bildet für Laibach die Zeit der mächtigsten Kunstentfaltung im Barock, der das ganze religiös entfachte Land mit sich zog. Sind zunächst Norditaliener führende Meister (Pozza, Rossi in der Architektur, Giulo Quaglio in der Malerei, Robba in der Bildhauerei), so folgen alsbald einheimische Künstler ihrem Beispiel (Maček, Ilovšek, Metzinger, Kremser-Schmidt, Cebej, Mislej). — ST. MIKUŽ versucht das Leben eines dieser Laibacher Barockmaler, Fr. Ilovšeks, darzustellen. Angaben über sein Leben und seine Arbeit fehlen weitgehend oder sind bis heute noch nicht aufgefunden worden, so daß sich der Biograph über manche Lücken nur mit Annahmen und Vermutungen hinweghelfen kann. Das größte Arbeitsfeld fand Fr. Ilovšek auf dem Lande, seine Werke sind meistens in Landkirchen verstreut. Den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens stellt aber die Arbeit als Freskomaler in der Peter-Kirche in Laibach dar. Neben bezeichnenden Angaben über das Leben der damaligen Laibacher Künstler (ihre finanzielle und gesellschaftliche Stellung) bietet dieser Beitrag eine wertvolle Ergänzung zur Kenntnis der österr. Barocks. — RAJKO LOŽAR befaßt sich mit einer im Nationalmuseum in Laibach befindlichen Statue eines Löwen, der er die Herkunft aus der Römerzeit auf Grund von quellenkritischen, form- und stilanalytischen Untersuchungen abspricht und sie als mittelalterliche Monumentalplastik ansieht. J. SOKLIČ veröffentlicht eine Studie über das Kunstleben in Windischgräz im 18. Jh. Ausführlicher stellt er das Leben des dortigen Bildhauers J. Mersy dar. — V. STESKA zählt die romanischen Kirchen in Slowenien auf, ein Bericht, gestützt auf die fruchtbare kunstgeschichtliche Arbeit der letzten Jahrzehnte. In diesem Band sind ferner die Berichte über die Jahresversammlung der slow. Nationalgalerie und der Bericht des Landeskonservators über seine Tätigkeit enthalten.

Laibach. S. HAFNER.

Valjavec, Fritz: Ungarn im Jahre 1940: Jahrbuch für Politik und Auslandskunde: 1941. Berlin: Junker und Dünnhaupt 1941, S. 338—353. — **Ders.: Rumänien im Jahre 1940:** Ebda. S. 354—373. — **Ders.: Bulgarien im Jahre 1940:** Ebda. S. 374—380. — **Ders.: Griechenland von Januar bis Oktober 1940:** Ebda. S. 381—386.

Zusammenfassende Darstellung über die innenpolitische Entwicklung der genannten Länder. R.

II. Binnendeutsche Grenzgebiete

Franz, L. — Stroh, Fr.: Die keltische Niederlassung auf dem Gründberg. Jahrbuch des Vereines für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau LXXXIX. Linz, Selbstverlag 1940, S. 217—238 mit 1 Abb. und 8 Taf.

1935 entdeckte L. FRANZ bei Holubau nächst Krummau ein spätlatenezeitliches Oppidum. Um Vergleiche anstellen zu können, wurde von ihm 1936 eine ähnliche Anlage auf dem Gründberg bei Linz untersucht. Über die Ergebnisse dieser Unternehmung berichten die beiden Verf. Str., der die Arbeiten zeitweise allein leitete, behandelt die gemachten Kleinfunde, Tongefäßreste, Gegenstände aus Eisen und sonstige Sachen, Fr. dagegen gibt den allgemeinen Überblick, der bei einer strafferen Zusammenfassung allerdings hätte besser zum Ausdruck bringen können, um was es sich eigentlich handelt.

Schmid, Walter: Emona ni bila vojaški tabor (Das vermeintliche Legionslager von Emona). **Saria, B.: Emona ni bila vojaški tabor?** (Emona kein Legionslager?), Glasnik Muzejskega društva za Slovenijo (Bulletin de la Société du musée de Slovénie). XXII, 1941, S. 44—54 mit 6 Abb. und S. 55—57.

Im Anschluß an die im Glasnik XX, 1939, 115 ff. und in den Laureae Aquincenses 245 ff. entwickelte Ansicht SARIAS, daß in augusteischer Zeit sich in Emona das Standlager der legio XV Apollinaris befunden habe und erst unter Tiberius aufgelassen worden sei, versucht W. SCHMID im Einklang mit seinen alten Anschauungen das Gegenteil nachzuweisen. S. ist jedoch in der Lage, die Aufstellungen Sch.s zu entkräften.

Saria, Balduin: Novi napisi s Kranskega (Neue Inschriften aus Krain). Glasnik Muzejskega društva za Slovenijo (Bulletin de la Société du musée de Slovénie). XXI, 1941, S. 36—43, mit 6 Abb.

Als Ergänzung der Inschriftensammlung: Antike Inschriften aus Jugoslawien I.: Noricum und Pannonia Superior. Agram 1938, gibt der Verf. 10 weitere Inschriften bekannt, die er eingehend beschreibt und einordnet. R.

Saria, Balduin: Pettau. Ein Führer durch die Stadt und deren Geschichte. Pettau, W. Blanke, 1941, 43 S.

Der reich und gut bebilderte Führer durch die Stadt gewinnt einen besonderen Wert dadurch, daß er einen erstmaligen Überblick über diese Stadt der Untersteiermark nach ihrer Rückgliederung bietet. Der Verf. besaß zur Abfassung der Arbeit als namhafter Archäologe die denkbar besten Voraussetzungen. F. V.

Isačenko, A. V.: Narečje vasi Sele na Rožu (Die Mundart des Dorfes Zell im Rosental). Razprave Znanstvega Društva v Ljubljani, filološko-lingvistični odsek. Laibach, Učiteljska tiskarna 1939, 149 S.

Das Buch hat die Kärntner windische Haussprache zum Gegenstand, wie sie in der Gemeinde Zell bei der Pfarre, am Fuße der Koschutta in den Karawanken, üblich ist. Zell bei der Pfarre war bei der vorletzten Volkszählung die einzige Kärntner Gemeinde mit vorwiegend slowenischem Sprachbekenntnis. Der Verf. aber gibt irreführend die Lage des Ortes durch die Beifügung ‚im Rosental' an, so daß man glauben könnte, das Rosental selbst oder zumindest einzelne seiner Gemeinden seien vorwiegend von Slowenen bewohnt, was gar nicht zutrifft. Um so eher kann sich ein derartiges Mißverständnis ergeben, als ein zweites Zell (bei Grafenstein) mit rein deutschem Sprachbekenntnis tatsächlich dem Rosental näher liegt, als das Hochdorf Zell bei der Pfarre!

Das Kärntner Windische, das ist die absterbende slowenische Mundart am Nordhang des südlichen Kalkalpenzuges, ist ein dem Verf. wohlbekanntes Arbeitsfeld. Es fällt durch seine ungewöhnlich starke Durchsickerung mit deutschem Sprachgeist auf gegenüber etwa südslowenischen Mundarten, obwohl auch diese nach hunderten deutsche Lehnwörter aufgenommen haben. Würde man etwa ein umfassendes Wörterbuch irgendeiner Kärntner windischen Mundart zusammenstellen, dann wäre mehr als die Hälfte aller Belege deutsche Lehnwörter. Der Verf. selbst führt einige, seit LESSIAK bekannte Beispiele an, wie *lôz i̯ét* ‚losgehen', *nâχ prít* ‚nachkommen', *hôr pelat sə* ‚sich aufführen' (*hôr* = auf, *pelat* = führen, *sə* = sich!), sowie viele Lehnwörter, wie *pâu̯nklukar* ‚Baumklocker', d. i. Specht, *žâu̯brn* ‚sauber', *hártl* ‚Gärtlein', *dôhtar* ‚Doktor', d. i. Arzt. Dem Deutschkundler sind diese zum Teil schon seit mehr als einem Jahrtausend im Windischen heimischen Formen sprach- und kulturgeschichtlich von hoher Bedeutung. Daher ist es bedauerlich, daß sie vom Verf. weder ins Schriftslowenische noch ins Neuhochdeutsche übersetzt worden sind, und auf diese Weise dem nicht mundartkundigen Leser unverständlich bleiben müssen!

Der erste und größere Teil des Buches ist der Lautkunde gewidmet; er schließt sich eng an die gründliche Forschung von F. RAMOVŠ und wertet auch älteres Schrifttum zweckentsprechend aus.

Für das deutsche Sprachempfinden neuartig sind die Ausführungen über die verschiedenen Wortintonierungen, wie sie die slow. Bauernmundarten unabhängig vom Lautstand bilden können. Ihnen folgt eine kurze, übersichtliche Darstellung des Lautstandes, immer unter Berücksichtigung nachbarmundartlicher Verhält-

nisse sowie die in manchen Punkten ausbaufähige Lautgeschichte. Den Beschluß bildet eine kurze Formenlehre.

In manchen Dingen muß man Einwände erheben, so z. B. gegen die Behauptung des Verf.s, das auffallende Zäpfchen -r des Rosentaler Windischen bewahre einen uralten slowenischen Zustand, den die meisten slowenischen Mundarten inzwischen aufgegeben hätten. Der altslow. Wechsel zwischen dem Zahnlaut ž und -r-, z. B. in *morem*, setzt vielmehr für das Altslow. ohne Zweifel Zungen-r voraus. So bleibe ich nach wie vor meiner Annahme treu, diese Rosentaler windische Eigenart stammt aus dem in der Klagenfurter Stadt- und in der Kärntner Verkehrssprache heimischen deutschen Zäpfchen-r.

Von solchen Kleinigkeiten abgesehen, die allerdings immer einer ganz bestimmten Neigung zu folgen scheinen, bedeutet das neue Buch einen beachtlichen Fortschritt.

München. EBERHARD KRANZMEYER.

Jantsch, Franz: Die spätantiken und langobardischen Burgen in Kärnten. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXVIII (1938), S. 337—390 mit einer Karte und einer Tafel mit 4 Abb. germanischer Funde.

Der Aufsatz von J. ist der Überblick über eine fast 15jährige Forscherarbeit, die der Verf. den römischen und spätantiken Denkmälern seiner Heimat Kärnten widmete. Sein Beruf als Finanzjurist führte ihn in die abgelegensten Landesteile und ermöglichte ihm daher die für diese Arbeit notwendige Lokalkenntnis.

Ausgehend vor allem von den Forschungen von R. EGGER, der von 1928 an bei Duel im Drautal ein Kastell, das um 400 angelegt und um 550 umgebaut wurde, ausgrub, galt es nun, die dem literarisch aus der Notitia dignitatum bekannten Comes Italiae als Befehlshaber einer Grenzbefestigung in den Italien vorgelagerten Alpengebieten unterstehenden, in der Quelle nicht genannten Kastelle festzustellen. Burgställe, wie der volkstümliche, schon im Mittelalter übliche Ausdruck für Befestigungen aus der Zeit vor dem Hochmittelalter lautet, gibt es in Kärnten in außerordentlich großer Anzahl. Die Arbeit von J. versucht alle für den spätantiken Limes in Frage kommenden Burgställe zusammenzustellen und sieht als Hauptkennzeichen dieser spätantiken Anlagen gegenüber allen vorgeschichtlichen Befestigungen das Vorkommen von Mauerwerk an; von hochmittelalterlichen Befestigungen unterscheidet die spätantiken Kastelle die geringere relative Höhe, das völlig andersgeartete Verhältnis zu den Verkehrswegen (hochmittelalterliche Burgen stehen an Straßen, spätantike liegen abseits von ihnen und wollen die Verkehrswege auf größere Entfernung flankieren) und zu den Siedlungen. Außerdem sind einzelne spätantike Kastelle durch frühgeschichtliche Funde, besonders auch durch die vom Sold der Grenztruppen herrührenden Goldmünzen gekennzeichnet.

Die Zusammenstellung aller in Frage kommenden Kastelle ergab deutlich zwei Hauptgruppen; die eine umgibt in verschiedenen Bogenreihen die beiden Römerstädte Virunum (am Zollfeld) bei Klagenfurt und Teurnia (St. Peter im Holz bei Spittal an der Drau), die andere zieht in schmaler Kette von Lienz her den Karnischen Alpen und Karawanken entlang. Duel gehört zur ersten Hauptgruppe, der Hoischhügel, wo Münzen aus der Zeit der ersten italischen Langobardenkönige zutage gekommen sind, zur zweiten. Ebenso zeigt die Anlage der Hauptgruppen um die beiden Römerstädte, daß der Zweck dieser Anlagen der Schutz der Städte war, während die andere Linie die Städte gar nicht beachtet, also auch nach deren Untergang entstanden sein kann. Daraus ergibt sich zwangsläufig, daß die erste Linie etwa um 400 entstanden ist, die zweite frühestens um 550/70, wahrscheinlich aber erst nach dem Untergang von Teurnia, also im 7. Jh. Von langobardischen Eroberungen in Kärnten um 630 erzählt ja PAULUS DIACONUS. Es ist dabei durchaus möglich, daß die vielen Querlinien der ersten Hauptgruppe im Klagenfurter Becken nicht zugleich, sondern nacheinander entstanden sind. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Nordhälfte des Landes außerhalb des Festungsgürtels lag, daß sein Zweck also der Schutz der letzten Pässe vor der italienischen Grenze war. Es hat keinen Sinn, hier die einzelnen Kastelle der Reihe nach vorzuführen; denn endgültige Aufschlüsse könnten nur Ausgrabungen bringen. Eher zu erwägen wäre, wie weit die Wachtdörfer mit ihren slawischen Namen von den Slawen übernommene spätantike Limitansiedlungen und wie weit sie Neuanlagen der Slawen sind. Diese Frage führt

jedoch erheblich über die Ergebnisse von J. hinaus in das Gebiet der immer noch wenig geklärten Frage der Kärntner Edlinger und könnte nur vom Mittelalter her beantwortet werden. Die Zusammenstellung sämtlicher für Kastelle der Spätantike und Langobardenzeit in Frage kommender Punkte bleibt das große Verdienst der Arbeit von F. J.

Die Bedeutung der Arbeit wird man erst voll würdigen können, wenn ähnliche Versuche für andere Abschnitte des ja ganz Italien umziehenden Limes vorliegen werden; FEDOR SCHNEIDER in seinem Buch „Die Entstehung der Burg- und Landgemeinde in Italien" (1924) hat das Problem für das byzantinische Italien gestellt, R. HEUBERGER hat in seinem Aufsatz „Limes Tridentinus" in den Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum 12 (1932), S. 27—50, ohne Kenntnis von den Grabungsergebnissen von Duel versucht, SCHNEIDERS Problemstellung abzulehnen; meines Erachtens nicht zu Recht; denn inzwischen hat O. STOLZ in der politisch-historischen Landesbeschreibung von Südtirol (Schlernschriften 40, 1937—1939) eine der von SCHNEIDER als kennzeichnend angeführten Einrichtungen des Limessystems der Langobarden, die „decania", als Technei für die Gerichte Meran, Schönna und Mölten nachgewiesen (S. 131, 151 und 292 dieses Buches); die Technei ist auch in Kärnten nachweisbar. Ebenso lassen sich ähnliche Kastellreihen in Istrien, am Alpenabhang von Friaul und am Birnbaumer Wald nachweisen. Zu untersuchen wäre vor allem Graubünden und das Wallis, wie die Gegend nördlich des Genfer Sees.

Damit gewinnt die Arbeit von J. ein weit über Kärnten hinausführendes Interesse für die gesamte europäische Geschichte des 5.—8. Jh.s Sollte es bei Ausgrabungen möglich sein, die Kastelle Kärntens im einzelnen zeitlich genauer zu sondern, so kann damit mancher in den Quellen nicht belegte Vorstoß der Völkerwanderungszeit erfaßbar werden. Leider bedeutet die Arbeit von J. nicht nur einen Anfang, sondern auch einen Abschluß; J. hat infolge der seit 1938 eingetretenen Veränderungen im Behördenaufbau, zum Teil auch in Auswirkung mancher ihm als Außenseiter in der Forschung bereiteten Hindernisse seine Heimat verlassen und damit seine Forschungen abschließen müssen; seine Forschungen werden immer einen wichtigen Abschnitt in der Erforschung der Völkerwanderungszeit in Kärnten darstellen.

St. Pölten. E. KLEBEL.

Wild, Karl: Baiern und Böhmen. Beiträge zur Geschichte ihrer Beziehungen im Mittelalter. Verhandlungen des Historischen Vereines von Oberpfalz und Regensburg LXXXVIII, 1938, S. 3—166.

Der Verf. gliedert seine nicht ganz gleichmäßig durchgearbeitete Studie in mehrere Abschnitte, von denen der letzte und wertvollste, Kaiser KARLS IV. Politik in der Oberpfalz, als Dissertation Verwendung gefunden hat. Im übrigen versucht der Verf. von höheren Blickpunkten aus zu urteilen, was, besonders in der frühgeschichtlichen Zeit, zu Auffassungen führt, die nicht die allgemeine Billigung finden werden. Der Verf. ist sich für die Frühzeit des Mangels an sachlichen Unterlagen auch bewußt geworden. Er zieht deswegen öfters Nachbarfächer zur Stütze heran, leider aber nicht immer die neuesten Ergebnisse dieser Disziplinen. So hätte er nicht auf MÜLLERS Deutsche Münzgeschichte vom Jahre 1860 verweisen müssen, um sagen zu können, daß die ältesten böhmischen Münzen nach Regensburger Vorbildern geschlagen worden sind, denn nicht die Denare Herzog ARNULFS (907—937) sind nachgebildet worden, sondern die HEINRICHS II. (955—976), was für die Darstellung nicht ganz ohne Belang ist. Die Bodenfunde werden überhaupt nicht herangezogen, obwohl vor dem Erscheinen der Arbeit gute Darstellungen vorhanden waren. Die ersten Abschnitte bieten also im ganzen wenig Neues und halten am Althergebrachten fest. Um so mehr entschädigen die späteren Abschnitte, die manche Ereignisse in ein anderes Licht rücken, als es bisher der Fall war. Gewiß könnten auch hier einige Unebenheiten geglättet und einzelne Gedanken noch vertieft oder ausgebaut werden, aber der Gesamteindruck ist maßgebend. Was der Verf. über die böhmischen Einflüsse auf bairische Grafengeschlechter zu sagen hat, ist mehr als eine bloße Zusammenfassung. Auch die wechselseitigen Beziehungen Baierns und Böhmens im 13. Jh. sind schön herausgearbeitet, doch liegt das Schwergewicht der Arbeit auf den beiden letzten Abschnitten, die das 14. Jh. zum Gegenstand haben.

Wenn auch der rote Faden, der die Arbeit durchziehen soll, nicht überall gleichmäßig gesponnen erscheint, so ist die Gesamtleistung durchaus der Anerkennung wert, jedenfalls steht die Arbeit weit über dem Durchschnitt. R.

Toldt, K.: Geschichte der Familie Toldt, verfaßt von weil. Univ.-Prof. Dr. Karl Toldt, 1893, 146 S., Universitäts-Verlag Wagner, Innsbruck 1940 („Schlern-Schriften", Nr. 45).

Der 1920 verstorbene Wiener Anatom C. TOLDT, der als Präsident der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zur anthropologischen Kenntnis des Südostens teils durch eigene Arbeiten (z. B. 1912 über „die Schädelformen in den österreichischen Wohngebieten der Altslawen einst und jetzt"), teils durch Anregung und Förderung anthropologischer Forschungsunternehmen (z. B. der vier Jahre lang durchgeführten Untersuchungen an Albanern, Serben, Gagausen u. a. in Kriegsgefangenenlagern) wesentliche Beiträge geliefert hat, war auch Verf. einer handschriftlichen Chronik seiner aus dem Pustertal stammenden Familie. Diese Familienchronik wurde anläßlich des 100. Geburtstages von. C. TOLDT (3. Mai 1940) von seinem Sohne K. T. mit einigen Ergänzungen veröffentlicht. Der Beginn der 280 Personen enthaltenden und über 14 Generationen sich erstreckenden Stammtafel der Familie Toldt liegt im Jahre 1510. Wanderungsgeschichte, Heiratsbeziehungen usw. führen vielfach in den näheren Südosten (Böhmen, Mähren, Slowakei, Ungarn). Mit Recht betont der Herausgeber, daß solche Familiengeschichten im Verhältnis zu den Geschichten altadeliger Geschlechter sehr in der Minderzahl sind. Die Aufschlüsse, die eine derartige Materialmitteilung der biologischen Volkstumsgeschichte bietet, sind daher doppelt wertvoll. Sie müssen hier vom Leser erarbeitet werden, werden aber durch Namens- und Ortsverzeichnisse, Quellenhinweise u. a. noch erleichtert.

Statistisches Amt für die Reichsgaue der Ostmark: Der Umbruch in der Bevölkerungsentwicklung im Gebiete der Ostmark. 59 S., Wien (Carl Überreuters Verlag) 1939.

Die wichtigsten Daten über die Bevölkerungsentwicklung in den Reichsgauen der Ostmark nach der Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reich werden von F. KLEZL und O. GELINEK mitgeteilt. Schöne klare Schaubilder — wie schon in Gelineks „Bevölkerungs-Spiegel Österreichs" 1936 — verdeutlichen den Wandel, der inzwischen eingetreten ist: Dem Tiefstand der Eheschließungen und der Geburten — vor allem in den Großstädten — und negativer Bevölkerungs-Bilanz folgt ein steiler Anstieg, so daß sich im Jahre 1938 die Zahl der Geborenen und der Gestorbenen fast vollkommen ausgleicht, und im ersten Halbjahr 1939 sich für die Ostmark zum ertsenmal eine positive Ziffer für den rohen (unbereinigten) Geburtenüberschuß ergibt (3,6 aufs Tausend der Bevölkerung). Die Unterschiede in den einzelnen Kreisen — 1937 am geburtenärmsten der Stadtkreis Wien (5,4 Geb. a. T.), am reichsten an Geburten die Landkreise Murau (22,6 Geb. a. T.), Landeck und Imst — werden kartographisch dargestellt. Hinsichtlich der geographischen Verteilung der unehelichen Geburten — in Murau kamen im Jahre 1937 mehr als die Hälfte (51%) der Kinder unehelich zur Welt — weisen die Verf. auf mögliche Beziehungen zum Stammescharakter hin: weniger Uneheliche bei den Alemannen, mehr bei den Bajuwaren und Franken, eventuell mittelbar über das stammesbedingte bäuerliche Erbrecht, von dem das Heiratsalter entscheidend beeinflußt wird. Auch sonst wird der Versuch gemacht, die Zahlenangaben soweit zu deuten, daß wirklich ein Beitrag zur „Biologie der Bevölkerung" aus der Statistik entsteht, z. B. bei der hübschen und neuartigen Darstellung der Verteilung der Geburten auf die einzelnen Monate.

Gottong, H.: Die Bevölkerung von Hoyerswerda-Land. 128 S., K. Triltsch Verlag, Würzburg 1940, 3,60 RM.

Der Verf. unternahm als Schüler H. F. K. GÜNTHERS eine bevölkerungswissenschaftliche Untersuchung im Kirchspiel Hoyerswerda. Er begnügt sich nicht mit einem einführenden Überblick zur politischen Geschichte der Oberlausitz, sondern hat auch die folgenden Kapitel über Wohnung und Wohnplatz, Dorfformen (alle

Dörfer des Untersuchungsgebietes sind durch planmäßige Anlage — Angerdörfer — als Gründungen der Kolonisationszeit gekennzeichnet), Boden und Bodennutzung, Flurnamen, Brauchtum und Gemeinschaftsleben usw. geschichtlich angelegt. Interessant ist die Bemerkung, daß — bei obersorbischer Muttersprache — ein Unterschied zwischen „wendisch" oder „deutsch" lediglich in bezug auf die Tracht gemacht wird: Ein wendisches Mädchen, das zufällig die Vorzüge einer leichteren und bequemeren Kleidung kennengelernt hat, wird als „Deutsche" betrachtet, heiratet ein Mädchen aus einem nichtwendischen Dorf in ein wendisches, so wird sie als „Wendin" bezeichnet, sobald sie die Tracht trägt. Große methodische Sorgfalt spricht aus der Vorbereitung der anthropologischen Untersuchung, zu der nur diejenigen Einwohner ausgewählt wurden, die seit mindestens vier Generationen (mindestens seit Beginn des 17. Jh.s) im Untersuchungsgebiet ansässig waren (Nachweis durch Verzettelung der Kirchenbücher, die 40.000 Zettel mit Geburts-, Heirats- und Sterbedaten ergab). Es ergibt sich in der Großelterngeneration ein Ahnenverlust von 41,2%. Dieser genetische Zusammenhang gibt der an sich kleinen Anzahl der Untersuchten (165 Männer, 144 Frauen) erhöhtes Gewicht. Außer der Standhöhe, den üblichen Kopfmassen und der Haar- und Augenfarbe wurden auch einige Körpermaße — leider durch die Kleidung hindurch — abgenommen und Formenmerkmale, wie Hinterhauptsform, Stirnneigung, Lidspalte, Ausbildung der Nase, Nasenwangenfurche u. a. notiert. Es handelt sich um schlankwüchsige, langarmige, übermittelgroße Männer und mittelgroße Frauen von erheblicher Kurzköpfigkeit (m. 85,3, w. 84,6) mit mittelhohem, ovalem Gesicht und schmalförmiger, weit vorspringender Nase; meist blauäugige Männer (43,6% sehr schwach pigmentierte Augen) und helläugige Frauen (36,8% schwach pigmentierte Augen) bei braunen bis braunschwarzen Haaren (63,6% aller Männer und 60,0% aller Frauen). Verf. kann zeigen, daß die Tracht (feste Haube) die Kopfwölbung der Frauen im Sinne einer Abflachung, ja sogar Einschnürung beeinflußt! — Die Mehrzahl der Merkmale der Oberlausitzer zeigt eine größere Ähnlichkeit mit deutschen Bevölkerungsgruppen als mit slawischen Gruppen (Waldaj- und Oberdnjeprtypus von BUNAK). Verf. erklärt das damit, daß die Sorbenwenden im Laufe der Jahrhunderte durch Menschen westelbischer Herkunft ersetzt worden sind, die schließlich im sorbischen Sprachgebiet die sorbische Sprache angenommen haben.

Breslau. HANS GRIMM.

III. Sudetenland — Protektorat Böhmen und Mähren

Publikace Musea dr. Augusta Sedláčka v Písku (Veröffentlichungen des Sedláček-Museums in Pisek). **Zpravy Musea dr. A. Sedláčka pro vlastivědu a městského archivu v Písku** (Berichte des Sedláček-Museums für Heimatkunde und des Stadtarchives in Pisek). Pisek, Piseker Sparkasse 1937—1941.

Das Jahrbuch der Piseker Sparkasse enthält seit einigen Jahren auch heimatkundliche Beiträge. Sonderdrucke davon erscheinen als Veröffentlichungen des Museums und der Stadtarchive. Diese Einzelveröffentlichungen halten sich naturgemäß in bescheidenem Rahmen, enthalten aber zum Teil auch Beiträge, die weitere Kreise interessieren dürften, z. B. F. LIPS: Drobné Písecké umení, eine kleine Piseker Kunstgeschichte. Die Tätigkeitsberichte sind kurz gefaßt und gewähren einen Einblick in die vielseitige Tätigkeit.

Neustupny, J.: Pohřbívání žehem v pravěku Čech a Moravy (Die Brandbestattung in der Urzeit Böhmens und Mährens). Prag, Život a práce 1941, S. 103, 16 Abb.

Der Verf. setzt seine volkstümlich gehaltenen Zusammenfassungen fort und leistet auf diese Weise der Popularisierung der Kenntnis der Vorzeit gute Dienste. Die dargebotenen Querschnitte kommen aber auch dem Fachmann zugute, weil sie regelmäßig bisher kaum oder gar nicht bekannten Fundstoff in Bild oder Schrift heranziehen, z. B. das schnurkeramische Brandgrab von Bielok, Bez. Prag-Land, das Glockenbecherbrandgrab von Bilan, Bez. Böhm.-Brod, u. a. Mag auch die mit großer Vorsicht vorgetragene Auffassung des Verf.s in mancher Beziehung einseitig oder gar abwegig erscheinen, sein Talent, einen an und für sich spröden Stoff wirkungsvoll und ansprechend weiteren Kreisen nahezubringen, muß zweifellos Anerkennung finden.

Skutil, Josef: Pavel Šafařík a archeologické památky (Paul Šafařík und die archäologischen Denkmäler). Brünn, Selbstverlag 1940, 106 S., 6 Abb., 2 Taf.

Der Verf. dieser dem Andenken seines kürzlich verstorbenen Lehrers, Prof. Dr. Jos. Schránil, gewidmeten Studie untersucht hier in breiter Form die Frage, in welcher Weise Šafařík, der Begründer der slawischen Altertumskunde, den vorgeschichtlichen Bodenfunden und -denkmälern gegenüberstand. Auf Grund des 1837 erschienenen Hauptwerkes: Slovanské starožitnosti (Slawische Altertümer) und an Hand eines umfangreichen Briefwechsels kann der Verf. zeigen, daß Šafařík den ärchäologischen Funden große Aufmerksamkeit entgegenbrachte, daß er sie aber nicht auswertete. Verf. vergleicht Šafařík mit den deutschen Forschern Zeuss und Klemm und zieht immer wieder spätere Leistungen tschechischer Gelehrter heran, die Šafaříks Anregungen aufgriffen oder in seinem Sinne wirkten. Auf diese Weise bildet die Studie gleichzeitig auch einen brauchbaren, wenn auch etwas einseitig gehaltenen Beitrag zu Geschichte der Forschung.

Skutil, Josef: Z pravěku Hostýna (Aus der Urgeschichte des Hosteiner Berges) Wallachisch-Meseritsch, Miloš Kašlík, 1940, 56 S., 24 Abb., 2 Taf.

Der 736 Meter hohe Hostein bei Bistritz a. H., Bez. Holleschau, genießt als Wallfahrtsstätte einen besonderen Ruf. Dazu berichtet noch die sog. Königinhofer Handschrift, eine Fälschung vom Anfang des vorigen Jh.s, daß 1241 am Hostein die Tataren vernichtend geschlagen worden seien, kein Wunder, daß von einigen Irregeleiteten sogar heute noch der Hostein als „nationales" Denkmal betrachtet wird. Dieser „Verehrung" tritt der Verf. entgegen, indem er den wahren Sachverhalt schildert und eine Reihe Hosteiner Fälschungen herausstellt. Die meisten echte Funde am Hostein stammen aus der Spätlatène-Zeit, doch steht es noch nicht fest, ob der Berg schon damals befestigt war. Auch aus der altslawischen Zeit liefert der Hostein einige Funde, so daß die bereits in die Wege geleitete Untersuchung der auf dem Berge vorhandenen Wallanlagen zeigen wird, ob diese Wehrbauten von einem keltischen Oppidum oder von einer altslawischen Befestigung herrühren.

R.

Zatschek, Heinz: Wie das erste Reich der Deutschen entstand. Staatsführung, Reichsgut und Ostsiedlung im Zeitalter der Karolinger, Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte, herausgegeben von der historischen Kommission der deutschen Gesellschaft der Wissenschaft und Künste in Prag, Bd. 16. Prag 1940, 323 S., 6 Karten.

Das großangelegte Buch versucht einen Überblick über die Geschichte der deutschen Karolinger zu geben, wie sie seit Ernst Dümmler niemand mehr zu geben versucht hat. Die Politik der einzelnen Könige von Ludwig dem Deutschen bis zu Konrad I. wird an Hand der Quellen und Urkunden ausführlich geschildert. Die Auswertung der Königsschenkungen spielt hiebei eine beträchtliche Rolle. Rückblickend stellt der Verf. fest, daß bereits die Politik der Merowingischen Teilreiche des 6. Jh.s sehr stark durch den Anteil der einzelnen Könige am Reichsgut bedingt war. Für die Karolinger weist er nach, daß namentlich das alte Hausgut der Familie in den Ardennen eine entscheidende Rolle bei der Auseinandersetzung der einzelnen Könige spielte. Die einzelnen Könige werden jeweils am Ende der Schilderung ihrer Regierung nach ihren Leistungen für die deutsche Nation beurteilt. Z. hat es vermieden, Schlüsse, die weiter über die Quelle hinaus führen, und diese weitgehend ergänzen und umdeuten müssen, zu ziehen. Darin liegt eine Stärke, aber auch eine Grenze der ganzen Darstellung. Am Schlusse wird versucht, die Bedeutung der Königsschenkungen für die Erweiterung der deutschen Siedlung im Südosten dadurch festzulegen, daß die Orte der Schenkungen in eine Waldkarte eingetragen wurden. Die Orte der Schenkungen sind an Hand der Angaben der „Monumenta Germania" bestimmt worden. Daß die Monumenta dabei mehrfach in der Ortsbestimmung irren, kann natürlich Z. nicht zum Vorwurf gemacht werden, muß aber bei einer weiteren Auswertung beachtet werden. Es ist sehr erfreulich, daß endlich wieder eine geschlossene Darstellung der Karolingerzeit von einem Deutschen vorliegt, nachdem durch lange Zeit nur Nichtdeutsche als zuständig auf diesem Gebiete galten.

St. Pölten. E. Klebel.

Teichmann, Eduard: Geschichte der Stadt Müglitz bis zur Heimkehr ins Reich. Müglitz, Stadtgemeinde 1941, XII + 221 S., mit 17 Bildern, 1 Kärtchen und 3 Skizzen.

Im Sinne der vom Verband für Heimatforschung und Heimatbildung in der Tschechoslowakei 1937 herausgegebenen „Richtlinien" für die Bearbeitung des Städtebuches der Sudetenländer gibt uns der Verf. einen erschöpfenden, wissenschaftlich einwandfreien Überblick über die Geschichte der Stadt, wobei besonders in derartigen Heimatgeschichten sonst häufige Fehler meistenteils vermieden worden sind. Vor allem ist es zu begrüßen, daß der Verf. der jüngeren Vergangenheit nicht allzu viel Platz eingeräumt hat, die sonst bei derartigen Bearbeitungen mitunter stark in den Vordergrund zu treten pflegt. Der mittelalterliche Teil der Arbeit ist leider sehr kurz geraten, was allerdings auch durch die ungünstige Quellenlage verursacht sein mag, über die Verf. im Vorwort (S. VII) berichtet. Sehr dankenswert ist dagegen, daß Verf. die Entwicklung von 1914—1938 mit großer Ausführlichkeit darstellt (S. 136—202). Alles in allem handelt es sich um einen sehr erfreulichen Beitrag zur sudetendeutschen Heimatgeschichte. Die entscheidenden Fragen der mittelalterlichen Städtegeschichte dieses Raumes werden in dieser Arbeit, die naturgemäß nur mittelbar wissenschaftliche Ansprüche zu befriedigen sucht, freilich nicht behandelt.

F. V.

Bernhard, Erich: Die rechtliche Organisation der Evangelischen in Böhmen seit dem Beginn ihrer Geschichte (Abhandlungen zum Nationalitätenrecht, Bd. 2). Halle a. d. S., Max Niemeyer, 167 S.

Ohne Zweifel ist eine Darstellung der rechtlichen Organisation der Evangeschen in Böhmen zugleich ein Beitrag zum Nationalitätenrecht der Deutschen in den Sudetenländern, wenn auch zeitweise mehr oder weniger Tschechen der ev. Kirche angehört haben. Da der Verf. nicht bloß kirchengeschichtliche und kirchenrechtliche Absichten verfolgt, wird in manchen Fällen die Geschichte der Tschechen und Deutschen interessant beleuchtet. Die Darstellung ist zuverlässig.

Prag. H. J. Beyer.

Thums, K.: Das Institut für Erb- und Rassenhygiene der Deutschen Karls-Universität. Ärztebl. f. d. Sudetenland 1941, Nr. 3, S. 27/28.

Die Gründung dieses Instituts erfolgte im April 1940. Seine künftige Forschungsarbeit liegt im Rahmen der ärztlich-erbbiologischen Bestandsaufnahme des deutschen Volkes und verspricht wertvolle Aufschlüsse über Bevölkerungsbewegung, erbpathologische Belastungsverhältnisse u. a. im Bereich des Prager Instituts.

Breslau. Hans Grimm.

IV. Italien und italienischer Besitz in Südosteuropa

Ložar, Rajko: Studije o Ljublanski keramiki (Studien zur Laibacher Keramik). Glasnik Muzejskega društva za Slovenijo (Bulletin de la Société du musée de Slovénie), XXII, 1941, S. 1—35 mit 10 Abb.

Der Verf. versucht nach einer Darlegung des bisherigen Forschungsstandes seine abweichende Ansicht von der Laibacher Kultur — Verf. spricht nur von der L. Keramik — vorläufig zu begründen. In seinem Verfahren folgt er Menghin und meint unter Hinweis auf einige besonders ausgewählte Gefäße, daß an der Ausbildung der Laibacher Kultur außer der Schnurkeramik auch die bisher nicht berücksichtigte Kugelamphorenkultur westlicher und östlicher Prägung maßgebend beteiligt war. Anklänge an andere nordische oder nordisch beeinflußte Kulturen werden ebenfalls in Erwägung gezogen. Im übrigen ist dem Verf. recht zu geben, wenn er anführt, daß sich die Laibacher Kultur besser und vor allem natürlicher erklären läßt, wenn die alpenländischen Pfahlbaustile (Mondsee, Aichbühl, Altheim u. a.) beiseite bleiben und Verbindungen mit den nordischen Kulturen hergestellt werden, doch bleibt offen, ob die an sich nicht unmöglichen Aufstellungen des Verf. einer Überprüfung standhalten werden.

R.

Storm, Carl: Burgen und Städte im mittelalterlichen Friaul. Deutsche Schriften zur Landes- und Volksforschung, Bd. 5, Hirzel, Leipzig 1940, 52 S., 6 Bildtafeln.

Der flüssig geschriebene und gut illustrierte Aufsatz kann als ein hübsches Essay über Friaul auf Grund der vorhandenen Literatur und einer beiläufigen Bereisung der Gegend bezeichnet werden; da die Literatur über Friaul meist veraltet ist, ist eine neuere Darstellung ein Bedürfnis, St.s Aufsatz freilich nur eine Einleitung für eine tiefere Erforschung. Als Historiker möchte ich eine ganze Reihe anderer Fragen beantwortet sehen, als dies die Geographen gewünscht zu haben scheinen, die St.s Arbeit gefördert haben; wenn St. die Burgen und Städte auf ihre Verteilung und ihren Ursprung untersucht, so ist es ja sehr nett, wenn er auf einer Karte, die deutschen und verdeutschten Ortsnamen, auf einer zweiten die erwähnten Burgen, auf einer weiteren die bei PAULUS DIACONUS genannten Kastelle bringt; er hat zwar gemerkt, daß Kastelle und Arimannensiedlungen zusammenhängen könnten, aber die Arbeit von Jantsch über Langobardenkastelle in Kärnten, die ihm hätte Aufschlüsse geben können, wie und wann in Friaul eine Kastellreihe entstanden ist, ist ihm unbekannt geblieben; ebenso wenig hat er R. EGGERS Bericht über Duel gekannt, der ihm die Gestalt spätantiker Burgen vermittelt und damit das Kastell als Fluchtburg erklärt hätte. Auch die Verbindung von Burgen und Hoheitsrechten, die an Hand des Thesaurus ecclesie Aquilegensis leicht zu machen gewesen wäre, hat er nicht versucht. Daß man bei einem Geographen keine Archivarbeit erwarten darf, ist klar; hätte er sie gewagt, so hätte er in den Urbaren der Grafschaft Görz ein reiches, wenn auch spätes Material für das Nebeneinander von Deutschen, Friaulern und Slowenen bei und um Görz finden können. Ebenso darf man natürlich an die fleißige Zusammenstellung etlicher Güter kärntnerische und bayrischer Klöster und Edler wie an Versuche, Beziehungen des Friauler Adels ins Reich festzustellen, nicht den Maßstab legen, den man an eine wirkliche geschichtliche Behandlung dieser Fragen legen müßte. Eher kann man tadeln, daß in der Literaturübersicht weder PASCHINIS zahlreiche italienische Arbeiten über die Patriarchen von Aquileja noch die slowenische Arbeit von KOS über die Westgrenze des slowenischen Volksgebietes auftauchen. So hält die Arbeit leider nach keiner Richtung, was sie nach außen verspricht, sie ist eine hübsche gefällige Plauderei geblieben, die nicht ausreicht, um die Bedeutung und Tragik dieses einst genau so wie das Baltikum von einer deutschen Oberschicht beherrschten Landes für die Geschichte unseres Volkes klarzumachen als das dauerhafteste Ergebnis mittelalterlicher deutscher Kaiser- und Italienpolitik.

St. Pölten. E. KLEBEL.

Vojsko, V.: Beitrag zur Erforschung des Zwergwuchsproblems. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biol. **34**, 433—469, 1941.

Unter der Bevölkerung eines Tälchens bei Baška auf der dalmatinischen Insel Krk (Veglia) fielen bereits 1906 WAGNER v. JAUREGG und M. v. PFAUNDLER Zwergwüchsige auf, die 1925 von HANHART eingehender beschrieben wurden. Vojsko erweitert jetzt die Ergebnisse HANHARTS. Es handelt sich bei den „Vegliazwergen" um Menschen, die bis zum 16. Lebensjahr normal proportioniert, aber sexuell unterentwickelt sind. Ältere zeigen eunuchoide Proportionen und Fettsucht und behalten ihre sexuelle Unterentwicklung. Es handelt sich um eine erbliche Störung der Hirnanhangsdrüse (Hypophyse) und des Zwischenhirns, deren Einzelheiten mehr medizinisches als bevölkerungswissenschaftliches Interesse haben.

Otterstädt, H.: Bevölkerungsbiologische Untersuchungen in der Gottschee. „Rasse", 7, 1940, S. 297—301.

In 74 Orten der Gottschee, also etwa der Hälfte der Gottscheer Ortschaften, sammelte der Verf. Angaben über Familienstärke (3669 deutsche, 421 slowenische, 368 deutsch-slowenische Nachkommen) und legt eine nach Landschaften gegliederte Übersicht über die durchschnittlichen Kinderzahlen vor. Im Durchschnitt haben deutsche Familien 4,7 Kinder, slowenische 3,5 und die Mischehen 3,3 Kinder auf die Familie. Eine hohe Kindersterblichkeit bewirkt, daß nach Überschreiten des 14. Lebensjahres diese Zahlen sich verhalten wie 4,2 : 3,0 : 3,0. Größten Kinderreichtum weist der östliche Teil der Volksinsel („Moschnitze") auf, den kleinsten das

„Hinterland" und das Suchener Hochtal. Oberland und Unterland halten etwa die Mitte. In Mitterdorf im Oberland sank die Geburtenzahl von 808 in den Jahren 1864/74 auf 446 in den Jahren 1922/32. 25 an Verkehrsstraßen gelegene Orte weisen eine niedrigere Geburtenziffer (4,4) auf als 26 verkehrsabgelegene Ortschaften (5,9). Doch ist die Gottschee bevölkerungspolitisch weniger gefährdet durch zu geringe Fortpflanzung als durch die starke Abwanderung. Aus 17 Familien in Koflern z. B. wanderten 55 Personen aus, entsprechend einem Volksverlust von rund 30% für diesen Ort. Auf einen entscheidenden Wandel macht Verf. aufmerksam, wenn er schreibt, daß es heute die weniger Tüchtigen sind, die weiterhin abwandern, während die besten Kräfte der Volksgruppe, die sie um die Jahrhundertwende immer durch Abwanderung verlor, heute „in einem unerhörten Willenskampf stehen, durchdrungen von der Verpflichtung, der Heimat verbunden zu bleiben".

Breslau. HANS GRIMM.

V. Slowakei

„Linguistica Slovaca" (Als „Acta eruditae societatis Slovacae", Reihe 1), Bd. 1/II. Preßburg 1939—1940, Verlag der „Slovenská učená spoločnost, S. 394+ 6 unn., mit 2 Karten und 5 Tafeln.

Der umfangreiche erste Doppelband der neuen slowakischen linguistischen Zeitschrift ist sehr mannigfaltig und interessant. Die Slowakei bot immer nicht nur den einheimischen Sprachforschern außerordentlich anregenden Stoff, sondern sie zog sogar ausländische Forscher, die sich u. a. mit den slowakischen Dialekten und der slowakischen Sprachgrenze beschäftigt haben, an. Man findet aber in dem vorliegenden Band viel mehr als nur mehrere sehr eingehende und gründliche dialektologische Untersuchungen. Dem Herausgeber der Zeitschrift, Professor L.' NOVÁK, gelang es, die slowakische Sprachwissenschaft in diesem Bande allseitig vorzustellen. Außerhalb der slowakischen Themen werden hier auch eingehend Fragen der allgemeinen Linguistik besprochen. Mehrere Verfasser, auch der Herausgeber selbst, gehören zu der sog. phonologischen Schule. Neben ihnen finden wir hier auch Vertreter der Sprachgeschichte und sogar der Literaturgeschichte. Die dialektologische Arbeit ist durch J. ŠTOLC (Dialektische Gliederung der Zipser Mundart), Š. TÓBIK (Zu den Dialekten von Gemer), A. KELLNER (Zur Charakteristik der Mundart von Čadca), J. SABŠÚL (Quantität in der Mundart von Javorina) repräsentiert. Beachtung verdient der Versuch von J. ŠTOLC, das phonologische System des Lautbestandes der Zipser Mundart festzustellen. Drei Arbeiten bieten Stoff zu der Frage nach der gegenseitigen Beeinflussung der Sprachen in der Slowakei: R. S. RUDOLF schreibt über „Die slowakischen Lehnwörter im Inseldeutschen in der Slowakei', (deutsch). F. SIMA bietet einen Beitrag zu den lexikalischen Einflüssen des Slowakischen auf die ungarische Neutramundart. J. SZABÓ berichtet über die madjarischen Elemente in den slowakischen Dialekten von Gemer.

Relativ wenig Raum nimmt die Sprachgeschichte ein. Aber auch hier bringt der Band neue Texte, und zwar eine unbekannte Tyrnauer slawische Urkunde aus dem Jahre 1490 (herausgegeben von A. HÚŠČAVA) und einige Kremnitzer Briefe aus den Jahren 1564—1569 (herausgegebn von D. A. DUBAY). Neben die sprachgeschichtlichen soll man auch einige etymologische Beiträge stellen, vor allem auch die umfangreiche Arbeit von Prof. J. STANISLAV über die „Magnaten von Pribina"; die erhaltenen Magnatennamen kann man alle aus dem Slawischen erklären. Außerdem finden wir hier eine Etymologie von slov. „husár" (L. GÁLDI) und des ostslawischen ON. „Vihorlat" (J. PAŃKEVYČ).

Relativ den größten Raum nehmen ein und wissenschaftlich meist sehr interessant sind die „phonologischen" Beiträge des Bandes. Dazu gehören zunächst die allgemeinen Abhandlungen über das Slawische. Hier soll man an erste Stelle wohl den Beitrag von A. ISATSCHENKO stellen — „Versuch einer Typologie der slawischen Sprachen" (deutsch). Der Verf. kann außer den bekannten Zügen, die die slawischen Sprachen zu einzelnen Gruppen vereinigen, eine Reihe von neuen Merkmalen, die zur Klassifikation der slawischen Sprachen dienen können, aufweisen. Manche Betrachtungen des Verf.s verdienen, auch außerhalb der slawischen Sprachfamilie Beachtung und Verwendung zu finden. Der bekannte holländische Slawist N. VAN WIJK schreibt über „Die Phonemen i/j und u̯/w/v speziell im Slawischen". Die

beiden Beiträge des Herausgebers selbst bieten außerordentlich interessante Gedanken über die Stellung der slowakischen und karpato-ukrainischen Mundarten im europäischen phonologischen Raum. Er wirft auch die Frage auf über die Möglichkeit, einen mitteleuropäischen phonologischen Sprachbund festzustellen (über die Bedeutung dieses Termins vgl. TCLP. IV). Nur kurz wird das Thema über die deutschen Einflüsse auf den ostslawischen und ungarischen Konsonantismus entwickelt (die eingehende Darstellung wird in dem sich zurzeit im Erscheinen befindenden Buch des Verf. gegeben). Diese bis jetzt völlig unbeachtet gebliebenen Einflüsse sollen nach dem Verf. bis zum ukrainischen Gebiet reichen. Bei mancher Erscheinung und auf manchem Sprachgebiet (vor allem auf dem ukrainischen) würde ich doch eher von der Konvergenz mit der deutschen Entwicklung als von dem deutschen Einfluß sprechen. Drei phonologische Beiträge betreffen die allgemeinen Probleme der Linguistik meist mit besonderer Berücksichtigung des slawischen Sprachgebiets. Hier muß man besonders den Beitrag von J. M. Kořínek hervorheben — „Zur Frage der monophonematischen Wortgebilde" (deutsch), ein wertvoller Beitrag zur phonologischen Definition des Begriffs „Wort". Daneben behandeln die allgemeinen Fragen J. Blaho (Expressive Elemente in der Sprachentwicklung) und A. L. Arany (Die psychologischen Grundlagen der bilinguistischen Erscheinungen).

Zwei kleinere Beiträge liefern die beiden jungen Versforscher: J. Hrabák (Zur Theorie des Reimes) und M. Bakoš (DieVerstheorie von P. Kellner-Hostinský — vgl. das ausgezeichnete Buch des Verf., das schon in SOF. besprochen wurde). Interessant sind die Bemerkungen von F. Kalda zum orthographischen Problem (Holländische Parallele zur Problematik der slowakischen Schriftsprache, deutsch) und L. M. Jánsky über den slowakischen Sprachpurismus. J. V. Ormis macht grundsätzliche Bemerkungen zu der slowakischen Rechtsterminologie.

Ein paar Beiträge betreffen die Geschichte der slawischen Philologie. J. Kotvan schreibt über die Ansichten von J. Fándly, Mitarbeiter von Bernolák, über die slowakische Sprache, vor allem die slowakische Orthographie. K. Paul stellt die Tatsachen über die Beziehungen P. Kopitars zu den Slowaken zusammen. Der Herausgeber veröffentlicht mit Anmerkungen einen sehr interessanten Brief von dem Wiener Slawisten Fürsten N. Trubetzkoy (†) über den slowakischen, tschechischen und russischen Vokalismus (deutsch). Das Buch wird von einem ziemlich reichhaltigen bibliographischen Teil abgeschlossen. Besonders hervorzuheben sind die Besprechungen des Buches von B. Zolnai, Szóhangulat és kifejező hangváltozás, aus der Feder von Kořínek und die vom Herausgeber stammende ausführliche Besprechung des slowakischen differentialen und synonymischen Wörterbuches von J. K. Garaj (das Urteil fällt ziemlich negativ aus).

Ich mußte mich in den meisten Fällen nur auf die Angabe des Themas beschränken. Abschließend muß ich aber feststellen, daß der Sammelband die slowakische Sprachwissenschaft von der besten Seite kennzeichnet. Wie man aus dem Bande ersieht, verfügt die slowakische Linguistik über zahlreiche Arbeiter, die mit großem Fleiß und Sorgfalt Stoff sammeln, den Stoff systematisch verarbeiten, und es fehlt auch nicht an Forschern, die sich von konkreten Fragen zu allgemeinen theoretischen Betrachtungen erheben. Wie schon hervorgehoben, sind gerade manche der theoretischen Arbeiten von großem allgemeinen Interesse. Die Teilnahme der Ausländer (Deutsche, Russen, Ukrainer, Tschechen, Holländer) an dem Sammelbande bezeugt, daß die slowakische Sprachwissenschaft guten Ruf im Auslande hat, und der erste Band der „Linguistica Slovaca" kann diesen Ruf nur unterstützen.

Sborník prác profesorov evanj. kolegiálneho slovenského gymnazia v Prešove (Sammlung der Arbeiten von Professoren des slowakischen Kollegialgymnasiums in Eperies). Eperies 1940, S. 267 + 3 unn., 4 Tafeln, Verlag des Gymnasiums in Eperies.

Das Eperieser Gymnasium hat, wenn auch mittelbar, die Nachfolge des früheren evangelischen Kollegiums übernommen, das am Anfang des 18. Jh.s mit Hilfe Karls XII. von Schweden sogar zu einer Universität werden sollte. Es ist nichts daraus geworden. Aber das Kollegium hatte auch in den früheren Zeiten schon eine glänzende Periode erlebt, zählte unter seinen Lehrern eine Reihe von interessanten Köpfen: solche Männer wie J. Bayer, E. Ladiver, S. Pomarius wurden auch in der wissenchaftlichen Literatur des Westens vielfach beachtet, und das

Kollegium hat sogar Schritte unternommen, um Comenius, der in Ungarn lehrte, unter seine Professoren zu bekommen. So wird es uns auch gar nicht wundern, wenn in dem vorliegenden Sammelband der wissenschaftlichen Arbeiten der Professoren des Gymnasiums drei Aufsätze dem Kollegium gewidmet sind. J. ČERVENKA schreibt über „Das Eperieser evangelische Kollegium in der Geschichte der Philosophie" (S. 97—138). Der interessante Aufsatz bringt eine Zusammenstellung der Daten über die schon erwähnten hervorragenden Männer des Kollegiums. Der Verf. versucht mit möglichster Vollständigkeit eine Bibliographie der meist recht seltenen Werke dieser Männer zu geben, wobei er sich nicht nur auf die Aufzählung der Titel beschränkt, sondern in den meisten Fällen den Inhalt mehr oder weniger eingehend wiedergibt. Neben den schon genannten muß man unter den Professoren des Kollegiums noch besonders die unverdient vergessenen Caban, J. Schwartz, Carlowszky hervorheben. Der Verf. setzt die Reihe der von ihm behandelten Männer auch ins 19. Jh. hinein fort, wobei er dann auf die Professoren zu sprechen kommt, die vorwiegend ungarisch geschrieben haben und auf diese Weise mehr Interesse für ungarische Philosophiegeschichte haben. Der sehr inhaltreiche Aufsatz konnte natürlich nicht alle noch nicht geklärten Fragen lösen. So bleibt es für mich z. B. auch jetzt wie auch nach den früheren Hinweisen von J. HENDRICH (Miscellanea slovaca 1931) nicht ganz klar, ob Ladiver nicht von der Philosophie des Comenius beeinflußt worden ist. Auf einige kleinere Unebenheiten möchte ich hinweisen. So nennt der Verf. den berühmten Daniel Morhof immer J. F. Morhof; die „Panaugia" des Comenius ist nicht erst 1666 erschienen, sondern wohl schon 10 Jahre früher (der Verf. konnte natürlich nicht wissen, daß ich fast gleichzeitig mit dem Erscheinen seines Aufsatzes das einzige Exemplar der ersten Ausgabe — um 1656— in Halle gefunden habe, aber auch die zweite bis jetzt einzig bekannte Ausgabe kann man nicht mit Bestimmtheit mit dem Jahre 1666 datieren). — J. MIKLEŠ widmet seinen Beitrag dem „slowakischen Atomisten" J. Caban (S. 139—172). Dieser außerordentlich interessante und bis jetzt völlig vergessene Mann (1638—1707) war allerdings in seinen naturphilosophischen Ansichten nicht originell, sondern von seinem Wittenberger Lehrer, dem Schlesier D. Sennert abhängig. Er hat aber seine und seines Lehrers Ansichten in zahlreichen kleineren Schriften entwickelt, und da die atomistische Theorie Sennerts jedenfalls außerordentlich inhaltsreich, originell und wertvoll ist, so ist für uns die wenn auch kurze Darstellung der Philosophie Cabans von nicht geringem Interesse. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch die anderen Eperieser Philosophen eine solche monographische Behandlung erführen. Auch noch ein dritter kleinerer Aufsatz von L'. FRENYÓ (S. 164—166) ist demselben Fragenkomplex gewidmet. Der Verf. beantwortet die Frage, warum Comenius nicht als Rektor an das Eperieser Kollegium gekommen war: die Ursachen waren konfessioneller wie auch politischer Art.

Von den anderen Beiträgen betrifft außerdem die slowakische Geistesgeschichte der Aufsatz von E. LAZAR über die Eperieser Studienjahre des großen slowakischen Lyrikers P. Hviezdoslav, der am Eperieser Kollegium in den Jahren 1870—1872 Jura studiert hat. Mit ausgiebiger Verwendung der handschriftlichen Quellen werden diese Reifejahre Hviezdoslavs geschildert. Auch auf die dichterischen Versuche Hviezdoslavs in Eperies geht der Verf. ein und veröffentlicht als Beilage einen unbekannten Brief von ihm.

Einige Beiträge haben fachwissenschaftlichen Charakter. So zunächst der kurze Bericht von L. URBANEK über den Naturreichtum des Šariš-Kreises (S. 167 bis 172). Zwei Aufsätze sind dem Grenzgebiet der Philosophie und Mathematik gewidmet, und zwar der Aufsatz von S. FELBER über „Grundlagen der Mathematik" (S. 173—186) und von J. ČERVENKA über die stoische Logik (S. 187—252), in welcher er die Anfänge der modernen Logistik findet. Die beiden Verf. stehen offensichtlich den Ansichten der Logistiker sehr nahe. Der Aufsatz von J. DURGALA über die Wiedertäufer handelt speziell von der späteren Zeit ihrer Geschichte in der Slowakei und widmet die Aufmerksamkeit im besonderen ihrer handgewerblichen Tätigkeit (Keramik, S. 257—267).

Das Buch ist durch das kurze Geleitwort von dem bisherigen Direktor des Gymnasiums, M. TRNOVSKÝ, eröffnet und enthält außerdem Erinnerungen von Bischof V. ČOBRDA an den Bischof J. Janoška (gest. 1930, S. 5—12) und die Geschichte der Anstalt in den Jahren 1919—1939 aus der Feder von J. ŽILKA (S. 13 bis 70). Der letztere Aufsatz bietet die allseitige Information über die Lehrer und

Schüler, über die Sammlungen der Anstalt und über die mit dem Gymnasium zusammenhängenden Vereine.

Der wissenschaftliche Teil des Sammelbandes, besonders die geisteswissenschaftlichen Aufsätze, sind eine durchaus willkommene Bereicherung der Slowakeikunde.

„Sborník Matice Slovenskej" (Sammelschriften der „Matica Slovenská"). Jahrgang XVI—XVII (1938/39), Hefte 1/2 (Sprachwissenschaft), herausgegeben von **L'. Novák.** Turč. Sv. Martin. 1939 S., mit einer Karte und 2 Tafeln. 3/4 (Geschichte), herausgegeben von **Fr. Hrušovský.** Turč. sv. Martin 1939, S. 161 bis 320 und 5 Tafeln, 5/6 (Literaturgeschichte), herausgegeben von **St. Mečiar.** Turč. sv. Martin 1940, S. 321—504 und 1 Tafel. Verlag „Matica Slovenská".

SMS. erscheint seit einigen Jahren in drei Abteilungen, die der Sprachwissenschaft, der Geschichte und der Literaturgeschichte gewidmet sind. Die sprachwissenschaftliche Abteilung des Bandes 16/17 enthält vorwiegend dialektologische Untersuchungen. Wir finden hier Arbeiten von Z. STIEBER (Zemplin), J. FEDÁK, A. KELLNER (Šariš), J. ŠTOLC, J. SZABÓ (Gemer), J. MIHÁL (Slowakisch Lupča), M. GÁLIK (Myjava). So bringt dieser Band wie alle Bände der SMS sehr umfangreichen dialektischen Stoff aus verschiedenen Gebieten der Slowakei. J. FEDÁK veröffentlicht außerdem mundartliche Texte (Prosa und Verse) aus Zemplin.

O. GRÜNENTHAL veröffentlicht (in deutscher Sprache) eine Auseinandersetzung mit den Ansichten TRÁVNIČEKS über den westslawischen Akzent (vgl. dazu den Aufsatz des Verf. in der Kuhnschen Zeitschrift, L). J. SZABO teilt slawische Eintragungen aus dem Stadtbuch von Jelšava mit.

Allgemeine Sprachwissenschaft vertritt diesmal nur eine einzige kurze Abhandlung vom scharfsinnigen tschechischen Linguisten V. SKALIČKA über den Begriff „Morphem". J. HRABÁK bietet kleinere Beiträge zur Prosodie der Štúrschule (der Aufsatz ist jetzt allerdings durch die beiden in SOF besprochenen Bücher von M. PIŠÚT und BAKOŠ überholt). Eine wichtige Ergänzung zu dem sonst nur in ungenügendem Maße bekannten Briefwechsel von A. Radlinský veröffentlicht P. BOGATYREV (elf Briefe aus den Jahren 1852—1858, Korrespondenz mit V. Hanka.)

Der geschichtliche Teil enthält diesmal einige Veröffentlichungen von grundsätzlicher Bedeutung. V. ONDROUCH stellt die römischen Inschriften der Slowakei zusammen (sie sind inzwischen von demselben Verf. in seiner Arbeit „Limes Romanus na Slovensku", Preßburg 1938 bearbeitet. Die vorliegende Veröffentlichung enthält allerdings Verbesserungen zu 10 Texten von den 53, die dort zusammengestellt sind).

Sehr wichtig ist die Arbeit von R. HOLINKA zu der Vita des Hl. Stefan. Die unmittelbare Veranlassung zu der Arbeit bot die Entdeckung des sog. Ernst-Kodex und die ungarische Abhandlung von E. VARJÚ. Aus den Ergebnissen, zu denen der Verf. in Auseinandersetzung mit Varjú kommt, möchte man einiges hervorheben: Die größere Legende entstand nach H. im Jahre 1083. H. macht sehr wahrscheinlich, daß der Verf. aus Böhmen nach Ungarn kam, wenn er auch nicht unbedingt aus Böhmen stammen mußte, sondern eventuell auch ein Italiener war. Eingehend werden die Beziehungen der Legende zum Hl. Adalbert besprochen.

J. HOLÁK schreibt über den Ursprung des Städterechts in der Slowakei und seine Quellen. Im Gegensatz zu manchem ungarischen Verf. glaubt der Verf., daß das Städterecht in den Städten der Slowakei nicht einheimischen Ursprungs, sondern aus Deutschland übernommen ist. Er bietet eine kurze Skizze und tabellarische Zusammenstellung des sächsischen und schwäbischen Städterechts in den Städten der Slowakei und eine Übersicht über die ältesten Urkunden einzelner Städte.

Zwei weitere Beiträge sind der Lokalgeschichte gewidmet. J. ŠPIRKO gibt eine kurze Geschichte des Minoritenklosters Leutschau und einen Überblick seiner Kunstdenkmäler; leider sind die Reproduktionen nicht sehr gut gelungen. V. JANKOVIČ gibt einen Beitrag zur Geschichte der Reformation in Schemnitz, und zwar behandelt er die Übernahme der evangelischen Kirche durch die Katholiken im Jahre 1669.

Der literaturgeschichtliche Teil wird durch eine allzu knappe Übersicht über die „Literatur im Zeitalter des Arpadenreichs" von A. MIŠKOVIČ eröffnet. Über die „pannonische" kirchenslawische Literatur ist in den letzten Jahren so viel Grundsätzliches geschrieben worden, daß man den Überblick des Verf., der die neuere Literatur nicht beachtet, nur als völlig ungenügend bezeichnen muß.

Nützlich und interessant sind die drei konkreten Untersuchungen zu der slowakischen Literatur des 19. Jh.s. J. AMBRUŠ schildert das Studium Daniel Maróthys im Schemnitzer Lyzeum. Neben der eingehenden Behandlung der dichterischen Versuche Maróthys muß man die durchaus richtigen Bemerkungen des Verf. gegen die Einführung des Begriffs Biedermeier in der Geschichte der slowakischen Literatur hervorheben. J. K. ŠMÁLOV behandelt die Theorie des Dramas in der slowakischen Kritik der 60er und 70er Jahre, vor allem bei Palárik, Sytnianský, L'. Kubáni und P. Dobšinský. J. SEDLÁK veröffentlicht einen Teil der größeren Arbeit über den Dichter T. Milkin.

Reichhaltig ist diesmal das literaturhistorische Archiv. A. MIŠKOVIČ veröffentlicht nach der Handschrift korrekt ein 10 Gebote-Gedicht aus dem Jahre 1532. Š. ADAMOVIČ teilt einige Gedichte des bis jetzt unbekannten slowakischen Dichters des 17. Jh.s, des evangelischen Pfarrers S. Chalupka, mit. C. LEPÁČEK bringt aus einer Handschrift des 18. Jh.s Aufzeichnungen von 14 Volksliedern; man mußte allerdings die Frage stellen, ob diese Gedichte, die auch KOLLÁR zum Teil kennt und für Volkslieder gehalten hat, wirklich Volkslieder oder Kunstlieder sind. Das zweite scheint mir viel wahrscheinlicher zu sein. J. AMBRUŠ veröffentlicht ein längeres Gedicht vom seltsamen S. P. Hroboň an Victor Hugo (unveröffentlichte Gedichte von Hroboň gibt es übrigens im Archiv in Turč. Sv. Martin noch mehrere). J. V. ORMIS veröffentlicht mehrere kleinere Beiträge, worunter sich wieder mehrere Verbesserungen zu der Riznerschen Bibliographie befinden (man darf erwarten, daß alle Ergänzungen und Verbesserungen von ORMIS und anderen Forschern einmal als ein Ergänzungsheft zu Rizner erscheinen werden).

Alle drei Hefte enthalten zahlreiche Besprechungen, von welchen folgende besondere Beachtung verdienen: die Besprechung des Buches von E. Beninger über die germanischen Bodenfunde in der Slowakei von J. EISNER; die Besprechung des Buches von J. Lukinich A podmanini Podmaniczky-család oklevéltára von B. VARSIK (beide im geschichtlichen Teil) und die Besprechung der Arbeit von J. Szilády: A magyarországi tót prot. egyházi irodalom 1517—1711 von J. ĎUROVIČ.

Dr. Rudo Brtáň: Danielovo Sinapiovo-Horčičkovo Neo-Forum Latino-Slavonicum 1678 (Daniel Sinapius-Horčičkas Neo-Forum Latino-Slavonicum aus dem Jahre 1678). (In der Reihe „Z našej stariny", Heft 1.) Liptauer hl. Nikolaus 1940. Verlag des Vereines „Tranoscius", S. 75 + 5 unn., 1 Tafel.

Die kleine Arbeit von R. B. ist der lateinisch-slawischen Sammlung der Sprichwörter gewidmet, die der slowakische Exulant Daniel Sinapius in Lissa 1678 herausgegeben hat. Das außerordentlich seltene Buch wurde 1908 von V. FLAJŠHANS neu herausgegeben. FLAJŠHANS ist darauf aufmerksam geworden, daß eine größere Anzahl von Sprichwörtern (das Buch enthält über 500) der ähnlichen polnisch-lateinischen Sammlung von Cnapius entnommen ist. Es ist auch kein Wunder: die vermeintlich alten Sprichwörter von sämtlichen europäischen Völkern sind in erstaunlich weitem Ausmaße aus dem griechischen bzw. lateinischen Sprichwörterschatz übersetzt. Die neue Arbeit hat für sich eine gewisse Berechtigung. Dem Verf. gelingt es (allerdings nur an Hand der einzelnen Beispiele) zu zeigen, daß Sinapius seine polnisch-lateinischen Quellen in viel größerem Ausmaße ausgenutzt hat, als das FLAJŠHANS vermutete. Fast zu jedem Sprichwort findet B. bald eine genaue Entsprechung, bald mehrere Parallelen. Die Arbeit soll nicht mehr sein als eine Auseinandersetzung mit FLAJŠHANS und eine Anregung zu einer neuen Ausgabe der Sinapiusschen Sammlung.

Doch ist natürlich die Bedeutung der kleinen Arbeit größer als eine einfache, wenn auch eingehende Besprechung. Wenn man früher unter den Sprichwörtern von Sinapius volkstümliche slowakische Sprichwörter des 17. Jh.s suchen konnte, scheinen jetzt die volkskundlichen Quellen des Sinapius jedenfalls sehr gering zu sein. Zu der interessanten Arbeit, die wirklich nicht zu ihren Gunsten in die Form einer Auseinandersetzung mit FLAJŠHANS gekleidet ist, möchte ich aber einiges bemerken. In den meisten Fällen ist die Abhängigkeit des Sinapius von seiner polnischen Grundlage unbezweifelbar. In vielen Fällen ist die Übereinstimmung aber keinesfalls wörtlich, und mir scheint es, daß es viel eher möglich ist, daß Sinapius nicht das polnische Sprichwort, sondern eines der lateinischen Zitate sich zum Vorbild genommen hat (Beispiele von sehr entfernten Parallelen zu Sinapius, die aber

der Verf. für genügend findet, um eine „Entlehnung" in diesem Falle festzustellen, findet der Leser z. B. auf S. 31, 54, 55, 56). In manchen Fällen kann man aber auch noch andere Parallelen finden, die nicht weniger überzeugend sind. So bietet B. zu einem Sprichwort aus Sinapius über die Faulenzer (Nr. 3, S. 31) nicht weniger als 15 ähnliche Sprichwörter aus Cnapius. Mir scheint es aber, daß hier viel eher eine Reminiszenz aus dem Neuen Testament vorliegt (II. Thessalonicherbrief, 3, 10). Und wenn man an die Möglichkeit der lateinischen Vorbilder denkt (was der Verf. gelegentlich auch tut, vgl. S. 50 u. a.), so brauchte Sinapius diese lateinischen Sprichwörter natürlich nicht erst aus Cnapius kennenzulernen, sondern sie waren ihm als Pfarrer und Lehrer schon lange vor der Bekanntschaft mit Cnapius geläufig. Wie schwierig die Frage über den Ursprung der Sprichwörter sein kann, zeigt das Sprichwort Nr. 162, das dem Verf. gewisse Schwierigkeiten macht (vgl. S. 62/63), das etwa dem deutschen „Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus" entspricht. Der Verf. kann allerlei slawische Parallelen bringen. Dieses Sprichwort ist aber in der russischen Literaturgeschichte gewissermaßen dadurch berühmt geworden, daß Puškin, welcher dieses Sprichwort aus der Volksüberlieferung kannte, es mit Staunen aus einem Roman von Walter Scott aufnotieren mußte. Man kann dem Stoff des Verf. die Beweiskraft nicht absprechen. Doch wäre es vorsichtiger, bei Feststellung der Entlehnungen aus Cnapius sich nur auf wirklich überzeugende inhaltliche und formelle Übereinstimmungen zu beschränken. Wenn wir nach der Arbeit von B. die volkskundlichen Elemente in der Sammlung des Sinapius auch sehr einschränken müssen, so wäre es doch sehr schade, wenn man die, wenn auch ganz unbedeutenden, Elemente der volkstümlichen Tradition völlig übersehen würde. Neben den lateinischen Quellen darf man auch an die eventuellen deutschen Quellen denken.

Stanislav Mečiar: Hviezdoslavova Hájnikova žena. Rozbor a hodnotenie. (Hviezdoslavs „Hájnikova žena". Analyse und Wertung), 1939. Turč. sv. Martin 1939, S. 228 + 4 unn. Verlag „Matica Slovenská".

Der Verf. versucht, eine eingehende Interpretation der großen Dichtung „Hájnikova žena" von dem bedeutendsten slowakischen Dichter des 19. Jh.s, Hviezdoslav, zu geben. Wie alle Interpretationen der einzelnen Werke, hat das Buch natürlich auch eine weitere Bedeutung, indem es nicht nur das Werk selbst, sondern auch die dichterische Erscheinung Hviezdoslavs von neuem Standpunkt aus betrachtet und auch einzelne Bemerkungen zu der slowakischen Literatur von Hviezdoslavs Zeit bietet. Solche Unternehmungen der einzelnen Werke sind in der slowakischen Literaturgeschichte nicht zahlreich (vgl. z. B. die Analysen der beiden Dichtungen von Gavlovič, von HEIDENREICH und MRÁZ und der messianischen Dichtung S. B. Hroboňs von M. PIŠÚT). Der Verf. widmet das erste Kapitel der Entstehung des Werkes, an welchem Hviezdoslav nicht weniger als drei Jahre lang gearbeitet hat. Hier kann sich der Verf. auf den Briefwechsel Hviezdoslavs mit seinem Zeitgenossen Hurban-Vajanský stützen und die Beziehungen der beiden Dichter zum Teil neu beleuchten. Das zweite Kapitel referiert kurz die bisherigen kritischen Äußerungen über das Werk. Das dritte und umfangreichste Kapitel ist der thematischen Analyse des Werkes gewidmet, wobei der Verf. einen Weg beschreitet, der zunächst nicht sehr glücklich zu sein scheint, und zwar bietet er eine Art Kommentar zu jedem der 15 Kapitel der Dichtung. Doch zeigt sich eine solche ins einzelne gehende Analyse als besonders ergiebig: der Verf. zeigt überzeugend, daß das ganze Werk durchgehend nach einem antithetischen triadischen Schema aufgebaut ist, wenn dieses Schema auch dem Leser nicht direkt in die Augen springt. Es wird auch die Funktion der einzelnen Liedereinlage im Werk meist sehr überzeugend dargetan. Auch die Teile des Werkes, deren Beziehung zu dem Ganzen man bis jetzt nicht verstehen konnte und die man oft als unnötige Einschiebsel und Belastung der Komposition betrachtete, sind nach Mečiar als organischer Teil des Ganzen zu betrachten, und man muß zugeben, daß ihm der Beweis dieser These in den meisten Fällen durchaus gelungen ist. Auch im einzelnen findet man eine Reihe wichtiger Beobachtungen und Bemerkungen. Das vierte Kapitel ist dem motivischen Aufbau des Werkes gewidmet. Wir finden auch hier einige durchaus treffende Analysen, doch scheint es mir, daß der Verf. der „freien Form" des Werkes nicht gerecht wird, indem er den Aufbau des Werkes zu stark schematisiert (es

fehlen hier sogar die schematischen graphischen Darstellungen nicht, die dem Leser, befürchte ich, nicht sehr klar werden können). Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit dem Vers des Werkes. Das Kapitel bietet viel konkreten Stoff, zerfällt aber leider in einzelne Bemerkungen. Dieses Kapitel bildet auch keine organische Einheit mit den vorhergehenden Analysen und wirkt leider nur als ein Anhängsel zu dem durchaus einheitlich aufgebauten Buch.

Im ganzen ist das Buch eine durchaus anerkennenswerte literaturgeschichtliche Leistung. Wenn der Verf. auch kein Anhänger des „Formalismus" ist, so konnte er doch, ohne sich streng an die Ansichten des Formalisten zu halten, eine im ganzen und im einzelnen wertvolle formelle Analyse des schönen Werkes Hviezdoslavs bieten.

Halle a. d. S. D. Tschižewskij.

Bokes, F.: Pokusy o slovensko-maďarské vyrovnanie v rokoch 1861—1868 (Versuche um den slowakisch-madjarischen Ausgleich in den Jahren 1861—1868). Hg. von der Matica Slovenská in St. Martin am Turz 1941, 234 S., Pr. 75 Kronen.

Neben der Arbeit von D. Rapant (K počiatkom maďarizácie) muß die Arbeit des Verf.s, der zur jungen slowakischen Historikernation gehört, als besondere Leistung hervorgehoben werden. Er unternimmt eine eingehende Darstellung der Versuche um einen slowakisch-madjarischen Ausgleich. Wichtig sind die Ausführungen des Verf.s über die Vorgeschichte der Beziehungen der beiden Völker, so vor allem über die Beziehungen der Slowaken zu Wien, besonders in der Bach-Ära. Hier ist noch manche Formulierung ungenau, manche Quelle unerforscht und unbeachtet geblieben.

Im 1. Kapitel behandelt Verf. den Beginn der Madjarisierung und das erste slowakische politische Programm, im 2. Kapitel die slowakische Bewegung und das Programm von 1861, das im bekannten Memorandum niedergelegt wurde. Dieses Memorandum, das in seiner ausführlichen Formulierung alle slowakischen Forderungen enthält, unterscheidet sich wesentlich vom ersten slowakischen Programm des Jahres 1848. Das Memorandum wurde von der ungarischen Regierung nicht akzeptiert. Die Stellung der Slowaken zum Ausgleich von 1867 wird im 3. Kapitel (74—87) dargestellt. Dieses Kapitel bedarf noch mancher Ergänzung, denn auch die vorhandenen deutschen Quellen (zum Teil von Juden verfaßt) bringen nicht das gesamte Material in kritischer Sicht.

Die weiteren Kapitel beschäftigen sich mit den ungarischen Nationalitätengesetzen und ihren Auswirkungen. Diese Teile der B.schen Arbeit müssen als sehr gut bezeichnet werden. Die slowakische Frage hat hier eine Darstellung gefunden, die zeigt, daß politisches Denken den Slowaken nicht abging. Die Spaltung der slowakischen Bewegung ist mit aller Offenheit aufgezeigt. Sie war auch die Ursache, daß die slowakischen Forderungen nicht mit Nachdruck erhoben werden konnten. Die Schließung der Matica Slovenská und der slowakischen Gymnasien bildet den Abschluß dieser slowakisch-madjarischen Auseinandersetzung. Der Ausgleich zwischen Habsburg und dem Madjarentum war möglich gewesen, der Ausgleich zwischen Slowakentum und Madjarentum scheiterte im Jahre 1868. Ein Verstehen zwischen Slowakentum und Madjarentum kam nicht mehr zustande. So ist auch die Entwicklung im Jahre 1918 nur eine Folge dieser Auseinandersetzung gewesen.

Verf. hat in seiner Arbeit das gesamte Nationalitätenproblem der österreichisch-ungarischen Monarchie aufgerollt und sich dabei einer objektiven, quellenmäßigen Darstellung befleißigt. Der Stil des Werkes ist in jeder Hinsicht einwandfrei. Eine deutsche Zusammenfassung (223—226) vermittelt einen kleinen Ausschnitt aus der politischen Bewegung der Slowaken von ihren Anfängen bis zum Jahre 1868.

Die „Matica Slovenská" hat dieses Werk preisgekrönt, sie hat damit von sich aus das Urteil über den jungen Historiker gefällt. Das Werk stellt eine weitere Bereicherung für die Nationalitätenfrage im ehemaligen Ungarn dar.

Musik, Rudolf: Deutsches Wesen im Karpatenraum. Preßburg, Verlag Carl Bayerlein 1940, 63 S.

Eine Studie, die verschiedene Beiträge, darunter auch sehr viele Gedichte enthält. Geschichtliche und kulturgeschichtliche Darstellungen stehen neben Sagen

und Gedichten. Die Studie soll eine Gesamtübersicht über das literarische Schaffen des Karpatenraumes geben. Das ältere Schrifttum fehlt. Die neuen Namen sind dagegen berücksichtigt worden. Als Einführung in die karpatendeutsche Geistesgeschichte ist die Studie aufschlußreich, denn sie zeigt, welche Kräfte im Karpatendeutschtum schlummern. Aber sie stellt nur einen kleinen Ausschnitt dar. Einige Fehler müßten bei einer Neuauflage beseitigt werden, so die Schreibweise Greb (Gréb) und Lam (Lám). Sabinov heißt deutsch Zeeben und ist auch in den Urkunden als deutscher Ort belegt.

Florek, Paul: Turčiansky Sv. Martin v stredoveku (St. Martin am Turz im Mittelalter). St. Martin am Turz, Matica Slovenská 1941, 172 S., Pr. 36 Kronen.

Verf., der zu den besten Kennern des Turzer Komitates gehört, hat in seiner Monographie eine beachtenswerte Arbeit geliefert. Zur Darstellung sind alle Quellen herangezogen worden, um ein Bild der Stadt St. Martin zu entwerfen. Ihre Gründungszeit ist nicht überliefert, jedoch stand sie in regen Beziehungen zu den anderen Städten, auch zu den deutschen. Der Aufstieg dieser Stadt, die später Sitz des Komitates und des Gaugrafen wurde, ist merkwürdig, denn es handelt sich hier um eine Stadt, die im Gegensatz zu den anderen Städten der Slowakei, bereits im frühen Mittelalter eine starke slawische Bevölkerung aufzuweisen hatte. Jedoch müssen die Deutschen auch hier eine entscheidende Rolle gespielt haben, denn eine Übernahme des Karpfener Rechtes ohne deren Mitwirken ist nicht denkbar. Darauf hat schon HERBERT WEINELT in seiner Arbeit „Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache in der Slowakei" (Brünn-Leipzig 1938) aufmerksam gemacht. Die Frage des Karpfener Rechts im Falle St. Martins bedarf noch einer näheren Untersuchung. Das in der Nähe von St. Martin gelegene Mošovce besaß ebenso Karpfener Recht wie Sučany, Unter- und Oberstuben.

Eine umfangreiche deutsche Zusammenfassung (155—170) gibt auch dem deutschen Leser ein gründliches Bild über die Entwicklung dieser für die slowakische Bewegung so wichtigen Stadt.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Vol. Sičyńskyj, Bardijiv (Bartfeld). Prag. Ohne Jahr (1939). Verlag Ju. Tyščenko. Klein-8°, S. 26 mit Bildern. — **Derselbe: Zboriv** (Zborov). Prag. Ohne Jahr (1939). Verlag Ju. Tyščenko, S. 23 + 1 unn. mit Bildern.

Die zwei kleinen Führer sind von dem ukrainischen Kunsthistoriker verfaßt, von welchem einige Arbeiten schon in den SOF besprochen worden sind. Die beiden Führer von Zborov und Bartfeld enthalten alles, was man von einem kunstgeschichtlichen Führer erwartet, und der Führer über Bartfeld widmet sogar einige Seiten den Kunstdenkmälern aus der Umgebung der Stadt. Die beiden Führer sind wohl deshalb in der ukrainischen Sprache veröffentlicht, weil die beiden Orte in einem Gebiete liegen, wo es auf dem Lande auch ukrainische Bauernbevölkerung gibt. Der Verf. hat übrigens früher eine größere Monographie über die Baudenkmäler von Bartfeld veröffentlicht, und auch die Denkmäler in Zborov hat er selbst bearbeitet. Die beiden Bücher sind mit eigenen Photographien und Zeichnungen des Verf. geschmückt.

Halle a. d. S. D. TSCHIŽEWSKIJ.

Bethlenfalvy, Ernst: Die Tierwelt der Hohen Tatra. Tierbiologische Studien auf freier Wildbahn. Kirchdrauf-Zips, Selbstverlag 1937, 115 S.

Der Leser dieses spannenden Werkes merkt auf Schritt und Tritt, daß dessen Verf. sich seit einem halben Jahrhundert mit Tieren befaßt, denn es vereinigt die Gründlichkeit wissenschaftlicher Beobachtungen mit der Liebe des wahren Naturfreundes, dessen Ausführungen man mit höchstem Vergnügen folgt.

Während der Verf. die Lebensbedingungen und die Daseinsberechtigung der einzelnen Arten des jagdbaren Wildes (und zwar in die vier Gruppen: Urwild, Standwild, Wechselwild, eingeführtes Wild zusammenfaßt) bespricht, bekämpft er auf Grund seiner neuen Beobachtungen die vielen Irrtümer und Vorurteile der biologischen, besonders aber der Jagd- und Forstliteratur und fordert von der

Jagdgesetzgebung entsprechende Maßregeln. Wo z. B. der Marder, der größte Feind des Eichhörnchens, ausgerottet wird, da richtet das Eichhörnchen mit seinen Nestplünderungen in der Vogelwelt um so größeren Schaden an; deshalb vermag aber dann der auf diese Weise arg geschmälerte Singvogelbestand auch nicht unsere Obstbäume von den Raupen zu befreien. Sehr richtig ruft also der Verf. den Jägern zu, sie sollten niemals „ausrottend", sondern nur „ausgleichend" in die Werke der Natur eingreifen.

Eben in der weisen Erkenntnis, jedes Tier habe im Haushalt der Natur seine besondere Aufgabe, nimmt Verf. in sehr berechtigter Weise das bisher im allgemeinen verkannte Raubwild in Schutz. So vertilgt z. B. der Fischotter alle kranken, toten, verletzten und altersschwachen Fische, der Steinadler aber, von dem Zeitungen und Fachliteratur ganz grundlos noch immer Schauermärchen über geraubte Kinder berichten, schafft das Fallwild aus der Welt, beseitigt angeschossene und verendete Tiere, beide versehen also — wie zahlreiche andere Raubtiere — den Sanitätsdienst im Haushalt der Natur. Nur bleibt der Nutzen, den die Raubtiere durch diese Auslese für erbgesunden Nachwuchs und für Verhütung von Seuchen bedeuten, im Allgemeinbewußtsein noch immer unbeachtet, während der hin und wieder angerichtete Schaden überschätzt wird. Eben solche Aufklärungsarbeit macht dieses Werk zu einem äußerst wertvollen Lückenbüßer nicht nur lokaler, sondern sogar allgemeiner Geltung. Der bei verschiedenen Gelegenheiten erneute Hinweis auf den weisen Ausgleich zwischen Nutzwild und Raubtieren als oberstes Gesetz der Natur zur Erhaltung der Arten, gegen das der Mensch oft unbewußt sündigt, darf in seinen Einzelheiten nicht nur den Jäger, sondern ebenso den Turisten, Naturfreund, Laien und Naturwissenschaftler interessieren.

Die diesem meisterhaft geschriebenen und ausgezeichnet bebilderten Werk als Anhang beigegebenen Fachkritiken hervorragender Fachleute äußern sich sehr lobend über dessen Wert, wozu neuestens noch die Würdigung der höchsten amtlichen Stellen für Tier- und Naturschutz hinzukommt, dies mit vollem Recht, denn der Verf. verfolgt ja mit seinem Werk das Endziel, die Tierwelt der Hohen Tatra vor dem Untergang zu beschützen. Jeder Tier- und Naturfreund wird diesem verdienstvollen Werk weiteste Verbreitung wünschen.

Aszód. JULIUS GRÉB.

VI. Ungarn

Ungarn. Das Antlitz einer Nation. Budapest, Kgl. Ungarische Universitäts-Druckerei 1940. Hrsg. von **Zoltán Baranyai.** VIII + 869 S. Zahlreiche Bilder, 1 Karte.

Unter Zugrundelegung der neuesten Forschungsergebnisse haben es die bedeutendsten Vertreter der ungarischen Wissenschaft unternommen, ein Bild vom Staate Ungarn und dem madjarischen Volk zu entwerfen, das sich bemüht, alle Lebenserscheinungen zu berücksichtigen. Die Beiträge der Verf. sind in 4 Hauptabschnitte, Land (S. 28 ff.), Volk (S. 250 ff.), Nation (S. 461 ff.) und Deutschland und Ungarn (S. 773 ff.) gegliedert.

Über die Gliederung des Stoffes im einzelnen kann man verschiedener Meinung sein. Störend ist so meines Erachtens, daß eigentliche geschichtliche Abschnitte so gut wie gänzlich fehlen. An sich gut gelungene Aufsätze über Ungarn vor der Landnahme von ANDREAS ALFÖLDI (S. 357 ff.), von PAUL TÖRÖK über die Vergangenheit des ungarischen Staatslebens" S. 514 ff.) und EUGEN HORVÁTH „Weltkrieg, Friedensdiktat, Nachkriegsregelung" (S. 591 ff.) vermögen für das Fehlen einer systematischen Darstellung der ungarischen Vergangenheit nicht voll zu entschädigen. Im ganzen jedoch ist das Buch als Zeugnis für Selbstbetrachtung und Selbstanalyse der ungarischen Positionen von außerordentlichen wissenschaftlichem wie politischem Interesse. F. V.

Ungarisches Wirtschafts-Jahrbuch. Herausg. von Dr. GUSTAV GRATZ, XVI. Jg. 1940. Budapest, Buchhandlung R. Gergely 1940, 490 S.

Vorliegender Band als eine Gesamtübersicht über die wirtschaftliche Lage Ungarns steht inhaltlich im Zeichen der wirtschaftlichen Rückwirkungen der po-

litischen und militärischen Ereignisse, die neben den kriegführenden auch die nichtkriegführenden und neutralen Länder entscheidend beeinflußt und vor allem auch Ungarn nicht unberührt gelassen haben. Die 1938/39 erfolgte Rückgliederung der oberungarischen Gebiete und des Karpatenlandes mußte in ihren wirtschaftlichen Auswirkungen als besonderes Moment behandelt, die Angliederung Nordsiebenbürgens (September 1940) wenigstens gestreift werden. Vor allem aber die Grundsätze der Wehr- und Kriegswirtschaft bedurften neben ihrer Berücksichtigung in den einzelnen Beiträgen noch einer besonderen Darstellung, wie uns die Artikel von AKUSIUS v. NAVRATIL und KARL KOFFLER im ersten Abschnitt „Allgemeines" (S. 7—78) zeigen. In einem zweiten Abschnitt „Land- und Forstwirtschaft" (S. 79—140) werden in einer Reihe von Aufsätzen die wichtigsten Probleme dieser beiden Wirtschaftszweige aufgezeigt, während die Belange des Bergbaues und der Industrie im dritten Teil (S. 141—209) in mehreren Einzeluntersuchungen von berufenen Fachleuten eingehend gewürdigt werden. Ein weiterer Abschnitt „Handel und Handelspolitik" (S. 210—280) beschäftigt sich u. a. hauptsächlich mit dem ungarischen Außenhandel im Jahre 1939/40. Unter Zuhilfenahme von zahlreichen statistischen Angaben über die wichtigsten Waren bzw. Warengruppen mit Angabe der Herkunfts- und Bestimmungsländer wird uns eine Bilanz der Einfuhr und Ausfuhr Ungarns in den letzten drei Jahren aufgezeigt. Weitere Ausführungen über die Transportlage des ungarischen Außenhandels seit Kriegsausbruch, die Getreideverwertung im Wirtschaftsjahr 1939/40, die Lage des Handels allgemein sowie ein Bericht über die Budapester Internationale Messe 1940 runden das Gesamtbild dieses aufschlußreichen Kapitels ab. Im folgenden wird in einem neuen Abschnitt (S. 281—318) zu allen Fragen des Verkehrs im einzelnen Stellung genommen. Hier sei besonders auf die Ausführungen über die Bedeutung der Donauschiffahrt für den internationalen Verkehr verwiesen. Einen besonders breiten Raum nimmt der Abschnitt über Finanzen und Kreditwesen (S. 319—394) ein. Er enthält u. a. aufschlußreiche Betrachtungen über den ungarischen Staatshaushalt, die Nationalbank, den ungarischen Kreditapparat und die Lage der Geldinstitute. Ferner erwähnen wir eine Untersuchung über die Entwicklung der ungarischen Fabrikindustrien und die industrielle Kapitalbildung (S. 375—384), sowie das Versicherungswesen (S. 385—394). Mit einem abschließenden Kapitel über öffentliche Arbeiten und Sozialpolitik (S. 395—480) haben wir nun im ganzen ein umfassendes Bild des ungarischen Wirtschaftslebens gewonnen. Nicht unerwähnt bleiben soll ein Anhang, worin uns eine nach Sachgebieten gegliederte Zusammenstellung der ungarischen wirtschaftlichen Fachliteratur 1939/40 geboten wird.

München. FRANZ AUBELE.

Regnum. Egyháztörténeti évkönyv (R. Kirchengeschichtliches Jahrbuch). Jg. 1937, 1938/39. Budapest 1937, 282 S.; 1939, 308 S.

Die beiden neuen Bände des an dieser Stelle bereits gewürdigten Unternehmens (vgl. SODF III [1938], 430) weisen in inhaltlicher Hinsicht einen erfreulichen Fortschritt auf. Aus dem Inhalt heben wir folgende für uns wichtige Aufsätze hervor:

Jg. 1937: ISTVÁN BARTA: *Die ung. Geisteskultur des ausgehenden Mittelalters und die ausländischen Universitäten (wertvolle Analyse der Beziehungen Ungarns vor allem zur Prager, Krakauer und Wiener Universität [S. 97 ff.]).

Jg. 1938/39: MARGIT WACZULIK: *Die Verehrung der Heiligen Jungfrau im 11. Jh. (S. 59 ff.). — Mór KÁRPÁTHY-KRAVJÁNSZKY: *Beiträge zur Biographie des Kardinals und Bischofs Franz Forgách (S. 169 ff.). — EMIL KISBÁN: *Die Pauliner und das Unterrichtswesen (S. 267. — Darstellung der Lage seit dem 17. Jh. mit Hauptgewicht auf den Verhältnissen des 18. Jh.s).

Sehr erfreulich ist es, daß seit dem Jg. 1938/39 das Inhaltsverzeichnis auch ins Deutsche und Französische übersetzt ist. R.

Gallus, Sándor — Horváth, Tibor: Un peuple cavalier préscythique en Hongrie. Trouvailles archéologiques du premier âge du fer et leurs relations avec l'Eurasie. Dissertationes Pannonicae II, 9, Leipzig, Harrassowitz 1939, 167 S., 95 Taf.

WILLVONSEDER und NESTOR wiesen bei der Veröffentlichung und Besprechung eines späthallstattzeitlichen Hortfundes (Wiener Prähistorische Zeitschrift XIX,

1932, 25 ff., XXI, 1934, 108 ff.) auf eine besondere Fundgruppe hin, die in erster Linie durch Pferdegeschirrbronzen gekennzeichnet ist. Diese Denkmälergruppe ist besonders in Ungarn reich vertreten. G. veröffentlicht, gestützt auf eine große Zahl vorzüglicher Abbildungen, diesen Fundstoff, stellt Formenreihen auf und erörtert dann kurz die Frage der Chronologie, indessen H. die Herkunft und die Beziehungen dieser Denkmälergruppe behandelt.

Die Bedeutung dieser Arbeit, die nicht nur ein sehr schönes Material musterhaft bekannt gibt, sondern auch die vielseitigen Beziehungen dieses Fundstoffes an Hand vieler Großaufnahmen klarzustellen sucht, liegt im Aufwerfen einer Menge Probleme, die die Verf. wohl erkannten, aber sehr vorsichtig und nur andeutungsweise zu lösen versuchen. Angesichts des äußerst mangelhaften theoretischen Unterbaues der Vorgeschichtswissenschaft und der „recht beklagenswerten Begriffsverwirrung" ist es äußerst schwer, dem vorgelegten Tatbestande und der vorgetragenen Meinung objektiv gegenüberzustehen.

Innerhalb des früheisenzeitlichen Denkmälerbestandes Ungarns gibt es eine Fundgruppe, die namentlich durch Pferdegeschirrbronzen gekennzeichnet ist. Entsprechungen zu dieser Fundgruppe sind auch an der unteren Donau, im mittleren Rußland und im Kaukasusvorlande vorhanden. Mag man diese Vergleichsstücke mit G. für jünger als die ältesten ungarländischen Funde halten oder mit H. für etwa gleichalt, so ist immer noch zu entscheiden, ob die vorhandenen Bestände hinreichen, diese Denkmälergruppe einem Volke zuzuschreiben. Für die beiden Verf. besteht darüber kein Zweifel, ja G. glaubt sogar sagen zu können, daß es sich in Ungarn um den Einbruch eines früheisenzeitlichen Reitervolkes aus dem Osten handelt, das gleichsam den Boden des Karpathenkessels für weitere Nachschübe aus dem Osten ebnet. Sicher ist nur, daß die im übrigen Mitteleuropa hier und da auftretenden Pferdegeschirrbronzen wesentlich jünger sind als in Ungarn, wo sie dem 8. bis 6. Jh. v. Chr. — also der Zeit vor dem Skyteneinbruch — zugewiesen werden.

Die Ausführungen der beiden Verf. verdienen zweifellos größte Beachtung, auch wenn man ihnen nicht überall folgen kann; jedenfalls zeigen sie aufs neue die Unzulänglichkeiten des theoretischen Unterbaues der Vorgeschichtswissenschaft, die es mit sich bringen, daß über ein und dieselbe Sache zwei grundverschiedene Ansichten vertreten und verfochten werden können.

R.

Mészáros, Gyula: Rovásírásos kún nyelvemlékek. Jazyg nyelvemlékek Magyarországon (Kumanische Sprachdenkmäler in Kerbschrift. Jazygische Sprachdenkmäler in Ungarn). S.-A. aus „Népünk és Nyelvünk" (Unser Volk und unsere Sprache), Jg VIII (1936), 161—178; Jg. IX (1937), 34—51. Deutsche Auszüge, 177—178, 51, Szegedin 1937.

Einer kritischen Untersuchung unterzieht Verf. die ältesten kumanischen Sprachdenkmäler in Kerbschrift, die sich auf zwei Ringen erhalten haben. Die Inschriften der beiden Ringe enthalten 14 Silbenzeichen der kök-türkischen Silbenschrift. Auf Grund des vorliegenden Ergebnisses kommt Verf. zur Annahme, daß diese Ringinschriften geeignet seien, die „Frage der fälschlich als ungarische ‚Runenschrift' bezeichneten Székler Kerbschrift der endgültigen Klärung näher zu bringen".

Die zweite Studie beschäftigt sich mit einem jazygischen Sprachdenkmal, das schon griechisch beeinflußt ist und in archaischen griechischen Schriftzeichen erhalten geblieben ist.

Wichtig ist der Hinweis des Verf.s, daß der Name jász nicht von dem Namen Jazygen abgeleitet werden kann, da ersterer kaukasischer, letzterer iranischer Herkunft ist.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Gerovskij, G.: O jazyke gramoty 1404 goda Gruševskomu monastyrju na Karpatskoj Rusi (Über die Sprache der Schenkungsurkunde aus dem Jahre 1404 an das Hruševskyj-Kloster in der Karpatenukraine). „Slavia", XVII (1940), Heft 3, S. 354—373.

Diese wichtige und frühe Urkunde wurde schon 1925 von A. PETROV herausgegeben und sprachlich analysiert (Sbornik der Tschechischen Akademie). G. weist mit Recht darauf hin, daß die Veröffentlichung Petrovs mit Auflösung aller Kür-

zungen zugleich schon eine sprachliche Interpretation bietet (da Petrov auch eine phototypische Wiedergabe der Urkunde gilt, kann man allerdings seine Interpretation nachprüfen und unser Verf. gibt nun einen Abdruck der Urkunde nach der Photographie von Petrov). Die Schenkungsurkunde ist im Auftrage mehrerer Adliger geschrieben, von denen ein Teil Rumänen, ein anderer Teil Slawen waren. Wichtiger als die nationale Zugehörigkeit der Schenker ist jedoch die nationale Zugehörigkeit des Schreibers der Urkunde und die Tradition der Kanzleisprache, der er sich anschloß. Das Kirchenslawische der mittelbulgarischen Fassung (mit unbedeutenden serbischen Elementen), welches in den rumänischen Urkunden gebräuchlich war, zeigt in unserer Urkunde die Spuren des Rumänischen, des Madjarischen (Kanzleisprache), der Kanzleisprache des Litauisch-Russischen Staates und der karpatenukrainischen Volkssprache (aus Siget). In vielem ergänzt der Verf. die Ausführungen Petrovs, in manchem verbessert er sie (vor allem, was ě aus o betrifft; vgl. dazu Ohienko: Ukr. lit. mova XVI st., S. 256/7). Mißverständlich sind die Ausführungen des Verf., was das Wort „list" in der Bedeutung der Urkunde betrifft: das Wort braucht nicht unbedingt ein Polonismus zu sein (Sreznevskij bietet nicht weniger als 11 Belege für dieses Wort aus dem 14. Jh. aus dem westlichen Gebiet), das Wort braucht aber auch in unserer Urkunde nicht unbedingt ein Zeugnis für den litauisch-russischen Einfluß auf diese abzulegen, denn es wurde auch in den moldauischen Urkunden des 14. Jh.s schon verwendet (bei Sreznevskij 3 Belege, die man aber leicht vermehren könnte). Die Terminologie des Verf.s kann man nicht ohne weiteres anerkennen: gerade bei seinem Thema wird mancher Leser durch den Wirrwarr der Worte „russisch", „süd-russisch", „kleinrussisch" usf. — alles statt „ukrainisch" — sicherlich irregeführt. Der Verf. sollte sich doch, wenn er nicht das Wort „ukrainisch" gebrauchen will, für irgendein bestimmtes Wort entscheiden!

¶ Der Aufsatz ist ein Stück der nützlichen Kleinarbeit auf dem Gebiete der Geschichte des Karpatoukrainischen.

Halle a. d. S. D. Tschižewskij.

Beranek, Franz J.: Die jiddische Mundart Nordostungarns. Brünn, Rohrer 1941, 58 S.

Verf. will einen Beitrag zur Erkenntnis der eigenständigen sprachlich-volksmäßigen Grundlagen des Judentums geben. Er weist eingangs darauf hin, daß etwa 10 Millionen Juden, das sind rund zwei Drittel des gesamten jüdischen Volkes, das Jiddische als Muttersprache sprechen und dieses Jiddische ist eine Nebensprache des Hochdeutschen, die sich in ihren Anfängen bereits im 13. Jh. feststellen läßt. Es zerfällt in die beiden großen Gruppen des West- und des Ostjiddischen; dieses hat sich im Raum des ehemaligen Königreichs Polen im Laufe des 13. und 14. Jh.s von den dorthin gezogenen Juden, die die Stellen des untergegangenen bzw. umgevolkten deutschen Bürgertums einnahmen — aber natürlich überhaupt nicht ausfüllen konnten — ausgebildet unter dem Einfluß der damaligen deutschen Mundarten im Königreich Polen. Der untersuchte Raum ist das 1938/39 an Ungarn gefallene Land Karpatenukraine mit seinen sehr starken jüdischen Gemeinden in Hust, Ungwar, Munkatsch usf. Nicht weniger als ein ganzes Drittel der karpatenukrainischen Gemeinden haben jüdische Anteile von mehr als 10 v. H., 15 v. H. der Gesamteinwohnerschaft (weit mehr als 100.000). Die jüdische Invasion ist erst jungen Ursprungs, sie beginnt im 18. Jh. und schwillt besonders nach 1848 an. Die Juden kamen aus dem benachbarten Ostgalizien herüber.

Sie sprechen die sogenannte u-Mundart des Ostjiddischen, und zwar eine besondere Abart (von der westlichen Untergruppe). Sie sprechen die sogenannte ai-Mundart.

Beim Jiddischen zeigt sich dieselbe Parallele wie beim Deutschen, d. h. zwischen der Sprache des Altlandes und des östlichen Neulandes. Es ist, worauf B. aber nicht hinweist, nur eine bedingte Parallelität, da eben nur zu einem geringen Teil selbständige Weiterentwicklung des Westjiddischen vorliegen wird, sondern vielmehr stärkste Beeinflussung durch die ostdeutschen Mundarten. B. denkt daran, die gesamten jiddischen Mundarten im Osten durch ähnliche Einzeluntersuchungen zu erfassen — nicht durch ihn selbst —, um einmal zeigen zu können, woher die Juden die Bausteine zu ihrer Sprache genommen haben. Einen Anfang sieht B. für diese Arbeit mit dem „Jiddischen Sprachatlas der Sowjetunion" von Wilenkin (Minsk 1931) gemacht.

Die deutsche Volksforschung kann nach dem Verf. ebenfalls aus diesen Arbeiten Nutzen ziehen durch Rückschlüsse auf das untergegangen Deutschtum im Ostraum und seine Mundart, eben aus den Resten, die in das Jiddische übergegangen sind. Dies wird oder würde möglich sein, aber nur dort, wo sich eine Judengemeinde seit dem Untergang des Deutschtums gehalten hat ohne die bei dieser Rasse so außerordentlich starken Wanderungen. Sind also nur einmal die Juden ausgezogen oder vertrieben worden, dann ist der Faden schon abgerissen. Für das untersuchte Gebiet trifft eben dies zu: eine Kontinuität mit dem untergegangenen Deutschtum ist nicht da, wir wissen nicht, wo die Juden die Elemente ihrer Sprache hergeborgt haben.

Der Lage des Gebietes entsprechend hat das Jiddische hier zahlreiche madjarische und slawische Bestandteile aufgenommen, die vielen Wörter hebräischer Herkunft sind selbstverständlich. Unter den lautlichen Entwicklungen fallen einige spezifisch ostmitteldeutsche auf, die wohl einer besonderen Hervorhebung bedurft hätten. Aber der Verf. glaubte, auf jede Zusammenfassung und Auswertung für die deutsche Volksforschung verzichten zu müssen, da er nur einen kleinen Teilraum erfaßt hat. Es hätte aber meines Erachtens doch versucht werden müssen.

Die sprachliche Seite der Schrift ist, wie man es von B. gewöhnt ist, sauber. Einige Sachen sind mir aufgefallen, so — um nur eines zu nennen — daß in § 3 *kapl* „Käppchen", *šaməɾl* „Fußbank" und *traχtik* „trächtig" unter mhd. *a* eingeordnet sind, obgleich Umlaut vorliegt. Daß diese Worte nicht in die sonstige Entsprechung passen, mag an der Art und dem Ort der Übernahme liegen.

Das „Reichsinstitut für die Geschichte des neuen Deutschland" hat die Drucklegung der Schrift ermöglicht.

z. Zt. im Felde. HERBERT WEINELT.

Kelényi, B. Otto: Egy magyar humanista glosszái Erasmus Adagia-jához (Glossen eines ungarischen Humanisten zu den Adagia des Erasmus). Studien, Bd. XIII, herausgegeben von der Stadtbibliothek Budapest. Budapest 1940, 99 S. S.-A. aus dem Jahrbuch der Stadtbibliothek Budapest, IX, 1939.

Der Erasmus-Kult findet in dem vorliegenden Werke, das die aus der Feder des Karlsburger Domherren Thomas Pelei stammdenen Glossen zu den Adagia des Erasmus einer kritischen Betrachtung unterzieht, einen besonderen Niederschlag. In den Monographien, die das Leben des Erasmus behandeln, wird die Verehrung, die dieser Humanist auch in Ungarn genoß, nicht erwähnt. Verf. hat nun auf Grund seiner Untersuchungen den Nachweis erbracht, daß Erasmus auch in Ungarn gelesen wurde; man setzte sich sogar mit ihm auseinander, wie das die Randglossen des Karlsburger Domherren beweisen. Die Frage der „Humanitas Erasmiana" ist hier in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung dargelegt.

Die Glossen sind aber auch für die ungarische Geschichte wertvoll, denn sie bringen nähere Angaben über die sozialen Verhältnisse und weisen auf den bereits erwachenden Matthias-Kultus hin. Zum Teil in madjarischer Sprache abgefaßt, sind sie für die Sprachforschung von größtem Interesse.

Eine deutsche (S. 96—97) und eine italienische (S. 98—99) Zusammenfassung schließen das Werk ab, das sich durch wissenschaftliche Sauberkeit besonders auszeichnet und einen wertvollen Beitrag zur Erasmus-Forschung darstellt.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Kardos, Tibor: Középkori kultura, középkori költészet (Mittelalterliche Kultur, mittelalterliche Dichtung). Budapest, o. J. (1941), 290 S. Buchreihe der Ungarischen Gesellschaft für Geschichte, Bd. VII.

Die Entwicklung der madjarischen Schrifttumskunde lag bisher fast ausschließlich in den Händen der Germanisten und Romanisten. Sie waren die Herolde der Geistesgeschichte in Ungarn, sie frischten die Literaturwissenschaft mit neuen Blickpunkten auf. Aus diesem Kreis kommt auch K. Vom Fache aus Romanist, beherrscht er die gesamte neuere Literaturwissenschaft Europas, kennt ihre Ergebnisse und Ziele. Schon als Erforscher der italienisch-ungarischen Beziehungen tat er viel, um der madjarischen Geistesgeschichte den europäischen Hintergrund zu geben. Und jetzt schrieb er die erste wirklich zeitgemäße und europäische Literaturgeschichte des madjarischen Mittelalters.

Neben THIENEMANNS Literaturgeschichtlichen Grundbegriffen (Irodalomtörténeti alapfogalmak, Fünfkirchen 1931) und ZOLNAIS Biedermeier-Buch (A magyar biedermeier, Budapest 1940) ist die Arbeit von K. die dritte wirklich große und bedeutsame Schöpfung der Geistesgeschichte auf dem Gebiet der Schrifttumskunde in Ungarn. Sie ist ein stolzes Bekenntnis dafür, daß eine wahre madjarische Literaturgeschichte allein auf germanistischer und romanistischer Grundlage geschrieben werden kann. Ungarn ist seit Stefan d. Hl. ein Teil Europas. Um seine Kultur darstellen zu können, muß man eben auch Europa kennen! Wer nicht weiß, was Romanik, Gotik, Rittertum oder Humanismus in Europa waren, der wird die betreffenden Epochen auch in Ungarn nie und nimmer richtig darstellen können!

Den gesunden Geist wissenschaftlichen Fortschritts atmet dieses Buch. Es beginnt mit einem knappen, jedoch höchst bedeutsamen Abriß der Dichtung des gesamtabendländischen Mittelalters. Mit feinem Blick ersieht K. die ästhetischen Werte dieser Dichtung, und ihren Ursprung aus der Welt völkischer oder kirchlicher Tradition und aus den gehobenen Augenblicken des Festes.

Auf dieser Grundlage bauen sich dann die weiteren Ausführungen auf. Sie berühren sich immer wieder mit der Kulturgeschichte. K. sieht die Literatur des Mittelalters in engstem Zusammenhang mit der kulturellen Entwicklung. Diese Synopsis ermöglicht ihm, auch dort sicher wandeln zu können, wo die Texte verloren gingen. Kulturgeschichtliche Tatsachen Ungarns und Analogien aus dem übrigen Abendland gestatten auch in diesen Fällen sichere Schlüsse.

Nach dem ersten Abschnitt, der Grundlegung, folgt die Darstellung des Schrifttums der madjarischen Heldenzeit, der Zeit vor dem Tatarensturm (1241). Der Verf. betrachtet die Spuren heidnischer Sagen und Heldengesänge, wie sie im Volk oder in der gelehrten Chronik weiterleben. Im weiteren untersucht er die aus kirchlichen Festen entsprungene Dichtung des madjarischen Volkes und die Anfänge des liturgischen Dramas in Ungarn. Ein Kapitel beschäftigt sich mit der christlichen Hymnen- und Legendenliteratur, eines mit dem literarischen Leben des Hofes vor König Béla III. Das Hauptinteresse K.s aber ruht auf der ritterlich-höfischen Kultur der späteren Arpaden. Er schildert ihre Beziehungen zu Byzanz, Deutschland und Frankreich. Die Verbreitung des Tanzliedes und der Blumensymbolik schreibt er diesen Beziehungen zu. Einwirkungen und Spuren ritterlicher Epik werden gleichfalls untersucht. Sie fanden besonders in der Ausgestaltung der Chroniken einen Niederschlag. Diese Chroniken und die lateinische historische Literatur des ungarischen Mittelalters werden im einzelnen ausführlich verwertet.

Der dritte Hauptabschnitt des Werkes trägt den Titel: Die Erfüllung des ungarischen Mittelalters und sein Übergang in die Renaissance. K. zeigt uns zunächst die literarische Bedeutsamkeit der Kleriker-Klasse und das Weiterleben ihrer poetischen Überlieferungen im Volk. Dann folgt die Dichtung der religiösen Erneuerungsbewegung, mit ihrer madjarischen Mystik. Zwei Kapitel betrachten das geistige Leben am Hofe der ungarischen Anjous und des König-Kaisers Sigismund. Die Welt dieses spätgotischen „style flamboyante" findet auch auf dem Gebiet des religiösen Schrifttums ihren Ausdruck. Auch dieses untersucht K. und zeigt dann die lateinische Scholarenkultur in ihrer weiteren Ausbreitung. Der letzte Abschnitt betrachtet die volkstümlich gewordenen Formen der mittelalterlichen Dichtung: Lied und Ballade. Ein zusammenfassender Überblick schließt das wohlgelungene Werk.

Von grundlegender Bedeutung ist die von K. verwendete Methode. Die Dichtung ist für ihn nicht bloß schriftliches Gut, sondern auch mündliche Überlieferung. Ungeheure Perspektiven werden dadurch eröffnet. Denn es besteht die Möglichkeit, aus der heute lebenden oder in den Anfangsjahrhunderten der Neuzeit aufgezeichneten Volksdichtung auf mittelalterliche Formen zurückzuschließen. Vielfach kann auch bewiesen werden, daß solche Volkslieder oder volkhafte Dichtungen sogar aus dem Mittelalter selbst stammen. K. füllt eine große Lücke der madjarischen Literaturkunde, wenn er das unzweifelhaft mittelalterliche Gut aus der heutigen Folklore heraushebt und auf den geistesgeschichtlich richtigen Platz stellt.

Aber er befolgt auch die schon von ELEMÉR MOÓR verwendete kulturgeschichtlichliteraturkundliche Methode. (Die Anfänge der höfischen Kultur in Ungarn. Ungarische Jahrbücher, Jg. 1937. Vgl. hiezu unsere Bemerkungen: Neue Heimatblätter, Jg. 1938, S. 141—142) mit glücklicher Hand weiter. Aus kulturellen und geschicht-

lichen Tatsachen schließt er auf die Beschaffenheit der gleichzeitigen Dichtung. So kann er also ein ungemein reiches und bewegtes Bild der höfischen Kultur und Dichtung des madjarischen Mittelalters entwerfen. Um seine Ergebnisse noch besser zu unterstützen, stellt er auch das lateinisch-höfische Schrifttum des ungarischen Mittelalters in diesen Rahmen. Dieser Rahmen ist ein durchaus europäischer. K. verweist immer wieder auf die geistigen Wechselbeziehungen Ungarns mit dem Ausland und gibt dabei treffliche Ausblicke in die gesamteuropäische Literaturentwicklung.

K. ist ursprünglich Humanismus-Forscher. (Vgl. seine schöne Studie: Per la filologia umanistica. Helicon, Jg. 1938, S. 119—143.) Darum bildet der humanistische Gedanke auch den Kernpunkt dieser seiner Arbeit. Man möchte sagen: er sieht im gesamten mittelalterlichen Schrifttum eine immanent humanistische Tendenz. Mit gutem Recht betont er das Werden des „großen" Humanismus aus kirchlich-lateinischer und ritterlich-weltlicher Überlieferung. Sehr glücklich ist hiebei der wiederholte Hinweis auf die Wichtigkeit der sog. „Klerikerbildung" (deák-műveltség) und besonders treffend die Verwendung des Begriffes „Goliardendichtung" und die Analyse dieser Dichtung als Weg zum Humanismus. Er ersetzt glücklich die etwas unsicheren Begriffe „Vagantendichtung", „Klerikerdichtung", „lateinische Schulpoesie", die in der Wissenschaft, besonders in der Germanistik, noch heute herumspuken, mit denen sie aber nichts Rechtes anzufangen wußte und sie deshalb auch nicht richtig in der Geistesgeschichte des Mittelalters unterbringen konnte. Begriff und Wesen der „Goliardenrichtung" schafft auf diesem Gebiete die richtige Klärung.

Einer Klärung hätte aber auch das Problem der „romanischen Renaissance" bedurft. K. spricht in der ersten Hälfte seines Buches wiederholt von ihr, verwendet dann in der zweiten Hälfte den Begriff des „flammenden Stils" (style flamboyant, Spätgotik). Es fehlt aber die Grenzziehung zwischen ungarischer Romantik und Hochgotik. K. hätte hier die große geisteswissenschaftliche Synopsis GEORG E. WEISS (Die geistige Welt der Gotik und ihre Bedeutung für Italien, Halle a. S. 1939), die Geschichte des Mittelalters von PETER V. VÁCZY (A középkor története, Budapest 1935) und das geistvolle Essay GEORG RÓNAYS über die madjarische Romanik (Szent István országa, Vigilia, Jg. 1938) gut verwenden können.

Unzweifelhaft leben in der Romanik antik-humanistische Bestandteile weiter. Dieses Fortleben wird schon durch die Idee des Imperiums gefördert. Anderseits besteht ein Gegensatz zwischen dem kirchlich-römischen Machtgedanken und der noch heidnischen Energie der jungen germanischen, keltischen, slawischen und ugrofinnischen Völker. Durch die Spannung beider Kräfterichtungen entsteht die überwiegend weltfeindliche Stimmung der Romanik. Was aber K. „romanische Renaissance" nennt, ist nichts anderes, als reine Verheißung schon der Gotik, als der wahren Entfaltung europäischen Geistes. Unseres Erachtens wäre es also glücklicher, hier von einer „Übergangszeit" zu sprechen, oder per analogiam den Begriff „Stauferzeit" zu verwenden. (Vgl. HANS NAUMANN: Der staufische Ritter, Leipzig 1936.) Doch darin hat. K. entscheiden Recht, daß in dieser Renaissancebewegung die Keime „der großen Renaissance" um 1500 heranreifen.

Der Name NAUMANN führt uns aber gleichzeitig in einen anderen Problemkreis über. Als Humanistenforscher neigt nämlich K. dazu, das Mittelalter etwas vom mediterranen Standpunkt aus zu betrachten. Dies tat auch NAUMANN in seiner „Höfischen Kultur" von 1929: im „Staufischen Ritter" aber hat er das Bild von Germanien, vom Norden aus ergänzt. Leider vermissen wir die Kenntnis dieses Werkes bei K. Für Spiel, Volksbrauch und Drama hätte neben dem etwas voreingenommenen FARAL auch das ausgezeichnete Werk von ROBERT STUMPFL: Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas, Berlin 1936, verwendet werden müssen, um so eher, da STUMPFL auch ugrofinnisches und slawisches Material zur Betrachtung heranzieht.

Neben dem Norden wäre auch der Blick nach dem Osten wichtig gewesen, einerseits eine noch eingehende Betrachtung des östlichen Erbgutes des Madjarentums, anderseits der Einbau der Ergebnisse in die osteuropäische Welt. Zwar bringt K. hiefür manche Blickpunkte. Doch es wäre noch lehrreicher gewesen, hätte er etwa neben der Germanistik und Romanistik auch die Slawistik zu Rate gezogen. Eine vergleichende Betrachtung des madjarischen, slawischen und rumänischen Schrifttums könnte noch viel Interessantes zutage fördern!

Wir lobten die Einbeziehung der Folklore. Hier könnte noch darauf hingewiesen werden, daß im gesungenen Spiel des madjarischen Volkes noch manches Mittelalterliche fortlebt, so im Spiel vom „polnischen Ladislaus" (Lengyel László-játék). Dies aber wird von K. nicht erwähnt. Ergebnisreich wäre auch die Einbeziehung der frühbarocken Kirchenliedsammlungen, wie etwa der des Bischofs TELEGDI gewesen. Die „alten Lieder" dieser Sammlungen sind durchaus mittelalterliches Geistesgut!

Diese ergänzenden Hinweise berühren jedoch in keiner Weise die Einzigartigkeit und bahnbrechende Bedeutung dieses Werkes. Es wäre zu wünschen, daß auch die anderen Perioden der madjarischen Literatur vor der Aufklärung solche glänzenden Bearbeitungen erhielten!

Koczogh, Ákos: Irodalomtudományunk új feladatai (Die neuen Aufgaben unserer Literaturwissenschaft), Budapest 1941, 23 S., Exodus

Der Verf., ein Schüler des Germanisten THEODOR THIENEMANN und des Hungarologen JOHANN HORVÁTH, stellt in diesem Heft eine Krise der madjatischen Literaturforschung fest. Die großen Vertreter der Literaturwissenschaft in Ungarn stehen allmählich wieder vereinzelt da: von einzelnen Begabten abgesehen, fehlt in der jüngeren Generation der Widerhall. Doch K. betont auch, daß jede Krise die Geburt einer neuen Zeit bedeutet. Aus diesem Blickpunkt will er nun die Aufgaben und Möglichkeiten der Zukunft auf dem Gebiet der Schrifttumskunde ermessen.

Zunächst stellt er sehr richtig fest, daß die Geistesgeschichte als Grundlegung unbedingt vorhanden bleiben muß. Dann gibt er einen Überblick über die wissenschaftlichen Richtungen. Er unterscheidet eine traditionsgebundene Literaturbetrachtung, vertreten durch HORVÁTH, dann die Geistesgeschichte mit ihrem Hauptvertreter THIENEMANN, und als dritte Stufe die Bestrebungen der jüngsten Gegenwart, wo die madjarische Schrifttumskunde allmählich zur Angelegenheit der Dichter selbst wird. Aus diesem Umstand folgert nun K. die Notwendigkeit einer kulturphilosophischen Literaturbetrachtung, eben durch Überwindung des Historismus. Wir müssen unseren eigenen Standpunkt, unsere eigene Existenz an Hand der Vergangenheit prüfen und festlegen. Dieser Notwendigkeit entspringt auch die Verbreitung des Essay als Form der Literaturbetrachtung.

Die junge Generation wird durch diese Entwicklung in eine Kampfstellung gezwungen und muß eine eigene kritische Betrachtungsweise ausprägen. K. beanstandet das bisher fast vollständige Fehlen dieser Betrachtungsweise und fordert von ihr die Abkehr von westlerischen Neigungen und das Hinwenden zu einer volkhaften und transzendenten Schau des madjarischen Schrifttums. Dies bedeutet auch das Lebendig-Werden der Wissenschaft. Sehr richtig und klug stellt K. fest: „Unsere Literaturwissenschaft wird dann das Leben in sich aufnehmen, wenn sie durch dieses offenbarungshaft werden kann, und sie wird dann zum organischen Teil des Lebens, wenn die transzendente Kraft, die Macht der Offenbarung (in volkhaft-nationalem Sinn!) aus ihr nicht verloren geht" (S. 16).

Die Literaturwissenschaft muß daher die madjarische Blickweise zur Methode nehmen, doch darf diese Methode nur an Hand der Tatsachen entwickelt werden. Apriori-Urteile können nicht für sich stehen. Am verläßlichsten scheint K. die Methode des literarischen Porträts. Ferner fordert er eine gründliche Bearbeitung der gesamten madjarischen Literaturgeschichte, und vermißt mit gutem Recht grundlegende Monografien einzelner Epochen, wie der Reformation, der nationalen Klassik, des ausgehenden 19. Jh.s Wir könnten noch das 17. und 18. Jh. hinfügen, die ebenfalls ziemlich vernachlässigte Epochen sind.

Vom Standpunkt der SOF. sind besonders die Ausführungen über die vergleichende Schrifttumskunde von hohem Belang. K. fordert hier eine weitgehende literarische Südost- und Ostforschung. Er betont die Notwendigkeit, das madjarische Schrifttum im Zusammenhang mit dem slowakischen, ukrainischen, polnischen, rumänischen, serbischen, kroatischen, ja russischen, türkischen, bulgarischen, arabischen Schrifttum zu betrachten, und hier Gemeinsamkeiten und Verbindungen festzulegen. Und so betont er am Schluß nochmals die Abkehr von einer bloß westlerischen Ästhetik, um das Madjarentum und seine Literatur endlich in einem realen Licht sehen zu können.

Wir können diese Ausführungen K.s nur wärmstens begrüßen. Auch unseres Erachtens ist das Problem aller madjarischen Geistesgeschichte ein Ost- und Südost-Problem. Selbst das aus dem Westen kommende wird hier im Karpatenraum östlich amalgamiert. Aus diesem Blickpunkt kann dann auch eine saubere Trennungslinie zwischen Eigenem und Fremdem gezogen werden. Den geistesgeschichtlichen Grenzstreitigkeiten kann so ein Ende bereitet werden. Dies bezwecken aber letztlich auch die SOF. Wir freuen uns also, daß in K. ein Bahnbrecher ebenfalls für diese Arbeit entstand, und erhoffen, daß seine Richtung, die schon zum Bekenntnis vieler wurde, auch für Ungarn fruchtbar sein wird. Auf diesem Weg können wir dann die Antwort auf die heißumstrittenen Fragen: Was ist der Madjare? Was ist seine Kultur? erhoffen.

Budapest. ANDREAS ANGYAL.

Szent-Iványi, Bela von: „Mathias Corvinus in der deutschen Literatur." Sonderdruck aus den Ungarischen Jahrbüchern, Bd. XX, H. 3, Walter de Gruyter & Co., Berlin, 20 S.

Szent-Iványi untersucht die Literatur — er beschränkt sich ausdrücklich auf die Werke, die nach modernen Begriffen zur Literatur zu rechnen sind — und kommt zu dem Ergebnis, daß es vor allem zwei Epochen sind, in denen sich die Dichter mit der Gestalt des großen Ungarnkönigs beschäftigten. Die erste ist der zeitgenössische Humanismus. In ihr besingt MICHAEL BEHEIM um 1466 den König. Die zweite Epoche ist die Romantik, die sich nach der Befreiung vom Türkenjoch mit den Ungarn und dabei auch mit MATTHIAS CORVINUS befassen. Der Anstoß dazu kam vor allem aus dem Wien JOSEPHS II., zu wirklich bedeutenden Dichtungen ist es aber nicht gekommen. Im vormärzlichen Wien gelangten einige kleinere Werke über den ungarischen Helden zur Aufführung. In der neuesten Zeit beschäftigt sich MICHAEL ZORN in seinem Roman „Magyaren", Berlin 1938, mit Matthias Corvinus.

Berlin. GRONEWEG.

Lobinger, Magda: Un précurseur de la littérature comparée: Nicolas Martin. Son styl „biedermeier". Ses inspirations allemandes et hongroises. „Études Françaises" des Französischen Instituts der Universität Szegedin, 17. Szegedin, 1937, 83 S.

Die Dissertation ist dem französischen Dichter NICOLAS MARTIN, einem in Bonn geborenen, deutschstämmigen Franzosen gewidmet, der durch seine deutschfreundliche Einstellung nicht nur Verständnis für das deutsche Geistesleben besaß, sondern wie keiner vor und nach ihm auch die deutsche Kultur richtig einschätzte und zum Vermittler zwischen den beiden Völkern wurde. Der Einfluß der Biedermeierzeit ist gut dargestellt, auch sonst zeichnet sich die Dissertation — allein schon durch die Wahl des Stoffes — durch Sachlichkeit und Klarheit aus. Man merkt ihr an, daß sie unter der Leitung von Prof. ZOLNAI entstanden ist. Die vergleichende Literaturgeschichte hat durch seine Werke und durch die vorliegende Dissertation eine weitere Bereicherung erfahren. Für die madjarische Literatur ist die Persönlichkeit des Dichters M. vom besonderen Interesse, stammt doch von ihm das Werk „Mariska, Légende madgyare".

Berlin. M. SCHWARTZ.

Sziklay, László: Sládkovič András (Andreas S.). Debrezin 1940, 26 S. (S.-A. aus Debreceni Szemle).

Wertvoller biographischer Abriß über S.s Leben und Wirken. Die ungarischen Einflüsse auf den Dichter werden eingehend behandelt. R.

Horváth, Miklós: Br. Kemény Zsigmond életszemlélete (Die Lebensanschauung Baron Sigismund von Keménys). Fünfkirchen 1939, Nr. 154 der „Specimina dissertationum Facultatis Philosophicae Regiae Hungaricae Universitatis Elisabethinae Quinqueecclesiensis", 40 S.

Die Dissertation entwirft in kurzen, manchmal leider zu kurzen Zügen ein Bild der Lebensanschauung der im vergangenen Jahrhundert so originellen Gestalt des Baron SIGISMUND VON KEMÉNY.

Eingangs wird auf die Umwelt und die Erziehung, also auf die fremden Einflüsse hingewiesen, denen Kémeny ausgesetzt war. Dieses Kapitel scheint etwas sehr dürftig behandelt worden zu sein, denn man gewinnt aus ihm keineswegs einen Eindruck, vor allem wird nicht das nötige Verständnis für die Gedankenwelt dieses Mannes geweckt, die nicht ohne Einfluß auf das geistige Madjarentum geblieben ist, so daß die weiteren Kapitel manche Lösung zulassen, die in den Rahmen der Arbeit nicht hineinpaßt.

Keménys Einstellung zur Wissenschaft, zur Literatur, zur Gesellschaft und zur Nation wird in weiteren Kapiteln behandelt. Leider wurden die Werke Keménys nicht voll ausgewertet, so daß die Arbeit an vielen Stellen fragmentarisch bleiben mußte. Das Fehlen biographischer und bibliographischer Daten ist ein weiterer Mangel dieser Arbeit.

Berlin. M. SCHWARTZ.

György, Lajos: Dr. Rajka László élete és tudományos munkaséga (Leben und wissenschaftliches Wirken von Dr. Ladislaus R.). Klausenburg, Erdélyi Múzeum-Egyesület 1939, 18 S., 1 Taf. (Erdélyi Tudományos Füzetek, 110).

Wertvoller biographischer Abriß des verdienten Literaturhistorikers (1894 bis 1938) mit Bibliographie.

Bonomi, Eugen: Die Verbreiter von Flugblattdrucken im Ofner Bergland. Das deutsche Volkslied, XLII (1940), 61—63.

Interessante Angaben über den Vertrieb geistlichen Schrifttums durch wandernde Händler, vorwiegend Arme, Krüppel oder gar Bettler. R.

Gál, István: A kalocsai piarista kollégium története (Geschichte des Kolotschaer Piaristenkollegiums), 1765—1860. Budapest 1938, 165 S. (Palaestra Calasanctiana, 20).

Der sehr schätzbare Beitrag zur Schulgeschichte Ungarns im 18. und 19. Jh. bietet einen guten Einblick in die Tätigkeit eines Piaristenkollegs. Eingehend behandelt werden die Verwaltung des Kollegs und seine Lehrkräfte (S. 34 ff.), Lehrstoff und Unterrichtsmethode (S. 59 ff.), die Schüler (S. 91 ff.) sowie die sonstige Tätigkeit der Piaristen in Kolotscha auf dem Gebiete des theologischen Unterrichts, der Seelsorge u. a. — Für die Geschichte des Deutschtums in Kolotscha — das bisher noch gar nicht beachtet worden war — ist es nicht unwesentlich, daß bis in die erste Hälfte des 19. Jh.s eigene deutsche Prediger vorhanden waren (vgl. S. 112). Für die Geltung der deutschen Sprachkultur ist es auch kennzeichnend, daß am Ausgang des 18. und zu Beginn des 19. Jh.s eine Anzahl deutscher Gelegenheitsschriften in Kolotscha gedruckt wurde (S. 140—144). F. V.

Valjavec, Fritz: Ungarn und die Frage des österreichischen Gesamtstaates zu Beginn des Jahres 1849. Historische Zeitschrift, Bd. 165 (1941), S. 81—98.

Der Verf. lenkt die Aufmerksamkeit auf Verhandlungsansätze und -möglichkeiten zwischen Ungarn und Österreich zu Beginn des Jahres 1849 unter besonderer Berücksichtigung der Verhandlungen des ungarischen Staatsmannes DIONYS VON PÁZMÁNDY d. J. mit dem Fürsten WINDISCHGRÄTZ. Eine Denkschrift Dionys von Pázmándys und KOLOMAN VON GHYCZYS über die Stellung Ungarns zum Gesamtstaat (vom 29. Januar 1849) an Windischgrätz wird zum Abdruck gebracht. Der Aufsatz weist darauf hin, daß die Möglichkeit zu einem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn in den ersten Monaten des Jahres 1849 gegeben gewesen ist und daß die Denkschrift, als deren Verf. Pázmándy festgestellt werden kann, Vorschläge macht, die in manchem Grundgedanken des späteren Ausgleiches vom Jahre 1867 vorwegnehmen. R.

Pfrenzinger, Alfons: Die mainfränkische Auswanderung nach Ungarn und den österreichischen Erbländern im 18. Jh. Schriftenreihe der Deutschen Forschungen in Ungarn, geleitet von Franz Basch. Wien 1941, 193 S.

Der neue Band der Schriftenreihe bringt eine Veröffentlichung von etwa 4000 Namen der Ausgewanderten, deren Wanderbewegung hauptsächlich im 2. Jahrzehnt des 18. Jh.s begann und in unterschiedlicher Stärke bis Ende des Jh.s anhielt. Neu an diesen Veröffentlichungen sind die Angaben über das Barvermögen der Auswanderer, die den Amts- und Kellereirechnungen der einzelnen Gemeinden in Franken entnommen sind. Infolgedessen sind Leute, die heimlich oder völlig mittellos davongingen, und es werden derer nicht wenige gewesen sein, nicht erwähnt. Jedoch lassen schon die vorhandenen Angaben interessante Rückschlüsse auf Ursache und Wirkung der Siedlungsbewegung sowie auf die Einstellung der Obrigkeiten zu ihr zu, die im übrigen vom Verf. in einleitenden Kapiteln zusammengefaßt werden. Eine Karte über Ausgang und Ziel der Reisen hätte den Wert des Buches noch erhöht.

Pearl, R.-Franklin, C.: Jewish and Christian Intermarriages in Budapest. Bull. of the History of Medicine VIII, 497—508, 1940.

Die an Einzelheiten außergewöhnlich reichen Angaben in den Statistischen Jahrbüchern der Stadt Budapest (Budapest Székesföváros Statisztikai és Közigazgatási Évkönyve) ermöglichen den Verfassern, Mischehen zwischen Juden und Christen in der ungarischen Hauptstadt zu studieren (Verf. sind sich darüber klar, daß mit diesem konfessionellen Unterschied im allgemeinen andere Unterschiede einhergehen, denn sie sprechen an anderer Stelle von „biological differences" und von „two clearly differentiated groups"). Sie fassen diese Mischehen als Modell für den Vorgang der allgemeinen Verwischung völkischer oder anderer Grenzen auf, der nach ihrer Auffassung zur Zeit mit besonderer Beschleunigung verläuft. Tatsächlich nehmen die Mischehen zwischen Juden und Nichtjuden in Budapest seit 1897 merkbar zu. In Prozent aller christlichen Eheschließungen ausgedrückt, sind sie im Jahre 1935 2,6mal so zahlreich wie 1897, in Prozent aller jüdischen Eheschließungen ausgedrückt, sind sie 3,02mal zahlreicher als im Jahre 1897. 1935 heirateten 30 unter 100 Budapester Juden eine „christliche" Frau. Gewisse Unterschiede im jüngsten Verlauf der Kurven erklären sich durch unterschiedliches Wachstum des christlichen und des jüdischen Anteils der Stadtbevölkerung. Letzterer nimmt seit 1920 ab (1920—1930: —5,2%; 1931—1395: —1,6%). Mit Recht betont PEARL, daß gerade dieser Vorgang noch der genaueren Analyse bedarf.

Darányi, J. v.: Die Blutgruppen in Ungarn, insbesondere die der führenden Volksschichten. Z. f. Immunitätsforschg. 99, 1940.

Am Hygienischen Institut der Universität Budapest wurde bei 5000 Studenten eine Blutgruppenbestimmung gemacht. Es zeigen sich deutliche landschaftliche bzw. herkunftsmäßige Unterschiede. Am meisten gemischt und dem Gesamtdurchschnitt deshalb am nächsten kommend erweist sich die Umgebung von Budapest. In den reinsten madjarischen Gebieten (ungarische Ebene) ergibt sich bei 851 Studenten 30,7% O, 42,6% A, 16,5% B, 10,2% AB. In Oberungarn, der Slowakei und dem Karpatenland ist der Anteil der Blutgruppe B wesentlich höher (bis 24,1% B bei Ruthenen aus dem Karpatenland). Dagegen zeigt die deutsche Volksgruppe in Ungarn und in Siebenbürgen den kleinsten Anteil an B (bei 346 Studenten mit deutschen Familiennamen 38,4% O, 41,3% A, 12,1% B, 8,1% AB). Als soziale Gruppe zeigen die Studenten gegenüber der Durchschnittsbevölkerung mehr A und in den an B-reichen Gebieten und Volksgruppen (s. o.) weniger B. Auch konfessionelle Unterschiede existieren insofern, als bei den Evangelischen, unter denen sich abstammungsmäßig viele Deutsche finden, B am kleinsten ist, während unter den Reformierten sich die „reinsten Madjaren" finden.

Darányi, J. von: Die geschichtliche Entwicklung des Gesundheitswesens. (Vortragsbericht von der Vers. der Frankfurter Medizinischen Gesellschaft 1, VII. 1941). Münch. Med. Wschr. 1941, S. 1051.

Hinweis auf die frühzeitige Gründung des Budapester Hygiene-Instituts, das als „erstes Gesundheitsinstitut der Welt" von FODOR, einem Schüler des deutschen Begründers der wissenschaftlichen Hygiene PETTENKOFER, noch vor der Gründung des Münchner Institutes (1878) eingerichtet wurde. Auch jetzt gehen von dem Budapester Institut entscheidende Anregungen in der Gesundheitsführung aus: die gründlichen „Gesundheitsuntersuchungen", denen sich jeder Hörer der Universität Budapest unterziehen muß (vgl. HARCOS-HESZ), haben in diesem Institut ihren Mittelpunkt.

Schlitt, A.: Das Sagethaler Stammbaumbuch aus den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Deutsche Forsch. in Ungarn VI, 92—98, 1941.

Pfarrer Winkler in Sagethal legte Stammbaumtafeln von 104 Pfarrkindern (davon 35 madjarischen Pfarrkindern aus der Nachbargemeinde Diosberény) an, wohl um sich einen Überblick über etwaige Hindernisse für katholische Eheschließungen zu verschaffen. Die Tafeln sind im Geschmack der Zeit als reich verzweigte Bäume ausgeführt, worauf auch die von Winkler gewählte Bezeichnung „Humano-Pomarium" („meschlicher Obstgarten") hinweist. Das Buch stellt heute eine wichtige sippenkundliche Quelle dar. Für sieben der ältesten Namensträger sind deren Herkunftsorte angegeben, unter denen Weyer, Tiefenbach, Steinbach, Elsoff, Hausen eng beieinander nördlich von Limburg an der Lahn liegen (Kartenskizze). Leider zeigen die Reproduktionen die Tafeln so klein, daß die Eintragungen nicht mehr lesbar sind.

Szörényi, R. von: Kindertuberkulose und Konstitution. Dtsch. Tuberkulose-Blatt 15, 257—264, 1941.

Verf. bedient sich eines von dem deutschen Tuberkulose-Facharzt K. KLARE entwickelten Verfahrens, um 1000 Budapester Schulkinder (450 Knaben, 550 Mädchen) im Alter von 6 bis 16 Jahren nach ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten, insbesondere gegen die Tuberkulose, einzustufen (asthenische, hypomesenchymale, normale, hypermesenchymale Konstitution). Erniedrigte Reaktionsfähigkeit — zu fortschreitenden, ja unheilbaren Formen der Tuberkulose neigend — zeigt sich bei 10,9% der Untersuchten. Da in die Bestimmung der Konstitution die Haar- und Augenfarbe einbezogen wird, so bahnt sich hier zugleich ein Beitrag zur Rassenpathologie an. Dagegen haben die weiter mitgeteilten ärztlichen Erfahrungen an 50 Patienten der Lungenfürsorgestelle II in Budapest ausschließlich fachärztliches Interesse.

Breslau. HANS GRIMM.

VII. Kroatien

Haller, Hermann (unter Mitarbiet von Karl Bischof): **Zur Entwicklung der deutschen Stadt Ruma im Rahmen des Syrmiendeutschtums** (mit 1 Textkarte, 1 Bildtafel, und 1 Faltkarte). In: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung. IV. Jg. 1940, Heft 2, S. 283—314.

Da der Titel leicht zu irrigen Auffassungen führen könnte, sei zu Beginn eine Klarstellung vorgenommen: Ruma wurde erst 1935 zur Stadt erklärt, weil es mit 15 000 Einwohnern die größte Gemeinde Syrmiens darstellt. Wie Verf. selbst betont, entspricht diese Einordnung als Stadt durchaus nicht dem sozialen und wirtschaftlichen Aufbau seiner Bevölkerung, der noch immer einem Marktflecken gleicht, obwohl sich einige bedeutendere Industrien in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben.

Nach einer Übersicht der allgemeinen und volklichen Entwicklung dieser zur Hälfte deutschen Gemeinde und einer Gegenüberstellung der Geburtenziffern bei Deutschen und Serben, die überraschend eine biologische Überlegenheit der ersteren durch bedeutend geringere Sterblichkeit zeigt, behandelt Verf. ausführlich die Topographie an Hand mehrerer Ortspläne. Besonders wertvoll ist eine farbige Karte, in die die völkische Zugehörigkeit der Hausbesitzer eingetragen ist. Sie läßt deutlich die weitgehende räumliche Trennung der einzelnen Volksgruppen erkennen:

Die Deutschen bewohnen am geschlossensten den Hauptteil Rumas, während die Serben mehrere getrennte Viertel bilden, die Kroaten aber ganz außerhalb auf dem „kroatischen Berg" wohnen. Ihr Wohngebiet ist stark von Serben und ärmeren Deutschen durchsetzt, die hier völkisch gefährdet sind. Im deutschen Ortskern ist Fremdvölkischen das Eindringen nur in der Hauptgasse in stärkerem Maße gelungen. Ebenso ist die allmähliche Ausdehnung vom alten Markt vorwiegend in einer Richtung und die zunehmende Regelmäßigkeit der Straßenführung deutlich herauszulesen. Mit Recht wendet sich Verf. auch hier gegen die häufig gebrauchte Bezeichnung der „Schachbrettanlage", die die verschiedene Wertigkeit von Längs- und Quergassen vernachlässigt, von denen letztere früher ja nicht bebaut waren.

Den Hauptteil bildet eine Untersuchung der wichtigsten Perioden der Siedlungs- und volksgeschichtlichen Entwicklung Rumas von der Türkenzeit an, die an Hand einiger Kartenausschnitte die serbische Siedlung, die Gründung des deutschen Marktfleckens unter dem Freiherrn PEJATSCHEWITSCH und den weiteren Ausbau noch zur Zeit MARIA THERESIAS als auch JOSEPH II., sowie im Laufe des vergangenen Jahrhunderts behandelt. Die Ansiedlung der josephinischen Zeit stellt eines der schwärzesten Kapitel privatherrschaftlicher Kolonisation dar, und ist am wenigsten rühmlich für die Herrschaft Pejatschewitsch, die Hunderte von deutschen Ansiedlerfamilien ihrem Schicksal überließ. Beigegeben sind: Auszüge der Kirchenbücher (Geburten- und Sterbeziffern), ein Freibrief aus dem Jahre 1749 sowie eine Namensliste derjenigen Einwanderer des Jahres 1786, die in Ruma geblieben sind.

Mit dieser Arbeit wird nicht nur die Ansiedlungsgeschichte des überwiegend deutschen Marktfleckens geklärt, bei der die vorjosephinische Zeit meist vernachlässigt wurde, und sein Siedlungsbild eingehend erläutert, sondern zugleich ein Beitrag zur Siedlungskunde gegeben, der über Syrmien hinaus in der Literatur der südostdeutschen Kolonisation Beachtung verdient.

Graz. WILHELM SATTLER.

Solovjev, Aleksandar: Bogišićev nacrt zakona za hercegovačke (Bogišić' Verfassungsentwurf für die herzegovinischen Aufständigen). Spomenik Srpske Kraljevske Akademije XCI, Zweite Reihe, 70, Belgrad 1939, S. 137 ff.

S. übergibt hier einen Entwurf zu einem Gesetzbuch für die Herzegowina der Öffentlichkeit, der von BALTAZAR BOGIŠIĆ, dem bedeutendsten Rechthistoriker der Südslawen stammt. BOGIŠIĆ war Anhänger des sog. „Volksrechtes" und sah im Volk den eigentlichen Schöpfer des Rechts, während dem Juristen nur die Aufgabe bleibe, diese Rechtsschöpfungen in ein System zu bringen. BOGIŠIĆ wirkte als Professor in Odessa und wurde von Rußland mit der Aufgabe betraut, ein montenegrinisches Gesetzbuch zu schaffen, was er auch im obigen Sinne zu lösen versuchte. Mit reger Anteilnahme verfolgte er nun auch den herzegowinischen Aufstand (1875), mit dessen Führern er Kontakt hielt. S. zeigt, daß der Entwurf auf Grund von Besprechungen mit den Anführern ausgearbeitet sein dürfte. So ist z. B., ihren Bedürfnissen entsprechend, das Kapitel über das Militärgericht besonders sorgfältig ausgearbeitet. BOGIŠIĆ hat den Entwurf aus Rücksicht gegen den montenegrinischen Hof geheimgehalten und nicht veröffentlicht. Fürst NIKOLAUS war nämlich den Führern des Aufstandes nicht gewogen und stellte sich gegen eine Autonomie, da er die ganze Herzegowina für sich haben wollte. BOGIŠIĆ wurde später montenegrinischer Minister.

Agram. FRANZ HILLE.

Marzell, H.: Heilkräuter in der deutschen und der südslawischen Volksmedizin. Sudhoffs Arch. f. Geschichte d. Med. u. d. Naturwiss. **34**, S. 133—136, 1941.

Als Festgabe für den Medizinhistoriker W. VON BRUNN veröffentlicht der Verf. die kleine Studie, zu der er das südslawische Material den 1894 erschienenen „Skizzen aus der Volksmedizin und dem medizinischen Aberglauben in Bosnien und der Herzegowina" von L. GLÜCK entnimmt. Bei den in der deutschen und südslawischen Volksmedizin gemeinsam verwendeten Heilkräutern handelt es sich teils um solche, die unabhängig bei Slawen und Germanen „altheimisch" waren, z. B. die Schafgarbe (Achillea Millefolium), teils um solche, deren Verwendung bei beiden auf antike Überlieferung zurückgeht (z. B. das Schellkraut, Chelidonium majus, auf

Dioskurides ?), endlich um wechselseitige Übernahme. So möchte MARZELL slawischen Einfluß auf die Erwähnung des Baldrians (Valeriana officinalis, südslaw. „odoljan") in deutschen Pestsagen als sicher annehmen.

Gauss, A.: Bei einer Heilkundigen in Wekerledorf. Dtsch. Forsch. i. Ungarn (IV. Jg. d. „Neuen Heimatbl."), S. 247—256, 1939.

Bei der Hebamme in Wekerledorf, die zugleich eine „Braucherin" ist, sammelte der Verf. teils nach Diktat, teils nach schriftlichen Aufzeichnungen 41 Hausmittel und 8 bzw. 9 Heilsegen. Beides läßt interessante Vergleiche mit dem aus Kleinkeer 1935 und aus Bukin 1938 vom Referenten veröffentlichten Material zu. Die Wekerledorfer Sammlung zeugt von einer recht guten Kenntnis der Heilkräuter. Der Beruf der „Braucherin" spiegelt sich in der bevorzugten Sammlung von Mitteln gegen Beschwerden im Bereiche des weiblichen Genitale. Auch wird ein „großer Mutertrang" (= Muttertrank) angeführt, der den Verdacht erweckt, zu Abtreibungszwecken gedient zu haben. Es handelt sich um Abkochungen von Gewürznelken, weißem Ingwer, Lorbeerblättern, Muskatblüte u. a. in Rotwein, „der Saft womöglich auf 3 bis 4 mahl getrunken, dan mus es abgehen". Unter der Geburt angewendet, wäre er allenfalls als Wehenmittel aufzufassen.

Gini, C.: Über die differenzierte Fruchtbarkeit und einige verwandte Fragen. Arch. f. Rass.- u. Gesellschaftsbiol. **35**, S. 177—208, 1941.

Methodische Erörterungen über eine möglichst exakte Festlegung der natürlichen Fruchtbarkeitsunterschiede verschiedener Bevölkerungsklassen. Gegen die meisten bisherigen Untersuchungen ist einzuwenden, daß diejenige Zeitspanne nicht in die Berechnungen einbezogen wird, während der nach der Geburt die Regel infolge des Stillens ausbleibt (Amenorrhoe). Verf. teilt unter den wenigen zur Verfügung stehenden Daten auch solche aus dem Südostraum mit. Es handelt sich um bisher unveröffentlichte Daten, die F. MIKIĆ von rachitischen Kindern aus dem Material der Kinderklinik der Universität Agram erhielt. Nach diesen Daten beträgt die Dauer der Stillzeit 13,5 Monate für die kroatischen Bauernkinder und 7,9 Monate für alle übrigen Kinder. Ob und wie weit die für rachitische Kinder festgestellten Stillzeiten für die Stillzeiten aller Kinder der entsprechenden Gesellschaftsklassen verbindlich sind, ist fraglich. Auf jeden Fall zeigt die Untersuchung erhebliche Unterschiede sowohl in soziologischer als in regionaler Beziehung auf. Die Zeitdauer der nachgeburtlichen Amenorrhoe variiert anscheinend im gleichen Sinne wie die mittlere Stillzeit. Diese Verschiedenheiten sind bei der Messung der Fruchtbarkeit der Frauen und bei den darauf aufgebauten bevölkerungsbiologischen Betrachtungen und besonders den Prognosen zu berücksichtigen.

Breslau. HANS GRIMM.

VIII. Serbien

Bauer, Helmut: Ein Vielvölkerstaat zerbricht. Werden und Vergehen Jugoslawiens. Leipzig-Berlin, Lühe-Verlag (1941). 129 S.

Die Arbeit ist eine kritische Darstellung des südslawischen Staates seit seiner Entstehung im Jahre 1918 unter besonderer Berücksichtigung der innenpolitischen Probleme (S. 40 ff.). sowie die Stellung des Staates innerhalb der europäischen Politik (S. 63 ff.). Der einleitende Abschnitt über „Wesen und Entstehung Jugoslawiens" (S. 7—39) ist, verglichen mit dem Umfang der übrigen Abschnitte zu ausführlich und in manchem nicht fehlerfrei. Bei der Darstellung des ersten serbischen Aufstandes beispielsweise wird behauptet, daß KARADJORDJE 1809 „Österreich in aller Form den Antrag" macht, Serbien der österreichischen Verwaltung zu unterstellen (S. 20), während in Wirklichkeit derartige Versuche Karadjordjes bis in die erste Zeit seiner Erhebung zurückreichen. Auch scheint es mir, daß der Verf. die Anlehnungsversuche an Frankreich überschätzt, während die schon damals stark hervortretende Zusammenarbeit mit Rußland nicht genügend gewürdigt wird (ebda). Als Ganzes ist das Buch eine sehr dankenswerte politische Darstellung des südslawischen Staates und seiner Probleme.

Protits, Ljubiša: Die Entwicklung der Industrie im serbischen Volk (1815—1839). Wien, Selbstverlag 1940, 79 S.

Vorliegende Arbeit, eine Wiener Dissertation, untersucht die Ansätze zur Industrialisierung im Fürstentum Serbien während der ersten Regierungszeit des Fürsten MILOSCH. An Hand der vorhandenen Literatur, vor allem jedoch Wiener und besonders Belgrader Archivalien, die gewissenhaft herangezogen wurden, zeichnet der Verf. ein Bild von der Verpflanzung bestimmter industrieller Formen nach Serbien. Die Untersuchung läßt deutlich erkennen, daß der überwiegend größte Teil dieser industriellen Ansätze innerhalb des genannten Zeitraumes zusammenhängen mit kulturellen Anregungen aus Mitteleuropa, in erster Linie mit deutschen Einflüssen aus der Habsburgischen Monarchie. Geographisch gesehen, dringen diese Anregungen nach Serbien vor allem über das Banat, die Batschka, Syrmien und Slawonien. Die Träger dieser Anregungen und Einflüsse sind in zahlreichen Fällen nicht Angehörige des deutschen Volkstums, wohl aber Mittler von Kultur und Lebensformen, die als deutsch angesprochen werden müssen bzw. zum überwiegenden Teil von Deutschland her bestimmt gewesen sind. Die sprachliche Gestaltung des Textes läßt stellenweise zu wünschen übrig und ist gelegentlich auch infolge einer nicht einwandfreien Beherrschung der deutschen Sprache sachlich unklar. Alles in allem jedoch handelt es sich bei der vorliegenden Studie um eine höchst gediegene und erfreuliche Untersuchung über einen wichtigen Abschnitt der deutsch-serbischen Beziehungen. F. V.

Schilling, Karl: Die Entstehung des jugoslawischen Staates. Dresden, M. Dittert & Co., 1939, 167 S.

Ein Problem, das uns jetzt nur noch gewissermaßen theoretisch interessiert, wird hier in seiner geschichtlichen Entwicklung untersucht. Schilling bringt im ersten Teil der Studie eine kurze, gut unterrichtende Übersicht über die politische Geschichte der drei südslawischen Stämme. Ferner gibt er eine Behandlung des Schrifttums zu der Frage. An Hand von Rechtsakten der serbischen Regierung sowie Vertretern der österreichisch-ungarischen sowie der montenegrinischen Südslawen und der Behandlung des Problems auf der Pariser Konferenz kommt er selbst am Ende zu dem Schluß, daß das frühere Jugoslawien mit dem alten Serbien völkerrechtlich identisch sei. Auf das gute Literaturverzeichnis sei besonders verwiesen.

Berlin. GRONEWEG.

Solovjev, Aleksandar: Nepoznat kandidat na srpski presto g. 1774 (Ein unbekannter Kandidat für den serbischen Thron im Jahre 1774). Spomenik Srpske Kraljevske Akademije, XCI, Zweite Reihe. Belgrad 1939, S. 117 ff.

S. veröffentlicht hier aus dem Archiv Bogišić in Cavtat die Abschriften dreier Dokumente in französischer Sprache aus dem Jahre 1774: erstens einen Brief des schlesischen Grafen WOLDEMAR VON SCHMETTAU an den französischen Außenminister VERGENNES, zweitens eine Ahnentafel und drittens ein umfangreiches Memoire des Grafen. Der Brief enthält die Anregung, Frankreich solle die Türkei dazu bewegen, ein serbisches Fürstentum zu errichten, was im Interesse sowohl Frankreichs wie auch der Türkei wäre, wie Schmettau ausführlich in seinem Memoire klarlegt. Auf Grund seiner Abstammung — der Graf leitet sie in seiner Ahnentafel von dem Zaren LAZAR, der am Amselfeld sein Leben ließ, ab — und seiner militärischen Fähigkeiten schlägt er sich selbst als geeigneten Kandidaten vor. S. geht im Vorwort näher auf die drei Dokumente ein und stellt den Grafen als einen typischen Vertreter der internationalen Aristokratie des 18. Jh.s hin, die überhaupt keinen Sinn für die Bedürfnisse der Völker hatte und nur dynastische Funktionen ausübte. „Der deutsche Graf wollte aus dem Fürstentum Serbien eine Säule der Pforte gegen jeden christlichen Angriff auf Rußland und die Türkei machen" (S. 122). Der Plan fand im übrigen in Paris keinen Anklang. Er wurde im Jahre 1875 von BOGIŠIĆ wieder ausgegraben und im selben Jahr im „Glas Crnogorca" erwähnt.

Radojčić, Nikola: Sveti Sava i avtokefalnost srpske i bugarske crkve (Der Heilige Sava und die Selbständigkeit der Serbischen und Bulgarischen Kirche). Glas Srpske Kraljevske Akademije, CLXXIX, Zweite Reihe, 91. Belgrad 1939, S. 177 ff.

Verf. verweist in dieser gründlichen Arbeit auf die Schwierigkeiten, die sich bei diesem Thema aus dem Mangel an Quellen auf der einen Seite und dem Reichtum an Hypothesen und Literatur auf der anderen Seite ergeben. „Die Frage der Selbständigkeit des serbischen Erzbistums kann nicht für sich allein gelöst werden, sondern im Rahmen des Problems von der Selbständigkeit in der orthodoxen Welt überhaupt, ferner im Zusammenhang mit der Frage von der Selbständigkeit der Kirchen auf der heutigen Balkanhalbinsel, und schließlich in Zusammenhang mit den damaligen politischen und kirchlichen Verhältnissen in Serbien und seiner Nachbarschaft" (S. 186). Der Verfasser unterstreicht vor allem die für den Osten charakteristische Tendenz der selbständigen Staaten, auch in kirchlicher Hinsicht selbständig zu werden. Er hält es für wahrscheinlich, daß mit der Gründung des serbischen Erzbistums (1219) gleichzeitig bereits auch die Selbständigkeit dieser Einrichtung gegeben war. Die Hypothese, daß der heilige Sava bei der Errichtung des bulgarischen Patriarchates (1235) eine Vermittlerrolle gespielt habe und daß dies der Zweck seiner Pilgerreise gewesen war, weist er als wissenschaftlich nicht fundiert ab.

Čorović, Vladimir: Uzajamne veze i uticaji kod starih slovenskih zapisa (Wechselbeziehungen und Einflüsse bei den alten slawischen Inschriften). Glas Srpske Kraljevske Akademije, CLXXVI, Zweite Reihe 90. Belgrad 1938, S. 99 ff.

Verf., der vor einigen Jahren eine Arbeit über die Einflüsse und Beziehungen zwischen den alten griechischen Inschriften und Eintragungen und den serbischen veröffentlicht hat, bezieht in diesen Aufsatz auch kirchenslawisch-rumänische Literatur ein und zeigt an Hand von immer wiederkehrenden Stilelementen und Wendungen die enge Verflechtung der Literaturen, die im Bannkreis des byzantinischen Schrifttums entstanden sind.

Agram. FRANZ HILLE.

N. N.: Die Bevölkerung des ehemaligen Jugoslawien. Arch. f. Bevölkerungswissensch. XI, S. 206—208, 1941.

Kurzer zahlenmäßiger Überblick, aus dem hervorzuheben ist das starke Überwiegen der jüngeren Altersschichten im Bevölkerungsaufbau (die 0- bis 15jährigen machen ein Drittel der Bevölkerung aus). Der natürliche Bevölkerungszuwachs betrug im Jahre 1939 11,0 aufs Tausend der Bevölkerung. Dagegen zeigte die Großstadt Belgrad selbst einen erheblichen Geburtenrückgang (1937: 12,9 Geburten a. T., Berlin 14,3 Geburten a. T.!).

Schneider P., und Ganss, O.: Über endemisches Kropfvorkommen in serbischen Gebirgsdörfern. Z. f. Hygiene 123, S. 302—315, 1941.

Die Verf. — ein Hygieniker und ein Geologe — bereisten im Jahre 1939 die Gebirgsgegend der Zlatar Planina, die ihnen zum Studium des endemischen Kropfes besonders geeignet erschien (reich gegliederte Landschaft und Verteilung der Bevölkerung auf zwei Konfessionen — pravoslaw. Serben und Muselmanen —, d. h. auf zwei Heiratskreise). Als Kropfgebiete stellten sich heraus: Prijepolje am Lim, Hisardžik („ein altes Kropfnest"), das Kosaticatal und Nova Varos im Bistritzatal, während das hochgelegene Dorf Karaule, der weite Kessel von Milošev Dol und die Hochebene der Zlatar Planina frei von Kropfträgern waren. Es handelt sich bei den Kropfgebieten um Ortschaften an Steilhängen oder zwischen eng aneinanderliegenden Talwänden in jungen Faltengebirgen, deren normale Schichtung durch Faltung oder Quetschung gestört ist (1 Kartenskizze, 3 geologische Profile). Die Verf. glauben, daß hier Strahlungen wirksam werden, die einen Kropf erzeugen, während auf den Hochflächen und in flachen Mulden (Milošev Dol) solche Faktoren nicht zur Wirksamkeit gelangen. Daß auch endogene Einflüsse mitspielen, ergibt sich aus dem jeweils häufigeren Auftreten des Kropfes bei den Muselmanen (hier konnten nur die Männer untersucht werden). Die serbische Volksheilkunde versucht gegen den Kropf eine Farnkrautart, die von reisenden Kräuterhändlern verkauft wird und getrocknet und geraucht werden soll.

Breslau. HANS GRIMM.

IX. Rumänien

Revista Istorică (Historische Zeitschrift) geleitet von **N. Iorga**, herausgegeben vom „Institut für Universal-Geschichte" in Bukarest, 24. Bd., 1938, 384 S.; 25. Bd., 1939, 392 S. und 26. Bd., 1940, 312 S.

Der 24. Bd. wird mit einem packenden Vortrag IORGAS über Ludwig XIV. eröffnet, worin er die Persönlichkeit des großen französischen Herrschers besonders nach dessen eigenen Aufzeichnungen erfaßt (S. 1—14). In einem zweiten, „Das rumänische Volk und das Meer" betitelten Vortrag weist IORGA auf Grund geschichtlicher und sprachlicher Betrachtungen das Vertrautsein des rumänischen Volkes mit dem Meere nach (S. 97—113). Im selben Bande (S. 193—196) begründet IORGA vom neuen seine Ansicht über die ausschlaggebende Teilnahme des gelehrten hohen Würdenträgers Constantin Cantacuzino an der großen rumänischen Bibelübersetzung vom Jahre 1688. Einen interessanten Beitrag liefert (S. 196—203) A. SACERDOŢEANU zur Erklärung der in Urkunden und Geschichtsquellen seit dem 12. Jh. des öfteren genannten „Brodnici", die einfach als Furtleute, welche in verschiedenen Ländern und bei verschiedenen Völkern so benannt vorkommen, ansprechend gedeutet werden. Sacerdoţeanu geht von einer Studie G. POPA-LISSEANUS aus, der in dem Namen eine ethnische Bedeutung annehmen möchte, doch hat Sacerdoţeanu die Gründe, worauf sich sein Gegner stützt, nicht alle entkräftet (siehe auch G. POPA-LISSEANU in Revista Istorică Română, VIII, 1938, S. 243—245). Sehr wichtig ist auch LUISE NETOLICZKA: *„Die Volkstracht im Burzenlande vom wissenschaftlichen Standpunkte" (S. 333—340), wenn es auch nur ein allgemeiner Überblick über eine zusammenfassendere größere Arbeit sein soll. Ein beachtenswerter Beitrag auf Grund neuer zeitgenössischer diplomatischer Berichte zu einer besseren Erläuterung der türkenfreundlichen Politik Frankreichs ist AL. GRIGOROVICI: *„Die orientalische Krise im Jahre 1783 und die französische Politik" (S. 293—321). Von den anderen in diesem Bande erschienenen Aufsätzen mögen noch erwähnt werden: V. PAPAHAGI: *„Wie ist das Bewußtsein lateinischer Abstammung bei den Mazedorumänen entstanden?" (S. 43—49), worin überzeugend darauf hingewiesen wird, daß es durch den Einfluß der italienischen Kultur geschehen ist. DERSELBE deckt (S. 223—231) genauere Nachrichten über den Wiener Arzt, den Mazedorumänen Johann Nikolide von Pindo (1737—1828) auf. AL. CIORĂNESCU lenkt (S. 113—118) die Aufmerksamkeit auf eine zeitgenössische französische Flugschrift über die polnisch-moldauische Schlacht von Obertyn im Jahre 1531. T. HOLBAN veröffentlicht zum ersten Male zwei aufschlußreiche zeitgenössische Urkunden über die rumänische Teilnahme an der türkisch-polnischen Schlacht bei Hotin im Jahre 1672 und bei Wien im Jahre 1683. E. I. GĂVĂNESCU bringt unbekannte Einzelheiten über den rumänischen Bauernaufstand gegen die ungarische Unterdrückung im Jahre 1784 vor (S. 133—138 und 253—258). Und schließlich C. I. KARADJA: *„Immer noch über die von der rumänischen Regierung im Jahre 1937 abgelöste Fahne des Woewoden Istrate Dabija" (S. 119—122) weist noch einmal überzeugend nach, daß diese Fahne, die sich bis 1937 im Dresdener Zeughaus befand, vom Herzog August von Holstein in der Schlacht von Lewentz im Jahre 1664 erbeutet wurde und dem im türkischen Gefolge befindlichen Woewoden Istrate Dabija gehört hat und nicht dem Woewoden Şerban Cantacuzino, wie andere annehmen wollen. Erwähnenswert sind auch manche Lückenbüßer, wie z. B. N. IORGA: *„Der Krimkrieg und ein vergessener englischer Augenzeuge (Lord Malmesbury)" (S. 238—241); *„Die Politik des Grafen Beust den Rumänen gegenüber" (S. 250—253); D. BERCIU: *„Über den illyrischen Ursprung der Bandkeramik" (S. 203—207); S. G. BERECHET beschreibt bislang zu wenig bekannte Drucke, und zwar eine Sammlung von religiösen Holzschnitten, erschienen im Jahre 1821, wichtig für die Geschichte dieser Kunstart bei den Rumänen; sodann eine unbekannte Ausgabe der äsopischen Fabeln in rumänischer Übersetzung, erschienen in Sibiu (Hermannstadt) im Jahre 1802 und ein unbekanntes rumänisches Fibelbuch, erschienen in Braşov (Kronstadt) 1811.

Auch der nächste 25. Bd. (1939) wird mit einem Vortrag IORGAS über die gegenwärtige Geschichtsauffassung eröffnet, worin er seine geschichts-philosophischen Theorien begründend auseinandersetzt, wonach er die Geschichte nicht so sehr als Geschichte von Ereignissen und Taten, als vielmehr als Darstellung vom Leben der Menschheit in ihrer Masse wie in ihren einzelnen genialen Vertretern betrachtet (S. 1—13). Es folgen hierauf vom gleichen Verfasser Vorträge über die Marmarosch-

gegend (S. 49—56), von wo nach Abschüttelung des ungarischen Jochs die Begründer des moldauischen Fürstentums mit ihren Soldatenscharen um die Mitte des 14. Jh.s ausgezogen sind, eine Tatsache, welche eine seit längerer Zeit starke und zahlreiche rumänische Bevölkerung in jener Gegend voraussetzt; sodann über das Eingreifen Michaels des Tapferen in das geschichtliche Dasein Siebenbürgens (S. 61—114), worin die geschichtlichen Gründe verfolgt und vertieft werden, welche zu der Eroberung Siebenbürgens durch den rumänischen Woewoden Michael den Tapferen im Jahre 1600 geführt haben, hierauf ein *„Neue Ansichten über die Sekler" (S. 134 bis 141) betitelter Vortrag, in welchem IORGA seine Ansicht begründet, daß die Sekler eine uralte Bevölkerung türkischer Abstammung sei, die sich politisch selbständig in Symbiose mit den Rumänen organisiert habe. Mit dem Volk der Sekler habe das rumänische Volk gemeinschaftlich gelebt, mit den Ungarn dagegen wären die Rumänen nur Nachbarn; und schließlich ein Vortrag über das *„Rumänentum in der Umgebung von Kronstadt" (S. 358—367). Von den kleineren Beiträgen IORGAS in diesem Bande seien noch erwähnt: *„Ein deutscher Augenzeuge aus der Zeit der Wiedergeburt Rumäniens" (S. 141—146), worin die Rede von einem ehemaligen Pastor und Professor am Hl. Sava-Gymnasium in Bukarest aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist; sodann: *„Der Brief Totlebens über die Einnahme Plevnas" (S. 148—155). Der Fall dieser türkischen Festung war das wichtigste Ereignis des russisch-rumänisch-türkischen Krieges aus dem Jahre 1878. Es werden zwei Redaktionen eines diesbezüglichen Briefes Totlebens verglichen. Hierauf *„Paul Lindau in Rumänien" (S. 245—249), betrifft Lindaus Schrift: Aus dem Orient: Flüchtige Aufzeichnungen. Schließlich *„Eine Irrlehre" (S. 289—292), ist eine Erwiderung auf eine vor der Athener Akademie der Wissenschaften von ihrem Präsidenten Keramopulos vorgetragene Mitteilung, wonach die heutigen Mazedorumänen rumänisierte Griechen (wlachophone Hellenen) seien.

Ein sehr wichtiger Aufsatz ist von STEFAN MANCIULEA: *„Westgrenze des Rumänentums im gewesenen Ungarn" (S. 66—77, 157—170 u. 249—259). Da England im Jahre 1920 den mit Rumänien im Jahre 1916 abgeschlossenen Vertrag, auf Grund dessen Rumänien in den Krieg eingetreten war, nicht mehr beachtete, blieben in Ungarn noch 50.000—60.000 Rumänen. Der Verf. verfolgt die Geschichte, die Ausbreitung und das Schicksal dieser der durch alle Staatsmittel beförderten Madjarisierung ausgesetzten rumänischen Volksmasse. Beachtenswert sind die Aufsätze C. GÖLLNERS, und zwar *„Die Identität und das Wirken Salis" (S. 44—49), worin ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis des Horia-Aufstandes vom Jahre 1784 geliefert wird; sodann *„Gereimte Flugschriften über die Kriegsexpedition Michaels des Tapferen südlich der Donau im Herbste des Jahres 1598" (S. 217—221). Die kühnen Kriegsunternehmungen des tapferen rumänischen Woewoden gegen die Türken fanden einen Widerhall auch in den zeitgenössischen deutschen sogenannten Zeitungen, die nichts anderes als in Prosa und in Reimen verfaßte Flugschriften über die wichtigsten Ereignisse des Tages waren. Den Ruhm Michaels des Tapferen (1593 bis 1601) in dem zeitgenössischen deutschen Schrifttum verfolgt auch C. GÖLLNER: *„Der Ruhm Michaels des Tapferen in Deutschland" (S. 333—344). Einen urkundlichen Wert hat C. MIHĂILESCU: „3. August 1919: Rumänischer Einzug in Budapest" (S. 208—214), weil die Erzählung von einem Augenzeugen herrührt, wobei auch die diesbezüglichen Teile aus dem Tagebuche des 7. Kavallerie-Regimentes Cuza Vodă, dessen Soldaten als die ersten Budapest besetzt haben, veröffentlicht werden. Nennenswert sind auch V. MIHORDEA: *„Beiträge zur Lebensgeschichte J. L. Carras" (S. 229—242), welcher im Jahre 1777 eine „Histoire de la Moldavie et de la Valachie" schrieb; H. OPRIŞAN: *„Eine polnische Quelle über die Schlacht bei Tzutzora" (S. 242—245) und Z. MACOVEI: *„Ein Reisender vor hundert Jahren", worin über „J. B. MOROT: Journal de voyage de Paris à Jérusalem 1839/40" die Rede ist.

Der letzte 26. Band (1940) ist ein Torso geblieben infolge des tragischen Todes IORGAS, dem man ganz unverständlicher- und unbegründeterweise auch ein Verschulden an den Schicksalsschlägen des rumänischen Volkes im Jahre 1940 zugeschrieben hat, und der deswegen in der Nacht vom 27. zum 28. November 1940 von Fanatikern ermordet wurde. Von den in diesem Bande erschienenen Studien mögen hervorgehoben werden: N. IORGA: *„Neue Nachrichten bezüglich der griechischen Bewegung vom Jahre 1821" (S. 52—59), *„Ein Buch Mahar-Pascha" (S. 251—254) und *„Zwei Zeugenschaften über die Siebenbürger- und Banater-Rumänen aus der Mitte des

vorigen Jahrhunderts" (S. 260—277). Im ersten Aufsatze werden Nachrichten aus der zeitgenössischen, in Wien erscheinenden griechischen Zeitschrift „Logios Hermes" geschöpft, im zweiten wird gezeigt, daß Mahar-Pascha, der holländischen Ursprungs war und in türkischen Diensten stand, im Jahre 1877 die Rumänen von der Seite Rußlands auf die Seite der Türkei herüberzubringen versuchte, und im dritten werden besonders die Äußerungen über die Rumänen aus „La Hongrie ancienne et moderne etc. sous la direction J. Boldenyi" unterstrichen, die sich der heutigen diesbezüglichen madjarischen Literatur gegenüber durch Unparteilichkeit auszeichnen. Sodann: C. I. KARADJA: *„Über die Ikonographie rumänischer Herrscher aus dem 17. Jahrhundert" (S. 59—63). Es wird mit Recht so manches phantastische Bild ausgeschieden. — Oberst C. ZAGORITZ: *„Die Kämpfe Michaels des Tapferen mit den Polen im Herbste des Jahres 1600" (S. 112—133) mit drei Kartenskizzen. — V. PAPAHAGI: *„William Leake und die Mazedorumänen" (S. 228—238). Gewesener Offizier im türkischen Heere in den Jahren 1799—1813 und Liebhaber der Archäologie, hat Leake sämtliche damalige Provinzen des türkischen Reiches bereist und uns bemerkenswerte Nachrichten über den römischen Ursprung, über die Geschichte und die wirtschaftliche Lage der Mazedorumänen in seinen Schriften hinterlassen. — G. BEZVECONI: *„Die Donaufürstentümer im Jahre 1866" (S. 244—251), worin eine zwischen dem russischen Schriftsteller P. Danilewskij und dem rumänischen Staatsmann Nic. Golescu stattgefundene Unterredung wiedergegeben wird. — C. GÖLLNER: *„Die Rumänen in den Schriften Johannes Dantiscus'" (S. 254—260). Es werden die in den Schriften des gewesenen Humanisten und Bischofs von Kulm Dantiscus aus den Jahren 1515 und 1531 vorkommenden Nachrichten über die Rumänen herausgezogen und in zeitlichen Zusammenhang gebracht. — Und schließlich D. FORTUNĂ: *„Die Chronik des Pfarrers Athanasius aus Botoşani" (S. 277—281) worin eine in einer um 1800 entstandenen Handschrift erhaltene Universalgeschichte der Gattung Chronographe (volkstümliche Weltgeschichten) beschrieben und gewürdigt wird.

Als ein besonders wichtiges Kennzeichen der vor IORGA geleiteten Historischen Zeitschrift darf hervorgehoben werden, daß sie einen überaus großen Raum den Urkundensammlungen, Besprechungen, kleinen Mitteilungen, bibliographischen und sonstigen Notizen gewährt hat. So manche Besprechung (und die meisten rühren von Iorga her) erweitert sich zu einer wahren und wichtigen Studie mit neuen Beiträgen und Ergebnissen. Und die kleinen Mitteilungen sowie die bibliographischen und sonstigen Notizen, die alle kritisch gehalten sind, machen aus den 26 Bänden dieser Zeitschrift Iorgas eine unerschöpfliche Fundgrube wertvoller, seltener und des öftern schwer erreichbarer geschichtlicher, literarhistorischer und philologischer Kenntnisse. Daher wäre es sehr zu wünschen, wenn die neue Leitung des Instituts für Universalgeschichte in Bukarest, — welche in die tüchtigen Hände GEORG BRĂTIANUS, des Nachfolgers auch auf der Lehrkanzel Iorgas, gelegt worden ist — die Abfassung eines genauen Namen-, Sachen- und Wortregisters zu allen 26 Bänden veranlassen würde. Das gleiche wäre aus denselben Gründen auch für die von IORGA geleitete „Revue Historique du Sud-Est Europeen" sehr zu wünschen, denn die noch zu Iorgas Lebenszeit herausgegebene alphabetische Zusammenstellung der Studien- und Artikeltitel macht ein solches Register keineswegs überflüssig.

Am Schlusse sei noch der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß dem „Institut für Universalgeschichte" das weitere Erscheinen der von IORGA gegründeten „Revista Istorică" gelinge.

Anuarul „Institutului de Istorie Naţională" (Jahrbuch des Instituts f. nationale Geschichte). Hrsg. von ALEX. LĂPĔDATU und IOAN LUPAŞ, BdVII (1936, bis 1938), XI + 935 S.

Das Institut für die Erforschung der rumänischen Geschichte an der Universität „König Ferdinand I." in Klausenburg hat den VII. Band seiner für die rumänische siebenbürgische Geschichte hochwichtigen Jahresberichte herausgegeben. Der überaus reichhaltige Inhalt dieses Bandes zerfällt in Studien (S. 1—581), Miszellen (S. 582—711), Besprechungen (S. 712—830), Zeitschriftenschau (S. 831 bis 858) und Nachrufe (S. 859—873). Die Studien verdienen alle hervorgehoben zu werden. I. LUPAŞ begründet und vertieft in seiner Studie *„Geschichtliche Tatsachen im

Fürstentum Siebenbürgen" (S. 1—85), gegenüber der These, daß das Fürstentum Siebenbürgen nichts anderes als etwa ein Nachfolger des durch die Türkengewalt zusammengebrochenen ungarischen Königreichs gewesen sei, welcher die ungarische nationale Staatsidee für die Zukunft erretten sollte, die andere Auffassung, daß das Fürstentum Siebenbürgen eine seit alters her bestehende Sonderstellung besaß, eine sehr alte traditionelle Grundlage hatte und sich unter dem türkischen Schutze sowie in steter Feindschaft mit Ungarn im 16.—17. Jh. entwickelte. I. MOGA schreibt über *„Die Wirtschaftspolitik Österreichs und der siebenbürgische Handel im 18. Jh." (S. 86—165). Wien betrieb die Gründung einer Großindustrie und eine Expansion des österreichischen Handels nach dem Orient (Türkei). Diese Bestrebungen stießen oft mit den lokalen wirtschaftlichen und Handelsinteressen sowohl der rumänischen und der sächsischen Kaufleute sowie Handwerker als auch mit der landesüblichen Hausindustrie zusammen. Diese Zusammenstöße werden eindrucksvoll beleuchtet. D. PRODAN schildert *„Horias Aufstand in den Komitaten Klausenburg und Turda" (S. 223—411). Er bietet uns zuerst eine kurze, sehr nützliche kritische Zusammenfassung der bisherigen madjarischen, deutschen und rumänischen Untersuchungen über den siebenbürgischen Bauernaufstand vom Jahre 1784 in seiner ganzen Ausdehnung und verfolgt sodann ausführlichst und in anschaulicher Weise den Aufstand in den beiden Komitaten auf Grund neuer aus den lokalen Archiven geschöpfter Dokumente, von denen im Anhang eine Auswahl geboten wird. AUREL DECEI: *„Die Rumänen im 9.—13. Jh. im Lichte der armenischen Quellen" (S. 412—581) ist eine auf breiter Grundlage weit ausholende stark fundierte Studie, welche sehr beherzigenswert ist. Daher ist es sowohl für diese Studie als auch für alle anderen sehr zu bedauern, daß sie das so nützliche Beispiel anderer ähnlicher Publikationen nicht befolgt und Auszüge in einer allgemeiner zugänglichen Sprache bietet, um auf diese Weise breiteren wissenschaftlichen Kreisen bekannter zu werden.

Aus dem Miszellenteil erwähne ich I. MOGA: *„Griechische Kaufleute als aufständische Agenten bei uns (d. h. in den rumänischen Fürstentümern) als auch im Abendlande" (S. 640—656). Es handelt sich um die Vorläufer des griechischen Freiheitskampfes, welche schon zu Ende des 18. Jh.s tätig zu werden begannen. Von den zahlreichen Besprechungen mögen erwähnt sein die über HERBERT SCHÖNBAUM: Der politische und kirchliche Aufbau Siebenbürgens bis zum Tatareneinfall; DERS.: Der politische und kirchliche Aufbau Siebenbürgens bis zum Ende des Arpadenreiches (S. 726/27); C. E. MÜLLER: Die mittelalterlichen Verfassungs- und Rechtseinrichtungen der Rumänen des ehemaligen Ungarns (S. 727/28); IMRE RÉVÉSZ: A reformácio az erdélyi oláhok között (S. 728/29); AL. DOBOŞI: *Quinquagesima ovium, ein Kapitel der rumänischen Wirtschaftsgeschichte Siebenbürgens (S. 739—749); FR. MÜLLER-LANGENTHAL: Die geschichtlichen Rechtsgrundlagen der „Sächsischen Nationsuniversität" in Siebenbürgen und ihres Vermögens (S. 742/43) und ŞT. MANCUILEA: *Die Westgrenze (S. 810/11). Ein sehr nützliches unentbehrliches ausführliches Namenverzeichnis schließt den imponierenden Band ab.

Bukarest. VASILE GRECU.

Berciu, D.: Arheologia preistorică a Olteniei (Die vorgeschichtliche Archäologie Olteniens). Craiova: Ramuri 1939. 249 S., 299 Abb.

Das vorgeschichtliche rumänische Schrifttum ist um eine wertvolle Monographie bereichert worden. Die Arbeit von B. verwendet die Ergebnisse von Grabungen und Untersuchungen im Gelände und verarbeitet die zahlreichen Museumsfunde zu einer zusammenfassenden Übersicht über den Materialbestand der vorgeschichtlichen Altertümer in Oltenien. Sie gibt dem Sprachgebrauch von ANDRIESESCU folgend die „vorgeschichtliche Archäologie" der kleinen Walachei, während die vorgeschichtlichen Beziehungen und Zusammenhänge, die eigentliche „Vorgeschichte" des Gebietes, in einer gesonderten Abhandlung erörtert werden sollen. Im Mesolithikum besitzt Oltenien die ersten aus Rumänien bekannten mikrolithischen Kulturen, mit Beziehungen zu Chwalibogowice-Swidrien und interessante Wandzeichnungen. Die Sălcuţa-Kultur überlagert die ältesten jungsteinzeitlichen Schichten der Vinča-Turdaş-Bandkeramik. Auf sie folgt der „nordische" Kreis von Coţofeni und die schon bronzezeitliche Glina-III-Kultur. Bemerkenswert ist

die Chronologie B.s, der den Beginn der Bronzezeit in Dazien bis 1650 v. Chr. herabdrückt. Hallstatt setzt nach 800 ein und dauert bis 350 v. Chr. Die Latènezeit schließlich endet 50 n. Chr. Die Veröffentlichung der bronzezeitlichen westoltenischen Urnenfelder machen ein wertvolles Bindeglied zwischen der Werschetz-Vattina- und der Bukarester Kultur bekannt. Aufschlußreich sind auch die eisenzeitlichen Friedhöfe mit ihren kennzeichnenden Beigaben. Bei der frühgeschichtlichen Zeit wird u. a. der erste bisher in Rumänien entdeckte slawische Grabfund mitgeteilt. Die Untersuchung erfaßt eine Fülle unbekannten Materials und ist für jeden, der über rumänische Vorgeschichte arbeitet, unentbehrlich. Das Verständnis der knappen und flüssigen Ausführungen erleichtern etwa 300 Abbildungen und Verbreitungskarten.

Hermannstadt. K. HOREDT.

Capidan, Th.: Die Macedo-Rumänen. Bukarest, Die Dacia-Bücher 1941. 150 S., 2 Karten, 9 Tafeln.

Der hervorragende Kenner des Mazedorumänentums bietet im vorliegenden Buch eine dankenswerte, gut fundierte Darstellung über Geschichte und Verbreitung des Mazedorumänischen Elementes. Aber auch die Sprache, ihr Wirtschaftsleben sowie die volkskundlichen Elemente werden in eigenen Abschnitten eingehend gewürdigt. Besonders dankenswert ist schließlich noch der Abschnitt über den Kulturstand der Mazedorumänen (S. 119 ff.) sowie der Ausblick auf „Die gegenwärtige Lage" (S. 141 ff.), der durch die politische Veränderung des Südostens im Jahre 1941 jetzt freilich schon wieder überholt ist. F. V.

Scriban, August: Dicţionarul limbii romîneşti (Wörterbuch der rumänischen Sprache), Jaşi 1939, 8⁰, 1447 S.

Es ist das erste moderne vollständige rumänische von einem Rumänen verfaßte Wörterbuch. Es umfaßt 1447 Seiten doppelspaltigen Kleindruck.

Der Verf. verzeichnet sowohl das volkstümliche Wortgut als auch die Fremdwörter. Der außergewöhnliche Reichtum der aufgenommenen Wörter, deren richtige Anwendung und etymologische Fundierung gestalten dieses Wörterbuch auch für die fremdsprachigen Leser zu einem sehr wertvollen Sprachführer.

Iorga, U. (Hrsg.): ‚Le Voyageur français' al abatului Delaporte în traducere moldovenească (1785), Bucureşti 1940, 8⁰, 196 S. (Academiea Romînă, Studii şi Cercetări, Nr. 42).

Die Veröffentlichung umfaßt den I. Band der Übersetzung auf Grund einer Handschrift, die sich im Besitz des Herausgebers befindet.

Die vollständige handschriftliche Übersetzung in drei Bänden, die sich im Besitz der Jassyer Universitätsbibliothek befindet, kennt I. nicht.

Bei einem Vergleich des I.'schen Abdruckes mit dem Jassyer Manuskript konnten wir feststellen, daß die dem Abdruck zugrunde liegende Handschrift eine von dem Jassyer Manuskript stark abweichende Abschrift darstellt. Dies läßt sich an Hand weniger Beispiele mit Leichtigkeit erkennen (wir unterstreichen die Abweichungen).

Wir beginnen hierbei mit dem Titel:

Iaşi	Iorga
A toată lumea călătorie sau înştiinţare de lumea noao şi cea veche, adecă Istoriia de toate pămănturile ce sînt până acum ştiute la patru părţi ale lumii. Dată în limba franţuzască de abat de la Port. S-au tălmăcit pe limba rosască în Sanct Petru Burg la leat 1780 şi s-au scos pe limba ... la leat 1785. Tomul intîiu.	A toată lumea călătorie sau înstiinţare de lume ce vechi şi ce noî, adică Istorie de toate pămănturile ce sănt până acum ştiute la 4 părţi ale lumii. Dotă în limba franţazască de abat Delaport. S-au tălmăcit pe limba rusască în Sanct Petrezburg la let 1780. S-au scos pe limba româniarcă la let 1785.

Im Jassyer Text folgt hierauf Cuprinderea istoriei (der Inhalt des Buches) und ferner Pămănturile ce să cuprind în tomul întăiu (die Übersicht der im

ersten Bande beschriebenen Länder); der J.'sche Text zeigt hierbei eine Umstellung dieser zwei Abschnitte sowie starke Änderungen:

Iaşi	Iorga
Pământurile ce să cuprind în tomul întăiu.	Pământurile ce să cuprinde în tomul cel dintăiu.
	Numire
1. Ostrovul Chiprului	1. Ostrovul Chiprului 26
2. Siriia	2. Siriia 35
3. Eghiptul	3. Eghipetul 59
4. Varvariia sau înpărăţiile Varvariei	4. Varvariia sau înpărăţie varvari şi alte crăii 94
5. Gréchiia cu ostroavile ei	5. Grechiia cu ostroavile ei 122

Iaşi	Iorga
Cuprinderea istoriei	Cuprindere istorii
A freştecăriia părţi de loc arătare pe scurt: de starea pământului, oraşile, apile, munţii, stăpînirile, pravilele, puterea oştilor, orănduelile, învăţăturile, epistimiile, meşteşugurile, neguţitoriile, portul hainilor, politevsii, vesăliile noroadelor, traiul din casă, răsăditurile, copacii, hiarăle si gadinile, peştii, vechimea lăcuinţii, schimbările, zidirile cele maideosăbite şi toate alte lucruri vechi şi noaî ce sănt vrednice de pomenit.	A fieştecăriia părţi de loc arătare pe scurt: destare pământului, oraşile, apile, munţii, stăpănirile, pravilele, putere oştilor, fire, obiceiurile, orănduelile, învăţăturile, epistimes, meşterşugurile, neguţitoriile, portul hainilor, politefsala, vesăliile noroadelor, train din casă, răsăditurile, copacii, hiarăle şi gadinile, peştii, vechime lăcuinţii, schimbările, zidirile cele mai deosăbite şi toate alte lucruri vechi şi noî ce sănt vreduice de pomenit.

Es folgt Pricina călătoriei (die Ursache der Reise).

Iaşi	Iorga
Pricína călătoriei	Pricina călătorii
Eu m-am născut in Marsiliia şi, fiindcă din copilăriia mea invăţasăm limbile ce să vorbesc la partea răsăritului, adese aveam întîmplare sa vorbescu cu streinii ce din toate părţi venea la oraşul nostru pentru alişverişul neguţitoriilor, şi aşa s-au încuibat în inima mea această peste măsură pohtă să mă călătorescu ca să văz dispărţirile acelor multe feliuri de clime ce sănt lăcuite, cum şi firea noroadelor, obiceiurile loî şi celelalte.	Eu m-am născut in Marseliia şi, fiindcă din copilărie mea invăţasăm limbile ce să vorbesc la parte răsăritului, adesă avem întămplari să vorbescu cu streinii ce din toate părţile viné la oroşul nostru pentru alijverişul neguţitorii lor, şi aşa s-au încuibat în inima me această piste măsură poftă să mă călătoresc ca să văzi dispărţirile acelor multe feliuri de clime ce sănt lăcuite, cum şi fire noroadilor, obiceiurile lor şi celelalte.
Iată planul care în sine-mi am închipuit şi care am hotărît. Iă-l urmez, care neputându-mi zăticni nicro înprotivire acest scópos, am întrat într-o corábie ce mergea la Levant şi am mers întăin la Chipru.	Iată planul care în sine-mi am inchipuit şi care an hotărăt. Iă-l urmezu, care neputându-mi zeticni nicio înpotriviri acest scopos, am întrat într-o corabie ce mergé la Livant şi am mersu la Chipru.

Die letzte Seite des Werkes ist ebenfalls stark verändert.

Iaşi	Iorga
Arătare pentru o samă de cuvinte din cartea aceasta care în dialectul moldovenescu rar să običnuescu.	Arătare pentru o samă de cuvinte ce sănt aice, care la Valahie nu să metahirisăsc ce însemniază.
	Cuvintele
	Tălcuire

Iroas un deosăbit mare viteaz — vetiaz.
Hram capişte — Hramul capişte sau bisăricã.
Oracul — Oraculul.
Statua idol, trup de piiatră sau de alt — Statue idol, trup de piiatră sau de alt madem.
Garnizon strejuitoriu — Garnizon strejuitori sau păzitori.
Mina ocnă sau bae de mademuri — bai.
Galerie hore sau foişoare — Galarie horă sau fuişor sau şandramá.
Eghir veleatul turcescu dela Meemet — velet turcesc.
Sulinariu urloin pe care vine apa — Sulinar urloe pin care vine apa.
Monument o zidire sau clădire mare — clădire de orice.
Peristelu despărţitoare cu stîlpi — Peristil mare despărţitoare cu stălpi.
Atajuri rînduri de casă unul peste altul — rănduri de casă unu piste altu.
Canal şanţŭ — şanţu.
Andriand idol sau statue celor viteji — Adriiant idol sau statui celor veteji.
Piramidă ačasta iaste ştiută ce iaste şi ce făptură are — este... este.
Ovelisc stîlp făcut în chip de piramidă — stălp... în chipul piramidii.
Jeroglifea semne care unul însămniază un cuvînt — Jeroglifie semni ci însămniazi un cuvănt.
Ermitaş loc pustnicescu sau de săhăstrie — pustnicesc sau la sihăstrie.
Paralelograma rînduri de stîlpi puşi unii înprotiva altora — Paralelogram rănduri de stălpi puşi unii înpotriva altora.
Portică şandrama sau pălimariu — şandrama, slom sau pălimar.
Triunfalnie porţi făcute pentru slava biruitorilor — Triumfalnie-poartă sănt porţi. . biruitorilor sau inpăraţilor.
— Măsuri.
O verstă iaste în lungul 500 stînjîni — este lungul st. 500.
Un mil 2.000 stînjîni — stăj. 2.000.
Futuri 2 face un cot — 2 şi giumătate face un cot.

Der Schreiber hat moldauische volkstümliche Formen eingeführt. So schreibt er auf S. 194 pochii (= popii) — Iaşi preoţii; patrahirul — Iaşi epitrahilu.

Durch Umfang (3 Bände), Reichhaltigkeit der geographischen und historischen Termini und Satzbildung erweist sich der Text als sehr wertvoll.

Eine vollständige Herausgabe des Textes auf Grund der Jassyer Handschrift unter ständiger Gegenüberstellung mit der von IORGA herausgegebenen Abschrift erscheint geboten.

Die Behauptung J.s, daß die Übersetzung aus der Feder des AMFILOHIE HOTINIUL stamme, entbehrt jeglicher Grundlage.

Gáldi, Ladislao: Contributo alla storia degli italianismi della lingua romena. Torino 1939, 8°, 18. S. — Sonderdruck aus dem Archivio glottologico italiano, 31/1939.

Die italienischen Sprachelemente im Rumänischen sind doppelter Art: 1. mittelbare, durch neugriechische Vermittlung eingedrungene und 2. unmittelbare. Im Hinblick auf die erste Gruppe zitiert der Verf. 23 Beispiele, wovon jedoch 17 in meinem Dictionnaire étymologique macédoroumain schon verzeichnet sind (ich gebe die Kapitel und Artikelnummern in Klammern an): bandieră (Dictionnaire II 56), calţavetă (II 76), canavaţă (II 394), corniză (II 403), fiong (II 161), fora (II 411), franzelă (II 496), galantom (II 174), malafranţă (II 493, 492), monedă (II 425), mostră (II 238), paner (II 260), partidă (II 430), póliţă (II 272), sardeá (II 291), cordeá (II 132), stambă (II 317).

Die Wörter der zweiten Kategorie, d. h. die unmittelbar eingeführten, sind auf literarischen Einfluß zurückzuführen und werden nur in der Sprache der Städter gebraucht.

Das Wort bangă (mit g) = bancă ‚Bank', das in einem Text des 17. Jh.s erscheint, ist sicher ein griechischer Italienismus des betreffenden Verfassers. Hingegen ist aber das heute in einigen Gegenden gebrauchte bangă auf das moderne bancă zurückzuführen, wie im übrigen auch das Wort franc volkstümlich frang. — Sculament ist in ganz Rumänien bekannt (es findet sich auch im Bulgarischen: skulament). — Susúr (mazedorumänisch şuşur) ist ein volkstümliches Wort lateinischer Herkunft (s. G. PASCU, Dictionnaire ét. mr. I 1543). Die Verlegung der

Anmerkungen an den Schluß des Aufsatzes scheint mir unbequem. Moneţă, mit ţ (S. 118), steht irrtümlich für monetă, mit t. Ich habe den Eindruck, daß dieser Aufsatz aus einer Reihe von Zetteln hervorging, die von einer größeren Arbeit, Les mots d'origine néo-grecque en roumain à l'époque des Phanariotes, Budapest 1939 (vgl. SOF. 5/1940, S. 702—707) übriggeblieben waren. Konnte der Verf. in dieser Arbeit eine Anzahl den geläufigen Wörterbüchern unbekannter Wortformen belegen, so liefert er in dem vorliegenden Contributo dagegen nichts Neues.

Jassy. G. Pascu.

Dima, Al.: Afinităţi elective: Titu Maiorescu şi Goethe (Wahlverwandtschaften: Titu Maiorescu und Goethe). S.-A. aus „Revista Fundaţiilor Regale" Nr. 9, Sept. 1940. Bucureşti 1940, Tipografia Fundaţiilor Regale, 27 S., 8°.

Ziel der dankenswerten Untersuchung ist, die Geistesverwandtschaft zwischen dem hervorragenden rumänischen Kritiker, Philosophen, Lehrer und Politiker Titu Maiorescu (1840—1917) und Goethe aufzudecken. Sie geht von einer Wiener Tagebucheintragung des 18jährigen M. aus. Darin bekennt M., daß er in G.s seelischer Entwicklungsgeschichte einige mit sich selbst „sehr übereinstimmenden Züge" gefunden habe, die manchmal aus seiner „Seele gezogen waren".

A. D. stellt fest, daß bereits der junge Theresianumschüler besonderes Interesse für G.s Leben hatte. Unter dem Einfluß einer unermittelt gebliebenen Goethebiographie verurteilte aber M. zeitweilig scharf den großen Weimarer wegen der angeblichen Kluft zwischen dessen Leben und Werk. Im Frühjahr 1858 las M. Lewes' Goethedarstellung. Nun erblickte er in G. einen Geistesverwandten. Die bisherigen sittlichen Bedenken lies er fallen. Ausschließlich ästhetische Gesichtspunkte begannen ihn zu leiten und er wurde zum glühenden Verehrer G.s, mit dessen Werken er vollständig vertraut war.

Die geistige Berührung M.s mit G. begann bereits 1851—1855. Schauspiele bildeten den Anfang: „Torquato Tasso", dann „Faust". Systematische Goethelektüre hob erst mit den Jahren 1856—1857 an. Nach Belegen aus den Jahren 1858, 1859 und 1871 standen im Vordergrunde seines Interesses G.s „Wahlverwandtschaften", Briefwechsel, Gedichte, Annalen, „Römischer Karneval" und „Proserpina". Aus M.s Persönlichkeit und Gedankenwelt heraus versucht D. die Gründe für diese Vorliebe zu bestimmen und verzeichnet dabei eine Reihe von Verbindungslinien zwischen beiden seelischen Strukturen. G.s Werke gehörten jedenfalls nach einer Tagebuchaufzeichnung vom Okt. 1873 zur Lieblingslektüre M.s, die ihm „im Traumleben ästhetischer Begeisterung" immer wieder das Herz erfrischte.

Im Schlußteil des Aufsatzes werden Werk und Persönlichkeit der beiden großen Schriftsteller im Zusammenhang betrachtet. In M.s „methodischer Dynamik", in seiner unermüdlichen Pflege der Persönlichkeit, auch in der Art, wie er diese versteht, ebenso in manchen seiner Auffassungen werden Züge festgestellt, die schon bei Goethe begegnen. M. und G. gehörten der gleichen Familie von Geistern an. Manchmal sind Einwirkungen G.s anzunehmen.

Eine Hauptgrundlage der feinsinnigen Arbeit bilden M.s Schriften, vor allem dessen Tagebücher. Letztere sind aber noch nicht vollständig erschienen und werden deshalb nur zum Teil verwertet. Die Untersuchung[1]) bedarf also zwangsläufig einer Ergänzung. Da wäre festzustellen, ob nicht Schwankungen im Verhältnis des reifen und alten M. zu G. auftreten. Das Fehlen von Goethehinweisen kann aufschlußreich sein. M. war ein außerordentlich fleißiger Leser. Eine Einordnung der Goethelektüre in seine Gesamtlektüre liegt nahe. Bei der Auswertung der von M. hervorgehobenen Goethestellen selbst wäre konsequent in erster Linie seine jeweilige Seelenlage heranzuziehen, die ja aus seinen Tagebüchern mit ungewöhnlicher Anschaulichkeit hervorgeht; die Feststellung, ob nicht etwas Beständigeres, Wesenhaftes im Augenblicklichen enthalten ist, blieb stets einer zweiten Untersuchungsstufe vorbehalten. Auch eine klare Abwägung und Abgrenzung goethischer Züge M.s wäre zu versuchen, vor allem wenn am 26. April 1858[2]), acht Tage nur nach seinem anfangs angeführten

[1]) Hier einige kleine Berichtigungen: Anm. 2, S. 9, bezieht sich nicht auf „Götz v. Berlichingen", sondern auf „Torquato Tasso"; Anm. 3, ebda., bezieht sich auf „Faust"; in Anm. 1, S. 20, muß man „Insemnări zilnice, I, 93" (statt I, 83) lesen; S. 25, Zeile 9 von unten, ist „26 Aprilie 1858" (statt „18 Aprilie 1858") einzusetzen.

[2]) Titu Maiorescu: Insemnări zilnice. Publ. de I. Rădulescu-Pogoneanu I. Bucureşti (1936), S. 94.

Bekenntnis zu Goethe, M. „in den deutschen Klassikern" „so viele Übereinstimmungen" mit sich selbst findet und seine unschwer belegbare Geistesverwandtschaft mit Lessing betont. Überhaupt sind bei Bestimmung einer Geistesverwandtschaft nicht nur die Berührungspunkte zu berücksichtigen, sondern grundsätzlich auch ihre Abweichungen.

Berlin. VASILE GH. LUȚA.

Odobescu, A. I.: Werke. Kritische Ausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Lesarten (Varianten) von **Scarlat Struțeanu.** Kgl. Stiftung f. Literatur u. Kunst, Bukarest 1938, 618 S.

Die Stellung, die AL. ODOBESCU in der rumänischen Gesellschaft, Kultur und Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jh.s eingenommen hat, ist zweifellos einzigartig. Denn wenn sich sein Schaffen auch neben vielen Vorläufern und Zeitgenossen mit der gleichen Leidenschaft in der Bearbeitung eines so besonderen Gebietes auszeichnete, so trennte ihn doch als Ausdruck eines romantischen Enzyklopädismus, der den Schriftstellern jener Zeit gemein war, sein aristokratisches Wesen und die Weite seiner geistigen Bildung von einer, in politischer, sozialer und kultureller Hinsicht so unruhigen und lärmenden Umwelt einer demokratischen Zeit in ihren krasseren Formen. In einer charakterologischen Darstellung der Persönlichkeit O.s, die ich vor sechs Jahren veröffentlichte (Al. Odobescu, Hermannstadt 1935, 30 S.), habe ich gezeigt, daß er eindeutig dem ästhetischen Typus angehörte. In der Tat bezeugen nicht nur seine literarischen, kunstgeschichtlichen und archäologischen Werke auf Schritt und Tritt seine ästhetische Einstellung, sondern auch seine volkskundlichen und philologischen Schriften. Größtenteils beruht die Einzigartigkeit seiner Stellung, von der wir sprachen, auf dieser Eigenart. Zu den Strömungen, die sich in seiner Zeit kreuzten, hat O. Verwandtschaft gefühlt; für die Leitgedanken der „Jassyer Jugend" (Junimismul ieșan) hat er sogar gekämpft, ohne sich jedoch unmittelbar in die Bewegung J. MAIORESCUS einzureihen.

Die Königl. Stiftungen für Literatur und Kunst, in deren Arbeitsprogramm die Herausgabe der Klassiker einen hervorragenden Platz einnimmt, hat Prof. SCARLAT STRUȚEANU beauftragt, eine kritische Ausgabe der literarischen Werke Odobescus zu besorgen. Diese Aufgabe ist wie folgt gelöst: Da authentische Handschriften der Werke fehlen, hat der Herausgeber die zu Lebzeiten des Schriftstellers erschienenen Ausgaben benutzt, und zwar die von 1857, 1860, 1881 und 1887, wobei die letzte den Grundtext bildet. Die Varianten werden sorgfältig im Anhang des Bandes geboten. Es folgen ungewöhnlich reichhaltige Anmerkungen, die die Anforderungen einer kritischen Ausgabe sogar überschreiten. Der Abdruck der geschichtlichen Quellen in den Anmerkungen macht einen Vergleich mit den Erzählungen des Verfassers möglich und damit ein Verfolgen der künstlerischen Arbeitsweise O.s. Der Herausgeber hat die Gelegenheit benutzt, außer den Texten — „Geschichtliche Szenen aus den rumänischen Chroniken", „Milmea Vodăcel Rău" und „Doamna Chiajna" und dem ausgebreiteten Essay „Pseudokynegetikos" — auch eine bedeutende Anzahl von Briefen aus der unbekannten Privatkorrespondenz des Schriftstellers zu veröffentlichen. Diese erscheinen insoweit nicht in textkritischer Treue, als der Herausgeber — wie er selbst bemerkt — bei einigen, des allzu persönlichen Inhaltes wegen, Streichungen vornehmen mußte. Obwohl dadurch ein lebhaftes Licht auf O.s Persönlichkeit fällt, ließe sich doch über die bruchstückweise Darbietung des Briefwechsels des Schriftstellers in einer kritischen Ausgabe der Werke streiten. Diesem müßte eine gesonderte Veröffentlichung gewidmet werden.

Die außerordentlich fleißige Arbeit von Scarlat Struțeanu ist überdies durch eine Abhandlung über die veröffentlichten Texte bereichert, die mit ihrer Sachkenntnis und ihrem feinen Taktgefühl besonders fesselt. Mit Gelehrsamkeit ist die Abhängigkeit der „Geschichtl. Szenen" O.s von der Schule der historischen Romantik WALTER SCOTTS erwiesen. Ihre historische und ästhetische Betrachtung führt zu durchdringenden und schlüssigen Ergebnissen. So gesehen, erscheint „Mihnea Vodă cel Rău" nicht wie herkömmlich als Novelle, sondern als „ein Bruchstück romantisierter Geschichte" und „Doamna Chiajna" als ein unausgeglichenes Gemisch von romantisierter Historie und Novelle, und zwar mit dem Schwergewicht auf letzterer. Nicht zuletzt wird der stilistische Wert hervorgehoben, der den Er-

zählungen den dichterischen Zauber verleiht. Dem behandelten Gegenstande ebenso glücklich angepaßt ist die Charakterisierung des „Pseudokynegeticos", die sich mehr an den Reiz der Einzelheiten, an die verbindende und trennende Gewalt des Gefühles, an die selbstgefällige Gelehrsamkeit und den leichten Humor hält, als an die Schwierigkeit und Problematik des Gehaltes. Kurz gesagt, zeigt die vorliegende Ausgabe den wirklichen O. im Lichte der bezeichnendsten Texte und der wahren Werte im Rahmen der rumänischen Literaturgeschichte.

Hermannstadt. ALEXANDER DIMA.

Lang, F.: Zaubersprüche der Deutschen im Buchenland. Sachsenspiegel **3**, 13—16, 1939.

Durch die Mitteilungen des Verf. werden unsere Kenntnisse über magische Volksheilkunde („Brauchen") im Südostdeutschtum ergänzt. Zusammenhänge mit dem bisher veröffentlichten Material (GRIMM 1935 und 1938) aus der Batschka sind in dem Spruch gegen „Magenfieber" (unter Verwendung eines Fadens und eines Eies) aus Ilischestie gegeben, auch der Spruch „Hast Du Deine Adern oder Bein verrenkt..." ist 1826 in Fratautz nachgewiesen.

Breslau. H. GRIMM.

Brătianu, D. I.: Theorie und Wirklichkeit der ungarischen Geschichte. Bukarest, Institut für Geisteswissenschaften und Politik 1940, 57 S., 1 Taf.

Verf. setzt sich mit neueren ungarischen Studien, DOMANOVSZKY, JOÓ u. a., über die Frage des ungarischen Nationalbewußtseins im Mittelalter sowie über das Verhältnis zwischen dem Madjarentum und den Nationalitäten über den mittelalterlichen ungarischen Staat auseinander. Leider hat der Verf. nicht die ungarisch geschriebene Fachliteratur heranziehen können. Bedauerlich ist vor allem, daß dem Verf. neben anderem die Studie von MÁLYUSZ in Jahrgang 1940 der Századok unbekannt geblieben ist, worin dieser gegen die These Stellung nimmt, daß es schon im frühmittelalterlichen ungarischen Staat einen übernationalen St. Stephansgedanken gegeben hätte. R.

Gündisch, Gustav: Die siebenbürgische Unternehmung der Fugger, 1528—1531. S.-A. aus der Denkschrift Omagiu Professorului Joan Lupaş. Bukarest, M. O., Imprimeria Naţională 1941, 20 S.

Verf. bietet uns eine gründliche zusammenfassende Darstellung der Verpachtung der Siebenbürger Salzgefälle an die Fugger durch König FERDINAND I. (1528), die freilich infolge des Kampfes zwischen Ferdinand und Johann v. Szápolya nicht voll ausgenutzt werden konnten, bereits 1531 mit der Eroberung Siebenbürgens durch die Johannisten zum Abschluß kam und mit einem großen Geldverlust für das Augsburger Handelshaus abschloß. F. V.

Holban, Teodor: Documente romîneşti din arhivele franceze (Rumänische Dokumente aus den französischen Archiven), 1801—1812. Bucureşti, Academiea Romînă, 1939, 121 S. (Studii şi Cercetări, Nr. 37).

Die Dokumente entstammen den Archives des Affaires étrangères sowie den Archives Nationales von Paris und umfassen die Epoche von 1801—1812.

In der Einleitung bietet der Verf. einen geschichtlichen Überblick über die Ereignisse der genannten Epoche und behandelt die von russischer Seite unternommenen Versuche, die rumänischen Länder, das sind die Moldau (die Kleine Moldau und Bessarabien) und die Walachei dem zaristischen Reich einzuverleiben. Das Ergebnis dieser Versuche war schließlich die Besitzergreifung Bessarabiens (der Moldau zwischen Pruth und Dnjestr) durch die Russen bis 1918, die es, wie wir ergänzend hinzufügen, im Juni 1940 wiederum raubten, um es 1941 wieder zu verlieren.

Was die Veröffentlichung der Dokumente an sich anbelangt, so sind leider einige störende Druckfehler zu verzeichnen:

No 23, S. 55, je parti statt je partis, wie es auf S. 54 richtig steht.

No 36, S. 75, une petite partie du terre — de.

No 91, S. 98, toutes les authorités et les états du pays étaient présentent — présents.

No 122, S. 113, un régiments de hussards, un régiment de dragon, deux batterie ... cantonnés — régiment, dragons, batteries, cantonnées.

No 23, S. 55, je parti (sic) le 19 de Bukarest. — Nach der Zahl 19 setzt der Verfasser die Zahl 17 ? in Klammern: Je parti le 19 (17 ?) de Bucarest. Der Abschnitt beginnt S. 54 mit je partis le 12 Mars de Crajowa et j'arrivai à Bucarest le 16. H. stellt sich also vor, daß der Reisende bloß einen Tag Aufenthalt genommen habe. Wenn aber sein Aufenthalt 3 Tage gedauert hat ?

No 23, S. 56. Le maréchal fit dire à l'archevêque de m'inviter. L'archemandrite vint à cet (heure) eff ? et chez moi. — Dies ist zu lesen vint à cet effet, kam zu dem Zweck. Das vom Herausgeber in Klammern gesetzte heure ist sinnlos.

Jassy. G. Pascu.

Kausch, Michael: Schicksalswende im Leben des Banater deutschen Volkes. Das Ringen um Rückeroberung der völkischen Gesinnung und der nationalen Güter. Teil I: **Wegbereitung und Aufbauarbeit.** Temeschburg, Buchdruckerei H. Anwender u. Sohn 1939, 325 S. — **Kausch, Michael: Neue Rechtsgrundsätze durch die Karlsburger Beschlüsse.** Temeschburg, „Extrapost" Verlags-A. G. 1940, 53 S.

Einer von denen, die die entscheidende Zeit im Banat, die Jahre von 1918—1922 miterlebt haben, meldet sich hier zum Wort und teilt seine Erinnerungen mit. Er stand damals „im Mittelpunkt der Ereignisse", kennt also die wichtigsten Vorgänge aus eigener Erfahrung; daher besitzt er viel Material aus jener Zeit an Dokumenten, Briefen, Zeitungen und Zeitschriften, wie es so reichhaltig nur wenige zur Verfügung haben dürften. Natürlich liefert er keine objektive Darstellung, sondern, was er mitteilt, ist subjektiv gefärbt. Das ist bei allen Erinnerungsbüchern so. Der Verf. bekennt offen seine Subjektivität, der Leser weiß also, woran er ist; er kann nur wünschen, daß auch andere von ihren Erlebnissen in jener Zeit des Umbruchs berichten werden. Dem Verf. ist also zuzustimmen: es ist besser, „die großen Zeitläufte parteiisch zu behandeln, als sie totzuschweigen" (S. 9).

Der große Inhalt jener Jahre ist die Volkwerdung der Banater Schwaben. Ein junger deutscher Volksstamm (genau genommen: mehr Rohstoff zu einem Volksstamm), bei dem bereits Entnationalisierungserscheinungen eingesetzt haben, kommt zum Bewußtsein seines Volkstums und zieht die praktischen Konsequenzen daraus. Im einzelnen mag dabei viel Menschliches, Allzumenschliches untergelaufen sein, im ganzen bleibt der Vorgang groß und erhebend. „Schutt und Trümmer wurden beseitigt, der Neubau begann auf sicherem Boden, ein zäher Kampf wurde zwecks Sicherung ideeller Güter ausgefochten, verzweifeltes Ringen um die Einheit der Heimat führte zu neuer Einheit der Brüder, die Not und die Herrlichkeit der Mutterheimat wird uns eröffnet, wir feiern Feste unserer Großen und Feste der Begeisterung. — Sind das nicht Teile eines heldischen Epos ?", sagt abschließend der Verf.

Wie hat K. nun diese Zeit erlebt ? Wo stand er, als der Umschwung einsetzte ?

K. gehört nicht zu denen, die damals ihr Damaskus erlebten; er war bereits bewußter Deutscher. Er rechnet sich zu den „Vorkriegsdeutschen". Schon vor dem Weltkriege hatte ja eine deutsche Bewegung im Banat begonnen, und wenn ihr auch großer Erfolg versagt blieb, so hatte sie doch bereits zur Bildung einer politischen Partei, der Ungarländisch-deutschen Volkspartei, geführt. Hier ist zu erinnern an die jüngst in der vom Südost-Institut herausgegebenen Schriftenreihe als Nr. 18 und 19 erschienenen Arbeiten von Isolde Schmidt und Ludmilla Schlereth, von denen die erste (Beiträge zur Geschichte des südostdeutschen Parteiwesens 1848—1914) im Schlußkapitel die Entstehung der Ungarländisch-deutschen Volkspartei darstellt, von denen die zweite (Die politische Entwicklung des ungarländischen Deutschtums während der Revolution 1918/19) die Gegensätze deutlich werden läßt, die sich — zunächst in Rumpf-Ungarn — aus dem Nebeneinander einer älteren bewußt deutschen Gruppe und der Masse der neubekehrten Deutschen ergaben. Sie führte in Budapest zur Bildung zweier gegensätzlichen deutschen Volksräte. Auch im Banat trat dieser Gegensatz der beiden deutschen Richtungen in

Erscheinung. K.s Erinnerungen sind voll davon, als Beitrag zur Geschichte dieser innerdeutschen Kämpfe sind sie zu begrüßen.

K. also gehört zu der älteren deutschen Richtung, zu den „Vorkriegsdeutschen", wie er sie nennt. Er erlebt also jetzt nicht seine eigene Bekehrung, sondern erlebt, wie andere sich bekehren und nun als Führer der Deutschen auftreten. „Da stehen wir vor einer in der Weltgeschichte unbekannten Erscheinung: die Renegaten als berufene nationale Führer!" (S. 41). Ganz scheint er sich mit dieser Erscheinung bis zum heutigen Tage noch nicht abgefunden zu haben. Zwei dieser „Renegaten" sind inzwischen abberufen. Der eine ist JAKOB BLEYER in Budapest, der anerkannte Führer der Deutschen in Rumpf-Ungarn; von ihm erkennt K., wenn auch nur in einer Anmerkung, an, daß er sich später selbst an die Seite der „Deutschnationalen" stellte und für sein Volkstum sich opferte (S. 45). Der andere ist FRANZ BLASKOVICS in Temeschburg, einer der Führer der Deutschen im Banat; ihm gegenüber hat K. eine ähnliche Erklärung nicht abgegeben.

K. selbst stand damals an wichtiger Stelle: er war der erste Obmann des (zur Zeit der serbischen Besetzung) gegründeten deutschen Kulturverbandes und er war, als die Rumänen Temeschburg besetzt und in ihren Staat aufgenommen hatten, Sektionsrat im Ressort für Kultus- und Schulangelegenheiten, als solcher der rumänischen Subregierung in Siebenbürgen, dem „Leitenden Regierungsrat" (in Hermannstadt, dann Klausenburg) unterstellt. Es war eine verworrene Zeit, die Kompetenzen noch ungeklärt, viel kam auf die persönliche Initiative an. Im Kulturverband wie in der Schulverwaltung hatte K. wichtige kulturelle Interessen der Deutschen zu vertreten. Von seiner Arbeit auf diesem Gebiet, von den Hindernissen, die zu überwinden waren, ist eingehend die Rede. Außerdem plant er, „die Geschichte des Kulturverbandes und die gesamte kulturelle Arbeit in diesen Tagen in einer besonderen Broschüre zu schildern" (S. 815, Anmerkung).

Den Stoff gliedert K. in drei große Abschnitte:

1. die letzten Tage der ungarischen Staatsbürgerschaft,
2. die serbische Besetzung, 20. November 1918 bis Ende Juli 1919, fast $^3/_4$ Jahr,
3. die erste Zeit des rumänischen Imperiums (seit 3. August 1919).

Nur zwei Einzelheiten seien erwähnt. REINHOLD HEEGN, den die Serben zum Obergespan der Stadt Temeschburg ernannten und der diese Funktion ein halbes Jahr ausübte (mit dem Einzug der Rumänen wurde sein Amt hinfällig), ist ein besonderes Kapitel gewidmet. HEEGN unterzog sich dieser Aufgabe nur aus Pflichtgefühl. Die staatliche Zugehörigkeit der Stadt war umstritten, Serben wie Rumänen beanspruchten sie für sich. Die Kompetenzen waren unklar; der Komitatsobergespan auf der einen, der Bürgermeister von Temeschburg auf der anderen Seite machten ihm Schwierigkeiten; über allem aber schwebte der französische General, der im Auftrag der Entente-Mächte an der Spitze der Verwaltung des Banats stand. Da war es nicht leicht zu wirken und die Interessen des deutschen Teils der Bevölkerung wahrzunehmen. Es wäre zu wünschen, daß HEEGNS Tätigkeit (nicht nur die Temeschburger Episode) einmal genauer behandelt würde.

Damals erhielten die Schwaben auch ein Gemeinschaftslied. K. gibt auf S. 126—128 seine Geschichte; sie deckt sich im wesentlichen mit dem, was früher von anderer Seite darüber mitgeteilt ist (FITTBOGEN, Die Verbreitung der „Schwäbischen Hymne" im Banat: Südostdeutsche Forschungen 1937, S. 394—396). Doch ergibt sich ein neuer, nicht unwichtiger Einzelzug. Es bestätigt sich, daß die Verbreitung dieses Liedes auf den Senator WILHELM KOPONY zurückgeht, daß es zum ersten Male auf seine Veranlassung am 24. Januar 1920 als „Bundeslied der Deutschen in Großrumänien" gesungen wurde (es wird nicht ganz deutlich, ob auf einer Veranstaltung der Ortsgruppe der Deutschen Volkspartei oder der Ortsgruppe des Kulturverbandes), und daß der Druck von Handzetteln, die den Text enthielten viel zur schnellen Verbreitung des Liedes beigetragen hat. Neu ist, daß der Kulturverband (persönlich gesprochen also sein damaliger Obmann K.) es war, der die Flugzettel drucken und daß er sie in seine Ortsgruppen hinausflattern ließ; „bei jeder Versammlung (des Kulturverbandes) wurde dafür gesorgt, daß der Text verteilt und das Lied gesungen wurde". Daß der Kulturverband sich für das Lied einsetzte, war wesentlich dafür, daß es sich als Gemeinschaftslied durchsetzte. Als es deutlich wurde, daß es sich die übrigen deutschen Siedlungsgruppen nicht erobern konnte, blieb es doch das Weihelied der Banater Schwaben (im rumänischen Teil des Banats) und erhielt nun den Titel „Schwäbische Hymne".

Nach S. 46 hätte K. auch zu den „führenden Personen" des deutschen Ministeriums in Budapest gehört, das von dem Ministerium Károlyi im Winte r1918/19 ins Leben gerufen wurde; doch wird darüber nichts Näheres mitgeteilt.

Gerade persönlich gefärbte Mitteilungen haben ihren Wert. Vielleicht entschließt sich auch einmal einer von denen, die damals ihre Bekehrung erlebten, von seinem Standpunkt aus die Vorgänge bei der „Schicksalswende" darzustellen. Der zweite Teil des Buches wird die Entwicklung seit 1922 darstellen.

Inzwischen hat K. noch eine kleine Broschüre herausgegeben. Durch den Wiener Schiedsspruch vom 30. August 1940, in dem Deutschland und Italien nicht nur die neue Grenze zwischen Ungarn und Rumänien festsetzten, sondern auch die Grundsätze festlegten, nach denen das Leben der deutschen Volksgruppen in Ungarn und Rumänien sich gestalten soll — durch den Wiener Schiedsspruch haben für Rumänien die Karlsburger Beschlüsse (vom 1. Dezember 1918) eine neue Bedeutung gewonnen. Das hat K. veranlaßt, sofort ihre Bedeutung darzulegen und ein genaues Programm aufzustellen, wie auf den verschiedenen Gebieten die Organisierung und Verwaltung der deutschen Volksgruppe innerhalb des rumänischen Staates durchgeführt werden könne: in der Gemeindeverwaltung, in der Schulverwaltung, im Gerichtswesen und im Heer; dabei ist auch die Frage der eigenen Finanzen nicht vergessen. Es kommt dabei vielleicht weniger auf die Einzelheiten an (die konkreten Zusagen, die die rumänische Regierung auf Grund des Wiener Schiedsspruchs für die Behandlung der deutschen Volksgruppe gegeben hat, lagen damals noch nicht vor, vgl. Völkischer Beobachter vom 12. November 1940) als auf die Art, wie sich die Deutschen Rumäniens dazu stellen. Mit anderen Worten: es gilt den Geist der Initiative zu wecken, insbesondere bei den Schwaben. Wären die Schwaben in den Jahren 1919 und 1920 innerlich schon weiter gewesen, hätten sie damals vielleicht manches durchsetzen können, was später nicht mehr zu erreichen war. Jetzt haben die Karlsburger Beschlüsse wieder neue Bedeutung gewonnen. „Es soll aber nicht mehr der alte Fehler begangen werden, daß man mit den Händen im Schoß wartet, bis andere die Karlsburger Beschlüsse verwirklichen." Man muß selbst Hand anlegen.

Berlin. G. FITTBOGEN †.

Hockl, Nikolaus Hans: Das deutsche Banat. Seine geschichtlich-politische Entwicklung und Aufgabe. Temeschburg, H. Anwender & Sohn 1940, 72 S., 3 Karten.

Die inhaltsreiche Studie hält mehr als der Titel verspricht. Sie ist nicht weniger als ein knapper, bündiger Leitfaden der politischen Entwicklung des Banater Schwabentums von der Zeit der Ansiedlung herauf bis unmittelbar zur Gegenwart. Die einzelnen Fragen des politischen Werdeganges werden durchaus richtig ins Licht gerückt. Wir begrüßen es, daß der Verf. auch der Zeit des österreichischen Neoabsolutismus (1849—1859) gerecht wird und ihre Verdienste um die Förderung der deutschen Sache im Banat betont (S. 30—31). Auch die Anfänge der deutschen Bewegung, der Anteil EDMUND STEINACKERS sowie die auslösenden Ursachen werden richtig gesehen (S. 33 ff.). Besonders hinweisen möchte ich schließlich noch auf den Ausblick der Arbeit „großräumige Ausrichtungen und Aufgaben" (S. 63 ff.), worin die geographischen Gegebenheiten, die im Laufe der Geschichte eingetretenen Verlagerungen und der gegenwärtige deutsche Lebensraum umrissen wird. F. V.

Klug, Alfred: Die Besiedlung von Boureni. Czernowitz, Verlag „Deutsche Tagespost" 1935. 32 S.

Wertvoller Beitrag zur deutschen Besiedlung im Buchenland im Laufe des 19. Jh.s. Der Verf. hat auch handschriftliches Material herangezogen. R.

Casso, L. A.: Dreptul bizantin în Basarabia. (Das byzantin. Recht in Bessarabien.) Übers. aus dem russ. von ST. GR. BERECHET und mit biobibliographischen Angaben sowie Erläuterungen versehen von J. POPESCU-SPINENI. Jassy, Buchdruckerei A. Ţerek 1940. XXXVII + 147 S.

Die ursprünglich 1907 erschienene Studie des Moskauer Rechtsgelehrten rumänischer Abstammung wird in vorliegender Übersetzung durch zusätzliche Angaben Prof. B.s in den Fußnoten auf den neuesten Stand gebracht. Auch die Ein-

leitung von P.-Sp. über das Leben und Wirken CASSOS († 1914) sowie über die Bedeutung dieses seines Werkes ist verdienstvoll. Die Veröffentlichung ist für die rumänische und byzantinische Rechtsgeschichte von großem Wert. F. V.

Das Schulwesen der Volksgruppen in Siebenbürgen unter Magyaren und Rumänen. Bukarest, Kgl. rumän. Schulwesen für auswärtige Angelegenheiten 1940, 43 S., 8 Taf.

Die Veröffentlichung bietet aufschlußreiches statistisches Zahlenmaterial über die Schulverhältnisse in Siebenbürgen vor 1914 und zwischen 1918—1940. Interessant ist die Bekämpfung des Analphabetentums seit 1918. Die Zahl der Lese- und Schreibkundigen hatte bis 1930 (verglichen mit den Angaben von 1912) zugenommen um 15,1% in Siebenbürgen mit dem Banat, 20,5%Crisana und Maramures. 1912 hatten in Siebenbürgen rumänische Bezirke wie Someş und Cluj nur 28 bzw. 35% Lese- und Schreibkundige, Szekler Bezirke des Landes wie Trei Scaune und Odorheiu 67 bzw. 69%. Die Möglichkeit, daß dieses Mißverhältnis in schulpolitischen Gegebenheiten begründet ist, kann nicht von der Hand gewiesen werden, da in den Bezirken mit rumänischer Mehrheit 1930 ein starkes Anwachsen der Lese- und Schreibkundigen festgestellt werden kann.

In den Bezirken Alba um 23,2%, Cluj um 29,0%, Someş um 20,2%, Sălaj um 23,3%, Timiş-Torontal um 45,1%.

Noch aufschlußreicher ist die Entwicklung des Besuchs der Fach- und Hochschulen unter ungarischer und rumänischer Herrschaft. Bei einem Bevölkerungsverhältnis von 25,5% Madjaren und 57,8% Rumänen betrug der rumänische Anteil an den Universitäten 9,3% (Madjaren 77,6), Handelsakademien 13,9 (Madj. 51,2) Handelsschulen 10,1 (Madj. 48,7), Lehrerbildungsanstalten 28,6 (Madj. 58,7), Bürgerschulen 15,1 (Madj. 72,4), Gewerbeschulen 6,0 (Madj. 74,8) usw. Erst nach 1918 hatte sich dieses ungesunde Mißverhältnis ausgeglichen. R.

Morariu, Tiberiu: Entwicklung der Bevölkerungsdichtigkeit Siebenbürgens während der Jahre 1840—1930. Bukarest 1940, 102 S., 1 Karte.

Der Verf. setzt sich in vorliegender Broschüre mit der von madjarischer Seite aufgestellten Behauptung auseinander, daß in Siebenbürgen eine größere Anzahl unbesiedelter Landstriche vorhanden sei. Nach einer eingehenden Behandlung der bekannten Bevölkerungskarte von Graf PAUL TELEKI aus dem Jahre 1910 unterzieht er die Statistiken von 1840 an einer Untersuchung und stellt dabei die jeweilige Bevölkerungsdichte fest. Man kommt dabei an Hand der vom Verf. geführten Untersuchungen zu dem Schluß, daß man von eigentlichen Leerräumen in Siebenbürgen nicht sprechen kann, sofern man nicht die mehr oder weniger größeren Bezirke der ländlichen Vieh- und Weidewirtschaft, die naturgemäß nur im Sommer und auch da nur von Hirten bewohnt werden, dazu rechnen will, da sie ja jeweils zu einem Dorfbezirk gehören. — Der Verf. betont, daß er sich absichtlich vorwiegend auf madjarische und deutsche Quellen stützt und nur in Einzelfällen rumänische Erhebungen heranzieht, was auch aus dem verhältnismäßig umfangreichen Quellenverzeichnis hervorgeht. Störend wirkt, daß in der in deutscher Sprache erschienenen Schrift nicht die Namen der Städte, Dörfer und Bezirke in deutscher Sprache angeführt sind.

Berlin. GRONEWEG.

Brătulescu, V.: Biserici din Maramureş (Kirchen aus Maramureş). Bucureşti 1941. „Buletinul Comisiunii Monumentelor Istorice", Bd. XXXIV, Heft 107—110. (150 S. rum. Text, 25 S. franz. Zusammenfassung, 3 Tafeln mit architekt. Zeichnungen, eine Denkmalkarte, 259 Abbildungen im Texte). Preis 450 Lei.

Im Komitate Maramureş befinden sich die kunstvollsten Holzkirchen der Rumänen und trotzdem gibt es bis heute keine erschöpfende Monographie darüber. Verf. gibt eine Beschreibung von 35 dieser Kirchen, besonders ihrer Wandmalereien. Er bildet auf Grund des Bauplans vier, auf Grund der Dachlösung drei Gruppen, in der Malerei hebt er das National-Rumänische in der Wahl und Darstellung der Szenen sowie in den Kostümen hervor. Es ist das erstemal, daß auf diesem Gebiete

Abbildungsmaterial und Beschreibung in einer Arbeit zusammengetragen wurden, und hierin wie vor allem in der Beschreibung der Wandmalereien liegt der Hauptwert der Arbeit. Die kunsthistorische Bearbeitung des Stoffes fehlt aber noch: die Wertung der hervorragenden künstlerischen Qualitäten, die Feststellung der Unterschiede gegenüber der siebenbürgischen Kunst, die allgemeine vergleichende Betrachtung, die Untersuchung des Vorsprungs und der Entwicklung des Stiles mangelt, die fremde ja zum Teil sogar auf den Holzbau bezügliche rumänische Literatur bleibt unberücksichtigt. Verf. stellt die Ausstrahlung des rumänischen Holzkirchentypus bei den benachbarten Slawen (d. i. Ruthenen) fest, eine Feststellung, die Rezensent schon vor 14 Jahren machte und welche nach Diskussionen mit den Forschern der genannten Gegenden sich in der Wissenschaft durchgesetzt hat (s. C. PETRANU: Die Holzkirchen der Siebenbürger Rumänen. Sibiu, 1934, S. 23—27. — Ders.: Neue Untersuchungen. Bucureşti 1936, S. 31. — Ders.: Nouvelles Discussions. Bucureşti 1939, S. 4—11. — Influences de l'art populaire. Bucureşti 1939, S. 14—15). Die Illustration der Arbeit B.s ist mittelmäßig, mitunter schwach, außerdem werden die architektonischen Einzelheiten, die so viel Kunstsinn verraten sowie das kirchliche Mobiliar und die Kultgegenstände nicht abgebildet. Auf die irrtümlichen Behauptungen des Verf.s kann hier nicht eingegangen werden, sie werden in einer rumänischen Zeitschrift richtiggestellt. Trotz aller Mängel, Unvollkommenheiten und Irrtümer, ist die Veröffentlichung für den Osteuropa- und vor allem für den Holzbauforscher eine nützliche Leistung.

Negrea, Marţian: Un compositor român ardelean din sec. XVII. Joan Caioni. Craiova: O. J. In der Sammlung Melos. 72 S., 8°. Mit Faksimilen, Noten und dem Selbstporträt Caionis im Text. Preis 80 Lei.

Die Broschüre des Professors des Konservatoriums für Musik von Timişoara-Temeschburg umfaßt die folgenden Kapitel: I. Biographische Angaben. II. Die musikalische Notierung des Kodex Caioni. III. Das musikalische Material des Kodex. IV. Anhang und Bibliographie. Am ausführlichsten wird Kap. III behandelt. Das Verdienst des Verf.s besteht darin, daß er die rumänischen Melodien des Kodex Caioni feststellt: aus 16 Melodien sind 10 rumänisch. Die früheren ungarischen Forscher haben als rumänisch weniger zugegeben. SEPRÖDI z. B. hält den Tanz LAZAR APORS für madjarisch, während Verf. nachweist, daß dieser nichts anderes ist als „Banul Mărăcine" oder „Bătuta" der Rumänen. Der Hauptwert des Kodex Caioni besteht im Gegensatz zu den früheren musikalischen Anthologien darin, daß er nicht religiös, sondern auch weltlich ist und alte rumänische Volksmusik bewahrt hat. Die rumänische Volksmusik war bei dem madjarischen Adel sehr beliebt, es hat vormals mehr rumänische und fremde Tänze getanzt als ungarische.

Zwei Drittel des Kodex rührt von der Hand CAIONIS her. Dieser, Vorstand des Franziskanerklosters von Şumuleu (Csiksomlyó in Siebenbürgen), und Lăzărea († 1687), der die Bischofswürde ablehnte, war ein hochgebildeter Mönch, der als „Schöpfer des madjarischen Kirchenliedes" oder als „PATER PÁZMÁNY Siebenbürgens" gilt. Seine rumänische Nationalität wurde von allen ungarischen Forschern anerkannt (mit Ausnahme von B. GAAL). Er war selbst ursprünglich rumänisch-orthodoxen Glaubens und ist mit 13—14 Jahren katholisch geworden und dadurch wie NIKOLAUS OLACHUS, MATTHIAS CORVINUS, MICHAEL VALACHUS u. a. für sein Volk als verloren anzusehen. „Natione Valachus ex parentibus Schismaticis" heißt es in der vom Verf. im Faksimile zum ersten Male herausgegebenen Matrikel der Franziskaner. Der ursprüngliche Name Cajonis durfte Caian gewesen sein, ein Name, der auch heute bei den Rumänen zu finden ist und dessen madjarische Übersetzung „Kajoni" ist — nicht Caioni wie Verf. glaubt.

Bodogae, Teodor: Ajutoarele româneşti la Mănăstirile din Sfantul Munte Athos (Die rumänischen Unterstützungen für die Klöster vom hl. Berge Athos). Sibiu 1941, 353 S. Mit zwei synoptischen Tafeln, einer Landkarte und 17 Abbildungen im Text. Preis 220 Lei.

Die vorliegende zusammenfassende Arbeit des Theologieprofessors von Hermannstadt-Sibiu enthält auf den ersten 70 Seiten die Geschichte und Geographie des hl. Berges, S. 70—76 die rumänische Gönnerschaft I, S. 77—306 werden die

20 Klöster, jedes für sich in separaten Kapiteln vom geschichtlichen Standpunkt aus untersucht, wobei die Unterstützung durch die Rumänen herausgearbeitet wird. „Kein anderes orthodoxes Volk hat soviel Gutes für Athos getan als die Rumänen", schrieb 1880 P. USPENSKIJ. Diese Feststellung wird durch unzählige Daten bewiesen, sogar mehr: daß die Rumänen den Athosklöstern in der Vergangenheit mehr Spenden machten, als alle orthodoxen Völker zusammen. Es handelt sich nicht nur um Geschenke in Bargeld, sondern um Wiederherstellen und Ausmalen der Klöster, um Schenkung von Ikonen und Kultgegenständen und dazu noch seit 1550 die Widmung von Besitzungen und Klöstern im Lande selbst, deren Einkünfte nach dem hl. Berge kamen. Diese gewidmeten Güter machten 1863, zur Zeit der Säkularisierung, ein Fünftel des Landes aus. Die Geschenke für die Athosklöster gingen von den Fürsten, Bojaren, Bischöfen oder Privaten aus. Die Beziehungen beginnen bereits 1350, die zahlreichsten Gaben flossen vom 16.—19. Jh. Sie waren alle nicht für ein Kloster bestimmt, denn die Rumänen unterstützten alle 20 Athosklöster ohne Unterschied. (So wurden im 18.—19. Jh. alle 20, im 17. Jh. 14, im 16. Jh. 17 wiederhergestellt oder ausgemalt.) Zahlreiche Athosmönche kamen bis 1863 ins Land, um die Einkünfte der gewidmeten Güter zu erheben und Spenden zu sammeln. Auf dem hl. Berge gibt es gegenwärtig gegen 350 rumänische Mönche, die in zwei Skiten und mehreren „Chilii" wohnen; der griechische Fanatismus erlaubt ihnen aber nicht, ein eigenes Kloster zu bauen.

Die Arbeit ist eine nützliche gut informierende Synthese.

Hermannstadt-Sibiu. C. PETRANU.

Csallner, A.: Die volksbiologische Forschung unter den Siebenbürger Sachsen und ihre Auswirkung auf das Leben dieser Volksgruppe (Beitr. z. Kenntnis der Deutscht. in Rumänien, 4). Leipzig, S. Hirzel 1940, 113 S.

Verf. hat das siebenbürgische Schrifttum auf volksbiologische Fragestellungen und Angaben durchgesehen. Er findet die erste bewußte Arbeit in dieser Richtung bei H. SIEGMUND, speziell in den 9 Jahrgängen seiner Zeitschrift „Volksgesundheit" (1902—1911). Doch kann er auf Ansätze volksbiologischen Schauens und Denkens in den Werken von DANIEL CSALLNER (1865), O. v. MELTZL (1886), PETER JOSEF FRANK (1892) u. a. hinweisen. Mit Siegmund kommt zum ersten Male ein zum naturwissenschaftlichen Denken und Beobachten erzogener Autor zu Wort, dessen zahlreiche, zum Teil durch große Zahlen gesicherte Veröffentlichungen über 12 214 fruchtbare Ehen von mindestens 6 Jahren Dauer) kritisch referiert werden (Nachweis von Fehlschlüssen Siegmunds über Beziehungen zwischen Besitz und Kinderzahl!) und dessen Bemühungen um eine biologische Ausrichtung der statistischen und landeskundlichen Literatur an Hand seiner kritischen Äußerungen über Arbeiten von JEKELIUS (1908) und STEPHANI (1909) gekennzeichnet werden. Referate über die Veröffentlichungen von AMLACHER, HENRICH, KLEIN, OBERTH, SCHULLER, TEUTSCH u. a., die — ebenso wie die praktischen Maßnahmen (Landeskirchlicher Fürsorgeausschuß 1922, Nachbarschaftswesen 1936 u. a.) — daraufhin alle eine direkte oder indirekte Beeinflussung durch Siegmund erkennen lassen, leiten über zur Darstellung der Gegenwart mit ihren drei Hauptvertretern volksbiologischer Forschung unter den Siebenbürger Sachsen: J. BREDT, A. HERMANN und A. CSALLNER. Wenn J. Bredt in seiner Schrift über „Volkskörperforschung" für die gesamtdeutsche Wissenschaft eine neue und fruchtbare Forschungsrichtung einleitete, so würdigt man dies um so mehr, nachdem man bei Csallner liest, unter welchen großen äußeren Schwierigkeiten Bredt seine Untersuchungen betrieb — Schwierigkeiten, die den Todkranken auch am Abschluß seiner „Volkskörperstudien an siebenbürgischen Gemeinden" hinderten. Die anthropologischen Ergebnisse A. HERMANNS (1937) werden verhältnismäßig kurz wiedergegeben; es fehlt den rein morphologischen und metrischen Feststellungen bisher die Beziehung zu den Lebensgesetzen des siebenbürgisch-deutschen Menschen. Nebenher erfährt man von unveröffentlichten Untersuchungen Hermanns an Kronstädter Grabfunden und M. FLEISCHERS im Nösnergau und der Stadt Bistritz und von Körpermessungen ARZ VON STRAUSSENBERGS, die an versteckter Stelle veröffentlicht wurden. Über seine eigenen Untersuchungen macht Csallner besonders ausführliche Mitteilungen und bringt auch eine Vorschau auf die Ergebnisse neuerer Erhebungen, die er mit einem größeren Mitarbeiterstab durchführen konnte (Binnenwanderungs- und Auswanderungsforschung,

Wechselbeziehungen zwischen gesellschaftlicher Stellung, Kinderzahl und Schulleistungen, Mischehen, Besitzverhältnisse — als Beispiel ein farbiges Kartogramm von den Bevölkerungs- und Grundbesitzverhältnissen im Nösnerland 1910 — u. v. a. m.). Mit Recht schreibt der Verf. mancher der angeschnittenen Fragen eine so hohe Bedeutung zu (Gefahr des zahlenmäßigen Rückgangs der Gutbegabten, Abwanderung der Jungakademiker u. a.!), daß sein Wunsch nach einer „Volksbiologischen Forschungsanstalt" gerechtfertigt erscheint. Mit seinen sorgfältigen Belegen (474 Anmerkungen!) ist das Buch einstweilen ein guter Führer durch die volksbiologische Literatur über die Siebenbürger Sachsen.

Banu, G. (Herausgeber): **Problemele Sanitare ale Populaţiei Rurale din România** (Gesundheitsprobleme der rumänischen Landbevölkerung). Rev. d. Igiena Sociala X, Nr. 1—6, 1825 S., 1940. Rumänisch mit deutscher, französ. und engl. Zusammenfassung.

Die Hauptabschnitte des anläßlich des zehnjährigen Bestehens der Zeitschrift erschienenen Festbandes behandeln die allgemeine Biologie der rumänischen Landbevölkerung, ihre Lebensbedingungen (Umwelt, kulturelle und wirtschaftliche Verhältnisse, Ernährung, Wohnung, persönliche Hygiene, Arbeit und Freizeitgestaltung), Pathologie der Landbevölkerung (Infektionskrankheiten, organische Erkrankungen, Geisteskrankheiten, Pathologie von Mutter und Kind, Sozialkrankheiten), Organisation der Landhygiene, endlich die ländliche Hygiene in den Nachbarstaaten. Daß die Aufsätze nicht nur rein ärztliches Interesse verdienen, zeigt sich vielleicht am deutlichsten in dem Versuch von BOLOGA, die hygienischen Verhältnisse auf dem Lande im 17., 18. und 19. Jh. auf Grund zeitgenössischer Darstellungen vom Leben des rumänischen Bauern (das Literaturverzeichnis führt rund 150 Quellen an!) zu rekonstruieren. Auch die Mitteilungen von FĂCĂOARU über die rassische Struktur der Landbevölkerung (der Forscher findet vorwiegend Mediterrane und Alpine), von BANU über eugenische Probleme (1 117 995 Krüppel, Abnorme u. a. Minderwertige in Rumänien, Anteil bei der Musterung als untauglich Befundenen einschließlich der in den ersten 20 Lebensjahren Verstorbenen bis zu 53%; Kropfträger in manchen Gebirgsdörfern bis zu 51% der Bevölkerung u. a. m.) von MANUILA über Bevölkerungsbewegung (Rumänien als Land der größten Natalität, aber auch höchster Mortalität in Europa) fordern allgemeine Beachtung. Gleiches gilt für die Beiträge über den öffentlichen Gesundheitsdienst im ehemaligen Jugoslawien (IVANIĆ und KONSTANINOVIĆ), in Ungarn (GAÁL, JOHAN, SZÉL, TOMCSIK), in Griechenland ALIVISATOS und VALAORAS), in Bulgarien (PÉTROFF) und in der Türkei (ARAR), die einen bequemen Vergleich der Verhältnisse im gesamten Südostraum ermöglichen. In den zusammenfassenden Bemerkungen des Herausgebers am Schluß des Bandes („Epikrise und Synthese") spürt man die Anregungen, die von der deutschen Erbgesundheitspflege und erbbiologischen Bestandsaufnahme ausgehen, vor allem in den Hinweisen des Verf. auf bisher ungelöste Fragen (Stammbäume „dysgenischer" Familien u. a.) und seinen Vorschlägen zur Einführung eines Ehegesundheitszeugnisses usw. Daneben wird eine Fülle von Spezialuntersuchungen gebracht, die zum Teil auf großem Material beruhen (so die Wachstumsstudien RAMNEANŢUS, die sich auf 10 661 Knaben und 11 723 Mädchen beziehen) und reichlich mit Tabellen und graphischen Darstellungen, Karten von der Verbreitung der Tuberkulose, der Malaria, des Kropfes usw., Karten der Klimazonen, der Überschwemmungsgebiete usw. ausgestattet sind. Die Bevölkerungswissenschaft erhielt damit ein Quellenwerk von hohem Wert!

Lammert, E. — Reindl, M.: Bevölkerungspolitische Untersuchung über die Gemeinde Nitzkydorf-Banat. Med. Z. (Hermannstadt) **14**, 115—124, 1940.

Die Verf. teilen für die 1785 gegründete, rein deutsche Gemeinde die Geburten und Sterbefälle, sowie die Eheschließungen zwischen 1785 und 1939 mit, dazu einige Einwohnerzahlen, aus denen hervorgeht, daß die Gemeinde am volkreichsten um 1900 war (2700 Einw.), danach aber durch Abwanderung (z. B. nach Amerika 60 Familien mit 126 Kindern und 46 Ledige) und Geburtenbeschränkung verlor (1924: 2200 Einw.). Unter den Seuchen- und Katastrophenjahren ragt die Zeit von 1871 bis 1873 hervor, in der in Nitzkydorf 503 Menschen starben. Trotzdem teilen die Verf. die Ansicht von SPOSTA, daß die bevölkerungspolitische Entwick-

lung der Banater Schwaben mehr durch die Kindersterblichkeit als durch Seuchen unter den Erwachsenen beeinflußt sei. Die Kindersterblichkeit betrug 35% der Gesamtsterblichkeit im Jahre 1919, die Säuglingssterblichkeit im gleichen Zeitabschnitt 19,2% der Lebendgeburten, die durchschnittliche Kinderzahl zur Zeit 1,9 — eine Folge der Realteilungssitte seit 1848? Sterile Ehen fanden sich 18 unter 468 = 3,8%; ihren Ursachen wird genauer nachgegangen. Auch bringt diese Arbeit erstmalig genauere Angaben über die im Banat geübten Praktiken der Empfängnisverhütung und der Abtreibung. Angaben über Ernährungsweise und Wohnung und ihre Beziehungen zu den bevorzugten Erkrankungen der Einwohner ergänzen die wertvolle Arbeit, die zum Schluß zu ganz bestimmten hygienischen Forderungen (u. a. Sanierung von Sumpfstellen, die als Brutstätten von Anopheles und damit als Quelle der immerfort auftretenden Malariaerkrankungen zu betrachten sind) gelangt.

Lechner, K.: Sommer in Rumänien. 200 S., Wiking-Verlag, Berlin 1940.

Solange uns ein wissenschaftliches Buch zur Rassenkunde des Südostraums noch fehlt, muß jede Reisebeschreibung dankbar begrüßt werden, die uns in guten Bildern das körperliche Erscheinungsbild der Menschen aus diesem Bereich nahebringt. L.s Buch enthält eine Fülle rassenkundlich brauchbarer Aufnahmen. Wenn auch landschaftliche und volkskundliche Motive (vor allem auch eine schöne Bildreihe von der primitiven Goldgewinnung bei Abrud, geschnitzte Hoftore der rumänischen Waldbauern u. v. a. m.) reichlich in die lebendige Reiseschilderung eingestreut sind, so zeigt der Verfasser doch eine besondere Vorliebe für Bildnisse, die er von jungen und alten Bewohnern der Moldau, der Bukowina, der Südkarpaten, von Zigeunerinnen usw. aufgenommen hat, und die zum Teil das Studium feinster physiognomischer Einzelheiten gestatten. Man bedauert unter diesen Umständen, daß gelegentlich Angaben über Herkunft und Alter der Dargestellten fehlen, so z. B. bei dem sehr schönen, mediterranen Typus eines Mädchens „aus dem Norden des Landes". Einige Aufnahmen beziehen sich auch auf Siebenbürger Sachsen und ergänzen so, was wir aus diesem Gebiet an Fotos von HERMANN, RETZLAFF u. a. besitzen.

Breslau. HANS GRIMM.

Ercută, Petre: Die Genesis des modernen Kapitalismus in Rumänien. Leipzig, Felix Meiner 1941, XII + 118 S.

Vorliegende Arbeit, zu der WERNER SOMBART, unter dessen Leitung die Abhandlung als Dissertation entstand, das Geleitwort geschrieben hat, vermittelt uns einen Einblick in das Wirtschaftsleben Rumäniens von den Anfängen des kapitalistischen Wirtschaftssystems bis zur Gegenwart. Im ersten Teil der Darstellung (S. 5—37) schildert Verf. die wirtschaftliche Struktur und Organisation der Donaufürstentümer um die Wende des 18. und Anfang des 19. Jh.s und führt uns anschließend das Eindringen des kapitalistischen Geistes und seine Entwicklung in Rumänien während der frühkapitalistischen Epoche vor Augen. Verf. gelangt hiebei zu der Feststellung, daß drei Momente es waren, die dieses Eindringen und Gedeihen des kapitalistischen Geistes in den Donauländern begünstigt haben: einmal die Durchsetzung mit liberalen Ideen, sodann die Entwicklung des Handelsverkehrs mit den kapitalistischen Ländern Westeuropas und schließlich die Einwanderung der Juden. Der zweite Teil der Arbeit (S. 38—72) behandelt nun die geschichtlichen Grundlagen des modernen Kapitalismus in Rumänien. Im einzelnen schildert hier der Verf. die Entstehung und Entwicklung des modernen rumänischen Staates, die Entstehung des bürgerlichen Reichtums sowie das Aufkommen der Unternehmerschaft und des Proletariats. Im dritten Teil endlich (S. 73—107) wird der Versuch unternommen, die Epoche des Frühkapitalismus in Rumänien anschaulich zu machen. Die Arbeit schließt mit einer Betrachtung des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens am Ende der frühkapitalistischen Epoche in Rumänien. Es wäre vielleicht angebracht gewesen, neben SOMBART auch noch andere Quellen heranzuziehen.

München. FRANZ AUBELE.

X. Bulgarien

Georgiev, E.: Proizvedenijata pripisvani na sv. Kirila. I. Studia historico-philologica Serdicensia, Supplementi vol. V. Sofia 1939, 94 S.

Großen Lehrern und Schriftstellern hat man wiederholt Aussprüche und Werke zugeschrieben, die tatsächlich von anderen Personen, bisweilen von Namensvettern, herrühren. Auf diese Weise ist auch der Name KONSTANTINS-KYRILLS mißbraucht worden. G. untersucht eine Anzahl pritči (welches Wort außer Parabeln auch kurze, populäre Aussprüche bezeichnen kann), wobei er einige Konstantin zugeschriebene Gedanken tatsächlich in dessen Schriften oder in seiner Legende wiederfindet. Der Konstantin-Kyrill zugeschriebene Šestodnev soll KONSTANTIN VON KOSTENEC zum Verfasser gehabt haben; ich glaube nicht, daß G. dies bewiesen hat, jedenfalls aber hat er in einer gut aufgebauten Abhandlung wichtige Gründe für seine Ansicht zusammengestellt.

Leiden. N. VAN WIJK †.

Ormandžiev, Iv. P.: Momčil Junak v istoriata i narodnitě pěsni. (Der Held Momčil in der Geschichte und in den Volksliedern). Sofia, Buchverlag Hr. G. Danov, 1941, 16°, 99 S.

Der Held Momčil ist einer der unabhängigen bulgarischen Gebietsbeherrscher aus den Rhodopen im 14. Jh. Seinen kühnen Kämpfen mit den Byzantinern verdankt er seine Popularität beim bulgarischen Volk. Dafür zeugen eine Unmasse von Liedern aus dem Schaffen des bulgarischen Volkes. Über die historische Persönlichkeit Momčils und über die Volkslieder, in denen seine Person und seine Taten besungen werden, bescherte uns O. vor einigen Jahren einzelne interessante Arbeiten. Das hier zur Betrachtung stehende Buch faßt die Ergebnisse dieser seiner wissenschaftlich-populären Arbeiten in gekürzter Form zusammen. In dieser neuen Bearbeitung verdient die Kritik erwähnt zu werden, mit welcher der Verf. die Behauptungen einiger serbischer „Gelehrter" widerlegt, die trotz der objektiven wissenschaftlichen Tatsachen das Bulgarentum des Momčil in Abrede zu stellen versuchen und ihn für einen Serben erklären.

Dinekov, Petăr: Kuzman Šapkarev, Sabirač na narodni umotvorenia (Kuzman Šapkarev, ein Sammler der Erzeugnisse der Volksliteratur). Sofia 1940, Sonderdruck im Organ der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften (Sbornik na Bălgarskata akademia na naukitě), Heft XXXIV, S. 469—563.

In der bulgarischen ethnographischen Literatur ist die Historiographie vorherrschend. Die Neigung, die Entwicklung gewisser Erscheinungen klar zu legen oder die Arbeit und das Leben bekannter Persönlichkeiten zu erörtern, tritt hier zutage. Wir haben eine noch verhältnismäßig unvollkommene Ethnographie, doch besitzen wir zahlreiche Arbeiten für kleinere oder größere Männer, die auf diesem Gebiete schaffend tätig waren. Eine der vollständigsten und vielseitigsten Studien dieser Art unterbreitet uns der junge Dozent der bulgarischen Literaturgeschichte PETĂR DINEKOV. Er wählte zum Gegenstand seiner Untersuchung den bulgarischen Liebhaber-Folkloristen KUZMAN ŠAPKAREV, eine typische und erwähnenswerte Persönlichkeit, die für das Bulgarentum in Mazedonien viel geleistet hat. Kuzman Šapkarev wurde in der Stadt Ohrid im Jahre 1834 geboren und starb im Jahre 1909 in der Stadt Samokov. Der Verf. gibt uns eine vollständige und erschöpfende Biographie Šapkarevs (S. 476—486), er zeigt die Entwicklung seiner folkloristischen Interessen auf (S. 487—502) sowie die Geschichte und das Erscheinen seines großen Sammelwerkes an Liedern, Erzählungen, Beschreibungen von Trachten und Gebräuchen, Rätseln, Sprichwörtern, Sagen, Volksmedizinen u. dgl. Der restliche Teil stellt einen Überblick über die Materialien des Sammelwerkes dar und eine Beurteilung dieser Materialien vorwiegend in sprachlicher Hinsicht. Außerdem wird auch eine systematische Übersicht gegeben, die in gewissen Fällen als Inhaltsverzeichnis dienen kann. Auf Grund der Leistungen Šapkarevs hebt der Verf. mit vollem Recht dessen Bedeutung für unsere Ethnographie hervor: er war der erste, der ein spezielles Sammelwerk von Volkserzählungen bei uns herausgab, die dabei mit den unerläßlich notwendigen Angaben über ihr örtliches Vorkommen und den Gewährs-

mann versehen sind. Außerdem sind die Eigentümlichkeiten des Dialekts mit Genauigkeit aufgezeichnet.

Razbojnikov, Anastas Sp.: Obezbălgarjavaneto na Zapadna Trakia 1919—1924 (Die Entbulgarisierung Westthrakiens 1919—1924). Sofia 1940, 8°, 131 S. × 1 Karte. Herausgegeben vom Thrakischen wissenschaftlichen Institut (Trakijskiat naučen institut).

Das neueste Werk über die bulgarisch-thrakischen Gebiete ist die Arbeit von A. R., der ein echter Sohn Thrakiens und ein bekannter bulgarischer Geograph und Kenner der Wesensart und Lebensweise der Bevölkerung Thrakiens ist. In diesem Werk gibt er uns eine detaillierte Darstellung des sogenannten „Westthrakiens", d. i. des Landes zwischen der Küste des Ägäischen Meeres, dem Unterlauf des Flusses Mariza, den Südabhängen der Rhodopen und dem Unterlauf des Flusses Struma. Der Verf. zeigt uns auch die Nationalitätenverhältnisse in diesem Gebiet, in welchem sogar nach der Zählung der französischen Behörden im Jahre 1920 die bulgarische Bevölkerung überwog (80,893 Bulgaren, 73,220 Türken und 51,706 Griechen — S. 28). Den größten Teil des Werkes macht eine Untersuchung über die Leiden der bulgarischen Bevölkerung Westthrakiens aus. Diese ist außerordentlich wertvoll, nicht nur um den Bestand des bulgarischen Elements festzustellen und näher kennenzulernen, sondern auch um das bulgarische Nationalbewußtsein und die Widerstandskraft des bulgarischen Volkes in diesen Gebieten besser kennenzulernen. Am Schluß befindet sich eine anschauliche Karte, auf welcher die Richtungen verzeichnet sind, nach welchen die Bulgaren von den ägäischen Inseln und aus dem Inneren Griechenlands vertrieben wurden. Hiezu muß man erwähnen, daß sich diese Karte nach den Enthüllungen, die nach dem Eindringen der deutschen Armee erfolgten, als vollständig zutreffend erwies.

Hadžijski, Ivan: Bit i dušnost na našia narod. I. Părvobitnost, Seljačestvo (Lebensart und Seelenleben unseres Volkes. I. Primitivität, Bauerntum), Sofia 1940. Herausgegeben von Hemus, IV + 176 S.

Das Werk ist mit einem für den Verf. außerordentlich schmeichelhaften Vorwort von Prof. D. MIHALČEV eingeleitet. Der Verf. ist ein junger Jurist, der auch philosophisch vorgebildet ist, ein ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift Philosophische Übersicht (Filosofski pregled), Sofia. Ausgehend von der Grundauffassung, daß die Wesenshaltung des Menschen weitgehendst beeinflußt wird durch die allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse, das heißt, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse das Wesen und Verhalten des einzelnen Individuums (S. 20) bestimmen, beginnt der Verf. mit der gesellschaftlichen Struktur des bulgarischen Volkes in der Vergangenheit. Eine typische Form findet er in dem Gemeinschaftsleben der Sippe, mit anderen Worten in der „Sippengemeinschaft" eines ausschließlichen Bauerntums bei uns (S. 14, 92—96). Er analysiert die wirtschaftliche Unkompliziertheit dieser Vergangenheit und schließt daraus auch auf eine große Primitivität der gesellschaftlichen Struktur. Und von diesem im höchsten Grade elementaren Wirtschaftsleben sowie den gesellschaftlichen Verhältnissen hängt auch ein ausgesprochen elementares Seelenleben ab. Dies erstreckt sich bis zu dem Streben nach einer passenden Gründung eines Hausstandes bzw. einer Verheiratung, bis zur Schaffung der Nachkommenschaft. Es ist aus der Genügsamkeit ersichtlich, mit der der notwendigste Nahrungsbedarf gedeckt wird, die notwendigsten Bequemlichkeiten im Haus und die notwendigsten Arbeitsgeräte angeschafft werden.

Ästhetische Bedürfnisse sind ebenfalls sehr gering. Die Bekleidung ist unkompliziert in der Form und im Aufputz, Probleme über den Aufbau der Welt und der in ihr vorkommenden Dinge existieren nicht, ein Streben über den Gesichtskreis des Heimatdorfes hinaus fehlt gänzlich. Demzufolge ist auch die historische Erinnerung des Volkes gering oder fast überhaupt nicht vorhanden.

All das bringt der Verf., indem er fortwährend Parallelen zwischen den einzelnen Momenten im gesellschaftlichen und geistigen Leben, wie auch zwischen der materiallen Kultur, einerseits beim heutigen zivilisierten Menschen, anderseits bei der dörflichen Bevölkerung zieht. Während er sich, was das moderne Leben betrifft, in der Mehrheit der Fälle seiner eigenen Anschauungen und des selbst Erlebten be-

dient, sowie auch der charakteristischen Erscheinungen in der Presse und überhaupt im kulturellen und wirtschaftlichen Leben, zieht er, was das Dorf betrifft, außer einigen persönlichen Anschauungen auch verschiedene wissenschaftliche Beiträge über das Wesen und die Lebensweise des Volkes heran. Hiebei nimmt er seine Beispiele sehr oft aus dem Volkslied, aus Volksanekdoten und Redensarten.

Im allgemeinen erweckt die Arbeit den Eindruck, daß ihr Verf. über eine große Schärfe des Blickes verfügt. Er besitzt in der Tat die Gabe, gewisse Dinge tiefer zu sehen. Doch dieses Eindringen und Vertiefen erschöpft sich, sobald er vor die Notwendigkeit gestellt wird, seine Grundlinie zu verlassen, die man als materialistisch bezeichnen kann. Der Materialismus hindert den Verf., seine Intuitionen auch in den Fällen der religiösen oder magischen Erscheinungen des Volkslebens zum Ausdruck zu bringen. Alles Geistige des Menschen faßt er darin zusammen: „Das Vergleichen und Gegenüberstellen waren die Ausgangspunkte der Handlungsweise des primitiven Menschen, sie wiesen ihn an, sich die Kräfte der Welt nutzbar zu machen, sie zu begründen." Der Verf. dachte, daß mit dem Vergleichen und Gegenüberstellen eine Begründung gegeben wird. Auf diese Weise schließt er alle anderen geistigen Eigenschaften bzw. Qualitäten des primitiven Menschen aus und läßt nur die reine Vernunft gelten. Es scheint für den Verf. der Umstand eines kollektiven Inerscheinungtretens der Seele beim primitiven Menschen, welches auch allen zeremoniellen, magischen oder gesellschaftlichen Handlungen beim dörflichen Volk Form und Sinn gibt, nicht zu existieren. Und diese Kollektivität der primitiven Überlegung kommt bei ähnlichen Erscheinungen auch sogar bei den zivilisiertesten Schichten vor, wenn sie bewußt oder unbewußt irgendwelchen abergläubischen Vorstellungen recht geben.

Der Verf. verliert bei seiner materialistischen Darlegung das Maß für die erwiesene Kraft des künstlerischen Inhalts der Volkslieder, d. i. der Bilder, Vergleiche, typischen Ausdrücke u. dgl. oder der Volksanekdoten, Sprichwörter usw. Der absolute Wert, den der Verf. der zu betrachtenden Arbeit diesen Beispielen gibt, trägt zu einem geistreichen Stil bei, für den H. eine gewisse Schwäche hat. Doch auch dies gereicht dem wissenschaftlichen Wert der Arbeit selbst zum Nachteil.

Arnaudov, Ilia: Narodouka i narodna pĕsen v Germania (Volksbildung und Volkslied in Deutschland). Sofia 1941, 109 S.

Der Verf. dieses Buches, ein Fachmann auf dem Gebiete des Theaterwesens und der Musik, hatte die glückliche Idee, die bulgarische Öffentlichkeit mit der deutschen Ethnographie auf einem gewissen Gebiet ausführlicher bekannt zu machen. Die Arbeit hat den Charakter eines historiographischen Kommentars. Der Verf. berührt zuerst die Erscheinungen, die im Mittelalter die Bildung bzw. Aufklärung des Volkes beeinflußten, sämtliche Einflüsse in dieser Beziehung von seiten der französischen und englischen Literatur auf den deutschen Geist, er unterstreicht die Bedeutung HERDERS, der Brüder SCHLEGEL, JOS. GÖRRES', der Brüder GRIMM und UHLANDS. Hierauf verweist er speziell auf den musikalischen Faktor in der deutschen Folkloristik. Indem er die Stellung des Volksliedes im gegenwärtigen Deutschland einer Betrachtung unterzieht, verweilt er auch bei den Ansichten eines HANS NAUMANN, HANS MERSMANN und anderen Theorien und Ansichten.

Die ganze Arbeit stellt eine gedrängte Kompilation über die Entwicklung und die einzelnen Richtungen der deutschen Volksbildung dar, über ihre wegweisenden Anfänge, über die verschiedenen Ansichten bzw. Gesichtspunkte der Betrachtung des Volkslieds und über den Anteil desselben am Aufbau der heutigen deutschen Weltanschauung, welche die gesunden Volkskräfte durch Hebung des kulturellen Wohls des Volksganzen pflegt und entwickelt.

Das Buch ist verhältnismäßig populär geschrieben und ließe sich mit großem Vergnügen lesen, wenn es der Verf. in einem besseren bzw. richtigeren Bulgarisch geschrieben hätte.

Penkov, Ign.: Grad Trojan (poselištno-stopanski čărti). (Die Stadt Trojan. Wirtschaftliche Siedlungsforschung.) Sofia 1941, 8°, 68 S. Herausgegeben von der Populären Bank in der Stadt Trojan (Populjarnata banka v gr. Trojan).

Diese typisch anthropogeographische Studie, deren wir auch für andere Siedlungen und Gegenden etliche haben, trägt die Merkmale einer breiteren Betrachtung

auf diesem Gebiet. Doch wird der physischen Beschreibung der Ortslage verhältnismäßig wenig Platz eingeräumt. In dem Abschnitt, in welchem der Verfasser die anthropogeographischen Besonderheiten (S. 9—37) beschreibt, unterzieht er die Physiognomie der Stadt sowie der Sippenverhältnisse bei der Bewohnerschaft einer eingehenden Betrachtung. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, denen das letzte Kapitel gewidmet ist, sind ebenfalls sehr ausführlich behandelt (S. 38—65). So ist diese Studie auch für den Ethnographen von großem Interesse, da man aus ihr nicht nur Tatsachen hinsichtlich der Volkskultur entnehmen kann, sondern weil sie richtungweisend auch für gewisse, die Lebensart und das Wesen der Bevölkerung betreffende Untersuchungen ist.

Gunda, Béla: A Déli Karpátok roman népi müveltségének balkani kapcsolátaról (Über die balkanischen Zusammenhänge mit der rumänischen Volkskultur der Südkarpaten). Sonderdruck aus „Ethnographia-Népélet", Budapest, LII, N 1, 1941, S. 37—43.

Der junge ungarische Ethnograph, Dozent Gunda Béla, dringt immer mehr in die Probleme der balkan-karpatischen Zusammenhänge der Volkskultur ein. Wir wollen hier einige seiner Beiträge in dieser Richtung anführen: Stara hrvatska ognjišta uzduž Drave (Alte kroatische Feuerstätten (Herde) längs der Drau) im Organ des Ethnographischen Museums in Agram (Vjesnik etnografskog Muzeja u Zagrebu), Bd. I (1935), S. 87—97; ferner Jugoslovenski sastavni dijelovi u materijalnoj etnografiji Madžara (= Südslawische Bestandteile in der materiellen ungarischen Volkskunde) in Vjesnik etnografskog Muzeja u Zagrebu, Bd. II (1936), S. 29—39 und 282—347; Délkeleteuropai kulturréteg a magyar népi mezögazdalkodás szerszámanyagában (Südosteuropäische Kulturschichten im Gerätmaterial der ungarischen volklichen Landwirtschaft), Néprajzi Értesítő, Budapest, XXIX (1937), S. 253—263; Összehasonlíto néprajzi jegyzetek (Vergleichende ethnographische Bemerkungen), Néprajzi Értesitö, Budapest XXX (1938), S. 262—266, XXXI (1939), S. 229—231. Doch sind dies nur Etappen zu seinen ausgedehnten ethnologischen Forschungen, die ihren Ausgang von der mitteleuropäischen Kultur nehmen, wie dies aus seinen anderen Arbeiten ersichtlich ist. In der hier zu besprechenden Forschungsarbeit unterzieht G. B. folgende in den Südkarpaten vorkommenden Gegenstände einer eingehenden Betrachtung: 1. Kuppelförmige Steinhütten der Schafhirten, 2. eine Art Holzbecher, die von den Schafhirten verwendet werden, 3. Hirtenhütten, die auf Schlitten transportiert werden, und 4. Körbe zum Brechen des Maises. Der Verf. zeigt eine umfassende Kenntnis der geographischen Verbreitung dieser Erscheinungen in der Volkskultur, die wir nicht nur nördlich der Donau in den rumänischen und ungarischen Gebieten finden, sondern auch im Süden, auf der Balkanhalbinsel. Natürlich wären wir in der Lage, ergänzend noch zahlreiche Tatsachen hinzuzufügen, besonders was die runden, steinernen Hütten bei den Hirten betrifft, ferner Material zu den übertragbaren Hütten der Hirten, zu den übertragbaren Getreideschuppen, die auf Schlitten aufgestellt sind. Doch all das ändert nichts an der Richtigkeit der kulturhistorischen Interpretation, die G. B. den Dingen gibt. Seine Gesamtauffassung, daß sowohl die zwei Typen von Hirtenwohnstätten wie auch die bezeichnende Form des hölzernen Bechers und des Korbes zum Maisbrechen von den rumänischen Hirten nach Norden gebracht wurden, ist vollkommen richtig, da diese rumänischen Hirten sich Jahrhunderte lang in der genannten Richtung bewegten. Dies stimmt mit der historischen Wahrheit von den balkanischen Zusammenhängen des rumänischen Hirtenvolkes überein. Wenn man die Bezeichnungen zahlreicher Gegenstände aus dem wirtschaftlichen Leben und Hausartikel beim heutigen rumänischen Volk einer Untersuchung unterzieht, kann man ganz deutlich ihren slawischen Ursprung aus den Gebieten südlich der Donau feststellen.

Mit der vorliegenden, sowie den oben erwähnten Arbeiten dringt G. B. ein gutes Stück erfolgreich weiter auf dem Wege zu einer breiteren Balkanologie auf ethnographischer Grundlage.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf eine sehr interessante Abhandlung über frühere und spätere ethnographische Feststellungen von Slaven selbst südlich der Donau hinweisen, deren Anwesenheit man aus ähnlichen typologischen und terminologischen Feststellungen erschließen kann. Es ist dies die Untersuchung von

Professor Dr. M. GAVAZZI aus Agram in seinem Bericht „Problem karakterističnog razmještaja nekih etnografskih elemenata na Balkanu (Problem der charakteristischen Verteilung einzelner ethnographischer Elemente am Balkan), in: Sbornik na IV. Kongres na slavjanskitě geografi i etnografi v Sofia, 1936 (Sammelwerk des IV. Kongresses der slawischen Geographen und Ethnographen in Sofia, 1936), S. 231—236.

Sofia. HR. VAKARELSKI.

Caspers, H.: Entwicklung und Stand der zoologischen Forschung in Bulgarien. Biologe X, 169—181, 1941.

Enthält einen Hinweis auf größtenteils noch unveröffentlichte Untersuchungen M. POPOWS zur Anthropologie der Bulgaren, die sich auf über 100.000 Messungen, daneben 20.000 Blutproben stützten. Ein zusammenfassendes Buch POPOWS wird für 1943 angekündigt.

Vogt, H. und Daissky, A.: Balneologisch-bioklimatische Skizze Bulgariens. „Balneologe" 8, 129—157, 1941.

Die Verf. besuchten Bulgarien als das Land einer alten Volks- und Bauernbadekultur auf einer Studienreise im August 1940 und geben hier den ersten wissenschaftlichen Bericht über die Bäder des Landes in deutscher Sprache. Die allgemeine Bedeutung Bulgariens für die Geschichte des Bäder- und Quellenwesens wird hervorgehoben. So birgt z. B. der Boden Hissars, wo 16 bedeutende Thermen entspringen, „in einem kaum vorstellbaren Maße" reichste Spuren der thrakisch-mazedonischen, der griechisch-römischen, der byzantinischen und späteren Zeit. Eine über 6 Druckseiten laufende Tabelle der bulgarischen Mineralquellen in einer neuzeitlichen quellenchemische und badetherapeutische Gesichtspunkte berücksichtigenden Bearbeitung von ASMANOFF erleichtert wie die balneogeologische Karte von G. WASILEFF und die Karte der klimatischen Einflußgebiete Bulgariens nach KIROFF den Überblick über die Heilschätze dieses Landes, die von der Bevölkerung in erstaunlich hohem Umfang genutzt werden. So wurden im Badehaus von Küstendil 1930 300.858 Besucher gezählt. Die Heilwirkungen der heißen Quellen richten sich vorwiegend gegen rheumatische, neuralgische und gichtische Leiden und gegen Frauenkrankheiten (Menstruationsstörungen, Sterilität). Die bulgarische soziale Medizin nimmt die Neigung des Volkes zur Bäderbehandlung wahr: die Amtsärzte sind zu 5stündiger Sprechstunde für die Besucher verpflichtet.

Pfeil, E.: Bulgarien. Arch. f. Bevölk.-wiss. XI, 135—140, 1941.

Ein bevölkerungswissenschaftlicher Überblick über Bulgarien, das nach dem Hinzukommen der Süddobrudscha 6,7 Millionen Einwohner umfaßt. Bis 1935 hatte Bulgarien viel höhere Wachstumsraten als Westeuropa, es zeigt jedoch jetzt schon ein stetiges Absinken der Geburtenzahl. Für 1939 gelten folgende Zahlen (aufs Tausend der Bevölkerung: Geburten = 21,1; Sterbefälle = 13,2; Geburten-Überschuß = 7,9. Die höchste Fruchtbarkeit weisen die 20- bis 24jährigen Frauen auf (in Westeuropa die 25- bis 29jährigen). Der Frauenüberschuß ist relativ niedrig, die Ledigenzahl die niedrigste in Europa. Von 1899/1902 bis 1925/1928 stieg die durchschnittliche Lebenserwartung im männlichen Geschlecht von 39,99 Jahre auf 45,9 Jahre. Wenn die Verf.n schreibt, daß Bulgarien in rassenkundlicher Beziehung „nicht genügend erforscht" sei, so muß auf die Arbeiten WATEFFS hingewiesen werden (vgl. SOF. V, S. 742, 1940/41), denen Untersuchungen an vielen Tausenden von Bulgaren zugrunde liegen und die Bulgarien zum bestuntersuchten Land des Südostens machen.

Batschwaroff, W.: Ärztliches aus Bulgarien. Dtsch. med. Wschr. 67, 408—409, 1941.

Kurze Angaben über das bulgarische Gesundheitswesen: Krankenbehandlung der minderbemittelten Bevölkerung, Beratungsstellen für Schwangere und Säuglinge und Einrichtungen zur Tuberkulosebekämpfung, Sanierung der Malariagebiete an der Küste des Schwarzen Meeres und an der Donau; endlich über die im Aufbau

begriffene zahnärztliche Versorgung der Bevölkerung und den Beginn des Gesundheitswesens in der wieder bulgarisch gewordenen Süddobrudscha. Ende 1939 wurden 3127 Ärzte bei einer Bevölkerung von 6,3 Millionen gezählt. Inzwischen zeigt die Bevölkerung 3,3% Zunahme, die Anzahl der Ärzte jedoch 15% Zunahme. In den Städten kommt auf 570 Einwohner ein Arzt, auf dem Lande erst auf 7443 Einwohner. Wie stark die Beziehungen zu deutschen Universitäten sind, zeigt die Zahl der Ärzte, die im Deutschen Reich und im ehemaligen Österreich studiert haben: es sind zusammen 973, also fast ein Drittel der bulgarischen Ärzteschaft.

Hadžiolov, Ch.: Das Gesundheitswesen in Bulgarien. Lpz. Vjschr. f. Südosteur. 5, 104—109, 1941.

Nach kurzem Überblick über die Entwicklung des bulgarischen Gesundheitswesens in der 60jährigen Zeit der nationalen Unabhängigkeit nach der türkischen Herrschaft, während deren fast nur die Volksheilpraktiker (Chekimi) ihre Tätigkeit ausübten, erfolgt eine Schilderung der gegenwärtigen Organisation. 8 staatliche Gebietsärzte überwachen die Durchführung des „Gesetzes über die Volksgesundheit" vom Jahre 1929. 75 staatliche Krankenhäuser mit 8644 Betten stehen zur Verfügung. Besonders ausgebaut ist der Dorfgesundheitsdienst, da 80% der Bulgaren zur ländlichen Bevölkerung zu rechnen sind. Tuberkulose und Malaria haben größere, die Geschlechtskrankheiten, Krebs und Alkoholismus geringere Bedeutung. 1937 mußten 117 Dörfer mit 874.984 Einwohnern als „malariagefährdet" bezeichnet werden! Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten wird durch ein besonderes Gesetz vom Jahre 1936 geregelt. Der Geburtenüberschuß ist noch zufriedenstellend: 1927/36 betrug er 13,5 aufs Tausend der Bevölkerung (Deutsches Reich 5,8 aufs Tausend). Die Schrifttumshinweise nennen vor allem die bulgarischen amtlichen Veröffentlichungen (Gesundheitsstatistik u. a.).

Breslau. HANS GRIMM.

Anderson, Oskar N.: Struktur und Konjunktur der bulgarischen Volkswirtschaft. (Heft 52 der Kieler Vorträge, gehalten im Institut für Weltwirtschaft an der Universität Kiel, herausg. v. Dr. ANDREAS PREDÖHL.) Jena, Gustav Fischer, 1938, 18 S.

Vorliegende Abhandlung, die auf vielseitiger Sachkenntnis und eingehenden statistischen Untersuchungen aufbaut, bietet uns eine wertvolle Bereicherung der Einzeldarstellungen über die volkswirtschaftlichen Belange der südosteuropäischen Länder. Besonders erwähnt seien die demographischen Betrachtungen (S. 5 ff.) als Grundlage zum Verständnis der wirtschaftlichen Struktur Bulgariens.

München. F. AUBELE.

XI. Ukrainische Gebiete

„Zbirnyk Ukrajinśkoho Naukovoho Instytutu v Ameryci" (Sammelschrift des Ukrainischen Wissenschaftlichen Instituts in Amerika). Prag 1939, 252 + 2 unn. S.

Der Sammelband besteht aus Arbeiten der Ukrainer, die in Europa leben, zum großen Teil in Prag. Es gibt nicht wenig wissenschaftliche Probleme, die die Ukrainer in Amerika (vor allem in Kanada) betreffen; leider fanden sie in diesem Bande keinen Platz. Ansonsten handelt es sich um eine recht interessante und vielseitige Sammlung, die vorwiegend die Ukrainekunde betrifft. Wir wollen unsere Aufmerksamkeit nur den ukrainekundlichen Arbeiten dieses Bandes widmen.

M. ANDRUSJAK schreibt über die „Ukrainische Historiographie" (5—24). Wozu diese populäre Skizze nötig war, ist nicht leicht zu ersehen. Man hätte hier gerne ein paar Worte über die neuen Werke, die nach dem Erscheinen der beiden ukrainischen Historiographien (DOROŠENKO 1923, BAHALIJ 1923—1930 nicht vollendet) hinzugekommen sind, gesucht. Statt dessen findet man hier aber nur die trockene Aufzählung der Institutionen, Buchreihen und Zeitschriften, die der ukrainischen Geschichte ihre Aufmerksamkeit widmen. — O. HAJMANIVśKYJ bietet „Bemerkungen zu einer Charakteristik der Hauptzüge des ukrainischen Rechts der Zeit von Ruskaja Pravda" (25—45): hier finden wir lose, zum Teil interessante Bemerkungen zu ein-

zelnen Fragen, ein Gesamtbild fehlt; nicht annehmen kann ich den Standpunkt des Verf., welcher glaubt, daß „zu den alten Zeiten (also im 10.—11. Jh.) es wenig Begriffe und Worte gab" (29), sie waren vielmehr vielleicht zahlreicher als jetzt, es waren aber andere. — Interessant ist die Studie S. NARIŽNYJS über „Die Rechtsprechung und die Strafen in Zaporožja" (46—75). Diese Studie ist auch einzeln erschienen und ist in SOF. bereits besprochen (V, 1940, Heft 4, S. 1036/37). — M. MUCHIN schreibt mehr publizistisch als wissenschaftlich über I. Franko als Kritiker der politischen Ansichten M. Drahomanovs" (76—109). Der Verf. hat schon in einigen Arbeiten den Ruhm M. Drahomanovs, des bedeutenden Vertreters des sozialistisch-liberalen Gedankens in der ukrainischen Öffentlichkeit am Ende des 19. Jh.s, zu zerstören versucht: seine Ausführungen litten aber an dem bekannten logischen Fehler — „qui nimium probat, nihil probat"; auch hier beweist M. Muchin zu viel, indem er beinahe bereit ist, Drahomanov jedes ukrainische Nationalgefühl abzusprechen. Man kann dem Verf. folgen, wenn er beweist, daß Drahomanovs Ideale unserer Gegenwart nicht entsprechen, man muß aber völlig unhistorische Gesichtspunkte geltend machen, um die Bedeutung Drahomanovs für seine Zeit so zu vermindern, wie das in dem vorliegenden Aufsatz (wie auch in den früheren Aufsätzen des Verf.) geschieht. Eine Vorliebe für die starken Ausdrücke macht die Ausführungen des Verf. nicht überzeugender — darf man etwa wirklich einem für seine Zeit besten Kenner der altrussischen und altukrainischen Literatur, A. PYPIN, „Analphabetismus" vorwerfen? — es genügte völlig, wenn der Verf. seinen einseitig russischen Standpunkt betont hätte. Darf man einen russisch orientierten Ukrainer, D. OVSJANYKO-KULYKOVŚKYJ als einen „Großrussen" (z moskovśkych kol) bezeichnen? und im Zusammenhang damit Drahomanov einen „typischen Großrussen" (typovyj rosijanyn) nennen? Das sind publizistische Stilblüten, die das Verständnis Drahomanovs und seiner Wirkung nur erschweren . . . — Sehr gut ist die kurze Übersicht der „Westlichen Einflüsse in der ukrainischen Baukunst des 10.—13. Jh.s" von Frl. L. KRASKOVŚKA (110—128): Die Ausführungen geben eine gute Zusammenstellung des bis jetzt Bekannten. — Der wertvollste Beitrag auf dem Gebiete der Ukrainekunde in diesem Bande ist der O. KANDYBAS: „Die älteste gemalte Keramik in Galizien" (128—157): der Verf. bietet eine gute kritische Zusammenstellung des zerstreuten Stoffes und eine ausgezeichnete Auswahl aus dem illustrativen Material. — Nur als mißlungen kann man den kurzen Aufsatz von JE. ONAĆKYJ über den „bösen Blick" — „Zuročennja" bezeichnen (158—167); der Verf. hat nur völlig ungenügenden Stoff, und noch ungenügender als sein ukrainischer Stoff ist die Heranziehung nichtukrainischer Parallelen. Gerade auf dem Gebiete der Volkskunde ist der Überblick des Stoffes dank der ausgezeichneten Behelfe wirklich nicht schwer. Kennzeichnend für den Aufsatz ist es, daß der Verf. von den beiden ukrainischen Bezeichnungen für die Wirkung des bösen Blicks nur einen „uroky" kennt, und das nicht weniger verbreitete Wort „prystrity" gar nicht erwähnt! — Interessant ist die kleine beschreibende Monographie des „sozialwirtschaftlichen Lebens des Dorfes Iza in der Karpatenukraine" (168—211) von M. KUŠNIRENKO, die Arbeit bringt vorwiegend neuen selbstgesammelten Stoff. — Nach drei Arbeiten aus dem Gebiet der exakten Wissenschaften und der Technik (von P. HERASYMENKO, M. ZAJCIV, N. HNATJUK) folgt noch eine kurze Übersicht der Arbeit der Prager Ukrainischen historisch-philologischen Gesellschaft (244—249) von S. NARIŽNYJ (auch einzeln erschienen und in SOF. V, 1940, Heft 4, bereits besprochen).

Die Ukrainer aus Amerika haben bei der Herausgabe des Sammelbandes, wie es scheint, vorwiegend die materielle Seite bestritten. Man kann ihnen dafür dankbar sein, denn wir finden in dem Sammelband einige durchaus wertvolle ukrainekundliche Arbeiten. Es wäre aber nicht weniger wichtig, wenn man endlich auch verschiedene Seiten des ukrainischen Lebens in Amerika wissenschaftlich beleuchtet hätte: erinnern wir uns nur an das so wichtige Thema, wie z. B. die Sprachentwicklung in der Fremde unter dem Einfluß der fremdsprachigen Umgebung vor sich geht.

Halle/S. D. TSCHIŽEWSKIJ.

Harmatta, Joh.: Quellenstudien zu den Skythika des Herodot. Magyar-görög tanulmányok (Ungarisch-griechische Studien), herausgeg. von J. MORAVCSIK, Heft 14. Budapest, Griechisches Institut der Universität, 1941, S. 70.

Von der sonstigen Darstellungsweise HERODOTS weicht seine Beschreibung der Skythen und ihrer Nachbarvölker auffallend ab. Herodots Hauptquelle ist die Periegese des HEKATAIOS. In welchem Maße nun Herodot diese Beschreibung benutzte und fallweise berichtigte, untersucht der Verf. In seinen Ausführungen zeigt er, daß Herodot genauere Kenntnisse von den Skythen hatte als sein Vorgänger Hekataios. Dieser dürfte nur über die Küstenvölker besser unterrichtet gewesen sein, während Herodot dank eines Aufenthaltes am Pontus die Möglichkeit hatte, bei Kaufleuten und Händlern über die Völker des Binnenlandes zuverlässigere Nachrichten einzuholen. Auf Grund seines besseren Wissens war Herodot in der Lage, das geographische Bild des Hekataios in wesentlichen Punkten zu berichtigen und zu erweitern. R.

Hnatyšak, M.: Istorija ukrainskoji literatury. (Geschichte der ukrainischen Literatur.) Heft I, Prag 1941, Verlag Juryj Tyščenko, Klein-8°, S. 132.

Ein vor kurzem verstorbener ukrainischer Literaturhistoriker (zuletzt war er Lektor des Ukrainischen an der Universität Wien) hat leider von der geplanten Literaturgeschichte in einigen Lieferungen nur die erste Lieferung fertig schreiben können. Es ist ein Versuch einer populären Darstellung der ukrainischen Literaturgeschichte bis zum 16. Jh. Der Verf. beginnt mit einer kurzen theoretischen Betrachtung, in der er sich als Vertreter des gemäßigten Formalismus zeigt. Allerdings mißt er den ideologischen Elementen eine genau so große Bedeutung wie dem formellen Aufbau des Werkes zu. Das vorliegende Heft enthält auch eine allgemeine Einleitung zum ganzen, leider nicht ausgeführten Werk, wobei ich besonders hervorheben möchte, daß der Verf. in der Periodisierung der ukrainischen Literaturgeschichte die neuesten Arbeiten und Versuche berücksichtigt. Den Zeitabschnitt, den er im ersten Heft behandelt, teilt er in drei Perioden auf: 1. der altukrainische Stil, 2. der byzantinische Stil und 3. der spätbyzantinische Übergangsstil.

Wenn ich die grundsätzliche Einstellung des Verf. durchaus begrüße, so kann ich mich leider lange nicht mit allem, was in den weiteren Teilen des Heftes enthalten ist, einverstanden erklären. Seltsamerweise behandelt der Verf. in einem ziemlich langen Abschnitt (S. 35—67) über den altukrainischen Stil nichts anderes als ... die ukrainische Volksdichtung. Ich glaube, wie die meisten Literarhistoriker, die der Verf. mit einigen kurzen Sätzen abtut (seltsamerweise nimmt er als Ziel für seine Angriffe den tschechischen Literaturhistoriker A. NOVÁK, der sich nie speziell mit der Volksdichtung beschäftigt hat, statt sich mit den Ansichten der Fachvolkskundler auseinanderzusetzen), daß die ukrainische Volksdichtung genau so wie die Volksdichtung aller europäischen Völker in ihrer heutigen Form von keinem beträchtlichen Alter ist. Für die ukrainische Volksdichtung, wie wir sie heute kennen, ist vielmehr die ukrainische Barockdichtung von einer solch maßgebenden Bedeutung gewesen, daß man kaum an die Existenz der Volksdichtung in ihrer heutigen Form im 16. Jh. denken darf. Der Verf. aber verlegt sie doch ohne Bedenken ins 10./11. Jh.! Legt man einen großen Wert, wie der Verf. es tut, auf die stilistische Analyse der Volksdichtung, so kann man noch viel weniger an die Altertümlichkeit der Volksdichtung glauben: die Sprache ist unauflöslich mit dem dichterischen Stil verbunden, und für mich kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die fortwährende Modernisierung der Sprache der Volksdichtung auch jeweils die völlige Umgestaltung der dichterischen Form mit sich gebracht hat. So sind die ganzen Analysen des Verf. in diesem Kapitel nicht die Analysen des „altukrainischen" dichterischen Stils, sondern die Analysen des Stils der heutigen ukrainischen Volksdichtung, und diese Dichtung trägt sicher unzählige Spuren der Einflüsse der Kunstdichtung von nicht weniger als 9 Jahrhunderten.

Sind meine Einwände gegen die weiteren Kapitel auch nicht von solchem grundsätzlichen Charakter, so scheint mir jedenfalls, daß diese Kapitel ihrer Form nach dem Verf. nicht sehr gut gelungen sind. Der Verf. zählt allerdings recht viele Denkmäler auf, kann sie alle aber nur in äußerster Kürze behandeln, da er noch gelegentlich auf die Geschichte der Forschung eingeht; so bleibt eigentlich für die von ihm beabsichtigte stilistische Analyse der Werke beinahe kein Raum mehr übrig. Ich halte übrigens auch die zu eingehenden Literaturhinweise in einem Buch von dieser Größe für nicht notwendig, um so mehr, als diese Literaturverzeichnisse nicht nur alte, sondern auch wissenschaftlich völlig veraltete Bücher enthalten.

Auch im einzelnen läßt sich über verschiedene Seiten sehr viel sagen. Ich will nur einige Beispiele anführen. Der Verf. glaubt, daß die sog. „Chodženie Bogorodicy po mukam" auf dem ukrainischen Boden den Charakter eines durchaus selbständigen Werkes angenommen hätte (S. 82). Das stimmt leider nicht. Der schöne Apokryph ist eine fast wörtliche Übersetzung aus dem Griechischen. Der Verf. behandelt u. a., wenngleich kurz, auch das großrussische Volksepos, was ja letzten Endes durchaus berechtigt ist, denn mindestens ein Teil der Gegenstände dieses Epos geht auf die Kiewer Zeit zurück. Leider aber bringt der Verf. in seiner Aufzählung (S. 100) die Namen der Kiewer Helden mit den Namen der Helden zusammen, die mit Kiew in der Fürstenzeit nichts zu tun haben. Hier finden wir den höchstwahrscheinlich finnischen Svjytogor, den Rjazanschen Aljoša Popovič, den wahrscheinlich Nowgoroder Solovej Budimirovič usf. Der Verf. behauptet sogar, die Bylinen „preisen besonders" den Fürsten Vladimir. Das ist natürlich nicht der Fall. Der Fürst erscheint im russischen Epos als eine ziemlich blasse und oft recht unsympathische Figur. Das wird uns aber weniger wundern, wenn wir die Literaturliste des Verf.s ansehen: hier wird keine einzige der grundlegenden Arbeiten der neuesten Forschung über Bylinen erwähnt, sondern nur die völlig überholten Arbeiten von L. MAJKOV (1863) und O. MILLER (1869). — Die Literatur der Fürstenzeit erscheint im Buche noch als eine Einheit: die großartigen Werke der Kiewer Zeit sprechen für sich selbst. Die Charakteristik der späteren Zeit ist viel weniger gelungen. Es ist nicht einmal klar, weshalb der Verf. den Stil dieser Zeit (14./15. Jh.) als „spätbyzantinisch" bezeichnet. Er spricht auch selbst, und zwar mit Recht, von den beträchtlichen Einflüssen des Westens auf die ukrainische Literatur jener Zeit. Leider ist dieses Kapitel auch sehr kurz. Wenn auch eine besonders große Anzahl von Werken hier zu behandeln war, so erfahren wir über diese (z. B. über ein solches außerordentlich vielseitiges Werk wie das Kiewer Paterikon) meist nur die Titel.

Wie ich schon hervorgehoben habe, fehlen in den Literaturverzeichnissen oft die wichtigsten Werke. Hier finden wir weder die bibliographische Übersicht der ältesten Literatur von NIKOŁSKY, noch die Arbeiten von SUCHOMLINOV und VINOGRADOV über Kirill von Turov, noch die Arbeiten von ISTRIN, die den Bestand der Altkiewer Literatur um so viel wertvolle Werke bereichert haben, noch das ausgezeichnete Buch von A. ORLOV über die altrussische Novelle usf. Statt dessen haben wir, wie gesagt, die Titel von zahlreichen alten Werken, die jetzt kein oder wenig Interesse haben können.

Ich will dem Buch nicht jede Bedeutung absprechen. Es genügt durchaus für die erste Information, wenn man auch in manchem Punkte leider nicht sehr genau über den heutigen Zustand der Forschung unterrichtet wird.

M. Antonovyč: Istorija Ukrajiny (Geschichte der Ukraine). Heft 2, Prag 1941, Verlag Juryj Tyščenko, Klein-8°, S. 80.

Inzwischen ist auch die zweite Lieferung der kleinen Geschichte der Ukraine erschienen, deren erste Lieferung schon in den SOF. besprochen wurde. Die zweite Lieferung umfaßt die sogenannte litauische Zeit (14.—16. Jh.). Der Stoff, der in diesem Heft dargestellt werden sollte, ist besonders mannigfaltig und kompliziert, da die Ukraine in sehr mannigfaltigen Beziehungen zum litauischen und später zum polnischen Staat stand. Der Verf. mußte daher auf die litauische und polnische Geschichte vielfach näher eingehen.

Im großen und ganzen ist das zweite Heft dem Verf. nicht weniger gelungen als das erste. Auch hier bringt der Verf. einen neuen Standpunkt zur Geltung. Er glaubt, daß man in die Geschichte jener Zeit nicht die moderne nationale Einstellung hineintragen darf und daß der „litauisch-russische" Staat eine historisch notwendige Form der nationalen Bestrebungen des ukrainischen Volkes darstellte. Auf diese Weise ist die politische Geschichte des litauisch-russischen Staates viel enger mit der Geschichte des ukrainischen Volkes verbunden, als das sonst in den Darstellungen dieser Epoche zu sein pflegt.

Im Gegensatz zum ersten Heft kann ich nur sehr wenig Einzelbemerkungen zum Inhalt machen. Sie betreffen vor allem wiederum das letzte Kapitel, das vom Leben und der Kultur der litauischen Zeit handelt. Der Verf. betont mit Recht die Bedeutung des Hussitentums im ukrainischen Geistesleben jener Zeit. Doch scheint es mir, daß er (wie ich schon in der Besprechung des ersten Heftes betont habe) die

Bedeutung des Christentums im Kulturleben der Ukraine sehr unterschätzt (vgl. S. 70). Wenn der Verf. die Rolle der ukrainischen Sprache in Krakau im 14/15. Jh. hervorhebt, so wäre es am Platze, daß er die viel größere Rolle des Tschechischen nicht außer Acht läßt. Bei der notwendigerweise sehr kurzen Behandlung der reformatorischen Bewegungen in Polen und Litauen durfte man die böhmischen Brüder nicht vergessen. Wiederum sehr gut ist das Literaturverzeichnis, in welchem nur die wichtigsten Werke in ziemlicher Vollständigkeit aufgezählt werden. Es fehlt hier allerdings die neueste und recht originelle Darstellung der ganzen Epoche von PRISELKOV (Moskau 1939). Die beiden weiteren Hefte sollen in der nächsten Zeit erscheinen.

Halle a. d. S. D. TSCHIŽEWSKIJ.

Gemeindeberichte der Schwarzmeerdeutschen 1848, bearbeitet von M. WOLTNER (Sammlung GEORG LEIBBRANDT, Bd. 4), Leipzig, S. Hirzel, 1941, 230 S. und 1 Karte.

Vor Beginn des Krieges mit der Sowjetunion hätte sich eine Anzeige dieser wichtigen Quellensammlung mit einem kurzen Hinweis auf den Inhalt und die Feststellung, daß die Bearbeitung sorgfältig und genau gewesen ist, begnügen müssen. Jetzt ist eine tiefere Stellungnahme möglich. Wer Gelegenheit hatte, während des Ostfeldzuges einen Teil der Siedlungen zu besuchen, von denen Berichte aus dem Jahre 1848 (veranlaßt durch den Staatsrat E. v. HAHN) vorliegen, kommt nicht um eine Reihe von Fragen herum — um Fragen, die auch in den Aufgabenbereich dieser Zeitschrift gehören.

Es ist bisher üblich gewesen, das „Rußlanddeutschtum" entweder als eine volksdeutsche Einheit für sich oder als eine Fortsetzung des nördlichen und mittleren Ostdeutschtums anzusehen. Erstere Ansicht orientierte sich an der staatsräumlichen Einheit „Rußland", die jedoch eine geschichtliche Größe der Vergangenheit ist. Konnte es bisher schon als fraglich angesehen werden, ob es richtig ist, deutsche Siedlungsgruppen, deren völkische Umwelt in den seltensten Fällen eine russische, sondern zumeist eine ukrainische, tatarische, georgische usw. war, „rußlanddeutsch" zu nennen, weil sie im Raum des früheren zaristischen Rußland und der späteren Union der Soz. Sow. Rep. lagen, so ist heute vollends klar, daß das Wort „Rußlanddeutschtum" gänzlich abzulehnen ist. Jene andere Ansicht hat siedlungsgeschichtlich viel für sich, gerade beim Schwarzmeerdeutschtum: wer einmal in Chortitza oder Neuosterwiak, in Alt-Danzig oder einer anderen westpreußischen Kolonie mit ihren Vorlaubenhäusern, ihrer plattdeutschen Mundart und ihren Orts- und Flurnamen aus dem Dreieck Danzig-Elbing-Marienburg gewesen ist, wird zugeben, daß der nordostdeutsche Einschlag hier recht groß ist. Er ist übrigens nicht bloß bei den mennonitischen Siedlungen und bei den luth. und kath. Dörfern mit westpreußischer Bevölkerung zu finden; auch bei einer ganzen Reihe Siedlungen mit südwestdeutscher Bevölkerung sind Einschläge aus dem mittleren und nördlichen Ostraum festzustellen, weil ihre Gründer sich einige Zeit im sogenannten Preußisch-Polen aufgehalten haben: die sippengeschichtlichen und die volkskulturkundliche Forschung wird erweisen, daß diese Kolonien nicht mehr „rein" südwestdeutsch sind. Wenn wir trotz dieser Bindungen die Gemeindeberichte in einer Zeitschrift, die sich der Südostforschung widmet, ausführlich anzeigen, so geschieht das aus drei Gründen:

1. Kulturgeographisch gesehen gibt es in den nördlichen Randgebieten des Schwarzen Meeres so viele Berührungspunkte mit den restlichen Küstengebieten, daß eine Trennung kaum möglich ist. Die innigen Beziehungen, die zwischen dem Deutschtum des Gebiets um Odessa und der Krim mit dem Bessarabien- und Dobrudschadeutschtum immer bestanden haben, zeigen das deutlich.

2. Die völkische Umwelt wird im wesentlichen durch das Ukrainertum gebildet. Das ukrainische Volk gehört jedoch seiner ganzen inneren Struktur, insbesondere seiner Rasse und seinem frühgeschichtlichen sozialen Aufbau nach, nicht mit den Moskowitern und den Weißreußen zusammen zu den sogenannten Ostslaven, sondern zu den Südslaven. Es weist größere Verwandtschaften zu Slowaken, Kroaten und Serben auf als zu den sogenannten Großrussen, mit denen es staatlich lange verbunden war. Gehört die Erforschung des Ukrainertums unzweifelhaft zu den Auf-

gaben der Südostforschung, so muß in ihr auch die Kunde vom Schwarzmeerdeutschtum ihren Platz finden.

3. Verwaltungsmäßig fällt jetzt ein Teil des Schwarzmeerdeutschtums (und zwar das südwestdeutsch bestimmte Gebiet westlich des Bug) zu Rumänien (Transnistrien) und damit in den Aufgabenbereich dieser Zeitschrift.

Vergleicht man die den Gemeindeberichten beigefügte (in der Beschriftung etwas primitive) Karte mit dem gegenwärtigen Bild, so fällt die außerordentliche Verschiedenheit auf: es sind nicht nur zahlreiche Tochtersiedlungen entstanden, sondern eine Reihe alter Kolonien in ihrer völkischen Struktur stark verändert und dafür neue Siedlungen aus wilder Wurzel — vor allem in den letztern 15—20 Jahren entstanden. So bestehen z. B. östlich Kirowo mehrere bedeutende deutsche Siedlungsgebiete, meist mit russischen Ortsnamen, zum Teil aber mit alten deutschen Ortsnamen, die jedoch nicht immer einen Rückschluß auf die Bevölkerung zulassen. So gibt es z. B. Dörfer mit typisch mennonitischen Namen, in denen keine Mennoniten mehr wohnen, usw.

Ein Teil der Gründer von Klosterdorf (Kostyrka) am Dnipro stammte aus Böhmen und Österreich.

Bemerkenswert ist der schweizerdeutsche Einfluß. Ein Teil der protestantischen Geistlichen (reformierte) stammte aus der Schweiz oder hatten doch in Basel studiert, eine Reihe bedeutender Männer der Laienwelt stammt von schweizerdeutschen Einwanderern ab, so (was W. nicht erwähnt) J. H. SONDEREGGER. Erfreulich sind in der Publikation die Anmerkungen und die Stichwortregister. Die in den Anmerkungen enthaltenen Schrifttumsverweise ließen sich noch ergänzen, so etwa durch überseedeutsche mennonitische Literatur, die Biographie von CORNIES aus der Feder von F. QUIRING (BEYER-LOHR, Große Deutsche im Ausland) und eine Reihe Reisebeschreibungen aus dem 19. Jh.

Die Gemeindeberichte bringen verhältnismäßig wenig Angaben über Schul- und Kirchenwesen, Sprachgebrauch u. dgl. Vielleicht hatten sich hier Ergänzungen durchführen lassen? Für die Sprachgeschichte der Mennoniten, der der jetzige Herausgeber der „Zeitschrift für Mundartenforschung" große Aufmerksamkeit gewidmet hat, ist nämlich ein richtiges Problem noch zu lösen: ich habe gelegentlich (BEYER, Aufbau und Entwicklung des ostdeutschen Volksraums, Danzig 1935) darauf aufmerksam gemacht, daß die Mennoniten ihre westpreußische Heimat in dem Augenblicke verließen, als sie von der holländischen Kirchensprache zur deutschen übergingen, anscheinend war in Chortitza das Plattdeutsche längere Zeit Schulsprache: es würde den Sprachwissenschaftler sicher interessieren, den Gang vom Holländischen über das Plattdeutsche zum Hochdeutschen genauer verfolgen zu können.

Zur Zeit im Felde. H. J. BEYER.

Siryj, J.: Z istoriji vydavnyčoji j knyharskoji spravy v Ukrajini (Zur Geschichte des Verlags- und Buchwesens in der Ukraine). Prag 1940, Verlag Jurij Tyščenko. A. ŽYVOTKO: **Presa Karpatskoji Ukrajiny** (die Presse der Karpathenukraine), Prag ohne Jahr (1940), Verlag Jurij Tyščenko, S. 20.

Die beiden Broschüren sind der ukrainischen Bibliographie gewidmet. J. SIRYJ gibt eine recht summarische Darstellung der Geschichte des ukrainischen Druckes. Von besonderer Bedeutung sind dabei die wenig bekannten genauen Angaben über die ukrainischen Bücher- und Zeitschriftenveröffentlichungen seit 1798. Leider reicht die statistische Darstellung nur bis zum Jahre 1916. — Die Arbeit von A. ŽIVOTKO ist eine sehr eingehende bibliographische Übersicht der Presse der Karpaten-Ukraine. Es sind dabei die Zeitschriften und Zeitungen in allen Sprachen (Ukrainisch, Russisch, Tschechisch, Ungarisch) berücksichtigt. In vielen Fällen muß der Verf. sich auf Angabe des Titels, der Erscheinungsjahre, des Erscheinungsortes und des Verlages beschränken. Aber in sehr vielen Fällen kann er auch nähere Daten über die Redaktion, die Mitarbeiter, das Format und den Umfang mitteilen. Die Bibliographie ist nach sachlichen Gebieten geordnet. Es ist aber sehr schade, daß die Numerierung nicht durchgehend, sondern in jeder einzelnen Rubrik für sich vorgenommen ist. Diese sehr wertvolle Bibliographie umfaßt über 150 Nummern.

Sičyńskyj, V.: Monumenta architecturae Ukrainae. Prag, Selbstverlag (1940), 4°, 8 S. und 64 Tafeln (mit 300 Abb.). Der Text in ukrainischer Sprache. — DERSELBE: **Dřevěné stavby v Karpatské oblasti** (Holzbauten im Karpatengebiet), Prag „Slavisches Institut" 1940 (Reihe „Carpatica", Bd. III), 216 S. (darunter 39 doppelseitige Tafeln mit 140 Abb.) und 16 Holzstiche von J. ŘEŘICH und eine Karte.

Der Verf., ukrainischer Kunsthistoriker, dessen Name dem deutschen Leser etwa aus seinen Beiträgen im Gutenbergjahrbuch bekannt ist und der sich vorwiegend als Historiker der ukrainischen Architektur und Graphik verdient gemacht hat, bietet in den beiden vorliegenden Büchern weiteren reichhaltigen Stoff zur Geschichte der ukrainischen Architektur und namentlich im zweiten Buch die Untersuchung einer wichtigen Teilfrage dieser Geschichte. Wie in allen Veröffentlichungen des Verf. stammt ein beträchtlicher Teil des Stoffes aus der Forschungsarbeit des Verf. selbst: seine Photographien, eigene Beschreibungen der unbekannten oder wenig beachteten Denkmälern, eigene erstmalige oder neue Messungen, die im Text und im reichen illustrativen Material der beiden Werke zu finden sind, machen diese Bücher als wichtige Quellenveröffentlichungen für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich. Man darf auch nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß der Verf., ein begabter Graphiker, im ersten Buch alle und im zweiten den größten Teil der Abbildungen selbst gezeichnet (oder abgezeichnet) hat, was etwa 400 Zeichnungen für beide Bücher ergibt und ein Zeugnis vom unglaublichen Fleiß des Verf., als Graphiker ablegt! Daß die beiden Bücher durchgehend vom Verf. selbst illustriert sind, erhöht außerdem ihren ästhetischen Wert, da der illustrative Teil einen sehr einheitlichen Charakter trägt.

Die „Monumenta" sind wohl zum Teil aus der Forschungsarbeit, zum Teil aus der pädagogischen Tätigkeit des Verf.s erwachsen (er ist Prof. des Hohen Ukrainischen Pädagogischen Instituts in Prag) und bieten zunächst den Studierenden, aber auch einem jeden Fachmann eine gute Stoffsammlung für die Geschichte der Baukunst auf dem ukrainischen Gebiet: der Verf. beginnt mit den griechischen Bauwerken auf dem ukrainischen Territorium (Tafel 1—5) und schließt das Buch mit der heutigen Architektur ab (60—64). Die übrigen 54 Tafeln sind der Architektur der Fürstenzeit (10.—13. Jh.), der „Übergangszeit" (Gotik und Renaissance, 13.—17. Jh.), dem ukrainischen Barock (17.—18. Jh.), den Holzbauten 16.—18. Jh.s) und dem Klassizismus gewidmet, nur eine Tafel bietet die Bilder zweier Denkmäler der „eklektischen" Zeit. Der begleitende Text ist sehr knapp (1 Seite!), aber sehr vielen Fragen hat der Verf. spezielle eingehendere Studien gewidmet (17 Titel nennt er selbst), so daß ein Fachmann sich die Vorstellung von seiner Auffassung der einen oder der anderen Frage machen kann. Man muß hervorheben, daß der Verf. kein Anschauungsbuch, sondern einen Behelf für das Studium schaffen wollte: so fehlen hier die bekannten Darstellungen der ukrainischen Architekturdenkmäler, die ihren ursprünglichen Stil nicht in reiner Form zeigen, sondern durch Umbauten. „Restaurierungen", spätere Abänderungen verdecken. Das Buch bietet auch eine große Zahl Grundrisse. die schönen Außenansichten fehlen nicht, sie haben aber mit Recht in diesem Studiumbuch keinen Vorrang vor diesem trockeneren Stoff erhalten. Wie ich höre, soll dieses nützliche Buch bald auch mit deutschem Begleittext erscheinen.

Das zweite Buch ist vor allem der rätselhaftesten Erscheinung der ukrainischen Architektur gewidmet — den ukrainischen Holzkirchen. Der Verf. fußt auch hier auf dem Material, das ihm aus Autopsie bekannt ist und zu dessen Erforschung er mit seinen früheren Arbeiten, wie auch mit diesem Buch nicht wenig beigetragen hat. Das Buch beschränkt sich allerdings nicht nur auf die Holzkirchen, sondern behandelt die Holzbauten im allgemeinen, neben den Kirchen auch das Bauernhaus und das städtische Holzhaus. Das erforschte Territorium umfaßt die Karpatenukraine, aber auch Galizien, die Bukowina und einen Teil der Slowakei; nur zu einem ganz unbedeutenden Teil liegen die untersuchten Bauten außerhalb des ethnographischen ukrainischen Territoriums. Zu der Frage der Bauernhausforschung trägt der Verf. nicht wenig bei; das städtische Holzhaus ist beinahe vollständig untergegangen, so daß der Verf. in diesem Kapitel zum großen Teil auf fremdem Material aufbauen muß. Nach einer kurzen methodischen Einführung (S. 17—26), deren Stärke die Kritik der einseitigen Standpunkte ist, während — mindestens mir — die positiven Ausführungen des Verf.s nicht ganz klar geworden sind, und nach einer allgemeinen Übersicht der Holzbauten bei den slawischen Völkern (wohlgemerkt nur der Ost-

und Westslawen) (S. 26—32) gibt der Verf. einen Überblick über die außerordentlich umfangreiche Literatur dieser Frage (33—45) und dann einen Überblick der verschiedenen Theorien über den Ursprung des Stils der ukrainischen Holzkirchen (45—48): bekanntlich hat man genetische Verbindungen zwischen den ukrainischen Holzkirchen (die uns in den Denkmälern des 16.—20. Jh. bekannt sind) und den norwegischen Holzkirchen, den Bauten Byzanz', des Orients, endlich auch des Westens festzustellen versucht; es fehlte auch nicht an Stimmen, die die Art der ukrainischen Holzkirchen für authochton erklärten. Einige weitere Kapitel sind der Übersicht des Stoffes gewidmet, und zwar: dem „profanen Bau" (48—79) dem Holzbau in den Kleinstädten (79—83, wie gesagt, sind die alten Typen der Holzbauten in den Städten beinahe nicht mehr vorhanden), endlich den Kirchenbauten (84—99); dem Verf. gelang es auch, die Namen von mehreren Erbauern der Holzkirchen festzustellen, etwa 30 Namen seit der Mitte des 17. Jh. (99—105). Das Schlußkapitel ist der Entwicklung der Bauart gewidmet (105—116).

Wie wir sehen, bildet den Kern der Arbeit die Behandlung der Holzkirchen. Die Ergebnisse der Arbeit sind auf diesem Gebiet folgende: der Verf. gibt die Klassifikation der Typen der Holzkirchen. Die drei Haupttypen bezeichnet er den Gebieten ihrer Verbreitung gemäß mit den ethnographischen Namen huzulischer, bojkischer und lemkischer Typus. Der älteste Typus sei der bojkische, das ist gerade der bekannte, dem Aussehen nach auffälligste Typus der Holzkirchen mit drei Türmen. Der Verf. geht jedoch nicht von dem originellen äußeren Aussehen der Bauten aus, sondern von der Primitivität ihrer dem Laienbeobachter nicht sichtbaren Konstruktion. Der Verf. glaubt an die große Altertümlichkeit dieses Typus, obwohl uns jetzt nur die Denkmäler dieser Art frühestens aus dem 16. Jh. zugänglich sind. Auf diese Art der Bauten bezieht er die griechischen und arabischen Zeugnisse über die Dächer der slawischen Häuser. Mit Recht weist er die Theorie von dem norwegischen Ursprung der ukrainischen Holzkirchen zurück, ebenso die Theorie der Entwicklung der bojkischen dreischiffigen Holzkirchen aus der einschiffigen. Den „huzulischen" fünfschiffigen Typus führt der Verf. auf die byzantinischen Vorbilder zurück.

Ich fühle mich als Nicht-Fachmann nicht berufen, über dieses sehr inhaltsreiche Buch ein Urteil zu fällen. Einige Unebenheiten fielen mir auf; das sind etwa das Fehlen der genauen Hinweise auf die zitierten griechischen und arabischen Quellen (106 f.), die beiden Zitate aus der Ipatik-Chronik (S. 28) enthalten mehrere Fehler, Hinweise auf „Sbornik z roku 1072" (85) ist natürlich ein Fehler (1073), da aber „Sbornik" die Abschrift eines bulgarischen Werkes ist, darf auch die erwähnte Miniatur kaum als Beleg für die Altkiewer Bauart angeführt werden, daneben wird ein „Kiewer Psalter des 11. Jh.s" erwähnt, — aber keiner der altrussischen Psalter des 11. Jh.s (Tolstoj-Ps., Čudov-Ps., Eugenius-Ps.) pflegt so bezeichnet zu werden!

Diese Kleinigkeiten (wie auch manche anderen, auf die ich nicht eingehen will) vermindern keinesfalls den Wert des Buches, das seine Bedeutung als eine reichhaltige Stoffsammlung (wobei der Stoff zum beträchtlichen Teil neu ist) auch dann behält, wenn man die Schlußfolgerungen des Verf.s nicht alle annimmt.

Die schönen Holzschnitte ŘEŘICHS werden jedem Leser willkommen sein: sie vermitteln sehr gut den unmittelbaren Eindruck der seltsamen ukrainischen Holzkirchen und bilden auf diese Weise eine gute Ergänzung zu den wissenschaftlichen Ausführungen S.'s.

Vašica, J.: Slovanská liturgie nově osvětlená Kijevskými listy (Slavische Liturgie, neu beleuchtet durch die Kiewer Blätter). Aus „Slovo a slovesnost", Prag, VI (1940), Heft 2, S. 65—77.

Diese kleine Studie bringt die erste Mitteilung über eine Entdeckung des Verf.s, eine Entdeckung, die unsere Kenntnisse von der kirchenslawischen Literatur und von der altslawischen Kirchengeschichte in sehr wichtigen Punkten wesentlich bereichert. Der Verf. verspricht eine weitere, eingehendere Bearbeitung einiger Fragen, aber auch diese erste Mitteilung genügt, um die Bedeutung dieser Entdeckung zu ermessen.

Das älteste kirchenslavische Denkmal, die sog. „Kiewer Blätter", bietet der Forschung viele Probleme. Früher wurde auch seine Sprache umstritten, jetzt darf es wohl als ausgemacht gelten, daß es den „pannonisch-mährischen" Typus des Altkirchenslawischen vertritt. Nicht endgültig ist aber noch jetzt die Frage nach den

interlinearen Zeichen der KB. gelöst. Besonders schwierig ist die Frage nach dem Inhalt der KB. Der liturgische Text wurde schon vom Entdecker der KB., SREZNEVSKIJ, als westlich bezeichnet, und V. JAGIĆ erkannte in ihm einen Teil des sog. sacramentariums, das nur die vom Priester gelesenen bzw. gesungenen Teile der Messe enthielt und vor dem 10. Jh. im Gebrauch war. Der entsprechende lateinische Text blieb unbekannt. 1928 hat K. MOHLBERG einen lat. Paralleltext zu den KB. mindestens für die 6 Wochentage in einer paduanischen Handschrift gefunden, die aber auch ein liturgisches Unikum darstellt. 1939 hat J. VAJS in der Vatikanischen Bibliothek (vgl. VAJS in „Časopis pro moderní filologie" XXV (1939), 113 ff. und „Acta Academiae Velehradensis", XV/2 [1939], 89 ff.) ein kroatisches Missale — allerdings aus dem 14. Jh. — gefunden, das denselben liturgischen Typus wie die KB. vertritt, aber wesentlich von der paduanischen Handschrift abweicht. Dieses Missale enthält andere Teile der liturgischen Texte als die KB. und ergänzt so für uns dieses Denkmal. V. macht nun darauf aufmerksam, daß die beiden Denkmäler aus der Liturgie Petri erklärt werden müssen. Die Liturgie Petri, die griechische Überarbeitung der Liturgie GREGORS DES GROSSEN, wurde seit 1589 einige Male herausgegeben und ist auch in einem georgischen und einem slawischen Text bekannt. V. weist auf mehrere Stellen hin, die nur aus der griechischen Liturgie Petri erklärt werden können. Das führt ihn auch zum Schluß, daß den Slawen die Liturgie Petri bekannt war, was auch das Zeugnis der altkirchenslawischen Vita des METHODIUS (Kap. 11) durchaus bestätigt: diese Stelle („svjatago Petra mъši približajušti sę") wurde seltsamerweise von den Forschern bis jetzt völlig übersehen. Die KB. seien eine Ergänzung zu der slawischen Liturgie Petri. Die georgische Praxis macht wahrscheinlich, daß bei den Slawen die Liturgie Petri neben den anderen aus dem Griechischen übersetzten Liturgien zelebriert worden ist. Trotz des wesentlich byzantinischen Einschlags scheint der slawische Text auf Grund der lateinischen Vorlage entstanden zu sein. Für den Bearbeiter darf man wohl Cyrill selbst halten.

Wir konnten hier nur die Hauptthesen des Verf. kurz wiedergeben. Seine Beweise sind zwingend. Einige nicht ganz geklärte Fragen sollen in einem weiteren Beitrag (in „Byzantinoslavica") besprochen werden. Ein mit den KB. verbundenes Rätsel scheint seiner Lösung nahe gekommen zu sein.

Halle a. d. S. D. TSCHIŻEWSKIJ.

Grimm, H.: Rußlanddeutsche und Donaudeutsche als Volksgruppen unterschiedlicher Fruchtbarkeit. Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 4 (1940), S. 61 ff.

H. Gr. hat seinen mehrfachen Arbeiten zur Volksbiologie ost- und südosteuropäischer Volksgruppen eine neue vergleichende Untersuchung über die Rußlanddeutschen und Donaudeutschen hinzugefügt. Da die Rußlanddeutschen inzwischen zum Teil ins Reich zurückgezogen sind, kommt ihrer von Gr. ermittelten Volkskraft besondere Bedeutung zu. In der Molotschna wurde eine durchschnittliche Kinderzahl von 8,8—12,9 je Familie errechnet. Im Wolgagebiet dürfte sich die Zahl der Einwohner durch natürliche Fruchtbarkeit in 100 Jahren verzehnfacht haben. Dagegen nahm entgegen den im Altreich beobachteten Verhältnissen die Kinderzahl mit der sozialen Höherstellung der Familie zu. Auf großbäuerliche Familien kamen 9,9, auf Kleinbauern nur 7,5 Kinder. Die Auswanderer waren schon auf ihrer Reise und in den ersten Jahren ihrer Ansiedlung durch häufige Seuchen heimgesucht worden. Einige Gruppen dürften mehr als die Hälfte in wenigen Jahren verloren haben. Der Altersaufbau der Auswandernden nach Rußland und nach der unteren Donau war zum Teil verschieden. Unter jenen waren viele Kinder vorhanden, bei diesen verhältnismäßig mehr Männer über 41 Jahre. Die Rußlanddeutschen hatten ursprünglich auch einen größeren Kinderreichtum; nur 12% der Familien hatten 1 Kind, 23% 2, 22% 3, 30% 4—5 Kinder; dagegen haben unter den Donaudeutschen 67% nur 1—2 Kinder; sie konnten sich demnach später auch ungünstiger entwickeln. Auch der Wirkung der Seuchen und Mißernten nach der Ansiedlung bis 1850 ist Gr. ausführlich nachgegangen, ebenso dem Heiratsalter und dem Heiratsraum. In 2 Dörfern der Ukraine finden in der ersten Generation 14% Ehen unter den Dorfgenossen statt, in der zweiten Generation 26% und in der dritten 36% und in der vierten sogar 49%; entsprechend sank der Anteil der Ehepartner, die aus einem

Umkreis von mehr als 30 km kamen, in den gleichen Generationen von 78% auf 30%. Nach 1914 sind erhebliche Mißstände in den deutschen Kolonien eingetreten, die ihren Gesundheitsstand und ihre Bevölkerungszahl gemindert haben. Ein ausführliches Verzeichnis verweist auch auf entlegenes Schrifttum zur Bevölkerungs- und Gesundheitsgeschichte der deutschen Auswanderersiedlungen (vgl. auch die Ausführungen des Verf. über „Ein Ehe-Reife-Diagramm und seine Anwendung auf südostdeutsche Volksgruppen“: SOF IV [1940] S. 1 f.).

Danzig. E. KEYSER.

Kuziela, Z.: Rasse und Nationalcharakter der Ukrainer. Dtsch. Post a. d. Osten **13**, Nr. 9, S. 12—14, 1941.

Vorschau auf einen im „Handbuch der Ukraine“ erscheinenden gleichnamigen Beitrag. Beinahe die Hälfte der Bevölkerung erscheint dinarisch bestimmt (44,5%), außerdem ist die alpine Rasse (22%) ausschlaggebend am Aufbau des ukrainischen Typus beteiligt. Verf. nimmt an, daß die Alpinen aus einer Mischung der nordischen und dinarischen mit der „laponoiden“ (= osteuropäischen oder urslawischen) Rasse entstanden sind und zeigt sich hier, während er sonst die Ergebnisse von NEDRIGAYLOFF, NIKOLAEFF, TSCHISTIAKOFF u. a. aus dem Sammelwerk „L'Anthropologie de l'Ukraine“ (1926) zu übernehmen scheint, von den Auffassungen CZEKANOWSKIS (vgl. SODF. IV, 868, 1939) beeinflußt. Andere Rassen, darunter auch die mediterrane, sind nur in kleineren Anteilen vertreten. Die Ukrainer sind kurzköpfig (mittl. Kopfindex 83,2) bei schmalem Gesicht, gerader und ziemlich schmaler Nase, verhältnismäßig kurzen Armen und langen Beinen, übermittelgroß (etwa 167 cm im Mittel) vorwiegend dunkelhaarig und dunkel- oder grauäugig. Die Ukrainer im nördlichen Teil der Ukraine (darunter auch im nördlichen Anteil des Kiewer und Tschernihower Gebiets, in Nordwolhynien und Cholmland) gehören einem helleren Typus an und sind weniger kurzköpfig. Die Ostukraine, insbes. das gesamte Podolien und Südwolhynien, Ostgalizien ohne Huzulen und südliche Bojken und im äußersten Osten das Charkower Gebiet, zeigt bereits stärkeren dinarischen Einschlag. Als eigentliches dinarisches Kerngebiet aber muß der Süden gelten, darunter auch die Karpatenukraine, das Südbojkenland und das Huzulengebiet, die Bukowina, Südpodolien und alle südlich und südöstlich angrenzenden Gebiete mit Einschluß der Krim und des Kubangebietes. Die Ukrainer dieser Zone haben die meiste Ähnlichkeit mit den Südslawen (ausgesprochene Kurzköpfigkeit, Dunkeläugigkeit und Dunkelhaarigkeit, mittlere Körperhöhe = 168,9 cm). Am Mitteldnjester, am Pruth und Bug werden stärkere mediterrane Einschläge beobachtet. Die Angaben über den Volkscharakter sind verhältnismäßig wenig kennzeichnend (Bauernfleiß, Bodenverbundenheit, Gastfreundschaft usw.) und spiegeln damit den unbefriedigenden Stand unserer rassenseelenkundlichen Methoden. Ein gewisser Hang zum Individualismus wird mehrfach betont. Bevölkerungsbiologisch interessant ist der Hinweis auf die Seltenheit unehelicher Geburten und auf die Nachprüfung der Jungfräulichkeit bei der Hochzeit im rituellen „Kammerbrauch“ (Komora).

Breslau. HANS GRIMM.

XII. Übriger Südosten

Jäschke, Gotthard: Türkei. Berlin, Junker und Dünnhaupt 1941, 63 S (Kleine Auslandskunde, Nr. 8).

Auf knappem Raum bietet der berufene Kenner türkischer Verhältnisse, einen vorzüglichen, übersichtlichen Querschnitt durch das türkische Staatswesen und seine einzelnen Lebensgebiete. Der Wert der Darstellung beruht, abgesehen von der Gediegenheit der Kenntnisse, vor allem darin, daß sie einen nüchternen und kritischen Überblick über den neuesten Stand des türkischen Staatswesens, des türkischen Volkes und der gesamten Lebenserscheinungen gewährt. Für jeden, der sich einen raschen, zuversichtlichen Einblick in die Verhältnisse der modernen Türkei gewähren will, ist diese Arbeit unentbehrlich. VALJAVEC.

Jäschke, Gotthard: Die politische Entwicklung der Türkei seit Ausbruch des Krieges: Jahrbuch für Politik und Auslandskunde 1941. Hrsg. von Prof. Dr. F. A. Six, Deutsches Auslandswissenschaftliches Institut, Berlin. Berlin: Junker und Dünnhaupt 1941, S. 236—255.

Eine trotz aller Knappheit äußerst instruktive Übersicht der politischen Entwicklung des türkischen Staates von September 1939 bis Dezember 1940, in der nicht nur das politische, sondern auch das wirtschaftliche und kulturelle Moment Berücksichtigung erfährt und auf diese Weise Einblick in die gesamten Gegenwartsprobleme des türkischen Staates und Volkes ermöglicht. R.

Ohnesorge, W.: Bedeutung der deutsch-byzantinischen Beziehungen im 12. Jh. für den deutschen Osten. Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, 5. Jg., 1941, S. 249—259.

Ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Beziehungen des Reiches zu Byzanz unter den Kaisern Konrad und Friedrich I., die vor allem die Verkettung der Italien- und Ostpolitik sowie die Stellung Ungarns als Pufferstaat zwischen dem Reich und Byzanz sehr gut veranschaulicht. F. V.

Ekklesia: Die orthodoxe Kirche auf dem Balkan und in Vorderasien (Band X). Gotha, L. Klotz, 129 S.

Der vorliegende Band bringt Selbstdarstellungen über die orthodoxen Patriarchate von Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien, Jerusalem und das Erzbistum von Cypern. Wie alle Selbstdarstellungen ist auch diese von doppeltem Reiz: Die Freude des kritischen Wissenschaftlers an den authentischen Darstellungen wird besonders erhöht durch die Einsicht, daß jede „authentische" Darstellung überholt und einseitig ist. Das gilt insbesondere für den Bericht des Metropoliten von Thyatira über die gegenwärtige Lage des Patriarchats: ohne eine Kennzeichnung der allgemeinen Lage der orthodoxen Kirchen und der in ihr bedeutsamen theologischen Strömungen dürfte es kaum möglich sein, die Stellung des Patriarchats zu charakterisieren. Für den Historiker bemerkenswert ist die Darstellung, die Erzbischof Gennadios von der Geschichte des Patriarchats gab. Zur Frage des Verhältnisses von Kirche und Staat (S. 30 ff.) ist doch zu fragen, ob man die Titel „heilig" usw. lediglich formelhaft verstehen soll? Theodosius II. wurde doch z. B. auf der Synode 448 mit dem Ruf „Heil... dem Basileus-Hohenpriester!" begrüßt. Die Kaiser galten doch in Byzanz als „allgemeine Bischöfe außerhalb der Kirche!"

Ein weiterer Band soll die Darstellung der Kirche Griechenlands bringen.

Z. Z. im Felde. H. J. Beyer.

Nachrichten

Dr. HERMANN HALLER, Assistent am Geographischen Institut der Universität Tübingen, erlag am 11. Juni 1941 den Folgen schwerer Verwundungen, die er als Meteorologe auf Feindflug im Westen erhalten hatte. Haller wurde am 11. Dezember 1911 in Schwenningen am Neckar geboren. Er studierte in Tübingen als Schüler von C. UHLIG. Abgesehen von seiner Dissertation über „Syrmien und sein Deutschtum". Ein Beitrag zur Landeskunde einer südostdeutschen Volksinsellandschaft (Leipzig 1941) verfaßte er mehrere Aufsätze über das Deutschtum in Syrmien. Andere Arbeiten über den Südosten und sein Deutschtum waren in Ausarbeitung. Ihre Fortführung und ihr Abschluß lagen ihm noch auf dem Krankenbett am Herzen.

Dr. KURT LÜCK, geb. am 28. Dezember 1900 in Kolmar (Netzeland) ist am 3. März 1942 im Osten gefallen. Lück hat sich vor allem in seinem Buch über die deutschen Aufbaukräfte in Polen sowie aber auch in sonstigen Veröffentlichungen mit Fragen beschäftigt, die für die deutsche Südosteuropaforschung von Belang sind.

L. SCHIVIZ VON SCHIVIZHOFFEN, der bekannte Genealoge, starb verlassen und nahezu verschollen zu Laibach am 28. August 1939. Seine Mitarbeiter — ungeschulte Studenten — haben es verschuldet, daß sein Werk unvollständig und auch in seinen Aufnahmen nicht ganz korrekt und verläßlich ist, so daß es meist nur als wertvoller Hinweis gebraucht werden kann, der aber in jedem einzelnen Falle am besten nachzuprüfen ist. Die genealogischen Studien über krainische Geschlechter bekamen ein wertvolles Hilfsmittel, als nach dem Tode des bekannten krainischen Genealogen, L. Baron Lazarini (22. März 1930) seine gesamten genealogischen Sammlungen vom Städtischen Museum in Laibach erworben und so der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden.

IVAN HRIBAR, der lange Jahre führende slowenische Politiker auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete, 1919—1921 südslawischer Gesandter in Prag, dann bis 1923 Obergespan für Slowenien, endlich Mitglied des Senates, schied 90 Jahre alt am 18. April 1941 freiwillig aus dem Leben.

Der Direktor des ungarischen Landesarchivs zu Budapest, Dr. JOSEF HERZOG (geb. 1881), ist am 29. Dezember 1941 verschieden. Herzog, der vor allem über die ungarische Behördengeschichte der Neuzeit wertvolle Arbeiten lieferte, hat eine großangelegte historische Geographie des Preßburger Komitats leider nicht mehr abschließen können. Das ungarische Archivwesen verliert in ihm einen seiner verdienstvollsten Vertreter.

Dr. OSKAR VON WARDENEGG starb in Graz am 24. November 1940. Verdient machte er sich als Redakteur der Publikationen des Musealvereines für Krain und als Verfasser zweier wichtiger bibliographischer Hilfsmittel: 1. Repertorium zur 50jährigen Geschichtschreibung Krains 1848—1898 (erschien als Heft 5/6 der Mitteilungen des Musealvereines für Krain 1898 und auch als Sonderabdruck),

2. Repertorium zu J. W. Freiherrn VON VALVASORS „Die Ehre des Herzogtums Krain" (erschien als Heft 4—6 der Mitteilungen des Musealvereines für Krain 1901 und auch als Sonderabdruck). Die sachliche Fortsetzung dazu bildet M. PIVEC-STELÉ: Kazalo k zgodovinskim publikacijam Muzejskega društva za Slovenija 1891—1939. Ljubljana 1939, 62 S.

Nach dem Tode von Prof. Andor Kováts hat der Prof. Dr. FLACHBARTH für Internationales Recht die Leitung des Minderheiten-Institutes an der Universität Debrezin übernommen.

Dr. LEOPOLD KRETZENBACHER wurde als Dozent für deutsche Volkskunde an der Universität Prag ernannt.

Prof. BELA PUKÁNSZKY wurde als Nachfolger von Richard Huss zum o. ö. Professor für Germanistik an der Universität Debrezin ernannt.

Für das Forschungsgebiet der deutschen Mundarten an der Universität Debrezin der Direktor des volksdeutschen Gymnasiums in Budapest Dr. JOHANN WEIDLEIN zum Privatdozenten ernannt.

Die Agramer „Jugoslawische Akademie der Wissenschaften und Künste" wurde in eine „Kroatische Akademie der Wissenschaften und Künste" umgewandelt.

In Skoplje wurde bald nach der Angliederung Mazedoniens an Bulgarien ein Nationalmuseum errichtet, dessen Leitung der bisherige Kustos am Sofioter Nationalmuseum, HRISTO VAKARELSKI übernommen hat.

Der bulgarische Staat richtete in Rom ein bulgarisches Kulturinstitut ein.

Am 16. Februar 1942 wurde in Mailand ein ungarisches Kulturinstitut eröffnet. Ein ungarisches Kulturinstitut besteht bereits in Rom. Lehrstühle für ungarische Sprache und Literatur sind an den Universitäten Rom und Bologna, Lektorate für Ungarisch an den Universitäten Neapel, Florenz, Padua, Genua, Pavia, Turin, Mailand und Triest eingerichtet.

Anfang November v. J. wurde in Debrezin eine Zweigstelle des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts Budapest eröffnet.

Die Deutsche Akademie hat je eine Abteilung für deutsche Ostbeziehungen und für deutsch-balkanische Beziehungen begründet. Zum Leiter der Abteilung für deutsche Ostbeziehungen wurde der bekannte Münchner Slawist Prof. Dr. ERWIN KOSCHMIEDER ernannt, zum Leiter der Abteilung für deutsch-balkanische Beziehungen Prof. Dr. FRANZ DÖLGER, der schon seit längerem die führende Gestalt der deutschen Byzantinistik ist.

Das Siebenbürgische Wissenschaftliche Institut (in Klausenburg), das ein Teil des wissenschaftlichen Graf Paul Teleki-Instituts ist und Oktober 1940 gegründet worden war, hat durch Regelungen, die bis September 1941 abgeschlossen wurden, einen Arbeitsrahmen und Aufgabenkreis erhalten, der als endgültig bezeichnet

werden muß und von einer umfassenden Aktivierung aller mit Siebenbürgen zusammenhängenden Fragen Zeugnis ablegt. Das Siebenbürgische wissenschaftliche Institut umfaßt zur Zeit elf Abteilungen (1. geographische, 2. volkskundliche, 3. geschichtliche, 4. archäologische, 5. gesellschaftswissenschaftliche, 6. philologische, 7. madjarisch-rumänische, 8. madjarisch-sächsische, 9. literarische, 10. anthropologische, 11. biologische Abteilung). Die Arbeit in den Abteilungen befindet sich laut eines Berichtes von Lajos Tamás in den Kisebbségi Körlevél, 1942, S. 175 bis 178 bereits in vollem Gange.

Neue ordentliche Mitglieder der Rumänischen Akademie der Wissenschaften zu Bukarest: In der im Monate Mai 1942 abgehaltenen Generalversammlung der Rumänischen Akademie wurden zu ordentlichen Mitgliedern der historischen Klasse Seine Heiligkeit Dr. Nikolaus Colan, rumänischer orthodoxer Bischof zu Klausenburg (Cluj) und Dr. Georg Brătianu, Professor der allgemeinen Geschichte an der Bukarester Universität, gewählt. Noch in der vorjährigen Generalversammlung ist am 26. Mai 1941 zum ordentlichen Mitgliede der literarischen Klasse Prof. Dr. Nikolaus Cartojan gewählt worden. Die neuen Mitglieder haben sich hervorragend verdient gemacht, und zwar S. H. Nikolaus Colan um die Förderung der in ungünstigen Verhältnissen befindlichen rumänischen Kultur in dem an Ungarn abgetretenen rumänischen Gebiete; G. Brătianu um die Erforschung der sozialen und ökonomischen Verhältnisse im byzantinischen Reiche, wie auch um die Aufhellung der vielumstrittenen rumänischen Kontinuitätsfrage; und schließlich N. Cartojan um die Erforschung der altrumänischen Literatur im allgemeinen und der Volksliteratur im besonderen. V. Gr.

Das Institut für allgemeine Geschichte zu Bukarest wurde von dem unvergeßlichen Geschichtschreiber von Weltruf, Nikolaus Jorga, gegründet. Ihm gelang es, das Institut in ein eigenes stattliches Gebäude mit ansehnlicher Bibliothek und Hörsaal unterzubringen, es war ihm aber nicht beschieden, sich seines Werkes zu freuen und drinnen seine ungemein fruchtbare Tätigkeit zu entfalten, denn kurz darauf ereilte ihn der unerwartete Märtyrertod. Zu seinem Nachfolger sowohl an der Universitätslehrkanzel als auch als Leiter des Instituts wurde von dem rumänischen Unterrichtministerium Prof. Georg Brătianu, welcher auch in der Rumänischen Akademie den Sitz Jorgas antrat, bestimmt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dem neuen Direktor dank seiner bewährten Tüchtigkeit und Vorbereitung vollauf gelingen wird, die Tätigkeit des hochwichtigen Instituts mit Erfolg in den von dessen großem Gründer vorgezeichneten Bahnen weiter zu leiten. V. Gr.

Das Institut für National-Geschichte zu Bukarest: Im Gesetzeswege wurde zu Bukarest ein Institut zur Erforschung der National-Geschichte ins Leben gerufen. Zum Direktor des Instituts wurde der jeweilige Inhaber der Lehrkanzel für rumänische Geschichte an der Universität Bukarest bestimmt. Derzeit ist dieser Inhaber Prof. Constantin C. Giurescu, der Herausgeber der ausgezeichnet redigierten, seit 1930 erscheinenden Zeitschrift für rumänische Geschichte (Revista Istorică Română) und der Verfasser der sehr gelungenen Geschichte der Rumänen (Istoria Românilor), wovon von 1935—1942 bereits drei Bände, die rumänische Geschichte bis 1821 behandelnd, schon in mehreren Auflagen erschienen sind; zweifelsohne ist er die beste Gewähr für eine ersprießliche erfolgreiche Tätigkeit des neu geschaffenen Instituts. V. Gr.

Gesamtausgabe der altrumänischen Rechtsdenkmale: Da die altrumänischen Gesetze und Gesetzbücher, von denen einige handschriftlich nur vorkommen, sehr schwer zugänglich und selten geworden sind, hat die Rumänische Akademie in ihrer im Mai 1942 abgehaltenen Generalversammlung den Beschluß einer Ausgabe sämtlicher altrumänischer Rechtsdenkmale gefaßt. Zur Ausführung des Beschlusses wurde eine engere Kommission eingesetzt, die schon an die Arbeit geschritten ist. V. Gr.

Das Institut für das Studium Siebenbürgens. — Bei der Universität Hermannstadt (Cluj-Sibiu) beschloß das Professorenkollegium ein Institut für das Studium Siebenbürgens (Centrul de studii transilvănene) ins Leben zu rufen. Das Institut wird vier Abteilungen, und zwar: eine geschichtliche-archäologische, eine philologische-literarische, eine geographische-ethnographische-biologische und eine sozialwissenschaftliche Abteilung haben. Hauptzweck des Instituts wird sein, die auf Siebenbürgen und angrenzenden Gebiete, soweit die biologische Ausdehnungskraft des rumänischen Volkes reicht, bezüglichen Studien und Forschungen der verschiedenen Lehrkanzeln, Seminarien, Laboratorien usf. der Universität einheitlicher und zweckmäßiger zu organisieren und zu fördern. V. Gr.

Der Rumänisch-Deutsche Verein zu Bukarest. — Am 7. August 1942 wurde zu Bukarest bei einer ungewöhnlich und überaus zahlreichen Teilnahme „Der Rumänisch-Deutsche Verein (Asociaţia Germano-Română) gegründet. Er wird seine Tätigkeit in vier Abteilungen, und zwar: in einer kulturellen, in einer politischen-sozialen, in einer ökonomischen und in einer technischen Abteilung entfalten. Hauptziel des neugegründeten Vereines ist die gegenseitige Kenntnis, nämlich des rumänischen Volkes und des von ihm bewohnten Gebietes von allen Gesichtspunkten in Deutschland und ebenso des deutschen Volkes und Deutschlands in Rumänien zu fördern und zu vertiefen und das rumänisch-deutsche durch das auf der Ostfront vor der gemeinsamen Gefahr gemeinsam vergossene Blut besiegelte Freundschaftsverhältnis zu festigen und unzerreißbar zu gestalten. V. Gr.

Der Unterrichtsbetrieb an der Universität Odessa wurde bereits im November 1941 in rumänischer Sprache wieder aufgenommen. Auch die Neugründung einer theologischen Fakultät wird geplant.

Ein rumänisches Forschungsinstitut für die neuerworbenen Ostgebiete wurde in Tiraspol (Transnistrien) eröffnet.

Der bekannte rumänische Geschichtsforscher Prof. G. I. Brătianu wurde zum Dekan der philosophischen Fakultät in Bukarest ernannt.

Zum Leiter der wissenschaftlichen Abteilung der Kulturvereinigung der Siebenbürger Rumänen „Astra“ wurde Universitätsprof. Ion Lupaş von der Universität Klausenburg gewählt.

Mit dem neuen Namen „Forschungsinstitut der Kroaten für den Südosten“ wurde in Sarajevo das alte österreichische Balkan-Institut, das vor dem Weltkrieg unter der Leitung von Prof. Carl Patsch bestanden hatte, wieder eröffnet.

Eine Kulturkammer der deutschen Volksgruppe in Rumänien wurde am 8. November 1941 in Hermannstadt gegründet. Zum Leiter wurde WALTER MAY ernannt.

Im Sommer 1941 wurde in Budapest ein Balkankomitee der Auslandspolitischen Gesellschaft errichtet, das u. a. die Gründung eines Balkan-Forschungsinstituts vorbereitet.

Die Veröffentlichungen des Südost-Instituts München werden in Zukunft unter dem Titel „Südosteuropäische Arbeiten" gemeinsam vom Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institut in Berlin, dem Südostinstitut München sowie der Südostgemeinschaft Wiener Hochschulen herausgegeben.

Der Werschetzer Museumsdirektor FELIX MILLEKER (geb. 1854), der rund sechs Jahrzehnte hindurch einer der regsten Banater Heimatforscher gewesen ist und vor allem die Geschichte der Banater Städte und Dörfer bearbeitete, ist im Alter von 85 Jahren gestorben.

Die bulgarische Akademie der Wissenschaften hat den Professor für slawische Geschichte und Altertumskunde Hofrat Dr. CARL PATSCH zu ihrem Ehrenmitglied, den Berliner Slawisten Prof. Dr. MAX VASMER zu ihrem korrespondierenden Mitglied ernannt.

Ein Forschungsinstitut der Deutschen Volksgruppe in Rumänien mit dem Sitz in Hermannstadt wurde im Herbst 1941 errichtet. Es wurden folgende Abteilungen aufgestellt: 1. Germanistik, 2. Volkskunde, 3. Vorgeschichte, 4. Geschichte, 5. Rassenkunde, 6. Naturwissenschaften, 7. Rechtsforschung und 8. Abteilung für wissenschaftliche Veröffentlichungen.

Das Forschungsinstitut der Deutschen Volksgruppe in Rumänien mit Sitz in Hermannstadt hat eine Zweigstelle in Temeschburg errichtet. Diese bildet den organischen Rahmen für die gesamte wissenschaftliche Arbeit im Banat. Die Gliederung nach Fachgebieten entspricht der des Forschungsinstituts. Als besondere Aufgabe tritt dazu der Ausbau eines Gebietsmuseums mit dem bereits begonnen wurde. Die Aufstellung eines Banater Nationalarchivs wurde ebenfalls bereits in die Wege geleitet, ebenso die Einrichtung einer wissenschaftlichen Bücherei, für die ein Grundstock bereits angelegt werden konnte.

Ein Verband der Museen, Archive und wissenschaftlichen Büchereien der Deutschen Volksgruppe in Rumänien wurde am 15. Februar 1942 in Hermannstadt gegründet. Zum Leiter des Verbandes wurde durch den Volksgruppenführer Dr. Rudolf Spek bestellt.

Die „Siebenbürgische Vierteljahresschrift", die aus dem Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde hervorgegangen war und seit längerer Zeit von KARL KURT KLEIN betreut und ausgebaut wurde, hat mit dem 65. Jahrgang (1941) ihr Erscheinen eingestellt.

Eine „Zeitschrift des Forschungsinstituts der Deutschen Volksgruppe in Rumänien" erscheint seit Januar 1942 unter dem Titel „Deutsche Forschung im Südosten". Ihr Direktor ist Dr. OTTO FOLBERTH, geleitet wird sie von Dr. GUSTAV GÜNDISCH.

Eine neue germanistische Zeitschrift in rumänischer Sprache, die „Revista Limbei şi Culturei Germane" (Rundschau für deutsche Sprache und Literatur) wird als Vierteljahresschrift von den beiden Professoren I. V. PĂTRĂŞCANU und VIRGIL TEMPEANU herausgegeben.

Als neue Fachzeitschrift der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in Böhmen und Mähren wurde die Zeitschfift „Altböhmen und Altmähren" begründet, die von Prof. LOTHAR F. ZOTZ herausgegeben wird.

Universitäts-Bibliothek
Innsbruck

ulb.
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol *
Aussenmagazin
11519/7,2

SÜDOST-FORSCHUNGEN

IM AUFTRAG
DES DEUTSCHEN AUSLANDSWISSENSCHAFTLICHEN INSTITUTS (BERLIN), DES SÜDOSTINSTITUTES MÜNCHEN, DER SÜDOSTGEMEINSCHAFT WIENER HOCHSCHULEN UND EINER GEMEINSCHAFT PRAGER INSTITUTE

geleitet und herausgegeben von

FRITZ VALJAVEC

REDAKTIONSAUSSCHUSS

HANS JOACHIM BEYER (Prag), EQREM ÇABEJ (Rom),
ERICH GIERACH (München), KURT KNOLL (WIEN),
FRITZ MACHATSCHEK (München), JOSEF MATL (Graz),
FRIEDRICH MÜLLER (Hermannstadt), KARL ALEXANDER VON MÜLLER (München), WILHELM SCHÜSSLER (Berlin),
HAROLD STEINACKER (Innsbruck),
EDUARD WINTER (Prag)

VII. Jahrgang Heft 3/4 Dezember 1942

RUDOLF M. ROHRER / BRÜNN / MÜNCHEN / WIEN

UB INNSBRUCK
+C143167109

(11.518/7,2)

SÜDOST-FORSCHUNGEN

Vierteljahresschrift herausgegeben und geleitet von

Dr. habil. Fritz Valjavec

Professor an der Universität Berlin

im Auftrage des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts (Berlin) und des Südostinstituts München

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfang von mindestens 800 Seiten mit Kartenbeilagen und Bildern auf Kunstdruckpapier

Bezugspreis je Jahrgang 18 RM (Einzelheft 5 RM)

Beiträge sowie alle die **„Südost-Forschungen"** betreffenden Rezensionsexemplare, Anfragen und Mitteilungen sind zu senden an den Herausgeber: **Prof. Dr. habil. Fritz Valjavec, München 13, Schellingstraße 2/II Südostinstitut** (bei der Universität München)

Jeder Mitarbeiter erhält 50 Sonderabdrucke kostenfrei (weitere gegen Berechnung)

Verlag von Rudolf M. Rohrer / Brünn / München / Wien

Inhaltsübersicht

Aufsätze Seite

BEYER, HANS JOACHIM: Ziele und Methoden der südöstlichen Volkstumspolitik Polens 369

WINTER, EDUARD: Der Jansenismus in Böhmen und Mähren und seine Bedeutung für die geistige Entwicklung Österreich-Ungarns 440

HUSS, RICHARD †: Bairische Unterlagerung und bairischer Adel in Nordsiebenbürgen (Schluß) 456

HÄCKEL, ERNST: Der Hausbesitz im alten Pest (Schluß) 470

CAPIDAN, TH.: Darstellung der ethnologischen Lage am Balkan mit besonderer Berücksichtigung der Mazedorumänen 497

DUJČEV, IVAN: Die bulgarische Geschichtsforschung während des letzten Vierteljahrhunderts (1918—1942) 546

BEYER, HANS JOACHIM: Moritz Kolbenheyer und die ungarländische Deutschtumsfrage 574

ZAGIBA, FRANZ: Der Funktions- und Raumcharakter des slowakischen Volksliedes und der slowakischen Volksmusik 594

AMBROVITS, HANS: Bibliographie der Zeitungen und Zeitschriften Preßburgs 607

Kleine Mitteilungen

GRÉB, JULIUS: Zur Siedlungsgeschichte der nordöstlichen Zips 646

HADSCHI-PETROWA, STELLA: Die geistige Formung des bulgar. Bürgertums . 654

KLEBEL, E.: Josef Strzygowski 661

BIERBACH, KARL: Gottfried Fittbogen † (1878—1941) 668

Bücher- und Zeitschriftenschau

	Seite		Seite
I. Allgemeines	670	VII. Serbien	741
II. Binnendeutsche Grenzgebiete.	680	VIII. Kroatien	744
III. Sudetenland — Protektorat Böhmen und Mähren . . .	684	IX. Provinz Laibach	749
IV. Slowakei	688	X. Albanien	760
V. Ungarn	695	XI. Bulgarien	761
VI. Rumänien	725	XII. Türkei	765
		XIII. Übriger Südosten	768

Nachrichten 779

11.519/4/2

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

Ziele und Methoden der südöstlichen Volkstumspolitik Polens

Nationalitäten- und Kirchenpolitische Tendenzen der Warschauer Regierung gegenüber den Weißruthenen und Ukrainern von 1919 bis 1939

Von Hans Joachim Beyer (Prag)

Bis zum Zusammenbruch bildete die Nationalitätenfrage eine der Kernfragen der polnischen Republik. Stellt man die Hauptthemen der Warschauer Politik seit der Staatsgründung zusammen, so kommt man auf vier entscheidende Fragen, unter denen die Frage der nichtpolnischen Volksgruppen nicht die letzte war: Erziehung des polnischen Menschen zum Staate, Lösung der Agrarfrage, Sicherung des Staates im Kräftefeld zwischen Berlin und Moskau, endlich Ausgleich der Nationalitätenprobleme mit den Staatstendenzen. Keines dieser Probleme war unabhängig von den anderen einer Klärung näher zu bringen. Sogar die Erziehung der Polen zum Staate ließ sich, losgelöst von der Agrarfrage z. B., nicht durchführen, noch 1925 klagte St. Grabski über die geringen Erfolge auf diesem Gebiete[1]). Das Nationalitätenproblem hing eng mit der außenpolitischen Konstellation, mit der Entwicklung der Agrarstruktur und mit der Werbekraft der polnischen Staatlichkeit zusammen. Wenn es hier systematisch nach gewissen Gesichtspunkten dargestellt werden soll, darf doch nie übersehen werden, daß es sich nicht um eine kleine abseitige „Minderheitenfrage" handelte, die man vielleicht isoliert betrachten mochte: das Verhältnis der nichtpolnischen Volksgruppen zur Warschauer Republik betraf nicht bloß die Existenz der Volksgruppen, sondern auch den Bestand des Staates.

Von Anfang an stand für die europäische Politik fest, daß die Erhaltung der polnischen Staatlichkeit zu einem großen Teil von der Lösung der innerstaatlichen Volkstumsprobleme abhängen würde. Wenn auch der Minderheitenvertrag, der den Polen am 28. Juni 1919 auferlegt wurde, nur für die vom Deutschen Reich abgetretenen Gebiete galt, so wurde doch allgemein die Frage der Nichtpolen in Polen als eine Einheit empfunden. Schon vor der Begründung des Staates waren sich die meisten polnischen Führer über diesen Zusammenhang klar und versuchten deshalb, gesetzliche Regelungen in der zukünftigen Verfassung vorzubereiten[2]). Nach der Einrichtung des Staates wurden die Warschauer Behörden nicht müde, durch

[1]) Stanisław Grabski, O kwestjach narodowej polityki państwowej, 1925.

[2]) Leon Zieleniewski schildert einen Teil dieser Bemühungen in seiner Abhandlung „Zagadnienie mniejszości narodowych w Konstytucji Rzeczpospolitej" in „Sprawy Narodowościowe" IX, 1935.

V: 1. Teil

ein besonderes Institut, durch Presse und andere Propaganda sowie durch eine intensive Beeinflussung gewisser Schichten der Volksgruppen den Eindruck zu erwecken, als ob durch bereits getroffene rechtliche und praktische Maßnahmen der ganzen Frage die eigentliche Gefährlichkeit und der entscheidende Charakter genommen sei. Aus einem Bündel von Nationalitätenfragen wurde „das" Minderheitenproblem. Noch 1927 erklärten Ukrainer, Weißruthenen und Litauer in Genf, daß sie dem dortigen Nationalitätenkongreß nicht beitreten könnten, weil sie sich nicht als staatslose Nationalitäten, als „Minderheiten" betrachteten. Wenig später traten diese drei Gruppen, wenn auch unter ausdrücklicher Formulierung eines Vorbehalts, dem Kongreß bei. Dieser Entschluß und die neue Orientierung der ukrainischen Volkspolitik auf die Erreichung innerstaatlicher Ziele schien die Warschauer Argumentation zu rechtfertigen. Am 13. September 1934 erklärte J. Beck dann vor der Völkerbundversammlung, daß Polen sich gezwungen sehe, zukünftig „sich jeder Mitwirkung an der von den internationalen Organen ausgeübten Kontrolle des von Polen angewandten Systems des Minderheitenschutzes zu enthalten"[3]). Die Rechte der Minderheiten seien jedoch weiterhin geschützt, und zwar durch die staatlichen Gesetze.

Ganz im Sinne dieser Entwicklung entstand auf polnischer Seite ein umfangreiches Schrifttum, dem von Zeit zu Zeit von seiten der Volksgruppen widersprochen wurde. Der Zusammenbruch des polnischen Staates hat uns der Notwendigkeit enthoben, dies Schrifttum genauestens zu analysieren, da uns Akten der polnischen Verwaltung vorliegen, die ein ziemlich genaues Bild der Warschauer Absichten, der eingeschlagenen Wege und der erzielten Erfolge erlauben. Das Schrifttum wird dadurch nicht völlig wertlos, da es insbesondere in einzelnen Fällen die Ausfüllung von Lücken gestattet, es kann jedoch gegenüber den primären Quellen, die hier benutzt werden, in den Hintergrund treten.

Auf Grund dieser Akten soll die polnische Ukrainerpolitik, d. h. die Tendenz der Warschauer Zentrale und ihrer nachgeordneten Behörden gegenüber den Staatsbürgern ukrainischer Zunge dargestellt werden. Dabei wird nicht eine lückenlose Chronologie der Vorgänge, sondern die Herausarbeitung des „Systems" der Volkstumspolitik (falls ein derartiges System bestand) erstrebt. Auf Einzelheiten (etwa die berüchtigten Pazifikationen) wird nur dann eingegangen, wenn sie im Rahmen des Systems eine besondere Bedeutung haben.

Die nationalitätenrechtlichen Streitfragen können dabei außer acht gelassen werden. Zieleniewski hat darauf aufmerksam gemacht[4]), daß

[3]) St. Z. Paprocki, Polen und das Minderheitenproblem. Warschau 1935, S. 23 ff.

[4]) Zieleniewski, a. a. O., S. 4 ff.

Artikel 109 der Verfassung vom 17. März 1921 offenbar abhängig ist von einem Vorschlag, den Siemieński bereits 1917 gemacht hatte. Dieser Vorschlag sah auf der einen Seite den Grundsatz vor, daß den Staatsbürgern aller Nationalitäten — individuell also! — die Freiheit zugestanden wird, ihre Eigenarten zu pflegen, wollte aber auf der anderen Seite auch „Gebieten mit nichtpolnischer Bevölkerung" das Recht zubilligen, die Gleichberechtigung einer nichtpolnischen Sprache und die Befriedigung kultureller Bedürfnisse fordern zu dürfen. Die Verfassung verwandelte dies territorialrechtliche Prinzip bereits in ein bloßes Postulat: „Besondere Staatsgesetze sichern den Minderheiten im Polnischen Staate die volle und freie Entwicklung ihrer nationalen Eigenarten . . ." Mit Rücksicht auf die Vorgänge bei der Eingliederung Ostgaliziens in die Republik ist von ukrainischer Seite mehrfach versucht worden, zu einer territorialen Autonomie — zuletzt 1938 — zu gelangen. Diese Versuche mißlangen, weil die Generallinie der Warschauer Politik — sieht man von einigen „förderalistischen" Außenseitern, die in der deutschen Publizistik von 1934—1938 stark überschätzt wurden, ab — eine von „Gebieten" ausgehende Lösung des Nationalitätenproblems ausschloß. Für die Warschauer Politik waren die Nichtpolen des Staates keine Völker oder Volksgruppen, sondern eine Summe von Individuen, deren Beeinflussung und Bekämpfung sich nach einem System vollzog, das keinem der „minderheitenrechtlichen" Prinzipien, zu denen man sich bekannte, entsprach. Die Nationalitätenpolitik der polnischen Republik kann deshalb nur von der Wirklichkeit der Verwaltungspraxis aus beschrieben werden, wobei es freilich nötig ist, in der Fülle der einzelnen Maßnahmen die leitenden Prinzipien zu erkennen.

Voraussetzungen

Nach der endgültigen Festlegung der östlichen Grenzen beherbergte Polen fast 5 Millionen Ukrainer[5]), die jedoch in politischer, psychologischer und religiös-kultureller Hinsicht mancherlei Unterschiede aufwiesen.

Die galizischen Ukrainer waren überwiegend griechisch-uniert (3,031.000), in kultureller Hinsicht durch die österreichische Verwaltung durchwegs im mitteleuropäischen Sinne entwickelt worden und besaßen Ansätze einer Führungsschicht mit eigennationalen Tendenzen. In völkerpsychologischer Hinsicht war der Haß gegen die Polen ein Moment von größter politischer Bedeutung. Eine kleine Gruppe, deren Bedeutung im Laufe der Zeit zurück-

[5]) Die amtliche polnische Statistik vom 30. September 1921 gibt nur 3,878.000 Ukrainer an. Das Preußische Statistische Amt berechnete ihre Zahl jedoch auf Grund der vorhandenen Unterlagen auf 4,880.000, während Stanislaus Mornik in seinem Buche „Polens Kampf gegen seine nichtpolnischen Volksgruppen". Berlin 1931, S. 25, die Zahl 4,896.000 für richtig hält.

gegangen war, bezeichnete sich als „russophil" und neigte entweder zum Anschluß an das Russentum[6]) oder zur Behauptung einer eigenen „ruthenischen" Nationalität. Außerhalb Galiziens waren die Ukrainer Glieder der griechisch-orthodoxen Kirche. Der kulturellen Zurückgebliebenheit entsprach hier in psychologischer Hinsicht der Dämmerzustand, in dem sich das Volksbewußtsein befand. Die Übergänge zu den Weißruthenen erschienen als völlig unklar, weil der größte Teil der Landbevölkerung nicht national, sondern konfessionell dachte. Hier gab es noch „Konfessionsvolk": Die orthodoxe Kirche war als Gesinnungsfaktor offenbar bedeutsamer als das ukrainische Volkstum. Bei den Popen, deren Haltung bei dieser Sachlage besondere Bedeutung zukommen mußte, ließen sich russophile Tendenzen feststellen, die anscheinend den Neigungen der galizischen „Ruthenen" und „Russophilen" entsprachen. Außerdem lebten hier verstreut, von den polnischen Behörden unterstützt, ostukrainische Emigranten, deren politisches Schicksal zur Entwicklung einer polenfreundlichen Haltung geführt hatte. Wenn auch die Masse der 1,365.000 orthodoxen Ukrainer somit 1921 als national und politisch wenig geweckt zu bezeichnen war, so war doch vom Standpunkte der polnischen Behörden aus eine große Gefahr vorhanden: die der Aktivierung dieser Massen durch die orthodoxe Kirche. Die Frage der griechisch-orthodoxen Kirche wurde deswegen zu einem volkspolitischen Problem erster Ordnung. Das Gesamtbild des Ukrainertums wurde endlich noch durch zwei Erscheinungen bunter: einmal durch die Tatsache, daß es am Rande des eigenen Siedlungsgebiets zwei Stammesgruppen — die Lemken und die Huzulen — mit einer gewissen Eigenart und endlich verstreut über bestimmte Teile Galiziens römische

---

[6]) Die auch im deutschen Schrifttum übliche Redeweise „Großrussen" (zum Unterschied von Weißruthenen und Ukrainern) läßt sich sachlich nicht halten. Ihr entspricht die zaristische Terminologie „Kleinrussen", d. h. die Behauptung, daß es im Osten nur ein „russisches" Volk gibt, das aus drei Stämmen (mit dem „großrussischen" als dem größten) besteht. Der volkstümliche Sprachgebrauch kennt das unterscheidende Wort „großrussisch" kaum. Eine ausführliche Erörterung der Terminologie auf dem Gebiete der östlichen Völkerwelt (vom ukrainischen Standpunkt aus) findet sich bei ROMAN SMAL-STOCKYJ, Die Germanisch-Deutschen Kultureinflüsse im Spiegel der Ukrainischen Sprache, Leipzig 1942, S. 73 ff. Hier wird das Eigenschaftswort „groß" in Klammern gesetzt (so ist z. B. von [groß]-russischen, eigentlich moskowitischen Gebieten die Rede). Die Polen gebrauchten in ihren Denkschriften für Versailles übrigens durchwegs die zaristische Terminologie, so heißt es z. B. über bestimmte Ostgebiete: „Większość ludności na północy mówi albo po litewsku, albo po białorusku, na południu zaś po małorusku." (Akty i Dokumenty dotyczące sprawy granic Polski na Konferencji Pokojowej w Paryżu 1918—1919, Bd. I, Paris 1920, S. 15). Das Ukrainertum wird als sprachliche Tatsache zugegeben, gesinnungsgemäß und politisch befinde es sich jedoch in einem embryonalen Zustande, so daß man Ostgalizien Polen angliedern müsse (S. 57).

Katholiken ukrainischer Sprache gab. Bei den Lemken lagen bereits leichte Ansätze zu einer polnischen Orientierung vor, während bei den „Lateinikern" (Römisch-Katholischen) die Polonisierung ziemlich weit fortgeschritten war[7]).

Die soeben angedeuteten seelischen Unterschiede in der Gesinnungsstruktur des Ukrainertums ermöglichten der polnischen Politik eine ganze Reihe bedeutsamer Anhaltspunkte. Sie gehören fast alle zu dem Versuche, die mögliche Einheit des Ukrainertums durch die Ausprägung von Sonderstämmen zu verhindern, in kleinerem Umfange waren sie auch Ausgang unmittelbarer Polonisierungsbemühungen. Der Methode, die regionalen Gruppen scharf zu unterscheiden, entsprach logisch das ständige Bemühen, bei den anerkannten Organisationen darauf zu achten, daß der ihnen zugebilligte Betätigungsrahmen streng eingehalten wurde. Dabei ging man in der Auslegung formal vor. Nachdem der Innenminister erlaubt hatte, daß der Volksaufklärungsverband „Prosvita" seinen Mitgliedern ein Abzeichen verleihen dürfe, gab eine allgemeine Zeitungswerbung für das Abzeichen dem Wojwoden Veranlassung, das Abzeichen zu verbieten, da es offenbar auch an Nichtmitglieder verteilt werde (Krakau, Sozialpolit. Abt., 12. April 1938). Elf Tage später teilte die gleiche Behörde mit, daß der wärend der Jubiläumsfeier vorgesehene „Kongreß der ukrainischen Kultur" verboten sei, weil die Abhaltung jenes Kongresses die Grenzen der statutarischen Berechtigungen des Prosvita-Verbandes überschreite. Dabei handelte es sich um eine allukrainische Kulturorganisation, deren Satzungen allerdings nicht die Veranstaltung eines „Kongresses" der ukrainischen Kultur vorsahen.

Bedeutung der Sokalgrenze

Es ist verständlich, daß die polnische Regierung ihre Bemühungen, die Unterschiede zwischen den drei Teilgebieten durch eine allmähliche Auslöschung der noch immer vorhandenen seelischen Grenzen zwischen dem Prusiaken, dem Kongresser und dem Galizianer zu überwinden, nicht auf das ukrainische Siedlungsgebiet ausdehnte. Die historische Grenze zwischen Galizien auf der einen, Wolhynien und Cholm auf der anderen Seite wurde weiterhin scharf betont. Die verschiedensten Maßnahmen sollten dazu dienen, einen Verkehr der Ukrainer auf beiden Seiten der

[7]) Die Berechnungen über die Zahl der „Lateiniker" gehen weit auseinander, weil es in der Praxis außerordentlich schwer ist, zwischen römisch-katholischen Ukrainern und griechisch-unierten Polen (die entwicklungsgeschichtlich zusammengehören) zu trennen, vgl. H. J. Beyer, Das Schicksal der Polen, Leipzig 1942, S. 58 ff. Mornik nimmt, a. a. O., S. 17 an, daß die Zahl der römisch-katholischen Ukrainer, die 1910 etwa 800.000 betrug, 1921 zumindest noch 200.000 betrug.

sogenannten Sokalgrenze zu verhindern. Für die Verwaltungsbehörden gab es diesseits und jenseits von Sokal zwei verschiedene Menschentypen.

Eine ausführliche Anweisung, die den zugelassenen Sprachgebrauch festlegte, entspricht dieser Tendenz völlig (Lemberger Wojwodschaftsamt, Sozialpol. Abt., 8. Februar 1938): während die ukrainische Presse die Lubliner, wolhynische und polesische Wojwodschaft zusammenfassend „nordwestliche Gebiete" oder „nordwestliche Ukraine" nenne und die staatsamtlichen regionalen Bezeichnungen vermeide, sei es dringend erforderlich, aus psychologischen Gründen die gewünschte Terminologie durchzusetzen. Genau so wie die Verwendung des Begriffes „Galizien" unzulässig sei, gäbe es zahlreiche andere Ausdrücke, die im Auslande einen falschen Eindruck hervorrufen. Die Anwendung der Begriffe Kleinpolen, Wolhynien, Lubliner Wojwodschaft, Podolien, Huzulen-, Bojken- oder Lemkengebiet müsse deshalb erzwungen werden. Den Polen kam es also darauf an, auf der einen Seite die Sammelbezeichnung „Westukraine" auszuschließen, auf der anderen Seite erstrebten sie einen vielfältigen Gebrauch regionaler Ausdrücke im Anschluß an die staatliche Terminologie. Wenig später, am 1. März 1938, wurde von der gleichen Stelle der Name „Galizien" erlaubt, um so schärfer ging man gegen Bezeichnungen vor, die die Zugehörigkeit der Landschaften nördlich von Sokal zur Ukraine betonten. Jenseits dieser Stadt, die am Bugflusse liegt, begann für die Behörden eine andere Welt. Das Innenministerium billigte die obige Nomenklatur am 7. März (P. N. 56/4/1).

Im Cholmer Land waren deshalb die üblichen ukrainischen Parteien verboten. Bis zum 1. Dezember 1922 hatte man hier bereits alle ukrainischen Schulen aufgelöst. Ein Anschluß kultureller und wirtschaftlicher Selbsthilfeorganisationen an die Lemberger Zentralen wurde zumeist untersagt. Der Einreise galizisch-ukrainischer Intelligenzler wurden planmäßig Schwierigkeiten bereitet. Entsprechend vereitelte man nach Möglichkeit die Teilnahme Cholmer Vertreter an Lemberger Tagungen. Einige Beispiele aus den Akten mögen die Absichten zeigen, die die polnischen Behörden im Cholmer Land mit seinen unklaren Volkstumsverhältnissen[8]) verfolgten:

Das Prinzip, die Gebiete „diesseits" und „jenseits" von Sokal zu trennen, wirkte sich erfolgreich in der griechisch-unierten Kirche aus. Diese hatte in der österreichischen Zeit in Galizien eine überaus günstige

[8]) Hier gibt es viel polonisiertes Ukrainertum, vgl. H. J. Beyer, a. a. O., S. 41 ff. In einer der Denkschriften für Versailles heißt es, daß Cholm überwiegend polnisch sei: „Faktem jest, że większość ziemi tej jest polska, że ludność, mówiąca po rusku, składa się wyłącznie z drobnych rolników i wyrobników, wśród których nie istnieją najmniejsze nawet tendencje separatystyczne" (S. 61, Sperrung vom Verf.).

organisatorische Entwicklung erlebt und war überdies zu einem wichtigen Faktor für die ukrainische Volkskultur geworden. Außerhalb Galiziens gab es im angrenzenden ukrainischen Siedlungsgebiet des Zarenreiches unierte Unterströmungen, die jedoch an der Oberfläche kaum sichtbar wurden. Während der Zeit der polnischen Adelsrepublik waren durch Druck von oben große Teile der orthodoxen Kirche des ukrainischen Volksbodens der Union angeschlossen worden, so daß etwa um 1700 nahezu alle Ukrainer des Doppelreiches der unierten Kirche angehörten. Eine orthodoxe Kirche wurde als größere Organisation nicht zugelassen. Der immer stärker werdende Einfluß der Moskauer Politik veränderte die kirchenpolitische Lage in den Ostgebieten der Adelsrepublik wieder zuungunsten der unierten Kirche. In zahlreichen Gebieten war die Union nur formal durchgeführt worden, unter dem Einfluß der Moskauer Diplomatie und in der Hoffnung auf die Befreiung durch den Zaren entwickelte sich orthodoxes Gemeindeleben wieder. Als das Zarenreich die Ostgebiete Polens übernahm, war zwar keine orthodoxe Hierarchie, wohl aber ein ausgebreitetes Netz von Gemeinden und Priestern vorhanden. Die sogenannte „Disunion" vollzog sich rasch und zunächst ohne Gewalt, hier und da wurde allerdings von den neuen Machthabern mit Zwangsmaßnahmen nachgeholfen. Es erwies sich, daß die Union in großen Teilen der ukrainischen Bevölkerung nicht Wurzeln gefaßt hatte. In den westlichen Randgebieten, vor allem in Wolhynien und im Bezirk Cholm, war jedoch mit polnischer Hilfe ein starkes uniertes Kirchenwesen aufgebaut worden, das zum Teil über polnisch gesinnte Priester verfügte. Diese leisteten der Wiedereingliederung in die orthodoxe Kirche erheblichen Widerstand.

Das starke Interesse der österreichischen Verwaltung an der unierten Kirche Galiziens machte naturgemäß die unierten Restgemeinden Rußlands für die zaristischen Behörden verdächtig, ganz abgesehen von den polnischen Tendenzen, die in ihnen wirksam waren. Die Zeit Alexanders I. brachte freilich keine entscheidenden russischen Erfolge, weil die Westgebiete verwaltungsmäßig dem polnischen Hochadel überlassen wurden. Mit Hilfe der Jesuiten versuchte dieser eine Ausbreitung des römischen Katholizismus, vor allem in den Gebieten, in denen eine endgültige Entscheidung zwischen „Union" und „Disunion" noch nicht gefallen war. Unter Nikolaus I. wurde dann aber der Entschluß gefaßt, die unierte Kirche im Zarenreich aufzulösen. 1820 waren die Jesuiten ausgewiesen worden, 1825 übernahm Nikolaus die Regierung und wenige Jahre nach dem ersten polnischen Aufstand erfolgte die Eingliederung des größten Teils der unierten Kirche in die orthodoxe. Drei Bischöfe und 1300 Priester vollzogen 1839 den Übertritt. Lediglich kleine Gruppen des Cholmer Landes blieben bei der Union; ihr Widerstand wurde in den siebziger Jahren mit Polizeigewalt gebrochen.

Ein Teil der Priester floh nach Galizien, die übrigen wanderten in die sibirische Verbannung.

Es ist verständlich, daß die polnische Verwaltung sich nach 1918 dieser geschichtlichen Auseinandersetzungen wieder bewußt wurde. Die Tatsache, daß nach der Erklärung der Religionsfreiheit 1905 mehr als 100.000 Ukrainer im Westrandgebiet zur römisch-katholischen Kirche übertraten — die unierte Kirche blieb im Zarenreich verboten —, zeigte, daß insbesondere im Cholmer Land Sympathien für die abendländische Kirche und polnische Kultureinflüsse trotz aller zaristischen Bemühungen wirksam waren. Wollte die neue polnische Verwaltung die Union in den orthodoxen Gebieten als Werkzeug im Volkstumskampf benutzen, so mußte allerdings der Einfluß der galizischen Metropolie, die ukrainisch gesinnt war, ausgeschaltet werden. Als Metropolit Graf A. Šeptyćkyj den Theologen J. Bocian zum unierten Bischof von Łuck weihte, wurde sofort eingegriffen. Bocian wurde aus seiner wolhynischen Diözese vertrieben. Mit Hilfe der Jesuiten wurde an der Ausbildung unierter Geistlicher gearbeitet, die späterhin nicht der galizischen Metropolie, sondern den zuständigen römisch-katholischen Bischöfen unterstellt wurden. Es gelang der polnischen Staatsführung, in Rom für diese Politik volle Zustimmung zu erhalten. Artikel 18 des Konkordats bestimmte daher, daß die außerhalb einer Diözese befindlichen Geistlichen und Gläubigen aller Riten den Ortsordinarien unterstehen. Da die Diözesangrenzen der unierten Kirche Galiziens nicht erweitert wurden, unterlagen die unierten Kreise Wolhyniens, des Cholmer und Lubliner Landes, Podlachiens (sowie endlich auch eines galizischen Bezirkes westlich des San) in besonderem Maße den kirchenpolitischen Bestrebungen der Warschauer Regierung.

Bereits das erste Jahrzehnt der polnischen Bemühungen zeigte jedoch, daß die hochgespannten Erwartungen auf diesem Gebiete nicht in Erfüllung gehen sollten. Trotz des chaotischen Zustandes, in dem sich die orthodoxe Kirche in äußerer und innerer Beziehung befand[9]), gelang es ihr, größere Missionserfolge der Gegner im eigenen Gemeindebereich abzuwehren. Hinzu kam, daß die Führung der unierten Gemeinden nördlich Sokal und westlich des San antiukrainischen Tendenzen nicht zugänglich war. Nördlich der Sokalgrenze wurden die unierten Gemeinden von Angehörigen der Redemptoristenkongregation betreut, die zumeist aus Belgien kamen. Ihr Oberhaupt war der Bischof M. Čarnećkyj, ein Ukrainer. Die Redemptoristen beteiligten

[9]) Irene Grüning, Die autokephale östlich-orthodoxe Kirche in Polen in den Jahren 1922—1939. In: Jahrbuch des Osteuropainstituts zu Breslau 1940, S. 111 bis 127, insbes. 112 ff. Hier wird ein Aufsatz der Verfasserin über die polnische Kirchenpolitik angezeigt, der jedoch tatsächlich in der Zeitschrift „Kyrios" nicht erschienen ist.

sich zwar kaum an der ukrainischen Kulturarbeit, waren sich jedoch darüber klar, daß die ihnen gestellte Missionsaufgabe ohne eine Anpassung an Sprache und Sitten der einheimischen Bevölkerung nicht zu lösen war.

Erwies sich der Versuch, mit rein verwaltungsmäßigen Mitteln — Unterstellung unter die Jurisdiktion der römisch-katholischen polnischen Bischöfe — volkstumspolitische Ziele zu erreichen nördlich Sokal als vergeblich, so zeigte sich im Lemkengebiet, daß ein anderer Weg größere Aussichten bot. 1934 gelang es der polnischen Regierung in Rom die Loslösung des Lemkengebiets von der Diözese Przemyśl zu erreichen. Es wurde eine eigene „Apostolische Administratur" mit dem Sitz in Rymanow-Sanok eingerichtet und als päpstlicher Administrator ein russophiler Geistlicher eingesetzt, der im Einvernehmen mit den örtlichen polnischen Behörden bewußt ukrainisch eingestellte Priester und Lehrer beseitigte. Die theologischen Seminare in Lemberg, Przemyśl und Stanislau wurden für den Nachwuchs der Administratur gesperrt und das räumlich näher liegende römisch-katholische Seminar Tarnów (mit polnischer Unterrichtssprache) zur Ausbildungsstätte bestimmt. Diese Absichten standen in Verbindung mit dem Versuch, ein lemkisches Sonderbewußtsein[10]) zu schaffen — ein Versuch, der noch unsere Aufmerksamkeit finden wird. In bezug auf die griechisch-unierte Kirche der Sanoker Administratur läßt sich sagen, daß die Zeit zu kurz war, um dauerhafte Erfolge zu erzielen. Immerhin lehrten Feststellungen im Lemkengebiet seit 1939, daß eine für die polnischen Absichten durchaus günstige Gesinnungsbeeinflussung erfolgt war. Wenn diese Erfolge nicht größer waren, so lag das einmal an der kurzen Zeitspanne, zum anderen daran, daß die zumeist eingesetzten russophilen Elemente zwar das ukrainische Volksbewußtsein bekämpften, aber einer Polonisierung gegenüber vielfach sehr zurückhaltend waren. Das eigentliche Ziel dieser Geistlichkeit war die Bildung eines Gesinnungstyps „russophiler Lemke".

Zusammenfassend läßt sich über die Warschauer Absichten gegenüber der unierten Kirche außerhalb der ostgalizischen Diözesen sagen, daß der entscheidende Gesichtspunkt der Verwaltungspraxis ein negativer war; man bemühte sich, den Einfluß der nationalukrainisch ausgerichteten galizischen Metropolie einzuschränken. Wo die Möglichkeit dazu bestand, wurden ukrainische Gemeinden von der — möglichen — Jurisdiktion des Metropoliten ausgenommen. Das gelang nach der Staatsgründung sehr bald in den Gebieten, die zu Rußland gehört hatten. 1934 wurde dann auch das Lemkengebiet von der Przemysler Diözese losgelöst. Im Lemkengebiet wurden durch diese Maßnahmen rund 100.000 Unierte polenfreundlichen russophilen Einflüssen unterworfen. Nördlich Sokal war das unierte Element

[10]) M. Andrusjak, Der westukrainische Stamm der Lemken. SOF. VI (1941), S. 567 ff., 572 ff.

zahlenmäßig so schwach, daß es für die erwähnten volkspolitischen Absichten bedeutungslos blieb, ganz abgesehen davon, daß Bischof Čarnećkyj diesen Plänen nicht zugänglich war. Nach der letzten staatspolnischen Statistik, die voll veröffentlicht ist, gab es 1931 außerhalb der vier galizischen Wojewodschaften nur 27.000 Unierte, von denen 11.000 in Wolhynien und gut 3000 in der Lubliner Wojwodschaft lebten.

Die große Bedeutung, die der „Sokalgrenze" in der polnischen Verwaltungspraxis zukam, zeigt sich jedoch nicht bloß in der Regelung der Rechtsverhältnisse der griechisch-unierten Kirche. In Wolhynien und im Cholmer Land wurden die großen ukrainischen Parteien, deren Mittelpunkt stets Lemberg war, unterdrückt. In Wolhynien förderten die Behörden Sondergruppen, so vor allem die „Ukrainische Wolhynische Vereinigung" (U. W. O.). Der Wojewode Józewski ermöglichte außerdem einer polenfreundlichen Gruppe ostukrainischer Emigranten, der sogenannten U. N. R. (Petljuraanhänger), eine politische Betätigung[11]). Im Cholmer Gebiet waren alle ukrainischen Parteien grundsätzlich verboten. Ähnlich wie die politischen Parteien wurden die großen Kulturorganisationen behandelt.

Der Name Lwiw (Lemberg) war den Behörden ganz besonders unangenehm. Wo man konnte, verhinderte man das Zusammenströmen von größeren Menschenmengen in dieser Stadt, da man eine Beeinträchtigung ihres polnischen Gesichts befürchtete. Die behördliche Behandlung der großen Prosvita-Jubiläumsfeier erfolgte unter der besonderen Absicht, möglichst wenig auswärtige Ukrainer teilnehmen zu lassen. „Es ist notwendig, dem massenhaften Zuströmen der Bevölkerung nach einzelnen Bezirksstädten und besonders nach Lemberg entgegenzuwirken. Die Behörden der inneren Verwaltung sollen sich dem erwähnten unerwünschten Zustrom mit Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit, Ruhe und Ordnung mit polizeilichen Mitteln entgegenstellen" (Innenministerium P. N./6868/

---

[11]) Diese Maßnahme steht in Verbindung mit den ostföderalistischen Plänen der Pilsudski-Gruppe, vgl. HARALD LAEUEN, Polnisches Zwischenspiel, Berlin 1940, S. 173 f. Józewski wurde 1938 nach dem Westen versetzt, weil die Warschauer Zentrale eine unmittelbare Polonisierungsarbeit der Pflege einer polenfreundlichen sprachukrainischen Gruppe vorzog. Er hielt 1928 eine Rede gegen die UdSSR, die zu einem diplomatischen Konflikt Anlaß gab. Er hatte betont, daß man in Wolhynien die Voraussetzungen für eine unabhängige Ukraine im Sinne Petljuras schaffen müsse, vgl. RENÉ MARTEL, La France et la Pologne. Réalités de l'Est Européen, Paris 1931, S. 148 ff. Józewski, der Innenminister im Kabinett Bartel gewesen war, erklärte damals (nach Martel): „Der Ukrainer, der das gemeinsame polnisch-ukrainische Leben auf dem Boden Wolhyniens organisiert, handelt nicht im Widerspruch zu der Idee einer unabhängigen Ukraine in den Gebieten, die uns benachbart sind." Voraussetzung der Förderung der UNR-Gruppe (Petljura, Liwyćkyj, Šulhyn, Smal Stockyj) war also der Verzicht auf die Westukraine.

2/tj/38 vom 16. April 1938). Lemberg war als international-kultureller Mittelpunkt der galizischen Ukrainer existenziell eine Gefahr für die Polen.

Vom polnischen Standpunkt aus kam es darauf an, eine Vereinheitlichung der ukrainischen Kulturarbeit zu verhindern. Aus dem Aktenmaterial ergibt sich deutlich, daß man dabei nach einem bestimmten Schema vorging. Die ukrainischen kulturellen Organisationen wurden in drei Kreise eingeteilt, wobei wieder die Sokalgrenze eine entscheidende Rolle spielte. Im ehemaligen Kronland Galizien fand man sich östlich des San damit ab, daß es ein ukrainisches kulturelles Leben gab. Man bekämpfte zwar die einzelnen Zweige der Kulturorganisationen, hielt es aber im Interesse einer besseren polizeilichen Überwachung zumeist für zulässig, daß sie in Lemberg Zentralen bildeten. Von Zeit zu Zeit wurden einzelne Verbände oder Teilgruppen verboten, im Grundsatz wurde die ukrainische Kulturarbeit jedoch auf diesem Gebiete toleriert. Einen zweiten Kreis bildete in der Vorstellungswelt der polnischen Behörden Wolhynien. Vor der Gründung des polnischen Staates war hier die — übrigens wenig entwickelte — ukrainische Kulturarbeit von Kiew her beeinflußt worden. Russische Einschläge waren nicht unwichtig. Die Umstellung von dem Kiewer auf den Lemberger Mittelpunkt stieß nicht bloß auf die Schwierigkeiten, die sich aus den konfessionellen und gesinnungsmäßigen Unterschieden ergaben, sondern auch auf eine bewußte Gegenarbeit der polnischen Behörden. Vor allem während der Tätigkeit des Wojwoden Józewski wurde Luck als Wojwodschaftshauptstadt zum Mittelpunkt des „bodenständigen Ukrainertums" gemacht. Mit Hilfe Warschauer Emigrationskreise glaubte man, eine dem Polentum freundlich gesonnene ukrainische Führungsschicht entwickeln zu können. Infolgedessen wurden die allgemeinen Prosvita-Lesehallen und ähnliche Einrichtungen immer wieder aufgelöst, so z. B. 1928 in Dubno, Kowel, Słuck und Wołodymyr[12]). Der Unterschied zwischen dem zweiten und dem dritten „Kreis" (Lemkengebiet, Cholmer Land, Polesien) bestand in der polnischen Vorstellungswelt darin, daß im zweiten Kreis ukrainisches Kulturleben spezifisch „wolhynischer" Färbung und ohne Zusammenhang mit Lemberg geduldet werden konnte, während im dritten Kreis grundsätzlich alles Ukrainische zu unterdrücken sei. Die Jugendorganisationen Sokił und Łuh waren sowohl in Wolhynien als auch im Cholmer Land verboten, in Wolhynien erlaubte man jedoch Verbände mit ähnlichen Aufgaben, wenn sie zu den „loyalen" „wolhynischen" Gruppen gehörten. Im Cholmer Gebiet und in den anderen Gauen des „dritten Kreises" wurde jedoch keinerlei Kultur- und Erziehungsarbeit von Vereinen mit ukrainischer Färbung geduldet. Jubiläumsfeiern zu Ehren des Prosvita-Verbandes wurden

[12]) St. Mornik, a. a. O., S. 113.

„in den westlich des San liegenden Orten und im Lemkengebiet" grundsätzlich nicht erlaubt, weil sie „vom Standpunkte der polnischen Minderheitenpolitik in diesem Gebiete unerwünscht sind" (Krakau, Wojw. Sozialpol. Abt., 19. Mai 1938, unter Hinweis auf eine entsprechende Lemberger Verfügung). Im Lemkengebiet wurden noch 1933 alle ukrainischen Kultur- und Volksaufklärungsverbände aufgelöst, nachdem auf einer Sitzung der Neusandezer Starostei, die Wojwodschaftsrat Hirschberg leitete, auf Vorschlag des Starosten Łach am 31. Mai 1933 entsprechende Entschlüsse gefaßt worden waren. Dem Vorschlage, auch die russophilen Kačkovskyj-Lesehallen zu schließen, wurde jedoch zunächst nicht stattgegeben, da man noch nicht glaubte, auf die Russophilen verzichten zu können[13]). Die ukrainische Kolonie in der Stadt Krakau wurde übrigens, wohl aus propagandistischen Gründen, anders behandelt, ihr kam man häufig entgegen.

In Polesien leugnete man bekanntlich überhaupt die Existenz einer ukrainischen und weißruthenischen Bevölkerung und arbeitete bewußt mit dem Begriff „Hiesige" (tutejszy). Der Entschluß zu dieser Taktik ist unmittelbar nach der Staatsgründung gefaßt worden, hat sich aber erst seit dem Staatsstreich Piłsudskis in der Verwaltung voll ausgewirkt. Nach der amtlichen Statistik gab es 1921 fast 39.000 „Hiesige", in 10 Jahren stieg diese Zahl auf 707.000! Ein polnischer Journalist hatte durchaus Recht, wenn er darauf hinwies, daß kein Land „eine ähnliche völkische und sprachliche Metamorphose in einem so schnellen Tempo"[14]) erlebt habe wie das östliche Waldsumpfland. Er übersah dabei allerdings, daß es sich mehr um eine statistische Umgruppierung als um eine „Metamorphose" handelte. Nach den Berechnungen BÜRGENERS[15]) gab es 1931 nicht 164.000 Polen, 707.000 Hiesige, 75.000 Weißruthenen und 54.000 Ukrainer, sondern nur 125.000 Polen, aber 694.000 Weißruthenen und 174.000 Ukrainer. Es ist gewiß zuzugeben, daß der größte Teil der „Poleschucken" über kein klares Nationalgefühl verfügte, falsch war jedoch die polnische Behauptung, daß die Bevölkerung sich als „hiesig" bezeichne. In Wirklichkeit bezeichneten und bezeichnen sich die Bauern jener Landschaft als „Prawosławni" oder „Rusyny", d. h. gebrauchen entweder einen konfessionellen oder einen undifferenzierten Stammesausdruck. Während der polnischen Herrschaft entwickelte sich überdies in gewissen Schichten ein deutliches ukrainisches oder weißruthenisches Bewußtsein, so daß von einigen polnischen Beobachtern bereits von „Umgestaltungen destruktiver Natur" und von einer

---

[13]) M. ANDRUSJAK, a. a. O., S. 568 und 575.

[14]) Warszawski Dziennik Narodowy vom 30. Dezember 1936.

[15]) MARTIN BÜRGENER, Pripet-Polessie. Das Bild einer polnischen Ostraum-Landschaft (Petermanns Geographische Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 237), Gotha 1939, S. 99 ff.

allmählichen Aufgliederung der „Hiesigen" gesprochen wurde[16]). Es ist verständlich, daß die polnischen Behörden bei dieser Sachlage jegliche bewußt ukrainische Arbeit in Polesien, sei es nun der Verkauf von Kalendern, die Bildung sportlicher Vereine oder die Veranstaltung von Vortragsabenden, verbot.

Akten aus den für Polesien zuständigen Behörden liegen nicht vor. Da die polnische Verwaltung jedoch die Gewohnheit hatte, auch nicht unmittelbar beteiligte Dienststellen über volkspolitisch wichtige Vorgänge zu unterrichten, befand sich unter den Krakauer Materialien eine Information vom 7. Juli 1938, durch die einige Starosteien über die Lage im mittleren Osten unterrichtet werden: „Die ukrainischen politischen und sozialen Organisationen zeigen seit längerer Zeit starkes Interesse für das Gebiet der polesischen Wojwodschaft und versuchen, die ukrainische nationale Tätigkeit in diesem Gebiet zu beleben. Bis jetzt äußerten sich diese Versuche darin, daß Polesien entweder von ukrainischen Volkstumsarbeitern unter dem Vorwande landeskundlich-wissenschaftlicher Ausflüge bereist wurde oder aber ukrainische Politiker mit einigen Mitarbeitern der „Prosvita" und der „Ukrainbank" in Brest (Brześć nad Bugiem, Berestja) und auch mit Priestern ukrainischer Abstammung zusammentrafen. Neuesten Informationen zufolge beabsichtigen ukrainische Stellen Sommerkolonien in den südlichen Wojwodschaften zu organisieren, unter anderem für Kinder aus Polesien, um sie in ukrainisch-nationalem Sinne zu erziehen. Parallel dazu sollen in der Sommerzeit Ausflüge der Studenten und Gymnasiasten nach Polesien erfolgen, um die Bevölkerung für die ukrainische Volksidee zu gewinnen . . .". Da diese Bestrebungen schädlich seien, müsse auf beabsichtigte Abreisen nach Polesien geachtet und der Frage der Sommerkolonien große Aufmerksamkeit gewidmet werden. Im Sinne jener Einteilung des ukrainischen Siedlungsgebietes in drei Kreise kam es nicht bloß darauf an, in den einzelnen Landschaften entstehende „gefährliche Tendenzen" zu unterbinden, sondern vor allem auch darauf, Einwirkungen aus dem Lemberger Kreis, aus „Galizien" auszuschließen. Als einzelne studentische Vereinigungen dazu übergingen, ihre Mitglieder in den Ferien nach Wolhynien und ins Cholmer Land zu schicken, warnte die Warschauer Zentrale sofort. Entsprechend forderte das Lubliner Wojwodschaftsamt (Sozialpol. Abt., 22. Dezember 1936) die nachgeordneten Dienststellen auf, alle ukrainischen Studenten während der Weihnachtsferien auf Schritt und Tritt zu beobachten. Es wurde besonders auf die Aufgaben aufmerksam gemacht, die den Studenten auf Grund von Spitzelaussagen gestellt waren. Dabei

[16]) B. ZABORSKI, Rozmieszczenie ludności według języka i wyznania na Polesiu, Warschau 1936, S. 6. Über die Gründe für den geringen Erfolg der polnischen Verwaltungsarbeit vgl. BÜRGENER, a. a. O., S. 69 f., 96 f.

wurde auf die Genossenschaften besonders hingewiesen. Mit Rücksicht auf die bevorstehenden Osterferien wurde der Erlaß am 31. März 1937 erneuert.

Eine besondere Rolle spielte ein Rundschreiben vom 6. Juni 1937, das auf Grund offenbar falscher oder zumindest ungenauer Spitzelangaben entstand. In ihm wurde behauptet, daß die Touristische Sektion des Krakauer Ukrainischen Studentenvereines beschlossen habe, einen Einsatz in Wolhynien durchzuführen. Um diese Aktion zu tarnen, würde gleichzeitig Material für die Mundartenforschung des Philologen J. Ziłyńskyj gesammelt. Der Haupteinsatz sollte in Wolhynien erfolgen, daneben sollten auch das Cholmer Gebiet, Polesien und Podlachien berücksichtigt werden. Aus den Berichten der Starosteien und Bezirkskommandanten ergibt sich nun, daß nicht einmal Spuren dieses Einsatzes entdeckt wurden. Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt (wie sich aus einer persönlichen Mitteilung des damaligen Studentenführers ergibt), daß alle Angaben über Ort, Zweck, Art und Führung des Einsatzes falsch waren. Die polnische Verwaltung hielt den geplanten studentischen Einsatz für so wichtig, daß im ausdrücklichen Auftrage des Innenministeriums von den Wojwoden den Starosten mitgeteilt wurde, daß alle Ausflüge in die genannten Gebiete unerwünscht seien, da sie darauf hinausliefen, daß die Nordwestgebiete von galizischen Ukrainern beeinflußt würden. Es sei deshalb unerläßlich, zweckdienliche Beobachtungen sofort zu melden (Rundschreiben der Lubliner Woj., P. P. N. 1—9/37 vom 7. Juni 1937). Als das Lemberger Wojwodschaftsamt Ende 1936 durch einen Spitzel gehört hatte, daß ein Verein ukrainischer Studierender der Rechtswissenschaft, „Pravnyča Hromada", ein Mitglied ins Lemkengebiet entsenden wolle, benachrichtigte es sofort über Krakau alle Behörden. Die Bemerkung des Kassenwartes der Hromada, daß für Zenon Horodyśkyj 20 Zloty (etwa 10 RM) Reisegeld ausgezahlt wurden, löste so eine Kette administrativer Maßnahmen aus (Lemberg, Sozialpol. Abt., 30. Dezember 1936, Krakau 4. Jänner 1937, Starost Neu Sandez 8. Jänner 1937 usw.). Ähnlich nervös reagierte man bei Nachrichten über das Auftauchen von Studenten im Huzulengebiet, in Wolhynien oder Polesien. Als unerwünscht wurden naturgemäß auch Geldsammlungen in diesen Gebieten betrachtet, der Leiter der Sozialpolitischen Abteilung beim Krakauer Wojwoden, Adam Keller(!), hielt es am 10. Februar 1937 für unerläßlich, den Starosten von Neusandez in einem Briefe auf diesen Punkt ausdrücklich hinzuweisen. Es sei notwendig, diese Sammlungen „wegen der allgemeinen Verarmung der Bevölkerung" zu unterbinden.

In den gleichen Zusammenhang gehört ein geheimer Hinweis, daß ukrainische Kreise die Ansiedlung von Ärzten und Rechtsanwälten ihres Volkstums in diesen Gebieten erstrebten. Geplant sei auch die Gründung neuer Kaufläden. Der studentische Einsatz habe die Aufgabe gehabt, für

die Lemberger Berufsgenossenschaften Unterlagen zu sammeln. Angesichts der Tatsache, daß sich die ukrainische Intelligenz und das aktive Element unter den Kaufleuten vorwiegend aus „Galizianern" zusammensetzte, verletzte das Seßhaftwerden von Ärzten, Rechtsanwälten und Kaufleuten das Teilungsprinzip der polnischen Verwaltung. Ausdrücklich stellt deshalb auch das Rundschreiben vom 25. Jänner 1938 fest, daß die Ansiedlung von Ukrainern aus Galizien nördlich der Sokallinie unerwünscht sei. Es ist nur folgerichtig, wenn auch auf anderen Lebensgebieten Lemberger Einflüsse möglichst ausgeschaltet wurden. So wies z. B. eine Verordnung vom 8. Februar 1937 darauf hin, daß ein Leistungsabzeichen des Ukrainischen Sportvereins in Lemberg verboten sei, sollten Exemplare im Lubliner Wojwodschaftsbereich gefunden werden, so seien sie einzuziehen. Anfang 1938 glaubte das Warschauer Innenministerium, daß die oben skizzierten Grundsätze nicht mehr genügend beachtet würden. Es sei zur Gewohnheit geworden, daß auf den Haupttagungen der Lemberger Kulturorganisationen Vertreter aus Wolhynien, Polesien, Podlachien und dem Cholmer Land „als Gäste" aufträten und Reden für ihre Gebiete hielten. Sie beschränkten sich dabei gewöhnlich nicht auf kurze Grußworte, „die im äußersten Falle geduldet werden könnten", sondern stellten bestimmte Forderungen. In seiner Verordnung PN 38/3/3 unterstreicht das Ministerium, daß dieser Zustand „aus allgemeinen politischen Rücksichten grundsätzlich unerwünscht" sei, man möge schärfer dagegen vorgehen.

Es ist verständlich, daß die weitgehende Unterdrückung des kulturellen und politischen Lebens in diesen Gebieten die Bildung „illegaler" Organisationen zur Folge hatte. Von diesen Organisationen werden in den vorliegenden Akten zwei überaus häufig erwähnt: die K. P. Z. U. und die O. U. N. Beiden widmeten die polnischen Behörden ganz besondere Aufmerksamkeit, wobei sie offensichtlich gerne O. U. N.- oder K. P. Z. U.-Zusammenhänge fand, um gegen völlig legale wirtschaftliche oder kulturelle Organisationen vorgehen zu können[17]).

---

[17]) So schrieb z. B. das Krakauer Wojwodschaftsamt (Aktenzeichen G. S. N. 1/U/b/23) am 24. Mai 1933 an den Starosten in Neusandez, man müsse der Molkereigenossenschaft Masłosojuz besondere Aufmerksamkeit widmen. Der Masłosojuz erstrebe gegenwärtig von Lemberg aus die Errichtung von Zweigstellen in den südwestlichen und nördlichen Gebieten. Er habe sich aus einer 1907 in Strij begründeten Genossenschaft entwickelt, 1924 sich neu organisiert und seitdem einen großen Aufschwung genommen. Obgleich nicht festgestellt sei, daß er eine widerrechtliche Propaganda treibe und politisch tätig sei, müsse doch beachtet werden, daß die Organisation Ukrainischer Nationalisten (Konovalec) ihre Mitglieder in die Führung der Genossenschaften schicke, „um auf diese Weise für ihre Handlungen eine neue diskrete Operationsbasis zu gewinnen". In ähnlicher Weise wurde auf die Volksaufklärungsgesellschaft „Prosvita" aufmerksam gemacht. Die 70-Jahrfeier dieser

„Stammes"-Politik bei den Lemken

Beruhten die behördlichen Versuche, zwischen den Ukrainern nördlich und südlich Sokal zu unterscheiden, wesentlich auf Abweichungen in der konfessionellen, kulturellen und bewußtseinsmäßigen Entwicklung, so fußte die polnische Lemkenpolitik[18]) auf allgemeinen Grundätzen bezüglich der Pflege von Stammeseigenarten. Dabei war es der Verwaltung möglich, die besonderen Tendenzen einer ideologischen Gruppe, der sogenannten Russophilen, auszunutzen.

Die polnische Nationalentwicklung der letzten hundert Jahre lief darauf hinaus, innerhalb des polnischen Volkstums vorhandene Stammesgruppen in bezug auf Gesinnung und Lebensführung weitgehendst einzuschmelzen. Infolgedessen sind insbesondere die Besonderheiten des Masowiertums verwischt worden. Überdies wurde mit wechselndem Erfolge der Versuch gemacht, sprachverwandte Nebenstämme wie die der Goralen, Masuren, Schlonsaken der Volksgemeinschaft einzufügen[19]). Infolgedessen schien es für das polnische Leben kein „Stammesproblem" zu geben. Die regionalistische Bewegung, die nach 1919 einen gewissen Aufschwung nahm, sah es als ihre besondere Aufgabe an, stammesmäßige Eigenarten dadurch zu leugnen, daß von übergreifenden Landschaftsgberiffen gesprochen wurde. So wurde der Begriff „Gorale" im regionalistischen Sinne erweitert. Sowohl die wissenschaftlichen als auch die administrativen Tendenzen liefen darauf hinaus, ein Stammesbewußtsein zu unterdrücken. So sehr man geneigt

---

Gesellschaft gab Anlaß zu umfangreichen Anweisungen und Berichten, aus denen dreierlei hervorgeht: Erstens kam es den polnischen Behörden darauf an, die Veranstaltungen möglichst klein zu gestalten. Deshalb wurde bestimmt, daß die Prosvita die Feierlichkeit ausschließlich mit eigenen Kräften durchführen müsse. Andere Organisationen durften nur durch kleine Abordnungen ihres Hauptvorstandes vertreten sein. Zweitens sollten gewisse Gebiete gesperrt werden; so durften z. B. im Lemkengebiet keine Jubiläumsfeiern stattfinden. Drittens interessierte man sich besonders für die Rolle derjenigen Ukrainer, die man für Mitglieder der OUN hielt, um zu gegebener Zeit Material zu Eingriffen zu haben. Der Feststellung, daß auf der Tagung die „nationalistisch-klerikale" Richtung über die gemäßigte einen Sieg errungen habe, kam deshalb besondere Bedeutung zu. Die Prosvita-Vereine wurden übrigens nur in Galizien zugelassen, in Wolhynien durch die den Behörden genehmeren Ridna-Chata-Einrichtungen ersetzt und in den Gauen des „dritten Kreises" nach Möglichkeit ganz unterdrückt.

[18]) In den Einzelheiten folge ich weitgehend dem Aufsatz von M. Andrusjak (SOF. VI, S. 536—575), dem ich einen Teil der in dieser Abhandlung ausgeschöpften Akten zugänglich gemacht hatte. Ihm danke ich auch für Anregungen in anderen Fragen, insbesondere zum Problem des Russophilismus. Einen Teil seiner Anschauungen hat Andrusjak in der kleinen Broschüre „Geneza i charakter hałyćkoho rusofilstwa v 19.—20. st.", Krakau 1941, niedergelegt.

[19]) Vgl. H. J. Beyer, a. a. O., S. 80—103.

war, volkskulturkundliche Eigentümlichkeiten, die man etwa bei den Goralen oder bei den Kurpen fand, für die Fremdenverkehrswerbung auszunutzen, so entschieden unterband man aber auch alle Ansätze zur Entfaltung stammesmäßiger Willenskräfte. Der Regionalismus war in Polen mehr eine Bewegung zur Umlenkung und Überwindung der Stammeseigenarten als ein Versuch zu ihrer Pflege.

Die entgegengesetzte Tendenz wurde bei den nichtpolnischen Ostgruppen verfolgt. In den ostmitteleuropäischen Volkstumskämpfen sowie in der sowjetischen Nationalitätenpolitik ist immer wieder der Versuch gemacht worden, den völkischen Gegner durch die Absonderung von „Stämmen" zu zersplittern. Erinnert sei an Begriffe wie „Schwaben", „Schokatzen", „Bunjewatzen", die in ganz bestimmten Zusammenhängen einen separatistischen Sinn hatten. Die Nationalitäten- und Sprachenpolitik des Bolschewismus erstrebte planmäßig die Bildung neuer ethnischer Gruppen, insbesondere unter den Rußlandtürken. G. v. MENDE[20]) sagt: „Die türki-

---

[20]) G. VON MENDE, Die Stellung der Nationen in der Sowjetunion nach der Verfassung vom 5. Dezember 1936. In „Auslandsdeutsche Volksforschung" I, S. 151. Übrigens bezieht sich die oben angedeutete Tendenz nicht bloß auf die Türkvölker. Bei den Finnen waren und sind die Sowjets bestrebt, die Karelier, Wepsen und Ingrier sprachlich abzutrennen. Die sowjetische Statistik vom 17. Dezember 1926 zählte sechs verwandte Gruppen gesondert, obwohl sachlich eine Zusammenfassung in zwei Gruppen (Finnen und Esten) geboten war. Die zahlenmäßige Bedeutung der finnischen Stämme — trotz aller Verdrängung und Vernichtung — erhellt aus der Tatsache, daß im Leningrader Gouvernement 114.831 Ingermannländer, 11.053 Finnen, 12.857 Wepsen, 16.030 Ischoren, 2112 Karelier und 66.333 Esten (zusammen rund 220.000) gezählt wurden; im Gouvernement Twer (Kalinin) gab es 140.567 Karelier und 2580 Esten. Nach der gleichen Statistik gab es insgesamt 248.100 Karelier, 151.500 Finnen und Ingrier und 32.800 Wepsen. Die finnische Bevölkerung Ingermannlands, von denen zur Zarenzeit etwa 12% griechisch-orthodox geworden war (sogenannte Ischoren), wird in der europäischen Wissenschaft als Teil des finnischen Gesamtvolkes angesehen. Das Ingrische gilt als finnische Mundart. Gleichwohl haben sich die Sowjets lange Zeit bemüht, unter diesen Menschen eine nationalkulturelle Sonderentwicklung einzuleiten — bis sie zu radikalen Aussiedlungen übergingen. Etwa 50.000 Ingermannländer wurden deportiert. Beiden Wepsen südlich und nördlich des Syväri handelt es sich um den Rest einer einst größeren westfinnischen Gruppe, die durch Russifizierung im Seendreieck Lagodasee—Äänisjärvi—Valgetjärvi viel verloren hat. Die Bolschewisten nahmen hier vorbehaltlos ein eigenes Volk und eine eigene Sprache an. Bei den politisch bedeutsameren Karoliern sprachen sie gleichfalls von einer völlig selbständigen Gruppe, wobei ihnen „eurasische" Einflüsse in der Phonetik besonders wichtig waren. Bis 1935 verfolgten die Sowjetbehörden in Ostkarelien die Absicht, ein karelisches Sonderbewußtsein auf marxistischer Grundlage zu schaffen. In sprachlicher Hinsicht wurde das Russische in den Hintergrund gedrängt. Ab 1935 wurde der umgekehrte Weg gegangen. Russifizierung war Trumpf. Massenumsiedlungen verringerten das karelisch-finnische Element wesentlich. Durch die zwangsweise Ansetzung von politisch Verdächtigen

schen Volksgruppen der Union haben trotz ihres nationalen Zusammenhangs keine völlig anerkannte Schriftsprache. Dieser Mangel konnte im Schrifttum durch die arabische Schrift überbrückt werden, die dialektische Unterschiede milderte. Mit der Einführung der Lateinschrift für die Türksprachen — die Lateinschrift ist 1930 zuletzt auch in der Tatarischen Republik obligatorisch geworden — ist für jeden Türkdialekt ein eigenes Alphabet geschaffen worden. Man wollte dadurch die Türksprachen auf dem Niveau von Dialekten halten, die Herausbildung einer türk-tatarischen Schriftsprache verhindern, den Zusammenhang mit der Vergangenheit zerreißen, kurz der nationalen Kultur Grundlage und Entwicklungsmöglichkeit entziehen." Nachdem der Bolschewismus die Nationalitätenfrage als Waffe gegen die bürgerlich-radikale Februarrevolution erfolgreich benutzt hatte, konnte er das völkische Selbstbestimmungsrecht nicht ohne weiteres aufgeben. Er paßte es durch die Unterscheidung zwischen „nationaler Form" und „sozialistischem Inhalt" weitgehend den Dogmen des historischen Materialismus an und machte es überdies durch eine Überspitzung ins Groteske für die eigentlichen Ziele — die Schaffung einer anationalen Masse unter bolschewistisch-jüdischer Führung — unschädlich. Aus kleinen Mundartengruppen wurden immer neue „Völker" „geschaffen", so daß die amtliche Statistik schließlich hunderte von ethnischen Gruppen aufführen konnte. 1926 stellte die Leningrader Akademie der Wissenschaften eine Liste der Völker der UdSSR auf, in der sie 169 verschiedene ethnische Gruppen aufführte. Die Volkszählung des gleichen Jahres arbeitete mit noch mehr völkischen Einheiten, hier gab es 52 sogenannte Naturvölker mit weniger als 1000 Köpfen und 151 Völkern, die die 100.000-Grenze nicht erreichten. Mit besonderem Nachdruck wurde diese Methode der Aufgliederung bei denjenigen Gruppen angewandt, die als kulturell „rückständig" galten; das Ziel war, ihren Anschluß an eine größere Gruppe unter den Verwandten auszuschließen.

Ähnliche Tendenzen, wie die hier angedeuteten (die sich natürlich auch im westlichen Mitteleuropa feststellen lassen), verfolgte auch die polnische Politik. Anfang 1937 erhielten die Behörden z. B. Kenntnis von den Lemberger Verhandlungen des Erziehungsverbandes „Ridna Škola", der am

---

wurde in den industriell wichtigen Teilen dieser Landstriche das völkische Gesicht fast gänzlich verändert. Im Murmangebiet lebten z. B. ursprünglich nur Lappen und einige Finnen, Karelier und Syrjänen (letztere gehören zu dem völkisch recht ausgeprägten Stamm der ostfinnischen Komi), später kamen Russen hinzu. 1926 teilte man die 23.000 Einwohner dieses Gebiets statistisch wie folgt auf: 75% Russen, 10% Karelier und Finnen, 9% Lappen. Heute dürften unter den 220.000 Einwohnern die Ukrainer eine sehr erhebliche, die Kaukasier eine bemerkenswerte Rolle spielen. Vgl. zu der Gesamtfrage auch JALMARI JAAKKOLA, Die Ostfrage Finnlands, Porvoo-Helsinki 1942.

25. Dezember 1936 getagt und dabei u. a. beschlossen hatte, für die bedrohten Huzulen- und Lemkengebiete eine besondere Kommission zu bilden. Aufgabe dieser Kommission sollte es sein, für die nationale Aufklärung der Jugend dieser Gebiete zu sorgen, sei es durch Heimerziehung oder durch den Ausbau von Fachschulen oder Volksbildungswerken. Diese Absicht interessierte natürlich die polnischen Behörden besonders, die Wojwodschaftsbehörden machten auf diesen Punkt nachdrücklich aufmerksam (Vertrauliche Information des Krakauer Wojewodschaftsamtes, Sozialpol. Abt., vom 16. März 1937). Von Bedeutung waren dabei im Augenblick nur die Lemken, da polnische Vorbereitungen für das Huzulengebiet noch in den ersten Anfängen steckten. Die Tendenz zur stammesmäßigen Differenzierung wurde im übrigen sogar in der amtlichen Statistik sichtbar.

Die Erhebung von 1931 unterscheidet in den östlichen Gebieten unter dem Oberbegriff „język ojczysty“: ukraiński (3,222.000), ruski (1,220.000, fast nur in Galizien), białoruski (990.000), rosyjski (139.000) und tutejszy (707.000). Zehn Jahre vorher gab es die Kategorie „ruthenisch“ überhaupt nicht und die „Hiesigen“ (tutejszy) waren erst, wie wir gesehen haben, in der Entwicklung. Daraus ergibt sich, daß eine zunehmende Differenzierung der Menschen ostslawischer Zunge erstrebt wurde, wobei die Statistik den Vorreiter in dieser Bewegung spielte. Die Unterscheidung zwischen „Ukrainisch“ und „Ruthenisch“ beschränkte sich jedoch nahezu ganz auf diese Statistik, da es nicht möglich war, ihr einen praktischen Wert zu geben[21]). In der letzten landeskundlichen Gesamtdarstellung, die kurz vor dem Kriege erschien, wird zwar statt des Wortes „Ukrainer“ einheitlich die Bezeichnung „Ruthenen“ verwandt, ein Unterschied zwischen beiden in statistischer Beziehung jedoch nicht gemacht[22]).

War die Unterscheidung zwischen „Ukrainern“ und „Ruthenen“ das erste leise Anklingen eines Themas, dessen Ausführung man sich für die Zukunft vorbehalten hatte, so versuchte man, praktisch bei einzelnen Gebirgsstämmen weiterzukommen. Besonders deutlich wurden diese Bemühungen bei den Lemken. Schon in der für das Ausland bestimmten

---

[21]) Auch polnische Autoren wissen mit dieser Unterscheidung nichts anzufangen. So verwendet z. B. St. J. Paprocki, a. a. O., stillschweigend nur den Begriff „Ukrainer“.

[22]) St. Lencewicz, Polska, Warschau 1938, S. 144 f. Die Huzulen, Bojken und Lemken rechnet Lencewicz als Gebirgsstämme mit gewissen Eigenarten, die durch das walachische Wanderhirtentum geprägt seien, zu den „Ruthenen“ (S. 393 ff.). Eigenartig ist, daß in der Sammlung „Libri Scelti“ als Band 47 eine reichbebilderte Schrift von Arnoldo Fratelli, Polonia frontiera d'Europa, Mailand 1938, erschien, in der es über die Huzulen ganz kategorisch heißt: Gli Uzuli non sono nè ruteni, nè polacchi, nè ucraini: tra gli slavi formano un' unità etnica ben distinta.“ S. 142 ff.

Darstellung PAPROCKIS werden neben den Poleschuken und Wolhyniaken (deren Berücksichtigung in der polnischen Volkspolitik wir bereits erwähnt haben) die Bojken, Huzulen und Lemken besonders beachtet, ohne daß klare Aussagen über die völkische Stellung dieser Gruppen gemacht werden.

Aus der Darstellung ANDRUSJAKS ergibt sich, daß die polnische Literatur in der Einordnung der Lemken nicht einheitlich vorgeht. Der deutschstämmige Pole REINFUSS kam auf Grund seiner Forschungen zu der Auffassung, daß es sich bei den Lemken um einen ukrainischen Stamm handle, der sich bis vor kurzem selber zu den „Rusnaky" rechnete, neuerdings aber den Spottnamen „Łemke" toleriere. Der Name bezeichne keine fest umrissene Volksgruppe im ethnographischen Sinne. Hinsichtlich ihres nationalen Bewußtseins seien die Lemken „Ruthenen" im russophilen Sinne oder „Ukrainer". Während Reinfuß einsieht, daß es sich bei dem Worte „Lemke" um einen politischen Begriff handle, ging ein großer Teil der polnischen Publizistik davon aus, daß es „ukrainische Polen" gäbe, die in jener Landschaft „Lemken" hießen. War diese Annahme richtig, so konnte man mit gutem Gewissen den Versuch machen, durch Polonisierung den ursprünglichen völkischen Zustand wiederherzustellen.

Aus den Akten ergibt sich, daß die polnische Verwaltung im Lemkengebiet nach einem klar durchdachten Schema vorging, das allerdings im Laufe der Arbeit preisgegeben wurde. Man nahm positiv zur Kenntnis, daß die russophile Bewegung eine gewisse Entfremdung gegenüber der gleichsprachigen Bevölkerung im Osten, die bewußt ukrainisch dachte, geschaffen hatte. Und man zog auch Vorteil aus der Tatsache, daß in den Vereinigten Staaten eine Zeitschrift „Łemko" erschien, die in der Mundart geschrieben war und das ukrainische Nationalgefühl bekämpfte. Als Ziel ergab sich für die polnische Verwaltung die Pflege einer besonderen lemkischen Stammesart. In den Volksschulen wurde demgemäß die lemkische Mundart als Unterrichtssprache eingeführt. Die erwähnte amerikanische Zeitschrift wurde zugelassen, obwohl die sowjetfreundliche Tendenz mancher Artikel unangenehm auffiel. Ukrainische kulturelle Einrichtungen aller Art wurden ausgeschaltet. Schließlich gelang sogar, wie bereits geschildert wurde, die Bildung einer besonderen päpstlichen Administration für die ukrainische unierte Kirche. Als politische Organisation wurde der „Lemko-Sojuz" gefördert, ein Verband russophiler Tendenz. Da das amerikanische Blatt unerwünschte Anschauungen vertrat, wurde in Krynica ab Anfang 1934 eine Zeitschrift „Łemko" herausgegeben, die sich — wie klar nachweisbar ist — ausschließlich durch Subventionen erhielt.

Größere Bedeutung wurde im Lemkengebiet der Übertrittsbewegung zur Orthodoxie beigemessen. Sie entstand aus den allgemeinen Stimmungen heraus, die in der russophilen Bewegung von Anfang an eine Rolle spielten.

Von Einfluß waren auch überseeische Anregungen: in den Vereinigten Staaten waren zahlreiche Ukrainer aus der unierten Kirche ausgetreten, weil deren Gemeinden der zumeist polnisch-irischen Hierarchie der römischen Kirche unterstanden. Zu der Trennung hatte auch beigetragen, daß 1923 zwei unierte Bischöfe aus Galizien eingetroffen waren, die im Sinne der „lateinischen" Richtung des Bischofs H. Chomyšyn das Zölibat und eine Reihe römischer Gebräuche einführten, was die meisten Gläubigen empörte. Der Übergang zur Orthodoxie war somit in Übersee ein Protest gegen Latinismus und Polentum[23]). Es ist von eigenartigem Reize festzustellen, daß die von ihren überseeischen Verwandten angeregten orthodoxen Lemken zu den besten Stützen der polnischen Politik wurden. Der Kommandeur des Polizeipostens in Muszyna berichtete z. B. am 27. Januar 1937 dem Starosten in Neusandez, daß alle orthodoxen Popen dem polnischen Staate sehr zugetan seien. Ähnliche Nachrichten trafen aus anderen Bezirken des Lemkengebietes ein, so z. B. aus Łabowa (20. Februar), Grybów (22. Februar) und Tylicz (25. Februar 1937). Die Popen standen hier so stark auf polnischer

---

[23]) WASYL HALICH, Ukrainians in the United States, Chicago 1937, S. 102 ff. In dem von Fr. J. BROWN und J. SL. ROUCEK herausgegebenen Sammelwerk „Our racial and national minorities", New York 1937, heißt es S. 215, daß die Lemken in den Vereinigten Staaten den traditionellen Orientierungen der ukrainischen Politik folgen. Es kann keine Rede davon sein, daß die lemkischen Vereine in USA für den ukrainischen Nationalstaat eintreten, richtig ist jedoch, daß sie im Sinne der Russophilen ihre Augen nach Rußland richten. Auf die Gründe für den Konfessionswechsel eines Teils der Einwanderer geht der Beitrag im Sammelwerk nicht ein. — In Kanada versuchten französische und belgische Priester und Ordensmänner, zumeist Redemptoristen, die ukrainischen Einwanderer, die überwiegend aus den griechisch-unierten Gebieten kamen, der lateinischen Kirche zuzuführen. Im Protest gegen die Latinisierung entwickelten sich evangelische Gruppen sowie eine Übertrittsbewegung zur Orthodoxie. Besonderen Anstoß erweckte die Tätigkeit des Bischofs Budka, der dogmatisch auf der Linie Chomyšyns stand. Eine schwere Erschütterung der griechisch-unierten Gemeinden war die Folge. Bei Beginn dieses Krieges bekannten sich etwa 60.000 Ukrainer zur Ukrainischen Orthodoxen Autokephalen Kirche, 10.000 zu protestantischen Gruppen und 200.000 zur unierten Kirche, vgl. D. DOROSCHENKO, Die Ukrainer in Kanada. In: Volksforschung V, S. 179 ff. Sehr ausführlich geht Charles H. Young auf die Krise der unierten Kirche in seinem Buche „The Ukrainian Canadians", Toronto 1931, S. 134 ff. ein. Ein Teil der aus dem Buchenlande stammenden Ukrainer gehört der Russisch-Orthodoxen Kirche an, diese verliert jedoch gegenüber den Autokephalen an Einfluß. Zeitweilig war eine „Greek Independent Church" von Bedeutung, die allerdings nach der Eingliederung ihrer Geistlichen in die Presbyterian Church einen großen Teil ihrer Anhänger verlor.

Ziemlich wertlos ist übrigens die Darstellung von A. KORCZOK, Die Griechisch-katholische Kirche in Galizien (Quellen und Studien des Osteuropa-Instituts Breslau, 5. Abt., 1. Heft), Leipzig 1921. Sie geht auf die Austrittsbewegung in Übersee kurz ein, schildert sie jedoch höchst einseitig.

Seite, daß sogar die russophile Bevölkerung daran Anstoß nahm. Wiederholt taucht in den Akten die Meldung auf, daß die Bevölkerung ihre Geistlichen für bestochen halte (Starost von Gorlice an die Krakauer Woj., 17. Februar und 26. Februar 1938). Es wurde sogar erwogen, in die griechisch-unierte Kirche zurückzukehren, was den staatlichen Behörden natürlich höchst unerwünscht war (Gorlicer Starost an den Krakauer Woj., 2. März und 15. November 1938). Trotzdem muß festgehalten werden, daß die orthodoxe Kirche im Lemkengebiet eine sichere Stütze der polnischen Herrschaft war.

Eine gültige Aussage über die polnischen Versuche, einen von den Ukrainern unabhängigen Stamm der Lemken zu konstituieren, läßt sich aus zwei Gründen nicht machen. Einmal ist die Zeitdauer dieses Versuches (kaum 6 Jahre) viel zu kurz, zum zweiten wurde mitten während des Versuches das Ziel geändert. Hatte man zunächst in einem besonderen Stammestum das erwünschte Ergebnis der gesinnungsmäßigen Entwicklung gesehen, so kam man im Laufe der Jahre aus Ungeduld mehr und mehr zu der Meinung, daß es doch besser sei, die Lemken gleich zu polonisieren. 1937 wurde das Polnische statt des Lemkischen in den Volksschulen eingeführt. Ende 1938 wurde erwogen, das Subventionsblatt „Łemko" in polnischer Sprache herauszugeben — ein Gedanke, der sich jedoch im Krakauer Wojwodschaftsamt nicht völlig durchsetzte. Etwa zur gleichen Zeit wurden die Behörden dem Lemko-Sojuz gegenüber, der sich gegen die Verdrängung der lemkischen Mundart in den Schulen ausgesprochen hatte, zurückhaltend.

Man wird diesen Kurswechsel auf zwei Umstände zurückführen müssen. Erstens: Für die polnische Volkstumspolitik ist allgemein eine Unterschätzung des Faktors „Zeit" charakteristisch. Die polnische Beamtenschaft, die das Wunder der Staatsgründung erlebt hatte, glaubte, in wenigen Jahren Gesinnungsumbildungen entscheidender Art einleiten und durchführen zu können. Man übersah, daß der Umvolkungsvorgang sich über Generationen erstreckt[24]). Zum anderen erwies sich, daß es überaus schwierig ist, aus einer weltanschaulich-politischen Sondergruppe eine völkische Stammesart zu machen. Letzten Endes war ja als einzige Realität für die polnischen Bestrebungen im Gebiet der sogenannten Lemken das Russophilentum[25]) vorhanden. Es gab keine Menschengruppe, die sich als „Lemken" bezeichnete und über mehr oder weniger klar erkennbare Eigenarten verfügte, sondern in der Lehrerschaft und unter den Geistlichen Kreisen

---

[24]) H. J. Beyer, Rassische Kräfte in der Umvolkung. In: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung VI/1, S. 1—16.

[25]) Über die russophile Bewegung vgl. außer der kleinen Broschüre von M. Andrusjak auch den Aufsatz von Osyp Dumin, Die nationale Wiedergeburt der galizischen Ukrainer und ihre Geistlichkeit. In: Kyrios III, vor allem S. 82 ff.

mit einer politischen Ideologie, die dem modernen ukrainischen Nationalbewußtsein nicht entsprach. Die Verwechslung „ideologischer Abweichungen" mit „völkischem Separatismus" erklärt den Mißerfolg der polnischen Verwaltung.

Zur Geschichte des Russophilismus

Da die polnische Politik sich ganz allgemein bemüht hat, die Russophilen zu fördern, empfiehlt es sich, kurz auf diese Gruppe einzugehen. Während der Zeit der polnischen Republik gab es zwei allgemeine politische Gruppen und eine kulturelle Gesellschaft, die den Russophilismus vertraten. Parteimäßig waren die „Ruska Seljanska Organizacija" (R. S. O.) und die „Ruska Agrarna Organizacija" tätig, von Bedeutung war (in gewissen Teilen Galiziens) lediglich die R. S. O. Beide beeinflußten den Lemko-Sojuz, wobei die Ruska Agrarna Organizacija mehr im polenfreundlichen Sinne, die R. S. O. aber ausgesprochen prorussisch wirkte. Kulturell wirkte im russophilen Sinne die Kačkovskyj-Gesellschaft, ein 1873 gegründeter Lesehallen- und Volksbildungsverband. Die gesinnungspolitische Reichweite dieser drei Organisationen war in Galizien gering. Wenn die polnischen Behörden ihnen trotzdem erhöhte Aufmerksamkeit schenkten, so lag das daran, daß die russophile Bewegung früher einmal einen starken Einfluß besessen hatte. Eine kurze Geschichte des Russophilismus mag die Erwartung der Warschauer Zentralbehörden deutlich und die Art ihrer Maßnahmen verständlich machen. Dabei ist neben Galizien auch Wolhynien zu berücksichtigen.

Die russophile Bewegung ist, geistesgeschichtlich gesehen, eine Frucht des Panslawismus, politisch — zumindest in Galizien — eine Folge der mit dem Gesetze vom 22. Juni 1867 eingeleiteten Autonomie-Maßnahmen.

Als der junge russische Gelehrte POGODIN[26]) 1839 von einer Reise durch die Länder slawischer Zunge zurückgekehrt war, überreichte er den zaristischen Behörden eine Denkschrift, in der er vor allem unterstrich, daß man den Polen Vergünstigungen gewähren müsse, wenn man die übrigen „Slawen" gewinnen wolle. 15 Jahre später ergreift er wieder das Wort. Diesmal schlägt er vor, daß man auf Polen verzichten solle, um den „Slawischen Bund" zu gewinnen. Auf die Dauer sei ein selbständiges Polen freilich nicht lebensfähig, die Polen würden jedoch aus der geschichtlichen Erfahrung lernen und sich freiwillig eines Tages dem Zarenreiche wieder angliedern. „Die Slawen sehen unsere Uneigennützigkeit, überzeugen sich von der Reinheit unserer Absichten, weisen alle westlichen Einflüsterungen von

---

[26]) Vgl. H. FLEISCHHACKER, Russische Antworten auf die polnische Frage 1795—1917, München 1941, S. 52 ff., 59 ff.

sich und ergeben sich Rußland endgültig und bedingungslos von ganzer Seele auf Leben und Tod!" Die von Pogodin gewünschte Verständigungspolitik gegenüber den Polen zielte also auf die übrigen Völker slawischer Zunge, unter denen den Ukrainern Galiziens und des ungarisch-buchenländischen Karpatenlandes besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Pogodin rechnete Ukrainer und Weißruthenen uneingeschränkt zum russischen Volke. Er konnte sich jedoch zunächst nicht auswirken, lediglich Fürst Gortschakov, der Statthalter in Kongreßpolen, zog gewisse Konsequenzen aus den Darlegungen des Moskauer Professors. Ihn beschäftigten allerdings nicht die Anschauungen Pogodins über die Polen, sondern die Nebenbemerkungen über die ethnographischen Grenzgebiete. Er versuchte deshalb bereits, das Cholmer Gebiet seines „russischen" Charakters wegen administrativ abzusondern, ein Plan, der endgültig erst 1912 verwirklicht wurde. Die ständigen Schwierigkeiten, die sich in der Polenfrage ergaben, veranlaßten die Moskauer Behörden mehr und mehr, die nichtpolnisch besiedelten Grenzgebiete des Zartums Polen zu beachten. Das waren die weißruthenischen und ukrainischen Landschaften, die man als „das russische Westgebiet" bezeichnete.

Wesentlich für das Entstehen russophiler Stimmungen unter den Ukrainern war, daß die eigenen Vorstellungen über ihre völkische Eigenart den Vorstellungen der Moskauer Politik entsprachen. Im Gegensatz zu dem „Bjelorussophilismus"[27]) war der in Kiew und Charkow lebendige „Ukrainophilismus" gewiß keine Frucht russischer Verwaltungstendenzen. Er wurde von Menschen ukrainischer Abstammung getragen. Er war jedoch in seiner ersten Periode weder eine Stammesbewegung, noch ein Nationalismus, sondern ein kultureller Regionalismus[28]). Kostomarov sprach, wie

---

[27]) GEORGE CLEINOW, Die Zukunft Polens, II. Bd., Leipzig 1908, S. 69 f., 72.

[28]) Die spätere ukrainische Geschichtsschreibung hat diesen Bestrebungen eine Deutung gegeben, die mit der geschichtlichen Wahrheit nicht ganz übereinstimmt. Die häufige Behauptung, daß die von Kotljarevśkyj 1798 herausgegebene Travestie der „Aenaeis" das historische Datum der ukrainischen Wiedergeburt sei, ist unhaltbar. Das mit dieser Veröffentlichung beginnende Interesse an der Volkssprache bedeutet nicht das Erwachen einer ukrainischen Volksgesinnung. Der um die Charkower Universität verdiente V. Karazyn war sprachlich und kulturell Russe, liebte aber seine ukrainische Heimat sehr. Der (übrigens mit einer Deutschstämmigen verheiratete) Gregor Kvitka wandte gelegentlich die Volkssprache in seinen Werken an, benützte sie aber lediglich zur Ausmalung von Dorfschilderungen. Es gab in der Zeit der Kotljarevskyj, Kvitka, Karazyn noch keine nationale Wiedergeburt (wie etwa S. JEFREMOW in seiner Istorija ukrajińskoho pyśmenstva, Kyjiw 1917, S. 167, behauptet und LEONID BIŁEĆKYJ ihm in seinem Beitrag für das Sammelwerk „Das geistige Leben der Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart", München 1930, S. 135 und 209 f. nachredet). Die Romantiker überwinden dann zwar den Provinzialismus, prägen auch den Begriff „Wiedergeburt", können gleichwohl nicht als

Cleinow mit Recht zitiert, davon, daß man den Polen „außerhalb des Zartums nicht einen Fuß breit russischer Erde zubilligen dürfe. Freilich lag hier eine Verwechslung von zwei eng verwandten Volksnamen vor: Russkij und Rusyć, Rusyn oder Rusnjak. Wenn jedoch heute mit Recht in der ukrainischen Literatur scharf zwischen diesen Begriffen (in deutscher Sprache zwischen „Russen" und „Reußen") unterschieden wird, so darf doch nicht übersehen werden, daß die allgemeine panslawische Stimmung der Gebildeten diese Verwechslung zu einer politischen Realität machte. In der Ostukraine verhinderte die Abneigung der Bauern eine gesinnungsmäßige Verschmelzung: dem Ukrainer war der Russe ein „Moskale" oder „Kazak" mit bestimmten unerfreulichen Eigenschaften, während die ukrainischen Bauern bei den Russen mit den Schimpfworten „Chachły" oder „Tscherkasy" belegt wurden. In Österreich gab es derartige Auseinandersetzungen, deren Ausdrucksformen übrigens völkerpsychologisch sehr interessant sind, nicht. Die zur Doppelmonarchie gehörenden Ukrainer standen mit dem Russentum nicht in Grenzberührung, der eigentliche Gegner war hier der Pole. Sie nannten sich selber Rusyny, Rusnjaky oder zusammenfassend ruśkyj narid, während die Russen als russkyj narid, ihre Sprache als rosijśka mowa bezeichnet wurden.

Pogodin besuchte mehrfach einige Lemberger Gebildete und versorgte sie laufend mit Literatur, insbesondere mit seiner Zeitschrift „Moskwit-

---

Vorläufer des modernen politischen Nationalismus der Ukrainer angesehen werden. Es ist kein Zufall, daß der erste Führer der „ukrainischen" Romantik ein Russe — Izmail Sreznewskij — war, der sich für die Volkssprache interessierte, ihr einen höheren Rang als den einer Mundart zubilligte, gesinnungsmäßig aber die Grenze des überkommenen Regionalismus nicht verließ. Es ist nicht uninteressant, daß Bilećkyj Sreznewskij gar nicht erwähnt, er rückt Kvitka (dessen stark russische Einstellung er eingesteht) und Kostomarow in den Mittelpunkt. Auch diese Literaten stoßen noch nicht zu einem politischen Nationalwillen durch. Sie erfüllten ihre Ideenwelt unter dem Einfluß der deutschen Gelehrten Dorpats (vgl. Józef Gołabek, Bractwo Sw. Cyryla i Metodego, Warschau 1935, insbes. S. 102), zogen aber keine politischen Folgerungen aus den Lehren eines Fichte oder Schelling. Der Halbukrainer Kostomarow hat in seinen politischen Anschauungen Zeit seines Lebens geschwankt. Neben Kostomarow mißt Bilećkyj, a. a. O., S. 140, Metlyńskyj eine große Bedeutung zu: „Das Heraufbeschwören der eigenen entscheidenden Vergangenheit in echt romantischem Sinn steigert sich bei M. bis zu ihrer mystisch-symbolischen Verklärung, in der er zugleich eine Quelle der nationalen Wiedergeburt erblickt." Schade nur, daß Metlyńskyj jeder ukrainisch-nationalen Aktivität völlig fernsteht und z. B. ein großer Freund des „heiligen Moskau" war. Maksymovyč endlich sah die samobytnost (Eigenständigkeit) des Ukrainischen nur im Rahmen der russischen politischen Nation. Seine wissenschaftlichen Werke erschienen russisch. All diese Beispiele lehren, daß ein ukrainisches Nationalgefühl im modernen Sinne erst in der 2. Hälfte des 19. Jh.s zu suchen ist, die „erste Schwalbe" (Jefremow) war nicht Kotljarevskyj, sondern der geniale Ševčenko.

janin". Unter diesen gebildeten „Ruthenen" erwiesen sich die Brüder Hołovackyj und Dionys Zubryckyj mehr und mehr von den Moskauer Gedankengängen beeindruckt. ZUBRYCKYJ gewann einen großen Teil des Nachwuchses für diese Ideen, so daß in der Mitte des 19. Jh.s eine russophile Intelligenzbewegung in Galizien entstand. Von besonderer Bedeutung waren JAKOB HOŁOVACKYJ, JOHANN NAUMOVYČ und — in der Karpatenukraine — ADOLF DOBRJANSKYJ.

Deutlich ist zu spüren, daß dieser frühe Russophilismus negativ begründet und von außen angeregt ist. Die Anregungen von außen gingen nicht allein von Pogodin aus, eine noch hervorragendere Rolle spielte z. B. der Botschaftsgeistliche RAKOVSKIJ, der von Wien aus alle slawischen Probleme studierte. „Negativ" war die ganze Strömung deswegen, weil jene Intelligenzler einen Schutz vor der Umvolkung ihrer Stammesgenossen durch Polen und Madjaren lediglich in der Erklärung sahen, daß sie Teile des großen russischen Volkes seien. Sie überschätzten dabei auch die sprachliche Verwandtschaft; als Hołovackyj z. B. 1867 nach Rußland übersiedelte, entdeckte er zu seiner Überraschung und Enttäuschung, daß zwischen der „russischen literarischen Sprache", die er in Lemberg zu propagieren glaubte, und der ukrainischen Sprache, in der er tatsächlich lebte, erhebliche Unterschiede, auch in der Aussprache, bestanden. Für den frühen Russophilismus gab es „eine" russische Sprache, die nach der Meinung der meisten Wortführer dieser Richtung im Norden „moskauisch", im Süden „ukrainisch" ausgesprochen werden sollte. Das war auch die Meinung des unierten Priesters POPIEL, der später nach Kongreßpolen ging, um dort die Unierten des Cholmer Landes zu betreuen; bekanntlich hat sich unter seiner Führung die Vereinigung dieser Restgruppe mit der orthodoxen Kirche vollzogen[29]).

Innerhalb der russophilen Kreise bestand keine Klarheit über die sprachpolitischen und kulturellen Ziele. Die allgemeine Sympathie für das Zarenreich hatte auch eine Hinneigung zur orthodoxen Kirche zur Folge, die jedoch nicht Allgemeingut wurde. Maßgebliche Russophile hielten an der unierten Kirche fest. In sprachlicher Hinsicht huldigten die Älteren vielfach der Konstruktion, es gäbe eine „russische" Sprache, die allerdings in Galizien in traditioneller Weise ausgesprochen werden müßte. Teilweise wurde das Kirchenslawische als literarische Sprache propagiert. Metropolit Michael Łevyćkyj, der an der kulturellen Entwicklung seines Volksstammes starkes Interesse bewiesen hatte, veranlaßte wegen dieser Vorliebe 1835

[29]) G. CLEINOW, a. a. O., II, S. 173 f. Hier wird die sogenannte Uniatenfrage unter dem Einfluß römisch-katholischer und uniert-galizischer Berichte recht einseitig dargestellt. Vor allem wird nicht deutlich, daß Popiel dem galizischen Russophilismus entstammte, dessen positive Ziele durchaus unklar waren.

z. B. das Verbot von zwei Veröffentlichungen, die in der ukrainischen Volkssprache gedruckt waren. Maßgebende Geistliche traten für eine Mischsprache (jazyčije) ein. Zum Teil wurde sogar das Polnische noch benützt, so setzte sich z. B. der Priester V. Podołyńskyj — in polnischer Sprache für die staatliche Unabhängigkeit der Ukraine ein! Jüngere Kreise, wie J. Javorskij, M. Hłuškevyč und J. Mołčanovskij, entschlossen sich jedoch zur völligen Annahme der russischen Sprache (in der „Moskauer" Aussprache). Für sie gab es neben der einheitlichen literarischen russischen Sprache lediglich noch Mundarten, so z. B. eine „kleinrussische" Mundart. Gemeinsam war allen russophilen Gruppen die Ablehnung des Polentums: als „harte" „Russinen", die sich gegen die Entnationalisierung durch die polnischen Kreise wehrten und bewährten, fanden sie vor allem nach 1867 große Zustimmung. Gołuchowski, dem die Errichtung einer galizischen Autonomie gelang, war als Feind der Ukrainer bekannt; seine innerpolitischen Erfolge 1867 rechtfertigten vom ukrainischen Standpunkte aus die russophile Argumentation. Andererseits benutzte Gołuchowski den Russophilismus, um in Wien vor den Ukrainern zu warnen[30]).

Die eigentümliche Unklarheit des Russophilismus zeigt sich besonders bei drei einflußreichen Mitgliedern der mittleren Generation: Popiel, Kačkovśkyj und Łozynśkyj. Popiel ist uns bereits bekannt, in der Kirchenfrage entschloß er sich endgültig für die orthodoxe Kirche, während sein Amtsvorgänger in Cholm, der gleichfalls russophile Bischof Kuzemśkyj, an der Verbindung zu Rom festhielt. Popiel mußte später von den Moskauer Kirchenbehörden seines Amtes enthoben werden, weil er in sprachlicher und kultureller Beziehung den russischen Kurs nicht voll mitmachte. Kačkovśkyj entstammte der Grenzlandschaft um Dubno und war ein fanatischer Gegner der Polen, seine Mitarbeit in russophilen und ukrainischen Zeitschriften („Słovo" bzw. „Diło") lehrt, daß auch sein volksbildnerischer Einsatz sprach- und gesinnungspolitisch einer klaren Ausrichtung entbehrte. Łozynśkyj, ein unierter Geistlicher, verfaßte eine ukrainische Grammatik, gleichwohl bekannte er sich zur russophilen Richtung.

Erst in der jüngeren dritten Stufe erhielt der Russophilismus ein klareres weltanschauliches Gesicht. Die russische Sprache wurde als literarische Sprache propagiert und die orthodoxe Kirche als die wahre Kirche bezeichnet. Die Wendung zur orthodoxen Propaganda brachte der wand-

---

[30]) Paul Respondek, Die Autonomie der Polen in Galizien nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich vom Jahre 1867, Berliner Diss. 1941, S. 72. Im ersten Weltkrieg wies M. Łozynśkyj umgekehrt auf die Verbindungen zwischen Polen und Russen hin: „Dokumente des polnischen Russophilismus", Berlin 1915, und „Die russische Propaganda und ihre polnischen Gönner in Galizien", Berlin 1915.

lungsfähige Naumovyč, der in seiner Jugend polnischen Bestrebungen nahegestanden hatte, als griechisch-unierter Geistlicher dann russophile Tendenzen der Frühzeit vertrat und schließlich 1885 zur Orthodoxie übertrat. In den Kačkovśkyj-Lesehallen, die eine außerordentliche Verbreitung gewannen, besaß er ein wirksames Instrument der Propaganda. Sowohl in Galizien als auch in der Karpatenukraine erzielte die orthodoxe Mission manchen Erfolg. Als nach dem Siege des Neoslawismus auf dem Prager Kongreß von 1908 eine Annäherung zwischen den polnischen Nationaldemokraten und den russischen Panslawisten im Stile des Grafen Wl. Bobrinskij erfolgte, fand die jüngere russophile Strömung in Galizien eine besondere Unterstützung durch die autonomen polnischen Behörden. Die galizischen Russophilen gaben ihre eigene polenfeindliche Haltung nicht auf, milderten sie jedoch fortan. Mehr und mehr wurden sie im letzten Jahrzehnt vor dem ersten Weltkriege Schachfiguren in der polnischen Landespolitik. Aus der zitierten Dokumentensammlung Łozyńskyjs, die natürlich tendenziös war, ergibt sich, daß die Annäherung zwischen Polen und Russophilen gelegentlich sehr weit ging. 1908 wurden bei Stichwahlen polnischen Kandidaten der Vorzug vor „ukrainischen" gegeben. In der Presse der allpolnischen Richtung konnten die Politiker der russisch-nationalen Partei gewöhnlich mit einer wohlwollenden Kritik rechnen, während allerdings der polnische Statthalter Galiziens 1912/13 eine Verständigung mit den Ukrainern unter Ausschaltung der Russophilen suchte. Im ganzen genossen letztere eine weitgehende Förderung. Die klare Ausrichtung auf die russische Sprache und das orthodoxe Bekenntnis sicherte der Bewegung die Unterstützung der Moskauer Politik. Ein Zentrum der Förderung der Russophilen wurde das Bistum Cholm, dessen Oberhaupt Eulogius Georgijewkij eine ausgedehnte Missionstätigkeit entfaltete.

Wir mußten auf die Geschichte der russophilen Bewegung verhältnismäßig ausführlich eingehen, um die Schwierigkeiten und Erwartungen zu verstehen, mit denen die Polen nach 1918 bei der Förderung dieser Kreise rechneten. Kurz vor dem ersten Weltkriege hatten sich organisatorisch zwei Lager gebildet: ein altkonservatives, das unter dem Namen „Altruthenen" auftrat, und ein selbständiges, wenn auch recht unklares Programm vertrat, und ein jüngeres der sogenannten „Neukurialer". Das altkonservative Lager war durchaus idealistisch, seine Zeitung „Hałyčanyn" erschien in einer eigens konstruierten Sprache, die aus einem Gemisch von ukrainischen, russischen und altkirchenslawischen Elementen bestand. Praktisch war diese ideologische Gruppe ohne jeden Einfluß. Etwas stärker waren die „Neukurialer", deren Abhängigkeit von Moskau jedoch so vollständig war, daß von einer eigenen Politik nicht die Rede sein konnte. Ihre Tageszeitung „Prikarpatskaja Ruś" wurde mit Hilfe des Rubels ge-

halten. Die Ereignisse des Jahres 1917 beraubten beide Richtungen ihres eigentlichen Mittelpunktes. Ein Teil der Russophilen söhnte sich mit dem bolschewistischen System aus und setzte den russenfreundlichen Kurs auch im Hinblick auf die Sowjetunion fort. Ein anderer Teil hielt an der Fiktion des Zarenreiches fest und schloß sich mit der „weißen" russischen Emigration zusammen, er bildete in Warschau, Lublin, Chołm und Wolhynien kleine Stützpunkte. Ein weiterer Teil näherte sich vollends den Polen und fand in ihnen seinen Herrn.

In den bolschewistisch beeinflußten Teilgruppen gewannen ukrainische Strömungen, die dem nordwestukrainischen „Sel'sojuz" (Bauernverband) entstammten, das Übergewicht, so daß der ganze Verband — der 1926 gegründete „Sel'rob" (Ukrainische sozialistische Bauern- und Arbeitervereinigung) — bald von den polnischen Behörden aufgelöst wurde. Durchaus polonophil war die „Ruska Agrarna Partija", eine zaristisch gesinnte konservative Gruppe, die durch Spaltung der Ruskaja Narodnaja Organizacija entstand. Aus der „Russischen Volksorganisation" entwickelte sich außerdem die „Ruska Seljanska Organizacija", die polnischen Tendenzen weniger zugänglich war und der Sowjetunion gegenüber keine völlig ablehnende Haltung einnahm. 1931 vereinigten sich die beiden Spaltungsgruppen unter dem Namen „Ruska Seljanska Organizacija" wieder, ohne daß die Meinungsverschiedenheiten über die polnische oder russische Orientierung beseitigt wurde. Die polnischen Behörden unterstützten natürlich die Gruppen und Personen, die ihnen genehm waren, dazu gehörte vor allem der Lemko-Sojuz, der eine landschaftliche Sonderorganisation der RSO darstellte.

Trotz aller Bemühungen gelang es den Polen jedoch nicht, die Russophilen ganz für sich zu gewinnen. Im Kampfe gegen die national-ukrainischen Gruppen stand man gewiß Seite an Seite. Als im Lemkengebiet versucht wurde, statt der lemkischen Mundart das Polnische in den Volksschulen einzuführen, war die R. S. O. die erste Organisation, die Einspruch erhob. In der Frage der „Päpstlichen Administratur für das Lemkengebiet" gingen Łemkovskij Sojuz und Ruska Seljanska Organizacija zunächst mit den polnischen Behörden völlig konform. Sehr bald brachen aber im russophilen Lager die kirchenpolitischen Meinungsverschiedenheiten auf und eine Richtung innerhalb der R. S. O. erklärte es für einen Fehler, innerhalb der unierten Kirche zu bleiben. Der Übertritt zur Orthodoxie sei das einzig Richtige. Infolgedessen entstand eine Konversionsbewegung, die viele Gemeinden in Unruhe versetzte und die Zahl der Anhänger der orthodoxen Kirche vermehrte (1921 in der Krakauer Wojwodschaft 0,1%, 1931: 0,5%, während der Anteil der Unierten von 2,6% auf 2,3% zurückging).

Im Rahmen des russophilen „Programms" maßen die polnischen

Behörden der „Kačkovśkyj-Gesellschaft" eine große Bedeutung zu. Sie war als Konkurrenzorganisation zum Prosvita-Verband geschaffen worden und hatte zeitweise eine starke Verbreitung gefunden. In den Jahren 1936 bis 1939 glaubten die polnischen Dienststellen, feststellen zu können, daß sich in der Prosvita-Gesellschaft das nationalistische Element gegenüber dem gemäßigten durchsetze. In einem großen Bericht über die Hauptversammlung vom 8. Juni 1939 ging der Lemberger Wojwode (Sozialpol. Abt., 10. Juni 1939) sehr ausführlich auf die Vorstandswahlen ein und unterstrich dabei, daß die von dem Undo-Abgeordneten Mudryj geführte gemäßigte Gruppe gänzlich unterlegen sei. Die neue Verwaltung bestehe aus Nationalisten oder aus Anhängern des katholisch-nationalistischen Verbandes „Orły". Mudryj habe vor der Tagung Absprachen mit verschiedenen Gruppen getroffen, die jedoch vor allem von der F. N. J. (Front Nacionalnoji Jednosty) Palijiws nicht gehalten wurden. Diese nationale Erneuerungsgruppe, die sowohl im Gegensatz zur O. U. N. als auch zum Undo stand, habe sich unter dem Einfluß des Orły-Präsidenten Hlibovyćkyj mit dem rechten Flügel der Geistlichkeit und den Nationalisten verbündet, so daß nach heftigen Auseinandersetzungen schließlich ein Verwaltungsrat gewählt worden sei, dem 4 entschiedene und 3 gemäßigte Nationalisten, 2 Vertreter der Katholisch-Nationalen, 2 Undo-Anhänger, 1 F. N. J.-Mann und 2 Unpolitische angehören. Der neue Präsident, der Geistliche Julian Dzerovyč, neige zu dem Verbande „Orły", der als „katholische O. U. N." bezeichnet wurde. Besonders unangenehm für die Polen war, daß diese Radikalisierung in der Prosvita-Gesellschaft auch bei der Kačkovśkyj-Vereinigung zu beobachten war, obwohl diese eigentlich als russophil galt. Am 23. August 1937 unterrichtete die Sozialpolitische Abteilung des Krakauer Wojwodschaftsamts die nachgeordneten Dienststellen davon, daß es in der Kačkovśkyj-Gesellschaft gäre. Auf der einen Seite seien ukrainische Nationalisten eingedrungen, andererseits sei ein Aufblühen der sowjetfreundlichen Stimmungen zu beobachten. Der in seiner Loyalität bewährte „altruthenische" Präsident Dr. Kryžanovskyj könne sich diesen Kräften gegenüber kaum behaupten. In den letzten zwei Jahren der Staatlichkeit standen infolgedessen einige Bezirksbehörden auf dem Standpunkt, daß man diesen russophilen Volksbildungsverein, der einst gefördert worden war, nicht mehr dulden dürfe, da er entweder eine getarnte ukrainische Einrichtung darstelle oder sowjetrussischen Absichten diene.

Zusammenfassend läßt sich feststellen: für die polnischen Behörden bot die russophile Bewegung die Hoffnung, völkische Proselyten zu machen. Sie sahen in dieser ideologischen Gruppe nicht bloß ein Moment der Spaltung und Zersetzung im ukrainischen Parteiwesen, sondern auch einen Ansatz für die Verpolung bestimmter Bevölkerungskreise ukrainischer Abstam-

mung. Die Entwicklnng hat gelehrt, daß dieser Versuch keine Erfolgsaussichten besaß: aus einer ideologischen Gruppe, der alle Eigenarten besonderen Stammestums fehlen, läßt sich keine ethnische Sondergruppe entwickeln. Als besonders hemmend erwies sich für die polnische Politik, daß die Russophilen über negative Begründungen ihres Kampfes — Ablehnung der Polen und der ukrainischen Nationalbewegung — kaum hinauskamen, es fehlte ihnen ein eigenes positives Programm. Sobald ihnen die volkspolitischen Absichten der Neusandezer, Gorlicer und Sanoker Starosten klar wurden, sträubten sich die meisten auch gegen die Polen: wenn auch ihre Vorstellung über Wesenheit und Schicksal der „Hałycka Ruś" nebelhaft unklar war, so lehnten sie doch ein rein polnisches Galizien ab[31]). Lediglich einige Einzelpersonen, wie z. B. Michael Baczyński[32]), gingen in der praktischen Politik mit den Behörden gemeinsam vor, weil sie von ihnen abhängig waren, theoretisch hielt jedoch Baczyński daran fest, daß die „Russini" (Ruthenen) und die Lemken eigene Völker neben Ukrainern und Polen darstellten. Die Ruthenen seien jedoch ein Brudervolk der Polen, das durch den „ukrainischen Separatismus" (der eine Erfindung der Deutschen sei) von seinem natürlichen Mutterboden losgerissen werde. Seine Broschüre strotzt im übrigen von Angriffen und Verdächtigungen der ukrainisch-nationalen Gruppe und ihrer Führer.

Parteipolitisch-ideologische Aufspaltung

Überblickt man das bisher betrachtete Feld der polnischen Bemühungen gegenüber den Ukrainern, so ergibt sich, daß die so vielfältigen Bestrebungen in volkspolitischer Hinsicht keine nennenswerten Erfolge erzielten. Größer waren die Einflüsse in parteipolitisch-ideologischer Hinsicht. Es gelang, die Ausbreitung der ukrainischen Nationalideologie über den ganzen Siedlungsraum zu hemmen, wenn auch nicht zu verhindern. Ein äußerer Ausdruck dieser ideologischen Spaltungsversuche war die Vertretung verschiedener Sondergruppen im Sejm[33]). 1928 hatten sich die ukrainisch-nationalen Gruppen mit anderen Volksgruppen zum „Minderheitenblock" zusammengeschlossen, der 1,438.725 Stimmen erzielte. Außerhalb dieses Bündnisses standen sechs Listen, die in der polnischen Schreibung folgende Namen hatten:

---

[31]) M. Andrusjak, SOF., a. a. O., S. 568 f.

[32]) Baczyński wurde 1930 als russophiler Abgeordneter in den Sejm gewählt, er legte den Behörden 1935 in einer vertraulichen Broschüre einen Ausbau der „russinischen" Arbeit nahe („Kwestja mniejszościowa wraz rola i metody opozycji mniejszościowej w odrodzonej Polsce w opracowaniu Michała Baczyńskiego posła na Sejm R. P." B. war ursprünglich extrem russenfreundlich.

[33]) Die folgenden Zahlen- und Personalangaben nach dem Nachschlagewerk Tadeusz und Karl Rzepeccy, Sejm i Senat 1928—1933, Posen 1928.

1. Ukraiński Związek Narodowy (Ukraińskyj Narodnyj Sojuz). Diese Liste erhielt lediglich 8887 Stimmen, sie verteilen sich auf die ostgalizischen Wahlkreise. Diese Gruppe war polenfreundlich.

2. Ukraiński „Sel'-Rob". Hier handelt es sich um die sozialistische ukrainische Partei nach der Abspaltung einer „linken" (russophilen) Gruppe. Sel'-Rob erhielt 179.536 Stimmen und vier Abgeordnete. Sie reichte in den Wojwodschaften Lublin, Wolhynien, Tarnopol, Lemberg, Stanislau und Polesien Listen ein, ihre Abgeordneten wurden in Wolhynien und Polesien gewählt. Bemerkenswert ist vom volkspolitischen Standpunkt aus, daß Sel'-Rob im weißruthenisch-ukrainisch-polnischen Grenzteil Włodawa 4842 Stimmen (mehr als der Regierungsblock!) erhielt, während für die Minderheitenvereinigung nur 3153 Zettel abgegeben wurden. Es erwies sich hier in der nordwestlichen Randzone, daß die soziale Parole schlagkräftiger als die nationale war, was die Polen zu einer Sonderliste „Polsko-Ukraińskie Zjedn. Chłopów i Robotników" ausnutzten, die im ganzen Wahlkreis 25 rund 14.000, in Włodawa allein 5813 Stimmen erzielte. Ähnlich erklärt sich auch der Erfolg in Hrubieszów und den polesischen Gebieten. Im Wahlkreis 60 (Łuniniec, Sarny und Stolin; nach der Statistik von 1931 mit 132.000 Ukrainern und 14.000 Weißruthenen) wurde gleichfalls ein Sel'-Rob-Abgeordneter gewählt, ein in Dubno (Wolhynien) tätiger ukrainischer Prosvita-Beamter. Bemerkenswert ist, daß diese ukrainisch-sozialistische Liste in Pińsk 2871 Stimmen erhielt, während es nach der amtlichen Statistik von 1931 in diesem Kreise nur 1063 Ukrainer gab.

3. Sel'-Rob (Lewica). Die „linke" Sel'-Rob-Gruppe war ausgesprochen russophil, sie erzielte 143.475 Stimmen und 2 Mandate. Beim Durchblättern des Wahlhandbuches stoßen wir auf diese Liste erst in der Lemberger Wojwodschaft. Eine Rolle spielte sie jedoch nur in der Wählerschaft des Lemberger Gebietes und Polesiens. In dem polnischen Wahlkreis 59, der nach der bereinigten Nationalitätenstatistik BÜRGENERS[34]) eine klare weißruthenische Mehrheit (388.000 Weißruthenen neben 153.000 Ukrainern und 88.000 Polen) besaß, wurden neben den 2 Abgeordneten der Sel'-Rob-Linken nur 3 Vertreter des polnischen Regierungsblockes gewählt. Alle übrigen weißruthenischen und ukrainischen Listen erzielten einschließlich des Minderheitenblockes nur rund 20.000 Stimmen, d. h. nicht 40% der Stimmen, die die sozialistische Gruppe russophiler Färbung für sich buchen konnte.

4. Eine besondere Liste „Ruska" konnte 133.196 abgegebene Wahlzettel für sich buchen. Sie erhielt in dem russischen Arzt Paweł Korol ihren Vertreter. Verglichen mit der Gesamtzahl der Russen (1931: język rosyjski 138.700, davon 78.400 in den Wojwodschaften Białystok und Wilna), ist

[34]) BÜRGENER, a. a. O., S. 101.

die Stimmenzahl dieser Liste bemerkenswert. Sie zeigt, daß das in sich unklare Russophilentum bei politischen Entscheidungen für moskowische Interessen eingespannt werden konnte. Korol wurde in einem Bezirk gewählt, in dem knapp 10.000 Russen lebten. 16.849 Wahlberechtigte bekannten sich zu ihm. Außerhalb dieses Wahlkreises erwies sich die russische Partei noch in folgenden Kreisen von Einfluß: Gorlice (8293 Stimmen, zweitstärkste Partei, Lemkengebiet!), Jaroslaus, Sanok (letztere Zentren der russophilen Propaganda im Lemkenlande), Rawa Ruska und den östlichen Grenzkreisen Galiziens sowie in den beiden Nordkreisen des Wilnaer Zipfels[35]). Die Stimmenverteilung stimmt nicht mit der Verstreuung des Russentums, sondern mit der Verbreitung russophiler Herde im Ukrainertum und bei den Weißruthenen überein.

5. Fast 269.000 Stimmen und 9 Sitze erhielt der „Blok Wyborczy Ukraińskich Socjalistycznych Włościańsko-Robotniczych Partji". Auf ihn wurden in den ostgalizischen und wolhynischen Landgebieten Stimmen abgegeben, besonders zahlreich in der Stanislauer Wojwodschaft. Kern dieses Blocks, der mit der unter 2. bezeichneten Sel-Rob-Gruppe in einem Wettbewerbsverhältnis stand, war die vor dem ersten Weltkriege so bedeutende Radikale Partei, die mehr und mehr an Boden verlor. Sie hatte sich in Wolhynien mit den ostukrainischen Sozialrevolutionären (Petljura) vereinigt, der Wahlname „Blok" usw. war ein zeitweiliger Zweckname. Als Jugendorganisation stand dieser Gruppe, die übrigens eine Entkonfessionalisierung des Volkslebens erstrebte, der „Łuh" zur Verfügung, während der „Sokił" den nationalen und kirchlichen Gruppen nahestand.

6. Die Ukraińska Partja Pracy konnte mit nicht ganz 45.000 Wahlzetteln ein Mandat für sich buchen, sie schickte für einen Kreis der Tarnopoler Wojwodschaft den Advokaten Zachidnyj aus Brzeżany ins Parlament. Außerhalb des östlichen Galizien wandte sie sich nicht an die Wählerschaft. Sie vertrat die Anhänger des ehemaligen ukrainischen Staatspräsidenten E. Petrušewyč und war sowjetfreundlich.

Insgesamt entfielen rund 780.000 „ukrainische" Stimmen auf Sonderlisten außerhalb des Minderheitenblocks. Diese Sonderlisten erhielten zusammen 18 Sitze, während die polnische Piast-Partei mit rund 770.000 Stimmen 34 Mandate gewann. Die Zersplitterung erwies sich also vom polnischen Standpunkte aus als außerordentlich vorteilhaft, gingen doch der „Minderheiten"-Politik mindestens 16 Abgeordnete verloren. Es wäre

---

[35]) In Dzisna 4717 und in Brasław 4729 Stimmen, die meisten Anhänger besaß hier der Minderheitenblock, der im Wahlkreis 64 drei Weißruthenen in den Sejm schickte.

jedoch falsch, diese Zersplitterung lediglich auf das Konto polnischer Spaltungsbemühungen zu schreiben. Nur zwei der Sonderlisten betrachteten sich als nichtukrainisch, bei einer dritten (Sel'-Rob) trat das nationale Moment hinter dem sozialen zurück. Gleichwohl sprang auch unter diesen Umständen noch ein Vorteil für die polnische Volkspolitik heraus: die „russische" Liste drang in bestimmte galizisch-ukrainische Kreise ein und zersplitterte rund 100.000 Stimmen, während die russophile Sel'-Rob-Linke etwa 70.000 Wahlzettel umsonst auf sich vereinigte. Soweit Wahlergebnisse überhaupt für Gesinnungsbeurteilungen verwandt werden können, läßt sich sagen, daß der russophile Einfluß 1928 rund 250.000 Wahlberechtigte erfaßte, von denen gut 200.000 sicher dem ukrainischen Abstammungskreis zuzurechnen sind. Das bedeutet, daß der russophile Einfluß unter der ukrainischen Bevölkerung etwa 10% ausmachte.

Diese russophile Strömung war jedoch nur teilweise, soweit sie von der altkonservativen Russischen Partei getragen wurde, polnischen Absichten zugänglich. Beherrschend blieb — auch bei der russischen Partei — die russische Orientierung. Das galt vor allem für die Sel'-Rob-Linke. Hier enthüllte sich die Problematik des polnischen Interesses an den russophilen Stimmungen: diese konnten sehr leicht aus sozialen Gründen von sowjetischer Seite aufgefangen und im gegenpolnischen Sinne nutzbar gemacht werden. Anläßlich der Besprechung des amerikanischen Lemko-Blattes wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Verwaltung gelegentlich mit der Unterstützung sowjetfreundlicher Bestrebungen spielte, letztlich aber doch ihnen gegenüber sehr vorsichtig blieb. Das zeigt sich nicht nur im Falle des „Lemko", sondern auch bei der K. P. Z. U.

Die illegale Kommunistische Partei der Westukrainer (K. P. Z. U.) verfügte in bestimmten Teilen des ukrainischen Siedlungsgebiets, vor allem nördlich der Sokalgrenze, über erheblichen Einfluß, nicht zuletzt mittels einiger loyaler Nebenorganisationen. Auch in den Sel'-Rob-Gruppen war kommunistischer Einfluß spürbar. Die großen Erfahrungen, die die K. P. Z. U. in der illegalen Arbeit hatte, gab ihr vielfach einen Vorsprung vor anderen „illegalen" Gruppen. Zuweilen ist nicht klar zu erkennen, ob sich die kommunistische Geheimorganisation einer nationalistischen bedient oder umgekehrt. So behauptete die Lubliner Wojwodschaft, daß die K. P. Z. U. vom westlichen Wolhynien aus übergreife und sich einiger Einrichtungen bediene, die von Angehörigen der Organizacija Ukrainśkych Nacionalistiw (O. U. N.) gesteuert würden. Das Lemberger Wojwodschaftsamt macht seine Starosteien am 15. Juli 1938 darauf aufmerksam, daß O. N. U. und K. P. Z. U. angeblich zusammenarbeiteten, um den polnischen Staat zu unterminieren. Ende 1936 wollte man im Cholmer Land die Beobachtung gemacht haben, daß die K. P. Z. U. einen Schulstreik vorbereite und den Versuch mache,

sich an die Spitze der nationaldenkenden Ukrainer zu setzen. In einer Verfügung vom 16. Dezember 1936 wurden die Starosteien angewiesen, dieser Tätigkeit der Kommunisten, vorzüglich innerhalb der Schulverbände, erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Aus Lublin liegt auch eine Nachricht vor, nach der die Verwaltung im August 1938 angewiesen wird, die nationalistischen Bestrebungen als die zeitweilig gefährlicheren anzusehen. Freilich war ein Paktieren mit der K. P. Z. U. so riskant, daß sich konkrete Beweise für eine indirekte oder direkte Unterstützung nicht finden lassen. Die Akten ergeben jedoch auf breiter Front den Eindruck, daß die Zentralbehörden Nachrichten über die K. P. Z. U. gern empfingen, weil eine antikommunistische Aktion leichter als eine antiukrainische zu rechtfertigen war. Deshalb zieht sich durch die ganze polnische Politik gegenüber den Ukrainern eine Linie, die darauf hinausläuft, die ukrainische Volkstumsarbeit bolschewistischer Neigungen zu verdächtigen. Wiederholt wurden ukrainische Einrichtungen mit der Behauptung geschlossen, sie seien lediglich der legale Mantel illegaler kommunistischer Bestrebungen.

Die offen polenfreundliche Richtung unter den Ukrainern trat organisatorisch übrigens kaum in Erscheinung. Sie verfügte 1928 über 5 Abgeordnete im Sejm, die auf den Listen des Regierungsblocks gewählt wurden und auch im Parlament dem BBWR-Klub angehörten. Die im „Ukrainischen Volksverband" (Ukrainśkyj Narodnyj Sojuz) zusammengefaßten Gruppen (so die Danyłowyč-Gruppe in Stanislau, die Ukrainisch-Ruthenische Partei im Gebiete von Stryj und die Ukrainische Volkspartei in Kołomyja) blieben ohne Vertretung, Stimmen erhielt diese Gruppe fast nur in der Diözese Stanislau.

Der Stanislauer Klerikalismus

Das Kapitel der Aufspaltung des Ukrainertums durch politisch-ideologische Gruppen kann deshalb nicht ohne Eingehen auf die vor allem im Stanislauer Bezirk wirksame U. N. O.[36]) (Ukrajinśka Narodnja Obnowa) geschlossen werden. Unter der Obhut des Stanislauer unierten Bischofs Chomyšyn bildete sich im Südosten Galiziens eine Ukrainśka Katołyćka Narodnja Partija, die 1932 den Namen U. N. O. (Ukrainische Volkserneuerung) annahm. Sie ist nur aus den dogmatischen Auseinandersetzungen innerhalb der unierten Kirche zu verstehen. Sie war für die polnische Volkstumspolitik wichtig, weil sie wie alle entschieden klerikalen Parteien in völkischen Fragen lau war und teilweise zu einer polenfreundlichen Haltung neigte.

[36]) Nicht mit der Ukrainischen Nationalen Vereinigung (U. N. O.) zu verwechseln, die sich nach 1939 im Großdeutschen Reich entwickelte.

Innerhalb der unierten Kirche hat es in der Geschichte immer wieder Diskussionen über die Frage gegeben, ob die Kirche rituell ein Teil der katholischen oder der byzantinischen Kirche sei oder aber eine kirchliche Größe sui generis darstelle. Die sogenannte „lateinische" (=westliche) Richtung mußte schon im Hinblick auf ihre Anpassung an den römischen Katholizismus den Polen sympathisch sein, ganz abgesehen davon, daß sie durch ihren Gegenstoß gegen den Lemberger Metropoliten Graf Šeptyćkyj ein Zentrum ukrainischer Arbeit schwächte. Seit der Mitte des 19. Jh.s hatte sich in der unierten Kirche eine Bewegung gebildet, die das ostkirchliche Moment sehr stark betonte und zur Entfernung lateinischer Gebräuche und Anschauungen drängte. Dieser „Purismus"[37]) fühlte sich mit der ukrainischen Volkserneuerung eins, wurde aber auch aus den früheren russophilen Stimmungen gespeist. Am 13. Mai 1874 griff Pius IX. mit einer Enzyklika ein, die vor einer Annäherung an die „Schismatiker" warnte und die Puristen verdammte. Eine Reihe unierter Geistlicher, unter ihnen auch der spätere Cholmer orthodoxe Bischof Popiel, weigerte sich jedoch, die ostkirchlichen Traditionen zu opfern. Leo XIII., der sich besonders für die ukrainischen Unierten interessierte, verstärkte die Gegenarbeit gegen die ostkirchlichen Bestrebungen dadurch, daß er den alten Basilianerorden mit Hilfe der Jesuiten erneuerte. Gleichwohl blieb die Gesamtkirche lateinischen Tendenzen gegenüber zurückhaltend. Der größte Teil der Priester sah Ende des 19. Jh.s in der eigenen Kirche entweder eine Ostkirche oder etwas ganz Besonderes, vom Byzantinischen oder vom Lateinischen grundsätzlich verschiedenes. Insbesondere hatte der sogenannte Uniatismus, der eine Unterordnung nach beiden Seiten vermied, einen starken Einfluß. Die sogenannte „lateinische" Richtung fand im ersten Jahrzehnt des 20. Jh.s ihren geistlichen Mittelpunkt in der Stanislauer Aula. Bischof Chomyšyn nahm scharf gegen die Übertrittsbewegung zur Orthodoxie hin Stellung. Zusammen mit seinen Kollegen in Przemyśl führte er das Verbot der Priesterehe ein[38]), eine Maßnahme, die sich sowohl gegen die ostkirchlichen Traditionen als auch gegen die nationalen Interessen richtete. Die orthodoxe Kirche kannte das Zölibat nur für Bischöfe und sah in ihm eine der entscheidenden Differenzen mit der Romkirche. Volkspolitisch gesehen schwächte das Zölibat den Aufbau einer ukrainischen Führungsschicht, da erfahrungsgemäß die Priesterfamilien das größte Kontingent an Mitarbeitern im kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Leben des Ukrainertums stellten. Sowohl aus religiösen als auch

---

[37]) Dumin geht a. a. O. auf die innerkirchlichen Probleme leider nicht ein. Überhaupt fehlt es im deutschen Schrifttum an einer Darstellung der Geschichte der Kirchen im ukrainischen Volksraum.

[38]) H. Koch, Zur Lage der kirchlichen Union in Polen. Evangelisches Kirchenblatt, Posen, XI, 1933, S. 21 ff.

aus politischen Gründen mußte die Tätigkeit des Bischofs Chomyšyn und der ihm gleichgesinnten Priester den Beifall der Polen finden, wobei noch hinzukam, daß sich diese Gruppe nach 1919 betont loyal gab, um bei der internen Auseinandersetzung mit dem Lemberger Metropoliten, der sowohl das allgemeine Zölibat als auch andere lateinische Neuerungen ablehnte, die Hilfe der staatlichen Behörden zu finden. Es ist recht bezeichnend, daß der Bischof von Stanislau eine Denkschrift über das ukrainische Problem verfaßte und 1923 als Broschüre verbreitete, in der unbedingte Loyalität gegenüber dem polnischen Staate verlangt wurde. Eine Rettung des ukrainischen Lebens, das nach Meinung des Bischofs in großer Gefahr schwebte, sah er lediglich in der völligen Unterwerfung der völkischen Kulturarbeit unter den Primat der Kirche. Während man den Einsatz der griechisch-unierten Geistlichkeit in der ukrainischen Bewegung durchwegs nicht als „Klerikalisierung" ansehen kann, ist der Chomyšyn-Kreis als klerikale Gruppe im Sinne der mittel- und südeuropäischen Bestrebungen im Katholizismus anzusehen.

Es ist verständlich, daß die polnischen Behörden die Entwicklung der sogenannten „lateinischen" Richtung mit Wohlwollen beobachteten. Im Frühsommer 1938 erörterten die volkspolitisch interessierten polnischen Dienststellen die Nachfolge des greisen Metropoliten, Graf Šeptyckyj: Es sei notwendig, einen Kandidaten zu finden, der der ukrainischen Nationalarbeit fremd gegenüberstehe und unbedingt loyal sei. Im Einvernehmen mit dem Innenministerium bittet der Krakauer Wojwode deshalb seine Starosten am 6. Mai 1938 in einem „streng geheimen" und „sehr dringenden" Schreiben um Informationen. Der Kandidat müsse eine polenfreundliche politische Gesinnung haben, der lateinischen Richtung angehören und möglichst eine gründliche theologische Ausbildung haben. Außerdem sei eine Liste derjenigen unierten Geistlichen erwünscht, die bereit seien, für die „griechisch-katholischen Polen" polnische Predigten zu halten. Die Regierung wollte also einen etwaigen Wechsel in der Metropolie zu einem Siege des Latinismus ausnutzen und gleichzeitig die Karte der sogenannten „griechisch-katholischen Polen" ausspielen. Bei diesen handelte es sich übrigens um eine herkunftsmäßig unklare Gruppe (zum Teil polonisierte Ukrainer, zum Teil griechisch unierte Polen), deren Zahl 1931 mit 14% der Gläubigen angegeben wurde[39]). Die Wichtigkeit dieser Absichten wurde dadurch unterstrichen, daß die Starosten zur persönlichen Bearbeitung der Angelegenheit aufgefordert wurden.

Die sogenannte „Latinisierungs"-Arbeit Chomyšyns hat sowohl auf politischem als auch auf religiösem Gebiete eine ganze Reihe Auseinander-

[39]) H. J. Beyer, a. a. O., S. 58.

setzungen erwirkt, von denen nur einige gestreift werden können. Auf religiösem Gebiete ist wesentlich, daß aus Protest sowohl Übertritte zur orthodoxen wie auch zur evangelischen Kirche erfolgten. Die evangelische Bewegung unter den Ukrainern wurde zwar von Rückwanderern aus Übersee eingeleitet, die in Amerika protestantisches Kirchenleben kennen und schätzen gelernt hatten[40]). Ohne die Erbitterung über den „lateinischen" Kurs des Stanislauer Bischofs wäre es jedoch sicher nicht zum Ausbruch dieser Bewegung gekommen, die anfangs beträchtliches Ausmaß annahm, später aber an Bedeutung wieder verlor. Es ist kein Zufall, daß einer der maßgeblichen Geistlichen dieser Gruppe, Zarczuk, in Rom katholische Theologie studiert hatte, während eines Heimaturlaubs Zweifel an den Absichten seines Bischofs bekam und Fühlung zur deutsch-evangelischen Gemeinde aufnahm, die in dem Superintendenten Zöckler einen geistig bedeutenden Seelsorger besaß, der sich späterhin rege um die ukrainisch-evangelischen Gemeinden kümmerte. Bedeutsamer als diese religiösen Neuerungen waren die politischen Kämpfe, die durch das Auftreten Chomyšyns entfacht wurden. Sowohl die nationalistischen als auch die linkseingestellten Gruppen griffen den Bischof an. Die nationale Arbeit erhielt im Stanislauer Bezirke einen antiklerikalen Einschlag, während im übrigen Ostgalizien durchwegs der Einsatz der unierten Geistlichkeit innerhalb der völkischen Kulturarbeit erfolgte. So erklärt sich auch, daß im Bereich des Stanislauer Bistums die dem Klerus feindlichen oder ihm kühl-neutral gegenüberstehenden ukrainischen Parteien verhältnismäßig stark blieben, so insbesondere die Freunde der alten Radikalen Partei, die in der Stanislauer Wojwodschaft 1928 fast 75.000 Stimmen und 3 Mandate sowie im angrenzenden Wahlkreis 54 der Tarnopoler Wojwodschaft 43.000 Stimmen und einen Sitz eroberten. Die schweren politischen Angriffe gegen den Bischof veranlaßten diesen zur Bildung einer eigenen Katholischen Partei, eben jener älteren Uno, die in ihrer politischen Haltung in der Polenfrage sehr vorsichtig war. Einen nennenswerten Einfluß konnte sie freilich nicht erringen, wenngleich sie einen großen Teil der Priester umfaßte.

Bei dieser Gelegenheit sei abschließend bemerkt, daß die „griechisch-katholischen Polen" als Ausgangspunkt für einen Einbruch in die Füh-

[40]) Hilarius Schebetz, Das Evangelium in der Ukraine, Erlangen 1932, S. 4 ff., I. Langhoff, Luthers Kirche bei den Ukrainern, Neuendettelsau 1933. Die evangelische Bewegung fand begreiflicherweise in den protestantischen Kirchenzeitschriften große Aufmerksamkeit. Das sehr gut redigierte Stanislauer Gemeindeblatt, das eine weite Verbreitung hatte, berichtete mehrfach. Im Posener Evangelischen Kirchenblatt informierte zunächst IV, S. 36 ff., Schiller-Kattowitz die Leser, wobei er die Rolle der Amerika-Ukrainer unterstrich. Etwas später schrieb im gleichen Jahrgang Sup. Rhode-Posen über diesen Gegenstand, im ganzen sehr optimistisch.

rung der unierten Kirche besonders betreut wurden. Anfang 1938 wurde in Lemberg ein „Verein griechisch-katholischer Polen" registriert und gleich in den Woiwodschaften Krakau, Lemberg, Stanislau und Tarnopol erlaubt (Krakau, Sozialpol. Abt., 25. Mai 1938). Theologisch gesehen, stand er auf dem Boden des Latinismus. Er fand bei allen Behörden willigste Unterstützung. Seine Auswirkung läßt sich nicht überblicken. Vermutlich kam er in der kurzen Zeit seiner Tätigkeit über organisatorische Anfänge nicht hinaus.

Der sogenannte „Ostföderalismus"

Die bisher geschilderten Maßnahmen gegenüber den Ukrainern wiesen eine derartige Fülle von Einzelheiten auf, daß es schwer ist, zu einer Systematik zu kommen. Das gemeinsame Band war stets der Wille, eine gesinnungsmäßige Vereinheitlichung der ukrainischen Massen zu verhindern. Im letzten Grunde verneinte dieser Wille in der Regel das Bestehen eines ukrainischen Volkes. Abweichend lassen sich lediglich gewisse Orientierungen in Wolhynien deuten, hier spielten die Gedanken Piłsudskis über einen östlichen Föderalismus eine Rolle.

In deutschen Zeitschriften ist zwischen 1933 und 1938 mehrfach auf diese Ideologie hingewiesen worden, ohne daß eine wissenschaftliche Bearbeitung erfolgt wäre. Es ist hier nicht der Ort, das System dieser Auffassungen (deren politisches Gewicht vielfach überschätzt wurde) zu entwickeln, es genügen einige kurze Feststellungen.

Als Ende November 1918 die Wahlordnung für den ersten verfassungsgebenden Sejm herausgegeben wurde, sah sie vor, daß östlich einer Linie, die von Kartuzy—Lemberg, Białystok—Grodno nach Kaunas ging, nur Vertreter der „Polen in Litauen und Ruthenien" gewählt werden sollten. Weite ukrainisch-weißruthenische Landschaften lagen östlich jener Linie. Man hat den Sinn dieser Wahlordnung, die die Unterschrift Piłsudskis trug, darin sehen wollen, daß sie sich auf das damals von der polnischen Regierung beherrschte Gebiet bewußt beschränkte. Diese Annahme ist unrichtig, was sich schon daraus ergibt, daß man im Westen in Stolp, Schneidemühl, Posen, Oppeln und Kattowitz, im Südwesten in Teschen und Friedek, im Süden sogar in Käsmark (Zips) wählen lassen wollte, obwohl in all diesen Orten von polnischer Herrschaft keine Rede sein konnte. Mit HARALD LAEUEN sehen wir in dieser Wahlordnung vielmehr einen Niederschlag der bundesstaatlichen Pläne Piłsudskis. Litauen und die Ukraine sollten der Republik angegliedert werden, Wahlrecht zum polnischen Sejm jedoch nur die Volkspolen dieser Gebiete erhalten. Die föderalistischen Pläne des Marschalls, die insbesondere während des Krieges mit Sowjetrußland deut-

licher wurden, erhielten sich nach dem Scheitern aller praktisch-politischen Versuche in den Kreisen einiger Politiker, die zwar wenig Anklang in den Massen besaßen, mit ihrer Ideologie aber die Bürokratie beeinflußten. Diese Ideologie erkannte die Ukrainer als eigenes Volk an, strebte jedoch danach, eine Entfaltung des Volksbewußtseins ins Politische zu verhindern. So entschieden diese Kreise den ukrainischen Nationalismus als einen gefährlichen Separatismus bekämpften, so sehr waren sie jedoch geneigt, Sprache, Kultur und Kirche im Osten unangetastet zu lassen. Ihnen kam es auf politische Führung, nicht auf völkische Assimilierung an. Sie fühlten sich als Fortsetzer und Erfüller der historischen polnischen Ostpolitik, die während der Zeit der Adelsrepublik den Litauern und „Ruthenen" weitgehende Autonomierechte gelassen hatte. Wenn auch diese Ideologie die Wirklichkeit der Adelsrepublik stark idealisierte, so war doch richtig, daß einst ein übervölkisches Adelsdenken geherrscht hatte. Man begnügte sich mit der Einschmelzung der damaligen Führungsschicht (Adel und höherer Klerus), das Bauerntum wurde nicht polonisiert. Bemerkenswert ist, daß die ostföderalistischen Pläne sich nicht mit der katholischen Aktion verbanden. Wie in der goldenen Zeit der adeligen Freiheit sprach man zwar gern davon, daß Polen der „Schutzwall des Christentums" sei. Mit diesem Begriff begnügte man sich jedoch. Eine inhaltliche Bedeutung hatte er nicht, er meinte weder eine Vertiefung und Ausbreitung des Katholizismus, noch eine Durchdringung der orthodoxen Gemeinden, deren Patronat der Adel übernahm. Wenn St. Brzozowski[41]) mit Ärger feststellte, daß der Katholizismus „im Leben der geistig aufgeklärten Laien fast keine Rolle spielt", so galt das vor allem für den Kreis der Politiker und Militärs um Piłsudski. Das war als Ansatz für die Volkspolitik im Osten und Südosten überaus bedeutsam.

Als Polen im Frieden zu Riga endgültig die umstrittenen Ostgebiete mit mehr als 2,8 Millionen Menschen orthodoxer Konfession übernahm, waren für die Lösung der ostkirchlichen Frage keine sehr günstigen Voraussetzungen vorhanden. Die Kirche war infolge des bolschewistischen Sieges ohne eine unabhängige oberste Führung, Gemeinden und Hierarchie erwiesen sich als im neuen Staatsgebiet weithin zerrüttet. Die öffentliche Meinung war durch den Katholizismus geprägt worden, der jedoch keine ganz einheitliche Meinung besaß, da die römische Kirche und der polnische Klerus verschiedene Interessen hatten. Für Rom war mit dem Zusammenbruch der rechtgläubigen Kirche Rußlands die Chance einer Mission gegeben, fieberhaft wurden Vorbereitungen für einen späteren missionarischen Ein-

[41]) Stanislaw Brzozowski, Legenda młodej Polski, studia o strukturze duszy kulturalnej, Warschau 1937, S. 46. Zur Kritik der landläufigen Meinung über Katholizismus und Polentum vgl. H. J. Beyer, a. a. O., S. 159 f.

satz getroffen, der natürlich aus sprachlichen Gründen nicht auf die polnischen Katholiken zurückgreifen konnte und taktisch an die Form der Union anknüpfen mußte. Für den polnischen Klerus war es ausgemacht, daß nur eine unmittelbare Ausbreitung des Katholizismus Aussicht auf dauerhaften Erfolg habe. Die Union sei ein kirchenpolitisches Werkzeug, das sich nicht bewährt habe[42]). Kirchliche und nationale Interessen gingen hier Hand in Hand. Wenn sich diese klare kirchenpolitische Linie in Polen nicht voll durchsetzte, so lag das daran, daß die Warschauer Regierung — zumindest während ihrer tatsächlichen Lenkung durch Piłsudski — die Meinungen der katholisch-polnischen Aktion nicht teilte. Ein großer Teil der Regierungsmitglieder war an kirchlichen Fragen nicht interessiert, viele waren tatsächlich Freidenker, wenn sie auch der katholischen Kirche noch angehörten. Piłsudski und einige Minister (so z. B. Börner) waren formell Mitglieder einer evangelischen Kirchengemeinschaft. Für die Regierungskreise konnte es sich demgemäß — wenigstens während der Führung des Staates durch Piłsudski — bei der Lösung der Ostkirchenfrage nicht einfach darum handeln, die Bemühungen des einheimischen Klerus zu unterstützen. Allerdings war zu beachten, daß im weißruthenischen Gebiete eine Förderung des Katholizismus im Staatsinteresse lag, da die römisch-katholischen Weißruthenen sich polnischen Gesinnungseinflüssen als stark zugänglich erwiesen hatten[43]).

---

[42]) Ganz im Sinne dieser Thesen schrieb HENRYK IGNACY ŁUBIEŃSKI 1932 in seiner Arbeit „Droga na wschód Rzymu" S. 125, daß man nicht, wie bei der Union von Brest, am Bug stehen bleiben dürfe. Die Ausbreitung des lateinischen Bekenntnisses sei zwar schwieriger und zumindest weniger effektvoll als die Durchführung einer Union, der lateinische Weg ermögliche jedoch eine sichere Vereinigung ohne Rückkehr. CHARLES LOISEAU nimmt in seinem Aufsatz „La politique du Saint-Siège en Europe 1919—1936" (Le Monde Slave 1926 f.) zur römischen Kirchenpolitik in Polen Stellung und erörtert dabei auch die Unionsfrage. Er erkennt jedoch nicht die zwiespältige Haltung der Warschauer Staatsführung. Dagegen sieht er die Vorbehalte der polnischen Kirche gegenüber gewissen vatikanischen Erwägungen richtig (1937, S. 106 f., 241 ff.). Recht einseitig im polnischen Sinne ist übrigens der zum Teil kirchenpolitisch ausgerichtete Aufsatz von R. M. MONTINI, Polonia, „antemurale Christianitatis" (L'Europa Orientale XXII, S. 14—31). Ganz abgesehen davon, daß das Problem der „Vormauer des Christentums" — wie auch polnische Autoren zugeben — historisch eine andere Lösung notwendig macht (als die von Montini angenommene), entsteht doch ein völlig schiefes Bild, wenn man von slawischem „Blut"(!) redet. Es gibt slawische Sprachen, aber keine slawischen Völker und kein slawisches Blut, die Formulierung anche se il suo sangue è slavo beruht auf einem Denkfehler.

[43]) Die amtliche Statistik von 1921 gibt ihre Zahl mit 60.000 ohne Zweifel zu niedrig an, MORNIK rechnet a. a. O., S. 19, mit 300.000—400.000.

Kampf um die orthodoxe Kirche

Bei diesen Voraussetzungen war nicht zu verwundern, daß einheitliche staatspolitische Maßnahmen auf dem Gebiete der orthodoxen Kirche zunächst nicht zustande kamen. Man förderte die orthodoxen Gemeinden in Galizien, weil sie hier das Rückgrat der russophilen Bewegung bildeten. Da es 1921 in den vier galizischen Wojwodschaften nur 4500 Orthodoxe gab, war dies Interesse für die Gesamtfrage ohne Gewicht. Es entstand im ganzen politisch ein Vakuum, das sich die Organe der römischen Kirche zunutze machten. Der polnische Klerus erreichte die Übergabe zahlreicher Kirchengebäude, vor allem im Cholmer Gebiet, wo die Rechtslage im Hinblick auf die gewaltsame Unterdrückung der Union durch die Zarenregierung als unklar angesehen wurde. Der Vatikan traf die Vorbereitungen für seine kirchenpolitischen Ostpläne.

Es ist hier nicht der Ort, die geschichtlichen und theologischen Voraussetzungen der vatikanischen Ostarbeit zu schildern. Im Bereich der polnischen Republik entstand in den Jahren 1922 und 1923 zum ersten Male die Notwendigkeit, zu bestimmten Vorgängen vom Grundsätzlichen her Stellung zu nehmen. In Podlachien hatte eine Anzahl Orthodoxer sich bereit erklärt, zur katholischen Kirche überzutreten. Sie verlangten jedoch, den übernommenen Ritus beibehalten zu dürfen. „In der Erledigung dieses Ansuchens — so schreibt HANS KOCH [44]) — geschah die erste Merkwürdigkeit: Statt nämlich die neuen Gläubigen der schon im Reiche bestehenden unierten Diözese Lemberg zwecks Missionierung, Seelsorge und rechtlicher Zugehörigkeit zuzuweisen — erwirkte der zuständige lateinische Bischof Heinrich Przeździecki von der römischen Kurie das Recht, innerhalb seiner Diözese aus eigener Machtvollkommenheit Unionspropaganda zu treiben und Gemeinden nach östlichem Ritus zu gründen. Sein Privileg blieb jedoch nicht vereinzelt; im Laufe des Jahres 1925 erhielten auch die Bischöfe von Łuck, Wilna und Polesien ähnliche Vollmachten." Rom und Warschau gingen somit Hand in Hand. Die römische Kommission „Pro Russia", der die gesamte Unionsarbeit im östlichen Polen unterstellt wurde, arbeitete eng mit den kirchlichen und staatlichen Behörden der jungen Republik zusammen. So entstand der „östlich-slawische Ritus", der — wie wir bereits früher sahen — von der Jurisdiktion der galizischen Metropolie ausgenommen wurde. Die neuen Gemeinden führten amtlich die besondere Bezeichnung „Parafje Kościoła Katolickiego Wschodnio-Słowiańskiego Obrządku". Das Konkordat vom 10. Februar 1925 trug diesen Tendenzen durchaus Rechnung, wenn auch merkwürdigerweise der neue Ritus in ihm namentlich nicht erwähnt wurde.

---

[44]) H. KOCH, Zur Kirchenkunde Polens. In: Evangelisches Kirchenblatt, Posen, XI (1932), S. 91.

Die neuen Unionsversuche fanden im polnischen Klerus keineswegs ungeteilten Beifall. Der schon erwähnte Łubieński hielt sie für bedenkliche Umwege und unterstrich besonders, daß die Stellung des östlich-slawischen Ritus neben dem griechisch-unierten kirchenrechtlich unklar sei. Rom verfolge letzten Endes nicht polnische, sondern russische Interessen. In der Pro-Russia-Kommission seien russische Emigranten und Franzosen maßgebend, die zwar nicht die ukrainischen Unierten förderten, aber auch polnisch-lateinischen Bestrebungen unzugänglich seien. Wohl auf Druck Roms hin gab der polnische Klerus jedoch seinen Widerstand auf. Die großen Schwierigkeiten, die sich bei der Missionsarbeit ergaben, veranlaßten Rom aber, den ukrainischen Faktor stärker in Rechnung zu setzen. 1931 wurde der bereits erwähnte Bischof Čarnećkyj zum apostolischen Visitator der östlich-slawischen Gemeinden gegen den Wunsch der Warschauer Regierung bestellt. Damit entfiel jedoch für den polnischen Staat weitgehend die Möglichkeit, den neuen Ritus als Instrument der östlichen Volkstumspolitik zu verwerten. Es kam hinzu, daß die Missionserfolge gering waren. 1932 wurde auf der Pinsker Unionskonferenz berichtet, daß 46 Priester und 4 Diakone an der Arbeit seien, während die Zahl der Gläubigen nicht ganz 24.000 betrug. Diese Entwicklung des östlich-slawischen Ritus erklärt, warum sich die polnische Staatsführung von 1932 an etwa gründlich überlegte, ob die eigenen Absichten nicht besser ohne den römischen Klerus unmittelbar in der orthodoxen Kirche erreicht werden konnten. Die schwierige innere und äußere Lage der Ostkirche schien Möglichkeiten einer Einschaltung genug zu bieten.

Als die Warschauer Regierung am 30. Jänner 1922 „Vorläufige Bestimmungen über das Verhältnis der Regierung zur östlich-orthodoxen Kirche in Polen" erließ, dokumentierte sie schon in der Form dieser Regelung, daß eine Klärung der entscheidenden Fragen nicht erfolgt war[45]). Auf staatlicher Seite war eine Einigung über die politische Zielsetzung offenbar nicht möglich gewesen. Innerhalb der orthodoxen Hierarchie tobten heftige Kämpfe, die teils persönlich bedingt waren, zum Teil aber auch auf sachliche Meinungsverschiedenheiten zurückgingen. Es ging einmal um das Verhältnis zum Moskauer Patriarchen, dessen Unabhängigkeit von bolschewistischen Faktoren mehr und mehr bestritten werden mußte. Im Herbst

[45]) In ihren Grundzügen schildert I. GRÜNING die Entwicklung im Jahrbuch 1940 des Osteuropainstituts Breslau („Die autokephale östlich-orthodoxe Kirche in Polen in den Jahren 1922—1939", S. 111—126). Bei der wiederholt mit „Ohijenko" zitierten Denkschrift handelt es sich um eine Ausarbeitung aus der Umgebung des Erzbischofs Hilarion (Ohijenko), die im Archiv der Reinhard-Heydrich-Stiftung Prag aufliegt. Ohne Zweifel hat der Erzbischof bei der Abfassung der 1942 redigierten Aufzeichnung maßgeblich mitgewirkt. (Pravosłavna Cerkva v Polšči za 1918—1939 roky. Istoryčna zapyska.)

1921 war der Patriarch bereit, der Ostkirche in Polen „weitgehende Autonomie" zu gewähren, weigerte sich jedoch, ihr die Autokephalie zuzuerkennen. Die Errichtung einer autokephalen Kirche mußte aber das erste Ziel der polnischen Kreise sein, wollte sie auswärtige Einflüsse ausschalten und den Versuch machen, die orthodoxe Hierarchie eigenen Zielen nutzbar zu machen. Erst die Verhaftung des Moskauer Patriarchen Tichon durch die G. P. U. erlaubte es den Behörden, in dieser Frage voranzukommen. Im Sommer 1922 erklärte die Bischofssynode, gegen die Autokephalie „keine Bedenken" mehr zu haben. Mehrere Bischöfe blieben jedoch in der Opposition. Bemerkenswert ist, daß die Erklärung der Autokephalie mit schlechtem Gewissen — zumindest auf Seiten der Geistlichkeit — geschah. Der Moskauer Patriarch protestierte immer wieder, so etwa im Mai 1924 und im Mai 1928. Der neue Metropolit Dionysios fühlte sich — worauf eine Ohijenko zugeschriebene Denkschrift aufmerksam macht — mit seiner Kirche letzten Endes als Glied der „vielgeprüften Kirche Rußlands". Er erklärte die Einführung der Autokephalie nicht mit grundsätzlichen Argumenten des Kirchenrechts, sondern mit der praktischen Unmöglichkeit, die Verbindung mit Moskau aufrechtzuerhalten. Ähnliche Schwierigkeiten wie die kirchenrechtlichen Probleme wies die Sprachenfrage auf. Während der Zeit der ukrainischen Staatlichkeit war in einigen Gebieten Wolhyniens die Ukrainisierung der Kirchensprache durchgeführt worden. Zahlreiche Priester und Gemeindeglieder hatten in ihrer Verbannungszeit in der östlichen Ukraine Anteil an den Versuchen, eine autokephale ukrainische Kirche zu bilden, genommen. Auf der anderen Seite waren vor allem in Warschau russische Emigranten seßhaft geworden, die an der alten Ordnung festhielten und vor allem die kirchlichen Zentralbehörden, die in Warschau ihren Sitz hatten, stark beeinflußten.

Die polnische Regierung benutzte fortan die ständigen innerkirchlichen Streitigkeiten, um den eigenen Einfluß zu verstärken. Das war deshalb leicht möglich, weil die Kirche in finanzieller Hinsicht ohne Rückhalt war und die oft sehr verwickelten Streitfragen bei den Gemeinden ohne wohlwollende Stellungnahme nicht zugunsten der Orthodoxen gelöst werden konnten. Die Ermordung des Metropoliten Georgij am 8. Februar 1923 erlaubte dem polnischen Staat, wieder einen Schritt voranzukommen. Der neue Metropolit, Dionysios, war der Herkunft und Gesinnung nach Russe, hatte sich jedoch in seiner wolhynischen Diözese bisher den herrschenden Strömungen stets angepaßt. Während der ukrainischen Staatlichkeit war er den Ukrainern zugänglich gewesen und hatte sogar am Kiewer Allukrainischen Kirchenkonzil teilgenommen. Nach dem Übergang des Gebiets an Polen hatte er sofort mit den neuen Behörden Fühlung genommen. Sein Hauptinteresse war der organisatorische Aufbau, die Regelung der strittigen

Rechtsfragen und die Sicherung der finanziellen Grundlage. Unbotmäßige Bischöfe wurden abgesetzt. Völkische Gegensätze wurden tunlichst gemildert. Da Anfang 1925 die offizielle Anerkennung der Autokephalie durch die zuständigen orthodoxen Würdenträger des Auslandes vorlag, konnte zu diesem Zeitpunkt das erste Ziel der polnischen Regierung als erreicht angesehen werden. Jetzt erwies es sich aber, daß die Regierung über ein darüber hinausgehendes positives Aufbauprogramm nicht verfügte. Bestimmte Warschauer Richtungen befürworteten eine Ukrainisierung der orthodoxen Kirche, weil sie die Hoffnung hatten, den Block der 1,5 Millionen orthodoxen Ukrainer den griechisch-unierten entgegensetzen zu können. Die parteipolitischen Versuche in Wolhynien, die wir bereits behandelten, lagen auf der gleichen Ebene: Ausbildung eines besonderen Typs von Wolhyniaken und Poleschuken ukrainischer Sprache, der jedoch gesinnungsmäßig mehr nach der polnischen Seite neigen sollte. Eine andere Strömung erstrebte eine unmittelbare Polonisierung der Orthodoxen, während die betont römisch-katholischen Kräfte der lateinischen Mission alle Wege öffnen wollten. Die Jahre nach 1925 brachten ja, wie wir uns erinnern, eine Hochflut der katholischen Bemühungen, sei es, daß man eine Union durch den östlich-slawischen Ritus oder eine direkte Konversion zur lateinischen Kirche erstrebte.

Es entstand wiederum in der staatspolitischen Regelung der Kirchenfrage ein Schwebezustand, der erst 1938 beendet wurde. Am 18. November 1938 wurde das sogenannte „Äußere Statut" veröffentlicht, dem einige Wochen später das „Innere Statut" der orthodoxen Kirche Polens folgte. Über diese neueste Entwicklung der Kirchenfrage verfügen wir über polnische Akten, die uns einen Einblick in die Motive der Regierung gewähren, wenn auch die Materialien des zuständigen Ministeriums fehlen. Durch die Rückschlüsse aus Anordnungen der Wojwoden läßt sich vielfach ein klares Bild der Absichten gewinnen, zumal es uns ja nicht auf eine Chronologie der volks- und kirchenpolitischen Vorgänge, sondern auf die Grundsätze, Pläne und Methoden ankommt.

Die großen äußeren und inneren Schwierigkeiten, in der sich die autokephale Kirche Polens befand, hatten dem Staate schon lange die Gewißheit gegeben, daß zu gegebener Zeit eine völlige Durchsetzung der eigenen Ziele möglich sein werde. Sie vertraute einmal auf die starken Spannungen innerhalb der Hierarchie, die das Entstehen einer geschlossenen orthodoxen Front nahezu unmöglich machten. Sie wußte ferner, daß der Frage des Staatszuschusses entscheidende Bedeutung zukam, endlich hoffte sie, daß die in der 1925 gegründeten orthodoxen theologischen Fakultät der Warschauer Universität ausgebildeten Priester mehr und mehr polnisch beeinflußt waren. Schließlich hatte sie es in der Hand, in der Frage der sogenannten

Revindikationen, d. h. der Übernahme orthodoxen Kirchenbesitzes durch römisch-katholische Gemeinden eine Regelung herbeizuführen, die die Ostkirche in etwa befriedigte. Die staatliche Führung konnte also warten. Und sie wartete. Eine unverbindliche Rücksprache folgte auf die andere. In der Fachpresse und in den Tageszeitungen erschienen von Zeit zu Zeit Notizen, die auf die geplante Regelung zurückschließen ließen. Dabei wurden mehr und mehr gewichtige Stimmen laut, die die Wichtigkeit des sich allmählich festigenden Kirchenkörpers für die Polonisierung der Ukrainer und der Weißruthenen unterstrichen. So erschienen 1933 in der Zeitschrift des einflußreichen Instytut badań spraw narodowościowych zwei bemerkenswerte Aufsätze, die als Hinweise für die Regierung gelten müssen. In dem einen, rein historisch gerichteten Beitrage wurde der Gedanke herausgearbeitet, daß die Unionspolitik nicht im wahren Interesse der Adelsrepublik gewesen sei. Als sehr günstig habe sich jedoch die Abhängigkeit der orthodoxen Kirche von dem Patriarchen in Konstantinopel erwiesen. Die Ostkirche sei deshalb leicht lenkbar gewesen, weil der Patriarch infolge der türkischen Obhut, in der er sich befand, keine Initiative hätte entfalten können. Im gleichen Jahrgang war bereits vorher eine etwas kleinere Abhandlung erschienen[46]), die den östlich-slawischen Ritus angriff. Kurz vorher hatte ŁUBIEŃSKI vom katholischen Standpunkt aus die Förderung dieser Mission getadelt und den zwar „weniger effektvollen", aber gründlicheren Weg der direkten Überführung der Orthodoxie in die lateinische Kirche empfohlen. Der Vorstoß der Zeitschrift „Sprawy Narodowościowe" ging nicht von konfessionellen Voraussetzungen aus. Dem Autor kam es nicht darauf an, ob man die unierte Kirche als verläßlich oder als „verräterischen, hinterlistigen Mietling"[47]) ansehen müsse, ihm war lediglich wichtig, wie das sprachenpolitische Ziel der Regierung in den Ostgebieten am raschesten erreicht würde. Der östlich-slawische Ritus sei jedoch in dieser Hinsicht eher hindernd als förderlich. Die Missionare bedienten sich der jeweiligen Volkssprache, pflegten also das Ukrainische, Weißruthenische oder Russische, während das Polnische zu kurz komme. Das könne jedoch nicht im Interesse des Staates liegen. Es sei notwendig, das wirkliche Staatswohl klar zu erkennen. Man darf diese Artikel vielleicht als den letzten Wendepunkt in der Warschauer Politik bezeichnen; nachdem sie sich aus-

---

[46]) KAZIMIERZ LEWICKI, Sprawa unji Kościoła Wschodniego z Rzymskim w polityce dawnej Rzeczypospolitej. In: Sprawy Narodowościowe 1933, Nr. 5 und 6. JERZY LUBECKI, Problem unijny i rozwój obrządku wschodniosłowiańskiego w Polsce, a. a. O., Nr. 2—3.

[47]) SKIRMUNT, Nowe formy Unji Kościelnej, Słonim 1930, S. 7 ff. nach H. KOCH (Ev. Kirchenblatt XI, S. 93).

gewirkt hatten, gingen die neutralen Behörden systematisch an die Vorbereitung einer entsprechenden Aktion heran.

Wenige Jahre vorher war im letzten noch alles unklar geblieben. Im Sommer 1930 hatte der Staatspräsident in einer öffentlichen Kundgebung mitgeteilt, daß in Kürze eine Synode der orthodoxen Kirche stattfinden würde. Die Vorbereitung dieses Treffens erwies jedoch, daß noch so große Schwierigkeiten vorhanden waren, daß die Beratungsgegenstände sorgfältig beschränkt werden mußten. In den Sitzungen der fünf vorbereitenden Kommissionen kamen viele und für den Staat sehr unangenehme Probleme zur Erörterung, insbesondere wurde der Metropolit beauftragt, gegen die fortdauernde Enteignung von Kirchenvermögen zugunsten der römischen Kirche Einspruch zu erheben[48]). Außerdem wurden in diesem Kreise und in der Öffentlichkeit Stimmen für eine sprachliche Nationalisierung laut, sowohl Ukrainer als auch Weißruthenen verlangten eine Zurückdrängung der russischen Aussprache des Kirchenslawischen durch die Einführung der ukrainischen bzw. weißruthenischen Aussprache. Die Sprachenfrage wurde in zahlreichen Gemeinden diskutiert. Da es dabei nicht zu einer einheitlichen Willensbildung kam, festigte sich bei den polnischen Behörden im Laufe der Jahre der Entschluß, endgültig das Polnische, das bereits seit 1922 kirchliche Amtssprache im Verkehr mit den staatlichen Behörden war, durchzusetzen. Um eine eigene Stellungnahme der Kirche in der Sprachenfrage zu verhindern, wurde 1930 die angekündigte Synode vertagt[49]).

Es ist notwendig, diese beiden Kernpunkte der Auseinandersetzung — die Sprachenfrage und die Enteignung des Kirchenvermögens — eingehender zu beleuchten.

Im Anschluß an die „Vorläufigen Bestimmungen" war Ende 1922 angeordnet worden, daß die Verlesung der kirchenslawischen Texte in der Muttersprache der Gemeinde entsprechenden Aussprache erfolgen könne. Diese „Kann"-Vorschrift befriedigte die national gesinnten ukrainischen und weißruthenischen Kreise deshalb nicht, weil die überaus zahlreichen Priester russischer Abstammung eine Durchführung oft verhinderten. Die „Nationalisierung" der Kirchensprache gehörte insbesondere bei den Ukrainern seit der Kiewer Allukrainischen Synode zum ständigen Programmpunkt der kirchlichen und nationalen Forderungen. Hatte man gegen die ursprünglich russische Vorlesungssprache der Warschauer Fakultät Einspruch erhoben, so protestierte man später gegen die polnische. Das Ziel

---

[48]) Berichte über die Kommissionsberatungen finden sich in Sprawy Narodowościowe IV und V, insbes. IV, S. 71 f. und 373 sowie 604.

[49]) B. Stasiewski berichtet in der „Jomsburg" 1938, S. 417, von einem „Konzil", das 1930 zusammentrat. Er verwechselt hier die vorbereitenden Beratungen mit der endgültigen Synode.

war die allmähliche Ukrainisierung der Gemeinden und ihrer Priester im eigenen Siedlungsgebiet. Ähnliche Absichten verfolgten die Weißruthenen, wenn auch ihre Aktion nicht so entschieden und folgerichtig war wie die ukrainische.

Aus den Akten der polnischen Verwaltung können wir ersehen, wie groß die Unruhe war, die wegen der Sprachenfrage entstand. Sogar die Gruppen, die politisch der polnischen Regierung betont lyoal gegenüberstanden, hielten eine Erfüllung der Sprachforderungen für unerläßlich. Die vom Luzker Wojwoden wohlwollend geduldete U. W. O. (Wolhynische Ukrainische Vereinigung) trat scharf gegen die Vormachtstellung der russischen Priester ein und erhoffte von einer einzuberufenden allgemeinen Synode die Anpassung des kirchlichen Lebens an ukrainische Traditionen. Punkt 6 des Parteiprogramms bekannte sich ausdrücklich zu dem Gedanken, daß der Gottesdienst in einer dem ukrainischen Volke verständlichen Sprache abgehalten werden müsse. Da die Hauptwiderstände bei einigen Spitzen der Hierarchie lagen, wurde das synodale Prinzip der Kirchenführung scharf betont[50]). Die „Weißruthenische Christlich-Demokratische Partei", die zwar litauenfreundlich war, im ganzen aber doch einen gemäßigten Standpunkt einnahm, setzte sich immer wieder dafür ein, daß die Kirchensprache in den weißruthenischen Gebieten in weißruthenischer Aussprache angewandt werden müsse. Ähnlich stand der Weißruthenische Nationalausschuß[51]). Sogar die Russen, für die der Sprachstand sehr günstig war, betrachteten die Lage als unhaltbar und schlossen sich deshalb der Forderung nach einer allgemeinen Synode an, obwohl die Beschlüsse dieser Synode sicherlich die Vorherrschaft der russischen Priester einschränken mußten[52]). So sprachen sich die Vertreter russischer Minderheitsorganisationen 1931 dem polnischen Innenminister gegenüber für ein Konzil aus, desgleichen Ende des gleichen Jahres die R. N. O. (Russische Volksvereinigung).

Die Lage in den verschiedenen Gemeinden war überaus verworren. Nach einem Bericht des Białystoker Wojwoden vom 10. Juli 1930 herrschte in den weißruthenischen Gemeinden seines Amtsbereichs folgender Gebrauch: Wasilków und Michałów polnisch; Gródek, Suraż, Zabłudów, Starosielce und Czarna Wieś überwiegend russisch; Dobrzyniew im Gottesdienst altkirchenslawisch, in der Schule russisch oder polnisch; Supraśl weißruthenisch. Im Kreis Biała Podlaska wurde laut einem Białystoker Bericht vom 11. August 1930 in den Gemeinden Siemiatycze und Mielnik ausschließlich in russischer Sprache amtiert. In allen Gemeinden fügten sich die Gläubigen dem Gebrauch des Priesters. Gelegentlich hören wir jedoch

[50]) Sprawy Narodowościowe V, S. 90 und 460 ff.
[51]) Do. VII, S. 395.
[52]) Do. V, S. 475 und 436.

von Widerständen, so etwa aus dem Bezirk Sokółki. In der dortigen Gemeinde Łasnia wurde bis dahin der altkirchenslawische Text mit polnischer Übersetzung verlesen. Eines Tages protestierten die Kinder in der Religionslehre und verlangten, daß ihnen der Unterricht in „orthodoxer" Sprache erteilt würde — das Polnische war ihnen bzw. ihren Eltern eine „katholische" Sprache (Białystoker Woj. 10. März 1933, B. T. 1006/33 T.). War dieser Widerstand noch sehr unklar und mehr instinktiv, so sprachen andere Gemeinden ganz präzise die Forderung aus, daß in der Kirche die Volkssprache herrschen solle. Der Einspruch galt insbesondere der russischen Sprache, die eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden hatte.

Am Beispiel der Russophilen haben wir bereits gesehen, daß die polnischen Behörden anfangs nationalrussische Sprache und Gesinnung förderten, um vor allem die Ukrainer zu schwächen, kurz vor dem Zusammenbruch des Staates aber dazu übergingen, eine unmittelbare Polonisierung zu erzwingen. Dieser Wechsel in der Taktik läßt sich vor allem in der orthodoxen Kirche beobachten. In den Jahren 1933/34 wurden an verschiedenen Stellen Versuche zur Einführung des Polnischen in breiterem Ausmaße gemacht. Der Lubliner Wojwode schickte im Sommer 1933 den Starosten eine geheime Instruktion, die sich unter dem Betreff „Notatka informacyjna w sprawie nauczania religji prawosławnej w języku polskim" in den Akten von Biała Podlaska fand. Die Staatssprache sei in den Behörden und Schulen durchgesetzt, leider aber nicht, so führte der Wojwode aus, in den Predigten und im Religionsunterricht der orthodoxen Geistlichkeit. Die Popen bevorzugten das Russische oder das Ukrainische. Da dieser Zustand nicht mehr geduldet werden könne, sei es Pflicht der Starosten, in vertraulichen Aussprachen, vor allem gelegentlich der Zahlung der Dotationen, eine Änderung zu erwirken. Viele Geistliche würden sich einer stufenweisen Einführung des Polnischen nicht widersetzen, da sie einsehen müßten, daß der Gebrauch der russischen Sprache in einem nichtrussischen Lande ein Anachronismus sei. Das Gesetz über die Zweisprachigkeit des Unterrichts in gewissen Gebieten (31. Juli 1924) lasse sich im übrigen in der Lubliner Wojwodschaft nicht anwenden. Die Kinder hätten in den öffentlichen Schulen genügend polnisch gelernt, so daß die Staatssprache zumindest den Jüngeren unter den Orthodoxen bekannt sei. In anderen Landschaften hätten einzelne Popen bereits eine sehr erfreuliche Initiative in dieser Richtung entfaltet. Der Starost möge mit jedem Popen die Lage unter vier Augen durchsprechen und durchaus andeuten, daß die Fortschritte in der Sprachaktion registriert würden. Es sei nicht ausgeschlossen, daß Beobachtungen über mangelnden guten Willen Rückwirkungen für die Höhe des staatlichen Zuschusses haben würden. Umgekehrt könne man den Popen eine Erhöhung der Subvention in Aussicht stellen, falls sie auf die behördlichen Wünsche eingehen wollen.

Die ganze Werbung habe allerdings nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn der moralische Druck nicht aufhöre, es sei deshalb notwendig, die Schulinspektoren zu informieren und sie anzuhalten, immer wieder zweckdienliche Beobachtungen zu melden. Als gegen Ende des Jahres Religionsunterrichtsbücher in polnischer Sprache herauskamen, wurden die nachgeordneten Dienststellen am 21. und 25. Oktober sowie am 21. Dezember 1933 aufgefordert, für die Verbreitung zu sorgen. 1380 Exemplare wurden unentgeltlich verteilt. Da die Mittel der Wojwodschaft nicht ausreichten, wurden die Bezirksbehörden aufgefordert, aus eigenen Fonds zusätzliche Exemplare zu kaufen. Entscheidend sei, daß die orthodoxen Schulkinder endlich im polnischen Sinne beeinflußt würden. Der Starost von Biała Podlaska hielt Anfang 1934 mit dem Schulinspektor eine Konferenz ab und verlangte von ihm laufend Berichte. Dieser mußte aber am 21. April einen ungünstigen Bescheid geben. Kein Lehrer habe sich bereit erklärt, das Polnische im Religionsunterricht einzuführen. Der Staat hatte somit für die 1180 orthodoxen Schulkinder in Biała Podlaska Bücher kostenlos zur Verfügung, jedoch keine Möglichkeit gefunden, sie im Unterricht verwerten zu lassen.

Ähnliche Bemühungen zur Verbreitung eines orthodoxen Kalenders, den der polnische Verlag „Głos Prawosławia" in Tomaszów herausgab, hatten gleichfalls keinen vollen Erfolg. Da die Behörden in den Verkauf eingeschaltet wurden, gelang es zwar, die ganze Auflage abzusetzen (Lublin, 1. März 1934). Dem Verlag wurde übrigens nicht bloß durch Übernahme der seit 1934 erscheinenden Kalenders, sondern auch durch die Zuleitung von Anzeigenaufträgen u. dgl. tatkräftig geholfen (4. September 1934). Gleichwohl war man in Lublin mit dem Erfolg nicht zufrieden, weil der Kalender 1934 ungleichmäßig über das Land verteilt worden sei. Es müsse für den zweiten Jahrgang rechtzeitig dafür Sorge getragen werden, daß Exemplare in jedes orthodoxe Dorf kommen. Dabei dürfe die staatliche Förderung nicht deutlich werden. Die Behörden mögen sich deshalb nicht der ausgeprägt polnischen Verbände, sondern der gemischten Genossenschaften und der orthodoxen Geistlichkeit stärker bedienen. Am 15. November erhielt der Starost von Biała Podlaska 400 Exemplare, die unbedingt abzusetzen waren. Dieser Vorgang wiederholte sich fortan von Jahr zu Jahr. Es zeigte sich dabei, daß die orthodoxe Bevölkerung zunehmend zurückhaltender wurde. Aus Biała Podlaska erfahren wir ausdrücklich, daß der zunächst „wohlwollend aufgenommene" (4. Mai 1935) Kalender seiner Sprache wegen auf Widerstand stößt. Hatten im Frühjahr 1935 lediglich die Gemeindeämter Piszczac (28. Februar), Dobryń (4. März), Bohunkały (5. März), Swory (6. März), Witulin (11. März) und Zabłocie (20. März) von einer ungünstigen Aufnahme berichtet, so mußte der Starost am 17. März

1936 melden, daß nur 210 Exemplare verkauft worden seien. Ein Jahr später wurden nur 202 Stück verkauft (18. Februar 1937). Der Kalender 1937 fand besonders wenig Anklang, so daß nur 107 Exemplare abgesetzt wurden (11. März 1938). Auch aus anderen Kreisen, so aus Tomaszów und Cholm, liegen ähnliche Nachrichten vor. Der Rückgang im Verlauf des Kalenders war ein Hinweis darauf, daß die Gemeinden der Polonisierung stärkeren Widerstand leisteten. Daß sich nicht nur das Lubliner Wojwodschaftsamt für die Verteilung dieses Werkes des Verlags „Głos Prawosławia" einsetzte, ergibt sich übrigens daraus, daß das Kuratorium des Lemberger Schulkreises am 29. November 1935 seine Schulinspektoren entsprechend anwies, wobei vor allem auf den Schulinspektor in Sanok Hoffnungen gesetzt wurden.

Die Hierarchie stellte sich anfangs durchaus auf die Seite der Widerstand leistenden Gemeinden. Metropolit DIONYSIOS hielt Anfang Dezember 1934 im Konsistorium der Diözese Warschau-Cholm eine Sitzung ab, in der über die Lage eingehend verhandelt wurde. Es wurde beschlossen, das Ministerium um eine Anweisung zu bitten, daß der Religionsunterricht bei den Orthodoxen nicht in der Staatssprache erteilt werden müsse. Der Lubliner Wojwode erfuhr vom Ergebnis dieser Beratungen und beauftragte einen seiner Hauptmitarbeiter, R. KĘDZIERSKI, die nachgeordneten Dienststellen nochmals zu instruieren. Das geschah am 22. Februar 1935 in folgendem Sinne: Die orthodoxen Geistlichen seien darauf hinzuweisen, daß der Gebrauch der russischen Sprache, „irgendeiner unbestimmten Ortsmundart" (d. h. des Ukrainischen oder Weißruthenischen) oder des für Schulkinder unverständlichen Altkirchenslawischen als üble Unkorrektheit anzusehen sei. Die Staatsbehörden würden darin den Versuch sehen, Kinder, die polnisch beherrschen, zu entnationalisieren. Aufgabe der Starosten sei es, zu ermitteln, ob die Geistlichen dann weiterhin unter Berufung auf das Warschauer Konsistorium der Einführung des Polnischen Widerstand leisten. Es verlohnt nicht, aus der Fülle der Einzelberichte festzustellen, welcher Pope sich beugte und wer sich weiterhin widersetzte; es genügt die Feststellung, daß die staatlichen Behörden fortan die Taktik verfolgten, die mißliebigen Geistlichen unmöglich zu machen. Anfang 1935 waren beim Metropoliten vom Wojwoden 7 Versetzungsanträge gestellt, von denen 2 bereits positiv erledigt waren (Lublin, 8. April 1935). Das Oberhaupt der orthodoxen Kirche hatte zwar gegen die Polonisierung Einspruch erhoben, sich aber beim ersten Konflikt sofort gebeugt. Die — meist ukrainisch gesinnten — mißliebigen Popen wurden geopfert.

Im Frühjahr 1935 glaubte der Innenminister zum entscheidenden Stoß ansetzen zu können. In einer ausführlichen geheimen Denkschrift entwickelte er am 6. April 1935 seine Ansicht den Kollegen im Palais Brühl.

Innerhalb der orthodoxen Kirche gäbe es 588.068 Polen, also etwa 21%[53]). Sie siedelten vor allem in den Wojwodschaften Wilna, Nowogródek, Polesien,

[53]) Die Zahl 588.068 stimmt mit den Berechnungen der verschiedensten Forscher nicht überein. J. CZECH beziffert die orthodoxen Polen in seinem Buche „Die Bevölkerung Polens", Breslau 1932, S. 39 f., auf rund 100.000. In STANISLAUS MORNIK, Polens Kampf gegen seine nichtpolnischen Volksgruppen, Berlin 1931, wird die Zahl der Orthodoxen polnischen Volkstums für so gering angesehen, daß sie kaum Berücksichtigung verdient. BOGDAN ZABORSKI errechnete 1937 die Gesamtzahl der Anhänger der Ostkirche auf 4,100.000. Von diesen bezeichnete er 70% als Ukrainer und 20% als Weißruthenen. Die restliche Gruppe von 410.000 setzte sich aus Russen, Tschechen, Polen und anderen zusammen (Sprawy Narodowościowe XI, S. 75—86). Nimmt man auf Grund der amtlichen Statistik von 1931 die Zahl der Russen (bei einem Wachstum von etwa 9%) mit 150.000, die der orthodoxen Tschechen mit 24.000 an, so bleiben für Polen noch rund 240.000.

Über die orthodoxen Tschechen sei hier ein kleiner Exkurs eingefügt. Über sie hat vor allem JAN AUERHAN mehrfach berichtet, zusammenfassend in dem Buche „České osady na Volynii, na Krymu a na Kavkaze", Prag 1920. Die Auswanderung erfolgte seit 1863, dabei waren deutschblütige Sippen führend beteiligt. In kultureller und biologischer Hinsicht stellt diese Siedlungsgruppe eine Art „Anhang" des Deutschtums dar. Leistungsmäßig erfüllte sie die gleiche Funktion wie die deutsche Volksgruppe. Insbesondere auf dem Gebiete des Hopfenbaus hat sie Hervorragendes geleistet. Wer einmal im westlichen Wolhynien (Verfasser tat es 1935 und 1937) oder südlich Żytomir (während des Ostfeldzuges 1941) tschechische Ansiedlungen besucht hat, muß zugeben, daß diese völkische Gruppe beim wirtschaftlichen Aufbau Wolhyniens neben den deutschen Kolonisten in der Pionierarbeit führend war. Auffällig ist die Rolle deutschblütiger Sippen bei diesen Tschechen. Die Zeitung „Čechoslowan" in Kiew wurde z. B. von dem Lehrer I. Cimr (= Zimmer) geleitet, der vor dem ersten Weltkriege als Wortführer der ganzen Volksgruppe anzusehen ist. Im Kriege gewannen die beiden Deutschblütigen F. Paul und J. Wolf starken Einfluß. Während das Tschechentum leistungsmäßig und biologisch mit dem deutschen Abstammungskreis verknüpft ist, hat es sich in gesinnungsmäßiger Hinsicht an die russische bzw. ukrainische Umwelt angepaßt. Die Auswanderer waren ursprünglich mehrheitlich katholisch, eine Minderheit gehörte evangelischen Gruppen an. Die psychologisch tief verankerte Abneigung zwischen Polen und Tschechen hat offenbar stark dazu beigetragen, daß ein großer Teil der Katholiken die römische, d. h. in Gesamtwolhynien: polnische Kirche verließ. Sicher ist in erster Linie die von Pobiedonoszew eingeleitete starke orthodoxe Mission für den Übergang zur Prawoslawie verantwortlich zu machen, ohne Zweifel waren aber bei den Tschechen zwei günstige Voraussetzungen eines Erfolges gegeben: 1. Ihr Verhältnis zur katholischen Kirche war traditionell problematisch. Das politische „Leitbild" der Nationalbewegung war sogar protestantisch geprägt. 2. Katholisch waren in Wolhynien nur die Polen. Die tschechische Abneigung gegen die Polen war jedoch so stark, daß ein Zusammenleben in der religiösen Gemeinsamkeit sehr schwierig sein mußte. Bezeichnend ist, daß bei den verschiedenen tschechischen Kolonien im ehemaligen Polen (Westwolhynien, Zelów bei Lask, ŁÓDŹ) eher Mischehen mit Deutschen als mit Polen vorkamen. In Wolhynien hatte die orthodoxe Mission vollen Erfolg. Mehr als die Hälfte der katholischen Tschechen trat zur rechtgläubigen Kirche über. Wieviel davon im Laufe der Zeit russifiziert bzw. ukraini-

Wolhynien, Lublin und Białystok, seien die Nachkommen von zur Zarenzeit konvertierten Polen und zeigten seit einiger Zeit in zunehmendem Maße ein ausgeprägtes polnisches Volksbewußtsein. Es sei im Interesse dieser Menschen notwendig geworden, das Gegenspiel der Russen auszuschalten. Das Schreiben deutet an, daß man diese Russen bisher gefördert habe, daß es jetzt jedoch notwendig sei, diese „künstlichen" Bemühungen außer acht zu lassen. Die kirchlichen Behörden hätten den Interessen der polnischen Gläubigen in einigen Punkten Rechnung getragen, insbesondere sei Ende 1934 eine Kommission eingesetzt worden, die die liturgischen Schriften ins Polnische übertrage. Die große Aktivität, die die orthodoxen Polen, insbesondere im Białystoker Bezirk, entfalten, zeige aber, daß mehr geschehen müsse. Auf dem Gebiete des Religionsunterrichts hätten die orthodoxen Polen in den Kreisen Grodno, Białystok, Bielsk, Tomaszów und Hrubieszów die Einführung der Staatssprache gefordert. Während die Schulinspektoren diese Vorstöße unterstützen, leiste die in der Geistlichkeit sehr einflußreiche russische Minderheit Widerstand. „Der Bestand der mehr als eine halbe Million starken ethnographisch polnischen Bevölkerung orthodoxen Glaubens liegt nicht außerhalb der Interessen der kompetenten Regierungsfaktoren, es ist vielmehr ihre Aufgabe, daß sie den Teil der

---

siert wurde, läßt sich erst nach eingehenden sippenkundlichen Untersuchungen im Gelände feststellen. Das volksbewußte Zentrum der Rußlandtschechen bildeten die Protestanten. Obwohl sie bei der Auswanderung nur eine Minderheit bildeten, gewannen sie bald in der Gemeinschaftsarbeit die Führung. Da ein Teil der Evangelischen (Reformierten) aus Böhmen über eine schlesische Zwischenstation gekommen war, war diese Gruppe auch in vieler Hinsicht eher mit den deutschen Lutheranern als mit den katholischen Polen zusammen. Der tschechisch-reformierte Gottesdienst fand in Łuck einmal monatlich in der deutschen Kirche statt, nicht selten wurden Tschechen von deutschen lutherischen Pastoren getraut (M. HENNIG, Die evangelisch-lutherische Kirche in Polnisch-Wolhynien, Leipzig 1933, S. 86 f.). Zu der kleinen Wilnaer Evangelisch-reformierten Kirche, die ein gewisses historisches Interesse für sich in Anspruch nehmen darf, gehören auch die Gemeinden Boratyn, Kupiczów und Michalówka in Wolhynien. Sie sind zum Teil tschechisch. Die Statistik von 1921 zeigt für die 25.405 Tschechen in Polnisch-Wolhynien folgende Aufgliederung: 18.281 Orthodoxe, 4851 Römisch-Katholische, 1758 Reformierte, 490 Angehörige evangelischer Sekten (meist Baptisten). Die absoluten Zahlen sind bekanntlich sehr problematisch, da 1921 in Wolhynien ganz unklare Verhältnisse herrschten. Die Prozentsätze verdienen jedoch allgemeine Beachtung: 72% Orthodoxe, 19,1% Katholiken und 8,8% Protestanten. Von polnischer Seite ist die tschechische Gruppe mehrfach wissenschaftlich behandelt worden. W. ORMICKI unterstreicht in seiner Abhandlung „Życie gospodarcze kresów wschodnich Rz. Polskiej", Krakau 1929, S. 50, ihre wirtschaftliche Bedeutung (sowie die der Deutschen). Eine besondere Monographie widmete ihr Zofja Cichocka-Petrażycka, die auch über das deutsche Element in Wolhynien eine Arbeit geschrieben hat. Über besondere Tendenzen der Tschechen innerhalb der orthodoxen Kirche ersehen wir aus den Akten übrigens nichts.

Orthodoxen, der zur Gesamtheit des polnischen Volkes gehört, in sorgfältige Obhut nimmt, um ein dem polnischen Volke zugefügtes historisches Unrecht wiedergutzumachen." Mit diesem zusammenfassenden Satze geht der Innenminister dazu über, entscheidende Maßnahmen anzukündigen.

Daß diese Maßnahmen die Militärseelsorge stark berücksichtigen sollten, wird uns aus zeitlich gleichzeitigen Akten des Ersten Kriegsvizeministers deutlich. Bei dieser militärischen Behörde gab es ein „selbständiges Referat für Nationalitätenfragen", das am 6. Mai 1935 davon Kenntnis gab, daß der Metropolit Predigten in polnischer Sprache dort freigegeben habe, wo in den Gemeinden entsprechende Wünsche angemeldet würden. Den Staatsfeiertag begingen die Militärseelsorger von Lublin und Warschau fortan mit polnischen Gottesdiensten, die der Lubliner Wojwode sofort dazu benutzte, seine Starosten am 17. Jänner 1936 aufzufordern, ihre Popen zu einer ähnlichen Praxis zu veranlassen. Sollte ein orthodoxer Priester zukünftig am 11. November nicht in der Staatssprache predigen, seien genaue Berichte erforderlich. Biała Podlaska meldete — sicher zur Genugtuung der Lubliner Wojwodschaftsbeamten — am 4. Dezember 1936, daß alle Popen am Jahrestag der Gründung der Republik polnisch gepredigt hätten.

Der allmähliche Fortschritt in Richtung auf eine Polonisierung der orthodoxen Kirche vollzog sich allerdings nicht ungestört. Der Widerstand der höheren Geistlichkeit erlahmte freilich mehr und mehr. Um so lebendiger wurden die Laien, deren Anteilnahme am kirchlichen Leben seit dem Wiederaufbau der alten „Bruderschaften" stark gestiegen war. Die Vereinigung der russisch-nationalen Organisationen hatte bereits im Juni 1934 Lärm geschlagen. Sie setzte sich für das Altkirchenslawische (in der im Zarenreich üblichen Aussprache) ein und entwarf ein weiteres Programm: Unterstellung aller höheren und mittleren theologischen Ausbildungsstätten unter die Kirchenbehörden, Herausgabe von Schulbüchern in russischer Sprache, besondere Pflege des Kirchenslawischen als des „durch tausendjährige Tradition . . . geheiligten Einheitssymbols der orthodoxen Kirche in Polen"[54]). Im Herbst 1936 besprachen ukrainische Parlamentarier Wolhyniens die Lage mit dem Erzbischof Alexis und am 31. Oktober mit dem Metropoliten. Sie protestierten dabei gegen den Beschluß der Synode, die polnische Sprache stärker im Gottesdienst zu berücksichtigen[55]). Ungefähr gleichzeitig reichten weißruthenische Kreise dem Metropoliten eine eingehende Denkschrift ein, die den Gebrauch des Weißruthenischen in weißruthenischen Siedlungen forderte. Nicht ungeschickt wurde darauf hingewiesen, daß der Gebrauch des Polnischen die weißruthenischen Bauern

[54]) Sprawy Narodowościowe VIII, S. 456.

[55]) Do. X, S. 621 f.

der Orthodoxie entfremde. Dieser Hinweis war deshalb bedeutsam, weil sich die römisch-katholische Kirche in diesen Gebieten seit einiger Zeit bemühte, der Volkssprache Rechnung zu tragen. Ein national gesinnter Kreis von Klerikern entfaltete eine bemerkenswerte Aktivität, die im Lande nicht ohne Eindruck blieb (und insbesondere polnische Kreise beunruhigte). Am 6. und 7. Dezember endlich tagte in Warschau die Russkaja Narodnaja Organizacija (RNO), um heftig gegen die Neuerungen zu protestieren. Die Angriffe gegen die Hierarchie wurden nicht so sehr mit dem Nachgeben in der Frage der Staatssprache begründet, wichtiger war der RNO, daß in der Frage der Ukrainisierung die alte konservative Linie nicht eingehalten worden sei. Auf Betreiben des uns schon bekannten Wojwoden Józewski waren die kirchlichen und staatlichen Behörden in Wolhynien den Ukrainern in einigen Punkten entgegengekommen, leitender Gesichtspunkt für den Wojwoden war dabei die Stützung der „Ukrainischen Wolhynischen Vereinigung". Während seiner wolhynischen Zeit stand übrigens der spätere Metropolit Dionysios dem Kreis um Józewski nahe, infolgedessen konnte er damals ukrainisch schillern. In den gleichen Zusammenhang gehört neben den Politikern Pewny und St. Skrypnyk der Bischof Polikarp (Sikorśkyj, ab April 1932); organisatorisch wichtig war die Peter-Mohyla-Gesellschaft, die die behördlich gebilligte Sprachukrainisierung (unter gleichzeitiger Dämpfung des Volksbewußtseins) betrieb. Immerhin: vom Standpunkt der Russen wurde hier das Schema der alten zaristischen Kirche gesprengt. Im Endergebnis richteten sich die Beschlüsse der RNO deshalb gegen Polonisierung und Ukrainisierung[56]).

Die Erregung griff um sich, so daß sich der Sejm mit der ganzen Angelegenheit auf Grund einer ukrainischen Interpellation befaßte. Wortführer war damals Piotr Pewny, der die regierungsfreundliche Wolhynische Ukrainische Vereinigung zusammen mit dem Popen Wołkow und zwei anderen im Sejm vertrat, während die nationalukrainischen Gruppen infolge des neuen Wahlsystems ohne eine ihrer Anhängerzahl entsprechenden Repräsentation waren. Wenn auch die Sejmdebatte keine Ergebnisse hatte, so veranlaßte sie die Regierung doch zu stärkerer Tarnung der Absichten. Am 18. Mai 1937 gab das Sozialpolitische Amt der Lubliner Wojwodschaft — wohl auf Anregung Warschaus — eine zweckdienliche Auslegung aller Maßnahmen auf dem Gebiete der Ostkirche an die Hand. In den östlichen Wojwodschaften sei es vorgekommen, daß die Popen auf eigens einberufenen Versammlungen gezwungen wurden, Erklärungen zu unterschreiben, widrigenfalls sie Repressalien zu erwarten hätten. Derartige direkte Aktionen seien unzweckmäßig, da sie infolge ihres ungesetzlichen Charakters un-

[56]) Do., S. 638 ff.

erwünschte Einflüsse auf die Stimmung der Bevölkerung ausübten. Es müsse deshalb Wert darauf gelegt werden, die Regelung der Sprachenfrage ausschließlich den Geistlichen zu überlassen. Wenn auch die polnischen Behörden fortan nicht daran dachten, im Sinne dieser Anweisung, die mehr deklarativen als faktischen Wert hatte, zu handeln, so bedeutete sie doch in einem Punkte eine Änderung der staatlichen Taktik. Der Versuch, die sogenannten orthodoxen Polen zu mobilisieren oder als Argument zu verwerten, mußte mit Notwendigkeit die verschiedenen Volksgruppen aufrufen. Das Ergebnis jedes demokratischen Appells mußte Unruhe sein. Diese Unruhe konnte wesentlich gedämpft werden, wenn es gelang, die Geistlichkeit zu gewinnen. Es läßt sich zeigen, daß die letzte Phase der polnischen Kirchenpolitik unter dem Zeichen stand, die orthodoxe Kirche von innen mit Hilfe der Hierarchie zu gewinnen.

Der Kampf um die Hierarchie vollzog sich mit den verschiedensten Mitteln. Durch verschiedene negative Maßnahmen wurden radikale Elemente zunächst abgesprengt. Die kulturellen weißruthenischen Einrichtungen, die die erwähnte Denkschrift ausgearbeitet hatten, wurden polizeilich geschlossen und aufgehoben. Damit war ein bestimmter Kreis völkisch eingestellter Popen als staatsfeindlich gebrandmarkt, was natürlich alle ängstlichen und schwankenden Elemente zur Ausrichtung nach der Seite der unbedingten Loyalität hin veranlaßte. Bischof Anton Marčenko von Grodno lud die „Übeltäter" vor und erteilte ihnen strenge Verweise. Einige krochen zu Kreuze. Als der renitente Pfarrer von Hołowači gestorben war, erklärte sein Nachfolger demonstrativ dem Starosten, daß er sich für einen Polen halte und streng loyal sein werde (Białystok, Sozialpol. Abt., Monatsbericht für den Innenminister, 10. November 1936). Gegen jede Agitation von weißruthenischer und ukrainischer Seite wurde scharf vorgegangen, zumeist mit der Behauptung, es handle sich gar nicht um ein kirchliches Anliegen, sondern um getarnte politische Unruhestiftung, vor allem von seiten der OUN. Gegen die Popen von Tarnogród und Babice stellte der Lubliner Wojwode Maßregelungsanträge, einem dritten Popen sperrte man den Staatszuschuß (Lublin, Monatsbericht 2/37 vom 10. März 1937). Drei Popen des Kreises Biała Podlaska (aus Kostomłoty, Kobylany und Zabłocie) wurden der Ukrainisierung der Namen beschuldigt (7. September 1937), das Strafverfahren endete mit Geldstrafen. Im Cholmer Land und in Podlachien wurde im März 1938 eine besondere Aktion gegen diejenigen Geistlichen durchgeführt, die angeblich der OUN nahestanden. „Mit aller Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit" wurde einem Geistlichen im Kreise Tomaszów der behördliche Standpunkt klar gemacht (Lubliner Anweisung vom 23. März 1938). Beispiele derartiger „negativer" Maßnahmen ließen sich noch mehr anführen.

Ganz im Sinne der eingangs erläuterten Einteilung des ukrainischen Siedlungsgebietes in drei Zonen erlaubte man den orthodoxen Gemeinden Wolhyniens eine gewisse Ukrainisierung. Man glaubte, dadurch das Hauptgebiet der orthodoxen Ukrainer vom Gesamtblock der Unzufriedenen abspalten zu können. Zumindest erreichte man eine neuerliche Verstimmung der sehr zahlreichen russischen Priester, denen gegenüber man hier die ukrainische Karte ausspielte, während man in den westlich und nordwestlich davon gelegenen Landschaften einen rein polnischen Kurs steuerte.

Insgesamt war das Bestreben der Regierung nicht darauf gerichtet, die Hierarchie durch Entgegenkommen zu gewinnen. In offenbar richtiger Einschätzung der Mentalität des Metropoliten und seiner Ratgeber hielt man den Weg der Einschüchterung für am zweckmäßigsten. Am 20. Juni 1938 wurde mit dem Vatikan ein Vertrag abgeschlossen, der die Rückerstattung derjenigen Kirchengebäude und Ländereien regelte, die während der Zarenzeit angeblich der katholischen Kirche abgenommen und der orthodoxen Kirche zugeteilt worden waren[57]). Das Abkommen, das aus dem Konkordat entwickelt wurde, war für die orthodoxe Kirche ein außerordentlicher Schlag, da er in manchen Gebieten die mühsam aufgebaute Organisation nahezu völlig gefährdete. Er wurde noch ergänzt durch Gewaltmaßnahmen in solchen Gemeinden, wo die Rechtslage auch nach katholisch-polnischer Meinung unsicher war, so daß die Gefahr bestand, daß die Orthodoxen bei gerichtlichen Klagen obsiegen würden. Eine große Anzahl kirchlicher Gebäude wurde einfach vernichtet. So wurden bis zum Herbst insgesamt 130 Kirchen, 10 Bethäuser und 2 Klöster abgetragen, vor allem im Cholmer Gebiet[58]).

---

[57]) Dziennik Ustaw Rzeczypospolitej Polskiej, Nr. 35, 2.

[58]) I. GRÜNING, a. a. O., S. 124: Ostlandberichte, Danzig 1938, S. 222—231, 1939, S. 68—76. Die Gesamtzahl der bis zum Sommer 1938 gesperrten Kirchen im Cholmerland und in Podlachien wird im Dictionnaire de Théologie Catholique XIV, Heft CXXV (Straßburg 1938) auf S. 394 mit 104 angegeben, 161 seien den römischen Katholiken übergeben und 55 gänzlich zerstört. Der Artikel stammt übrigens von griechisch-unierter ukrainischer Seite. Einzelangaben zu diesem Thema finden sich u. a. in folgenden Schriften: „Handbuch der Ukraine", herausgegeben von J. MIRTSCHUK, Leipzig 1941, S. 144; ST. MORNIK, a. a. O., S. 127 ff. (er berechnete die Zahl der enteigneten Kirchengebäude 1931 auf rund 500); „Das Problem der West-Ukraine", herausgegeben vom Ukrainischen Pressedienst, Berlin 1939, S. 9 f., S. 75 f., 81 ff; „Ausrottung der Ukrainer in Polen", Prag 1930. Der Tscheche JAROSLAV VOZKA streift im Rahmen einer Schilderung der „Pazifikationen" gleichfalls die Zerstörung der orthodoxen Kirchen. Seine Schrift erschien mit einem Vorwort von G. CLEINOW unter dem Titel „Polen, das Gefängnis der Völker", Berlin 1933. In ukrainischer Sprache liegen an speziellen Schriften vor: MSTYSŁAV VSEHORENKO (Pseudonym), Po okrajinnych volostjach, Krakau 1940, insbesondere S. 30 ff. (Übertritt von 6000 Orthodoxen zum Katholizismus im Frühjahr 1939, von denen

Das Kirchengesetz vom 18. November 1938

Die eingeschüchterten obersten Kirchenbehörden waren jetzt zur An nahme jedes Gesetzes bereit, das den Bestand der Kirche in etwa sicherte. Mit dem „Äußeren Statut" vom 18. November 1938 begann die endgültige Neuregelung, die den Sieg der Polonisierung brachte. Kirchliche Amtssprache wurde jetzt das Polnische. Ab 6. November 1938 erschienen die amtlichen „Wiadomości Metropolii Prawosławnej w Polsce" in polnischer Sprache, ab 1. Januar 1939 kamen die bis dahin ukrainischen Mitteilungen des wolhynischen Konsistoriums in der gleichen Sprache heraus. Zwei betont polnische Geistliche wurden zu Bischöfen ernannt. In den obersten Kirchenbehörden erhielten die polnischen oder polnisch bzw. streng loyal gesinnten Mitglieder das Übergewicht. Das Schrifttum in ukrainischer und weißruthenischer Sprache wurde fast gänzlich unterdrückt, während das Russische stark eingeschränkt wurde. Es entsprach dem ganzen Geist der Neuordnung, daß die Kirche sich fortan „polnische autokephale Kirche" nannte, während sie bis dahin den neutralen Ausdruck „in Polen" gebraucht hatte.

Das „Äußere Statut" war der letzte große politische Erfolg der polnischen Regierung. Er ist durchaus mit der Angliederung des Olsagebiets, die sich gut 6 Wochen vorher vollzog, zu vergleichen, weil er die Voraussetzungen für einen entscheidenden Einbruch in das völkische Empfinden von rund 4 Millionen Staatsbürgern schuf. Diese — vielleicht etwas überraschende — Wertung eines kirchenpolitischen Vorgangs bedarf einer Erklärung.

Als die polnische Regierung nach dem Frieden von Riga verantwortlich für das Schicksal von mehreren Millionen orthodoxer Menschen wurde, konnten objektive Beobachter diese Angliederung nicht als Stärkung des Staates ansehen. Die ohnehin mit Nationalitäten- und Rassenfragen stark belastete Republik erhielt eine östliche Hypothek, deren Ablösung als sehr schwer angesehen werden mußte. Die starke Durchdringung katholischer und polnischer Willenskräfte ließ es als fast ausgeschlossen erscheinen, daß die Warschauer Regierung zu einer unabhängigen staatspolitischen Wertung des Problems gelangen würde. Die Wahrscheinlichkeit, daß konfessions-

---

1500 sehr bald wieder zurückkehrten), und S. BARAN, Po nevoli-vidrodżennja, Krakau 1940, S. 15 (die Zahl der orthodoxen Kirchen im Cholmer Gebiet und in Podlachien sank von 1918—1939 von 383 auf 51). Bedeutsam ist auch A. DMYTRIEVSKYJ, L'union des églises et les persécutions polonaises, Brüssel 1939. OHIJENKO gibt für das Cholmgebiet einen Rückgang von 393 im Jahre 1914 auf 229 an. 1939 wurden 176 vernichtet, so daß nur 53 blieben. Über diese Seite des Kampfes der orthodoxen Kirche wurde im Posener Evangelischen Kirchenblatt mehrfach berichtet, so etwa VII, 294, IX, 151 ff.

politische Kämpfe in diesen Gebieten zu einer Dauererscheinung werden würden, war groß. Da der orthodoxen Kirche jedoch im Rahmen der Ostpläne Piłsudskis eine große Bedeutung zukam, wurden im Laufe langjähriger interner Auseinandersetzungen alle Gegenkräfte überwunden. Wohl noch zu Lebzeiten des Marschalls wurde entschieden, daß die Ostkirche aus staats- und volkspolitischen Erwägungen als Werkzeug zu benutzen sei, ohne daß der staatliche Wille mit den Absichten der katholischen Kirche verknüpft wird. Nach dem Tode Piłsudskis war diese Linie politisch nicht mehr ganz haltbar, weil die Regierung mehr und mehr von den Parolen der Nationaldemokratie, die mit dem Katholizismus ihrerseits eng verbunden war, abhängig wurde. Das Abkommen mit dem Vatikan über die „Revindikation" des strittigen Kirchenbesitzes bedeutete eine Abweichung zugunsten einer konfessionell-katholischen Ostpolitik, ein Abweichen, das wegen der Schwäche der Orthodoxie freilich politisch unbedenklich war.

Sowohl das „Äußere" wie auch das „Innere Statut" fanden in der polnischen Presse eine sehr günstige Aufnahme. Es war schon ein Erfolg, daß die sehr verwickelte Frage durch ein reines Staatsgesetz geregelt werden konnte. Durch die Bildung einer autokephalen Kirche war es möglich gewesen, alle im Ausland residierenden Patriarchen auszuschalten. Obwohl die orthodoxe Kirche ihrer Herkunft nach mit der polnischen Tradition in keiner Weise verbunden war, war sie doch zu einer internen „polnischen" Angelegenheit geworden. Ein Staatsgesetz hatte im übrigen, verglichen mit einem Konkordat oder einer anderen Art Vertrag, den außerordentlichen psychologischen Vorteil, daß Angriffe der rebellischen Priester oder Gemeinden in Zukunft als Verstöße gegen höchste staatliche Anordnungen geahndet werden konnten. Ebenso wesentlich war, daß die neue Regelung den Warschauer Behörden alle Mittel für eine Polonisierung in die Hand gab. Es war gewiß nicht entscheidend, daß die Geistlichen fortan verpflichtet waren, während des Gottesdienstes für das Wohlergehen der Republik und ihres Präsidenten zu beten. Für das Ziel der Assimilierung fiel auch kaum ins Gewicht, daß an Staatsfeiertagen festliche Gottesdienste in polnischer Sprache veranstaltet wurden, die mit der Hymne „Boże, coś Polskę" zu schließen waren. Wesentlich war jedoch, daß die Bischöfe nur im Einvernehmen mit dem zuständigen Minister ernannt werden konnten, der auch einer Einberufung der Generalsynode seine Zustimmung geben mußte. Gegenströmungen, die in der Synode zu erwarten waren, konnten so leicht ausgeschaltet werden. Volkspolitisch entscheidende Bedeutung kam sowohl der Bildung einer polnischen Militärseelsorge als auch der Ernennung von zwei Polen zu Bischöfen zu. Der Priester M. Siemaszko, ein Renegat weißruthenischer Abstammung, erhielt als Bischof von Bracław und Vikar von Wilna den Auftrag, im Nordostgebiet die Verpolung zu voll-

enden. Nicht umsonst hatte der „Kurjer Poznański" in einer Besprechung der Statistik behauptet[59]), daß die Orthodoxen der Wojwodschaft Wilna „ein Sammelsurium von Aberglauben und Zauberei mit gewissen katholischen Erinnerungen und fremdartigen prawoslawen Bestandteilen" darstellten und sprachlich-völkisch „Hiesige" seien. Sie hätten kein Nationalbewußtsein und müßten „als ein ethnisches Material angesehen werden, aus dem heute ebenso ein Pole gemacht werden kann, wie zur Zeit der Besetzung ein Russe gemacht wurde". Das Posener Blatt plädierte natürlich für eine Katholisierung, da „dieses Grenzvolk auch hinsichtlich des Bekenntnisses ein rohes Material" darstelle. Die Staatsführung entschied sich jedoch für eine Polonisierung im Rahmen der Ostkirche. Aufgabe des neuen Bischofs war es nun, die hohen Erwartungen des Warschauer Innenministeriums zu erfüllen. Die Voraussetzungen waren günstig, wenn man bedenkt, daß seine Diözese mit polnischen Katholiken durchsetzt war und statistisch eine stattliche Anzahl orthodoxer Polen aufwies. Die südliche Nachbardiözese der Warschauer Kirchenprovinz, das Bistum Lublin, erhielt der deutschstämmige Priester Timotheus Szretter, zugleich wurde er zum Vikarbischof von Warschau bestellt. Die Lubliner Wojwodschaft war, wie wir gesehen haben, seit langem der Brennpunkt der völkischen Auseinandersetzungen, hier schienen rasch die Früchte der Verpolungsarbeit reifen zu können, wenn man die ukrainische Agitation energisch ausschaltete.

Für die volkspolitischen Absichten der Regierung waren noch zwei weitere Anordnungen des neuen Kirchengesetzes wesentlich. Die Einteilung der Diözesen in Dekanate und Pfarreien bedurfte der Zustimmung des Fachministers, so daß jederzeit durch eine Änderung die orthodoxe Missionstätigkeit gehemmt oder aber der Einfluß polnischer Gemeindeglieder verstärkt werden konnte. Vor jeder Ernennung von Popen und Dekanen hatte der Diözesanbischof die Unbedenklichkeitserklärung des Wojwoden einzuholen, der also jeden unerwünschten Geistlichen ausschalten konnte. Ebenso wichtig war, daß der Religionsunterricht von Lehrern erteilt werden mußte, die die staatlichen Schulbehörden einsetzten; der Diözesanbischof hatte lediglich festzustellen, ob der Betreffende die kirchliche Eignung besaß.

Eine wesentliche Voraussetzung dieses Einbruchs in das Gefüge der Ostkirche war gewesen, daß der Staat frühzeitig an der Piłsudski-Universität in Warschau eine orthodoxe theologische Fakultät geschaffen hatte. Ihre Professoren waren ursprünglich Russen, Georgier und Ukrainer gewesen, mehr und mehr hatte sich jedoch der polnische Gesinnungs-

[59]) Kurjer Poznański, Nr. 153 vom 1. April 1936 (Aufsatz von Wlad. Dworzaczek).

einfluß durchgesetzt. Jetzt wurde bestimmt, daß zum Priester nur derjenige geweiht werden konnte, der entweder das orthodoxe Staatslyzeum oder die Fakultät absolviert hatte. Wenn auch nicht damit zu rechnen war, daß der Besuch dieser Anstalten eine völlige Verpolung des Nachwuchses zur Folge hatte, so durfte doch angenommen werden, daß die jungen Priester polnischen Wünschen zugänglicher waren als die im zaristischen Rußland ausgebildeten alten Popen.

Nicht übersehen soll schließlich werden, daß der Vorstoß des Staates gegen den Widerstand der einflußreichen russischen Geistlichkeit durchgeführt werden mußte, daß die Russen sich aber nach dem Erlaß des Gesetzes zumeist anpaßten. Sie folgten hierin nicht bloß ihrem Metropoliten. Für die russische Emigration schien die politische Lage so hoffnungslos, daß sie schon seit langer Zeit polnischen Assimilationswünschen offen war. Eine Reihe ehemaliger Beamter und Militärs des Zarenreiches war in den Dienst der Republik getreten und hatte die Hoffnung auf eine Wiederherstellung des Zarenreiches aufgegeben. Ganz im Sinne dieser Kreise begrüßte der russische Abgeordnete Pimonov die Gesetze vom 26. Januar 1939 in einer Sitzung der Budgetkommission des Sejms[60]).

Nach dem Erlaß der neuen Kirchengesetze gingen die Behörden daran, den Erfolg zu sichern und auszubauen. Bereits am 7. Dezember wurde in Grodno ein „Prawosławny Instytut Naukowo-Wydawniczy" errichtet, das zur Zentrale der Forschung und Publikation ausersehen war. Das Institut erhielt nicht nur den Auftrag, Materialien zur Geschichte der orthodoxen Kirche in Polen zu sammeln, sondern wurde auch zur Herausgabe geeigneter Gebet- und Lehrbücher, Kalender, Bilder und ähnlicher Verlagswerke verpflichtet. Eine umfassende Vortragstätigkeit sollte der Ausrichtung der Priester und Laien im neuen Sinne dienen. Daß die Betreuung der Vereinigungen orthodoxer Polen dem Institut oblag, versteht sich am Rande. In polnischer Sprache wurde eine Zeitung „Głos Prawosławia" herausgegeben, die auch in anderen Diözesangebieten verbreitet wurde, wie wir einem Rundschreiben des Lubliner Wojwodschaftsamtes (Sozialpol. Abt., 2. Dezember 1938) entnehmen können. Leiter des Instituts wurde — nach Ohijenko — ein ehemals russischer Offizier, der über beträchtliche organisatorische Fähigkeiten verfügte. Der Institutsarbeit schenkten die polnischen Behörden große Aufmerksamkeit, der Białystoker Wojwode berichtete z. B. in seinen Monatsberichten nicht bloß über die Eröffnung, sondern auch über den Fortgang der Planung und einzelne Arbeiten.

---

[60]) Sprawy Narodowościowe XIII, S. 126. Pimonow wurde 1935 im Wahlkreis 48 gewählt; er gehörte nicht der orthodoxen Kirche, sondern einer altgläubigen Gemeinde in Wilna an.

Mit aller Entschiedenheit wurde jetzt gegen diejenigen Priester vorgegangen, die den neuen Bestimmungen gar nicht oder nur teilweise Rechnung trugen. Aus der Fülle des vorliegenden Materials seien einige Beispiele herausgegriffen. In Grodno, das zu einem Mittelpunkt der Polonisierungsarbeit im Nordosten werden sollte, wurde der Dekan SAHAJDAKOVŚKYJ abgesetzt und auf eine kleine wolhynische Pfarre verschickt. In seiner Abschiedspredigt griff er den Diözesenbischof SAVA scharf an und verglich ihn mit dem Verräter Judas Ischariot (Białystok, Monatsbericht vom 9. Jänner 1939). Der Pope von Bubel Stary wurde nach Kobryń in Polesien versetzt, wo er jedoch seine Sprachpraxis nicht änderte (Bericht des Starosten von Kobryń an seinen Kollegen in Biała Podlaska vom 10. November 1938). Da ein Teil der Popen den Religionsunterricht außerhalb der Schulen in herkömmlicher Weise erteilte, wies das Lubliner Wojwodschaftsamt (Sozialpol. Abt., 14. Dezember 1938) die nachgeordneten Dienststellen an, rücksichtslos dafür zu sorgen, daß die religiöse Unterweisung der Kinder zukünftig ausschließlich in der Staatssprache erfolge. Am 4. Januar 1939 verlangte die gleiche Behörde eine Liste derjenigen Diakone und Psalmisten, die der Verpolung Widerstand leisteten, damit rechtzeitig Absetzung oder Versetzung beantragt werden könne. Dem ukrainischen Geistlichen TH. MATVIJČUK im Bezirk Tomaszów wurde zunächst ein Vikar beigegeben, von dem der zuständige Starost am 29. Juli 1939 schrieb, daß er den ukrainischen Nationalismus hasse und für die polnische Ausrichtung der Kirche werbe; da der alte Inhaber der Pfarre nicht nachgab, wurde er schließlich nach Wolhynien versetzt.

Bemerkenswert ist, daß bei der Verwaltung nach dem Siege in der orthodoxen Kirche der Gedanke wieder auftauchte, endgültig als Ziel die Katholisierung zu erstreben. Diese Abweichung vom Programm entsprach der innerpolitischen Lage. So mancher Starost spürte, daß die Tage der Regierung gezählt waren, obwohl sie sich in ihrem Sprachgebrauch der Terminologie der nationaldemokratischen Opposition angepaßt hatte. Ein innerpolitischer Erfolg der Nationaldemokraten machte jedoch eine Revision des kirchenpolitischen Kurses wahrscheinlich. Da man die Ostkirche fest in der Hand hatte, schien eine stärkere Beachtung des konfessionell-katholischen Gesichtspunktes taktisch vertretbar zu sein. So ist es wohl zu verstehen, daß der Starost von Biała Podlaska, Dr. LUTMAN, Erwägungen über einen Abbau der orthodoxen Kirchenorganisation anstellte.

Nach der Meinung dieses Starosten (Bericht vom 28. März 1939 an den Wojwoden) waren die Verpolungsarbeiten nicht erfolgreich genug. Die Orthodoxen seines Kreises neigten immer noch, soweit es die jüngere Generation betreffe, zum ukrainischen Volkstum, während die älteren „Hiesige" ohne klares Volksbewußtsein seien. Allzu große religiöse Toleranz habe ein

größeres Einschrumpfen der Zahl der Ukrainer, die er mit 18.207 angibt, bisher verhindert. Verantwortlich sei dafür auch die katholische Kirche zu machen, die keine Missionstätigkeit entfaltet habe. Bedenklich sei das Wirken der Pfarrer des östlich-slawischen Ritus, die seit dem 1. August 1938 nur 136 Orthodoxe zum Übertritt veranlaßt hätten. „Von der Gesamtzahl der im Kreise tätigen Geistlichen dieses Ritus gehören 5 dem ukrainischen und 2 dem polnischen Volkstum an. Das Wirken der Pfarrer „ukrainischer Nationalität" ist dem Staate geradezu schädlich. Sie halten ihre Predigten in ukrainischer Sprache bzw. der örtlichen Mundart. Noch vor kurzem unterrichteten sie Religion in der gleichen Sprache, so daß zwei Priester das Recht zur Erteilung des Religionsunterrichts in der Schule abgesprochen erhielten. Die Mission zugunsten des östlich-slawischen Ritus wird von ihnen mit sehr geringen Erfolgen durchgeführt. Unter diesen Umständen hemmt die östlich-slawische Kirche die Revindikationsaktion zugunsten des Katholizismus, wie sie auch negativ auf die Polonisierung der Orthodoxie einwirkt." Aus dem gleichen Bericht erfahren wir, daß im Kreise Biała Podlaska 6 Pfarreien des östlich-slawischen Ritus mit 1068 Gläubigen (Dokudiw, Kodeń, Kostomłoty, Pawłiw Staryj, Połosky und Terespol) vorhanden waren, während die 17.860 Orthodoxen auf nur vier Pfarreien (Hajno, Kobylary, Nosow und Zabłocie) verteilt waren.

Die Zahl der Römisch-Katholischen gibt der Starost mit 83.334 an, er rechnet sie restlos den Polen (Gesamtzahl 83.748) zu, obwohl ein weißruthenisch-ukrainischer Mischdialekt als Umgangssprache auch bei den „Lateinikern" herrschte[61]). Als erwünscht erscheint ihm die Liquidierung der orthodoxen Gemeinden, auf eine Anfrage des Wojwoden vom 4. Mai 1939 unterstreicht er, daß die Wiedergutmachungsaktion sich ohne Zwangsmaßnahmen und die Übertritte zur lateinischen Kirche aus „rein ideologischen Beweggründen" vollzogen hätten.

Abschließend sei darauf hingewiesen, daß das Interesse des Auslandes an den Vorgängen in der orthodoxen Kirche Polens den Behörden einige Sorge verursachte. Wir entnehmen das einem Rundschreiben der Sozialpolitischen Abteilung des Lubliner Wojwodschaftsamtes vom 17. Mai 1939, in dem es u. a. heißt: „Im Zusammenhang mit den Vorfällen, die sich anläßlich der Revindikationsaktion in der Lubliner Wojwodschaft ereigneten, bespricht die russische Emigrationspresse in zahlreichen Notizen und Ar-

---

[61]) Über die in ethnographischer Hinsicht sehr verworrene Lage in diesem Bugkreise vgl. H. J. Beyer, a. a. O., S. 41 ff. Die Kreisbeschreibung von B. Gorny (Biała Podlaska 1939) ist im polnischen Sinne tendenziös, enthält aber auf 328 Seiten viel Material. Bemerkenswert, daß 1907 im Kreise 25.674 Orthodoxe gezählt wurden, 1938 nur noch 18.369, obwohl der Geburtenüberschuß der ostkirchlichen Bevölkerung bekanntlich etwas höher als der der Katholiken ist.

tikeln die Lage der orthodoxen Kirche Polens und bezeichnet sie als unerträglich schwer." Besonders scharf wird die polnische Kirchenpolitik durch die russische Presse in Amerika und Jugoslawien angegriffen. Nach Meinung dieser Presse untergräbt Polen die Loyalität der orthodoxen Bevölkerung, es würden so unter den Orthodoxen ähnliche Gefühle wie unter ihren Stammesverwandten in der Sowjetunion entstehen, d. h. die Erwartung des Erlösers, woher er auch komme. Das Russische Komitee in Jugoslawien hat am 17. April dem Präsidenten der Republik ein vom Metropoliten Anastasius unterschriebenes Schreiben gesandt, in dem der Herr Staatspräsident um die Einstellung der Zwangsmaßnahmen gegen die orthodoxe Kirche gebeten wird. Nicht minder interessiert sich die russische Presse in Deutschland für die erwähnten Vorfälle, so wird in den Spalten des Blattes „Nowoje Slowo" der Brief „einer der Warschauer orthodoxen Metropolie nahestehenden Persönlichkeit" mit einer Beschreibung von Überfällen, unter denen die orthodoxe Bevölkerung im Cholmer Land leide, abgedruckt. In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß die in Warschau lebenden deutschen Journalisten sich für die gleichen Angelegenheiten sehr interessieren, ein Beweis u. a. die Tatsache, daß manche Vertreter deutscher Zeitungen im Auslandspresseklub Fotografien geschlagener Leute, demolierter Gebäude, durchstochener Heiligenbilder u. dgl. mehr aus dem Gebiete der Lubliner Wojwodschaft gezeigt haben. Besonders interessant ist für diese Frage ein deutscher Journalist aus Breslau, HARALD LAEUEN[62]), der in diesen Kirchenfragen als Autorität gilt. Das Ministerium des Innern hat sich deswegen an das Ministerium des Äußern gewandt, um die Ausweisung dieses Korrespondenten, der in der besprochenen Frage ohne Zweifel der Inspirator aller gegenpolnischen deutschen Propaganda ist zu veranlassen." Im Zusammenhang mit dem oben Angeführten bittet der Wojwode endlich die Starosten, alle Personen, die sich für die Fragen der orthodoxen Kirche interessieren, zu beobachten.

Nach dem Zusammenbruch ihres Staates hat die polnische Emigration wiederholt den Versuch gemacht, eine Bilanz der früheren Ukrainerpolitik zu ziehen. Als im März 1940 ein ukrainischer Kongreß in Chicago zu einer Tagung zusammentrat, erschienen in mehreren polnischen Zeitungen Aufsätze über die „ukrainische Frage". Sie zeichneten sich durchwegs durch folgendes aus: Auf der einen Seite wurde auf die polenfreundliche Gruppe unter den Ukrainern hingewiesen und insbesondere betont, daß in der

[62]) HARALD LAEUEN vertrat in Warschau die „Schlesische Zeitung" Breslau (zu deren Redaktionsstab er gehörte), die „Münchner Neuesten Nachrichten", das „Hamburger Fremdenblatt' und einige andere Zeitungen. Eine Bilanz seines Aufenthalts in Warschau zog er in dem Buch „Polnisches Zwischenspiel".

Pariser Zeitschrift „La Revue de Prométhée" eine unter Führung Šulhyns stehender Ausschuß ein Aufruf erschienen sei, der eine Zusammenarbeit mit den Polen propagierte. Der Kampf müsse gegen Berlin und Moskau zugleich geführt werden. Auf der anderen Seite versuchten die Emigrationsblätter glaubhaft zu machen, daß das „zukünftige" Polen aus den Ereignissen der letzten Jahre lernen und den Ukrainern größeres Entgegenkommen zeigen werde.

Ergebnisse

Es ist nicht Aufgabe der Wissenschaft, politische Zukunftserkärungen durch andere politische Behauptungen zu widerlegen — auch dann nicht, wenn sich die allgemeine Einsicht, daß die Völker (einer verbreiteten Redensart zuwider) aus der Geschichte meist nichts lernen, besonders gut am polnischen Beispiel belegen läßt. Sie muß sich damit begnügen, die Tatsachen festzustellen.

Die Tatsachen sprechen freilich eine klare Sprache.

Zunächst: Der ukrainische Ausschuß in Paris, der im „Wiarus Polski" (Nr. 52 vom 1. März 1940) so enthusiastisch gelobt wird. Er wurde von der kleinen UNR-Gruppe unter der Führung Šulhyns gebildet. Seine Polenfreundlichkeit ist deshalb nicht das Ergebnis einer neuen politischen Orientierung, sondern ein Erbe aus den Jahren 1917/18. Als die deutschen Truppen im ersten Weltkriege auf Wunsch der soeben gebildeten Ukrainischen Republik in die weiten Steppenlandschaften zwischen Dnister und Dnipro einmarschiert waren, stießen sie auf den Widerstand einer kleinen ententefreundlichen Gruppe, die durch die Freimaurerei mit dem Westen verbunden war. Zu ihren politischen Führern gehörte Šulhyn, ihr militärischer Vertrauensmann war Simon Petľura. Ihre Bindung an die Loge drängte sie zu einer Zusammenarbeit mit Frankreich, diese hatte wiederum einen Ausgleich mit Polen zur Voraussetzung. Das „Bündnis" zwischen Piłsudski und Petľura war deshalb nicht nur eine Verlegenheit, die verzweifelte Konsequenz aus der hoffnungslosen politischen Lage der „Petľurovščyna", sondern eine ideologische vorbereitete Entscheidung. Kutschabsky[63]) hat durchaus Recht, wenn er in Petľura nicht einen Staatsmann, sondern nur einen Volkstribun sieht, dessen plötzliche Bekehrung von der Idee eines

[63]) KUTSCHABSKY, Die Westukraine im Kampfe mit Polen und dem Bolschewismus in den Jahren 1918—1923, Berlin 1934, S. 118 ff. Eigenartig ist, daß uns Deutschen neuerdings Petljura als großer nationaler Staatsmann angepriesen wird, so z. B. in dem von MIRTSCHUK herausgegebenen „Handbuch der Ukraine", S. 131 f., in der vor der Spaltung der OUN von dieser verbreiteten Schrift „Ukrainischer Nationalismus", Berlin 1939, S. 57 ff. usw.

Die UNR-Gruppe war im Warschauer Sejm offiziell nie vertreten, im letzten polnischen Abgeordnetenhaus stand ihr aber offenbar der Vertreter von Łuck, Sergiusz Tymoszenko, nahe.

föderativ-demokratischen Rußland zum ukrainischen Nationalwillen nicht tief verankert war. „Es war nur ein fanatisiertes Gefühl, keine Einsicht, keine Gestaltungsfähigkeit . . . So ging ihm die Erkenntnis der Grundkräfte des Staates und die geistige Vorbereitung für den Dienst am Staate ab; er war ein Volkstribun, kein Staatsmann." Dies „fanatisierte Gefühl" entsprach jedoch gut den Bestrebungen der französischen Freimaurerei, die ein föderalistisches Rußland oder ein föderativ aufgebautes Groß-Polen brauchte, um die „zweite Front" gegen die Mittelmächte wieder aufzubauen.

Es verlohnt, auf den Petľura-Kult kurz einzugehen. Während der ostukrainischen Wirren 1917/18 hat dieser begabte und überaus wandlungsfähige Demagoge eine sehr unklare Rolle gespielt. Nachdem es ihm gelungen war, die politische Führung zu gewinnen, setzte er alles daran, um eine französische Orientierung zu erreichen. Dabei dachte er keineswegs gesamtukrainisch, sondern partikularistisch. Er stellte die Interessen seiner politischen Gruppe durchaus über die des Gesamtvolkes. Nur so ist sein Verhalten gegenüber den westukrainischen (galizischen) Truppen zu verstehen, die Anfang und Mitte 1919 noch eine gewisse militärische Bedeutung besaßen, während seine eigene „Armee" wertlos war. Er versuchte, die galizischen Heeresverbände mittels Geld in die Hand zu bekommen, entfesselte im Frühsommer 1919 eine lebhafte unterirdische Agitation gegen die westukrainische Regierung Petruševyč und untergrub damit diesen letzten Rest ukrainischer Staatlichkeit, der sich noch in einer gewissen Ordnung befand. Nasaruk, der Zeuge dieser Auseinandersetzungen war, hat sein Urteil sehr schroff, jedoch nicht unsachlich zusammengefaßt: „Die Regierung Petľuras setzte sich vor allem aus Männern zusammen, die zu keiner wie immer gearteten Tätigkeit zu gebrauchen waren, geschweige denn zur Lenkung eines Ministeriums"[64]). Petľura hatte also nicht in der höchsten Volksnot die beste Auslese des Ukrainertums an die Spitze gebracht, sondern Kreaturen — die später als Agenten in Warschau, Paris und anderen Orten eifrig damit

---

[64]) Osyp Nasaruk hat seine Erinnerungen 1920 in Wien unter dem Titel „Rik na wełykij Ukrajini" herausgegeben. Eine deutsche Darstellung, die Kutschabskij ergänzt und vor allem die hoffnungslosen Kämpfe des Jahres 1919 gründlich — möglichst auf Grund eigenen Erlebens! — schildert, fehlt noch. Zur Person Petľuras sei der französische Diplomat Pélissier, ein Freimaurer, zitiert. Er schrieb in einem Briefe an Gustave Hervé, der unter dem Titel „Ce qui s'est passé en Ukraine. Justice au Garibaldi ukrainien, Petlioura" in der „Tribune libre des Nationalité," Nr. 9 vom 1. Mai 1919 erschien, folgendes: „Jusqu'à ces temps derniers, il n'était pas séparatiste, mais fédéraliste . . . Au fond du coeur, je suis convaincu qu'il considère l'idée de reconstruction de la Russie sous une forme fédérative comme une idée de très grand avenir . . . J'ajouterai que Petlioura est un francophile ardent et convaincu et qu'il nous a donné à plusieurs reprises des preuves indiscutables de son attachement et de son dévouement à la cause de l'Entente."

beschäftigt waren, den ukrainischen Namen lächerlich zu machen. Sie waren nicht einmal imstande, die westukrainischen Truppen vor der ukrainischen Landbevölkerung zu schützen; bekanntlich wurden im Juli 1919 Teile der 5. galizischen Brigade in der Nähe von Kamjaneć Podilsk, dem damaligen Regierungssitz Petľuras, von räuberischen Bauern heimtückisch überfallen und entwaffnet. Während sich die Galizianer im Viereck des Todes verbluteten, verhandelte dieser angeblich große nationale Heros mit Warschau, wobei ein von ihm bevollmächtigter Oberst Kudrynowskyj eine dunkle Rolle spielte. Im Oktober ließ man dann die Landsleute völlig in Stich, Petľura forcierte die Verhandlungen mit Warschau und verließ endlich Ende November seine Truppen— natürlich nach Abfassung eines Aufrufs, in dem er den Soldaten freistellte, nach Hause zu gehen oder sich zu sammeln. Es leuchtet ein, daß all diese Reaktionen nicht auf einen Staatsmann, auch nicht auf einen politischen Ideologen schließen lassen. Und es ist verständlich, daß Männer dieses Kreises zu Agenten absinken mußten, da eine politisch-weltanschauliche Substanz nicht vorhanden war.

Nach dem Zusammenbruch aller Bemühungen hat sich an der „Orientierung" dieser ostukrainischen Intelligenzlergruppe, deren eigentliches Zentrum ursprünglich eine Loge war, nichts geändert. Ein Teil ging nach Warschau, um dort an Einrichtungen mitzuarbeiten, die der Vorbereitung einer polnischen Ostpolitik dienten (sogenannter Prométhée-Kreis, wissenschaftlich und praktisch bedeutsam R. Smal-Stockyj). Andere siedelten gleich in ihre eigentliche geistige Heimat über: nach Paris. Einen Einfluß auf die Stimmung der ukrainischen Massen hat diese UNR-Gruppe nie gehabt, wenn die polnischen Behörden auch versuchten, ihr in Warschau und Wolhynien Einsatzmöglichkeiten zu sichern.

Zum anderen: Die polnischen Emigrationskreise sprechen davon, daß das Schicksal der Ukrainer an das der Polen gebunden sei. Die bereits historische Fürsorge der Republik für die stammverwandten östlichen Volksgruppen werde sich in der Zukunft besonders klar zeigen, da die Führung aus den politischen Fehlern des Piłsudski-Kurses gelernt habe. Ganz bewußt wird Sikorski dem Marschall Piłsudski gegenübergestellt. So heißt es in einer mit Beiträgen von Sikorski, Paderewski, Neville Chamberlain, Daladier und Herriot versehenen Veröffentlichung: „Entre Sikorski et Pilsudski existait une différence de conceptions dans laquelle deux planètes eussent pu rouler à l'aise"[65]).

Diese Gegenüberstellung war und ist auch in der östlichen und südöstlichen Volkstumspolitik der Polen wichtig. Wenn wir Zielsetzung und Ergebnis auf Grund der Ausweise der polnischen Verwaltungsakten und der veröffentlichten Selbstzeugnisse zusammen-

[65]) „Pologne" (Ed. Horizons de France 1940), S. 156.

fassen, so ergeben sich ganz klar zwei Linien, die sich nach dem Tode Piłsudskis allmählich vereinigen.

PIŁSUDSKI war nie ein polnischer Nationalist im Sinne der romantisch-völkischen Bewegung oder der Nationaldemokratie. Seine gefühlsmäßigen Bindungen an Litauen und die Litauer[66]), seine sozialistische Vergangenheit und sein Sinn für historische Tradition ließen ihn zum Verkörperer eines übervölkischen polnischen Reichsgedankens werden. Seine Aufrufe an Litauer, Weißruthenen und Ukrainer sind nicht bloß als die beruhigenden Erklärungen eines Feldherrn zu deuten, der in eroberten Gebieten möglichst rasch Ruhe und Ordnung herstellen will. Ihm schwebte eine Versöhnung der Völker des Nord- und Südostens mit dem polnischen Reichsgedanken, die Fortführung einer großen Tradition vor. Als Voraussetzungen dieser Politik erkennen wir zunächst eine klare Unterscheidung zwischen den Führungsschichten und den (meist bäuerlichen) Massen. Eine Entnationalisierung der Massen hielt Piłsudski offenbar weder für möglich, noch für erwünscht. Ihm lag vielmehr daran, in den Siedlungsgebieten dieser nichtpolnischen Bauernmassen über führende Menschen zu verfügen, die im Namen der Republik Ordnung und Zusammenarbeit bewirkten. Die Integration der weiten östlichen Landschaften sollte also durch eine Führungsschicht vollzogen werden, die entweder polnisch der Abstammung und Gesinnung nach war, oder aber sich dem politischen System Polens einfügte. Das Wort „Polska" erhielt in dieser Ideologie wieder den Sinn des östlichen Polšča im 18. Jh.: es umfaßte alle Völker des Reiches. Damals waren sowohl Deutsche als auch Russen „Polen" in ihrer Eigenschaft als Angehörige der Corona Regni Poloniae. Der Volksbegriff „Pole" wurde zumindest im Osten scharf davon getrennt, er hieß Ljach. Nur so ist das ukrainische Sprichwort verständlich, daß man Polen den Ljachen nicht überlassen dürfe (Ne popustymo ljachovi Polšči poky našoji žyznosty).

Diesem übervölkischen Reichsgedanken, der gewiß seine Wurzeln in der Adelsrepublik hatte, im Sozialismus aber modern gefaßt wurde[67]), entsprechen die häufigen Versuche des Piłsudski-Kreises, mit den Ukrainern

---

[66]) Vgl. hierzu die von mir zitierten Gespräche mit dem Gesandten Baranowski, H. J. BEYER, a. a. O., S. 131.

[67]) Typisch etwa der Aufruf vom 22. April 1919: „An die Einwohner des Litauischen Großfürstentums", Piłsudski begründet die Wahl dieser Überschrift ausdrücklich mit der historischen Tradition (Pisma-Mowy-Rozkazy V, S. 65 ff.). Der Marschall hat wiederholt gegen den Begriff „Föderation" polemisiert; diese Polemiken haben aber stets nur einen taktischen Sinn. Seine Grundkonzeption war zweifellos eine föderalistische, d. h. die Anschauung, fremdvölkische Nachbargebiete unter Wahrung bestimmter Autonomierechte anzugliedern, ohne sie völlig mit der Republik zu verschmelzen. Eine wissenschaftlich befriedigende Darstellung des polnischen „Sozialismus" fehlt leider.

zu einem Ausgleich zu gelangen. Die Bedingung dieses Ausgleiches war gegeben: Ausrichtung auf Warschau. Der Erfüllung dieser Bedingung wurde in den Gebieten nördlich und westlich Sokal vorgearbeitet, vor allem in Wolhynien. Auch die gelegentliche Unterstützung der großen gemäßigten ukrainischen Partei, der Undo, entsprach dieser Zielsetzung. Historisches Denken führte endlich zu dem Plan, sich der orthodoxen Kirche als eines Werkzeuges in der gesinnungsmäßigen Integration der Gebiete mit ostslawisch sprechender Bevölkerung zu bedienen. Das ganze System verneinte einen politischen Eigenwillen der Ostvölker und war deshalb gegen alle entschieden nationalistischen Bestrebungen unversöhnlich hart. Es schloß eine Entnationalisierung gewiß nicht aus: das allmähliche Herübergleiten von führenden Vertretern der Nachbargruppen ins Polentum mußte einem Kreis sympathisch sein, der sich vor allem aus Polen litauischer, deutscher, ukrainischer, weißruthenischer und tatarischer Herkunft zusammensetzte[68]). Eine Umvolkung der Massen hielt diese Gruppe Warschauer Politiker jedoch offenbar nicht für möglich, abgesehen von gewissen Landschaften des mittleren Ostens, wo man die sog. Tutejszy, die mehr konfessionell als völkisch dachten, als ethnisches „Material" ansah. Der Verzicht auf eine Massenentnationalisierung, die von der allpolnisch und assimilatorisch eingestellten Nationaldemokratie erstrebt wurde, enthält als Idee sicher noch Reste des alten aristokratischen Herrenbewußtseins, das zwischen dem „obywatel" (wörtlich: Bürger, eigentlich: Adeliger) und dem „Bauern" klar unterschied. Manche Äußerungen Piłsudskis lassen jedoch den Schluß zu, daß er sich der Unmöglichkeit bewußt war, durch eine polnische Minderheit litauische, weißruthenische und ukrainische Mehrheiten polonisieren zu lassen. Seine pessimistische Einschätzung der volkspolitischen Kräfte des Polentums mußte es als unmöglich erscheinen lassen, Gebiete zu assimilieren, in denen das echte Polentum eine hoffnungslose Minderheit bildete. 1931 gab es auf dem etnographischen Territorium der Westukraine nur 25,6% Polen[69]), in der sowjetischen Ostukraine lediglich 1,6%. Faßt man den gesamten geschlossenen ukrainischen Siedlungsboden als Einheit ins Auge, so kommt man etwa auf die folgende Verteilung der Nationalitäten: 75% Ukrainer, 10% Russen, 6% Polen, 5,5% Juden und gut 1% Deutsche. Bei dieser Sa chlage verbot sich, abgesehen von völkisch gemischten Grenzlandschaften, der Gedanke an eine Polonisierung der Massen. Noch niemals hat in der Geschichte eine ganz kleine Minderheit so große Mehrheiten völkisch eingeschmolzen, sie hat sie jedoch häufig beherrscht.

In der Emigration ist diese föderalistische Gruppe nahezu als völlig

[68]) H. J. Beyer, a. a. O., S. 130 ff. und 133—154.

[69]) Berechnung von V. Kubijovyč auf Grund der amtlichen Zahlen (1936—1937, IV. Ukrajinśkyj Statystyčnyj Ričnyk, S. 15).

einflußlos anzusehen, sieht man von den bescheidenen literarischen Bemühungen des früheren Wilnaer Publizisten Cat-Mackiewicz ab, der am 1. Oktober 1941 in London eine gegen Sikorski gerichtete Zeitschrift startete. In gewissen amerika-polnischen Kreisen fand er mit seiner Kritik Anklang — jedoch aus Motiven, die seinen eigenen Motiven nicht entsprechen.

Eine ganz andere Linie verfolgte die Nationaldemokratie. Sie erkannte nicht bloß die Weißruthenen nicht an (die auch in den Augen des Piłsudski-Kreises mehr ethnographisches Material als Volkstum darstellten), sondern leugnete auch die Existenz der Ukrainer. Für sie gab es in der Ostpolitik nur eine Parole: Polonisierung der Massen. Grundsätzlich war das Ukrainertum als Volkstum nicht vorhanden, trotz gelegentlich abweichender, nur taktisch zu verstehender Erklärungen blieb das „allpolnische" Element auf der Basis der „Gazeta Narodowa" stehen, die am 5. September 1911 in ihrer Nr. 203 geschrieben hatte: „Was sind eigentlich die Litauer und Ruthenen? Sind es Völker in der modernen Bedeutung dieses Begriffes? Diese Frage muß verneint werden." Diese Worte eines konservativen Lemberger Organs, das den podolischen Grundbesitzern nahestand, lassen sich in gleicher Klarheit bei nationaldemokratischen Blättern finden. Während der „Friedens"-Konferenz in Versailles bekämpfte Dmowski wütend alle Föderationspläne des Piłsudski-Kreises, weil er in ihnen vor allem einen Verzicht auf die Ukrainer in Ostgalizien sah[70]). Das Ziel war eindeutig: Vernichtung der östlichen und südöstlichen Nachbargruppen durch Einschmelzung, Verdrängung oder Ausrottung.

Während die „föderalistische Gruppe", um einen nicht ganz eindeutigen Ausdruck zu benutzen, für die Erreichung ihres Zieles die Führungsschichten der östlichen Landschaften zu gewinnen suchte und insbesondere die orthodoxe Kirche, die weithin eine Mehrheitskirche war, einzusetzen gedachte, vertraute die Nationaldemokratie auf die Machtmittel des Staates und der katholischen Kirche. Das bedeutete im Vergleich mit dem Piłsudski-Kreis, daß für das weitere Ziel schwächere Mittel eingesetzt werden sollten: der staatliche Beamtenapparat war im Vergleich mit dem Grundbesitz der polnischen Führung im Osten von geringer Bedeutung. In Polesien verfügten 530 Latifundienwirtschaften über fast 50% des Bodens, d. h. doch, daß einige hundert polnische Magnaten das Leben von Hunderttausenden unmittelbar bestimmten, während sich der tatsächliche Machtbereich der Bürokratie auf die wenigen, zumeist jüdischen Städte beschränkte. Die römisch-katholische Kirche hatte nur im südlichen Teil der Westukraine, in Litauen und in einem Teil des weißruthenischen Gebietes Bedeutung[71]),

[70]) H. Laeuen, a. a. O., S. 24 ff.

[71]) Kubijovyč berechnet den Anteil der römischen Kirche in der Westukraine, a. a. O., S. 17, nicht, da er jedoch den Prozentsatz der Unierten mit 36,1%, den

während die Ostkirche die traditionelle Kirche der meisten Ukrainer und Weißruthenen war.

Die Geschichte der polnischen Innenpolitik, wie sie hier auf Grund von Verwaltungsaktenstücken beleuchtet wurde, lehrt, daß das weitere Ziel allmählich an die Stelle der ursprünglichen Planung des Piłsudski-Kreises trat. Das lag nicht nur daran, daß die auf Heer und Beamtenapparat beruhende Herrschaft des Marschalls über eine sichere Werbekraft im Innern, vor allem über überzeugende Ideen nicht verfügte, sondern auch daran, daß der Widerstand der Volksgruppen — vor allem im Südosten — sich als überraschend stark erwies. Wurde polnisches Bauerntum ohne beständige staatliche Hilfe in ukrainische Umgebung versetzt, so waren völkische Niederlagen die Regel: ein Teil der Kolonisten wanderte ab, ein anderer ukrainisierte sich. Es wird von polnischer Seite sogar darüber berichtet, daß Volksgenossen an das Weißruthenentum verloren gingen[72]). In Polesien brach das System der Militärsiedlung völlig zusammen[73]). Fast überall erwies sich in den Ostgebieten, daß die Assimilationskraft insbesondere des Ukrainertums dort weit größer ist als die des Polentums, wo Bauer mit Bauer kämpft. Der ukrainische Bauer erwies sich zumeist dem polnischen Landmann als überlegen. Bei dieser Sachlage war es nicht verwunderlich, daß die radikalen Rufer im Nationalitätenstreit allmählich das Übergewicht bekamen. Der Zusammenbruch des Piłsudski-Kurses einige Jahre nach dem Tode des Marschalls[74]) gab auch in der Volkstumspolitik den Gegenkräften das Feld frei. Aus den zwei Linien, zwischen denen wirklich Welten vorüberrollen konnten, wurde eine: die der Nationaldemokratie.

Das Schlußwort der polnischen Volkstumspolitik im Osten und Südosten war: rasche, rücksichtslose, unmittelbare und vollständige Polonisierung. Die Antwort der Geschichte wurde im Herbst 1939 gegeben.

---

der Orthodoxen mit 26,6%, den der Juden mit 10,1% und den der anderen mit 1,6% angibt, bleiben für die Römisch-Katholischen 25,6%. In den stark weißruthenischen Wojwodschaften Wilna, Nowogródek und Polesien gab es 1931 immerhin nur 39% Katholiken.

[72]) Kalender des „Ilustrowany Kuryer Codzienny", 1936, Beitrag von Józef Wasowicz, Kresy wschodnie.

[73]) Bürgener, a. a. O., S. 93.

[74]) Zdzislaw Stahl stellt in seinem Buche „Polityka polska po śmierci Piłsudskiego", Lemberg 1936, bereits fest, daß die Anhänger des Marschalls bald vor „einer Leere" (S. 9) standen. „Sie haben nur seine Befehle und Anweisungen im Gedächtnis sowie einen Vorrat an Erinnerungen, deren Auslegung ihnen persönlich überlassen ist." Das Piłsudski-Lager habe einen „Staatsbegriff ohne Volkstum" geschaffen (S. 31). Stahl gehörte übrigens zu den entschiedenen Anhängern des Marschalls.

Der Jansenismus in Böhmen und Mähren und seine Bedeutung für die geistige Entwicklung Österreich-Ungarns[1])

Von EDUARD WINTER (Prag)

Der Jansenismus findet in der letzten Zeit immer stärkere Beachtung und mit Recht[1]). Seine geistesgeschichtliche Bedeutung ist viel größer als bisher angenommen wurde. Wenn auch der Jansenismus in der französischen Sprache seinen klassischen Ausdruck fand und als französische Bewegung für französische Sprache und Art warb, so ist er doch im letzten ein Ausdruck des wesentlich germanischen Reformwillens um Innerlichkeit. Nicht zufällig ist der Flame Jansenius der geistige Vater der Bewegung, nicht zufällig hat der Jansenismus gerade in den Niederlanden eine Zufluchtstätte gefunden, von wo aus er weiter wirkte und nicht zufällig sind es in Österreich hauptsächlich gerade die Sudetendeutschen, die dafür eintraten.

Der Jansenismus ist im weiteren Sinne genommen. Es ist nicht leicht den Jansenismus zu fassen, da er vielfach geheim wirkte. Es waren kleine einflußreiche Kreise, von denen aus folgerichtig die Grundideen des Jansenismus verbreitet wurden. Wellenring schließt sich an Wellenring oder um ein etwas gewöhnliches dafür um so wirksameres Bild zu bringen, um den winzigen Fruchtkern einer Zwiebel schließen sich zahlreiche Schalen, so daß es schwer ist den Kern herauszuschälen, so geschützt und geborgen ist er. Außerdem wollten die Jansenisten des 18. Jh.s keine Jansenisten sein, weil der Jansenismus mehrfach als ketzerisch von der katholischen Kirche verurteilt worden war und die Jansenisten stets in der Kirche bleiben wollten, um von hier aus für die Verinnerlichung zu wirken.

---

[1]) Wie allgemein das Interesse für den Jansenismus ist, zeigt die neuere Literatur über den Jansenismus in den einzelnen Ländern. Die gute Zusammenfassung von A. GAZIER „Histoire générale du mouvement Janséniste" in 2 Bänden, erschien 1924 in Paris bereits in 3. Auflage und behandelt vor allem den französischen Jansenismus. Auch dem italienischen Jansenismus geht die Forschung dauernd nach. Dem beschwingten Buch von A. C. JEMOLO: „Il Giansenismo in Italia", Bari 1928, ist die Weiterführung von Mario GORINO, G. V. Spanzotti, contributo alla storia del giansenismo piemontese, Turin 1931, in Bibl. della società storica subalpina, Bd. 122, gefolgt. Von großer Wichtigkeit für die vorliegende Untersuchung ist das niederländische aufschlußreiche Buch von F. K. de VRIES, Vredes-pogingen tuschen de oud bisschoppeligke cleresie van Utrecht en Rome, Assen 1930. Den Jansenismus in Slowenien, der vielfach eine ähnliche Entwicklung wie der in den Sudetenländern zeigt, behandelt F. UŠENIČNIK in Bogoslovni vestnik 1921. Den „Jansenismus in deutschen Ländern" behandelt W. DEINHARDT, München 1929. Zum Jansenismus im allgemeinen vgl. den Artikel Jansenismus von W. DEINHARDT im 5. Bd. des Lexikons für Theologie und Kirche, Freiburg 1933.

Im Kampf mit seinem erbittertsten Gegner, dem allmächtigen Jesuitenorden, ging der Jansenismus ein Bündnis mit der katholischen Aufklärung ein, wie sie in Italien der große Gelehrte Muratori vertrat, und mit dem Staatskirchentum, dem sogenannten Gallikanismus. Katholische Aufklärung, Gallikanismus und Jansenismus verschmolzen so innig ineinander, daß vielfach diese drei an sich verschiedenen Elemente gar nicht mehr voneinander zu trennen sind. Kennzeichnend ist als Produkt dieser Mischung der Febronianismus in Westdeutschland und der Josefinismus in Österreich. Wir können deswegen von dem aufgeklärten Jansenismus des 18. Jh.s sprechen. Von diesem Jansenismus im weiteren Sinne, von diesem aufgeklärten Jansenismus oder der christlichen Aufklärung, wie sich die Bewegung selbst nannte[2]), ist im folgenden die Rede. Die treibende Kraft darin ist aber der Jansenismus, wie ihn Du Vergier zusammen mit Jansenius am Anfang des 17. Jh.s entwickelt hatte. Gegenüber der humanistischen Verweltlichung von Theologie und Moral, wie sie nach der Auffassung der Jansenisten vor allem durch die Jesuiten nach dem Tridentinum gefördert wurde, wird die Majestät Gottes und die sittliche Strenge in der Kirche wieder in den Vordergrund gestellt. Die Heilige Schrift und die Väter, vor allem Augustinus, sind die Ausrichtungspunkte für die Erneuerung von Theologie und Kirche im Gegensatz zur Scholastik, vor allem der scholastischen Nachblüte im 16. und 17. Jh. Den Jansenisten ging es um eine Kirchenreform von Grund auf. Ihre schärfsten Gegner waren die Jesuiten, die sie, ähnlich wie diese es taten, mit jedem Mittel bekämpften.

Der Jansenismus drang schon im 17. Jh. in Böhmen ein. Nach einer Anklageschrift aus dem Jahre 1652, hinter der Jesuiten standen[3]), werden die theologischen Ratgeber des Kardinals Harrach des Jansenismus verdächtigt. Am Anfang des 18. Jh.s interessierten sich einige Adelige, die auf ihren Kavalierreisen den Jansenismus in Frankreich und in den Niederlanden kennengelernt hatten, für denselben. Vor allem war es der große Barockmäzen Graf F. A. Sporck, der eine Reihe jansenistischer Bücher ins Deutsche übersetzen ließ und in einem eigenen Verlag herausgab[4]).

Doch nicht von den zwei Vorstufen des Jansenismus in den Sudetenländern soll hier gesprochen werden, sondern von der dritten, aufgeklärten Phase des Jansenismus. Durch die Eingliederung der Niederlande in Österreich am Anfang des 18. Jh.s kam der Jansenismus über Wien in den Su-

---

[2]) So M. A. WITTOLA in der Einleitung zu den „Neuesten Beyträgen zur Religionslehre und Kirchengeschichte", Wien 1789.

[3]) Die Schrift heißt: Idea gubernationis ecclesiasticae; A. REZEK hat sie in den Sitzungsber. d. kgl. böhm. Ges. d. Wiss. 1893, phil. hist. Klasse, veröffentlicht.

[4]) Vgl. H. JELINKA, Le comte F. A. Sporck et le Jansénisme français en Bohème. Revue de littérature comparée 1934.

detenraum. Schon Prinz Eugen hatte als Generalstatthalter der österreichischen Niederlande sich 1723 gegen die Bulle Unigenitus, in der 110 jansenistische Lehrsätze aus den Schriften Quesnels 1713 verworfen worden waren, erklärt, weil durch die Bulle der religiöse Friede bedroht würde. Dies wurde als eine Stellungnahme für den Jansenismus empfunden[5]). Noch entschiedener trat Feldmarschall Karl von Lothringen ebenfalls als Generalstatthalter der österreichischen Niederlande sogar in einem offenen Brief 1755 für die Unterdrückung der Bulle Unigenitus ein. Dieses Vorgehen erregte den höchsten Unwillen der Kurie und der Nuntius in Wien wurde beauftragt dem Hofe mitzuteilen, wie sehr durch diese Anordnung das empfindsame Herz des Papstes Benedikt XIV. getroffen wurde[6]). Von dem Generalstatthalter Karl von Lothringen empfohlen, war bereits zehn Jahre vorher Van Swieten[7]) als Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia nach Wien gekommen. In dem Gemahl der Kaiserin, Franz von Lothringen, fand Van Swieten eine tüchtige Stütze. Van Swieten gelang es sehr rasch das Vertrauen der Kaiserin zu erlangen und als Berater der Kaiserin in Unterrichtsfragen kämpfte er systematisch für die Durchsetzung einer Reform der Kirche, wie er sie sich von seinem jansenistischen Standpunkt aus vorstellte. Hier in Wien begegnete er dem Domherrn Simon von Stock[8]), der schon in Rom, als er dort im Germanikum studierte, mit dem Jansenismus in Berührung gekommen war. Wie die von Jansenisten seit 1728 halbmonatlich herausgegebene Zeitschrift Nouvelles ecclésiastiques zeigt, wurde der Kreis von Freunden des Jansenismus gerade in Rom im Laufe des 18. Jh.s immer größer, bis in Kardinal Ganganelli ein dieser Bewegung mindestens sehr freundlich gesinnter Mann als Klemens XIV. den päpstlichen Thron bestieg. Es ist deswegen durchaus nicht zufällig, daß eine Reihe österreichischer Geistlicher, die in Rom im Germanikum studierten, dem Jansenismus mehr oder weniger freundlich gesinnt waren. In Italien war es vor allem der Kreis um Muratori, der im Jansenismus oder besser in der Kirchenreformbewegung hinter der Jansenisten standen, einen wichtigen Bundesgenossen sah. Auch Muratori[9]) kämpfte für eine einfachere und innerliche Religiosität, indem

---

[5]) Vgl. die von Kardinal Garampi zusammengestellten Miscellania Theologica in Wiener Nuntiaturarchiv, Bd. 61, S. 171—173, in Archivio segreto vaticano.

[6]) Vgl. Archivio segreto vaticano, Nuntiatura Germanica, Bd. 626, 161 b—165 a.

[7]) Die Gestalt van Swietens hat noch keine Würdigung gefunden, am besten orientiert über van Swietens Tätigkeit, freilich nur als Buchzensor, A. Fournier, Van Swieten als Zensor. Sitzungsber. Akad. Wissensch. Wien 1878, 84. Bd., S. 432.

[8]) Über Weihbischof Simon von Stock haben wir nur kurze Notizen, so in Hist.-Polit. Blättern 1880, 2. Bd., S. 717 ff., und A. Steinhuber, Geschichte des Kollegium Germanikum in Rom, 2. Bd., Frb. 1906, S. 300 f., obwohl er die Kirchengeschichte Österreichs maßgebend beeinflußt hat.

[9]) Über L. A. Muratori vgl. die italienische Biographie von G. Bertoni, Rom

er wieder an den letzten Quellen, Heilige Schrift und Väter, anknüpfte und als Vorbild die Urkirche sah in ihrer Schlichtheit und Größe.

So begegneten sich in Wien zwei Strömungen jansenistischen Denkens, vertreten durch Van Swieten und Simon von Stock. Beide waren hochgebildete kluge Männer, die unbedingt ihr Ziel verfolgten. Und dieses Ziel war Zurückdrängung des Jesuitenordens, in dem sie mit den Begründern des Jansenismus das Verderbnis der alten Kirche sahen und damit die Verhinderung einer Kirchenreform im Sinne der jansenistischen église primitive. Simon von Stock wurde 1753 der Leiter der theologischen Bildung in Österreich. Die Erziehung der Priester war stets eine Herzensangelegenheit des Jansenismus gewesen. Wie die Jesuiten glaubten sie an den Satz: wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft. Inzwischen war durch das Bündnis mit der Aufklärung der Glauben an die Bedeutung von Bildung und Erziehung nur noch gewachsen. Für die Verbreitung der „christlichen Aufklärung" wollten sie kämpfen. Als Dritter im Bunde gesellte sich zu den beiden Ignaz Müller[10]), der seit 1760 Propst des Augustinerchorherrenstiftes St. Dorothea in Wien war und als Sonntagsprediger des in der Nähe des Hofes gelegenen Stiftes auf Hofkreise und vor allem auf die Kaiserin als Beichtvater und Seelenführer einen immer größeren Einfluß gewann. Leibarzt und Seelenführer reichten sich also die Hände zum unüberwindlichen Bunde. Auch in dem Bestreben Beichtväter der Herrscher zu werden, folgten die Jansenisten ihren Widersachern den Jesuiten und schlugen diese sozusagen mit den eigenen Waffen. Mit Müller, der aus Feldsberg an der Grenze Südmährens und Niederösterreichs stammte, kam der erste Sudetendeutsche in den engsten Kreis. Neben Müller, dem einflußreichsten der Beichtväter am Hofe, wirkten noch Anton Ruschitzka[11]) und Anton Gürtler[12]), die beide aus den Sudetenländern stammten, als Hofbeichtväter:

1926, und den Artikel über sein religiöses Denken von A. C. Jemolo in Rivista trimestrale di studi filosofici e religiosi 1923, S. 23 ff. Auf Einfluß von Muratoris religiösen Reformgedankens auf die josefinische Kirchenreform verweist G. Holzknecht, Ursprung und Herkunft der Reformideen Kaiser Josefs II., Innsbruck 1914.

[10]) Propst Ignaz Müller fand neuestens in der Arbeit S. F. Wintermeyers, Die Aufhebung des Chorherrenstiftes St. Dorothea in Wien, Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, 17. Bd., 1938, S. 52 ff., die verdiente Würdigung.

[11]) Anton Ruschitzka wirkte im Wiener Priesterseminar als Spiritual ganz im jansenistischen Sinne. Vgl. über ihn die Notizen in Schlözers Staats-Anzeigen, 2. Bd., 1782, S. 17 ff.

[12]) Anton Gürtler, ein Deutscher aus Falkenau in Nordböhmen, ging 1768 mit Unterstützung des jansenistischen Freundeskreises in Wien, dem er selbst angehörte, als Beichtvater der jungen Königin Karoline, der Tochter Maria Theresias nach Neapel und wirkte auch dort im jansenistischen Sinne. Vgl. über ihn J. Dlabacz, Allgemeines historisches Künstlerlexikon, Prag 1815.

Ruschitzka als der Seelenführer des Erzherzogs Maximilian, der 1780 Erzbischof von Köln wurde und hinter den jansenistischen aufgeklärten Emser Punktationen stand, und Gürtler, der später Bischof von Thiene wurde, als Beichtvater der Königin von Neapel.

Gerade aus den Sudetenländern sollte der österreichische Jansenismus seine bedeutendsten Mitarbeiter gewinnen, denn gerade der Sudetenraum war als Grenzland besonders vorherbestimmt für religiöse Reformbewegungen. Dazu kam der nüchterne praktische Sinn vor allem der Deutschen im Lande, der dem niederländischen Wesen nicht unähnlich ist. Sie mußten sich von der Idee der Wiederherstellung eines einfachen und schlichten Christentums, das sich praktisch im täglichen Leben auswirkt, besonders angezogen fühlen. Hier war es vor allem der Kreis um K. H. Seibt[13]), der von der sächsischen Grenze aus Nordböhmen stammte und in den fünfziger Jahren in Leipzig Schüler Gellerts und Gottscheds wurde. Als er 1763 von Leipzig nach Prag zurückkehrte, wurde seinem Gesuch um die Professur für deutschen Stil und Moral von Van Swieten gern stattgegeben. Seibt trug als erster in deutscher Sprache vor. Er war ein bedeutender Erzieher und verstand vor allem die geistig regsamen Geistlichen ganz in seinen Bann zu ziehen. Seine Schüler wurden die eifrigsten Mitarbeiter Van Swietens in der neuen Kirchenreform. Seibt selbst stand, wie sein Gebetbuch, das freilich erst 1779 erschien, zeigt, einem gemäßigten Jansenismus nahe. Ihn und seine Schüler zeichnete überhaupt ein hohes Maß von Zurückhaltung aus bei folgerichtiger Vertretung der Sache. Seibt hat nicht nur eine Klugheitslehre[14]) geschrieben, sondern selbst klug gehandelt und durch sein Beispiel auf die Schüler gewirkt. Dazu kam, daß die aus dem Seibtkreis hervorgehenden Männer nicht nur vom Jansenismus, sondern in noch stärkerem Maße von der protestantischen Aufklärung, und zwar von ihr zuerst, beeinflußt wurden. Der böhmische Jansenismus ist also stets ein sehr gemäßigter, mit anderen Elementen besonders reich gesättigter.

Seibts bedeutendster Schüler war ohne Zweifel Stefan Rautenstrauch[15]), der 1773 Abt von Breunau-Braunau wurde. Er hatte sich bereits auf dem Gebiete des Kirchenrechts einen Namen gemacht, und zwar durch seine Einleitung in das deutsche Staatskirchenrecht[16]), die ganz im Sinne des

[13]) K. H. von Seibt fand bis jetzt nur in den sudetendeutschen Lebensbildern, 3. Bd., S. 243 ff., Reichenberg 1934, eine Würdigung.

[14]) Klugheitslehre, praktisch abgehandelt in akadem. Vorlesungen, 2. Bd., Prag 1799.

[15]) Die bedeutende Gestalt Rautenstrauchs ist uns leider nur durch eine ungedruckte Dissertation der phil. Fakultät in Prag von P. Beda Menzel, OSB, 1931, nähergebracht. Vgl. auch Sudetendeutsche Lebensbilder, 2. Bd., Reichenberg 1930, S. 203 ff.

[16]) Institutionum juris ecclesiastici germaniae accommodatorum prolegomena,

Febronianismus abgefaßt war. Der Jansenismus unterschied bei aller Betonung der universalen Kirche mit dem Mittelpunkt im Papst doch scharf eine französische, eine deutsche, eine Utrechter Kirche, für die er weitgehende Unabhängigkeit forderte. Als Stock 1772 starb wurde im folgenden Jahr Rautenstrauch Leiter des theologischen Unterrichtswesens in Österreich. Der Nachfolger Van Swietens, der im gleichen Jahr wie sein Freund Stock starb, als Reorganisator des weltlichen Schulwesens in Österreich und Präsident der geistlichen Hofkommission, wurde 1773 der sudetendeutsche Adelige, Baron Kresl[17]), der wie Rautenstrauch aus dem Kreise um Seibt kam. So waren seit 1773 die drei einflußreichsten Wortführer der Kirchenreform in Österreich Sudetendeutsche. Aus den Sudetenländern stammten auch zwei andere Adelige, die dem Jansenismus gute Dienste leisteten. Es war Graf Franz Herzan[18]), der 1769 Auditor der Rota und später Vertreter Österreichs am päpstlichen Hofe wurde. Als solcher hat er dem aufgeklärten Jansenismus große Dienste geleistet. Im Jahre 1775 bemühte er sich sehr um die Wiederaufnahme der sogenannten „kleinen Kirche" von Utrecht und ebnete Graf Bellegarde[19]) in Rom alle Wege. Josefs II. Kirchenreformen fanden in ihm einen entschiedenen Verteidiger. Als Herzan im Jahre 1800 Bischof von Steinamanger in Ungarn wurde, wirkte er auch hier im Sinne des Jansenismus. Die bischöfliche Bücherei von Steinamanger gibt heute noch Zeugnis von dem großen Interesse des Kardinals für den Jansenismus. Der andere Adelige war Baron Rothenhan von Rothenhaus[20]) in Nordböhmen, der im Kreise von Propst Müller verkehrte und sich um die Übersetzung der Schriften des Jansenisten Nicols bemühte. Rothenhan war auch der Beschützer des fränkischen Augustinereremiten Simon Jordan, der 1770—1772 bei ihm in Rothenhaus eine Zuflucht fand und wie dessen Freund Schmidt dem Janse-

---

Prag 1769. Die 2. Aufl. erschien trotz Verbotes durch den Erzbischof 1774 ebenfalls in Prag. Die ausführlichere Darstellung des josefinischen Kirchenrechtes, die Rautenstrauch plante, blieb nach dem ersten Band 1772 unvollendet.

[17]) Baron Kresl, einer der einflußreichsten Männer Österreichs im letzten Drittel des 18. Jh.s fand bis jetzt keinen Biographen. Die Darstellung durch S. BRUNNERS Bücher: Die theologische Dienerschaft am Hofe Josefs II., Mainz 1868, und Die Mysterien der Aufklärung in Österreich, ebd. 1869 und durch C. WOLFSGRUBER, Ch. A. Kardinal Migazzi, 2. Aufl., Ravensburg 1897, wird Kresl nicht gerecht.

[18]) Über Kardinal Graf Franz Herzan vgl. A. STEINHUBER, Geschichte des Kollegium Germanicum in Rom, 2. Bd., Frb. 1906, S. 308 f. und S. BRUNNER, a. a. O.

[19]) Die Reisen Bellegardes für die Verbreitung des Jansenismus in Europa und für die Anerkennung der Utrechter Kirche schildert auf Grund erstmals erschlossenen Archivmaterials F. K. DE FRIES, a. a. O.

[20]) Baron, später Graf Heinrich von Rothenhan findet in der „Lebensgeschichte M. J. Schmidts, des Geschichtsschreibers der Deutschen" von F. Oberthur, Hannover 1802, S. 174, und öfters ebenso von P. St. Strüber, OSA, P. Jordan Simon, Würzburg 1930, Erwähnung.

nismus nahestand. Er gab die Schrift delectatio victrix 1771 heraus, die dem Bischof von Seckau Grafen Spaur zugeschrieben wurde. Baron Rothenhan ist die ausgezeichnete Geschichte der Ukraine, die J. Ch. von Engel 1796 in Halle herausgab, gewidmet. Das Interesse der Jansenisten für die Ostkirche und besonders für Rußland und die Ukraine war sehr groß. Schon um 1720 wandten sich die Jansenisten von Paris aus an die ukrainische Kirche[21]). So begreift sich auch das Interesse Rothenhans für die Ukraine.

Die Hauptaufmerksamkeit der „Großen in Wien", wie sie genannt wurden, galt hauptsächlich der Erziehung. Von der Jugenderziehung erwarteten sie sich die neuen Christen, die neue Kirche, die der der ersten drei Jahrhunderte nahe kommen sollte. Durch die Auflösung des Jesuitenordens, die ebenfalls in das Jahr 1773 fiel, war ihnen die Möglichkeit gegeben, ganz frei schaffen zu können. In Böhmen hat Seibt die Erziehung in die Hand genommen. Er wurde Direktor aller Gymnasien in Böhmen und der philosophischen Fakultät in Prag und hat das, was die Jesuiten nie erreicht hatten, zustande gebracht, nämlich die einheitliche Zusammenfassung und Leitung des gesamten Bildungswesens in Böhmen. Sein Schüler F. Kindermann[22]), der spätere Bischof von Leitmeritz, wurde der Organisator des Volksschulwesens. Wie sehr Kindermann schon in seiner Studienzeit von seinem Lehrer Seibt im jansenistisch aufgeklärten Geiste erzogen war, zeigt die Tatsache, daß er an Stelle einer Dissertation die lateinische Ausgabe von J. Bossuets: Discours sur l'histoire universelle 1776 in Prag herausgab und seinem aufgeklärten Bischof Graf Waldstein widmete. Auch in seinen Reden und Taten zeigte sich Kindermann stets als getreuer Schüler Seibts.

Am wichtigsten war es aber eine neue Geistlichkeit heranzuziehen, wenn die neue Kirche kommen sollte. Denn ohne Mitarbeit der Geistlichkeit war an eine Kirchenreform, Reformation nannten es die Zeitgenossen, nicht zu denken. Deswegen legten die jansenistischen Kreise stets das Schwergewicht ihrer Bemühungen auf die Gewinnung der Geistlichkeit. Auch für die theologische Unterrichtsreform in Österreich schlug 1773 die große Stunde. Sicher hatten Van Swieten und Stock schon systematisch vorgearbeitet. Die Unterrichtsreform von 1752 drängte den Einfluß der Jesuiten bereits stark zurück. Sie erhielten Nichtjesuiten als Direktoren an die philosophische und theologische Fakultät vorgesetzt, die die Methode ihres Unterrichts überwachten und leiteten. Durch das Dekret der Kaiserin Maria Theresia vom Jahre 1759 wurden zwei neue Lehrkanzeln für augustinische und

---

[21]) Vgl. Antwort der reussischen Clerisey auf das Schreiben, welches die Doctores der Sorbonn wegen Vereinigung der Reussischen und Französischen Kirchen an sie abgelassen, 1720.

[22]) Vgl. E. WINTER, F. Kindermann, der Organisator von Volksschule und Volkswohlfahrt in Böhmen, Augsburg 1926.

thomistische Theologie angeordnet. Sie entstanden in den Anfängen der sechziger Jahre. Geschickt wußte Stock an die oft vergessene augustinische Tradition in den einzelnen Orden anzuknüpfen, so auch in Böhmen und Mähren an den Landesuniversitäten in Prag und Olmütz. Orden mit augustinischer Tradition waren die Augustinerchorherren, die Augustinereremiten, die Prämonstratenser und Dominikaner, denn auch die Regeln der Prämonstratenser und Dominikaner gehen auf die augustinische zurück. Freilich war bei den Dominikanern Thomas von Aquin vor Augustinus getreten. Ein Hindernis war auch, daß im Laufe des 18. Jh.s die Orden vielfach an geistiger und religiöser Kraft verloren hatten, so daß es an strebsamen gelehrten Köpfen mangelte. Wo solche aber sich fanden, wurden sie von Stock sofort herangezogen und kräftig unterstützt.

In Prag waren es vor allem die Augustinereremiten, bei denen sich 1757 der innere Umschwung von Barock zur Aufklärung vollzog und die Besinnung auf die augustinische Ordenstradition erwachte. Neben dem neuen Provinzial Hyazinth Schüssl war es Cosmas Schmalfus[23]), der sich als Regens studiorum ganz im Sinne des Augustinismus betätigte. Eine rege wissenschaftliche Tätigkeit setzte ein, wie die zahlreichen Doktorpromotionen von Ordensmitgliedern 1767/77 beweisen. Als Vertreter der augustinischen Theologie an der theologischen Fakultät in Prag kam Schmalfus sehr bald in Gegensatz zu den Jesuiten. Scharfe Streitschriften wurden gewechselt, vor allem mit dem Jesuiten Mauschberger, der 1762 den Augustinismus Schmalfus' des Jansenismus bezichtigte. Dagegen rechtfertigte sich Schmalfus und wies nach, daß der Augustinismus nicht dem Jansenismus gleichgesetzt werden darf, denn, wie schon gesagt, wollte damals niemand Jansenist sein. „Der Jansenismus ein Schreckbild für Kinder" heißt eine Streitschrift des aus Schlesien stammenden M. A. Wittola, die 1776 erschien, worin er nachzuweisen sucht, daß es einen Jansenismus gar nicht mehr gebe und diese Verketzerung von rechtgläubigen Männern nur von Jesuiten ersonnen sei um ihre Feinde unschädlich zu machen. Schmalfus wurde 1767 wegen seines Erfolges als Lehrer der augustinischen Theologie in Prag nach Rom als Generalassistent des Ordens berufen. Der damalige General Vasquez, der mit Rautenstrauch in freundschaftlichem Briefwechsel stand[24]), war die Seele eines strengen Augustinismus. Vasquez, Schmalfus und Rautenstrauch waren durch die Nouvelles ecclésiastiques, dem europäischen Mitteilungsblatt

---

[23]) Eine gute Einführung in das Werden des Augustinismus in Böhmen bei den Augustinereremiten, der dem Jansenismus so nahestand, daß er noch von DEINHARDT, dem Historiker des Jansenismus, als jansenistisch empfunden wurde, vgl. a. a. O., S. 87 f., gibt P. PAULUS SLADEK, OSA, in seiner ungedruckten Doktordissertation der deutschen theol. Fakultät, P. Cosmas Schmalfuß, Prag 1931.

[24]) Der bedeutsame Briefwechsel ist erhalten im Stiftsarchiv Braunau G 14.

der Jansenisten, miteinander verbunden. Der Orden selbst sollte im Sinne der jansenistischen Kirchenreform neu erstehen. Doch nach dem Tode des diesen Bestrebungen nanestehenden Papstes Klemens XIV. im Jahre 1775 kam Pius VI. auf den päpstlichen Thron, der für solche Reformbestrebungen im jansenistischen Sinne nichts übrig hatte. 1777 kehrte Schmalfus nach Böhmen zurück. Er schrieb dann eine sechsbändige Kirchengeschichte auf Grund seiner Forschungen in Rom, die 1792/93 erschien. Sie zeigte seine Hinneigung zu dem Jansenismus und Febronianismus so deutlich, daß sie sofort von den Exjesuiten in Augsburg und noch zehn Jahre später von dem Benediktiner Sextetter aus dem aufgehobenen Kloster Kladrau in Böhmen heftig angegriffen wurde. Der Nachfolger für augustinische Theologie in Prag wurde nach dem Abgange Schmalfus' nach Rom dessen Mitbruder Robek, der wie Schmalfus ein entschiedener Verteidiger des Augustinismus war und in dauernder Fehde mit den Jesuiten lebte. Rautenstrauch[25]) erhielt von ihm in den siebziger Jahren stets Nachrichten über die Umtriebe der Exjesuiten, besonders des P. von Schönfeld, der auch der Hauptgegner Seibts war und einen Prozeß gegen dessen Rechtgläubigkeit anzettelte, der Seibt beinahe die Lehrkanzel kostete. Wieder wurde der Vorwurf laut, das von Seibt herausgegebene Gebetbuch sei ein Plagiat nach jansenistischen Vorbildern.

Auch die mährischen Augustiner aus dem Altbrünner Kloster wurden eifrige Förderer des Augustinismus. Dies gilt vor allem von P. Wimmer[26]), der selbst die sehr aufgeklärten Professoren im Generalseminar von Hradisch bei Olmütz durch sein Toben gegen das Pfaffenregiment und gegen das Tridentinum abstieß. In Mähren war es um die siebziger Jahre das Prämonstratenserkloster Hradisch[27]), das in engster Verbindung mit Stock stand und für den Jansenismus arbeitete. Jansenistische Bücher wurden in Massen für das Kloster gekauft. Der Abt Waclawik hat die Entwicklung an der Olmützer Universität immer im Sinne Stocks streng überwacht, unterstützt von den Pröpsten der Augustinerchorherrenklöster in Olmütz und Sternberg bei Olmütz. Auch in dem zweiten Prämonstratenserkloster in Mähren, Bruck, herrschte der jansenistisch aufgeklärte Geist. Vor allem war es hier Norbert Korber, der 1781 wegen der Herausgabe einer Schrift über das Verhältnis von Staat und Kirche im Sinne des Marsilius von

---

[25]) Vgl. Stiftsarchiv Braunau G 12.

[26]) Vgl. F. Cinek, K národnímu probuzení moravského dorostu kněžského 1778—1870, Brünn 1934, S. 70. Dort auch sonst sehr wertvolle Nachrichten über das Wirken des aufgeklärten Jansenismus in Mähren.

[27]) Die Herrschaft des Jansenismus im Kloster Hradisch offenbart sich in dem Briefnachlaß des Klosters, der im Landesarchiv Brünn, Klosterakten Hradisch T 1—61, aufbewahrt sind.

Padua Ärgernis erregte, lebhaft unterstützt von seinen Gesinnungsgenossen, wie dem Slawisten Dobrowsky von Prag, in der von diesem herausgegebenen „Böhmischen und mährischen Literatur", der, obwohl Exjesuit, als Schüler Seibts der jansenistischen Aufklärung nahestand. Im Jahre 1782 wandte sich Korber aber trotz seiner Disziplinierung durch den Generalvikar des Ordens Waclawik an die Bischöfe Böhmens und Mährens und bat sie mit eindringlichen Worten die Muttersprache als Kultsprache zuzulassen. Diese Forderung stand ganz im Sinne des jansenistischen Reformprogramms, wie der 86. verurteilte Satz von Quesnel beweist. Auch das Werk des französischen Bischofs von St. Pons war wegen dieser Frage schon 1686 auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden.

Als 1773 die Gesellschaft Jesu aufgehoben wurde — Abt Müller hatte als Seelenführer der Kaiserin diese vermocht, der Aufhebung des Ordens in Österreich zuzustimmen — war die Bahn frei für eine durchgreifende neue Studien- und Erziehungsordnung für den heranwachsenden Klerus. Der Schöpfer derselben wurde Abt Rautenstrauch. Diese Studienreform ist gekennzeichnet durch die Zurückdrängung der spekulativen Theologie. Dagegen wurden Patristik und Bibelkunde in den Vordergrund gestellt. Ganz neu eingeführt erscheint die Pastoraltheologie[28]) als praktische Anweisung für die Seelsorge. Die Reform des Theologiestudiums in Österreich vom Jahre 1774, auf dessen Grund weitgehend die theologische Erziehung in Österreich bis 1918 stand, ist — das kann ruhig behauptet werden — ganz im Geiste des Jansenismus erfolgt. Das zeigt sich schon an den vorgeschriebenen Lehrbüchern. Als Lehrbücher wurden, wenn nicht eigene bereits vorhanden waren oder geschrieben wurden, jansenistische bestimmt. So für die Dogmatik Juenin und für die Pastoral Opstraet. Beide Bücher standen auf dem Index, wurden aber gekürzt immer wieder neu aufgelegt. Die Professoren für die neue Pastorallehrkanzel — das Fach mußte übrigens in der Muttersprache vorgetragen werden — gehörten zu den Hauptträgern des neuen Reformwillens. In Prag trug dieses Fach deutsch der Kreuzherr Pitroff vor, der seine jansenistische Gesinnung nie verhehlte und sogar 1778 offen in einem Gutachten für die Rechtgläubigkeit der Beschlüsse der Synode der jansenistisch-schismatischen Utrechter Kirche eintrat, worüber man in Rom sehr bestürzt war, wie aus den Nuntiaturberichten[29]) hervorgeht. Der tschechische Pastoralist war der Prämonstratenser Aegid Chladek[30]), der

---

[28]) Eine Einführung in das Entstehen der theologischen Unterrichtsreform im 18. Jh., vor allem der Pastoral, gibt F. DORFMANN, Ausgestaltung der Pastoraltheologie zur Universitätsdisziplin, Wien 1910.

[29]) Vgl. Archivio segreto vaticano, Nuntiatura germanica, Bd. 667 f., 369 a, b, und Nuntiatura di Vienna, Bd. 190, S. 29 f.

[30]) Über Aegid Chladek vgl. F. CINEK, a. a. O., S. 36 ff.

hinter Steinbergs „Geißel für Prediger" stand. Diese „Geißel für Prediger", die 1782 in Prag erschien, war der Schrecken aller Prediger, denn es wurden die Sonntagspredigten ironisch glossiert. Die „Geißel der Prediger" war ganz im Sinne der jansenistischen Predigerkritik gehalten und sollte die barocke Predigt durch Spott endgültig aus dem Lande treiben. Im Jahre 1777 erschien übrigens die institutio paraenetica Opstraets in Prag neu aufgelegt. Hinter dieser Ausgabe stand der Vizedirektor für das Theologiestudium, der Ordensbruder Rautenstrauchs Chmel. Gewidmet war sie hohnvollerweise dem Erzbischof, der selbst Bestrebungen der jansenistischen Aufklärung entschieden feindlich gesinnt war. Chmel stand in direkter Verbindung mit der Utrechter Kirche. Er hatte das Gutachten Pitroffs nach Utrecht weitergegeben. Der Nuntius Garampi wandte sich 1778 im Auftrage der Kurie sehr energisch an den erzbischöflichen Kanzler Stöber und später an den Erzbischof von Prag wegen dieser Verbindung[31]). Chmel wurde daraufhin von Rautenstrauch fallen gelassen, obwohl er selbst den Utrechtern Thesen der theologischen Fakultät von Prag zugesandt hatte um ihnen zu zeigen, wie sehr an den österreichischen Universitäten jansenistische Auffassungen lebendig waren[32]). Auch die Nouvelles ecclésiastiques kannte[33]) Rautenstrauch sehr gut. In seinen Tagebüchern nimmt er öfters auf diese Bezug. Er weiß auch von dem Schmuggel jansenistischer Bücher nach Österreich über Passau, den der aus Oberschlesien stammende Pfarrer von Propstdorf in Niederösterreich, Wittola, leitete. Aber ein offenes Eintreten für den Jansenismus, vor allem in seiner schismatischen Form in der Utrechter Kirche lehnte Rautenstrauch, seiner vorsichtigen Zurückhaltung entsprechend, die ihn stets kennzeichnete, ab. Ähnlich zurückhaltend stand er dem Plane der Fuldaer[34]) Benediktiner gegenüber, die in dem Geiste der jansenistischen Aufklärung an eine Kirchenunion dachten. Auch dieser Plan hat, wie aus den Nuntiaturberichten deutlich hervorgeht, in Rom Bestürzung erregt[35]). Rautenstrauch sah stets viel zu wirklichkeitsnahe, um sich von einem so weitgesteckten Plan in der nächsten Zeit viel zu versprechen. Das Ergebnis konnte nur die offene Verurteilung durch Rom sein.

---

[31]) Vgl. Anm. 27.

[32]) Vgl. Braunauer Stiftsarchiv, Miscellanea abbatis Stefani D 10.

[33]) Vgl. z. B. die Eintragungen vom 26. Jänner 1780 im Diarium privatum 1775—1785, Stiftsarchiv Braunau, L 1, und Brief Cosmas Schmalfuß an Rautenstrauch, am 10. Jänner 1780, ebd. L 13, in dem er ihm die Zeitschrift zusendet.

[34]) Vgl. ebd. L 12 und 13, ferner B. MENZEL, OSB, Der Fuldaer Plan zur Kirchenunion und der Braunauer Abt Rautenstrauch, Heimat und Volk. Forschungsbeiträge zur sudetendeutschen Geschichte, Prag 1937, S. 411 ff.

[35]) Vgl. Archivio segreto vaticano. Nuntiatura Germanica, Bd. 682, f, 33a ff. und 41a, b.

Um so zielsicherer ging Rautenstrauch an das Erreichbare. In Brünn entstand 1778 ein Musterpriesterseminar[36]), das von Männern der strengsten jansenistischen Observanz geleitet wurde. Hier in Brünn vereinigten sich der Tiroler Kaspar Carl mit dem Schweizer Balt. Blarer, mit dem Wiener Josef Lauber und mit den Sudetendeutschen Wenzel Schanza und Josef Kinauer zu einer einheitlichen Erziehergemeinschaft. Der Führer der jansenistischen Weltagitation und Schriftleiter der Nouvelles ecclésiastiques, Graf Bellegarde, versah das Seminar mit einer reichen jansenistischen Bücherei. Brünn wurde die Hochburg des Jansenismus strengster Observanz. Im Gegensatz zu der böhmischen Richtung des Jansenismus war der mährische Zweig radikal. Geistig nur aus dem Jansenismus gespeist, kannte er keine Zugeständnisse. Dazu kam der Charakter des Schweizer Fanatikers Blarer, der alle mit seinem typischen Sektengeist ansteckte. Selbst der Buchhandel in Brünn stellte sich auf den Jansenismus ein und eine Reihe jansenistischer Bücher wurden hier herausgegeben. Nicht nur Übersetzungen aus dem Französischen, so der Provinzialbriefe Pascals und der Verteidigung des Priesterzölibates, sondern auch selbständige Arbeiten theologischen und literarischen Inhalts erschienen in Brünn. Die „Geschichte der Jesuiten" von Wolf wurde in unversöhnlicher Gegnerschaft in Brünn noch 1790 neu herausgegeben.

Das Priesterseminar in Brünn wurde das Vorbild für das Generalseminar[37]) in der josefinischen Zeit. Auch diese Lieblingseinrichtung Josefs II. wurde von Rautenstrauch im Geiste des Jansenismus organisiert. Da die Bischöfe, vor allem die Erzbischöfe von Wien und Prag, Widerstand gegen die neue Priestererziehung leisteten, sollte ihnen diese ganz aus der Hand genommen und kaiserlichen Vertrauensmännern überantwortet werden. Die Bischöfe erhielten erst nach vollendetem theologischen Studium ihre Theologiestudenten zurück. Es war noch ein Jahr geistlicher Erziehung unter den Augen der Bischöfe vorgesehen, doch in Wirklichkeit mußte wegen Mangels an Priestern die Weihe nach wenigen Wochen oder Monaten gegeben werden. Auch die Ordensstudien wurden aufgehoben und die Theologiekandidaten der Klöster mußten in die Generalseminare gehen. Hier war also der gesamte theologische Unterricht zusammengefaßt. Keine

[36]) Vgl. dazu CINEK, a. a. O., S. 25 ff., ferner Wiener Staatsarchiv, Staatsratsakten 784/1781, in denen die Beschwerden gegen das Brünner Seminar zusammengefaßt wurden.

[37]) Über das österr. Generalseminar fehlt immer noch eine zusammenfassende Monographie, Material bietet für das Olmützer Generalseminar als Quelle F. CINEK, a. a. O., S. 40 ff. Von Wichtigkeit ist der von RAUTENSTRAUCH herausgegebene „Entwurf zur Einrichtung der Generalseminare in den k. k. Erblanden," Wien 1784, und A. ZIPPE: „Von der moralischen Bildung angehender Geistlichen in dem Generalseminar in Prag", Prag 1784.

geistliche Reform Josefs II. hatte einen solchen Einfluß auf die religiöse Weiterentwicklung aller österreichischen und ungarischen Länder ausgeübt wie die der Priestererziehung in den Generalseminaren. In manchen Kronländern wie in Galizien bedeutete diese Reform überhaupt erst den Beginn eines geregelten theologischen Studiums. Wie sehr es als Wohltat empfunden wurde zeigt am besten, daß die damalige Reform des Theologiestudiums bis ins 20. Jh. sich in großen Zügen erhielt und das josefinische Generalseminar für die ukrainischen Unierten in Lemberg bis Ende des 19. Jh.s bestand. Wieder waren es die Sudetenländer, in denen die Musteranstalten geschaffen wurden. Das Prager und Olmützer Generalseminar galten als vorbildlich in Bezug auf Zucht und Geist. In Prag wirkte August Zippe[38]) als erster Rektor. Von Bischof Waldstein in Leitmeritz wurde er als „Perle der Diözese" bezeichnet. Zippe wirkte als Rektor in so vorbildlicher Weise, daß er, als 1785 Rautenstrauch auf einer Inspektionsreise der Generalseminare in Ungarn plötzlich starb, der Nachfolger Rautenstrauchs in der Leitung des Theologieunterrichts in Österreich wurde. Auch der Nachfolger Zippes in der Leitung des Prager Generalseminars, Josef Franz Hurdalek[39]), war ein vorbildlicher Priester, der 1815 Bischof von Leitmeritz wurde. In Olmütz leitete am Ende der achtziger Jahre das Generalseminar der Begründer der Slawistik, Josef Dobrowsky[40]) als Rektor. Alle drei waren freundschaftlich miteinander verbunden und stammten aus dem Seibtkreise. Der guten Sache, der jansenistisch geprägten Aufklärung, waren sie treu ergeben. Besonders Zippe war ein eifriger Verteidiger dieser Sache. In seinem Vorwort zu den „Sechs Predigten für die Armen, gehalten auf Veranlassung der in B.-Kamnitz errichteten Versorgungsanstalt", trat er 1782 offen für die jansenistische Kirchenreform ein. Er hatte das Werk Rautenstrauchs über die josefinische Zeit treu weitergeführt, freilich ohne jene geistige Selbständigkeit, Mäßigung und Vorsicht, die Rautenstrauch so auszeichnete.

Der böhmische und mährische Zweig der jansenistischen Aufklärung heben sich deutlich voneinander ab. Der böhmische Zweig war der weiters mäßigere, der mährische der folgerichtigere. Das erklärt sich aus der ideellen

---

[38]) Zu Zippe vgl. E. WINTER, Sudetendeutsche Lebensbilder, 3. Bd., Reichenberg 1934, S. 164 ff.

[39]) Josef Franz Hurdalek fand in J. GINZEL einen tüchtigen Biographen.

[40]) Dobrowskys höchst bedeutsame Einstellung ist noch nicht erforscht, da ja noch nicht einmal seine Biographie geschrieben ist. Die tschechische Arbeit von BRANDL, Prag 1883, ist veraltet und die von A. NOVÁK, 1928, gibt nur eine Übersicht. Die vor kurzem gefundene Handschrift der „Vorlesungen über das Praktische in der christl. Religion" vom Jahre 1790 wird ein Beitrag sein. Sie soll in dem Archiv pro bádání o životě a díle J. Dobrovského erscheinen. Über Dobrowsky vgl. E. LEMBERG, Grundlagen des nationalen Erwachens, Reichenberg 1932.

Herkunft der beiden Aufklärungen und der charakterlichen Verschiedenheit der führenden Männer in den beiden Gruppen. Josef II. stand seinem Temperament entsprechend ganz auf Seiten der mährischen Gruppe, doch wurde er von den einflußreichen Männern seiner Umgebung, die durchwegs der böhmischen Richtung angehörten, wie Kresl und Rautenstrauch und später Zippe, in seinem Reformeifer zurückgehalten, soweit dies bei dem stürmischen Temperament des Kaisers überhaupt möglich war. Dem Einfluß dieser gemäßigten Ratgeber ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß der jansenistische Scharfmacher Blarer nach 1782 auch von Kaiser Josef fallen gelassen wurde, der ursprünglich ganz auf seiner Seite stand. Tief betrübt erzählt Blarer in Schlözers Staatsanzeiger[41]) ausführlich seine Leidensgeschichte. Aus ihr geht jedenfalls hervor, wieviele Anhänger im mährischen Klerus und auch im mährischen Adel der strenge Jansenismus bereits hatte. Der Schlesier Wittola steht ganz auf ihrer Seite, trotz seiner guten Verbindungen mit Kresl und Rautenstrauch. Wie Rautenstrauch über Wittola dachte, schrieb er am 1. Juni 1779 in sein privates Tagebuch. Es heißt dort: „Wittola aut hospes in theologia aut enthusiastes[42])". Um wieviel mehr mußte ihm dies von Blarer gelten.

Mit sichtlicher Bestürzung sieht Rautenstrauch die radikale Entwicklung der Reformation im 18. Jh. in Österreich unter Josef II. Am 6. Jänner 1781 schreibt er in sein Tagebuch über Toleranz: „Curandum, daß man nicht in der Religionstoleranz in alterum Extremum gehe." Rautenstrauch konnte ebenso wie Kresl und Zippe nie die vorsichtige, kluge Art ihres Lehrers Seibt vergessen. Alles Radikale erschien diesen Männern gefährlich und deswegen abzulehnen. Auch dem mährischen Rigorosismus des Jansenismus standen sie deswegen kritisch gegenüber. Kennzeichnend dafür ist die verschiedene Stellung der beiden Gruppen zum Priesterzölibat. Während die böhmische dem Zölibat gegenüber kritisch eingestellt war, wie Dobrowsky in seiner Schrift De coelibatu 1782 zeigt, konnte die mährische Richtung nicht deutlich genug die Wichtigkeit des Priesterzölibates im Sinn des strengen Jansenismus hervorheben. Zippe schrieb 1788 an Dobrowsky als Leiter des theologischen Unterrichtswesens, daß man in Wien nicht einen einseitigen Rigorosismus im jansenistischen Sinne im Generalseminar wünsche. Auch das Sektenmäßige der Kleinen Kirche, wie die radikalen Jansenisten die Kirche von Utrecht so gerne nannten, wurden von den Männern aus Böhmen abgelehnt. Sie wollten ja die Reformation der ganzen Kirche. Kennzeichnend dafür ist der Eid, den die Doktoren der Theologie seit 1774 schwören mußten, in dem sie versprachen: die christliche Religion von wesensfremden Formen

[41]) Vgl. Schlözers Stats-Anzeigen, 9. Bd., 1786, S. 193 ff.

[42]) Briefe A. Zippes an J. Dobrowsky im Literarischen Archiv des Landesmuseums in Prag.

der Gottesverehrung zu bewahren, die theologischen Disziplinen von den gehaltlosen Lehrmeinungen der Scholastiker zu reinigen, die wahre Religion nach dem Sinne Jesu Christi herauszustellen und sie in einer für das menschliche Leben geeigneten und praktischen Art beständig und mit Sorgfalt vorzutragen. Ihrem stürmischen Herrscher gegenüber setzten sich die gemäßigten Jansenisten aus Böhmen freilich nur teilweise durch. Die Überhastung und Überspitzung der josefinischen Kirchenreform in Österreich führte auch äußerlich zur Krise. Die Entrüstung über das Generalseminar in Belgien war der Anfang des offenen Aufstandes. Als der Kaiser 1790 die Augen schloß, erfolgte auch in den Sudetenländern von Seiten des noch im alten Geiste lebenden und wirkenden höheren Klerus ein Sturm von Bitten um Aufhebung der Kirchenreformen Josefs II. Ein Annonymus hielt 1791 in einer Schrift den beschwerdeführenden Prälaten Böhmens die Beschlüsse der jansenistischen Synode von Pistoja entgegen, die unter dem Schutz des neuen Kaisers Leopold abgehalten worden war. Der Verfasser wollte damit das Unberechtigte der vorgebrachten Beschwerden hervorheben. Die von Baron Kresl eingesetzten Bischöfe wie Hay[43]) von Königgrätz und Kindermann von Leitmeritz waren natürlich dieser Petition ferngestanden. Ja gerade in der Zeit zwischen 1790 und 1793 begannen die Jansenisten einen großen Werbefeldzug für ihre Sache. Eine fieberhafte literarische Tätigkeit wurde entfaltet. Wittola gab zu der von ihm seit 1783 herausgegebenen Wiener Kirchenzeitung von 1790—1792 die „Neuesten Beiträge zur Religionslehre und Kirchengeschichte" heraus; Kirchenzeitung und Beiträge waren ganz im Stil der Nouvelles ecclésistiques gehalten. Auch eine Reihe Bücher, vor allem in Brünn, erschienen in dieser Richtung. Pfarrer Johann Rother, der aus dem 1782 aufgehobenen Prämonstratenserstift Hradisch bei Olmütz stammte und in Niederlindewiese als Pfarrer wirkte, gab 1790 in Brünn ein „Gebet- und Gesangsbuch von einem katholischen Pfarrer auf dem Lande für seine Pfarrkinder" zur Gewinnung des Landvolkes für die neue Frömmigkeit heraus.

Mit Franz II. bestieg ein Gegner der jansenistisch aufgeklärten Kirchenreform den Thron. Kresl wurde in Pension geschickt, Zippe erhielt unbedeutende Referate zugewiesen, der Beichtvater der Kaiserin Maria Theresia, Müller, den auch Josef hoch verehrte, war schon in den achtziger Jahren gestorben. Doch die Idee der jansenistisch-aufgeklärten Kirchenreform lebte in den Schülern gerade wieder in den Sudetenländern, vor allem in Böhmen, weiter. Hier hatten die Meister eine junge Generation von Priestern ganz im Geiste des Reformwillens erzogen. Erst aus dem Verhalten der jansenistischen Priester der französischen Revolution und Napoleon gegen-

[43]) Über Hay vgl. die deutsche Biographie von A. MÜLLER 1892, und die tschechische von V. ŘEZNICEK, Časopis českého musea, 1902—1907.

über wird das Bestreben des bedeutenden Priesterphilosophen Bolzanos und seines Kreises für eine demokratische Kirchenverfassung im 19. Jh. verständlich[44]). Der Schwarm für die französische Revolution und Napoleon des Bolzanoschülers Fesl, der unter Bischof Hurdalek 1815—1819 das Priesterseminar in Leitmeritz leitete, wird erst aus der Verbundenheit mit dem aufgeklärten Jansenismus in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s verständlich. Und noch 1848 fanden sich die Priester des Bolzanokreises zu einer Reformsynode im Wendischen Seminar in Prag[45]) zusammen, in der ein gutes Stück jansenistischen Geistes nochmals lebendig wurde.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß gerade Böhmen und Mähren sich als sehr aufnahmebereit für die jansenistische Aufklärung gezeigt haben und von hier aus zahlreiche für ganz Österreich und Ungarn führende Männer hervorgingen. Was bedeutete allein die Reform des theologischen Studiums wie sie der Sudetendeutsche Rautenstrauch organisierte, für die religiöse Entwicklung aller Länder der Monarchie, besonders für Ungarn und für Galizien. Zusammenhänge Böhmens und Mährens mit Ost- und Südosteuropa werden klar, die bisher zu wenig gesehen wurden, weil eine geistige Quellenanalyse des sogenannten Josefinismus fehlte. Eine umfassende Arbeit befindet sich in Vorbereitung[46]). Zur vorläufigen und kurzen Orientierung sind die vorliegenden Hinweise geschrieben.

---

[44]) Vgl. M. GORINO, G. V. Spanzotti, Contributo alla storia del giansenismo piemontese, Turin 1931. Zu Bolzano vgl. E. WINTER, B. Bolzano und sein Kreis, Leipzig 1933.

[45]) Der gedruckte Bericht erschien Prag 1848, herausgegeben von FRANZ NAHLOVSKY.

[46]) „Der Josefinismus und seine Geschichte. Eine Tragödie des Reformkatholizismus", vom Verfasser dieses Aufsatzes soll 1943 im Verlag Callwey-Rohrer, München-Brünn, erscheinen.

Bairische Unterlagerung und bairischer Adel in Nordsiebenbürgen

Von Richard Huss † (Debrezin).

(Schluß.)

III.

Nach Bistritz (Nösen) führt von Westen (von Klausenburg, röm. Napoca her) über Heidendorf und Baierdorf die alte Römerstraße herein, die dann im Tale der Bistritz hinauf und über Tihuţa (wo vorher noch Reste einer römischen Wachtstation in quadratischen Wällen und Gemäuer zu beobachten sind) führend die Karpaten überschneidet, um jenseits derselben, wahrscheinlich in der Moldau, Verbindung mit der von Süden kommenden römischen Hauptstraße aufzunehmen.

Heidendorf, das einen merkwürdig regelmäßigen quadratischen Platz in der Mitte des Dorfes, an der Straße, zeigt, auf dem die Kirche steht, war einst der Stammsitz der adligen Familie Panzer von Heidendorf[1]), über die leider nichts Näheres bekannt ist. Urkundlich ist der Ort 1432 als Heydendorf verzeichnet. Urheimatlich käme etwa Haidendorf (Weiler) bei Emmersdorf und Wasserburg in Niederbaiern in Betracht; dortselbst auch Haidenburg bei Deggendorf (siehe oben)[2]). Das urkundliche villa Pagana steht mit „Heidendorf" sicher in Übersetzungsverhältnis. Madjarisch heißt Heidendorf Bessenyő, rum. Beşineu, wobei man gewöhnlich an die Bisseni = Petschenegen als Heiden und vorgefundene Urbewohner denkt[3]). Eine ganz an den Ort anschließende Weingartenhalde heißt aber „die Hölle", mdartl. än dər hâl, was mit Recht an slawische Grundlage gemahnt: abulg. besъ „Teufel", besьnъ „besessen"[4]). Heidendorf heißt

[1]) Nach Oskar Jakob, Der Nösnergau (Bistritzer Zeitung vom 10. August 1928. Vgl. J. Traugott Klein, Geschichte der Deutschen in Nordsiebenbürgen). — Einen Hof Panzer gibt es bei Lennep, Rgbz. Düsseldorf, so daß an ein rheinisches Geschlecht späterer Zeit gedacht werden könnte.

[2]) Dabei eine Einöde Galgenberg, wie bei Bistritz: mdartl. Gâlprix.

[3]) Urheimatliche Erinnerung an Bessenich, Kr. Euskirchen, Rgbz. Köln, kann schwer im moselfränkischen Überdachungsprinzip geltend gemacht werden, da die urkdl. Form dem widerspricht: 1140 besnich; auch nicht Bizzinsdorfh 1200, oder Bissen im luxemburgischen Attertgebiet: 960 Bisicero (Bisiceno ?) markun (Bestente 1197 ?), Bissen 1324 (Mrhein. Urkb., I, 267, 431 usw.; Meyers, Siedlungsgesch. Luxbg. 108).

[4]) Es gibt aber auch sonst Petschenegensiedlungen (Besenyő und Besenyőtelek im Heveser Komitat in Ungarn: 1347 Beseneutelek iuxta poss. Bachanad, wie im Komitat Borsod: 1336 Besseneu, 1420 Bessenew; Csánki, I, 58, 169. Vgl. Székásbesenyő, rum. Beşineu, deutsch Funzendorf in Unterweißenburg: 1509 Bezenew; s. Wolff, Ortsn. Siebenbürgens, 80, S. 5 f. Vgl. auch Alt-Beschenova bei Csanád, s. Reiser in NHbl. 1931). Somit ist eine Verquickung mit dem Namen der heidnischen Bessi, die aus der Moldau nach Nordsiebenbürgen kamen, jedenfalls begreiflich: villa Paganicensis.

mdartl. Hêndrəf, wofür Tröster schon *Hedendorf ansetzt, so daß Beziehungen etwa zu Heddesdorf bei Neuwied (958 uilla Hedenestorp, gegr. von Hedino, 1229—1230 Henricus de Hedensdorp) vermutet werden könnten. Bestärkend spielen natürlich solche Dinge immer herein. Es gab ja auch ein rheinisches Rittergeschlecht von HEDDESDORF (urkdl. villa Hedenestorph in pago Engirisgeue, im Engerngau, Rgb. Coblenz). Bei dem mdartl. Ausgleich zwischen bairischer Unter- und moselfränkischer Überlagerung mögen auch noch bairische Ortsnamenformen mitgewirkt haben: wie Haindorf (bei Rosenheim und bei Neusatz) usw., insbesondere da dies ja auch bei der sagenhaften Verquickung von „Heiden" und „Hünen" erfolgte: beide > hêin[5]).

Baierdorf haben wir bereits als bairische Gründung (villa Bavarica) auf slawischer Grundlage „an der Biegung des Flusses" (bulg. krivul > zu madj. kirali) erwiesen[6]). Schon FELMER[7]) sagte zu „Bavaria": es sei der Ort so benannt worden „zum Andenken und Beweise, daß sich hier eine deutsche Kolonie aus Bayern, mit königl. Erlaubnis, niedergelassen habe". (Erwähnt sei hier noch die Einöde Baier bei Jessling BA Wasserburg in Oberbayern[8]).) In diesem Baierdorf werden 1414 ausdrücklich in König SIGISMUNDS Urkunde erwähnt: hospites nostri in possessione nostra in vulgo Hungarico Nempty, Theutonico vero Beyerdorff vocata, sowie hospites de Beyerdorff alias de Nempty, wobei zu beachten ist, daß mit német, worauf Nempty (heute: Király-Németi), wie auch rum. Nimtiu[9]) = Walachisch-Baierdorf in der Nähe (madj. Oláh-Németi) weisen, nur Baiern bezeichnet wurden[10]).

---

[5]) Vgl. KLUGE, Etym. Wb. — R. HUSS, Sagen und Erzählungen aus dem Nösnergau usw., S. 98.

[6]) SODF. II, 122, 132.

[7]) S. 96 (s. Martin Felmer im Schriftstellerlexikon und dessen Literatur).

[8]) Vgl. dazu auch Baiersdorf in der bairischen Oberpfalz bei Keilsdorf, im Hinblick auf Köllendorf = rum. Cajla, Urkb., III, 622—625, Nr. 1748. — Vgl. Köllnbach bei Straubing.

[9]) Mit Metathese auch Mintiu. Vgl. Mendorf, bair. O.-Pfalz: 1262 Siboto de Menndorf. Mon. Boica, XI, 60 (oder mit regelrechtem rum. Lautwandel -en > -iu: Minden in Westfalen, ausgelöst bei der modelfränkischen Überdachung?).

[10]) An „Königsdeutsche" hier gedacht zu haben (Király-Németi), wird wohl seine Ursache darin haben, daß es sich hier überhaupt um „Königsboden" handelt, wie auch aus der Urkunde des Papstes URBAN IV. vom 16. Juli 1264 (Urkb., I, 92, 93, Nr. 106. — Vgl. districtus Kyrali, Urkb., I, 300, Nr. 326) hervorgeht, wonach der Papst den König STEPHAN auffordert, die seiner Mutter genommenen villas et terras, Bistiche (= Bistritz), Rodona (= Rodna), Zolosim (= Senndorf) et Querali (= Baierdorf) zurückzustellen. — Vor 1414 (Urkb., III, Nr. 1748) schon besaß ein Madjare Thoma Farkas de Monyoros (= Ungersdorf) quandam particulam terrae, quam meatus seu cursus fluvii Bistricia, die er infolge einer Überschwemmung in Besitz genommen und nun zurückgeben mußte.

Von der Baierdorfer Flußkrümmung des in den Sajó (= Schogen-Fluß) sich ergießenden Bistritzflusses führt die Römerstraße im Sajótale hinunter nach Ungersdorf, rum. Şieu-Maghieruş < madj. Sajó-Magyaros.

Man wäre versucht, darin zunächst eine madjarische Ursiedlung zu sehen. Aber schon die mundartliche Form Aŋərš spricht dagegen, da sie mindestens umgelautet sein müßte: *äŋərš.

Urkundlich erscheint der Ort zunächst 1355 bei einer Grenzbegehung der possessiones Sofalua (Salz), Kendtelek (Kinteln), Zereth (madj. Szeretfalva, rum. Sărăţel), Monyoros (Ungersdorf), Arukalia (madj. Árokalja, Kallesdorf) in comitatu de Doboka für Nicolaus filius Benes[11]); dann 1358, als Comes Nicolaus filius Benus de Radna und Magister Dominik de Gonbas die possessio Monyorows vocatam in comitatu de Doboka existentem verpfändet[12]); und schließlich 1361 als die Klausenburger cives et hospites in ihren Rechten auf den Handelsstraßen nach Bistritz bezw. Teckendorf, Reen und Neumarkt (Vásárhely) per viam Kalyan (ö. Klausenburg) versus villas Buza, Teke, Regun, Sarpatak, Monyorow et forum Siculorum bestätigt werden[13]). Hieraus geht hervor, daß die ursprüngliche Benennung des Ortes mit M- anlautete.

Man kann G. Kisch[14]) beistimmen, daß in dieser Form eine madjarisch-szeklerische Ortsbenennung zum Ausdruck kommt, der szeklerisch-dialektisch, und zwar volksetymologisch Monyorós (monyoró = mogyoró) = „Haselnußort" zugrunde liegt, woraus im deutschen Volksmunde *Mongəer-š > [tsə M-] Aŋgərs = „[in] Ungerdsdorf" entstand[15]).

Damit ist die Sache aber nicht abgeschlossen.

Man hat gerade in dieser Gegend slawischer Ursiedlungen allen Grund, auch hier an Ähnliches zu denken und eine slawische Ortsbezeichnung maňja „Gut, Landgut, Besitz" + row-u „Graben" anzunehmen[16]), was sich aus der Örtlichkeit rechtfertigen läßt.

---

[11]) Urkb., II, 107.

[12]) Urkb., II, 150.

[13]) Urkb., II, 191.

[14]) Siebenbürgen im Lichte der Sprache, S. 112.

[15]) Vgl. Maniersch, dial. Mañərš, madj. Magyarós, rum. Maghierus (urkundl. Poss. Monyoros, 1391 usw. bei Elisabethstadt. Urkb., III, 31; sowie Monyros 1393, Urkb., III, 49 usw.). Vgl. auch Manyrospatak (rivus) = Haselbach bei Torenburg 1323, Urkb., II, 379; dann Monyorós: Locus qui vocatur Mogorreuu 1228, Poss. Monorou nö. S-Regen (Csánki, V, 721, 722) usw.

[16]) Man vgl. auch die westl. Klausenburg gelegene poss. Petherthelke vel Monyoroallja (wie madj. Árokalja = „unterer Grabenteil" = Kallesdorf in der Nachbarschaft) sive Zomordok (was auch nur slawisch smrad — „stinkend" sein kann (Csánki, V, 414). Dasselbe heißt 1499 in volksetymologischer Anlehnung an monyoró „Haselnuß" Manyarosalja (ebenda).

Nun sehen wir dies Monyorow sozusagen vom Anfang urkundlicher Nachrichten an im Besitze madjarischer Herren. So ist z. B. THOMA[S] FARKAS DE MONYOROS im Jahre 1414 hier Besitzer, der mit dem benachbarten Baierdorf einen Streit wegen eines Grenzlandstriches führt[17]). Auf solche Weise madjarischer volksetymologischen Empfindung wird Monyoró (Haselnuß) das lokative Schluß-s (Monyorós) erhalten haben und der „Haselnuß-ort" als Madjarensiedlung empfunden worden sein: Mogyorós > Magyaros = Ungarischer Ort.

Aber im gleichen Jahrhundert ist der Ort bereits im Besitz einer ursprünglich gewiß deutschen Familie UNGOR: Um 1473 erhält JOHANN UNGOR (János) die Orte Botsch, Weilau, Gladen, Szászdisznojó und Sajó (= Schogen). Dieser reiche Mann besaß damals bereits (außer der Burg Vécs = Wetz, Répafalva = Rübendorf usw.) auch Monyoros[18]).

Mit der Zeit also mochte Monyorós als „Haseldorf" über Magyaros als „Magyarendorf" leicht als Übersetzungsname, nämlich als „Ungersdorf" (= „Dorf des Magyaren") empfunden worden sein. Und das in einer Zeit, als die reich begüterte Familie UNGOR (< deutsch Ungar[19]) auch in Ungersdorf[20]) Besitzrecht hatte (siehe oben)[21]). Der Ausgang des Namens war aber slawisch (siehe oben).

In Baiern stellt sich uns im Regierungsbezirk Schwaben die Einöde Ungers entgegen (bei Kimratshofer). Ähnliche ON. in Baiern sind Unger, Einöde bei Apfeltrang im BA. Kaufbeuern, wie Üngershausen im bairischen Unterfranken oder Ungerhausen im Regierungsbezirk Schwaben. Auf die moselfränkisch-ripuarische Überdachung sei von Ungershausen bei Jülich aus keine Folgerung gezogen, obwohl man doch berechtigt ist, urheimat-

---

[17]) Urkb., III, 623, Nr. 1748.

[18]) Das CSÁNKI (V, 541) gewiß mit Maniersch verwechselt hat (CSÁNKI, V, 921, 922). Andere Siedlungen dieser Art sind: 1. Monyoróság w. Torda, urkdl. 1435 Poss. Mogiorosd, 1456 Poss. Monyarossag, das zur Burg Léta gehörte; 2. Magyaró (Monyorós), nö. S-Regen, urkdl. 1228 Locus qui vocatur Mogorreuu, 1319 Poss. Monorou, das da der gräflichen Familie ERDÖDY gehörte (CSÁNKI, V, 721, 722). Dann aber 3. Maniersch (= madj. Szász-Magyaros im Kokler Komitat; s. o.), urkdl. 1391 Poss. Monyoros, das auch einmal den nádasdi Ungor (Nadesch liegt nicht weit davon) gehörte (CSÁNKI, V, 387, 388, Urkb., III, 63). — (An eine Etymologie slw. mokry, adj. „naß", mokrzyzna „nasser Ort" anzuknüpfen, ist wohl nicht berechtigt.)

[19]) Vgl. die madjarisierte Familie Ungerpek = (der) Unger-bäck(er); madj. pék = Bäck (Beck, ein schwäbisch-bairisches Dialektwort = „Bäcker").

[20]) Dabei eine Einöde Mittelberg. Vgl. dazu Szeretfalva (= *Mitteldorf) am Szeretberg = sbbg. mdartl. Zârət (mdartl. Zərətsel < rum. Sărăţel) sowie madj. Közbérc (urkdl. Kuzbirch, Küzbirch 1301, Urkb., I, S. 220), Cuzberch (1228, Urkb., I, S. 49) usw., und schließlich Mitteldorf (= madj. Középfalva) im Tal des Gr. Szamos, nördl. Bethlen.

[21]) Vgl. Anmerkung 18.

liche Ortsnamen und Geschlechter vergleichsweise heranzuziehen (siehe unten)[22]). Verdächtig ist auch ON. Angersdorf (Weiler) bei Kröning in N.-Baiern, wenn man an namengebende oder namengestaltende Beeinflussung glauben will[23]). Vgl. Angerstorf bei Wasserburg oder Onersdorf ebenfalls bei Kröning, das dann Durchgang durch ripuarisch-moselfränkischen Mund voraussetzen würde, wozu die Bedingung in madj. Monyoros ja gegeben war. Mit gutem Gefühl verweist schon G. KISCH (a. a. O.) auf Ungershausen bei Aachen, das mdartl. Oŋərshaužən heißt.

Im Sajó-Bachtale abwärts gelangen wir über Kindeln (Kinteln, vgl. Kindel bei Bonn), das moselfränkisch-ripuarische Gründung ist, usw. nach St. Andreas, madj. Sajó-Szent-András. Die mundartliche Namensform Tậndərš schreibt sich aus der madj. Namensform her, wobei das Auslaut-t von „[Szen]t" als Artikel empfunden wurde: (də)t.

Danach wäre zu schließen, daß es sich um ursprüngliche madjarische Gründung handelt. Doch heißt der Ort urkundlich zunächst (und zwar 1319) possessio Zentushaza, Scentushaza[24]), als König Karl den Magister Simon wieder in den Besitz von Groß-Schogen (Nogsoyou) Paßbusch (Pozpus) und anderer[25]) deutschen Ortschaften einsetzt bezw. dieselben Thomas comes Sirmiensis, Bachiensis et Orodiensis verleiht, nachdem er sie dem ungetreuen Andreas filius (d. i. Sohn des) Ipoch entzogen.

Es ist im ganzen Zusammenhang von nicht zu übersehender Wichtigkeit, daß sich in Baiern schon im 12. Jh. das Kloster St.-Andrä an der Treisen erwähnt findet[26]), das im 12.—13. Jh. als Stift St.-Andreas ver-

---

[22]) Die Einwendungen von MÁLYUSZ ELEMÉR „A középkori magyar nemzetiségi politika" (= Die mittelalterliche ungarische Nationalitätenpolitik) in den Századok, LXXIII, 1939, S. 406, 407 gegen meine Methode kann ich ruhig unbeantwortet lassen, da er sie in keiner Weise erfaßt hat, wie seine fehlerhafte Einstellung usw. beweist.

[23]) Im übrigen gibt es bei diesem Angersdorf auch ein Magersdorf. Und wer vermöchte allen naiven Gedankengängen von Einwanderern in dieser Beziehung nachzugehen, wenn im Weltkrieg ein Feldpostsoldat, der von Soleniki (in Russisch-Polen) kam, seinem Oberst meldete, er sei in Saloniki gewesen.

[24]) Urkb., I, 339, 340, Nr. 365: Nogsogou, Pozpus, Barla (Biereldorf), Serleng (Scherling), Symonteluke (Seimesdorf), Varhel (Burghalle), Radla (Radelsdorf), Hermanteluke (s. o.), Jordanfolua (Gorden), Sebus, Greseph (Fraisendorf), Solmus, Sarpataka, Sarumberg (Scharberg), Pinar, Knezeg, Vnkateluke, Kurtuelkopu (Birntor), Nogfilpus (Groß-Phlepsdorf), Kysebfylpus (Klein-Phlepsdorf), Zentushaza (ma. Tândərš), Haraztus et Bartaleusvyfolua (Bartholomäusdorf). Vgl. auch Urkb., I, 375, Nr. 405.

[25]) Poss. Zenthandryas 1358, Poss. Zenth Andreas 1362 (CSÁNKI, V, 405) usw. — Poss. Zenthandreas 1394, Nicolaus Lawina de sancto Andrea 1408 (Urkb., III, 99 und 427). Lawina ist ein slaw. Name.

[26]) Am 30. Dezember 1160 (Or. überl. Herzogenburg s. HORMAYRS Archiv, 18, S. 750). Ebenso am 31. Jan. 1197 (Mitt. J. f. österr. Gesch., VIII, 651).

zeichnet ist[27]). Allerdings könnte man auch an ripuarische Urbenennung bezw. geistliche Gründung von Köln aus denken, wozu aber die mundartliche Form nicht stimmt: 1320 zu sente Andrey zu Kolne.

Es steht eher zu vermuten, daß es sich hier um Doppelsiedlung bezw. Überdachung durch Moselfranken handelt, da der (spätere?) deutsche Name der Siedlung als Igel erscheint: 1230 villa Igalia[28]) iuxta fluvium Sajo minorem in qua est ecclesia beatae Andreae aedificata. Diese Kirche konnte wohl noch aus bairischer Siedlungszeit herstammen.

Der urkundliche Name Igel (villa Igalia 1173—1196) ist dann später wieder — und zwar bei der Entdeutschung — durch den madjarisierten Namen (Sajó-) Szent-András außer Gebrauch gekommen. Es ist nur natürlich, sofort an das urheimatliche Igel bei Trier zu denken, in welchem Ort, hart an der Straße, das 23 m hohe obeliskenartige, vierkantige römische Ehrendenkmal aus rötlichem Sandstein steht, das Secundinius Aventinus und Secundinius Securus ihren verstorbenen Eltern und Blutsverwandten errichteten.

Es ist ganz entschieden möglich, daß dieser urheimatliche Ortsname „Igel" durch eine vorgefundene slawische Ortsbezeichnung ausgelöst wurde (insbesondere, da das siebenbürgische Igel auch den deutschen Namen Lêrəsdorf führt, welcher an das in Luxemburg Igel ebenfalls benachbarte Liersberg gemahnt)[29]).

Die slawische Grundlage ist wohl abulg. igъla = igula „Nadel, Fichte" und deutet ganz einleuchtend auf ein Fichtengehölz, Nadelwald hin[30]).

---

[27]) Paul Ruf, Stud. z. Urkdw. d. B. v. Freising, 92. Ebendort anno 1157, 1190, 1210, 1220, 1250, 1266, 1290.

[28]) Das lux. Igel (röm. Igalia) kommt mit S. Dionysius in dieser Form schon im 11. Jh. vor. Mundartlich hieß es Egell (vgl. das Weistum von Igel 1537: Claiss Fassbender von Egell, Becker Peter von Egell. (S. Luxbg. Wörtb., 365.) — Eigentümlicherweise findet sich in der Nähe des luxemburgischen Igel der Ort Liersberg mit Laurentius. Vgl. unten das sbbg. Igel = Lerəsdorf.

[29]) Nicht umsonst wird der sbbg. wie lux. ON. mit dem Namen Laurentius in Verbindung gebracht (s. Fußnote 28), wonach auf dem Liersberg Laurentius verehrt wird; anderseits geht aus Kischs Anm. in seinem Nordsiebenbürgischen Namenbuch (81) hervor, daß im 13. Jh. ein Lörincz Besitzer von Igel = Leresdorf war, dessen Sohn 1288 den Ort dem sächsischen Gespan von Bistritz verkaufte. Kisch merkt an: „Bela III. 1173—1196 schenkte diese Ortschaft (Igalia) an Lob und seinen Bruder Thomas (Tamás). Von Lob kam diese Besitzung auf Csoma (Chama): „alig lehet kétség, hogy ezen Csoma utóda Viszló, kinek fia Lörincz fia Péter 1288-ban Szent-Andrást a Besztercéről való s utóbb Kajlai Welkyn (Welkjn) szász ispánnak eladta". Lêrəsdorf beruht nach G. Kisch ganz richtig auf villa Laurentii (Szolnok-Doboka-vármegye, VI, 31). — Vgl. Lörsfeld, Schloß bei Kerpen. Rgb. Cöln. In Siebenbürgen haben wir Lörinczfalva bei Neumarkt (Lörinzdorf: Lörinz > Lêrəs).

[30]) Berneker, Slav. Etym. WB., I, 423. — Etymol. gehört Iglau in der Zips entschieden hierher. (Vgl. Igal, Igor i. Heveser Kom. Csánki, I, 63.)

Der madjarisierte Kirchenheiligenname Zenthandras 1288, Sancto Andre 1340, Zentnandurjas 1345[31]) kommt erst im 13. Jh. auf, woraus klar hervorgeht, daß die Ortschaft von Deutschen, also entweder Moselfranken, oder Baiern, den Slawen abgenommen wurde, da die Benennung nach dem Ortsheiligen Andreas erst nachher erfolgte (vor 1230, siehe oben), der ja freilich auch deutscher Herkunft ist.

Baiern können die deutschen Ursiedler von Igel auch aus dem Grunde gewesen sein, weil wir in Baiern ebenfalls viele Igel-Orte finden: 1. Zunächst Iglbach in Niederbaiern bei Deggendorf (siehe oben)[32]); 2. Iggelheim, Bair. Pfalz; 3. Igelsdorf im bair. Ober- und Mittel-Franken sowie verschiedene andere, auch in Baden.

Auch adlig und bürgerlich kommt der Name Igel urkundlich in Baiern als Personenname vor. In den Monumenta Boica ist derselbe verschiedentlich zu belegen: 1. Igel, miles (Ratisponae)[33]), 1287; 2. Weichmann des Igels aidem, Bürger ze Pazzawe[34]), 1311; her Karel Igel (Regensburg), 1312[35]); her Karel der Igel (als Zeuge), 1326[36]); Igel, B. z. R., 1332[37]); cecilig des Igel tochter von Häschensperg, 1389[38]).

Es ist somit mit Recht zu behaupten, daß Szent-András auf slawischer Grundlage zunächst bairische Ansiedler erhielt, denen sich dann moselfränkisch-luxemburgische Ansiedler zugesellten (aus Igel, und die Leresdörfer), worauf dann bald auch die Madjarisierung der Ortschaft einsetzte[39]). Der rum. Name Sfântu, Sântu ruht entschieden auf der slawisch-madjarischen Namensform des 14. Jh.s. svęti (‚heilig'): 1319 poss. Zentushaza (siehe oben)[40]).

---

[31]) Urkb., III, 97—102. — Zenthandreas 1394 usw.

[32]) Dort auch Baumgarten (vgl. Baumgarten Bongard bei Lechnitz und Hermannstadt), Neustift (vgl. Neustift in Bistritz Obere Vorstadt) sowie Einöde Kollmann (vgl. FN. Kollmann in Bistritz), Zel (vgl. Zell Fam. N.).

[33]) Mon. Boica, LIII, Nr. 144 (Regensburg).

[34]) Mon. Boica, LIII, Nr. 267 (Regensburg).

[35]) Mon. Boica, LIII, Nr. 277 (Regensburg).

[36]) Mon. Boica, LIII, Nr. 517 (Regensburg).

[37]) Mon. Boica, LIII, Nr. 668 (Regensburg).

[38]) Mon. Boica, XI, S. 415: Nr. CV (Rymberg).

[39]) Ein Sankt-Andreas, das aber nicht deutsch ist, findet sich auch im Nyárádgebiet (Nbfl. des Mieresch). Vgl. Sankt-Andreasberg (Oberharz) s. o. Fußnote. — Ein Szász-András auch bei S-Regen; vgl. Sankt-Andreas, Rgb. Coblenz.

[40]) Die heutige mundartliche Form Tậndərš (wie Szent-András in der Umgebung heißt) kann auch durch altes bairisches Gefühl für ähnliche urheimatliche Ortsnamen wie auch durch die moselfränkische Eigenart, das Auslaut-t vom unverschobenen Artikel dat anzuziehen, gestützt worden sein. Man vgl. Tandern in Oberbaiern; Tondorf in Niederbaiern (vgl. Toindorf = Teckendorf wie bei Zeiden (†); Tondorf auch bei Schleiden usw.

Westlich von diesem Andersdorf breitet sich nach dem Großen Szamos zu die große „Heide" aus, deren Mittelpunkt Sächsisch-Breit (madj. Szász-Bréte, rum. Bretea)[41]) mdartl. Brêt ist. (Abwanderer daraus z. B. in Bistritz: Bredt.)

Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die Benennung „ąf dər hêt" (auf der Heide) auf bairischer Grundlage beruht. Eine Menge Personennamen aus Baiern dieser Art sind uns belegt: z. B. 1209 Ortliep ab der heide, u. a.[42]). Die moselfränkische Einlautung (hêt), auf der auch die madjarischen und rumänischen Namensformen beruhen, ist nach dem Dargestellten klar.

Über Bethlen (< Bethlehem), das noch römische Ruinen in der Nähe aufweist und dessen gräfliches Geschlecht (zwei Zweige) wohl nicht von französischer Herkunft ist (Guillaume le Cornu nach dem Chronisten Kézay, 13. Jh.), sondern auch deutscher Herkunft sein kann[43]), führt die Römerstraße über Retteg, deutsch Râkŋtâk (< slaw. reka + teka „Fluß + Fluß") weiter nach Klausenburg. Die Doppelbezeichnung des Ortes nach dem „Fluß", an dem es liegt, gewinnt Sinn und Verstand, wenn man bedenkt, daß der erste Bestandteil des Ortsnamens reka bei einziehenden Baiern Anschluß fand an Ortsbezeichnungen wie Reckendorf, deren es in Baiern mehrere gibt: z. B. einen Weiler bei Deggendorf und sonst Dörfer in Ober- und Unter-Franken, wie in Nieder-Bayern.

Bei der Vereinigung des Großen mit dem Kleinen Szamosch liegt die im 15. Jh. völlig entdeutschte Stadt Burgles[44]) (auf der Honteruskarte Burgloz),

---

[41]) Vgl. Breiten, Einöde BA. Rosenheim (Baiern) sowie mehrere Breitenau in Baiern, in Mittelfranken, bei Vilsbiburg, Wasserburg, Garmisch. Allerdings liegt auch an der Mosel bei Berncastel ein Breidt, dial. Brêt. Jedenfalls verlangen aber die madj. und rum. Endungen des Ortsnamens noch eine Endungssilbe auf -en, -au wie in den bairischen ONN. — Auch in unserem Brêt (madj. Bréte, rum. Bretea) mag es sich um moselfränkische Überdachung von bair. Ursiedlung handeln (ei > ê).

[42]) Mon. Boica, XI, 181: Num. LI Collatio parochie et dominii Arapruk cum annexis. 1. 1229 Ortlibus de Heida (Mon. Boica, LIII, Nr. 55); 2. Perhtold an der Heide (Regensburg; ebenda, LIII, Nr. 281) usw.; 3. 1313 her Reicher an der Haid (Obermünster; ebenda, LIII, Nr. 281) und andere. Vgl. auch 1388: aream quandam sub domo, quae fuit quandam fraemelini de Haida sitam (Regensburg; ebenda, XI, 415).

[43]) Vgl. villa Bethlehem 1040 (Lacomblet, Urkb., I, Nr. 173; Kloster und Forsthaus bei Bergheim a. d. Erft, Rgb. Cöln). Vgl. die vielen Bethlen in Siebenbürgen.

[44]) Der deutsche Name Burgles sieht stark nach Übersetzungsnamen aus, da wohl an kelt.-röm. deves (> Dées) „Burg" angeknüpft werden kann. Wie die Namensvermittlung gedacht werden soll, ist freilich unklar. (Bei Déva > Dewenbrig > Dimrich, der alten dakischen Römerstadt Decidava, rechtfertigt wenigstens das slaw. abulg. děva die „Jungfrauensage" (s. MÜLLER, Siebenbürgische Sagen, Nr. 251 bis 253. Völlig sagenhafte Deutung ist auch die Deescher Gründungssage bei MÜLLER, Nr. 355). Es soll zur gleichen Zeit wie Clus monasterium von Benediktinern mit Kloster Sanctus Benedictus gegründet sein.

madj. Dées[45]). Damit ist doch entschieden das im bairischen Oberfranken gelegene Burglesau in Verbindung zu bringen[46]).

Übrigens wird Dées so frühzeitig von König BÉLA IV. (1236) mit Szathmár-Németi in rechtliche Verbindung gebracht, daß auch von hier aus an bairischer Besiedlung nicht zu zweifeln ist. Als német wurden nämlich in Ungarn nur Baiern bezeichnet (siehe oben).

Der König verfügte in bezug auf seine hospites de Deswar: daß sie von den Verpflichtungen der Castrum-Bewohner frei seien, daß sie ferner in den Ort hinuntersteigen könnten ... et debeant determinabiliter iudicare in ipsa libertate qua hospites nostri de Zoloch (im Komitate Bihar oder Szabolcs) et de Zathmar[47]). Von Szathmár und Németi, die zum ersten Male 1331 zusammen genannt werden[48]), gilt aber die allgemeine Ansicht, daß die deutschen Siedler daselbst mit der Königin GISELLA aus Baiern hereingekommen und königliche Jäger gewesen seien[49]).

Auf dem weiteren Wege, der Römerstraße, nach Klausenburg liegt wieder eine unzweideutig einst bairische Siedlung, von deren deutscher Herkunft wir keine Ahnung haben. Es ist madj. Dengelég (urkundl. 1391, Dengelegh 1320), das sich an Dengling im BA. Regensburg anschließt. (An Denklingen im Rgbz. Cöln, wo in der Nähe auch Freckhausen und Derschlag liegen, könnte kaum gedacht werden. Ebensowenig an Denklingen

---

[45]) Das Ss. WB. verweist einfach auf mhd. burclazze „Burghöriger" (VA, XXXIII, 54; XXXIV, 28).

[46]) Burgloz erscheint auch auf der Karte des LAZIUS (Hungariae descriptio) An slaw. łoza „Weinrebe, Niederwald" ist wohl nicht zu denken.

[47]) Urkb., I, 74, S. 66. Vgl. ebenda, S. 84, 85, 86 (ex 1261), Nr. 94 und 95. Zathmar kann auf slaw. sad „Obstpflanzung" beruhen.

[48]) Urkb., I, 491, S. 447. Auch districtus de Zylag (Com. Szilágy), vgl. Zilah = Waltenberg im gleichen Komitat. In Baiern gibt es 4 Waltenberg.

[49]) König GEYSAS II. Ansiedlung umfaßte dann auch Nagybánya, und es folgten noch mehrere deutsche Ansiedlungen (s. Révai Lex., 17. Bd., S. 405). Auch von Désakna, dem Bergwerkort bei Dées heißt es 1291 von König Andreas III.: „... praefatis hospitibus nostris de Desakna congregatis et congregandis illam eandem libertatem contulimus et concessimus, qua libertate cives de castro Budensi et Strigoniensi et hospites de Zathmar ac aliarum liberarum villarum nostrarum perfruuntur ... et quod nullus ipsos possit iudicare praeter villicum eorum ab eisdem de communi voluntate electum ..." Jedenfalls war dies ein anderes Recht als das, das im Goldenen Freibrief 1224 (von König ANDREAS II. auf Grund der Freiheitsbriefe des Königs GEYSA II. den Flandrensern, bzw. Theutonici Ultrasiluani verliehen worden. — G. BARON BEDEUS „Ortsnamendeutung" bemerkt: „Daß die deutschen Ansiedler in Dees (deutsch Burgles) sich noch im 13. Jh. nach dem Freibrief BELAS IV. von 1366 im Rechtsverfahren an das Freitum der Deutschen in Szatmár hielten (TEUTSCH, Sachsengesch., 2, A. I, 16), deutet darauf hin, daß die Gründung der Ansiedlung in eine Zeit fällt, wo das Freitum von Hermannstadt noch nicht bestand" (KISCH, Nsbbg. NB., 28).

in Bayern Rgbz. Schwaben, oder Dinglingen a. d. Schutter in Baden, Kr. Offenburg, obwohl auch *Baden, madj. Bádon, rum. Badon dahin deuten könnten. Vgl. Baden im Schwarzwald, aber auch Badem im Kr. Bitburg, Rgbz. Trier II; u. a.) Den Einwanderungsweg auf der Römerstraße über das Meszesgebirge zeigt wieder das deutsche, madjarische wie rumänische Bewohner aufweisende Ér-dengeleg bei Groß-Károl (Nagy-Károly), rum. Carea mare (Szatmár) an.

Ob auch Dengel (madj. Szász-Dányán), südl. Neumarkt (Marosvásárhely; urk. Danyan 1394) hiemit in Verbindung steht, ist wohl kaum zu sagen. Die Bistritzer DENGLER-Familie stammt aber wohl aus Dengel, wenn sie nicht unmittelbar auf ON. Dingler bei Ravensburg, im Württembergischen Donaukreis, hindeutet.

Weiter westlich, wo der vereinigte Kalte und Warme Szamos den Nádasbach aufnimmt und sich dann nach Norden wendet, liegt Klausenburg, das alte römische Napoca, auf dessen Castrum noch heute die einst deutsche Kirche steht und östlich die schon 1222 von dem siebenbürgischen Bischof bedrückte Benediktiner-Abtei (madj.) Kolozsmonostor (monasterium beatae Mariae de Clus)[50]) anschließt, welche Siedlung den deutschen Namen Appesdorf führte (siehe unten). Das Rumänische hat, gegenüber der madjarischen Veränderung (Kuluzs-war 1316), bis heute den ursprünglichen Lautstand bewahrt: Cluj (< Clus-um, besser altmadj. Clus- mit š)[51]).

Wenn im Jahre 1348/49 deutsch Clusenburg[52]) und 1387 Clausenburg[53]) erscheint, so ist dies ein Zeichen, daß die Diphthongierung u > au gewiß nicht erst dem 14. Jh. angehört, sondern viel älter ist und mit der bairischen Diphthongierung wohl in Zusammenhang gebracht werden darf[54]). Clusenburg dürfte also der moselfränkischen Nachwanderung angehören, Clausenburg aber ursprünglich bairische Lautung wiedergeben (siehe unten). Die beiden Schreibungen gingen eben lange nebeneinander her, und moselfränkische Überdachung gelangte dabei keineswegs zum Siege[55]).

---

[50]) Urkb., I, 21, Nr. 33. — Noch 1568 stand an der Kirche in goldenen Buchstaben: Ecclesia Saxonum.

[51]) Vgl. KISCH, Sbbg., 69, 220, 304 und die sonst angeführte reiche Literatur: Kbl. 1898, 13 usw. usw. — „Vgl. dazu den altröm. ON. Clusium > ital. Chiusa . . ." (KISCH, Sbbg., 69.)

[52]) MÁRKI SÁNDOR, Kolozsvár neve (Földrajzi Közlemények, 1904, XXXII, 9), S. 10 wie Urkb., II, 51.

[53]) Kbl., 1898, 13. — Vgl. Clausenburg bei LAZIUS; 1579 Colosm. auf Karte des Joh. SAMBUCUS.

[54]) S. Einleitung dieser Untersuchung: SODF., I, 148.

[55]) Die südsbbg. Aussprache Kleôżmburiχ ist dabei jedenfalls der Diphthongierung angepaßt. Darüber an anderem Orte des Näheren. — CLUSSENBERCH noch auf der Reiterstatue des hl. Georg in Prag, nach Angabe des BOHUSLAV BALBINUS 1677 (Sbbg. Vjschr., 1935, 211).

Durch solche moselfränkisch-luxemburgische Überdachung erklärt sich wohl das heutige Zusammenklingen des nordsiebenbürgischen Klaużnburix mit lux. Klauzənbûrex[56]).

Wir vergleichen in Niederbaiern Klausenberg bei Achdorf a. d. Isar[57]). Dazu Klausen, Dorf im BA. Regensburg wie auch Einöde im BA. Altötting; ja auch Klausberg, Weiler im BA. Deggendorf, wo auch Waltersdorf mit dem nsbbg. Waltersdorf zu vergleichen wäre.

Leider ist hier nirgends ein Adel oder dergleichen festzustellen.

Dagegen scheinen sich von Kolozsmonostor aus deutlichere Anhaltspunkte für Klausenburg aus Baiern zu ergeben. Der deutsche Name Abtsdorf (siehe oben) ist in Baiern genugsam belegt: 1252 erscheint ein Ditricus de Abstorf als Zeuge in der Concessio feudi[58]). Im Jahre 1263 aber wird uns Folgendes überliefert: „Anno domini MCCLXIII on octaua S. Martini Domnus Ortlibus de Winchel confirmauit per consensum vxoris sue Domne Elyzabeth, et puerorum eius: Ortlibi, Hadmari et Elyzabeth, donationem quam priori fecerat septimana de Gertruda filia Ditrici de Abtsdorf, quam legauerat coram testibus Ecclesiae Altahensi[59])." Ebenso 1263: Wolfkango tunc prouisore in Abtstorf[60]). Schließlich erscheint 1323 in Abtsdorf = Oppersdorf bei Regensburg ein Vermächtnis: diu halben hueb ze Appesdorf (Regensburg)[61]) und 1333 eine mul ze Aprestorf[62]). (Es ist darunter wohl Abtsdorf im BA. Bamberg zu verstehen[63]).) Der sbbg. Ort heißt mdartl. ebenfalls Appesdorf 1568.

---

[56]) Klausen ist eine der drei Unterstädte von Luxemburg; iewešt K. = Eberhard-Klausen, 7 Stunden von Trier (Wb. d. lux. Ma., 228). Klausenburg liegt auf dem Klausenberg gegenüber der Moselmündung, wo die St.-Heribrechts-Kapelle mit der Klause zum ersten Male 1298 erwähnt ist. — Klausen ist auch ein Bergkloster zwischen Salm, Lieser und Mosel; spät errichtet: 1440.

[57]) -berg, -brich wird leicht mit burix (Burg) zusammengeworfen. Auch der Name der Benediktinerabtei madj. Kolozs-Monostor (Urkb., I, Villa sub monasterio B. Virginis situata, Monustur vocata, 1263) kann ebenso mit Münster im BA. Rottenburg oder Straubing usw. in Niederbayern, wie mit Münster bei Bingerbrück (Rgb. Coblenz) usw. verglichen werden. — Im übrigen erscheint Kolozsmonostor 1385 auch als Clusterburg (Clus monasterium).

[58]) Num. XXIX, Mon. Boica, XI, S. 40. Es gibt ein Abstorf inferior und superior in dieser Urkunde.

[59]) Mon. Boica, XI, S. 65: Num. LIII. Complacitaciones uariae.

[60]) Mon. Boica, XI, S. 40: Num. LVI. Compositio de eodem praedio.

[61]) Mon. Boica, LIII, Nr. 463.

[62]) Mon. Boica, LIII, Nr. 707.

[63]) Vgl. auch Abtsdorf bei Taaldorf in Oberbaiern. — Ob mit Abtsdorf auch Apahida (= „Brücke des Abts" für Mauteinahmen) zusammenhängt, ist fraglich: 1332 villa Apathyda (Urkb., I, 453), 1410 Appatchyda (Urkb., III, Nr. 1647), 1263 poss. Apathida.

Damit hätten wir Nordsiebenbürgen durchmessen und den Beweis erbracht, daß der geysanischen Besiedlung der Mitte des 11. Jh.s, die moselfränkisch-ripuarisch war, eine frühere, bairische Besiedlung vorausgegangen sein muß, woraus sich auch die bairische Diphthongierung des Nordsiebenbürgischen gegenüber dem palatalisierenden und gutturalisierenden Südsiebenbürgischen erklärt. Es ließ sich dies erweisen dadurch, daß wir in Nordsiebenbürgen[64]) nicht nur viel Ortsnamenmaterial, sondern auch lebendiges Menschentum, vor allem alten, urkundlich erweisbaren Adel nach Baiern hin lokalisieren konnten.

Der Abschluß erscheint ernst und würdig, wenn wir auch den Namen GRAS, des Siebenbürger Reformators JOHANNES HONTERUS[65]), von Baiern herleiten. Nach dem Album Oltardianum[66]) hieß Honters Vater GEORGIUS GRAS. Die Selbstbeilegung des Namens HONTERUS mag immerhin nach dem vorübergehenden Aufenthalt in Oberungarn, im Komitate Hont, erfolgt sein, und zwar im Gegensatz zu der Benennung des Vaters als Coriarius, die die Herkunft vernachlässigte. Damit wäre auch wieder die süddeutsche Herkunft der Familie unterstrichen, da wir wissen, daß die Ritter HUNT [> HONT] und PATZMANN [> PÁZMÁNY] in der Zeit des Fürsten GEYSA aus Süddeutschland (Schwaben) nach Ungarn kamen und sich im Eipelgebiet (Ipolyság) niederließen[67]), wo sie die Burg Hont erbauten, die heute kaum noch Trümmer erkennen läßt.

Zu diesen mag sich der Urahn der GRAS gesellt haben. Die Gras aber waren sicher Baiern. Wir unterscheiden in Baiern zunächst Grass bei Regensburg in der bairischen Oberpfalz; 2. Grass im BA. Aibling in Oberbaiern; 3. die beiden Einöden Grass im BA. Erding in Oberbaiern usw. Urkundlich aber erscheint der Ortsname Grass im 14. Jh.: 1. 1313 Ofmei deu alt Sûzinne von Grazze (südl. Regensburg)[68]); 2. 1321 mein haus datz Grazze[69]); 3. 1329 Grazz[70]); 4. 1338 haus Grasse [71]). Hiernach muß es sich wohl um ein vornehmes Geschlecht gehandelt haben.

Ob dieses Geschlecht mit dem Geschlecht GROSS irgendwie zusammenhängt (Grass > Gross?), ist nicht zu erweisen, wohl auch nicht wahrscheinlich, weil es in Baiern auch einen Ort Gross gibt (welcher Name in Nord-

---

[64]) Manche Ausstrahlungen zeigen bis nach Südsbbg. hin, wie sich deutlich bis nach Hermannstadt hin zeigt.

[65]) Vgl. HUSS, Die Reformation in Siebenbürgen usw., S. 6 (1936).

[66]) Vgl. ANDREAS OLTARD im Schriftstellerlexikon d. Sbbg. Deutschen, III, 28.

[67]) MAJLÁTH, „A Hunt-Pázmánok" (Turul 1883, 69—77) usw.

[68]) Mon. Boica, LIII, Nr. 282 sowie 283.

[69]) Mon. Boica, LIII, Nr. 400.

[70]) Mon. Boica, LIII, Nr. 567.

[71]) Mon. Boica, LIII, Nr. 952.

siebenbürgen verschiedentlich noch Träger hat): Gross, BA. Mallersdorf bei Heindling, Rgbz. Niederbayern.

Der siebenbürgische Ort Gros (frühzeitig entdeutscht) liegt im Quellgebiet des Laposbaches, eines Nebenflusses des Szamos, nördl. von Deés. Urkundlich aber ist uns in Baiern überliefert: 1340 ca. Cunr. Grazze schulth[eizz] ze Regenspurch[72]); 1324 S[igillum] Perchtoldi Grossi; 1345 Herrn Perchtolt dem Grozzen[73]).

Für die weiteren (entdeutschten) Siedlungen zwischen Klausenburg und Nösnerland bzw. Regener Ländchen, deren es eine Menge gibt, wie der Siebenbürgisch-deutsche Sprachatlas[74]) deutlich aufweist, fehlen leider urkundliche Unterlagen in der bisher angewandten Art. Es handelt sich um Orte, wie Oswald (vgl. St. Oswald, BA. Grafenau in Niederbaiern), Götz (vgl. Götzdorf, ebenda usw.), Legen (vgl. Legendorf, Bair. Pfalz), oder Posch[75]) (vgl. Posch in der Au, Einöde, BA. Ebersberg; oder Poschen, Weiler, BA. Traunstein) usw. — um nur einige wenige zu nennen.

Die deutschen Siedler der bairischen Kolonisationsperiode zogen sich — von den anderen „Nationalitäten", bedrängt — nach der moselfränkischen Kolonisation dem Kerne dieser zu: — an und in der Nösner Gau und in das Regener Ländchen hinein.

Der Nösnergau selbst (und damit Nösen = Bistritz, mundartl. Nîźn) scheint ursprünglich bairisch unterlagert gewesen und erst um die Mitte des 12. Jh.s unter König Geysa II. (1141—1161) moselfränkisch (ripuarisch) überdacht worden zu sein. In Baiern finden wir ja den vielsagenden Nies-gau (heute ein Weilername)[76]) im BA. Traunstein (bei Altenmarkt) in Oberbaiern. Daß sich dann bei der moselfränkisch-luxemburgischen Überlagerung dieser Name auch mit dem Namen des Heiligen Dionysius (> Dio-Nysius) verband (der in Nösen, Obere Vorstadt, ein Kirchenheiliger ist), ist gewiß keine Schwierigkeit. Ausgelöst ist der Name aber durch slawische Unterlagerung: sowohl in „Bistritz", als auch in „Nösen"[77]).

---

[72]) Mon. Boica, LIII, Nr. 982, S. 273.

[73]) Mon. Boica, LIII, Nr. 1111 (Regensburg). — Man erkennt deutlich, daß es sich hier nicht um eine Benennung „der Große" im Gegensatz zu „der Kleine" handelt, sondern daß wirklich Grazz zu Grunde liegen dürfte. (Vgl. Braune, Ahd. Gr. § 25, Anm. 1.) ON. Gras in Luxemburg, 1426 Grasse, kommt nicht in Betracht.

[74]) Leider immer nur noch im Manuskript vorhanden und woran die Arbeiten auf nunmehr schon 30 Jahre zurückgehen.

[75]) Dazu die durch Innenkolonisation und Wanderung in mehreren Gemeinden Nordsiebenbürgens ansässigen Poschner.

[76]) Vgl. auch Niesberg bei Passau, bei Rosenheim und besonders Wasserburg. Nîsnər, als Wartberg, gibt es auch bei Bistritz. Vgl. niuhsjan got. „kundschaften"; anord. niósnarberg „Ausguckshöhe" (G. Neckel, Germanen und Kelten, 61).

[77]) Die bairische Unterlagerung des heutigen Bistritzer Dialektes fand sicher schon slawische Siedlung vor, wie der Name „Bistritz" (bystrъ „schnell", ukrain.

Solches war der Gang der Deutschkolonisation in Nordsiebenbürgen: Slawische Unterlagerung, die häufig ähnlich klingenden Deutschnamen der Urheimat provozierte. Die Überlagerung war zuerst bairisch, dann erst moselfränkisch-ripuarisch (-luxemburgisch). Lebendig wurde sie dadurch, daß sich oft genug mit Namen lebendiger Personen, mit Namen urheimatlicher Geschlechter operieren ließ.

---

bystryća „Wildbach"; vgl. bezügl. Endung Regnitz, Pegnitz) dartut. Somit wird auch der bairische Nies-gau sich an slaw. Ortsnamen angeschlossen haben: etwa an slaw. nosa „Nase, Vorgebirge" (im Osten der Stadt beim Rubental). Urkundlich heißt die Stadt ja villa Nosa, Nosen, 1317—1320 villa Nosna (Urkb., III, 1406, 1403; I, 1309). Vgl. auch Nossendorf = rum. Năsăud, das KISCH als na svedu „beim mäuer" erklärt (Angleichung).

Der Hausbesitz im alten Pest

Von Ernst Häckel (Budapest)

(Schluß)*)

Nr. 22—30, 280, 281, 332, 374, 343—345, 401—405.

Begrenzt von der Hatvaner Straße, Herrengasse und der Neuen Welt, zwischen Hatvaner Tor und Kecskeméter Tor. Z. II/11—15, 149, 174, 195, 147 (179, 180), 146 (180), 208—210.

22. a) Franziskanerorden.
Qu.: GPr. II/110 v. 5. 11. 1702.

23 (> 20, 21, 22). a) Matthias Lambert Kohlbacher. — [Vgl. H. 9, 17, 33.] — Kpr. 1500 fl.
Qu.: GPr. I/92 v. 10. 12. 1693.

24 (> 23). a) Johann Stephan v. Werlein, Kameraladministrator zu Ofen.
b) Joseph Edmund Baron Werlein, Sohn des a (nach dessen Tod am 25. I. 1691). — Erbe.
c) Nikolaus (Johann) Wilfershaimb „der Röm. Kayl. Maystät Provianth Commißarius", Bürger (1696) (GPr.). — Kpr. 150 fl.
Qu.: GPr. II/1c v. 30. 8. 1694 (a—c), C/1696 (c).

25. a) Sebastian Kaspar Vorster, Proviantverwalter, Bürger (1698).
b) Johann Georg v. Harruckher, „Hoff-Cammerrath undt Proviantobrüstlieuthenant" (GPr.). — Schuldforderung in Höhe v. 1500 fl.[1])
Qu.: GPr. II/193 v. 13. 9. 1715 (a, b), C/1696 (a).

26. a) Hans Wilhelm Werben (Wirben, richtig Würnß), Barbier, Bürger (1692) (∞ mit Gertrud).
b) Gertrud, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1701. — Erbe[2]).
c) Christophorus Kubiczky mit Gertrud (=b). — Einheirat.
Qu.: GPr. II/98 v. 3. 6. 1702 (a—c), C/1996 (a).

---

*) Vgl. SOF VI (1941), S. 381 ff. — Die Zeichenerklärung zum quellenkundlichen Teil befindet sich in der ersten Fortsetzung der Arbeit. Ebenda, S. 382.

[1]) Die Obligation trägt das Datum: „Wienn den 1ten Jenner 1696" (GPr.).

[2]) Testament v. 2. 12. 1701. Vgl. GPr. II/98.

27. a) Paul Löw (Löb, Leeb), Schopper, Bürger (1690) (∞ mit Justiniana).
b) Georg Reiner mit Magdalena. — Kpr.?[3])
Qu.: GPr. II/175 v. 26. 6. 1714 (a, b), C/1696 (a).

28. a) Christoph Apps[4]) und Peter Schosch (= Soós). Beide teilen das Grundstück 1702 untereinander. Die abgetrennte Parzelle erhält P. Schosch mit Nr. 280.
b) Paulus Gutty mit Katharina. — Kpr. 210 fl.
Qu.: GPr. II/106 v. 13. 7. 1702 (a), II/182 v. 9. 1. 1715 (b), C/1696 (a).

280. Entsteht durch Abtrennung von Nr. 28 (s. oben!).
a) Peter Schosch (= Soós), Zismenmacher, Bürger (1699).
Qu.: Z. II/15.

29. a) Lenti Gergel, Bürger (1697).
Verläßt die Stadt während der Kuruzzenkriege. Seine Schulden belaufen sich nach 7 Jahren auf 360 fl., weshalb sein Haus geschätzt und von der Stadt verkauft wird.
b) Lasloi Imre. — Kpr. 150 fl.
Qu.: GPr. II/138 v. 18. 5. 1711 (a, b).

30. a) Johann Crafft (Krafft), Wirt, Bürger (1696). — Gratis.
b) Hans Adam Staub, Schmied, Bürger (1697). — Kpr. 60 fl.[5])
c) Andreas Mindel mit der Tochter des b. — Erbe.
Qu.: GPr. II/10 v. 26. 10. 1696 (a), II/82 v. 24. 5. 1702 (b), RPr. 14. 2. 1716 (c)[6]).

---

[3]) Paul Löw starb lt. BR. 1702, nach seinem Tod kam das Haus „in eine Crida" (GPr.) und wurde „durch die hierüber ergangene gerichtliche Schazung" an G. Reiner übergeben. G. Reiner ist vielleicht identisch mit Johann Georg Riemer, Bürger (1714).

[4]) Zweifellos identisch mit Abzi István, der in BR. 1692 als Besitzer des Hauses genannt wird.

[5]) Das Pester Ratsprotokoll v. 4. 7. 1698 erwähnt „Hauß Verkauff Zwischen Hrn Wappler vndt Hanß Adam Staub schmid"; es wäre demnach denkbar, daß das Haus nach Johann Crafft einem gewissen Wappler gehört hat und von diesem an Staub verkauft worden ist.

[6]) Auffallend ist, daß H. A. Staub in der Konskription 1715 nicht erwähnt wird, obzwar er erst 1716 sein Haus an den zukünftigen Schwiegersohn Mindel übergibt.

281. a) Jakob König, „Burgerlicher Sadler“[7]), mit Juliana. — Gratis.
b) Heinrich Härtl (Hartel). — [Vgl. H. 9, 37.] — Kpr. 140 fl.
Qu.: GPr. II/56 v. 8. 9. 1699 (a)[8]), II/78 v. 24. 5. 1702 (b).

332. a) Matthias Schermann, Fuhrmann, Bürger (1702)[9]).
Qu.: Z. II/174.

374. a) Fische Marton, Tagwerker, Bürger (1687). — [Vgl. H. 262.]
b) Küs Paul mit Elisabeth. — Gratis[10]).
Qu.: GPr. II/155, o. D. (vermutlich 1713) (a, b).

343. a) Jakob Scherer, Maurergeselle, Bürger (1702).
b) Stephan Glaßer, Hafner, Bürger (1702). — Kpr. 150 fl. (Angekauft von der Stadt.)[11])
Qu.: GPr. II/119 v. 2. 3. 1709 (a, b).

344. a) Matthias Kastner, Maurer, Bürger (1702).
b) Witwe des a. — Erbe.
c) Paul Zupper, Seiler, Bürger (1700)[12]) mit (Maria)[13]) Gertrudis. — Kpr. 40 fl.
Qu.: GPr. II/170 v. 1. 12. 1713 (a—c).

345. a) Stephan Rotthaubt (Rothaub), Büchsenmacher, Bürger (1696)[14]). — [Vgl. H. 392.] — Gratis.
b) Michael Vockh (Vogt), Fuhrmann, Bürger (1702)[15]). — Kpr. 25 fl.

---

[7]) In der BR. ist kein Bürger dieses Namens verzeichnet.

[8]) Beide Gewöhrprotokolle sind ohne Nummernangabe; daß es sich jedoch nur um 281 handeln kann, ergibt sich aus dem Vergleich mit der betreffenden Eintragung im Zaiger.

[9]) Laut RPr. v. 9. 5. 1702 kauft Schermann ein Haus von dem Fuhrmann Jakob Mayer (Bürger, 1701), der selbst im GPr. nicht genannt ist. Es könnte sich um Nr. 332 gehandelt haben.

[10]) Fische (laut BR. ein Hungarus) hat das Haus öde gelassen. Es wird daher gratis an b weitergegeben.

[11]) Das Haus fällt nach dem Tod des a als Caduc an die Stadt und wird von dieser weiterverkauft.

[12]) P. Zupper erscheint ein zweites Mal 1711 in BR.

[13]) Vgl. den vollen Namen in Test. a. a. 148.

[14]) Steph. Rothaubt erscheint ein zweites Mal 1699 in BR.

[15]) M. Vogt erscheint ein zweites Mal 1712 in BR.

c) Gertraut, Witwe des b, nach dessen Tod i. J. 1717. — Erbe.

Qu.: GPr. II/48 v. 14. 4. 1699 (a), II/77 v. 24. 5. 1702 (b), Test. a. a. 128 (c).

401. a) Paulus Pischurnoviz, Riemer. — Gratis.

Qu.: GPr. II/186 v. 1. 3. 1715.

402. a) Franz Ormosty mit Elisabetha. — Gratis (1714).

Qu.: GPr. II/243 v. 1. 6. 1718.

403. a) Philipp (Hans) Güß (Gieß), Sattler, Bürger (1712).

b) Michael Hofer (Hoffer), Drechsler, Bürger (1696) mit „Eheconsortin". — Kpr. 50 fl.

Qu.: GPr. II/192 v. 27. 8. 1715 (a, b).

404. a) Matthias Günscher (Günßer), Fuhrmann, Bürger (1713), mit Barbara. — Gratis.

Qu.: GPr. II/215 v. 1. 3. 1717.

405. a) Thomas Sciek mit „Ehe Consortin". — Gratis.

Qu.: GPr. II/206 v. 31. 8. 1716.

Nr. 51, 52, 83, 84, 287, 289, 444.

Begrenzt von Herrengasse, Hatvaner Gasse, Schultergassel, Getreidemarkt und Bayrischer Gasse. Z. II/26, 42, 152, 230.

51. a) Johann Praunßreither (Braunreutter), „Würtschafftler" (BR.), Bürger (1693) (∞ mit Susanna). — Trennt später ein Spatium als Nr. 287 ab (s. unten).

b) Susanna, Witwe des a, und deren Sohn. — Erbe.

c) Severin Mohr, Schneidermeister, Bürger (1712), mit Barbara. — [Vgl. H. 85.] — Kpr. 380 fl.

d) Johann Georg Mutz, „Schüldtwürth zum gulden Rütter" (BR.), Bürger (1715), mit dessen „Ehewürdthin". — Kpr. 470 fl.

Qu.: GPr. II/102 v. 18. 6. 1702 (a), II/161 v. 12. 7. 1713 (b, c), II/178 v. 10. 9. 1714 (d), C/1696 (a).

287. Entsteht durch Abtrennung von Nr. 51 (s. oben).

a) Matthias Glaß, Schneidermeister, Bürger (1698). — Kpr. 200 fl.

Qu.: GPr. II/103 v. 18. 6. 1702.

52. a) Provianthaus (Z. II/26).
b) „Ihro eccellenz Hr. General Heißler“ (Z. II/26) = Donatus Graf Heußler von Haidershaim, Generalkriegskommisarius[16]). — [Vgl. H. 277.]
c) Johann Balthasar Pöckh (Böck). — [Vgl. H. 31.]
Qu.: Z. II/26.

83 (>259). a) Stephan v. Karpfenstein[17]), Bürger, mit Elisabetha. — Kpr. 50 fl.
b) Elisabetha, Witwe des a, und deren Sohn Franz Karpfenstein, „Ein Edlmann“ (BR.), Bürger (1715). — Erbe. — Verkaufen ein Spatium als Nr. 444 (s. unten).
Qu.: GPr. I/9 v. 31. 7. 1687 (a)[18]), II/223 v. 1. 9. 1717 (b).

444. Entsteht durch Abtrennung von Nr. 83 (s. oben).
a) Matthias Payer (Payr), Schneidermeister, Bürger (1715), mit Maria Elisabetha. — Kpr.?
Qu.: GPr. II/223 v. 1. 11. 1717.

84. a) Franciscus Fittos (Fidos), „Ein Edlmann“ (GPr.). — Gratis.
b) Johann Beatus Neander. — [Vgl. H. 17, 23.] — Kpr. 2350 fl.
Qu.: GPr. II/19 v. 26. 6. 1697 (a), II/109 v. 5. 10. 1702 (b).

289. a) Adam Kemesy.
b) Simon Machariz, Kürschner. — Kpr. 150 fl.[19])
Qu.: GPr. II/179 v. 1. 10. 1714 (a, b).

---

[16]) Zeichnete sich im Kampfe gegen die Türken aus, starb am 26. 8. 1699 an einer Verwundung in Szegedin.

[17]) Stephan v. Karpfenstein ist vielleicht identisch mit dem kaiserlichen Offizier und Stadtrichter von Pest Johann Christoph Karpfenstein (richtiger: Jeancsics de K.). In BR. gibt es weder einen Stephan noch einen Johann Christoph K.

[18]) Z. II/42 nennt als Besitzer des Hauses auch den Edelmann Franz Serede, der dann auch in GPr. II/19 als Nachbar von Nr. 84 erwähnt wird. Er könnte das Haus nur vor Karpfenstein besessen haben.

[19]) Nach dem Tode des a und seiner Gattin fällt das Haus an die Stadt und wird von dieser 1710 an b verkauft.

Nr. 53—55, 85—87, 286, 391, 392.

Begrenzt von Herrengasse, Bayrischer Gasse, Franziskanergasse. Z. II/27, 28, 43, 44, 152, 203, 204.

53. a) Franz Romler (Ramler), Bindermeister, Bürger (1695). — Verkauft ein Spatium als Nr. 286 (s. unten).
b) Witwe des a, deren Sohn und deren Tochter Johanna. — Erbe.
c) Matthias Grattl, Binder, Bürger (1711), mit Johanna, Tochter der b. — Einheirat.
Qu.: GPr. II/43 v. 8. 2. 1699 (a), II/239 v. 1. 6. 1718 (b, c), BR. 1695 (b).

286. Entsteht durch Abtrennung von Nr. 53 (s. oben).
a) Joseph Durchnwalt (Durchenwald), Bader, Bürger (1701), mit Susanna. — Kpr. 372 fl.
b) Susanna, Witwe des a. — Erbe.
c) Martin Riemer, Fleischhacker, Bürger (1713), mit Katharina. — [Vgl. H. 181.] — Kpr. 400 fl.
Qu.: GPr. II/182 (vermutlich Januar 1715) (a), II/217 v. 24. 5. 1717 (b, c).

54 (> 42)[20]. a) Jakob Jäger.
b) Matthias Wittmayr, Schuhmacher, Bürger (1692). [Vgl. H. 82.] — Kpr.?
c) Eva Christina, Tochter des b, nach dessen Tod i. J. 1709. — Erbe.
d) Johann Baumgarttner, Sattlermeister, Bürger (1710), mit Eva Christina (= c). — Einheirat.
Qu.: RPr. v. 18. 11. 1692 (a), GPr. II/75 v. 24. 5. 1702 (b), II/204 v. 6. 7. 1716 (c, d), Test. a. a. 119 (c), C/696 (b).

55. a) Melchior Köppel (Keppel, Küppel), „Kaysl. Pruckh Einnehmer“ (BR.), Bürger (1692) (∞ mit Cäcilia). — [Vgl. H. 87.] — Vereinigt später Nr. 55 mit angrenzender Nr. 87.
b) Cäcilia, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1703. — Erbe.

[20]) RPr. v. 18. 11. 1692 erwähnt, daß M. Wittmayer des verstorbenen Jakob Jäger Haus Nr. 42 kauft. 42 ist zweifellos die alte Nummer des Hauses 54.

c) Rupertus Ignatius Pestaluczy, „Schüldtwürth zum Grünen Baum“ (BR.), Bürger (1714), mit „Ehe Consortin“ (= Rosalia, geb. Schweidler). — [Vgl. H. 87.] — Kpr. 600 fl.

Qu.: GPr. II/20 v. 11. 8. 1697 (a), II/174 v. 1. 6. 1714 (b, c), C/1696 (a), Test. a. a. 30 (b).

85. a) Paul Scholesy (Silezi, Szölösy), Zismenmacher, Bürger (1693). — Wegen Schulden mußte das Grundstück in drei Teile geteilt werden; vgl. Nr. 391, 392.

b) Severinus Morr (Mohr), mit Barbara. — [Vgl. H. 51.] — Kpr. 260 fl. (für das dem a verbliebene Drittel).

Qu.: GPr. II/77 v. Mai 1702 (a), II/178 v. 10. 9. 1714 (b).

391. Entsteht aus Nr. 85 (s. oben).

a) Peter Riemer (Riener), Fleischhacker, Bürger (1700), mit Maria. — Kp. 208 fl.[21])

Qu.: GPr. II/129 v. 3. 1. 1711.

392. Entsteht aus Nr. 85 (s. oben).

a) Stephan Rothaubt (Rothaub), Büchensenmacher, Bürger (1696), mit Anna Maria. — [Vgl. H. 345.] — Kpr. 150 fl.

Qu.: GPr. II/129 o. D. (vermutlich 3. 1. 1711).

Nr. 88—91.

Begrenzt von Franziskaner-, Kecskemeter-, Paulinergasse und Köröschergässel. Z. II/44—46.

88 (> 231). a) Michael Putsch, Zischmenmacher, Bürger (1688). — Kpr. 10 fl.

b) Jakob Meches[22]), Fleischhacker, Bürger (1688), mit Anna Katharina. — Kpr. 370 fl.

Qu.: GPr. I/51 v. 1. 12. 1688 (a), II/3 v. 5. 8. 1696 (b), C/1696 (b).

---

[21]) RPr. v. 30. 12. 1700 nennt Peter Riener (sic!) gleichfalls im Zusammenhang mit einem Hauskauf; es heißt dort: „kaufft ein stuckh von des frantz Ramblers (= Ramler) hauß“. Ramler war Besitzer des an 391 angrenzenden Grundstücks Nr. 53.

[22]) PÁSZTOR, a. a. O., S. 221, schreibt Méhes, dgl. RÓMER, der ihn als Madjaren bezeichnet. Demgegenüber steht fest, daß Meches laut BR. „Von Marchöckh“ (= Marchegg in N.-Ö.) stammt, demnach wahrscheinlich Deutscher ist.

89 (> 233). a) Tattar Istvan mit Judtka. — Kpr. 20 fl.
b) „Reverendus Dominus Joannes Putaniz, Archidiaconus Neogradiensis et Canonicus strigoniensis", Bürger (1695). — [Vgl. H. 90.] — Kpr. 160 fl.
Qu.: GPr. I/80 v. 15. 7. 1692 (a), II/9 v. 19. 10. 1696 (b), C/1696 (b).

90. a) Mihal Tott. — Kpr. 10 fl.
b) Joannes Putaniz. — [Vgl. H. 89.] — Kpr. 10 fl.
Qu.: GPr. II/6 v. 9. 8. 1696 (a), II/9 v. 19. 10. 1696 (b).

91. a) Mihal Tott. — Kpr. 10 fl.
b) Georginus Turpis, Zischmenmacher, Bürger (1692). — Kpr. 280 fl.
Qu.: GPr. II/5 v. 9. 8. 1696 (a), II/52 v. 30. 7. 1699 (b).

Nr. 56—58, 92—96, 291.

Begrenzt von Herrengasse, Köröschergässel und Paulinergasse. Z. II/28, 29, 46 bis 48, 153.

56. a) Peter Kovacs (Kovachs).
b) Georg Rackida (Rakita), Fleischhackermeister, Bürger (1696). — Kpr.?
c) Juditha, Witwe des b. — Erbe.
d) Jeremias Dopländer (Doblander), Maurer, Bürger (1699), mit Maria Anna. — [Vgl. H. 380.] — Kpr. 300 fl.[23])
Qu.: GPr. II/120 v. 16. 7. 1709 (a, b), II/206 v. 1. 9. 1716 (c, d).

57. a) Hans Pachschneider (Backschneider), Maurer, Bürger (1696), mit Maria Barbara. — [Vgl. H. 394.]
b) Ivan Juris. — Kpr. 200 fl.
Qu.: GPr. II/83 v. 24. 5. 1702 (a), II/151 v. 15. 9. 1712 (b), C/1696 (a).

58. a) Johann Baur (Bauer), Schiffverwahrer, Bürger (1696).

[23]) Das Haus fiel nach dem Tode von b und c an die Stadt und wurde von dieser an d weiterverkauft.

b) Michael Mayer, „Stöckhlschneider et Weinzöttl“ (BR.), Bürger (1710), mit Juditha. — [Vgl. H. 75, 266.] — Kpr. 500 fl.[24])

Qu.: GPr. II/73 v. 28. 4. 1702 (a), II/263 v. 24. 9. 1718 (b), C/1696 (a).

92. a) Joannes Monar, Bürger (1695).

Qu.: GPr. II/95 v. 3. 6. 1702.

93. „Der Köröser Haus“ (Z. II/47).

94. a) Martin Auer (Auerer, Hauer), Schuhmacher, Bürger (1692), mit Ursula. — [Vgl. H. 449.]

b) Daniel Bruneli (Brunelli), „gewester Haubtmann des Löbl:n Gral: graff Rabutinischen Regts, dann die Hoch- undt wohlgebohrne Frau Frau Francisca eine gebohrne Graffin v. Paratheyßer“ (GPr.). — Kpr. 1100 fl.

Qu.: GPr. II/99 v. 3. 6. 1702 (a), II/228 v. 13. 12. 1717 (b), C/1696 (a).

95. a) Samuel Nachtigall, Tischlermeister, Bürger (1693), mit „Ehe Consortin“.

Qu.: GPr. II/144 v. 13. 8. 1711, C/1696.

96 (>247). a) Stephan Apczy[25]), Bürger (1692). — Kpr. 20 fl.

b) Johann Nußpickher (Nußbicker), „Kayl. Stuckhgiesser vnd Raths Verwandter“ (GPr.), Bürger (1696). — Kpr. 350 fl.

c) Witwe des b, nach dessen Tod i. J. 1714.

Qu.: GPr. I/85 v. 15. 7. 1692 (a), II/90 v. 3. 6. 1702 (b), Test. a. a. 90 (c).

291. a) Johann Tribul (Tribl), „Pixenschiffter“ (BR.), Bürger (1700).

b) Burian Istvan, Schneidermeister, mit Eheconsortin.

Qu.: GPr. II/154 v. 3. 3. 1713 (a, b).

---

[24]) Das Haus wurde wegen einer „dem Weylandt (Titl:) Hn Christoph v: Vorstern seel:n noch in A:o 1698 lauth obligaõn auffrecht schuldig wortenen Summam Pr: 2000 fl.“ auf Klage der Vorsterischen Erben gerichtlich geschätzt und an b verkauft.

[25]) Zweifellos identisch mit dem Christoph Apps, Besitzer des Hauses Nr. 28.

Nr. 165—169, 290, 399.

Begrenzt von Getreidemarkt, Kecskemetergasse, Franziskanergasse und Spargässel. Z. II/83—85, 153, 207[26]).

165. a) Sabo Istvan.
b) Stoßa Kokitz. — Kpr. 500 fl.
Qu.: GPr. II/69 v. 2. 5. 1701 (a, b).

166. a) Christoph Sottenberger, „Kaysl. bruech Knecht" (GPr.).
b) Franz Scopek (Schopek), Apotheker (GPr.), Materialist (BR.), Bürger (1695). — Kpr. 40 fl.
Qu.: GPr. II/14 v. 2. 12. 1696 (a, b), II/246 v. 1. 7. 1718 (b), C/1696 (b).

167 (> 225). a) Johann Szucz (= Szücs?). — Kpr. 10 fl.
b) Joannes Petroschiz (Petrovitz), Kürschner, Bürger, mit Katharina. — Kpr. 10 fl. (1692).
Qu.: GPr. I/86 v. 15. 7. 1692 (a), II/254 v. 1. 7. 1718 (b).

168 (> 226). a) Michal Cesar (Czisar), Bürger (1689), mit Katharina und Sohn Peter.
Verkauft 1703 ein Spatium des Grundstückes mit Nr. 399 (s. unten).
Qu.: GPr. I/83 v. 15. 7. 1692.

399. Entsteht aus Nr. 168 (s. oben).
a) Marian Stojanoviz. — Kpr. 213 fl. (1703).
Qu.: GPr. II/259 v. 1. 7. 1718.

169. a) Johannes Gentesci (Gyügoschj, Gyöngesi), Bürger (1687).
Laut Z. II/85 wurde ein Spatium mit Nr. 290 abgetrennt und verkauft (s. unten).
b) Joannes Hegymasy, Bürger und Ratsverwandter[27]).
c) Maximilian Joseph Wuda (Buda), „der Kgl. Frey Statt Pest Statt Cancelist" (GPr.). — Kpr. 250 fl.
Qu.: Z. II/85 (a), GPr. II/163 v. 18. 7. 1713 (b, c), C/1696 (a).

---

[26]) Laut Angaben im Z. II sollen sich die Häuser Nr. 165—169 in der Franziskanergasse befunden haben. Dies dürfte ein Irrtum sein. In Wirklichkeit scheinen die in unserem Plan angegebenen Lageverhältnisse zuzutreffen.

[27]) Vgl. GPr. II/163: „nach dessen (Hegymasy) undt dessen Ehe Consortin zeithl: hintritt aber, da wegen eines Concurses creditorum solches (Haus) einige zeith plus offerenti gerichtl. feyl gebotten worden ... ist ged. Hauß vermög Statt Raths Prothocoll de Dato 12ten May 713" verkauft worden.

290. Entsteht aus Nr. 169 (s. oben).
a) Cismadi Ferens. — Kpr.?
Qu.: Z. II/85, 153.

Nr. 164, 170—173.

Begrenzt von Getreidemarkt, Unterer Bayrischen Gasse, Spargässel, Franziskanergasse und Leopoldgasse. Z. II/82, 85—87[28]).

164 (> 81). a) Stephan Presburger, „Würtschaffter" (BR.), Bürger (1691). — Kpr. 10 fl.
b) Joseph Lockhinger mit Judith (= Tochter des a). — Erbe (nach dem Tod des a i. J. 1704).
c) Antoni Alter, Strumpfstricker, Bürger (1706), mit Maria Magdalena. — [Vgl. H. 208.] — Kpr. 730 fl.
d) Wolff Conradt, Weißbäcker, Bürger (1706), mit Maria Anna. — [Vgl. H. 208.] — Tausch gegen Nr. 208.
Qu.: GPr. I/84 v. 15. 7. 1692 (a), II/208 v. 1. 1. 1717 (b—d), C/1696 (a).

170. a) Kosoni Thomas.
Qu.: Z. II/85.

171. a) Schodos Istvan, Bürger.
b) Joseph Mißlab, Seifensieder, Bürger (1712), mit Rosina. — Kpr. 250 fl.
Qu.: GPr. II/89 v. 3. 6. 1702 (a), II/198 v. 27. 2. 1716 (b).

172. a) Burghard Langmandl (Langmantel), Schlosser, Bürger (1689).
b) Georg Rath[29]).
c) Martin Pindter (Binder), Wirtschafter, Bürger (1695).
Qu.: Z. II/86 (a), C/1696 (a), GPr. II 93 v. 3. 6. 1702 (c).

173 (> 80). a) Schimonoviz Peter (Simmonovitz), Kürschner, Bürger. — Gratis.
Qu.: GPr. I/76 v. 15. 7. 1692.

---

[28]) Der Stadtplan von SCHMALL, der unserer Karte zugrunde liegt, verzeichnet in obigem Häuserblock irrtümlicherweise auch die Nummern 305, 306 und 307, die sich laut ZAIGER ganz anderswo befinden.

[29]) Die Besitzverhältnisse von Nr. 172 sind nicht ganz klar. Georg Rath ist uns nur im RPr. v. 7. 11. 1696 als Nachfolger von a belegt. Die betreffende Stelle lautet: „Purckart Langmantel verschreibt sein Hauß dem Georg Rath."

174 (> 77). „Ain 4 ökhender Platz in das schulter gäßl an der Leopold und Vnter bayrischen gassen . . .“ Z. II/87.

a) Nad (= Nagy?) Gergel, mit Eheweib Papi Judtka. — Kpr. 20 fl.

b) Joannes Imbre, „Perceptor Jnclytorum Comitatuum Pest, Pilis et Sold unitorum“ (GPr.). — Kpr. 485 fl.

Qu.: GPr. I/82 v. 15. 7. 1692 (a), II/86 v. 1. 6. 1702 (b).

Nr. 152—163, 449.

Begrenzt von Franziskanergasse, Leopoldgasse und Kecskemetergasse. Z. II/76 bis 82, 232[30]).

152. a) Kaspar Rüss (Riess), Binder, Bürger (1693), mit Magdalena. — Gratis.

b) Magdalena, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1701. — Erbe.

c) Magdalena (= b), nach ihrer Verehelichung mit Matthias Göschinger (Keschinger), Binder, Bürger (1706).

d) Magdalena, Witwe des c, nach dessen Tod i. J. 1710.

Qu.: GPr. II/66 v. 14. 2. 1701 (a), II/247 v. 1. 7. 1718 (c), C/1696 (a), Test. a. a. 62 (b), Test. a. a. 32 (d).

153 (> 243). a) Franciscus Söder (= Sötér), Stuhlrichter zu Pest, Bürger (1687). — Kpr. 10 fl. [Vgl. H. 162, 178.]

b) Johann Maximilian Biettner (Bidtner, Püttner), „deß Löbl: Baron Pfefferhoffischen Regiment Auditor“ (GPr.), Bürger (1696). — [Vgl. H. 178.]

c) Paul Jorg[31]). — Kpr. 220 fl.

d) Dominika Jörg, Witwe des c. — Erbe.

e) Paul Georg und Matthias Ciproviz = Söhne der c und d. — Erbe.

Verkaufen ein Spatium mit Nr. 449 (s. unten).

Qu.: GPr. I/23 v. 31. 8. 1687 (a), I/71 v. 10. 6. 1692 (b), II/18 v. 15. 4. 1697 (c, d), II/233 v. 1. 2. 1718 (e).

---

[30]) Laut Z. II befinden sich die Häuser Nr. 152—154 in der Kecskemetergasse; darnach hätte sich die in der Nord-Süd-Richtung verlaufende Kecskemetergasse bei Nr. 154 in eine nach Westen (zur Donau hin) abzweigende Seitengasse gleichen Namens gespalten. Wahrscheinlich ist, daß dieser Gassenteil — praktisch eine Fortsetzung der Paulinergasse — ebenfalls Paulinergasse geheißen hat.

[31]) Z. II/77 schreibt: „Paul Guralovitz oder Paul Jorg“, GPr. II/233: „Paul Georg Ciproviz“. Jorg ist demnach nur Taufname, Familienname scheint Ciproviz gewesen zu sein. Vgl. hiezu e!

449. Entsteht durch Abtrennung von Nr. 153.
a) Martin Auer, Schuhmacher. — [Vgl. H. 94, 161.] — Kpr. 300 fl.
Qu.: GPr. II/232 v. 1. 2. 1718.

154. Das Haus der Kecskemeter.

155. a) Aegidius Reutter (Reitter), Schildwirt zum weißen Ochsen, Bürger (1694), mit Eva Rosina.
b) Eva Rosina, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1709. — Erbe.
Qu.: GPr. II/74 v. 24. 5. 1702 (a), II/243 o. D. (b), C/696 (a).

156. a) Michael Schach, Hafner, Bürger (1692). — Gratis.
b) Samuel Franz Herosch (Herusch, Herisch), Lederer, Bürger (1689), mit Maria Elisabeth. — [Vgl. H. 142, 273.] — Kpr. 400 fl.
c) Kaspar Pataky, Komitatsstuhlrichter. — Kpr. 400 fl.
d) „deß H^{n} Fitos seel: ^{n} Erben" (GPr. II/180). — Erbe[32]).
e) Martin Seleczky, Obristwachtmeister, mit Elisabeth Magdalena. — Kpr. 670 fl.
Qu.: GPr. II/64 v. 8. 12. 1700 (a, b), II/110 v. 30. 9. 1702 (c), II/180 v. 20. 9. 1714 (d. e).

157. a) Sande Peter[33]).
b) Paul Grünwalt (Grünewald), „Bixenschiffter" (BR.), Bürger (1687). — Kpr.?
c) Witwe des b und Sohn Ferdinand Johann. — Erbe.
d) Georg Albrecht, Schneidermeister, Bürger (1712), mit Anna Rosina. — Kpr.?
Qu.: GPr. II/140 v. 22. 8. 1711 (b, c, d), Z. II/79 (a).

158. a) Sabon Janocs (= Szabó János?), Schneider. — Gratis.
b) Matthias Hassy (Hatschi). — Kpr. 58 fl.
c) Eva Haczin, Witwe des b, und ihr Sohn Jakob Haczy. — Erbe.

[32]) Der Übergang von c auf d ist nicht ganz klar. GPr. II/180 schreibt: „undt weillen dießes Hauß vormahls dem H^{n} Casparo Pataki aigenthumblich zugehörig an deß H^{n} Fitos seel: ^{n} Erben titulo haereditario gedigen".

[33]) Vermutlich identisch mit Petrus Sanday in C/696; vgl. daselbst: „nutrit se navigando".

d) Johannes Küblwirth, Tischlermeister, Bürger (?)[34]), mit Barbara. — Kpr. 300 fl.
Qu.: GPr. II/5 v. 8. 8. 1696 (a), II/96 v. 3. 6. 1702 (b), II/245 v. 1. 7. 1718 (c), II/257 o. D. (d).

159. a) Sabon Janocs. — [Vgl. H. 158.] — Kpr. 6 fl.
b) Thomas Ivanovicz. — Kpr. 50 fl. (1703).
c) Anna, Witwe des b, und ihr Sohn Jakob. — Erbe.
Qu.: GPr. II/4 v. 8. 8. 1696 (a), II/259 v. 1. 7. 1718 (b, c).

160 (> 83). a) Jakob Gering, Zimmermann, Bürger (?)[35]).
b) Maria Magdalena, Witwe des a. — Erbe.
c) Peter[36]) und Michael Bobitsch (Bobiz). — Kpr. 100 fl.
Qu.: GPr. I/66 v. 8. 7. 1692 (a—c).

161 (> 84, 85). a) Georg Molthauer (Moldauer, Modauer), Tausendkünstler, Bürger (1689). — Gratis.
b) Eva, Witwe des a, nach dessen Tod i. J. 1717. — Erbe.
Qu.: GPr. I/90 v. 15. 7. 1692, II/27 v. 5. 3. 1698 (a), III/10 v. 20. 5. 1719 (b), C/696 (a).

162 (> 86). a) Johann Mülner, mit Theresia. — Kpr. 25 fl.
b) Thomas Sötér, mit Johanna Meszaros.
Qu.: GPr. I/90 v. 15. 7. 1692 (a), II/6 v. 10. 8. 1696 (b), C/715 (b).

163 (> 87). a) Katharina Wassermannin, Witwe, Bürgerin (1687). — Kpr. 200 fl.
b) Franz Hoffer (Hofer), Officialis Cameralis, Bürger (1696). — Kpr. 1400 fl.
c) Maria Theresia, Witwe des b. — Erbe.
d) Johann Georg Püchler (Bichler), Eisenhändler, Bürger (1713), mit Eva Maria. — Kpr. 1000 fl.
Qu.: GPr. I/28 v. 22. 9. 1687 (a), II/21 v. 10. 9. 1697 (b), II/180 v. 1. 10. 1714 (c, d), C/696 (b).

---

[34]) BR. kennt keinen Bürger dieses Namens.
[35]) BR. erwähnt keinen Bürger dieses Namens.
[36]) Vermutlich identisch mit dem in C/696 genannten Hausbesitzer Bovitsch Petrus.

Nr. 194—201, 301, 406.

Begrenzt von Leopoldgasse, Pfarrgässel und Unterer Bayrischen Gasse. Z. II/97 bis 101, 158, 211.

194. a) Matthias Maister (Meister), Zimmermeister, Bürger (1694) (∞ mit Rosina). — [Vgl. H. 215.] — Kpr.?
b) Johannes Huszar, „Inclytorum Pest, Pilis et Solt unitorum comitatuum perceptor" (GPr.), mit Juliana Teöteösy. — Kpr. 1100 fl.
Qu.: GPr. II/123 v. 24. 10. 1709 (a, b), C/696 (a).

195. a) Peter Tampo (Tompa).
b) Franz Sagmaister, Schildwirt zum weißen Kreuz, Bürger (1700), mit Maria Agatha. — Kpr. 90 fl.
c) Maria Agatha, Witwe des b. — Erbe.
d) Georg Joseph Gerstl[37]), mit Susanna. — Kpr. 900 fl.
Qu.: GPr. II/104 v. 13. 7. 1702 (a, b), II/224 v. 16. 9. 1717 (c, d).

196 (> 203). a) Johann Michael Pössinger, Hauptmann. — Kpr. 35 fl. (1688).
b) Ingmar....[38]), kaisl. Proviantverwalter. — Kpr. 50 fl.
c) Johann Georg Reutter, Kaisl. Rat, Feldproviantobercommissarius in Ofen. — Kpr. 300 fl.
d) Christian (Gabriel) Schweidler, kaisl. Leutnant, Bürger (1699) (∞ mit Anna Katharina). — [Vgl. H. 197.] — Kpr. 325 fl.
e) Johann Hassan, mit Agnes Katharina. — Kpr. 400 fl.
f)[39]) Johann Georg Jobst, Schildwirt zum wilden Mann, Bürger (1713). — Kpr. 750 fl.
Qu.: GPr. II/1 b v. 5. 12. 1694 (a), II/59 v. 20. 1. 1700 (b—e), II/170 v. 1. 1. 1714 (f), C/1715 (f).

197 (> 270). a) Christian Gabriel Schweidler, mit Anna Katharina. — [Vgl. H. 196.] — Gratis.
Qu.: GPr. II/58 v. 23. 12. 1699, II/244 v. 1. 7. 1718.

---

[37]) BR. nennt unter 1716 einen Stephan Gerstl.
[38]) C/696 erwähnt einen Ingram.
[39]) Z. II/98 erwähnt zwischen e und f noch Matthias Meister als Besitzer.

198 (> 271). a) Johann Angelo Franzin, bgl. Rauchfangkehrermeister. — Kpr. 22 fl.
Trennt ein Stück als Nr. 301 ab.
b) Gregori (Johann Georg) Kernhofer. — [Vgl. H. 8, 107.] — Kpr.?[40])
c) Konrad Karr, bgl. Glasermeister in Ofen. — Schuldforderung an b.
d) Franz Lanzinger, Stadtwirt, Bürger (1717), mit Anna Maria. — Kpr. 700 fl.
Qu.: GPr. II/2 v. 30. 6. 1696 (a), II/218 v. 1. 6. 1717 (b—d).

301 (> 198)[41]). Entsteht durch Abtrennung von Nr. 198.
a) Carolus Antonius Genone, bgl. Stuccator. — Kpr. 430 fl.
b) Nikolaus Reder (Röder), Zinngießer, Bürger (1699), mit Susanna, und Christoph Reder (Röder), mit Eheconsortin. — Kpr. 700 fl. — Beide teilen das Grundstück untereinander.
c) Christoph Röder, Zinngießer, Bürger (?)[42]), mit Anna Elisabeth. — Kpr. 400 fl. (Kauft dem Bruder den Anteil am Grundstück ab.)
Qu.: GPr. II/41 v. 30. 10. 1698 (a), II/103 v. 13. 7. 1702 (b), II/114 v. 9. 11. 1703 (c).

199 (> 272). a) Georg Heußler. — [Vgl. H. 65.] — Kpr.?
b) Georg Christoph Peringer, Handelsmann, Bürger (1694), mit Eva Theresia. — Kpr. 460 fl.
c) Eva Theresia, Witwe des b, nach dessen Tod vor 1715. — Erbe.
Tritt ein Stück unter Nr. 406 an den Sohn erster Ehe, Franz Dopländer, „jure haereditario" (GPr. II/211) ab.
Qu.: GPr. II/2 v. 22. 2. 1696 (a, b), II/211 v. 1. 2. 1717 (c), C/696 (b), C/1715 (c).

---

[40]) Wie das Haus von a auf b übergeht, wird aus dem GPr. nicht ersichtlich.

[41]) Die Numerierung des Hauses ist nicht ganz klar. Grundstück Nr. 198 wurde von Franzin geteilt und das abgetrennte Spatium als Nr. 198 dem Genone weiterverkauft; dasselbe Spatium erhält später Nr. 301. — Merkwürdigerweise erscheint jedoch im Z. II/158 noch eine Nr. 301 mit folgenden Eigentümern:
a) Johann Francin.
b) Thomas Hueber, Tischlermeister, Bürger (1703), mit Regina. — Kpr. 260 fl.
Qu.: GPr. II/144 v. 27. 8. 1711.

[42]) GPr. II/114 bezeichnet ihn als bürgerlich; BR. erwähnt jedoch nur seinen Bruder.

406. Entsteht durch Abtrennung von Nr. 199.
a) Franz Dopländer mit Eheconsortin. — Erbe (s. Nr. 199 c).
b) Rupertus Moßleuthner, Steinmetz, Bürger (1716), mit Regina. — Kpr. 210 fl.
Qu.: GPr. II/211 v. 1. 2. 1717 (a), II/220 v. 30. 6. 1717 (b).

200 (> 273). a) Simon Sax, Seilermeister, Bürger (1687), mit Eva[43]). — Kpr. 50 fl.
b) Simon Sax mit Benigna Katharina[43]).
c) Benigna Katharina, Witwe des b, nach dessen Tod i. J. 1702. — Erbe.
d) Johann Herüsch (Herusch), Lederermeister, Bürger (?)[44]), mit Sophia. — [Vgl. H. 266.] — Erbe[45]).
Qu.: GPr. I/14 v. 7. 8. 1687 (a), II/95 v. 3. 6. 1702 (b), II/242 v. 1. 6. 1718 (c, d), C/696 (a), C/1715 (d).

201 (> 142). a) Emericus Suniog (Szunyogh), judex nobilium comitatuum Pest, Pilis et Sold. — Kpr. 60 fl.
Qu.: GPr. I/73 v. 15. 7. 1692.

Nr. 202, 203, 210, 302.

Begrenzt von der Unteren Bayrischen Gasse, dem Seilergässel, der Franziskanergasse und dem Fischplatz an der Donau.

202 (> 143). a) Istok Forgatz (=Forgács?) mit Elisabeth. — Gratis.
b) Georg Joseph, Bürger (1700), mit Maria Rosina. — [Vgl. H. 133, 147, 395.] — Kpr. 350 fl.
Qu.: GPr. I/82 v. 15. 7. 1692 (a), II/132 v. 7. 3. 1711 (b), C/1715 (b).

203. a) Schoncko Georg (Z. II: Zuncak). — Gratis.
Qu.: GPr. II/120 v. 16. 7. 1709.

210 (> 144). a) Szabo Istvanin, Wittib. — Kpr. 20 fl.
Teilt das Grundstück in 2 Teile, der eine Teil behält die Nr. 210, der andere erhält Nr. 302.

---

[43]) Simon Sax war dreimal verheiratet.

[44]) BR. nennt keinen Johann H., GPr. bezeichnet ihn als „burgerlichen Lederermeister".

[45]) c tritt erst nach ihrer Wiederverehelichung mit J. G. Schneider ihrer mit Joh. Herusch verheirateten Tochter Sophie das Haus ab.

b) Andreas Stago (Stacho, Stag), bgl. Büchsenmacher. — Kpr. 30 fl.
c) Elisabeth, Witwe des b. — Erbe.
Qu.: GPr. I/50 v. 1. 7. 1688 (a), II/78 v. 24. 5. 1702 (b), III/53 (c), C/696 (a), C/1715 (b).

302. Entsteht aus Nr. 210.
a) Franz Küsser (Kiser, Kyser), Zimmermeister, Bürger (1696) (∞ mit Maria Agnes). — Kpr. 52 fl.
Qu.: GPr. II/79 v. 24. 5. 1702, C/1715.

Nr. 204—209, 395.

Begrenzt von Leopoldgasse, Franziskanergasse, Seilergässel und Unterer Bayrischen Gasse. Z. II/102—105, 205.

204. a) Sabo Ferenz.
b) Jakob Teuffel, Fleischhackermeister, Bürger (1708), mit Anna Maria. — Kpr. 350 fl.[46])
Qu.: GPr. II/126 v. 17. 6. 1710 (a, b), II/234 v. 12. 3. 1718 (b), C/696 (a), C/1715 (b).

205. a) Hans Pößenreitter (Besenreiter, Posenraither), Bindermeister, Bürger (1694), mit Anna. — Gratis.
Qu.: GPr. II/37 v. 20. 9. 1698, C/696.

206. a) Gregor Siger (Sieger, Sigert), Schneidermeister, Bürger (1693), mit Maria. — Kpr.?
Qu.: GPr. II/87 v. 1. 6. 1702, II/248 v. 1. 7. 1718, C/696.

207. a) Matthias Pollermann, Wirtschaftler, Bürger (1693). — Kpr.?
b) Pupillen des verst. a. — Erbe.
Gerhabe Michael Lechner verkauft lt. GPr. II/169 ein Stück als Nr. 395 an G. Joseph, ein zweites wird zu Nr. 208 geschlagen.
c) (Johann) Georg Schwentenwein, Fleischhackermeister, Bürger (1715), mit Eheconsortin. — Kpr. 600 fl.
Qu.: GPr. II/169 v. 1. 12. 1713 (a, b), II/187 v. 1. 4. 1715 (c), C/696 (a), C/1715 (c).

[46]) b erwirbt das Haus von der Stadt, nachdem es a zur Zeit der Rebellion sechs Jahre lang leer hatte stehen lassen und „an quartir, portion, Service, schanz undt wachtgelter ein große forderung aufgeschwollen" war. (GPr. II/126.) b kauft später von Nr. 208 des Anton Alter ein Stück um 200 fl. hinzu.

395. Entsteht durch Abtrennung von Nr. 207.
a) Georg Joseph mit Maria Rosina. — [Vgl. H. 133, 147, 202.] — Kpr. 400 fl.
Qu.: GPr. II/169 v. 1. 12. 1713.

208. a) Marx Mayr (Mayer), Zimmermann, Bürger (1696). — Gratis.
b) Michael Eybel, Bäcker, Bürger (1700) (∞ mit Gertrud). — Kpr. 200 fl.
c) Gertrud, Witwe des b, nach dessen Tod vor 1706. — Erbe.
d) Wolf Conradt, Bäcker, Bürger (1706), nach seiner Verehelichung mit c. — Einheirat.
e) d mit Maria Anna (II. Ehe).
Vergrößert das Grundstück durch Ankauf eines Teils von Nr. 207. — Kpr. 100 fl.
Tauscht später sein Grundstück gegen Nr. 164.
f) Antoni Alter, Strumpfstricker, Bürger (1706), mit Maria Magdalena.
Verkauft das von Conradt hinzuerworbene Spatium an Nr. 204 des Jakob Teuffel.
Qu.: GPr. II/19 v. 10. 7. 1697 (a), II/98 v. 3. 6. 1702 (b), II/185 v. 1. 3. 1715 (e), II/208, 209 v. 1. 1. 1717 (f), II/233 v. 12. 3. 1718 (f), C/696 (a), T. a. a. 43 (c, d), C/1715 (f).

209. a) Sebastian Erny, Schuhmachermeister, Bürger (1695), mit Katharina. — Kpr. 20 fl.
b) Erben des a, nach dessen Tod i. J. 1712. — Erbe.
Qu.: GPr. I/96, II/3 v. 8. 8. 1696 (a), II/248 v. 1. 7. 1718 (b), C/696 (a), T. a. a. 15 (b).

Nr. 211—215.

Begrenzt von Franziskanergasse, Leopoldgasse, Kohárygässel, Donaugasse (= Wassertorgasse). — Z. II/106—108.

211 (> 145). a) Peter Schelb, Maurermeister, Bürger (1689) (∞ mit Kunigunde). — Kpr. 20 fl.
Qu.: GPr. I/84 v. 15. 7. 1692, II/252 v. 1. 7. 1718, C/696, C/1715.

212. a) Georgius Lentvay, Bürger (1687). — Kpr.?
b) Georg Hanschel (Hänschel, Hanßel), Fleischhackermeister, Bürger(?)[47]), mit Eheconsortin. — Kpr. 636 fl.[48])
Qu.: GPr. II/101 v. 3. 6. 1702 (a), II/151 v. 3. 8. 1712 (b), C/696 (a), C/1715 (b).

213 (> 130). a) Matthias Trenckher, Maurermeister, Bürger (1690.) mit Anna Elisabeth. — Gratis.
Qu.: GPr. I/85 v. 15. 7. 1692, C/696, C/1715.

214 (> 129). a) Georg Lindvay (identisch mit a der Nr. 212). — Kpr. 10 fl.
b) Johann Biancovicz, Capitan. — Kpr. 600 fl.
Qu.: GPr. I/21 v. 26. 8. 1687 (a), II/74 v. 24. 5. 1702 (b),

215. a) Christoph Lorenz Pfeiffer, Tischler, Bürger (1689). — Kpr.?
b) Matthias Maister, Zimmermeister, mit Rosina. — [Vgl. H. 194.] — Kpr. 600 fl.[49])
Qu.: GPr. II/10 v. 21. 10. 1696 (a), II/112 v. 28. 12. 1702 (b), C/696 (a), C/1715 (b).

Nr. 216—220.

Begrenzt von Kohárygässel, Leopold-, Kecskemet- und Donau-(Wassertor-) gasse. Z. II/108—110.

216 (> 147). a) Hermann Merbach, Rotgerber, Bürger (?)[50]). — Kpr. 20 fl.
b) Justina Schweickartin, Schusterin von Ofen. – Kpr.?
c) Johannes Demetrius, Capitaneus. — Kpr.?[51])
d) Franz Brandeczky, „Niderläger in Wien". — Schuldforderung (600 fl.).
e) P. P. Dominikaner. — Kpr. 600 fl.
Qu.: GPr. I/87 v. 15. 7. 1692 (a), II/30 v. 6. 4. 1698 (c), II/231 v. 1. 1. 1718 (d, e), RPr. v. 21. 5. 1694 (b, c).

---

[47]) BR. kennt keinen Bürger dieses Namens. C/1715 schreibt „Georg Hansl".

[48]) Das Haus wird „ob concursum creditorum" an b verkauft.

[49]) Lt. GPr. II/122 v. 21. 8. 1709 sucht b beim Magistrat um die „Schildtwürthsgerechtigkeit" an.

[50]) Fehlt in der BR.; GPr. I/87 bezeichnet ihn als „Bürger zu Pest".

[51]) Laut RPr. v. 21. 5. 1694 verkauft b dem c das Haus. Justina Schweickartin wird jedoch im GPr. überhaupt nicht genannt. Laut diesem erhält c das Haus gratis.

217. a) Franciscus Dominicus Kreuzer, Kriegscommissarius. — [Vgl. H. 78, 218.] — Gratis?[52])
b) P. P. Dominikaner. — Kpr.?
Qu.: GPr. II/12 v. 19. 11. 1696 (a).

218 (> 127)[53]). a) Joseph Atsch (Ács), Bürger — Gratis.
b) Franciscus Dominicus Kreuzer. — [Vgl. H. 78, 217.] — Gratis.
c) P. P. Dominikaner.
Qu.: GPr. I/77 v. 15. 7. 1692 (a), II/11 v. 19. 11. 1696 (b).

219. a) Georg Victor, Schneider, Bürger (?)[54]). — Gratis.
b) Stephan und Johann Welkoviz[55]). — Schuldforderung.
c) Stephan Welcoviz. — Erwirbt den Anteil seines Bruders Johann um 150 fl.
Qu.: GPr. II/40 v. 30. 10. 1698 (a), II/262 v. 24. 9. 1718 (b, c).

220 (> 148). a) Sallay Andrasch.
b) Elisabetha Victorne (Fits chorne = Ficsorné)[56]). — Kpr. 15 fl.
c) Anna Rimoczin, Tochter der b. — Erbe.
Qu.: GPr. II/92 v. 3. 6. 1702 (a, b), II/200 v. 15. 5. 1716 (c).

Deutsche Hausbesitzer
in den übrigen Stadtteilen von Pest.

Adler, Georg, Schuster, Bürger (1695), ∞ mit Elisabeth. — Nr. 253 in der Wassertorgasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/97 v. 3. 6. 1702.

---

[52]) „Und weilen Er ... vermög zum Kayl. grundtbuech erlegten Haußbrieff datiert den 30 Xbris: 693 biß zur außfertigung disser gewöhr vorgemerckht gestandten." GPr. II/12. Demgegenüber ist merkwürdig, daß Kreuzer in C/696 nicht vorkommt. — Da C/1715 ihn nicht erwähnt, dürfte sein Hausbesitz schon vor 1715 an die Dominikaner übergegangen sein.

[53]) Laut GPr. II/11 ist das Haus dem a von der Administration mit Gewalt abgesprochen worden.

[54]) BR. erwähnt ihn nicht, GPr. II/40 bezeichnet ihn als „bürgerlichen schneider".

[55]) Die Brüder Stephan und Johann W. werden als Raizen bezeichnet.

[56]) Es ist möglich, daß die Witwe Victorne (richtig, wie aus GPr. II/200 hervorgeht,: Ficsorné = Frau des Ficsor) Erbin des unter 219 a) genannten Georg Victor (= Ficsor?) ist.

Almer, Peter, Lederer, Bürger (1698), ∞ mit Marie Sophie. — Nr. 272 (> 180) i. d. Wassertorgasse. Kpr. 350 fl.
Qu.: GPr. II/62 v. 28. 3. 1700.

Altdorffer, Tobias. — Nr. 266 i. d. Wassertorgasse. Kpr. 300 fl.
Qu.: GPr. II/130 v. 25. 2. 1711.

Aychmayer, Kaspar, Stadtbraumeister, Bürger (1717), ∞ mit Klara. — Nr. 141 i. d. Leopoldgasse. Kpr. 950 fl.
Qu.: GPr. II/209 v. 1. 1. 1717.

Ayxter, Johann, Käsemacher, Bürger (1712 u. 1716), ∞ mit Maria. — Nr. 112 i. d. Pauliner Basteigasse. Kpr. 200 fl.
Qu.: GPr. II/166 v. 18. 9. 1713.

Baumann (Pauman), Heinrich, Schlosser, Bürger (1699), ∞ mit Maria. — Nr. 61 i. d. Herrengasse. Kpr. 320 fl. — Nr. 282 am Kecskemeter Tor. Kpr.?
Qu.: GPr. II/152 v. 1. 1. 1713, II/82 v. 24. 5. 1702.

Berger (Perger), Thomas, Steinmetzmeister, Bürger (1697), ∞ mit Anna. — Nr. 106 i. d. Paulinergasse. Gratis.
Qu.: GPr. II/54 v. 23. 8. 1699.

Pertlberger (Bartlberger), Johann, Bürger (1707), ∞ mit Barbara. — Nr. 271 i. d. Wassertorgasse. Kpr. 320 fl. — Nr. 272 i. d. Wassertorgasse. Kpr. 1100 fl.
Qu.: GPr. II/126 v. 8. 4. 1710, II/261 v. 1. 9. 1718.

Pflanzer, Matthias, Ackerbauer, Bürger (1713), ∞ mit Ursula. — Nr. 111 i. d. Kecskemeter Basteigasse. Kpr.?
Qu.: II/160 v. 12. 6. 1713.

Prandl (Brandel), Franz, Maurer, Bürger (1699). — Nr. 104 i. d. Paulinergasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/241 v. 1. 6. 1718.

Pürkert (Pürcker), Paul, Lederer, Bürger (1688), ∞ mit Rosina. — Nr. 61 i. d. Herrengasse. Kpr.? — Nr. 263 i. d. Wassertorgasse. Kpr. 10 f. — Nr. 272 i. d. Wassertorgasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/143 v. 13. 12. 1711, II/8 v. 19. 9. 1696, II/62 v. 28. 3. 1700.

Tempel (Dempel), Paul, Lebzelter, Bürger (1695), ∞ mit Barbara. — Nr. 143 i. d. Leopoldgasse. Kpr.? — Nr. 233 i. d. Raizengässel. Kpr.? — Nr. 288 i. d. Hatvanergässel.
Qu.: GPr. II/101 v. 13. 7. 1702, II/16 v. 4. 3. 1697, II/200 v. 19. 5. 1716.

Dibschiz (Diebschiz), Lorenz, Weinzierl, Bürger (1719), ∞ mit Maria Anna. — Nr. 108 i. d. Paulinergasse. Kpr. 70 fl.
Qu.: GPr. II/216 v. 5. 4. 1717.

Döpfl (Döpfell), Matthias, Weißbäckermeister, Bürger (1687), ∞ I. mit Christina, II. mit Judith. — Nr. 227 i. d. Leopoldgasse. Kpr. 50 f. — Nr. 228 daneben. Gratis.
Qu.: GPr. I/40 v. 30. 4. 1688, II/15 v. 22. 2. 1697.

Trinzier, Michael, Müller. — Nr. 245 i. d. Leopoldgasse. Kpr. 275 fl. (Mitbesitzer Matthias Grazl).
Qu.: GPr. II/234 v. 16. 3. 1718.

Durchenwaldt, Johann, Officialis salis palatinalis, Bürger (1697), ∞ mit Anna Maria. — Nr. 136 i. d. Kecskemetergasse. Kpr.? — Nr. 145 i. d. Leopoldgasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/132 v. 8. 3. 1711.

Fischer (Fische)[57], Martin, Tagwerker, Bürger (1687). — Nr. 262 (> 173) i. d. Wassertorgasse. Gratis. — Nr. 374 i. d. Neuen Welt. Kpr.?
Qu.: GPr. I/86 v. 15. 7. 1692, II/155 o. D. (1713?).

Forstinger, Peter, Fischer, Bürger (1699). — Nr. 262 (> 173). Kpr. 200 fl.
Qu.: GPr. II/136 o. D. (1711?).

Fridrich (Friederich), Andreas, Büchsenmacher, Bürger (1696). — Nr. 116 am Kecskemeter Tor. Gratis.
Qu.: GPr. II/51 v. 4. 6. 1699.

Fridrich, Jakob, Müllermeister, Bürger (1723). — Nr. 245 i. d. Leopoldgasse. Kpr. 134 fl.
Qu.: GPr. III/1 v. 25. 11. 1718.

Fröhlich (Fraidling, Freilich), Christoph, Zimmermann, Bürger (1702). — Nr. 294 (> 107, 295) i. d. Paulinergasse. Kpr. 22 fl.
Qu.: GPr. II/76 v. 24. 5. 1702.

Fünster (Finster)[58], Adam, Fischer, Bürger (1718), ∞ I. mit Elisabeth, II. mit Christina. — Nr. 257 i. d. Wassertorgasse. Kpr. 100 fl. — Nr. 282 i. d. Kecskemeter Torgasse. Kpr. 230 fl.
Qu.: GPr. II/210 v. 1. 1. 1717, II/255 v. 1. 7. 1718.

Gackl, Johann, Müller, Bürger (1715), ∞ mit Anna. — Nr. 259 i. d. Wassertorgasse. Kpr. 80 fl.
Qu.: GPr. II/167 v. 20. 9. 1713.

---

[57]) Erscheint auch als Fische Marton, Hungarus.

[58]) GPr. II/255 schreibt „Fürster" und nennt den Besitzer Bürger und Schuhmacher. Es wäre möglich, daß Fünster und Fürster nicht identisch sind. Dagegen spricht allerdings, daß es in der BR. keinen Fürster gibt.

Gartner, Andreas (Johann), Weinzettel, Bürger (1697). — Nr. 233 im Raizengässel. Gratis. — Nr. 234 i. d. Wassertorgasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/16 v. 4. 3. 1697, II/161 v. 12. 6. 1713.

Grazl, Matthias, Müller. — Nr. 245 i. d. Leopoldgasse. Mitbesitzer: Michael Trinzier. Kpr. 275 fl.
Qu.: GPr. II/234 v. 16. 3. 1718.

Haffner (Hafner), Balthasar, Bürger (1697). — Nr. 107 i. d. Paulinergasse. Gratis. — Nr. 113 i. d. Pauliner Basteigasse. Kpr. 100 fl.
Qu.: GPr. II/18 v. 16. 4. 1697, II/135 v. 22. 3. 1711.

Hamerl, Michael, Maurer, ∞ mit Anna Maria. — Nr. 125 i. d. Kecskemetergasse. Kpr. 80 fl.
Qu.: GPr. II/179 v. 1. 10. 1714.

Henner (Hüner), Michael, Schneidermeister, Bürger (1696), ∞ mit Katharina. — Nr. 107 i. d. Oberen Paulinergasse. Gratis. — Nr. 295 i. d. Paulinergasse. Gratis.
Qu.: GPr. II/54 v. 20. 8. 1699.

Herüsch (Herusch, Herisch), Joseph, Bürger (1717), ∞ mit Klara. — Nr. 272, 273 i. d. Wassertorgasse. Kpr. 250 u. 1700 fl.
Qu.: GPr. II/167 v. 1. (10.?) 1713, II/188 v. 1. 4. 1715.

Hilbrecht, Heinrich, „Kayl. Fuhrwessen Wagenmeister", Bürger (1699). — Nr. 263 i. d. Wassertorgasse. Kpr. 600 fl.
Qu.: GPr. II/52 v. 25. 7. 1699.

Hueber (Hubert), Adam, Zimmermeister, Bürger (1692), ∞ mit Rosina. — Nr. 139 i. d. Kecskemetergasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/91 v. 3. 6. 1702.

Hunes, Simon, Lederer, ∞ mit Anna Maria. — Nr. 260 (>171) i. d. Wassertorgasse. Kpr. 10 fl.
Qu.: GPr. I/81 v. 15. 7. 1692.

Kanzelmüller (Canzlmüller), Paul, Schneider, Bürger (1692). — Nr. 98 i. d. Kecskemetergasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/147 v. 8. 3. 1712.

Khan (Kein), Abraham, Zimmermeister, Bürger (1687), ∞ mit Dorothea. — Nr. 229 (> 118) i. d. Leopoldgasse. Gratis.
Qu.: GPr. I/88 v. 15. 7. 1692.

Kirchhoffer, Franz, Viehhändler, Bürger (1703), ∞ mit Anna Katharina. — Nr. 106 i. d. Oberen Paulinergasse. Kpr. 235 fl.
Qu.: GPr. II/111 v. 28. 12. 1702.

Kleinhäckl, Hans[59]). — Nr. 136 i. d. Kecskemetergasse. — Nr. 145 i. d. Leopoldgasse.
Qu.: Z. II/68, Z. II/73.

Koch, Jakob. — Nr. 255 i. d. Wassertorgasse. Einheirat.
Qu.: GPr. III/5 v. 1. 3. 1719.

Königsperger, Johann Georg, ∞ mit Anna Maria. — Nr. 118 im Heiduckengässel. Kpr. 153 fl.
Qu.: GPr. II/205 v. 31. 8. 1716.

Korb, Franz, Tischler, Bürger (1692), ∞ mit Maria Ursula. — Nr. 142 i. d. Leopoldgasse. Kpr. 87 fl.
Qu.: GPr. II/153 v. 1. 1. 1713.

Kröner, Johann, ∞ mit Eva. — Nr. 115 i. d. Pauliner Basteigasse. Kpr. 60 fl.
Qu.: GPr. II/177 v. 1. 8. 1714.

Krüzinger (Krizinger), Paul, Hafner, Bürger (1703), ∞ mit Eva Rosina. — Nr. 318 i. d. Kecskemeter Basteigasse. Kpr. 15 fl.
Qu.: GPr. II/150 v. 22. 7. 1712.

Kutter (Guther), Kaspar, Fuhrmann, Bürger (1714). — Nr. 107 i. d. Oberen Paulinergasse. Gratis.
Qu.: GPr. III/27 v. 1. 5. 1720 (bereits 1714 überlassen).

Lechner, Blasius, Zimmermann, Bürger (1696), ∞ mit Gertrud. — Nr. 106 i. d. Oberen Paulinergasse. Gratis.
Qu.: GPr. II/51 v. 4. 6. 1699.

Lechner, Michael, Wirt z. schwarzen Adler, Bürger (1695), ∞ I. mit Anna Maria, II. mit Klara. — Nr. 137 i. d. Kecskemetergasse. Einheirat. — Nr. 143 i. d. Leopoldgasse. Kpr. ?
Qu.: GPr. II/221 v. 1. 7. 1717, Z. II/72.

Mahler, Gabriel, Tagwerker, ∞ mit Helena. — Nr. 236 i. d. Leopoldgasse. Kpr. 40 fl. — Nr. 416, 440 i. d. Neuen Welt.
Qu.: GPr. II/219 v. 1. 6. 1717, Z. II/216, Z. II/228.

Merz, Dominicus, Müller, Bürger (1711). — Nr. 294 i. d. Oberen Paulinergasse. Erbe.
Qu.: GPr. III/8 v. 8. 5. 1719.

Müller, Hans, Bürger (?)[60]), ∞ mit Susanna. — Nr. 231 i. d. Leopoldgasse. Kpr. 110 fl.
Qu.: GPr. II/142 v. 4. 11. 1711.

---

[59]) Vielleicht identisch mit Georg Kleinhäckel, Besitzer von Nr. 183?

[60]) BR. kennt keinen Bürger dieses Namens. Z. II/116 nennt unter den Besitzern einen Joannes Ugrjm „ein Müller". Es wäre denkbar, daß „Müller" nur die Berufsbezeichnung ist.

Müllner (Müller), Melchior, Zimmermann, Bürger (1701). — Nr. 283 i. d. Kecskemeter Basteigasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/83 v. 24. 5. 1702.

Ortlieb, Matthias. — Nr. 396 i. d. Kecskemeter Basteigasse. Gratis (1716).
Qu.: GPr. III/114 v. 9. 5. 1726.

Oswalt (Oßwaldt), Paul, Schuster, Bürger (1696), ∞ mit Maria. — Nr. 59 i. d. Herrengasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/150 v. 27. 8. 1712.

Reich, Paul. — Nr. 125 i. d. Kecskemetergasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/179 v. 1. 10. 1714.

Rodl (Rotel), Johann, Fleischhacker, Bürger (1695). — Nr. 114 i. d. Pauliner Basteigasse. Gratis.
Qu.: GPr. II/22 v. 1. 12. 1697.

Ruebtunst (Rubendunst), Lorenz, Weber, Bürger (1694). — Nr. 61 i. d. Herrengasse. Gratis.
Qu.: GPr. II/24 v. 7. 2. 1698.

Schellhorn, Paul, ∞ mit Anna. — Nr. 258 i. d. Wassertorgasse. Kpr. 300 fl.
Qu.: GPr. II/227 v. 1. 12. 1717.

Schmidtlin, Anna Maria, Wittib. — Nr. 137 i. d. Kecskemetergasse. Kpr.? — Nr. 144 i. d. Leopoldgasse. Kpr?
Qu.: GPr. II/221 v. 1. 7. 1717.

Schröder, Hans[61]), ∞ mit Anna. — Nr. 60 i. d. Kecskemetergasse. Kpr. 300 fl.
Qu.: GPr. II/147 v. 24. 2. 1712.

Semereder, Adam. — Nr. 61 i. d. Herrengasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/143 v. 13. 12. 1711.

Sigerer, Christoph, Schopper, Bürger (1702). — Nr. 318 i. d. Kecskemeter Basteigasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/150 v. 22. 7. 1712.

Steinbrecher, Georg, Fuhrmann, Bürger (1688), ∞ mit Maria Katharina. — Nr. 113 i. d. Pauliner Basteigasse. Kpr?
Qu.: GPr. II/135 v. 22. 3. 1711.

Straßer, Gregori, Weber, Bürger (?). — Nr. 115 i. d. Pauliner Basteigasse. Kpr.?
Qu.: GPr. II/146 v. 17. 2. 1712.

---

[61]) Vermutlich identisch mit Johann Schrödl, Fuhrmann und Gastgeber, Bürger (1715).

Wachinger, Lorenz, Bürger (1702), ∞ mit Marianne. — Nr. 60 i. d. Herrengasse. Kpr. 45 fl.
Qu.: GPr. II/107 v. 23. 7. 1702.

Wagner, Rupertus. — Nr. 139 i. d. Kecskemetergasse. Kpr.?
Qu.: RPr. v. 17. 7. 1692.

Waidlich, Anton, Fuhrmann, Bürger (1714). — Nr. 117 am Kecskemeter Tor. Kpr. 200 fl.
Qu.: GPr. II/176 v. 28. 8. 1714.

Winckhler, Matthias, Fischer, Bürger (1699), ∞ mit Katharina. — Nr. 262 (> 173) i. d. Wassertorgasse. Kpr. 243 fl.
Qu.: GPr. II/49 v. 20. 4. 1699.

Zettel, Paul, Fuhrmann, Bürger (1714). — Nr. 293 i. d. Oberen Paulinergasse. — Nr. 376 i. d. Neuen Welt. Gratis.
Qu.: GPr. II/207 v. 1. 9. 1716, II/156 v. 20. 5. 1713.

Darstellung der ethnologischen Lage am Balkan mit besonderer Berücksichtigung der Mazedorumänen (Aromunen)

Von Th. Capidan (Bukarest)

Unter den Völkern, die heute die ethnographische Karte der Balkanhalbinsel ausweist, befinden sich auch die Mazedorumänen.

Sie bilden den südlichen Teil des rumänischen Volkes, der im Mittelalter nach der Aufgabe seiner Wohnsitze im Norden der Halbinsel in den Süden zog und sich in den Gebieten, in denen er heute siedelt, niederließ.

Diese Rumänen stellen nach den Griechen mit den Albanesen die ältesten Völkerschaften des Balkans dar. Um ihr Dasein in diesem südöstlichen Randgebiet Europas zu verstehen, werden wir versuchen, einen kurzen Überblick über die Ethnographie am Balkan zu geben. Zu diesem Zwecke werden wir nach der Reihe zu behandeln haben: 1. die Balkanvölker vor der Einwanderung der Slawen, 2. die Slawen und die Albanorumänen und 3. die Mazedorumänen oder Aromunen.

Wir beginnen mit dem 1. Kapitel.

1. Die Balkanvölker vor der Einwanderung der Slawen

Bevor man die Balkanhalbinsel ethnologisch betrachtet, empfiehlt es sich, ihre psychisch geographische Gliederung zu betrachten, denn nirgends ist der Zusammenhang zwischen den menschlichen Ereignissen und den natürlichen Bedingungen des Erdraumes, in dem sich diese Ereignisse entwickeln, so eng, wie gerade am Balkan.

Tatsächlich kann niemand, der nicht Gelegenheit hatte, die Balkanhalbinsel zu bereisen, sich ein genaues Bild von dem physischen Charakter dieses Winkels des südeuropäischen Ostens machen. Was uns die Karte zeigt, genügt zur Kenntnis des orographischen Charakters nicht. Mehr als sonstwo in Europa sieht man am Balkan nur Gebirge. Es ist unmöglich, aus einer Landschaft in die andere zu kommen, ohne Gebirge zu durchqueren. Es gibt auch Ebenen, jedoch sind sie nicht groß. Aus diesem Grunde ist der Name „Balkan", den die Orientreisenden vor kaum einem Jahrhundert dieser Halbinsel gegeben haben, wenn auch vom geographischen Standpunkt nicht berechtigt, da das Balkangebirge nur in Bulgarien liegt, so doch vom etymologischen Standpunkt vollauf gerechtfertigt, da er einzigartig den gebirgigen Charakter veranschaulicht; das Wort „Balkan" bedeutet nämlich im Türkischen „Gebirge" — Balkanhalbinsel also „gebirgige Halbinsel".

Wenn auch ausgedehntere Ebenen fehlen, so erscheinen die Gebirge gleichsam in fragmentarischer Gruppierung, so daß man auf Schritt und Tritt Täler und kleinere Becken mit abgeschlossenen menschlichen Sied-

lungen antrifft, die den Balkanvölkern aller Zeiten erlaubten, kleine politische Einheiten zu entwickeln. Alle diese Täler mit natürlichen Wegen, die dem Lauf des Wassers folgten, erleichterten in alten Zeiten die Isolierung der Menschengruppen, die sich von ihren Ursprungsgebieten zu weit entfernt hatten. Diesen Isolierungen folgte eine Vermischung mit der bodenständigen Bevölkerung, dieser wieder ganz natürlich die sprachliche Entnationalisierung. Durch Isolierung erklären sich auch die Phänomene der Verflüchtigung der Slawen inmitten der Griechen und Albanier, von denen heute nur noch die slawischen Ortsnamen in Griechenland und Albanien erzählen. Ein ähnlicher ethnischer Verflüchtigungsprozeß fand auch bei den Slawen inmitten der rumänischen Bevölkerung statt, wo noch zahlreiche topographische Bezeichnungen auf sie hinweisen. Und ebenfalls durch Isolierung ist die albanische und aromunische Bevölkerung im geschlossenen griechischen und slawischen Gebiet verschwunden. Als Folge dieses Umwandlungsprozesses tritt auch eine gewisse Einheitlichkeit der Balkanvölker in Typus und Mentalität zutage, die freilich die kulturellen Eigenheiten in vielen Überlieferungen, Sitten und Gebräuchen widerspiegelt. Jedoch besteht vielfach eine große sprachliche Homogenität; dabei sind die Ähnlichkeiten unter den Sprachen südlich der Donau so stark, daß es meist genügt, die Worte umzustellen, um eine andere Balkansprache vor sich zu haben.

Die geschilderte Vermischung erreichte, wenn wir die heutigen Verhältnisse beurteilen, vormals einen Stand, daß man sagen kann, daß es auf unserem Kontinent keine Ecke gibt, die eine so tiefgehende Verschmelzung anthropologisch verschiedener Typen aufweist. Sie ist gewiß auch bei anderen Völkern Europas anzutreffen; während aber dort doch einige rassische Merkmale klar erhalten blieben, wie z. B. beim dolichokephalen und blonden Typus, verlieren sie sich bis auf einige kleine Ausnahmen am Balkan. Es gibt also infolgedessen keine Balkanrasse. Die Rassenverschmelzung am Balkan ist eben viel älter als die, die unter der römischen Herrschaft erfolgte[1]).

Für das Verständnis der heutigen Vermischung der Balkanvölker ist übrigens die Tatsache recht interessant, daß das Fehlen eines einheitlichen Balkantypus nicht erst aus geschichtlicher Zeit datiert. Freilich erfolgte eine Veränderung anscheinend während des ganzen Mittelalters und bis in die Gegenwart durch Infiltration (allmähliche Durchsetzung), bis statt 400.000 Türken, die vom Balkan nach Kleinasien umsiedelten, 1,300.000 asiatische

[1]) Siehe Eugène Pittard, Les races et l'histoire, 1924, S. 348, 352, 358. „Il n'y a pas de race serbe, bulgare, grecque, roumaine, albaneise, si on considère la race au sens physique du mot" (Jacques Aneel in der Revue Intern. des Études Balc. I., S. 130). Vgl. auch Giotto Dainelli, La regione Balcanica, S. 89.

Griechen auf die Halbinsel übergesetzt waren und die Plätze der Rumänen und Slawen besetzt hatten.

Aus den bisher angeführten Tatsachen erhellt, daß vom ethnologischen Standpunkt die Balkanhalbinsel seit den ältesten Zeiten ein konglomeratähnliches Aussehen hat, zunächst im Osten und Westen die thrakischen und illyrischen Stämme, die später von romanischen Elementen durchsetzt wurden, vorherrschten, im Süden jedoch die Hellenen (Griechen). All diese Völker sind nicht untergegangen; aus den drei ersten sind die Rumänen und Albanesen hervorgegangen, aus den letzten die heutigen Griechen. Es ist interessant, in ethnologischer Entwicklung der Balkanhalbinsel die Rolle, die diese verschiedenen Völker gespielt haben, festzustellen und zu verfolgen.

Wir beginnen mit den Thrako-Illyrern.

Ihren Hauptbestandteil bildete das thrakische Volk im Südosten Europas. Vom genetischen Standpunkt stellten sie nicht nur das Grundelement bei der Bildung der rumänischen und albanesischen Volkswesenheit, sondern haben auch zur Bildung jenes slawischen Volkes beigetragen, aus dem die Bulgaren hervorgingen.

Die Thraker gehörten zur großen Völkerfamilie der Indogermanen. Ursprung und Name ist ungeklärt. Als Sprachform kann Θρᾶικες (aus dem älteren Θρῄικες) mit Γραῖκες, Φοίντκες verglichen werden[2]). Trotzdem bleibt der Sinn des Namens, wie bei den meisten Völkernamen, unklar. Am Anfang, als sie sich noch mit den übrigen einheimischen Volksstämmen in enger Verbindung befanden, lebten sie neben Slawen, Balten und Germanen. Als sie dann nach Süden wanderten, haben sie zuerst Dazien besetzt, von wo sie dann über die Donau auf die Balkanhalbinsel übersetzten und sie zum größten Teil füllten. Wenn wir heutige Verhältnisse zum Vergleich heranziehen, so bedeckten sie das nationale Territorium der Rumänen zwischen der Donau, den Karpaten, der Theiß und dem Dnjester im Norden und dem heutigen Bulgarien und dem östlichen, heute türkischen Thrazien im Süden. Mit der Zeit haben sie sich im Norden bis zum Unterlauf der Weichsel und dem Mittellauf der Oder, im Süden bis zu den griechischen Inseln ausgebreitet, für den Westen können wir nach C. PATSCH die Küsten der Adria als ihre Grenze betrachten. Die Ortsnamen thrakischer Herkunft auf diesem Teil der Halbinsel zeigen nach diesem Wissenschaftler, daß die Illyrer später gekommen sind und die Abwanderung der Thraker nach Kleinasien eben dem Druck der Illyrer zuzuschreiben ist[3]).

---

[2]) PAUL KRETSCHMER, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache. S. 171—172. Siehe auch EDUARD SCHWYZER, Griechische Grammatik, 1939, S. 67.

[3]) GAVRIL KAZAROV, Beiträge zur Kulturgeschichte der Thraker. Sarajevo 1916, S. 2—3. Siehe auch Dr. G. G. MATEESCU, Graniţa de Apus a Tracilor (Die westliche Grenze der Thraker), Cluj 1925. Auszug aus Anuarul Inst. de Ist. Nat. (Jahrbuch des Inst. f. Nationalgeschichte) in Cluj, 1924.

Ihre Zahl war im Vergleich mit den anderen großen Völkern des Altertums, z. B. den Indern, nach HERODOT sehr groß. Dies geht auch hervor aus den Überlieferungen der Geschichtsschreiber des Altertums und aus der großen Zahl von Streitern, die die thrakischen Könige in Kriegen verwendeten. Nach THUKYDIDES soll Sitalkes, der König der Odrysen, gegen die Mazedonier 429 v. Chr. mit einer Armee von 150.000 Mann aufgebrochen sein; und Boirebista, der König der Dazier, soll ein Heer von 200.000 Mann gehabt haben[4]).

Das äußere Aussehen der Thraker war durch hohen Wuchs, rötlichblonde Haare und helle Hautfarbe gekennzeichnet. Unter ihnen befanden sich aber auch viele Leute von mittlerem Wuchs und bräunlicher Gesichtsfarbe. Auf jeden Fall scheint es so, als ob die Stämme südlich der Donau nicht so blond waren wie die aus Dazien. Die Männer trugen Bärte, ein Umstand, der die Römer dazu veranlaßte, sie barbati zu nennen, woraus dann das rumänische bărbaţi (Einzahl: barbat) mit dem Begriffsinhalt „Mann" entstand. Ihre Kleidung muß nach Gebieten sehr verschieden ausgesehen haben. So haben die Geten aus Dazien nach den Überlieferungen OVIDS sich mit Tierhäuten und langen Hosen bekleidet. Zur Winterszeit werden Tierfelle in Form von Schafpelzen noch heute von den Rumänen Siebenbürgens getragen. Alle trugen sie auf dem Körper, wie man das aus dem Relief der Trajanssäule ersieht, ein Hemd, das mit einem Riemen umgürtet wurde, und an den Füßen weißwollene, enge Hosen, so wie sie noch heute die Rumänen tragen. Auf derselben Säule kann man auch die Tracht der Frauen sehen. Sowohl die Thraker als auch die Illyrer tätowierten sich, ein Brauch, der bei den Rumänen des Altreichs nicht vorhanden ist, aber bei den mazedo-rumänischen Wanderhirten, den sog. „Farscheroten" und bei den Albanieren weit verbreitet ist[5]).

Aus den epigraphischen Daten und den Schriften der antiken Schriftsteller geht hervor, daß die Thraker in Stämmen lebten. Diese wieder gehörten zu zwei großen Zweigen, einem nördlich der Donau, den Dako-Geten[6]), und einem südlichen, südwärts der Donau, der durch kleine, aber volkreiche ethnische Gruppen verkörpert wurde. Diese Unterscheidung rührt von dem verschiedenen physischen Charakter der von ihnen bewohnten Gebiete her. Im Norden, wo die Ebene ausgedehnter war, war die Zahl der Stämme kleiner. Hier finden wir noch außer den Dako-Geten die Agathyrsen[7]), die HERODOT

[4]) N. JORGA, Geschichte des rumänischen Volkes, I., S. 35. GAVRIL KAZAROV, a. a. O., S. 9—10.

[5]) Siehe über die Tracht der Frauen denselben Autor. S. 66.

[6]) Über die Dako-Geten siehe VASILE PĂRVAN, Getica, o protoistorie a Daciei, Bukareşti 1926, S. 286.

[7]) Es wird angenommen, daß die Agathyrsen skytischer Herkunft gewesen seien und eine dakische Bevölkerung beherrschten (C. PATSCH).

„die goldtragenden" nennt und die ihre Wohnsitze in Siebenbürgen hatten, die Carpen[8]) mit ihren Wohnsitzen in den Karpaten, die sich jedoch bis über den Dnjestr verbreiteten, und die Kostoboken. Im Süden der Donau, wo die gebirgigen Gegenden zu einer stärkeren Aufgliederung der Thraker beitrugen, war die Zahl der Stämme größer. Unter ihnen erwähnen wir die Bessen mit ihren Wohnsitzen am Haemus (Balkan) und an dem Oberlauf des Flusses Hebrus (Maritza) und ihrem Hauptorte Bessapara (neben Philippopel)[9]). Im Osten der Bessen befanden sich die Odrysen[10]), die im Tal des Hebrus bis zur Propontis (Marmarameer) hin siedelten und noch den Pontus Euxinus (Schwarzes Meer) erreichten. Diese haben im eigentlichen Thrazien die stärkste politische Organisation dargestellt; weiter nennen wir die Möeser auf dem Haemusgebirge (westlicher Balkan), die Tribaler, die Treer, die Krobyzen und Troglodyten, welch letztere neben den griechischen Städtefestungen Kallatis (Mangalia), Tomi (Constanza) und Histros saßen, die Danthaleten mit Wohnsitzen westlich von Sofia, die Dardanen, deren thrakische oder illyrische Herkunft nicht sicher ist, die Päonen, Edonier usw. Wegen der großen Anzahl von Stämmen sind die Thraker nicht zum Bewußtsein ihrer nationalen Einheit gelangt und haben sich infolgedessen auch nicht in einem politischen Staatsgebilde organisieren können. Jedoch haben die Dako-Geten es verstanden, ihrem Staat nördlich der Donau eine große Entwicklung zu sichern, erstmals unter Dromichaites, dem ersten König der Geten, darauf unter Boirebista[11]), dessen Staat im Süden sich über die Donau hin ausdehnte, und schließlich unter dem Heldenkönig Decebalus, unter dem der dako-getische Staat einen so großen Aufschwung nahm, daß er den Römern unter Domitian einen demütigenden Vertrag aufzwingen konnte, den dann erst Kaiser Trajan durch die endgültige Unterwerfung der Dako-Geten und die Verwandlung ihres Landes in eine römische Provinz zunichte machen konnte.

Die Niederlassungen der Thraker führten Namen, die nördlich der

---

[8]) Der Name der Karpen steht in Verbindung mit dem Namen der Karpatengebirge und der Name dieser Gebirge wird oft mit dem albanesischen Wort karpë „Felsen", verglichen.

[9]) Der Name der Bessen steht in Verbindung wahrscheinlich mit dem Worte bassara, thrakischer Herkunft, „Name eines langen Gewandes". Vgl. das alb. baskë, arom. baskă „fließ".

[10]) Der Name Odrysen ('Οδρύσαι) steht in Verbindung mit dem alb. Wort dru „Holz". Vgl. sl. drŭva „Holz" aus dem indg. *druu̯a, was uns zu dem Sinn „Waldbewohner" führt.

[11]) „Die einzige Großmacht der Donauländer waren die Daker unter König Burebistas, dem sich auch ein Teil der Thraker südlich von der Donau unterworfen hatte und der angeblich 200.000 Mann aufbieten konnte." (Vgl. JIREČEK, Geschichte der Serben, I., S. 31.)

Donau meist auf -dava (-deva) endigen, wie Argi-dava, Buri-dava, Doki-dava, Komi-dava, Singi-dava usw., im Süden hingegen auf -para wie Bazo-para, Busi-para, Krasalo-para usw. Es gab jedoch auch Ortsnamen auf dava im Süden, so Usku-dava (Adrianopel) „die Stadt der Geten vom Oescus", Pulpu-deva (Philippopel), also „die Stadt des Philipp" (thrakisch: Pulpu = Philipp), was sich bis heute im bulgarischen Volk als Plovdiv (Philippopolis) erhalten hat. Diese Ortsnamen beweisen, daß eine Infiltration von Thrakern aus den Gebieten nördlich der Donau auch im Süden festzustellen ist. Ihrer großen Zahl nach zu schließen waren die mit -dava gebildeten Namen wohl anfangs Dörfer, aus denen dann später Marktflecken und Städte entstanden. Außer Formen auf -dava haben wir auch andere mit der Endung -bria feststellen können: Mesem-bria (Μεσεμ-βρία), Sely-bria (Σελυ-βρία). Die griechischen Geschichtsschreiber identifizieren βρία mit πόλις „Stadt" oder mit τεῖχος „Festung, Burg". Aber die Thraker kannten auch befestigte Städte, die meistens auf Höhen oder Gebirgen erbaut worden sind. Diese nannten sie dizos, diza[12]) (didzos, didza) wie in Burtu-didzos, Ostu-dizos usw. Solche Festungen sieht man auf der Trajanssäule und in letzter Zeit hat man sie auch archäologisch in den Gebirgen von Hunedioara, bei Gradiştea, Muncel und bei Costesti[13]) nachweisen können. Einige der thrakischen Ortsnamen können etymologisch erklärt werden, so z. B. Berzovia = „der Ort wo die Birken wachsen"[14]), Berguli in Thrakien, heute Lule-Burgas, ein Name, der aus einer Sprachwurzel, die „Gebirge" bedeutet, abgeleitet wurde, aus der auch das deutsche Berg[15]) kommt, Salsovia im Donaudelta von einer Wurzel, die Salz bedeutet[16]), Germisara (mit den Varianten: Germizera, Zermizirga) = neben den warmen Bädern, Feredö-Gyogy in Siebenbürgen = „Warme Wasser"[17]), Deusara = „Götterwasser" ebenfalls in Siebenbürgen usw.[18]).

Die Thraker beschäftigten sich mit Ackerbau, Viehzucht und Jagd. Strabo erzählt uns, daß Alexander der Große während seiner Expedition gegen die Geten auf der linken Seite der Donau mit seiner Armee durch Korn-

---

[12]) Dasselbe auch beim gr. Worte τεῖχος ist „Wand", sl. ziždo „ich baue" aus dem einheimischen *deigh- „formen, bauen".

[13]) G. G. Mateescu, Strămoşii nostri (Unsere Vorfahren), 1927, S. 11.

[14]) Wird aus derselben Wurzel abgeleitet, einheimisch *bherag „Birke", aus dem dann das sl. brěza (wird zu breaza).

[15]) Aus dem einheimischen *bhergo, aus dem wird das sl. brěgŭ, das deutsche „Berg" usw.

[16]) Aus *sal-d „Salz".

[17]) Aus Germi- < *gu̯herm- „warm". Lat. formus, gr. θερμός, deutsch warm usw. und -sara (-zera), das Wasser heißen muß.

[18]) Der erste Teil könnte in Zusammenhang mit deu- wie in dem Personennamen Deospor, Deobizos, Diuzenus stehen.

felder gezogen ist. Bei den Thrakern hatten die Frauen die schwere Arbeit zu verrichten. Die Männer wurden mehr im Kriege verwendet. Die thrakischen Mädchen führten ein freies Leben, solange sie unverheiratet waren; nach der Verehelichung sorgten sie für den Haushalt und die Feldbestellung. Die Hochzeit wurde durch Brautkauf eingeleitet. Die Thraker kannten die Polygamie in dem Sinne, daß die Reichen sich mehrere Frauen nahmen[19]).

Die thrakische Sprache ist noch nicht genügend untersucht worden. Die Quellen für ihr Studium werden lediglich durch Eigennamen, die man in den homerischen Epen findet, durch einige Glossen und Personennamen sowie topographische Bezeichnungen und schließlich eine Inschrift auf einem Ring, die aber nicht entziffert werden konnte, gebildet[20]). Aus diesen wenigen Relikten können wir jedoch ihre Struktur nicht gut erkennen. Diese Unsicherheit geht soweit, daß wir nicht wissen, ob sie den im Osten einheimischen Sprachen (satəm), wie ein großer Teil der Gelehrten behauptet, oder denen des Westens (centum) zugehört. — Für die Sprache der Dako-Geten, die mit einigen lokalen Unterschieden mit der der Thraker übereinstimmte, haben wir eine große Zahl von Pflanzen, die uns durch einen Militärarzt der Zeit Neros, Dioscurides, und durch Pseudo-Apuleius überliefert wurden. Aber auch diese können uns nicht von großem Nutzen sein, da ihre Etymologie nicht klar ist[21]). Eine genauere und endgültige Klärung des Wesens dieser Sprache wird man nur erreichen können, wenn man eine ins Griechische übersetzte Inschrift entdeckt. Trotz ihres kulturell sehr rückständigen Zustandes müssen die Geten lateinische oder griechische Buchstaben verwendet haben. Wir wissen, daß der Dichter Ovid in der Zeit seines Exils in Tomi (Constanza) in getischer Sprache Verse zu Ehren des Augustus aufgezeichnet hat. Der heilige Johann Chrysostomos bestätigt sogar in einer in Konstantinopel gehaltenen Predigt, daß die Thraker das Evangelium in ihre Sprache übersetzt haben.

In dieser Hinsicht ist es mit den Illyrern, wie wir noch sehen werden, schlimmer bestellt.

Der Name Illyrer, wie ihn die Griechen gebrauchten, oder Hillurici, wie sie von den Römern benannnt wurden[22]), ist etymologisch noch nicht geklärt. Wahrscheinlich ist er in einer Sprache entstanden, aus der er dann in

---

[19]) G. Kazarow, a. a. O., S. 14.

[20]) Es ist der goldene Ring, der bei Ezerovo (Bulgarien) entdeckt worden ist und dessen Geheimnis hartnäckig gewahrt wird.

[21]) Vgl. D. Dečev, Die dakischen Pflanzennamen in Godišnik na Sof. Univ., Kn. XXIV., 1 (Ist. Fil. Fak.). Sofia 1928.

[22]) In einer alten antiken Inschrift von 415 v. Chr. erscheint der Name der Illyrer als Hillyrier, auf den römischen Steinen und im Plautus Hillurieus (P. Kretschmer, Die indogermanische Sprachwissenschaft, 1925, S. 19—20).

alle übrigen übergegangen ist[23]). Ihre Wohnsitze dehnten sich im Westen der Thraker im Gebiet der heutigen Serbo-Kroaten und Albanier aus. In diesem Teil des südöstlichen Europa erreichten sie im Norden beinahe die Donau, erstreckten sich über Pannonien, Norikum und Rätien, also Westungarn, Österreich und Süddeutschland. Die neuentdeckten alten Ortschaften Carnuntum bei Petronell an der Donau östlich von Wien, Aquincum (Alt-Ofen), Acumincum (Peterwardein) waren illyrische Siedlungen[24]). Im Süden erreichten sie beinahe Acarnanien, Ätolien und Epirus. Wenn die Bewohner dieser drei Landschaften nicht durchwegs Illyrer waren, so ist der Grund dafür, daß sie von einer Mischung zwischen griechischen und illyrischen Elementen bewohnt wurden, einer Art von μιξοβάρβαροι, wie es die griechischen Schriftsteller nannten[25]). Ihre östliche Grenze scheint die Morava (Margus) bis Nisch (Naissus) herauf gewesen zu sein. Von hier verlief sie durch das westliche Dardanien nahe bei Skoplje (Skupi) vorbei und reichte bis zum Prespa-See. Aber so, wie die thrakischen Stämme im Westen bis ans Adriatische Meer heranreichten, stießen die illyrischen Stämme im Osten bis tief in das thrakische Gebiet vor und näherten sich dem Gebiet der Mazedonier, das sie später zum großen Teil besetzten. Auf diese Weise fand eine Vermischung zwischen Illyrern und Thrakern statt, wobei naturgemäß die Bevölkerung des äußersten Ostens und Westens der Halbinsel sich nicht berührte.

Wie auch die Thraker sind die Illyrer in dieses Gebiet aus den mittleren Teilen Europas gekommen, wahrscheinlich gegen Ende des 3. oder am Anfang des 2. Jts.s v. Chr. Nach ihrem Zug in den Süden ist ein gut Teil von ihnen, die Veneter, an das Küstengebiet der Adria nach Italien gewandert, andere wie die Japiger und Mesapier sind über das Meer nach Süditalien gegangen, wo sie sich in Apulien und Kalabrien niederließen. Es werden wohl noch andere illyrische Stämme existiert haben und in verschiedenen Richtungen geirrt sein; von ihnen berichtet die Geschichte nichts. Die Identität der Veneter, Japiger und Messapier mit den Illyrern ist durch die alten Schriftsteller erwiesen worden. Auch schon die Ähnlichkeit der Sprachen läßt darauf schließen.

Was die äußere Erscheinung der Illyrer anbelangt, wissen wir davon nicht viel zu berichten. Die alten Schriftsteller, die uns über die Thraker so viele Erklärungen geben, verzeichnen über die Illyrer nichts. Wahrscheinlich sind sie von hohem Wuchs und mit blondem Teint begabt gewesen, gleich wie die thrakischen Stämme. Solche Typen kann man noch heute im nörd-

---

[23]) Hirt, Die Indogermanen, Straßburg 1925, II., S. 604. Otto Hofmann, Geschichte der griechischen Sprache, I., S. 48.

[24]) P. Kretschmer, Einleitung, S. 20.

[25]) Hirt, a. a. O., S. 156.

lichen Albanien antreffen. Unter ihnen aber gab es aber auch dunklere Typen von mittlerem Wuchs.

Aus den Berichten der alten Schriftsteller und den epigraphischen Daten erhellt, daß die Illyrer in gleicher Weise wie die Thraker in mehrere Stämme geteilt waren. Von diesen waren in den nördlichen Gebieten die bedeutendsten die Delmatier oder Dalmatier (Dalmatae); diese wohnten entlang der adriatischen Küste im heutigen Dalmatien, das ihren Namen trägt. Und wirklich, wenn wir diesen Namen mit dem albanesischen Worte dele (pl. delm) „Schaf" vergleichen, dann verstehen wir, daß Dalmatien das Land der Schafe oder so ähnlich hieß. Die Japoden waren im nordwestlichen Bosnien wohnhaft, wo sich auch die Daesitiaten, eine kräftige Völkerschicht der Römerzeit, befanden, die Liburer hingegen entlang der Küste und auf den Inseln beheimatet. Die Daorser (Daverser) saßen an der Narenda, die Docleaten lebten im heutigen Montenegro. Neben ihnen befanden sich die Sabeaten, die bis an den Skutari-See herunter siedelten. In den südlichen Teilen lebten die Albaner (Ἀλβανοί), deren Name mit dem der Albanier von heute übereinstimmt. Sie bewohnten das im Mittelalter unter dem Namen Arbanum (Ἀλβανῶν) bekannte Land in den Kroia-Gebirgen mit dem Mittelpunkt Albanopolis (Ἀλβανόπολις)[26]). Ein Berg in der Nähe dieses Gebietes hieß „Albanus mons". In seiner Nähe befanden sich die Dassaretier, deren Wohnsitze im Gebirge sich beinahe bis zum Ochridasee erstreckten. Die Autariaten, einer der edelsten Stämme, wurden später von den Kelten vernichtet. Schließlich hatten die Lykesten und Oresten ihre Wohnsitze in der Nähe Mazedoniens, das mehr illyrisch als von Mazedoniern besiedelt war[27]).

Im Gegensatz zu den Geto-Dakern aus dem Stamme der Thraker, die einen politisch so mächtigen Staat wie den der Könige Dromichaites, Boirebista und Decebalus gründen konnten, haben die Illyrer es nicht zu einer Einheit und noch viel weniger zu einer großen Staatsgründung bringen können. Im nördlichen Teil der adriatischen Küste entstand zwar auch ein Königreich zwischen Sebeniko und Skutari, das sich im 3. und 2. Jh. v. Chr. halten konnte. Von den illyrischen Königen erwähnen die alten Schriftsteller (Polybios, Diodor von Sizilien, Titus Livius usw.) den Bardylos, den Philipp von Mazedonien besiegte, den Agron, Sohn des Pleuratus, der ständig Kämpfe mit den benachbarten thrakischen Stämmen der Dardaner führte, und den Genthius, Herrscher über 60 Festungen, mit seiner Hauptstadt Skutari[28]).

---

[26]) Ptolemäus, Geographie, 3, S. 13.

[27]) Konst. Jireček, Geschichte der Serben, I., S. 18. H. Hirt, a. a. O., I., S. 155.

[28]) N. Jorga, Histoire des Roumaines, I., S. 290—297.

Die Hauptbeschäftigung der Illyrer war die Viehzucht und im besonderen die Schafzucht. Im übrigen konnte eine Landwirtschaft bei der Bodenkonfiguration dieser Gebiete auch nur sehr kümmerlich existieren. Trotzdem haben die in den tiefer gelegenen Gebieten lebenden illyrischen Stämme in Dalmatien und in dem südlichen Albanien auch den Boden bebaut; so befassen sich auch heute die Albanier aus dem Gebiet um Muzachia mit Ackerbau.

Das soziale Leben der Illyrer ist uns, da wir keine Überlieferungen besitzen, nicht näher bekannt. Es dürfte aber von den der ihnen benachbarten Thraker nicht sehr verschieden gewesen sein. Jedoch erfreute sich die Frau anders als dort einer größeren Hochachtung. Die alten Schriftsteller sprechen von illyrischen Frauen, die an die Spitze ihres Volkes traten. Vom zivilisatorischen Standpunkt waren die Illyrer und Thraker kaum verschieden. Nebeneinander lebend hatten sie auch dieselben Sitten und Gebräuche. Die Tätowierung war ebenso verbreitet wie bei den Thrakern. Unter den abergläubischen Erscheinungen war besonders die Hexerei (Deochiu = Böser Blick!) sehr verbreitet. Sie konnte, wie man glaubte, den Tod eines Menschen herbeiführen. Man findet diesen Aberglauben auch heute noch bei allen Balkanvölkern.

Die Wohnstätten der Illyrer waren vornehmlich am Gebirge gelegen. In römischer Zeit, als die Sicherheit größer war, begannen sie sich auch in den Tälern und Ebenen zu verbreiten. Die Illyrer der Gebirgsgegenden wohnten wegen der zahlreichen wilden Tiere der Wälder vornehmlich in Höhlen und Schluchten. Die aus der Ebene hatten Holzhäuser, die weit voneinander entfernt waren, oder aber unterirdische Wohnungen, wie auch heute noch solche am Balkan anzutreffen sind; ich denke besonders an die niederen Erdhütten. Außer Dörfern hatten die Illyrer auch größere Siedlungsmittelpunkte und befestigte Burgen. Letztere befanden sich auf den Gebirgshöhen.

Die Sprache der Illyrer gehört zu der großen Familie der indogermanischen Sprache ebenso wie die thrakische Sprache. Man weiß jedoch nicht, ob sie der orientalischen Gruppe (satəm) oder der westlichen (centum) zugehört. Auch hier dieselbe Unsicherheit wie bei den Thrakern, weil wir so wenig linguistisches Material besitzen. Wir haben allerdings eine Reihe von Inschriften in der Sprache der Mesapier und der Veneter; jedoch sind sie ebenso wie einige phrygischen Inschriften für die Erkenntnis der thrakischen Sprache nicht von großem Wert. Aus den vorgenommenen Untersuchungen ergab sich, daß das Illyrische sich von der thrakischen Sprache unterscheidet, mit ihr aber nahe verwandt ist[29]).

[29]) Von der Verwandtschaft der thrakischen Sprache mit der illyrischen vgl. Ribezzo in Riv. indo-greco-ital., I., 1913, S. 69 und S. 70.

In die Gebiete der Thrako-Illyrer brachen mit der Zeit Völkerschaften iranischer und keltischer Herkunft immer öfter ein, so vor allem die Skythen, Sarmaten, Alanen und Kelten. Die ersten haben die nördlich der Donau gelegenen Gebiete besetzt; man findet in den Ortsnamen einige Spuren von ihnen. Die letzteren haben sich auch über diesen Fluß erstreckt und gingen sogar bis nach Kleinasien. Ihre Rolle bei dem Entstehen der Balkanvölker ist jedoch unbedeutend. Hingegen ist der Beitrag der griechisch-römischen Elemente, von denen wir jetzt sprechen wollen, von größter Bedeutung gewesen.

Während die Thraker und Illyrer die zentralen und nördlichen Teile der Balkanhalbinsel bewohnten, lebten im südlichen Teil der Halbinsel die Hellenen, die durch ihre Kultur und fortgeschrittene Zivilisation mancherlei Gegensätze zu den vorgenannten aufwiesen. Man nimmt an, daß ihre Einwanderung in das heutige Griechenland vor der der thrako-illyrischen Völkerschaften stattfand. Wahrscheinlich kamen sie in dieses Land, von dem sie dann auch nach Kleinasien und auf die umliegende Inselwelt übersetzten, ebenfalls gegen Ende des 3. Jahrtausends.

Zum Verständnis des ethnographischen Aspekts der Gegenwart auf der Balkanhalbinsel ist es notwendig, die erheblichen Einwirkungen der hohen Zivilisation und Kultur sowohl der Griechen wie der Römer auf die Entwicklung der Balkanvölker in Rechnung zu ziehen. Was die Griechen anbelangt, müssen wir gleich feststellen, daß sie einen mächtigen Einfluß auf sie ausgeübt haben. Wir kennen die Auswirkungen dieser Kultureinflüsse auf die mazedonische Aristokratie, die mehr griechisch sprach als in ihrer Muttersprache. Dank dieser Einflüsse wurde das ganze Volk später entnationalisiert. Dasselbe muß sich auch mit allen thrakischen und illyrischen Stämmen ereignet haben, die in ihrem südlichen Vordringen schließlich inmitten der Griechen isoliert dastanden. Ebenso wissen wir auch, daß zu jener Zeit die griechische Sprache, die einzige Schriftsprache am Balkan, auch bei einigen thrako-illyrischen Völkerschaften Eingang gefunden hatte. Ihre Inschriften — allzuviele dürften es nicht gewesen sein — wurden wohl in dieser Schrift ausgeführt. Eine von ihnen ist bis auf unsere Tage erhalten; eine thrakische Inschrift auf einem goldenen Ring, der in Ezerovo (Bulgarien) entdeckt worden ist, ist mit griechischen Lettern geschrieben worden: Es ist wahr, daß sie nicht entziffert werden konnte, jedoch das Wort Oroles — ein thrakischer Name, zeigt deutlich, daß es sich um eine thrakische Inschrift handelt. Inschriften, die uns ungefähr den Umfang der Verbreitung des Griechischen bei den Thrako-Illyrern andeuten, sind in griechischer Sprache gehalten und auf Statuen, Monumenten, Steinen, Meilensteinen usw. eingraviert. Wenn wir die thrako-illyrischen Gebiete nach der Verbreitung solcher Inschriften einteilen wollten, könnte man zu dem Schluß

kommen, daß dort, wo sie griechisch geschrieben sind, die einheimische Bevölkerung griechisch sprach, jedoch dort, wo sie lateinisch geschrieben wurden, lateinisch die Umgangssprache war. Tatsächlich liegen die Dinge aber anders. Wenn wir nämlich die Bedeutung griechischer Sprache und Kultur bei den barbarischen Völkern näher untersuchen und die geringe Verbreitung des griechischen Bevölkerungselements im Innern der Halbinsel feststellen, ist das Ergebnis ein anderes.

Tatsächlich wären die Hellenen durch die Mächtigkeit ihrer Kultur und Zivilisation in der Lage gewesen, auf die Thraker und Illyrer einen solchen Einfluß auszuüben, daß er zur Entnationalisierung geführt hätte. Jedoch hinderte sie daran ihr Partikularismus und sie haben auch nicht versucht, in dieser Richtung zu wirken, nicht etwa, weil sie keinen Erfolg gehabt hätten, sondern weil ihre zivilisatorische Einwirkung auf Fremde mehr einen kommerziellen Charakter trug und nur zum kleinsten Teil einen politischen und schon gar nicht einen militärischen, wie das bei den Römern der Fall war. Dort, wo die Griechen Gewinnmöglichkeit erblickten, ließen sie sich nieder, ohne den verlassenen Wohnorten lang nachzutrauern, und mit der Zeit gelang es ihnen, die einheimische Bevölkerung zu assimilieren. Dies machten sie jedoch, wenn sie die Wege offen fanden, wie das die Wege des Meeres sind. Nur selten führte sie ihr Weg in das Innere der Halbinsel. So erklärt sich auch ihre Ausbreitungsmöglichkeit überall am Ägäischen Meer, in der Chalkidike und in Byzanz, das sie mit der Zeit gräzisierten, indem sie ihre Sprache überall hin einführten. Ebenso erklärt sich ihre Expansion an den asiatischen Küsten und besonders im Süden Italiens, wo sie die „Graecia Magna" mit dem Mittelpunkt Neapolis begründet hatten, wo bis zum 2. Jh. griechisch gesprochen wurde, und schließlich ihre Ausdehnung bis ins südliche Frankreich hin.

Die Frage der Existenz einer großen Zahl griechischer Elemente unter den thrako-illyrischen Völkerschaften spielt eine große Rolle für das Verständnis des heutigen ethnographischen Aspekts der Balkanhalbinsel. Deshalb ist es gut, bevor man aus der Verbreitung der griechisch-römischen Inschriften des Altertums Schlüsse zieht, zuerst zu untersuchen, welches heute die Verteilung des griechischen Elements am Balkan außerhalb Griechenlands ist.

Heute befinden sich Griechen außerhalb der beiden Thrazien (dem östlichen von den Türken beherrschten und dem westlichen von den Bulgaren beherrschten), in die sie durch die alten griechischen Kolonien gelangten, noch tiefer in der Halbinsel besonders am Flusse Maritz und seinen Nebenflüssen. Es ist bezeichnend, daß in dieser Gegend die Verkehrsmöglichkeiten, die Wege zahlreich und gut sind; nirgends findet sich ein anderes Gebiet in Albanien, Mazedonien oder Serbien, wo die Griechen in

solcher Stärke vertreten wären. Man trifft sie auch in Thessalien und Epirus an, wo jedoch auch kompakte Massen von Mazedorumänen siedeln. Von Epirus dehnen sich dann noch etwa 20 Dörfer ins südliche Albanien aus. Sonst wird man, wenn man eine ethnographische Karte wie die von dem jugoslawischen Ethnographen CVIJIĆ oder von WEIGAND zur Hand nimmt, sehen, daß vom nördlichen Epirus beginnend keine Griechen mehr selbst in den größten Städten Mazedoniens anzutreffen sind. In dem Maritzatal und den Städten am Schwarzen Meer, die seit jeher griechische Kolonisten beherbergten, die vor allem Kaufleute waren, haben sie sich in den ältesten Zeiten niedergelassen, in den größeren Städten wie auch am Land. Sie kamen wohl von dem heutigen Bulgarien dahin. In Mazedonien aber wie auch im Innern Albaniens und in Alt-Serbien fehlen die Griechen vollkommen. Soviel ich weiß, finden wir in diesen Gebieten auch keine griechischen Ortsnamen, die von ihrem früheren Vorhandensein Zeugnis ablegen würden. Wie erklärt sich das Fehlen des griechischen Elements innerhalb der Balkanhalbinsel auch bei einer so kleinen Entfernung von dem früheren Hellas, wenn deutliche Spuren in so entfernten Gegenden, die mit dem Ursprungsland gar nicht in Verbindung stehen, vorzufinden sind, wie wir das oben sahen? Eine Antwort können wir nur dann geben, wenn wir das Wesen der Balkanvölker nach ihren eigentümlichen Lebenserscheinungen und ihrer charakteristischen Lebensweise kennen lernen.

Wirklich sind alle Balkanvölker, wenn sie im einzelnen auch kennzeichnende Unterscheidungsmerkmale aufweisen, eng untereinander verbunden. Sie sind Binnenlandbewohner. Die Griechen jedoch haben schon aus dem Altertum her und bis heute überlieferungsgemäß das maritime Element dargestellt. Für die Griechen ist die wahre Heimat das Meer. Seit sie auf der Balkanhalbinsel sind, war das Meer der Mittelpunkt, auf den sich ihre ganze Tätigkeit richtete. Für sie war der Kontinent, wie ich schon oben sagte, nichts als ein auszuwertendes Stück Land. Sie dachten nicht daran, weiter in ihn vorzudringen, ihn zu unterwerfen, um ihre Zivilisation da zu verbreiten, und — konnten es auch nicht. Es genügte ihnen, als Händler das Land auszuwerten, also seine ganzen Reichtümer aus seinem Innern herauszuholen, um sie gegen Waren einzutauschen, die sie entweder aus Griechenland oder anderen fernen Ländern brachten. Wie fruchtbar auch ein Gebiet gewesen wäre, es zog sie nicht an, außer wenn es mit Wegen, die den Verkehr und den Handel förderten, versehen war. Aus diesem Grunde haben die Griechen meistens oder fast immer ihre Kolonien in Küstengebieten angelegt[30]). Dieselbe Feststellung können wir auch bei dem griechischen Element in Dazien machen. Seit dem Altertum

[30]) Von den Griechen im Süden Frankreichs vgl. W. v. WARTBURG, Evol. et struct. de la langue fr., Paris 1934, S. 8.

(5. Jh.) haben diese Griechen die Häfen der Schwarzmeer-Küste besetzt: Dionysopolis (Balcic), Callatis (Mangalia), Tomi (Constanza), Histria (Caranasuf) usw. Niemals aber haben sie sich in größerer Zahl im Innern des Landes niedergelassen.

Dieses ist die heutige Lage des griechischen Elements im Innern der Halbinsel und in Dazien.

Wenn wir jetzt in die Vergangenheit zurückgehen, und den Umfang des griechischen Elements am Vorhandensein von Inschriften feststellen wollen, sehen wir, daß diese Zeugnisse fast völlig mit dem, was wir in den beiden Thrazien vorfinden, übereinstimmen. Daselbst war die überwiegende Mehrheit der griechischen Inschriften durch die ununterbrochene Kontinuität des griechischen Elements[31]) begründet, obwohl ein Teil Thraziens romanisiert worden war[32]). Die gleiche Erscheinung zeigt sich auch auf der Halbinsel Chalkidike. Anders werden die Verhältnisse, wenn wir uns der östlichen Grenze des antiken Mazedoniens nähern: im ganzen Mazedonien der römischen Eroberungszeiten aus dem 2. Jh. n. Chr., also dem heutigen Mazedonien und Albanien, fehlt das griechische Element völlig, während wir eine große, ja überwiegende Anzahl von griechischen Inschriften vorfinden. Dieser Gegensatz kann nicht anders erklärt werden, als (wenn auch zugegeben werden muß, daß Mazedonien völlig unter dem Einfluß griechischer Kultur stand), daß die griechische Sprache die illyro-thrakischen Mundarten, die hier nach der Einwanderung thrako-illyrischer Stämme vorhanden waren, nicht ersetzen konnte. Zahlreicher ist das griechische Element an den Küsten der Adria, besonders im albanischen Gebiet und auch in den den Küsten unmittelbar benachbarten Landstreifen vorhanden[33]). Jedoch in den gebirgigen Gegenden Albaniens fehlt der Grieche völlig, obwohl da viele griechische Inschriften vorhanden sind. Nach HAHN[34]) sind die Meilensteine Mazedoniens und Thessaliens durchwegs lateinisch beschriftet. Diese Tatsache könnte bis zu einem gewissen Punkt als ein Beweis dafür genommen werden, daß in den niederen Schichten der Bevölkerung dieser Gegenden die lateinische Sprache verbreiteter war.

Als Erklärung für diejenigen, die die Kultur der Herrschaftsvölker mit

---

[31]) Das nordwestliche und südöstliche Thrazien wurde romanisiert. (TH. MOMMSEN, Römische Geschichte, V., S. 281.) Ebenso ein großer Teil der Dobrudscha, obwohl an ihrem Gestade griechische Häfen lagen. (AL. PHILIPPIDE, Or. Rom., I., S. 60.)

[32]) JULIUS JUNG, Römer und Romanen in den Donauländern. Innsbruck, S. 10.

[33]) LUIGI M. UGOLINI, Albania nelle ricerche. Archeol. ital., Roma, S. 31.

[34]) „In Mazedonien und Thessalien sind alle Meilensteine lateinisch. CIL III, Supplex 7359 ff." (LUDWIG HAHN, Rom und Romanismus im griechisch-römischen Osten. Leipzig 1906, S. 12.)

der Sprache des eigentlichen Volkes verwechseln, genügt es, auf die neueren Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel hinzuweisen. Nach dem Fall des byzantinischen Kaiserreiches wurde das ganze geistige Leben der Christen ohne Unterschied der Sprache und Nation dem ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel unterstellt. Die Organe, die diese Geistigkeit erhielten, waren die Kirche und am Ende des 18. Jh.s die griechische Schule. Alle Nichtgriechen der Halbinsel, die Albanier, Rumänen und Slawen, besuchten die griechische Kirche und Schule. Trotzdem haben sie sich in ihrer völkischen Eigenart bis heute erhalten. Gräzisierungen fanden nur im Epirus und dem südlichen Albanien, wo ethnische Vermischungen nicht vermieden werden konnten, statt. Das beweist, daß was seit der türkischen Herrschaft in Europa nicht verwirklicht werden konnte, noch viel weniger vor diesem Ereignis geschehen sein kann, da ja damals griechische Schulen selbst in den größeren Mittelpunkten recht selten waren. Wenn wir aber die Verhältnisse in neuerer Zeit betrachten, sehen wir, daß die Rumänen, Albanesen und Slawen der Halbinsel auf ihren Epitaphiensteinen griechische Inschriften anbringen ließen. Dies taten sie aber nicht etwa, weil sie Griechen waren oder wenigstens griechisch sprachen, sondern einfach um etwas für ewig in der Sprache der Kirche, der heiligen griechischen Sprache — dem Sanskrit der Balkanhalbinsel — eingravieren zu lassen. So müssen wir aus jüngeren Verhältnissen die Vergangenheit verstehen lernen, wenn wir ein wirkliches Bild von der ethnographischen Lage am Balkan haben wollen.

So haben denn die alten Griechen, obwohl sie geographisch in dem eigentlichen Halbinselgebiet im südöstlichen Europa saßen, wegen des völligen Fehlens einer politischen und militärischen Initiative in ihrer Zivilisation es nicht vermocht, sich ins Innere Mazedoniens und Albaniens zu verbreiten: politisch haben sie sich in mehrere Parteien geschieden; sie waren nicht imstande, sich gegen kriegerische Stämme mit einer Sippenorganisation, wie sie die illyrischen Stämme hatten, die so zahlreich waren, als es Täler in den Balkangebirgen gibt, durchzusetzen[35]). Militärisch hatten die Griechen nicht die notwendige Kraft, um die Hindernisse, die nicht so sehr die Menschen als vielmehr die Natur einer friedlichen Durchdringung des Balkans entgegensetzten, zu überwinden.

Einen ganz anderen Charakter hatte die römische Zivilisation. Von den Hellenen gegen die Illyrer zu Hilfe gerufen, die in Korfu eingedrungen waren und den Peloponnes bedrohten, kamen die Römer und mußten Dalmazien bekämpfen, um die illyrischen Stämme, die ihnen die Ruhe im Reich störten, zu unterwerfen. Der äußerst gebirgige Charakter dieses Landes war eines der Hindernisse, die sie veranlaßten, lange Zeit stille zu stehen,

[35]) N. JORGA, Românii şi Grecii dealungul veacurilor (Die Rumänen und Griechen im Laufe der Jahrhunderte), Bukureşti 1921, S. 7.

bis sie sich dann entschlossen, in das Innere der Halbinsel vorzudringen. So erklärt sich zum Teil, warum es den Römern nur in großen Abständen gelang, die Herrschaft im ganzen Lande zu sichern; erst mit der Unterwerfung Daziens und seiner Umwandlung in eine römische Provinz konnten sie ihr Werk abschließen. Von der Unterwerfung der Illyrer bis zur teilweisen Räumung Daziens unter Aurelian hat jahrhundertelang der wohltuende Einfluß Roms, der das Gesicht der Balkanhalbinsel von Grund auf umgewandelt hat, sich ausgewirkt: Viele Verbesserungen entstanden im öffentlichen und privaten Leben der Bewohner; ganz besonders aber vermochte sich die lateinische Sprache bei fast allen einheimischen Völkern siegreich durchzusetzen. Umsonst entstanden vereinzelte Rückschläge von seiten der Lokalsprachen. Wenige von ihnen, wie z. B. die von Illyro-Thrakern gesprochenen, aus denen dann das Albanische entstand, konnten sich retten[36]). Die meisten haben noch lange Zeit neben der lateinischen Sprache sich erhalten können, indem sie der letzteren einige Besonderheiten einfügten. Diese Entnationalisierung alter lokaler Völkerschaften durch die Sprache in einer Zeit von einigen Jahrhunderten beweist, daß die römische Penetration auf der Halbinsel zum Unterschied von der anderer Völker späterer Zeiten nicht eine vorübergehende Erscheinung war. Deshalb ist es keine Übertreibung, wenn wir wiederholen, was schon so oft gesagt worden ist, daß in der Zeit nach der teilweisen Aufgabe Daziens durch die Römer (273) die lateinische Sprache von den Karpaten bis zum Pindus hin erklang und von der Adria bis zum Ägäischen Meer. In dieser Zeit konnte die Einheit der lateinisch sprechenden Völker nur durch den Gebrauch der griechischen Sprache gestört werden, aber es zeigte sich, daß ihr Einfluß nicht allzu groß in den Volksmassen war. Naturgemäß sind die ethnischen Interferenzen in Grenzgebieten der griechischen und lateinischen Kultur eine häufige Erscheinung gewesen. Wir nehmen jedoch an, daß ein großer Teil der griechischen Enklaven in der Zeit der Völkerwanderung verschwunden ist, denn wenn infolge dieser Invasionen im Süden der Halbinsel die einheimischen Gebirgsvölker, wie z. B. die Vorfahren der Rumänen und Albanier, gezwungen waren, ihre jahrtausendealten Wohnsitze zu verändern, um so mehr die Griechen, die ein anderes Leben gewöhnt waren und selbst von den großen Mittelpunkten aus, die zum Teil zerstört wurden, sich in das Innere von Hellas und auf die Inseln in Sicherheit bringen mußten. Übrigens ist die Abwesenheit dieses Elements auch aus der Seltenheit der alten griechischen Worte in der albanischen und rumänischen Sprache zu entnehmen. Diese Seltenheit alter griechischer Worte in der Balkanlatinität kontrastiert stark mit dem, was wir von der griechischen Beeinflussung der

---

[36]) Giotto Dainelli, La regione balcanica. Firenze 1922, S. 79.

lateinischen Sprache wissen, die nach der Eroberung Griechenlands durch die Römer erfolgte, ja sogar mit den altgriechischen Einflüssen im Süden Frankreichs, wo wir so viele griechischen Bezeichnungen in der französischen Topographie antreffen. Für die Gebiete der südlichen Balkanhalbinsel, die von den Vorfahren der Albanier und Rumänen bewohnt wurden, ist das Fehlen älterer griechischer Spuren in der Sprache entweder auf die Seltenheit des griechischen Elements inmitten dieser Völker zurückzuführen oder auf die berufliche Verschiedenheit dieser meist aus Hirten bestehenden Bevölkerung von den Griechen. Sie hatten sich in der Zeit, da die Völkerwanderung auch über ihre Gebiete dahinging, in die Gebirge zurückgezogen, von wo sie viel später in der gleichen Weise wie die Illyrer zur Zeit der römischen Okkupation in die Täler und Ebenen herunterzusteigen begannen.

Nachdem wir den ethnographischen Aspekt der Balkanhalbinsel aus der Zeit der thrako-illyrischen Herrschaft und für die Zeit der stärksten griechisch-römischen Kulturbeeinflussung kennengelernt haben, werden wir im nächsten Kapitel zu zeigen versuchen, welche Veränderungen sich in diesem alten Aspekt des Balkans infolge der Einwanderung der slawischen Stämme am Balkan ergaben, in einer Zeit, in der zwei andere Völker sich neu bilden: die Albanier und die Rumänen.

2. Die Balkanvölker nach der Einwanderung der Slawen. Bulgaro-Serben und Albano-Rumänen

Die Slawen haben auf ihrem Weg zum Balkan bei der großen Invasion der Völker, an der die Goten (271—375), Hunnen (375—452), Gepiden (453 bis 566) und Awaren (566—744) teilnahmen, auch eine Rolle gespielt. Während die Gegenwart der genannten Völker am Balkan nur eine vorübergehende war, da sie keine Spuren auf ihrem Weg hinterließen, haben die Slawen hingegen in der Zeit, da sie zwischen Hunnen und Gepiden überall hereinbrachen, das Bild der Balkanhalbinsel von Grund auf verändert.

Die Slawen sind ein Teil der indogermanischen Völkerfamilie und scheinen von Anfang an recht zahlreich gewesen zu sein. Ihre ältesten Wohnsitze befanden sich wahrscheinlich in dem Gebiet zwischen Weichsel und Dnjepr. Nach Sprachverwandtschaften zu schließen, haben sie da im Osten indogermanische Völkerschaften zu Nachbarn gehabt, aus denen später die Indo-Iranier hervorgehen sollten, im Nordwesten jedoch die Balten, die ihrerseits in der Nähe der germanischen Stämme siedelten, im Süden aber die Thraker. Anfangs hatten sie keinen gemeinsamen Namen; die Bezeichnung Slověnin (pl.: Slověne), mit der sie sich der Geschichte vorstellten, bezieht sich seit der Zeit ihrer ersten Einwanderung nur auf einen Teil der Stämme slawischer

Herkunft. Tatsächlich wird er nach der auf literarischem Wege erfolgenden Verallgemeinerung für alle Slawen als Stammbezeichnung bis heute nur bei den Slawen des Südens (Bulgaren), denen des Südwestens (Slowenen), des Westens (Slowaken) und schließlich bei einigen slawischen Völkerschaften aus Novgorod (Rußland) verwendet. Die anderen Stämme hatten ihre besonderen Bezeichnungen wie Anten, Venden, Serben[37]) usw. Die Bezeichnung Slověnin als Name der Slawen des Südens erscheint erst im 6. Jh.: Σκλαβινοί, Σκλαβοί bei den Griechen, und: Sclaveni (Sclavi) bei den Römern. Ebenfalls damals erscheint bei den Byzantinern: Ἄνται (Antes, Anti), womit die Slawen aus Bessarabien, von der Donaumündung und der Moldau bezeichnet wurden[38]).

An ihrer äußeren Erscheinung waren sie hochgewachsen und rötlichblonder Hautfarbe in der Art der indogermanischen Völker des europäischen Nordens. Sie waren sehr fleißig und widerstandsfähig und gingen der Jagd und dem Fischfang nach. Sie kannten aber auch den Ackerbau. Zum Unterschied von Griechen und Römern, die zu Dörfern zusammengefaßte Wohnsitze hatten, wurden die Wohnungen der Slawen mehr durch einzelne Hütten und Holzhäuser gebildet, die auf große Entfernungen hin verstreut waren und meistens am Waldessaum lagen, wo sich die Leute in Zeiten der Gefahr schneller in Sicherheit bringen konnten. Ihre soziale Organisation gründet sich auf die Familie. Diese wurde nicht nur aus Eltern und Kindern, sondern auch aus Enkeln und Urenkeln gebildet, so wie das auch noch heute bei den Südslawen anzutreffen ist und auch bei den Aromunen und Albanier vorkommt. Mehrere Familien zusammen bildeten einen Stamm und hatten als Anführer einen Chef mit dem Namen vladika (Herrscher), čelnic (Fruntaş), vojvota und schließlich später (9. Jh.) župan. Als sie anfingen, größere Organisationen zu bilden, hatten sie einen knez (kunezi) „König" — ein von den Deutschen eingeführter Begriff (kuning).

Die Einwanderung der Slawen in der Balkanhalbinsel fand im 6. Jh. statt; jedoch hatten sie mit dem romanischen Element in Dazien bereits im 5. Jh. Kontakt, ja vielleicht sogar schon früher. Hier haben sie langsam und allmählich Siebenbürgen, die Moldau, Bessarabien und die Wallachei besetzt. Von dem Vorhandensein der Slawen in den Gebieten nördlich der Donau gibt uns die große Zahl der Ortsbezeichnungen, die über das ganze Territorium der Dacia Traiana verbreitet sind, Auskunft, das heute durch das rumänische Volk erfüllt ist. Die byzantinischen Schriftsteller der Zeit nach der Einwanderung sprechen sogar von einer Sclavinia jenseits der

---

[37]) J. J. Mikola, Urslawische Grammatik, Heidelberg 1903, S. 7.

[38]) C. Jireček, a. a. O., S. 70, 74. Stefan Mladenov, Geschichte der bulgarischen Sprache, 1929, S. 57.

Donau (καὶ πάσας τὰς Σκλαβινίας) oder sogar von einem Bulgarien (βουλγαρία ἐκεῖθεν τοῦ Ἴστρου ποταμοῦ).

Aus Dazien sind die Slawen über die Donau hinweg in die Balkanhalbinsel eingedrungen und trafen im Süden auf die slawischen Stämme, die von Pannonien und dem Norden Ungarns hereingedrungen waren. All diese Stämme, einige aus dem Osten kommend (Dobrogea, Vidin, Belgrad), andere wiederum von Westen her, die adriatische Küste entlang, durchdrangen die Täler der Balkanhalbinsel und füllten Thrazien, das heutige Bulgarien, Serbien, Kroatien und gelangten im Osten bis nach Albanien und im Süden beinahe bis Epirus und nach Thessalien und Nordgriechenland. Bei dieser ungeheuren Expansion in alle Richtungen des Balkans haben sie sich vor allem in den Gegenden zusammengeballt, die sie ungefähr noch bis heute besetzt halten, hinterließen hingegen nur eine verhältnismäßig dünne Schicht im Norden in Dazien und Pannonien wie im Süden in Albanien, in Epirus, Thessalien und Nordgriechenland. Diese dünnen Schichten haben sich mit der Zeit verflüchtigt, indem sie im Norden in den Rumänen und Ungarn, im Süden in den Albaniern und Griechen aufgingen. Die einzigen Spuren, die bis auf uns gelangt sind und von ihrer Existenz in früheren Zeiten berichten, sind die slawischen Ortsbezeichnungen, die noch heute erhalten sind. Nach der endgültigen Festsetzung der Slawen im Balkan wurde ihr Kontakt mit den einheimischen Elementen ständig enger. Tatsächlich gelangten sie auf die Halbinsel in einem Augenblick, als nur die Griechen eine ethnologische Realität von klaren Konturen darstellten. Es ist richtig, daß auch die Griechen reichlich von den Römereroberern beeinflußt worden waren — das zeigt besonders die Sprache. Trotzdem haben sie aber sich erhalten können und ihre Lebensart unberührt bewahrt.

Ganz anders ging es mit den thrako-illyrischen Stämmen. Der größte Teil von ihnen befand sich in einem vollen Umwandlungsprozeß ethnisch-linguistischer Natur, der durch ihre Vermischung mit den römischen Kolonisten und die Annahme der römischen Sprache an Stelle ihrer früheren Muttersprache hervorgerufen worden war. Sie befanden sich, wie man sagen würde, auf dem Höhepunkt ihrer Entnationalisierung durch die Sprache. Wenige von ihnen konnten dieser Romanisierungsströmung entkommen. Tatsache ist, daß in dieser Zeit der Invasionen und Niederlassungen der Slawen am Balkan die römische Okkupation das Aussehen der Halbinsel vom linguistischen Standpunkt verändert hatte. Statt des Thrako-Illyrischen begann man überall in den römischen Kulturzonen die lateinische Sprache zu gebrauchen. Diese Entwicklung ging in zwei Richtungen: im Osten, wo die Mehrheit der Völkerschaften thrakischen Ursprungs war, auf eine romanische Sprache hin, aus der später die Sprache aller Rumänen hervorgehen sollte, im Westen, wo die meisten illyrischen Stämme wohnten,

ebenfalls auf eine romanische Sprache hin; aus dieser entstand das alte Dalmatinische, dessen letzte Reste beinahe bis in unsere Tage auf der Insel Veglia erhalten blieben. Sie ist vor nur einigen Jahrzehnten erloschen. Die wenigen nicht assimilierten Sprachelemente sind bei den illyrischen Gebirgsstämmen zu finden, die sich mit thrakischen Elementen vermischt hatten und aus denen die Albanier hervorgingen.

Als Folge dieser Lage der Dinge bei der endgültigen Festsetzung der Slawen am Balkan sprachen nur noch wenige einheimische Völker ihre Muttersprache. Der Rest außer jenen Vorfahren der Albanier war romanisiert, bewahrte aber in der Sprache eine Anzahl von einheimischen Worten, die eng mit dem Hirtenleben verbunden waren. Auf diesem Gebiet haben sogar die Slawen am Balkan einheimische Worte übernommen. Auf jeden Fall haben sie bei ihrer Festsetzung am Balkan von den Thrakern eine Anzahl von Ortsnamen wie Plovdiv aus Pulpudeva übernommen, die sie auch heute noch verwenden.

Die Invasion der Slawen am Balkan war nicht vorübergehend wie die der anderen barbarischen Völker. Wenn sie sich einmal in den besetzten Gebieten festgesetzt hatten, haben sie sie meistens auch behalten. Sogar auf den zwei Extremitäten des Balkans, Dazien und Griechenland, von wo sie später verschwinden mußten, haben sie Jahrhunderte unter der einheimischen Bevölkerung gelebt. Für ihre Existenz in Dazien besitzen wir, wie ich schon erwähnte, die slawischen Ortsnamen, für diejenige in Griechenland außerdem noch die Äußerungen des Kaisers Konstantin Porphyrogenetos, nach dem in seiner Zeit das ganze Land verslawt wurde[39]).

In der Zeit der ersten slawischen Invasion auf der Balkanhalbinsel war die Sprache der Slawen noch einheitlich. Dieser Zustand muß bis etwa ins 7. Jh. gedauert haben. Erst nach diesem Zeitpunkt begann er sich das Slawische in drei Dialekte aufzuspalten: slowenisch, serbokroatisch und bulgarisch. Der Unterschied zwischen serbokroatisch und bulgarisch wirkte nach einigen Wissenschaftlern sich auf Grund einer früheren Verschiedenheit aus, die schon zwischen dem Illyrischen und Thrakischen bestanden hatte und sich auf die slawische Sprache übertrug. Andere glauben, daß der Unterschied dem Umstand zuzuschreiben ist, daß die Serbo-Kroaten sich auf einem Gebiet mit romanisierter Bevölkerung entwickelt hatten, während die Bulgaren im Lande einer griechisch sprechenden Bevölkerung entstanden waren[40]). Die Wahrheit ist, daß bei jeder Sprache der Welt, die sich auf ein Gebiet stark zu verbreiten beginnt, die Differenzierung aus dem Innern der

---

[39]) Lubor Niederle, Manuel de l'antiquité Slave, I., S. 108. N. Jorga, a. a. O., II., S. 326.

[40]) N. Jorga, a. a. O., S. 225—264, Margulies in Arch. f. Sl. Phil., XL., S. 29.

Sprache wirksam wird. Nur in zweiter Linie konnte also die Verschiedenheit der Substrate, auf denen sie sich entwickelte, wirksam werden.

Die Bulgaren haben im 7. Jh. bereits kurz nach ihrer Einwanderung die Invasion der Proto-Bulgaren zu erleiden gehabt, einer Bevölkerung türkischer Herkunft, die mit den Hunnen in Verbindung stand und aus Bessarabien unter der Führung des Asparuch kam. Sie haben die Donau überschritten und das Gebiet zwischen Donau, Schwarzem Meer und Balkan besetzt. Nachdem sie mit den Slawen und den „Gefangenen der Awaren" — der römischen Bevölkerung links der Donau — die Macht der Awaren (566 bis 799) zu erschüttern wußten, haben sie ihre Herrschafft über die Slawen für kurze Zeit sichern können. Unmittelbar nach der Gründung des slawo-bulgarischen Staates (679) haben sie sich mit den Slawen vermischt, und zwar in einer Weise, daß sie nach 2 bis 3 Jahrhunderten vollkommen assimiliert wurden. Tatsache ist, daß zur Zeit ihres Übertritts zum Christentum unter Boris I. (864) nur noch wenige von ihnen protobulgarisch sprachen. Nach der Gründung ihrer nationalen Kirche muß die protobulgarische Sprache völlig verschwunden sein, denn die neue kirchenslawische Literatur, die nun entsteht, zeigt nicht eine Spur derselben. Daraus geht hervor, daß die Protobulgaren, die zur Gestaltung des nationalen slawo-bulgarischen Staates beigetragen hatten, in keiner Weise für den ethnographischen Charakter der Balkanhalbinsel ins Gewicht fallen.

Bei der Einwanderung der Slawen südlich der Donau kamen nicht nur Bulgaren, sondern auch Serbo-Kroaten dahin. In dieser Hinsicht hat der große Slawist Jagić gesagt: „Es unterliegt wohl nicht dem geringsten Zweifel, daß diejenigen Slawen, die seit Konstantins Zeiten bis auf den heutigen Tag den Namen Kroaten und Serben führen, in dem gewaltigen Strome mit enthalten waren, der sich seit der zweiten Hälfte des 4. Jh.s langsam über die Donau — Haemus — Adria — und Alpenländer ergoß und diesem ausgedehnten Gebiete allmählich einen neuen ethnischen Charakter aufdrückte"[41]). Es ist nicht bekannt, welches zahlenmäßige Verhältnis zwischen Bulgaren und Serbo-Kroaten bestand. In dieser Hinsicht geben uns einige Informationen nur Ortsnamen. Diese sind der Form nach in ihrer Mehrzahl bulgarisch. Aber der Unterschied zwischen Bulgarisch und Serbisch ist in der Zeit, mit der wir uns befassen (7. bis 10. Jh.), nicht allzu groß. Immerhin können wir feststellen, daß die slawischen Völkerschaften, die sich in den südlichen Ausläufern der Halbinsel erhielten, der Sprache nach bulgarisiert sind. Diese Bulgarisierung geschah in der Zeit der großen bulgarischen Eroberungen und der Bulgarenherrschaft in Mazedonien unter den Kaisern Simeon (892 bis 922) und Samuil (980—1014). Wenn wir also die Sprache als Kriterium für

[41]) Arch. f. Sl. Phil., XVII., S. 54.

die Abgrenzung der von den Bulgaren bewohnten Gebiete nehmen, wird die Trennungslinie zwischen ihnen und den Serben im Osten vom Norden nach Süden dem Lauf der Morava bis nach Skoplje folgen, von hier würde diese Linie nach Westen nach Bitolia und Vodena laufen. Das ganze Gebiet östlich dieser Linie gehört dort, wo Slawen wohnen, den Slawen an, welche bulgarisch sprechen. Im Osten wird die Grenze der bulgarischen Sprache durch das Schwarze Meer gebildet. Ihr Bereich umfaßt auch kleine Teile im Norden der zwei Thrazien. Im Süden würde die Begrenzung des Bulgarischen von Adrianopel ausgehen und im Osten Drama, Seres und Vodena berühren. Innerhalb dieser Grenzen befindet sich natürlicherweise besonders am Rande, aber auch im Innern manch ein Gebiet mit anderen Nationalitäten, so im Westen das der Aromunen und der Slawen an der Morava mit einem slawischen Übergangsdialekt zwischen serbisch und bulgarisch. Im Süden befinden sich albanische Völkerschaften, Aromunen und auch Griechen.

Westlich der bulgarischen Sprachgrenze wohnen Serben. Südlich einer Linie von Nisch und Novibazar nach Cetinje sitzen die Albanier. Im Mittelalter gelang es den Serben, ihre Herrschaft über Mazedonien und andere südliche Gebiete auszudehnen, dies jedoch ziemlich spät, als bereits die osmanische Macht nahte. Deshalb war ihre Herrschaft über diese slawischen Gebiete von kurzer Dauer. Auf diese Weise hat die von den dortigen Völkern gebrauchte Sprache nicht Zeit gehabt, serbisiert zu werden. Übrigens erfolgte auch die Konstituierung eines politischen Staates bei den Serben etwas später als bei den Bulgaren. Deshalb ist ein Teil des serbischen Nationalgebietes mit der Zeit zu Bulgarien übergegangen. Erst unter Stephan Uroš I. (1243—1276) und Uroš II. Miljutin (1282—1321) gelang es den Serben, ihre Herrschaft über das nordwestliche Mazedonien auszudehnen, als Skoplje die Residenz der serbischen Könige wurde. Die serbische Expansion nach Süden war noch größer unter ihrem Nachfolger Stephan Dušan (1331—1355), dem es gelang, nicht nur Mazedonien, sondern auch Thessalien, Epirus und Acarnanien zu unterwerfen, in welch letzterem die drei mittelalterlichen Vlachien der Aromunen vorhanden waren. Diese Ausdehnung der Serben dauerte nur bis zum Einbruch der Türken, die der Reihe nach die serbischen Eroberungen einnahmen. Aus diesen entfernten Zeiten hat die Sprache der Slawen in Mazedonien ihr serbisches Kolorit, aber dieses beschränkt sich nur auf einige Züge der Sprache, die auch nur sekundären Charakters sind. Sie riefen den Streit hervor, der bis heute zwischen den Serben und Bulgaren über den Charakter der slawischen Sprache in Mazedonien herrscht. In letzter Zeit hat der Linguist A. Belić eine Arbeit veröffentlicht[42]), in welcher er diese Frage berührt, über die ich auch an anderer Stelle[43]) meine Meinung aus

[42]) A. Belić, Galički Dijalekat, Belgrad 1935, S. 4.

[43]) Byzantion, XIV. (1939), Fasz. 2, S. 542.

gesprochen habe. Hier will ich nur zeigen, daß die Sprache der Slawen in Mazedonien, wenn sie auch in der Phonetik etwas Serbisches aufweist, im übrigen besonders der ganzen Morphologie nach bulgarisch ist. Ich glaube, daß gerade dieser Teil der Grammatik der entscheidende für den bulgarischen Charakter dieser Sprache ist.

Die Einwanderung der Slawen in die Balkanhalbinsel hat sich in einer Zeit abgespielt, in der das autochthone thrako-illyrische Element nach der römischen Herrschaft sich in völliger Umwandlung befand und sich zwei besondere Völker herausbildeten: die Albanier und die Rumänen. Man könnte sagen, daß die Balkanslawen an deren Geburt teilnahmen, noch während sie sich selbst in Bulgaren und Serbo-Kroaten schieden. Die Slawen haben zur Bildung der Albanier und Rumänen mit beitragen können, nicht weniger aber aus dem Vorhandensein der Thrako-Illyrer, die sich mitten im Romanisierungsprozeß befanden, Nutzen gezogen und sie zum großen Teil assimilierten. Es ist interessant, die Entwicklung des ethnographischen Bildes am Balkan zu betrachten, und im besonderen seine ältesten Elemente auf diesen Umwandlungsprozeß hin zu untersuchen, um die Entstehungsweise der Albanier und Rumänen kennen zu lernen.

Wir beginnen mit den Albaniern.

Der Ursprung des albanischen Volkes ist eng verbunden mit dem Ursprung seiner Sprache. Zum Unterschied von den Rumänen, die nach der römischen Eroberung die Sprache ihrer geto-dakischen Vorfahren verloren hatten, um an ihrer Stelle die lateinische in ihrer volkstümlichen Form zu übernehmen, haben die Albanier im Gegenteil, obwohl sie eine große Zahl lateinischer Worte übernahmen, auch weiterhin ihre Muttersprache verwendet, die aller Wahrscheinlichkeit nach die Sprache ihrer illyro-thrakischen Vorfahren ist. Es ist richtig, daß die Gelehrten und besonders die Albanologen nicht einer Meinung sind, was diesen Ursprung anbelangt (hinsichtlich der illyrischen oder thrakischen Herkunft). Einige von ihnen (G. MEYER, P. KRETSCHMER usw.) nehmen illyrische, andere (H. PEDERSEN, H. HIRT, G. WEIGAND usw.) thrakische Herkunft an. Der beste Kenner der albanischen Sprache Prof. NORBERT JOKL hat in seiner Studie „Albaner" (in EBERT, Reallexikon der Vorgeschichte) die Schlußfolgerung gezogen, „daß das Albanische sowohl mit dem Illyrischen als auch mit dem Thrakischen nahe verwandt ist" (S. 91). Ausgehend von dieser Ansicht glaubt er, daß im Altertum die Albanier nicht im heutigen Albanien, sondern in der nordöstlichen Region, in der die Thraker sich mit den Illyrern berührten, wohnten. Dieses Gebiet muß sich in der Nähe der Orte befunden haben, wo einmal die Ahnen der Rumänen wohnten. Diese Orte müssen irgendwie im Gebiet der alten Dardanien gesucht werden, die die Städte Naissus (Niš), Serdita (Sofia) und Skupi (Skoplje) umfaßten. Auf diese Weise erklären sich einerseits die ge-

meinsamen Sprachelemente, die Albanier und Rumänen von den Albanorumänen geerbt haben; andererseits versteht man auch die alte griechische Beeinflussung besser, die alle beide Sprachen aufweisen.

An diesen Betrachtungen des gelehrten Philologen kann ich nicht verstehen, was für eine Sprache die gewesen sein soll, die nahe verwandt sowohl mit der Illyrischen als auch mit der Thrakischen gewesen wäre. Ich glaube vielmehr, daß die Sprache der Albanier als Grundlage nur ein illyrisches Element haben muß, über das mit der Zeit thrakische Worte und Eigentümlichkeiten sich lagerten. In diesem Fall sind die Albanier vom genetischen Standpunkt Illyrer, die sich mit den Thrakern vermischten.

Gewiß ist diese Identifizierung der Albanier mit den Illyrern sehr schwer beweisbar, da die Illyrer nicht mehr vorhanden sind und ihre Sprache, das einzige Dokument, das uns geholfen hätte, uns nicht gut bekannt ist. Die albanische Sprache, so wie sie sich heute darstellt, ist ein östlicher Ausläufer der indogermanischen Satəm-Sprachen, während für das Illyrische dieser Charakter nicht sicher aus dem geringen sprachlichen Material, das wir besitzen, festzustellen ist.

Der Name Albanien erscheint schon früh in der Geschichte in einem Gebiet, das einen Teil des albanischen National-Territoriums ausmacht. So spricht PTOLEMÄUS (III 13) bei der Aufzählung der illyrischen Stämme von einem Lande der Albanier — Ἀλβανῶν — mit dem Hauptort Albanopolis (Ἀλβανόπολις). Ebenso wird bei STRABO (VII 314) von einem Berge „Albanus mons" berichtet. Dies sind die historischen Daten, welche die Philologen bei der Beurteilung der Herkunft der Sprache unbedingt beachten müssen. Die oben angeführten historischen Daten zeigen — welches auch immer die Verbindungen zwischen der Sprache der Albanier und den völlig unbedeutenden Resten, die wir von der illyrischen Sprache haben, sind, — daß die klarste Verbindung zwischen den illyrischen Stämmen von früher und dem albanischen Volk von heute besteht. Es ist richtig, daß historische Nachrichten über das albanische Volk erst sehr spät beginnen. Im 12. Jh. erscheint in einem serbischen Dokument (1198) diese Bezeichnung. Es ist derselbe Fall, der, wie wir sehen werden, auch in der Geschichte des rumänischen Volkes aufzufinden ist. Auch von ihm ist vom 3. bis 10. Jh. nichts überliefert. Erst dann erscheinen zum ersten Male historische Daten.

Trotzdem sprechen für die weitere Existenz des albanischen Volkes in einem Gebiet Albaniens im Mittelalter noch Beweise wie die heutige Bezeichnung eines Gebietes in der Gegend der Stadt Berat, das sich in der Form Arbëni (Arbëri) erhalten hat und das alte Albani (Ἀλβανοί) darstellt. Übrigens ist dieser alte Name, aus dem später durch den Wechsel des l in r Arbani wurde, von allen Balkanvölkern überliefert worden. Die Mazedorumänen sagen zu den Albaniern Arbines, die Slawen Arbanas, die Grie-

chen Arvanites, woraus die Türken Arnaut gemacht haben; die letztere Bezeichnung ist später auch zu den Bulgaren und Serben übergegangen.

Aber abgesehen von den Namen sind einige Ortsbezeichnungen Beweise für die Verwandtschaft zwischen Albaniern und Illyrern. Da haben wir in erster Reihe Dalmatia (Delmatia) zu nennen, von dem ich schon gesprochen habe und das in Verbindung mit dem albanischen Wort dele (Schaf) stehen muß und am Anfang wahrscheinlich das Land der Schafherden bedeutete, der Schafherden, die die Illyrer weideten, so wie heute noch die albanischen Hirten. Der illyrische Ortsname Dimalum = „Stadt die auf zwei Bergeshöhen gelegen ist" hat als Grundlage das albanische Wort malj mit dem Sinn Berg — Gebirg, das sich auch in der rumänischen Sprache findet. Mal ist Erhöhung des Bodens am Fluß entlang, „Ufer"; von da kommt die alte Bezeichnung Dacia Maluensis, die mit Dacia Ripensis übereinstimmt. Die illyrische Form Dimalum bedeutet also nach dem hier angeführten Zusammenhängen „zwei Berge" (albanisch dü „zwei" und malj „Berg"), eigentlich Stadt auf zwei Bergen. Das illyrische Wort Λούγεον, Bezeichnung einer Sumpfgegend in Istrien, stimmt überein mit dem albanischen „ljegatë" = „Lache, Pfütze". Der illyrische Ortsname Ulkinion (Οὐλκίνιον) steht in Verbindung mit dem albanischen *uljk (heute uk) aus dem älteren *ujk[44]). Dardanien, ein Gebietsname, von dem wir oben gesprochen haben, hat zur Grundlage das alb. Wort dardë = „Birne" und bedeutet das Land der Birnenzüchter, wie wir das auch im slawischen Hruševica (von hruša „Birne") belegen können. Einige der Philologen glauben, daß dieses Gebiet von Thrakern mit einer Einmischung von Illyrern bewohnt wurde[45]). Nichts verhindert uns, das Gegenteil zu glauben. Gewiß ist in diesem Fall die Theorie dieser Philologen, die die Wiege des rumänischen Volkes gerade in dieses Gebiet verlegen, zunichte gemacht. Aber wenn ich da hinkommen werde, von den Rumänen zu sprechen, hoffe ich zeigen zu können, daß das eine einfache Hypothese ist, die durch nichts gestützt werden kann. Der Name des illyr. Königs Bardylis hat seine Entsprechung auch in den alb. Namen Bardoë, Bardhi, Bardhetsi usw.; alle diese haben als Grundlage die Wurzel des alb. Wortes barth „weiß", mit dem das rumänische barză „Storch" verwandt ist. Ebenso ist das alb. Wort mës artikuliert mëzi auch im Rumänischen vorhanden als ar. mândzu und dr. mânz „Fohlen". Es findet sich auch in den italienischen Dialekten und ist eine illyr. Form, da es in dem alten Messapischen auch vorkommt[46]), wie auch in dem Spitznamen Jupiters: „Juppiter menzana", dem die messapischen Sallentinier ein Fohlen zum Opfer zu bringen

[44]) St. Mladenov, in Balk. Arch., IV., S. 185.

[45]) P. Kretschmer, Die indogermanische Sprachwissenschaft, S. 21.

[46]) G. Meyer, Ethymologisches Wörterbuch der albanischen Sprache, S. 276.

gewohnt waren. Schließlich müssen wir noch βρέντιον „Hirsch" anführen; das illyr. (mess.) Wort ist verwandt mit dem alb. bri, -ni „Horn".

Man behauptet gegen die illyr. Herkunft der Albanier spreche das Fehlen der illyr. Ortsnamen im heutigen Albanien. Diese Lücke erklärt sich m. E. aus ihrem Wandern in den Gebirgen in der Zeit der Völkerwanderung besonders aber aus ihrer Überschichtung durch die Slawen. Auch die Rumänen haben ja keine thrakischen Ortsnamen; trotzdem kann niemand die Tatsache bestreiten, daß sie die Nachfolger der Thraker sind, die mit den Römern vermischt wurden und deren Sprache geerbt haben. Eine andere Einwendung, die gegen die illyrische Herkunft der Albanier noch gemacht wird, ist das weitgehende Fehlen des alten griech. Elements in der albanischen Sprache[47]). Wenn die Albanier Illyrer gewesen wären, müßten sie bei der Nähe ihrer Wohnorte zu den Griechen von diesen viele Worte übernommen haben. Aber auch diese Einwendung ist nicht ernst zu nehmen, da tatsächlich einige griechische Worte, die THUMB zusammengestellt hat, bei ihnen zu finden sind. Wenn nicht mehr vorhanden sind, so erklärt sich dies aus der Tatsache, daß die Albanier-Vorfahren als Hirten mehr im Gebirge und somit entfernt von den Griechen lebten. Die letzte Einwendung, die noch gemacht wird, ist die, daß heute den Albaniern ein einheimisches Wort für Fischfang fehlt; die Worte für diesen Begriff sind bei ihnen slawischer Herkunft, also später übernommen zu einer Zeit, als die Slawen nach Albanien gekommen waren. Wenn tatsächlich die Albanier die Nachkommen von Illyrern an der Meeresküste der Adria wären, dann müßten sie eigene Worte für Fischfang haben, argumentiert man. Auch diese Einwendung kann nicht aufrecht erhalten werden, da die historische Entwicklung solcher Begriffsbestimmungen zu kompliziert ist als daß man aus ihnen sichere Argumente gegen die Bodenständigkeit der Albanier in Illyrien ziehen könnte. So haben die Rumänen aus dem Königreich, deren Hauptbeschäftigung der Ackerbau ist, in ihrer Sprache keine Hauptworte für Landwirtschaft; hingegen besitzen die Aromunen, die die Landwirtschaft nicht kennen, sondern Hirten und Kaufleute sind, solche Worte. In diesem Falle würde, wenn wir nach den Worten schließen wollten, anzunehmen sein, daß die Aromunen einmal nur Ackerbauer und die Dacorumänen nur Hirten gewesen seien, was nicht den Tatsachen entspricht.

Sicher ist, daß die Albanier früher mehr nördlich oder östlich von ihren jetzigen Wohnsitzen lebten. Das bedeutet aber nicht, daß sie aus dem Herzen Thraziens gekommen wären, um sich dann entlang der Küste des Adriatischen Meeres anzusiedeln. Denn dazu stellen sie einen zu kleinen Teil der alten illyrischen Stämme dar, die, wie wir gesehen haben, sehr zahlreich waren, aber zum großen Teil slawisiert wurden.

---

[47]) H. HIRT, a. a. O., II., S. 608.

Heute ist die Zahl der Albanier im ganzen nicht höher als 2 Millionen; davon umfassen die in Albanien selbst wohnenden nur eine Million. Ihre Wohnsitze reichen im Nordosten bis zum Amselfeld, im Osten bis zum westlichen Mazedonien und im Süden bis nahe an Preveza. In älterer Zeit (5. bis 16. Jh.) haben sich viele von ihnen unter dem Zwang der Ereignisse nach Griechenland und dem Süden Italiens geflüchtet. In letzter Zeit haben einige von ihnen das Land verlassen, um nach Rumänien und Bulgarien zu gehen.

Das soziale Leben der Albanier unterscheidet sich wenig von dem der übrigen Balkanvölker, lediglich eigentlich dadurch, daß sie bis zur Bildung eines selbständigen Staates Albanien im Jahre 1912 in Stämmen gelebt haben. Die Bergalbanier, die im nördlichen Albanien sitzen, bilden eine besondere Einheit innerhalb des albanischen Volkes[48]). In diesem Teil des Landes leben mehrere Stämme, von denen jeder sich aus einer Anzahl von Familien zusammensetzt, die das Bewußtsein haben, daß sie von denselben Vorfahren stammen. Die Mitglieder dieser Familien haben gemeinsamen Bodenbesitz und verteidigen sich gemeinsam gegen feindliche Angriffe. Ihre internen Angelegenheiten regelten sie noch vor ein bis zwei Jahrzehnten selbst; die dabei angewandten Gesetze fußten auf altem Brauchtum. Einige von diesen Stämmen sind schon früh geschichtlich nachweisbar, so die Kastrioten und Shkrelen, die schon 1416 auftauchen, die Miriditen 1619 und die Hottier im Jahre 1330[49]). Nach der Unterwerfung der Albanier durch der Türkei haben sich diese Stämme bis 1850 selbständig nach den in den Rechtsbüchern „canun i lek Dukğinit" enthaltenen Gesetzen geführt. An der Organisation der Bergalbanier interessiert uns, daß ihre Dörfer auf stammlicher Grundlage errichtet sind[50]), genau so wie bei den Illyrern. Diese Organisation kann man heute nur noch bei den Aromunen feststellen.

Wenn ich versucht habe zu zeigen, daß die Albanier die Nachkommen der Illyrer sind, allerdings zum Teil vermischt mit Thrakern, so stellen die Rumänen ein Volk dar, das auf der Symbiose der Thraker, im besonderen der Dako-Geten, mit den Römern hervorging.

Im Entnationalisierungsprozeß des thrakischen Volkes hat Dazien seiner Lage wegen im Norden der Donau weit von dem Einfluß der griechi-

---

[48]) „Aber nicht bloß religiöser Natur ist die Verschiedenheit zwischen Nord und Süd, zwischen der Bevölkerung des Gebirges und der Ebene, auch national und sprachlich ist sie geschieden: Sitten, Gebräuche und Traditionen sind in Nordalbanien ganz anders als im Süden des Landes" (KARL TOPIA in Illyr.-Alb. Forsch., II., S. 220).

[49]) Vgl. die Namen der wichtigsten Stämme: Hotti, Gruda, Klementi, Kastrioti, Shkreli, Ranza, Postriba, Shaku, Shala, Shoshi, Pulti, Reci, Lohe (Illyr.-Alb. Forsch., I., S. 481),

[50]) EQREM ÇABEJ in Revue Intern. des Études Balk., I., S. 375.

schen Kultur eine hervorragende Rolle gespielt. Es ist sozusagen das Land, aus dem das rumänische Volk hervorging. Seine Grenzen stimmen mit den ethnographischen Grenzen Rumäniens überein und umfassen das alte Königreich, das Banat, Siebenbürgen, die Bukowina und Bessarabien. Die römische Kolonisation begann in der Oltenia, im Banat und im westlichen Teil Siebenbürgens. In diesem Teil des Landes hat sich in den zwei ersten Jahrzehnten nach der Unterwerfung das römische Leben entwickelt. Römische Ansiedlungen entstanden entlang der Verkehrswege, so denen durch die Oltenia und das nördliche Banat. Sie verbanden die Mittelpunkte der dazischen Zeit wie Sarmizegetusa, das spätere Ulpia Traiana, Apulum (Alba Julia), Potaissa (Turda), Napoca (Cluj) und Porolissum (Moigrad). Von diesen Zentren gingen Impulse zur Romanisierung der thrakischen Bevölkerung überallhin aus.

106 n. Chr. durch Trajan erobert, ist Dazien unter der römischen Herrschaft bis 271 verblieben, wo nach 165 Jahren römischer Reichszugehörigkeit Kaiser Aurelian den Einfällen der Barbaren nicht mehr widerstehen konnte und es den Goten überließ. An seiner Stelle errichtete er in Moesia ein zweites Dazien, das sogenannte Dazia Aureliana. Nach dem Verlassen Daziens durch die Römer ist nur die Armee, die Beamtenschaft und der größte Teil der Städter von den Römern zurückgezogen worden. Der Rest, also die Bauern, aber besonders die Hirten der Gebirge, sind in ihren Siedlungen verblieben. Es ist nicht vorstellbar, daß eine dem Boden so eng verbundene Bevölkerung, daß mit ihren isolierten Niederlassungen in den Gebirgen so verwachsene Menschen, ihr Land wegen des Einbruchs einiger fremder Völker verlassen haben sollten, der ihnen doch nicht viel schaden konnte. Das mehr nomadenhafte Leben, das diese Hirten führten, die alle versteckten Gebirgspfade wohl kannten, gab ihnen viele Fluchtmöglichkeiten in Zeiten der Gefahr und gestattete es ihnen, sich innerhalb ihres Landes zu halten.

Nach der teilweisen Aufgabe Daziens durch die Römer vermehrte sich das römische Element im Süden der Donau gewaltig. Die Romanisierung der einheimischen Bevölkerung dieses Teiles der Halbinsel begann schon frühzeitig. Trotzdem sind uns die Ausmaße derselben nicht gut bekannt, da uns zuverlässige Quellen über die Grenzen zwischen griechischer und römischer Kulturbeeinflussung in dem nördlichen Teil der Halbinsel fehlen. Der beste Kenner der Ethnographie am Balkan KONSTANTIN JIREČEK glaubt, daß diese Grenze am Gestade des Adriatischen Meeres bei der Stadt Lissos (Allessio) begann und von da ostwärts über die Miriditengebirge und über das Dibragebirge nach dem nördlichen Mazedonien führte, hier zwischen Skupi und Stobi (die heutigen Ruinen sind gegenüber dem Orte gelegen, wo sich die Tsarna in den Wardar ergießt) verlief und die Städte

Neissus (Niš) und Remesiana (Bela-Palanca) mit ihren Festungen aus der Römerzeit in das römische Gebiet einbegriff, während Pautalia (Küstendil) und Serdika (Sofia) mit dem ganzen Gebiet des Pirotgebirges der griechischen Einflußsphäre zugehörten. Weiter zog die Grenze am Nordabhang des Haemusgebirges (Balkan entlang) zum Schwarzen Meer[51]).

Später hat ein anderer Gelehrter, der Romanist Prof. Skok aus Agram, welcher das Studium dieser hypothetischen Grenze wieder aufnahm, sie etwas nach Süden verlegt. Er läßt sie von der Mündung des Flusses Skumbi, welcher das albanische Gebiet in zwei Teile teilt, in die Adria gegen die Mitte der Balkanhalbinsel bis südlich der Ortschaft Skupi (Skoplje) verlaufen; von da geht sie dann nach Nordosten, überschneidet in der Nähe von Sofia das Haemusgebirge und erreicht schließlich die Ufer des Schwarzen Meeres. Noch später werden andere Gelehrte kommen, welche in Beurteilung der gegenwärtigen Lage des griechischen Elementes im Innern der Balkanhalbinsel diese imaginäre Demarkationslinie zwischen den beiden Kulturzonen noch weiter nach Süden verlegen werden. In Wirklichkeit ist es sehr schwer festzustellen, bis wohin die Zone des griechischen Kultureinflusses in nördlicher Richtung gereicht hat. Wenn man diese Dinge so beurteilt, wie sie sich heute im Balkangebiet ergeben, wo das griechische Element außerhalb Griechenlands in der Zone griechischer Kultur von ehemals so wenig verbreitet ist, so scheint es, daß im Altertum dieses Element nur wenig im Innern der Halbinsel vorhanden war[52]).

Und tatsächlich ergeben die Ortsnamen römischer Herkunft für Serbien, Bulgarien, das Innere Mazedoniens, ja sogar noch weiter südlich einen besseren Beweis für das Weiterleben des römischen Elementes in diesen Gebieten als für das eines Einflusses der griechischen Kultur. Wir müssen zugeben, daß trotz aller in diesem Gebiet gefundenen griechischen Inschriften, auf Grund deren man die ungefähre Abgrenzung zwischen römischer und griechischer Kultursphäre macht, die lateinische Sprache, nach der teilweisen Zurückziehung des lateinischen Elementes aus Dazien, von den Karpaten bis zum Pindusgebirge und von den Gestaden der Adria bis zum Schwarzen Meer gesprochen wurde.

Unter diesen Umständen muß das rumänische Volk auf einem weiten Gebiet auf der rechten und linken Seite der Donau, wo romanisierte thrakische und thrako-illyrische Volksstämme vorhanden waren, entstanden sein. Die Abgrenzung dieses Gebietes ist ebenso schwer wie etwa die Abgrenzung des Gebietes, auf dem das albanische Volk entstanden ist. Im Zusammen-

---

[51]) Th. Capidan, Aromânii, S. 25.

[52]) G. Schütte, Über die alte politische Geographie der nichtklassischen Völker Europas in Indogerm. Forsch., XV., S. 211—263. Kr. Sandfeld, Ling. Balk. (1930), S. 17. N. Jorga in Revue Historique, V. (1928).

hang damit müssen wir bedenken, daß die Vorfahren der Rumänen in den damaligen Zeiten (4. bis 7. Jh.) in ihrer überwiegenden Mehrheit Hirten waren. Für die Ausübung ihres Lebensberufs in der Form der Transhumanz oder als Halbnomaden hatten sie große Gebiete nötig. Sie erstreckten sich von den Karpaten über das Balkangebirge und Rhodopegebirge hinaus bis ins Pindusgebirge und nach Albanien hinein. Dieses beweisen auch die rumänischen Völkerschaften südlich der Donau. Ein Teil dieser Bevölkerung, welcher sich mit der Schäferei befaßt, führt noch heute ein Hirtenleben als Halbnomaden so wie in der Zeit der ersten Jahrhunderte der romanischen Eroberungen im Balkangebiet. In ihren Wanderungen zwischen Gebirge und Ebene durchziehen sie 1 bis 2 Monate lang dauernde Wege. Auf diesen Wanderungen haben sie fast bis zum Balkankrieg die politischen Grenzen zwischen dem türkischen Reich und Griechenland im Süden oder Bulgarien und Serbien im Norden nie beachtet. Wenn eine geringe Hirtenbevölkerung von einigen Tausend Seelen so ausgedehnte Gebirge zum Leben nötig hat, wie muß erst die Lage (was die Größe des Gebietes anbelangt) im frühen Mittelalter gewesen sein, als es sich beinahe um das ganze rumänische Volk handelte.

Deshalb kann die Annahme jener Gelehrten, welche aus sprachlichen Überlegungen heraus versuchen, das Gebiet, in dem sich die Entstehung des rumänischen Volkes vollzogen hat, nur auf Dardanien, ein Gebiet im Süden der Donau, welches vormals von Illyrern und Thrakern besetzt war, zu begrenzen, unter keinem Umstand aufrecht erhalten bleiben. In dieser Gegend von sehr beschränkten Dimensionen hätte nur eine der Zahl nach sehr geringe Bevölkerung leben können. Aber es ist bekannt, daß die Rumänen zu allen Zeiten recht zahlreich waren. Beachtet man die heutigen völkischen Gegebenheiten auf der Balkanhalbinsel, so kann man feststellen, daß die Rumänen eine Zahl von 15 000 000 Seelen erreichen; dagegen erreichen alle Griechen mit allen Albaniern und allen Bulgaren zusammen nicht die Zahl der Rumänen. Diese Verhältnisse müssen auch im Mittelalter in irgendeiner Form dieselben gewesen sein. Denn wenn es wahr ist, daß die Rumänen Daziens mit der Zeit einige fremde Elemente sich assimilieren konnten, umgekehrt die Wlachen südlich der Donau, die mit ihren Herden in der ganzen Halbinsel herumschwirrten, angefangen von Dalmatien bis zum Ägäischen Meer und vom Balkan bis zum Peloponnes, zum größten Teil entnationalisiert wurden, erscheint es unzulässig, anzunehmen — gleichgültig wie die linguistischen Betrachtungen ausfallen —, daß die Vorfahren eines Volkes, welches die Synthese der mächtigsten Stämme Daziens und der Balkanhalbinsel darstellt, mit ihren Wohnsitzen in einem so kleinen Gebiet wie dem Dardaniens gesessen haben sollten, in dem Dreieck Sofia—Nisch—Skopie.

Wie die Geburtsstätte des albanischen Volkes in Illyrien gesucht werden muß, also im Nordosten ihrer jetzigen Wohnsitze, ebenso muß man den Geburtsort des rumänischen Volkes nicht in Dardanien, sondern im Nordwesten der Balkanhalbinsel suchen, rechts und links der Donau. Aus diesem Teil der Halbinsel sind die Rumänen in alle Richtungen des europäischen Südostens ausgeschwärmt. Durch ihre Beschäftigung mit dem Hirtenberuf konnten sie mit den Vorfahren der Albanier in Kontakt kommen, wovon noch heute beide Völker zahlreiche Spuren aufweisen.

Später kamen die Rumänen sowohl in diesen Teil der Halbinsel als auch im Norden in Dazien einerseits in Berührung mit den Slawen, von denen sie in ihrer Lebensform und ganz besonders in ihrer Sprache beeinflußt wurden, andererseits mit den Byzantinern, von denen sie direkt oder indirekt in ihrer Zivilisation und Kultur beeinflußt wurden. Byzantinischer Kultureinfluß hat ja tiefe Wurzeln im Leben aller Völker des Balkans geschlagen.

Heute stellt das rumänische Volk im gesamten Südosten Europas die einzigen Nachfolger der östlichen Romanität dar. Tatsächlich sind die alten Dalmatiner, die sich auf illyrischem Grund entwickelten und auch Vertreter dieser Romanität waren, als sie der slawischen Invasion nicht mehr widerstehen konnten, aus ihrer Mitte verschwunden[53]). Nur das rumänische Volk hat dank seiner großen Zahl dieser Invasion widerstehen können und konnte sich bis heute seine Besonderheit inmitten der großen Masse der Slawen, von der es umgeben ist, erhalten. Entstanden, wie ich sage, auf allen beiden Ufern der Donau, hat es ein einziges Volk dargestellt, mit einer einzigen Sprache, die mit kleinen Unterschieden von allen rumänischen Volksteilen gesprochen wurde.

Die Ausbreitung der Rumänen auf der ganzen Balkanhalbinsel hat zugleich mit der großen Völkerwanderung begonnen. Ihre Trennung in zwei Gruppen: nördliche Rumänen (Dazien) und südliche Rumänen (Thrazien, Mazedonien, Epirus, Thessalien und Albanien) fand unter dem Druck der slawischen Einwanderung am Balkan statt.

Tatsächlich scheint es, obwohl diese Slawen, nach den Überlieferungen des Prokopios, nicht so friedlich waren, wie man das glaubte, daß sie sich zu der rumänischen Bauernbevölkerung gut verhalten haben. Jahrhunderte hindurch haben sie nach ihrer Invasion zusammen mit allen Rumänen gelebt, bevor dieselben sich in die vier Bevölkerungsgruppen teilten, in denen sie sich heute darstellen: Dakorumänen, Mazedorumänen, Meglenorumänen und Istrorumänen. Dies geht aus der Tatsache hervor, daß sowohl die Rumänen aus Dazien als auch die aus dem Süden der Donau in ihrer

[53]) Matteo Bartoli, Das Dalmatische. Kaiserl. Akademie der Wiss. Schriften der Balkankomm., Linguist. Abt. IV., V., Wien 1906, I., S. 173.

Sprache eine Reihe von Worten slawischen Ursprungs bewahrt haben, die nach Form und Inhalt sich deutlich als von den Slawen zu einer Zeit übernommen erweisen, als noch alle Rumänen in einer territorialen und linguistischen Einheit inmitten der Slawen lebten.

Diese Tatsache beweist, daß nach der Verschmelzung aller romanisierten Völkerschaften der Halbinsel und des westlichen Dazien zu einem einzigen Volk eine Teilung in mehrere Zweige frühestens im Laufe des 7. bis 8. Jh.s stattfand und bis ins 10. bis 11. Jh. andauerte. — Die Sprache der Rumänen im Süden der Donau behielt in ihren Hauptmerkmalen rumänische Wesenszüge. Mit dieser Physiognomie erschien die Sprache bei diesen Rumänen noch im 7. Jh. in den berühmten Worten, die uns der byzantinische Historiograph Theophanes überliefert: „Torna, torna frate", die von Soldaten in ihrer väterlichen Mundart gesprochen wurden, mit dem Sinn, den sie auch heute in der Sprache der Aromunen haben: „Es fällt, es fällt (die Last des Pferdes) Bruder." Ich will nicht versuchen, hier all die Meinungen der Gelehrten, die bei der Interpretation dieser Worte geäußert wurden, wiederzugeben. Hier begnüge ich mich mit der Bemerkung, die übrigens auch andere gemacht haben, daß der Gebrauch des Wortes „frate" (Bruder) im angeführten Satz die Möglichkeit, in ihm eine lateinische Kommandoform militärischer Art zu sehen, ausschließt. Und ich bin auch veranlaßt hinzuzufügen, daß die Annäherung der rumänischen Worte an die der aromunischen Sprache nicht von mir vorgenommen wird, sondern nur eine Suggestion eines aromunischen Studenten vor nunmehr 200 Jahren ist, die der berühmte Professor der Geschichte JOHANN THUNMANN von der Universität Halle bekannt gemacht hat. Dieser Professor, der den von Theophanes angeführten Satz zum ersten Male in seinem Werk „Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker" im Jahre 1774 veröffentlicht, sagt: „Herr Tzechani hat mir berichtet, daß die Wlachen noch heutigen Tages τοάρνα Φρατε zu sagen pflegen, wenn sie jemanden bitten ein umgefallenes Tier, oder dessen Last, wieder aufzuheben[54])."

Hier will ich noch hinzufügen, daß, nach dem Verlassen der gemeinsamen Wohnsitze, der größte Teil der rumänischen Bevölkerung über die Donau nach dem Norden abwanderte, um sich mit den Brüdern in Dazien zu vereinigen. Diese leben heute im rumänischen Nationalstaat. Zu ihnen gehören auch die Rumänen der an Ungarn abgetretenen Gebiete, die aus Bessarabien und jenseits des Dnjestrs, und schließlich die Rumänen aus dem nördlichen Bulgarien, die entlang der Donau siedeln, und die Gruppe

---

[54]) JOHANN THUNMANN, Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker. Leipzig 1774, S. 341, Nota.

der Rumänen aus dem Timoktal. Heute ist die Zahl dieser Rumänen, die jenseits der Landesgrenzen leben, auf 2 000 000 zu beziffern.

Von den andern Rumänen, die südlich der Donau siedeln, hat ein großer Teil jahrhundertelang im Balkangebirge gelebt. Diese haben an der Bildung des nationalen Bulgarenstaates im 12. Jh. teilgenommen. Die Spuren dieser Rumänen, die später unter den Bulgaren aufgegangen sind, werden in einer Reihe von rumänischen Ortsnamen am Balkan in der Nähe der Hauptstadt Bulgariens auch heute noch deutlich erkannt, dort wo heute kein Rumäne mehr zu finden ist. Sie sind gesammelt und erforscht worden von KONSTANTIN JIREČEK und dann von GUSTAV WEIGAND. — Andere Rumänen aus dem Norden der Halbinsel sind südwärts gezogen. Die eine Gruppe von ihnen, groß an Zahl, gelangte nach Mazedonien, Thessalien, Epirus und Albanien, die andere nach Thrazien und an die dalmatinische Küste. Unter ihnen stellen die Aromunen oder Mazedorumänen eine Bevölkerung dar, die eine wichtige wirtschaftlich-kulturelle Rolle am Balkan spielt und sich in ansehnlicher Zahl erhalten konnte. Von ihnen werden wir im nächsten Kapitel sprechen.

3. Die Mazedorumänen oder Aromunen

Aus der Zeit der großen Ausbreitung des Donaurumänentums während des Mittelalters haben sich als einzige die Mazedorumänen erhalten, denen es dank ihrer außerordentlichen Eignung für Handel und Gewerbe gelungen ist, einen hervorragenden Platz im wirtschaftlichen Leben des Balkans einzunehmen. Ihrer Abstammung nach sind sie die Nachkommen von römischen Kolonisten der nördlichen Balkanhalbinsel und Daziens, aus deren Zusammenleben mit dem großen Volk der Thraker, ebenso wie das gesamte rumänische Volk. Einen schlüssigen Beweis für ihre Zusammengehörigkeit mit den Rumänen des Altreichs bietet uns die Tatsache, daß ihr Doppelname Aromunen (Arumänen), abgeleitet vom lateinischen Romanus, und Walachen, eine ihnen von Fremden gegebene Benennung, eine gemeinsame Bezeichnung sowohl für die Mazedorumänen wie für die Dakorumänen bildet. Diese Tatsache stellt das wertvollste Zeugnis für ihre Abstammung dar, mit dessen Hilfe die Behauptungen einiger griechischer Gelehrter zerstreut werden können, die aus Gründen, die der wissenschaftlichen Wahrheit durchaus fremd sind, es in der letzten Zeit versucht haben, die Mazedorumänen als eine griechische Bevölkerung zu bezeichnen, die von den Römern auf der Balkanhalbinsel entnationalisiert worden sei[55]).

---

[55]) A. KERAMOPULOS, Que sont les Koutzovalaques ? Un problème ethnologique in Messager d'Athènes, 1939. Vgl. auch Τί εἶναι οἱ Κουτσόβλαχοι, ἐν Ἀθήναις 1939, S. 152.

Daß sie sich bis heute als Rumänen erhalten haben, die die gleiche Sprache wie die Rumänen aus dem Königreich sprechen, bildete natürlich keine allzu gewöhnliche Erscheinung. Nach einem Zeitraum von mehr als tausend Jahren seit ihrer Trennung von den anderen Rumänen, hätten sie von den Völkern, in deren Mitte sie wohnen, von den Griechen und Slawen, entnationalisiert werden können oder sie hätten ein besonderes romanisches Volk bilden können, das sich seiner Sprache nach mehr den Italienern genähert hätte. Glücklicherweise ist weder das eine noch das andere geschehen. Sie sind Rumänen geblieben mit derselben Geschichte und Sprache, mit denselben Überlieferungen und Gewohnheiten und schließlich mit demselben Leben und derselben Hauptbeschäftigung, der Schafzucht, wie sie einstens die Rumänen allerorts ausübten.

Diese Standhaftigkeit in der Erhaltung der Lebensformen und der altrumänischen Sprache ohne jeden Zusammenhang mit den Rumänen des Mutterlandes, ohne nationale Kirche und Schule erklärt sich aus zwei Gründen: Zunächst verstanden sie es, nach ihrer Loslösung vom Stamme des Karpatenbalkanischen Rumänentums, durch die Art ihrer Beschäftigung mit der Schafzucht sich zwischen den anderen Völkerschaften des Balkans zu bewegen, ohne sich allzusehr mit ihnen zu vermischen. Sodann waren und sind noch heute ihre auf den Höhen der Berge gelegenen Wohnungen für die benachbarten Griechen und Slawen unerreichbar.

Es ist nun interessant, das Erscheinen der Mazedorumänen im Süden der Balkanhalbinsel, in Thrazien, in Mazedonien, Epirus, Thessalien und Albanien geschichtlich zu verfolgen.

Die erste Erwähnung des Bestehens der Rumänen am Balkan geschieht im 8. Jh. In dieser Zeit erscheinen sie mit ihren Herden auf der Halbinsel Chalkidike zwischen Saloniki und dem heiligen Berge Athos am Lauf des Flusses Rinhios. Indem sie mit ihren Herden nach Süden vordrangen, kamen sie zum heiligen Berg. Hier versuchten sie das Kloster Kastamonitu anzugreifen[56]). Zwei Jahrhunderte später (976) behauptet der byzantinische Geschichtsschreiber KÄDRENOS, der uns vom tragischen Ende des Prinzen David, des Sohnes des Bulgarenkaisers Schichman, berichtet, daß dieser Prinz „von reisenden Walachen" in der Gegend zwischen Catoria und Prespa ermordet wurde[57]). Von diesem Zeitpunkt an wird das Auftreten der Aromunen von den byzantinischen Schriftstellern immer öfter erwähnt. So wird gegen Ende des 10. Jh.s von einer „Herrschaft der Walachen in Griechenland" gesprochen. Der Schriftsteller, der diese für die Vorfahren der Aromunen wertvolle Erwähnung macht, ist unbekannt. Tatsache aber

[56]) W. TOMASCHEK, Zur Kunde der Haemus-Halbinsel, S. 43. Vgl. auch TH. CAPIDAN, Românii Nomazi, 1926, S. 23.

[57]) KÄDRENOS, Bonn, II., S. 435.

ist, daß er in einer kleinen uns erhaltenen Arbeit „Ratschlag für den Kaiser" von dessen Onkel Niculitsa — der Name ist aromunisch — spricht, der Herzog von Griechenland ist und vom Kaiser die Ermächtigung erhielt, „Herr über die Walachen von Griechenland" zu sein. Ein Jahrhundert nach diesem Zeitpunkt (1066) in der Zeit des Kaisers Konstantin Duca wird von einer Revolution der Rumänen von Thessalien in der Gegend zwischen Larissa, Pharsala und Trikala gesprochen. Der Autor, der uns dieses wichtige Ereignis mitteilt, ist der byzantinische Schriftsteller KEKAUMENOS, der in seiner Schrift „Strategikon"[58]) behauptet, daß die Seele dieser Bewegung ein Aromune namens „Verivoi der Walache" gewesen und daß sie von der Stadt Larissa ausgegangen sei. Gelegentlich dieses Ereignisses spricht derselbe Kekaumenos von der Herkunft der Aromunen sowie über ihre alljährlichen Wanderungen. So sagt er mit Bezug auf die Orte, aus denen die Rumänen Griechenlands und Mazedoniens kamen, ausdrücklich: „Anfangs wohnten sie in der Nachbarschaft der Donau und des Flusses Sau, heute Save genannt, wo jetzt die Serben wohnen, an befestigten und schwer zugänglichen Orten ... Als sie von dort flohen, verbreiteten sie sich in ganz Epirus und in Mazedonien; die meisten aber ließen sich in Griechenland nieder." Bezüglich ihres Nomadenlebens fügt er hinzu: „Sie wohnen im Sommer in den Bergen, vom Monat April bis September an den höchsten und kältesten Stellen." Zwei Jahrhunderte später (1308) spricht von der Herkunft dieser Rumänen im selben Sinne auch ein anonymer Schriftsteller aus dem Westen: „Es muß hier bemerkt werden", sagt er, „daß zwischen Mazedonien, Achaia und Thessaloniki sich ein sehr großes und weit verbreitetes Volk befindet, das sich Walachen nennt; sie waren einst Hirten der Römer und sind vorzeiten wegen der dortigen fruchtbaren Böden und Grünflächen nach Ungarn gezogen, wo sich die Weiden der Römer befanden. Von dort wurden sie von den Ungarn vertrieben und flohen in andere Gegenden ... Das Land dieser Walachen, das groß und reich ist und auf griechischem Gebiet liegt, hat Prinz Carol gänzlich besetzt[59])."

Da die Zahl dieser Rumänen immer größer wurde, verfügte im 11. Jh. (1019) der byzantinische Kaiser Basileos II. der Bulgarentöter gelegentlich der Einrichtung der bulgarischen Kirche, daß die Walachen, die zu jener Zeit in ganz Bulgarien wohnten, der kirchlichen Jurisdiktion des Metropoliten von Ochrida unterstellt wurden. Einige Jahre danach erscheinen diese Rumänen neuerdings auf der Halbinsel Chalkidike in der Nähe von

[58]) KEKAUMENOS, Strategikon, p. 74. Vgl. auch GEORGE MURNU, Istori Românilos din Pind. Vlahia Mare (1913), S. 83.

[59]) Anonymi Geographi Descriptio Europae Orientalis, ed. G. POPA-LISSEANU (1934), S. 17, 42.

Saloniki. Dieses Ereignis wird uns gelegentlich eines Konfliktes, den die Rumänen mit dem heiligen Berg hatten, berichtet. Es ließen sich nämlich mehrere Walachenfamilien in diesem Teile von Chalkidike nieder, um den Mönchen vom heiligen Berg Milch, Käse und Wolle zu verkaufen. Oft geschah dieser Verkauf durch die Frauen und die Mädchen der Walachen, was den jüngeren Mönchen Gelegenheit zu einigen, nach den asketischen Regeln der Klöster unerlaubten Beziehungen bot. Aus diesem Grunde wurde den Walachen verboten, Handel mit dem heiligen Berg zu treiben, was sie veranlaßte, von dort abzuziehen. Aber mit ihnen gingen auch die jüngeren Mönche, die Liebhaber der Walachinnen, so daß in den Klöstern nur die alten Mönche verblieben. In diesem Konflikt intervenierte der Patriarch Nikolaus von Konstantinopel beim Kaiser Alexios Komnenos, damit man die Familien der Walachen in einem anderen Teil der Halbinsel umsiedle[60]). Aus der gleichen Epoche (1170) ist der Bericht von Interesse, den der Jude BENJAMIN VON TUDELA, der aus Theben kam und sich vorübergehend in Griechenland aufhielt, über die Rumänen des Südens gibt: „Hier ist der Anfang der Walachei", sagt er, „dessen Einwohner die Berge bewohnen und sich selbst Walachen nennen. Rasch bei der Flucht gleich den Rehen steigen sie in das Land der Griechen herab, um zu plündern und zu rauben. Niemand kann sie durch Krieg angreifen und kein Kaiser kann sie unterwerfen[61])." Neben all diesen verschiedenen historischen Überlieferungen und Erwähnungen der Existenz der Rumänen im Süden zu Anfang des 13. Jh.s haben wir auch Berichte über die Art ihrer politischen Organisation. Tatsächlich spricht der byzantinische Geschichtsschreiber NIKETAS AKOMINATOS von einer „Großen Walachei", die Thessalien umfaßte und zwei andere von FRANTZES genannte Schriftsteller berichten von einer „Kleinen Walachei" in Akarnanien und Aetolien und einer „Oberen Walachei" in Epirus[62]). Das Vorhandensein dieser drei Walacheien ist auch von den westlichen Geschichtsschreibern berichtet worden, von GEOFFROY DE VILLEHARDOUIN, HENRI DE VALENCIENNES, ROBERT DE CLARY und allen Historiographen, die sich mit der revolutionären Bewegung der Walachen auf dem Haemus (Balkan) (1196) befaßt haben[62]). Schließlich berichtet zwei Jahrhunderte später CHALCOCONDELAS, der Chronist der Sultane, indem er von den Walachen aus Griechenland spricht, daß sie von Dazien bis in das Pindusgebirge verbreitet sind und ihre Trennung von den Rumänen in Dazien nicht allzu lange her sei.

All diese geschichtlichen Überlieferungen beziehen sich sicher auf die

---

[60]) W. TOMASCHEK, a. a. O., S. 41. TH. CAPIDAN, a. a. O., S. 58.

[61]) Tafel, De Thessalonica ejusque agro dissertatio, S. 473. Siehe auch GEORGE MURNU, a. a. O., S. 133.

[62]) N. JORGA, Ist. Rom. din Pen. Balc., 1919, S. 23.

Vorfahren der heutigen Aromunen. Diese besondere Erwähnung, die sie in einer Zeit erfahren, da noch nichts von den Rumänen nördlich der Donau berichtet wird, die sowohl durch ihre große Zahl als auch durch ihre geschichtliche Rolle im Südosten Europas zu allen Zeiten sich hervorgetan haben, erklärt sich sicher zu einem Teil aus dem Umstand, daß unter den rumänischen Elementen südlich des Balkangebirges die Vorfahren der Aromunen die zahlreichsten waren und zweitens aus der Tatsache, daß sie, weil sie unter den Griechen lebten, den byzantinischen Schriftstellern bekannter waren als all die anderen Rumänen.

Aber von den Rumänen im Süden der Donau, die mit den Vorfahren der Aromunen eine Einheit bildeten, sind viele im Mittelalter auf der Stelle verblieben, die sie zwischen der Donau und dem Balkangebirge bewohnten, während andere sich in Serbien und Kroatien und an der Küste Dalmatiens verbreiteten. Die ersteren haben nach den Berichten des byzantinischen Schriftstellers Niketas Akominatos und der westlichen Chronisten, die ich vorhin erwähnte, den Bulgaren am Ende des 12. Jh.s geholfen, ein großes Reich zu gründen. Reste dieser nicht slawisierten Rumänen erhalten sich heute noch in den Megleniten in der Gegend nördlich von Saloniki in neun Dörfern und einem Städtchen. Spuren der slawisierten Rumänen bilden im Balkangebirge mehrere Ortsnamen in der Nähe von Sofia, deren Ursprung rumänisch ist, wo jedoch keine Rumänen mehr wohnen[63]). Dasselbe Schicksal ereilte auch die Rumänen in Serbien, Kroatien und Dalmatien. Auch diese sind zum größten Teil slawisiert worden und es zeugen lediglich noch einige Gebirgsnamen von ihnen[64]). Ein Rest von ihnen hatte sich in den Walachen Serbiens erhalten, die noch im 13. Jh. verbreitet waren, und sich in den Gebieten von Fiume bis Cetinje in ganz Dalmatien und im 15. und 16. Jh. in Slawonien, Krain, Istrien und auf der Insel Veglia finden. Die Nachkommen dieser mittelalterlichen Walachen sind die heutigen Rumänen von Istrien, deren Zahl kaum 3000 Seelen erreicht und die in einigen Dörfern an den Abhängen des Monte Maggiore siedeln.

Aus dieser kurzen historischen Übersicht geht hervor, daß aus der großen Anzahl von mittelalterlichen Walachen im Süden der Donau die Aromunen die einzigen sind, die sich in größerer Anzahl erhalten konnten.

Sie stellen heute eines der dynamischesten Elemente des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens am ganzen Balkan dar. Deshalb werde ich kurz die Gebiete aufzeigen, in denen sie bis heute in geschlossenen Massen

---

[63]) C. Jireček, Das Fürstentum Bulgarien, S. 123. Vgl. auch G. Weigand, Jahresb. d. Inst. f. Rum. Spr., B. XIII., S. 40; Th. Capidan, Rap. ling. sl.-rom. in Dacoromania, III., S. 145.

[64]) C. Jireček, Geschichte der Serben, I., S. 155—156. P. Skok in Revue des Études slaves. Tome III. (1923), S. 74 und ZfrPh., XXXVIII., S. 551.

wohnen, bevor ich zur Schilderung der entscheidenden wirtschaftlichen Rolle schreite, die sie am Balkan spielen.

Vor allem ist da zuerst Epirus und Thessalien zu nennen. In Epirus wohnen sie im Pindusgebirge in dem Gebiet, wo die Flüsse Baiasa (gr. Voiusa, alb. Vjosa), Arâulu Albu (gr. Aspropotamos) und Salamvria mit allen ihren Nebenflüssen entspringen. An den zerklüfteten Abhängen der Gebirge und in den wunderbaren Tälern der Flüsse liegen die meisten der rumänischen Ortschaften. Diese sind übrigens auch die ersten Niederlassungen am Pindus, in denen im Krieg des Jahres 1941 Kämpfe zwischen den italienischen und griechischen Truppen stattfanden. Die wichtigsten rumänischen Zentren sind: Samarina, Metzowo (Aminciu), Calarli, Siracu usw. In Thessalien, wohin die Rumänen zugleich mit ihren Herden zum Überwintern kamen, finden wir eine große Anzahl von Städten: Tricala, Larisa, Târnova, sowie Dörfer in deren Nähe.

Von Epirus und Thessalien sind die Aromunen nach Akarnanien und Aetolien hinuntergewandert. Andere haben sich nach dem Osten in das Olympgebirge gewandt, wo sie die Gemeinden Wlaholivadi, Fteri, Neohori usw. gegründet haben; aber viele von den Rumänen aus Epirus wie z. B. die Sarakatschanen und Kupatscharen sind gräzisiert worden. Diese führen dasselbe Nomadenleben wie die aromunischen Hirten, haben dieselbe Tracht, dieselben Bräuche abgesehen von der Sprache, die sie nur seit einigen Jahrhunderten gewechselt haben. — Eine andere Gruppe von Rumänen ist die der Bewohner des Gebirges von Gramos. Diese haben sich mit de Zeit in Mazedonien verbreitet und haben ein neues Niederlassungsgebiet der Aromunen gegründet, in dem die Zentren Bitolia, Târnova, Magarova, Nijopole, Crušova usw. hervorzuheben sind. Sie haben sich als Kaufleute und Gewerbetreibende in allen Städten Mazedoniens, Thrakiens, Bulgariens und Serbiens verbreitet.

Die dritte Gruppe von südlichen Rumänen ist die in Albanien. Hier sind sie in Städten und Dörfern verbreitet. Die ersteren, die Stadtbewohner, beschäftigen sich mit Handel und Gewerbe; die Landbewohner, die sog. Farscheroten, betreiben die Zucht von Herdenvieh und sind meistens Nomaden in dem Sinne, daß sie im Sommer vom April bis zum Oktober im Gebirge leben und im Winter die Ebene aufsuchen. In diesem Lande allein erreicht ihre Zahl bereits etwa 100.000. Von dieser großen Zahl, die innerhalb der Gesamteinwohnerschaft Albaniens von etwa einer Million Menschen sehr in Erscheinung tritt, sprechen fast alle älteren und neuen deutschen Schriftsteller. So berichtet der österreichische Konsul G. von Hahn in seiner Beschreibung von Tirana, der Hauptstadt von Albanien, und ihrer Umgebung, daß „im Mudirlik Tyrana nur Walachen wohnen[65])."

[65]) I. G. v. Hahn, Alb. St. (1854), S. 133.

Derselbe Verf. sagt hinsichtlich der Stadt Berat und der ausgedehnten Ebene Muzachia in Albanien: „in der Stadt Berat wohnen viele Walachen und die Musukia ist voll davon". Ebenso berichtet der italienische Schriftsteller BALDACI von der großen Zahl derselben in Albanien. Aber besonders interessant sind in dieser Beziehung die Feststellungen des heutigen deutschen Schriftstellers ALBERT WIRT[66]). Dieser Forscher bringt folgenden Gedanken zum Ausdruck: „Einheitlich ist allerdings der jüngste europäische Staat nicht. Vor allem sind da die Kuzowalachen. Gerade im Herzen des neuen Albaniens zwischen Walona, Durazzo und Berat ist eine der ausgedehntesten walachischen Sprachinseln mit Ausläufern nach Tirana, El Basan und Gradiska; dann noch eine bei Tepaleni. Vorläufig jedoch wird das Vorhandensein dieser Kuzowalachen, deren Zahl wohl kaum 100.000 viel überschreiten dürfte, die Einheitlichkeit der Gesamtschichtung der Bevölkerung nur wenig stören. Vorläufig herrscht im Gegenteil die innigste Freundschaft zwischen den Albaniern und allen Angehörigen rumänischer Zunge[66])." In Albanien befand sich auch der kulturelle Mittelpunkt der Aromunen, die Stadt Moskopolae mit mehreren Dörfern und Märkten in ihrer Nähe, von der wir noch ausführlicher sprechen werden, wenn wir uns mit der Kultur dieser Rumänen befassen werden.

Wenn wir von der Gegenwart der Rumänen am südlichen Balkan so viele historische Belege besitzen, so haben wir andererseits von ihrer Zahl kaum irgendwelche genauen Kenntnisse. Der griechische Schriftsteller RIZOS RANGABÉ schätzt ihre Gesamtzahl auf 600.000 Seelen. Bemerkenswert sind auch die Statistiken von WILLIAM MARTIN LEAKE[67]) und von I. G. VON HAHN[68]). Beide schätzen die Zahl dieser Rumänen auf eine halbe Million. In der Zeit der türkischen Herrschaft konnte eine systematische Zählung der verschiedenen Völkerschaften nicht durchgeführt werden; die Türken verstanden so etwas nicht, da es nicht in ihrem Interesse lag. Was wir von den Aromunen in dieser Hinsicht sagen können, ist, daß fremde Schriftsteller, die sich mit dem Ablauf der Ereignisse bei ihnen befaßt haben, ständig von den Mazedorumänen als einem zahlreichen Volk berichten. Hier kann ich mich nur auf die Aussage des berühmten deutschen Geschichtsprofessor JOHANN THUNMANN der Universität Halle stützen, der in seinem historischen Werk über die Völker des südöstlichen Europas, das 1774 erschien, von den Aromunen sagt, daß „sie über die Hälfte der Einwohner in Thrazien sein sollen, und über drei Vierteile der Bewohner Mazedoniens und Thessaliens ausmachen. In Albanien sitzen auch viele".

---

[66]) ALBERT WIRT, Der Balkan, seine Länder und Völker in Geschichte, Kultur, Politik... Berlin 1926.

[67]) WILLIAM MARTIN-LEAKE, Travels in Northern Greece, London 1835.

[68]) I. G. v. HAHN, a. a. O.

Ihre Hauptbeschäftigung, besonders bei der rumänischen Landbevölkerung, war zu allen Zeiten das Hirtenwesen. In dieser Hinsicht unterscheiden sie sich von ihren Brüdern in Rumänien, die vornehmlich den Ackerbau betreiben. Es ist wohl auch die Natur des Bodens, auf dem sie leben, dazu angetan, daß sie sich damit befaßten. Nach dem Verlassen der Gebiete im Norden der Balkanhalbinsel nahe der Donau sind sie in das Pindusgebirge gekommen, wo sie allerdings in ein schönes Land gelangten, das aber arm und ohne den reichen Boden des rumänischen Vaterlandes war und lediglich reiche Weidegebiete, kalte Quellen und reine Luft darbot. In solchen Gebieten ist das Hirtenleben der Aromunen zu zwei Formen gelangt: Erstens ist bei den Transhumans durch periodische Wanderungen der Herden der halbnomadische Charakter dieses ganzen Menschenschlags und seine Wirtschaftsweise geformt worden. Heute wird das Hirtenleben in dieser Form nur von den Farscheroten in Albanien und den Gramustenen in Griechenland betrieben. Vor dem Balkankrieg sind diese halbnomadischen Hirten über den Verlauf politischer Grenzen zwischen den Balkanstaaten kaum unterrichtet gewesen. Von Albanien, das von den Türken beherrscht wurde, stiegen sie zu den Winterquartieren nach Süden in griechisches Gebiet und die aus den Gramosgebirgen verbrachten den Sommer mit ihren Herden in den Gebirgen Bulgariens. Die Richtungen dieser periodischen Wanderungen mit den Herden waren sehr verschieden. Die Leute bewältigten Wege, die Monate beanspruchten. Es ist interessant zu beobachten, wie sich diese jährliche Wanderung der rumänischen Hirten ins Gebirge abspielte. Gelegentlich meiner Untersuchungen über die Albanorumänen der Halbinsel habe ich oft an diesen Wanderungen teilnehmen können. Deshalb werde ich hier versuchen, eine kleine Schilderung davon zu geben: 10 Tage etwa vor dem Aufbruch werden von den Frauen und Männern alle Habseligkeiten, der ganze Besitz, in Ballen verpackt. Am Tage, an dem sich der Aufbruch vollzieht, laden alle Familien des Dorfes ihren Besitz auf Pferde und besonders auf Maulesel und dann geht es fort. Voran gehen die Tiere in Herden, die von den Hirten und ihren Hunden bewacht werden, darauf folgen die Familien mit den ganzen Haushaltseinrichtungen. Nichts ist eindrucksvoller als das zaubervolle Bild, das solch ein Zug einem vermittelt: In einer Entfernung von einer Stunde sieht man Staubwolken über und um die Schafherden. Je mehr sich die Herden nähern, um so deutlicher hört man den Ton der Schellen der Schafe und den Gesang der Kinder, und die ganze Welt aus den Dörfern und Weilern am Wege läuft mit beinahe angehaltenem Atem herbei, denn das Ereignis tritt nur einmal im Jahre ein, daß man die „Walachen“ mit ihren Schafen vom Gebirge sehen kann. Nach der Menge der Herden folgen in etwa 200 bis 300 m Entfernung die Familien: vorn laufen die kleinen Kinder, von einigen kräf-

tigen Alten begleitet; ihnen folgt das ganze Dorf, Männer, Frauen, Mädchen und Knaben, alle langsam neben den Pferden und bis zum Hals beladenen Mauleseln einhergehend. Die kleinen Kinder und die Säuglinge sind in einigen Körben, die rechts und links von den Maultieren herabhängen, untergebracht. Dieser Zug bewegt sich nur morgens und abends. Morgens vom ersten Morgenrot an bis etwa 11 Uhr und abends von 5 bis 10 Uhr nachts. Vormittags wird immer neben einer Quelle mit kaltem Wasser Halt gemacht, am Abend, wo man eben gerade ist. Sobald man an der Stelle der Übernachtung angekommen ist, werden die Pferde und Maulesel frei gelassen, um zu weiden, ebenso die Schafe. Darauf werden mehrere Feuer angezündet, um sie herum die Zelte aufgebaut, um vor Regen Schutz zu bieten, und dann setzen sich alle neben die Zelte zum Abendbrot hin. Zur Schlafenszeit legen sich alle, wenn schönes Wetter ist, unter freiem Himmel hin und schlafen bis 5 Uhr morgens. Dann wird alles schnell zum Aufbruch fertig gemacht und die Wanderung geht von neuem los. So ziehen sie Wochen hindurch durch Täler und Gebirge, bis sie zu ihren Sommerplätzen kommen. Es gibt kein Gebirge, das von diesen Nomadenhirten nicht durchquert worden wäre, kein Tal, kein Wasser daselbst, mit dem nicht ein Ereignis aus ihrem Leben zusammenhinge. All diese Ereignisse erzählen den Kindern die Alten am Weg oder am Abend unter dem Zelt und diese vermitteln sie wieder ihren Nachkommen[69]).

Diese halbnomadischen Hirten leben in Gruppen von 50 bis 100 Familien, die meist untereinander verwandt sind. An der Spitze dieser Gruppen, die sie fălcare nennen, steht ein Chef, der celnic (vom sl. čelnicŭ „Anführer" aus čelo = „Stirn" [vergl. rum. fruntaş aus frunte „Stirn"]). Die Stellung des Celnic ist die eines großen wohlhabenden reichen Mannes in einer an Herden reichen Gemeinde. Eine fălcare kann von 60 bis zu 100.000 Schafen besitzen. In solchen Gruppen lebend bilden die Aromunen eine Art Trusts. Nicht eine einzige Familie aus einer fălcare hat das Recht, die Erzeugnisse ihrer Schafzucht gesondert zu verkaufen; alles wird gemeinsam zu einem Einheitspreis abgesetzt. In diesen Fragen hat der Celnic das Wort. Er verhandelt mit den Händlern, die die Milch aller Schafe kaufen wollen, und zwar für die ganze Zeit vom April bis Ende Juni (Sankt Peter). In dieser Zeit müssen sie die Milch in verschiedenerlei Käsesorten zubereitet liefern und ganz besonders den „Caşcaval", eine Art Käse, den die aromunischen Händler nach der Türkei, Italien, Griechenland, Rumänien, Ägypten und Serbien liefern.

Obwohl sie am Anfang nur einfache Hirten waren, so ist dochein gut Teil der Aromunen zum Kaufmannsstand aufgestiegen und hat in diesem Beruf seltene Fähigkeiten zu entwickeln gewußt. Dieser Übergang vom Hirten-

[69]) Th. Capidan, Românii Nomazi. S. 96.

zum Händlerleben ist schon frühzeitig durch ihre Tätigkeit beim Waren transport begünstigt worden, den sie mit Pferden und Mauleseln im Handel der Halbinsel ausübten. Die Karawanen der Aromunen konnten sich nicht auf den Transport anderer Waren beschränken, sie führten mit sich zum Verkauf auch die Erzeugnisse ihrer Milchwirtschaft und die Stickereien aus Wolle, die sie im Hause erzeugten. Auf diese Weise ist ihr Handelssinn, der bald solch einen Erfolg haben sollte, geweckt worden und es machte sich immer mehr bei ihnen der Übergang vom Hirten- zum Händlerleben und damit vom Nomadenleben zum Leben in festen Niederlassungen geltend. Wir haben keine alten Urkunden, an Hand derer wir von Anfang an den Handel bei diesen Rumänen verfolgen könnten. Wenn wir aber von einigen Daten des 17. und 18. Jh.s, die uns aus den venezianischen Archiven bekannt sind, ausgehen, so können wir in Verbindung mit den wenigen Berichten, die uns fremde Reisende des 18. und 19. Jh.s von der Halbinsel überlieferten, und schließlich durch Heranziehung auch der heutigen Verhältnisse am Balkan, in denen die Aromunen nach wie vor neben den Griechen ausgezeichnete Händler geblieben sind, feststellen, daß unmittelbar nach der Unterwerfung der Halbinsel durch die Türken ein Großteil des Handels sich bereits in ihren Händen befand. Aus ihrer alten Organisation in Stammesverbände haben sie den Geist der Solidarität geerbt, der aus jeder Unternehmung bei ihnen eine ideale genossenschaftliche Vereinigung bildete. Die ersten Waren, die die Mazedorumänen in den Städten der Halbinsel vertrieben, waren Milch und Wolle. Die Molkereiwaren erzeugten die Männer, die Wollsachen die Frauen. Der Mazedorumänin ist eine entscheidende Rolle nicht nur in der Erhaltung der Familie, in der man meistens bis zu 10 Kindern antrifft, sondern auch in der Verarbeitung der ganzen Wolle zugewiesen: Die Wolle verwendet sie nach Bedarf für den Haushalt oder für den Handel.

Zu gewissen Jahreszeiten wird ihr Heim eine wahre Werkstatt. Die aromunische Frau kauft von außerhalb nur das, was sie sich nicht selbst anfertigen kann. Sie bringt Holz aus dem Walde, bereitet das Brot, trägt Wasser aus dem Brunnen, wäscht, webt, schneidet Kleider zu und näht sie für alle Angehörigen des Hauses[70]). Nach dem Handel mit der Wolle und daraus hergestellten Fabrikaten stand an zweiter Stelle der Handel mit Häuten und Fellen und allen möglichen heimischen Produkten, welche die Aromunen in den Städten und Märkten der Halbinsel vertrieben.

Niemand hat die Entwicklung des Handels dieser Rumänen studiert, um auf historischer Grundlage ihre außerordentliche Zerstreuung, vor allem in den von der türkischen Herrschaft befreiten Ländern, aber auch in

[70]) C. RÉCATAS, L'état actuel du bilinguisme chez les Macédo-Roumains du Pinde. Paris 1924, S. 20—21.

Ungarn, Österreich, ja in Italien, Frankreich, Rußland und Polen verfolgen zu können. Bevor sie sich aber in fremde Länder verstreuten, haben sie versucht Handelszentren in ihren Ursprungsgegenden zu errichten. Dies konnte nur in Epirus und in Albanien geschehen, wo sie in größerer Zahl siedelten. Die Städte Aminciu (Metzowa), Siracu, Kalarli in Epirus und Moscopole in Albanien gelangten durch sie im Laufe des 17. und 18. Jh.s zu einer hohen kaufmännischen Blüte. Insbesondere hat die Stadt Moskopole, deren 60.000 Einwohner fast nur Rumänen waren, im Laufe des 18. Jh.s einen derartigen wirtschaftlichen Aufschwung genommen, daß ihre Einwohner kaufmännische Verbindungen mit den wichtigsten Städten Italiens unterhielten, besonders mit Venedig sowie auch mit Handelszentren Frankreichs und Spaniens. Kunde von der kaufmännischen Tätigkeit dieser rumänischen Handelsplätze erhalten wir auf zwei Wegen: es gibt eine Anzahl gon Dokumenten darüber in den Archiven von Venedig, die in der letzten Zeit daselbst eingehend studiert wurden[71]) und aus denen klar hervorgeht, welche kaufmännischen Verbindungen die Mazedorumänen mit der Lagunenstadt besaßen; auch haben wir eine Anzahl Berichte von französischen und englischen Reisenden, die Zeugnis ablegen von der lebhaften Handelstätigkeit, welche diese Rumänen mit Italien, Spanien, Frankreich und anderen Ländern betrieben.

Mit den westlichen Ländern betrieben die Mazedonier eifrig Export- und Importgeschäfte aller Art. Sie führten nach Westen anfangs vor allem Gewebe aus, die in ihren eigenen Heimatgegenden angefertigt wurden, dann auch Häute, Wachs, Tabak, Öl u. a. Rohstoffe. Im Austausch gegen diese Waren brachten sie in die Balkanhalbinsel allerhand teure Leinwand und Stoffe, mit Gold bestickte Seide, venezianische Glaswaren wie Spiegel, Trinkgläser, Karaffen, italienische Töpfereierzeugnisse und Kacheln, Metallregenstände, wie Pistolen, verarbeitetes Zinn und Kupfer, ferner Papier, Zucker und Bücher usw.

Der französische Schriftsteller F. C. H. L. Pouqueville, Konsul Napoleons I. am Hofe von Ali Pascha, des Tyranns von Janina, erzählt, daß mazedorumänische Kaufleute im 17. und 18. Jh. in den wichtigsten Häfen des Mittelmeeres anzutreffen waren, so in Neapel, Livorno, Genua, Ancona und Ragusa. Eine geringere Zahl, die sich durch ihren besonderen Wohlstand zu weiteren Geschäften verlocken ließen, haben auch Handelsbeziehungen zu Kaufleuten in Wien, Konstantinopel und Moskau angeknüpft. Es gab in Metzowa schon zur Zeit Ludwigs XIV. ein französisches Lagerhaus für Produkte der Balkanhalbinsel besonders für Schafhaare und Wolle[72]). Ähnlich drückt sich auch der englische Oberst William Martin Leake aus,

[71]) Vgl. Valer Papahagi, Aromânii moscopoleni şi comerţul veneţian, 1935.
[72]) Pouqueville, Voyage dans la Grèce. Tome deuxième, Paris 1820, S. 175.

der Gelegenheit gehabt hatte die Mazedorumänen um dieselbe Zeit kennen zu lernen wie Pouqueville. Durch ihren Handel zu hohem materiellen Wohlstand gelangt, haben es die Mazedonier seit ältester Zeit verstanden die Früchte einer fortgeschrittenen Kultur zu schätzen.

Übrigens waren sie auch schon durch ihre Vorbildung in griechischen Schulen besonders vorbereitet, sich eine höhere Kultur anzueignen. Deswegen haben sie auch eigene Schulen gegründet, an deren Spitze eine Akademie für Wissenschaften in Moskopole stand, welche sich „Noua Academie" nannte und das höchste wissenschaftliche Institut in jener Gegend war. Aus ihr sind eine Anzahl hervorragender Gelehrter hervorgegangen.

Einige von ihnen, wie z. B. Anastasie Cavallioti, Constantin Ucuta und Daniil Moscopoleanul, haben rumänische Bücher in griechischen Lettern veröffentlicht. Sie erschienen meistens im Ausland, wo sie auch gedruckt wurden. Das bezeichnendste dieser Werke ist das des Constantin Ucuta, Pfarrer der orthodoxen Kirche von Posen, in dem er die Eltern der aromunischen Söhne einlädt, ihre Kinder in der rumänischen Sprache unterrichten zu lassen. Der Anfang dieser Arbeit lautet: „Leser! empfange dies kleine Licht zum besten unserer Kinder, denn ich glaube, seit langem sehntest Du dich, dieses für unser Volk so glückliche Beginnen zu sehen, damit unsere Kinder leicht erlernen mögen, was sie mit großem Verlust an Zeit und Kraft in anderen Sprachen erlernten!", womit er die griechische Sprache meinte, in der bis dahin auf der Balkanhalbinsel unterrichtet wurde, und zwar bei allen christlichen Völkern des Balkans[73]).

All diese kulturellen Einrichtungen haben aber nicht lange Bestand gehabt, da die Verhältnisse auf der Halbinsel sich mißlich gestalteten: unzählige Kriege brachen immer wieder aus; immer wieder kämpfte die Türkei gegen das russische Reich. Ein Krieg war damals, sei es mit glücklichem oder unglücklichem Ausgang für die Türken, für die mazedorumänischen Kaufleute und Hirten eine Katastrophe. Die Kaufleute wurden gezwungen, mit ungeheuren Summen für die Kosten des Krieges aufzukommen, während die Hirten für immer ihre Böcke zum Unterhalt der Truppen und die Pferde für Sicherstellung des Transportes weggeben mußten. Jedoch nicht genug damit; denn wenn es bei diesen Verlusten geblieben wäre, hätten die Aromunen sich bald wieder erholen können. Es folgten aber bald räuberische Unternehmungen, von denen die Kriege hier ständig begleitet wurden. Ein typischer Fall ist der Krieg von 1769—1774 zwischen den Türken und Russen. Die Albanier nützten die Schwäche des nach einem 4jährigen Krieg erschöpften türkischen Reiches aus und verwüsteten mit Schwert und Feuer die Gebiete ganz Südalbaniens, wo viele Rumänen wohnten und wo die große Stadt

[73]) Pericle Papahagi, Scriitorii Aromâni în secolul al XVIII., 1909, S. 64.

Moscopolis und andere Zentren des rumänischen Lebens zu finden waren[74]). Infolge dieser unglücklichen Ereignisse trat im Wiedererwachen des nationalen Bewußtseins bei den Mazedorumänen eine rückläufige Entwicklung ein; dieses Bewußtsein, das sich vor allem in der Einführung der rumänischen Sprache in das nationale Kulturleben gezeigt hatte, konnte nicht weiter gepflegt werden. Zudem mußte ein großer Teil besonders der wohlhabenden Rumänen aus Epirus und Albanien nach Serbien, Ungarn und Österreich fliehen, wo mit der Zeit die meisten von ihnen entnationalisiert wurden.

Die Geschichte dieser mazedorumänischen Kaufleute ist nur für das serbische Gebiet untersucht worden, und zwar von D. POPOVICI in seiner Arbeit „Von den Aromunen[75])." In diesem Werk zeigt uns der Verf., daß die mazedorumänischen Kaufleute von Belgrad im 18. und 19. Jh. so zahlreich waren, daß der Teil der Stadt, in dem der Markt lag, ganze Straßenzüge entlang nur von ihnen bewohnt wurde. Damals befand sich der Handel von Serbiens Hauptstadt völlig in ihren Händen. Prof. Popovici äußert sich über den Handel der Aromunen in Serbien folgendermaßen: „Es ist eine allbekannte Tatsache — wenn auch noch nicht genügend untersucht —, daß die Grundlagen unseres Handels in Serbien von Mazedorumänen, in Kroatien von Deutschen gelegt wurden. Ein großer Teil unserer großen Vorfahren gestaltete unsere Geschichte, jedoch was noch wichtiger in unserer Gesellschaft, zumindest in der Kaufmannschaft ist, dürfte die Tatsache sein, daß heute weder Mazedorumänen noch Deutsche existieren." Und weiter finden wir in der „Revue international des Études Balkaniques", die in Belgrad erschien, in einem Artikel folgende Ausführung: „Durch ihre Fähigkeiten dürften die Aromunen neben die antiken Völker der Hetiter, Phönizier, Assyrier, Juden, Griechen und Armenier gestellt werden. Wenn man einmal eines Tages die Blutanalyse unserer berühmten Männer vornehmen wird, wird man sehen können, daß der größte Teil von ihnen verwandtschaftliche Beziehungen mit diesen so ausgezeichneten Menschen hatte ... Sie waren die Lehrer unserer Kaufleute und Gewerbetreibenden. Solange unser Handel in den Händen der Mazedorumänen lag, konnten die Juden nicht hochkommen. Die Mazedorumänen sind die Grundlage unserer modernen Kultur und des bürgerlichen Lebens des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jh.s. In den 70er Jahren verschwinden diese Rumänen dadurch, daß sie in den Serben aufgehen, und es folgt eine Dekadenz, die für unser Volk ein schwerer Schlag ist; denn in diesen mazedorumänischen Familien hatten wir unsere besten gefunden. Seit der Verserbung der Mazedorumänen

[74]) POUQUEVILLE, a. a. O., S. 392—393.

[75]) D. I. POPOVIĆ, O Cincarima. Prilozi pitanju postanka naše čaršije. Beograd, ins Rumänische übersetzt von C. CONSTANTE, Despre Aromânii, 1934.

wird ihre Zahl immer kleiner. Wenn unser Volk zwei Vorzüge der Mazedorumänen gehabt hätte — die Freude an der Arbeit und der Sinn für Sparsamkeit —, wäre es eines der für den heutigen kulturellen Kampf bestvorbereiteten Völker gewesen." Aus den mazedorumänischen Siedlungen in Serbien sind nicht nur glänzende Kaufleute, sondern auch Gelehrte und Politiker wie z. B. Vladan Gheortewić, Tsintsar Marcowić und andere hervorgegangen.

In Ungarn und Österreich hatten die mazedorumänischen Kaufleute eine noch ältere Tradition als in Serbien. In einigen in rumänischen Gebieten von ihnen erbauten Kirchen werden wertvolle Aufzeichnungen in den Archiven und ebenso auch die Geschenke und Stiftungen, die sie den Kirchen gemacht haben, aufbewahrt; aus ihnen kann man Zeit und Ort ihrer Einwanderung aus Mazedonien in diese Länder erfahren. Nach diesen Aufzeichnungen ließen sich viele von ihnen im 17. Jh. vor der Zerstörung der rumänischen Zentren in Albanien in Ungarn nieder. Einige von ihnen aber werden auch früher gekommen sein. In den Hauptstädten der Länder, in die sie auswanderten, gründeten die Mazedorumänen Kaufhäuser, die Beziehungen mit ähnlichen Institutionen Deutschlands, Polens, Italiens, Frankreichs und Rußlands unterhielten. In ihren Händen war der Seidenhandel fast des ganzen nahen Orients und Mitteleuropas. In Ungarn hatten sie außer in Budapest Handelshäuser in Miscolts und Tocay. In Miscolts hatten sie auch eine Kirche, die noch heute auf ihrer Vorderwand die Inschrift trägt: „Gegründet mit Hilfe der mazedorumänischen Brüder." Mazedorumänische Kaufleute befanden sich auch in den großen Mittelpunkten Siebenbürgens, wo Rumänen wohnten. Wenn sie mit ihren dakorumänischen Brüdern dieser Gebiete zusammenkamen, fühlten sie sich sofort vollkommen rumänisch undnahmen aktiven Anteil an allen nationalen Ereignissen; so ist es nicht verwunderlich, daß sie Siebenbürgen eine ganze Anzahl von bedeutenden Männern schenkten, wie den berühmten Kaufmann Anastasie Grabowschi, gebürtig aus Grabowo neben Moscopolis, den berühmten orthodoxen Erzbischof Andrei Baron de Saguna, die Familie Mocsony Emanoil Gojdu und andere, die durch ihre Genialität und Großzügigkeit sich einen führenden Platz in der Geschichte der Wiedergeburt des rumänischen Volkes in Siebenbürgen gesichert haben.

In Österreich waren die größten mazedorumänischen Kaufleute in Wien zu finden. Sie kamen aus allen Teilen Mazedoniens, aber besonders von Moscopole, Gramoste, Bitolia, Wlachoclisura usw. Handelshäuser und bekannte Bankunternehmen gehörten den berühmten Familien des Baron Sina, der Dumba, Darvari, Carja, Economu usw. Es wissen vielleicht wenige, daß sich zur Zeit der Monarchie mazedorumänische Familien durch hervorragende Leistungen zum Adelsstand emporgeschwungen haben, so z. B.

der Mazedorumäne Sina, dann Dumba, der jahrelang Gesandter der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika war. Derselbe schenkte der Stadt Wien den Musikvereinssaal; daher heißt auch die Straße vor dem Konzerthaus Dumbastraße. Meistens wurden diese Aromunen in ihren neuen Sitzen als Griechen betrachtet aus zwei Gründen: 1. weil sie der griechischen Kirche angehörten und in ihren Handelsverbindungen mit Mazedonien die griechische Sprache gebrauchten — die einzige Schriftsprache des damaligen Orients — und 2. weil sie in ihren Unternehmungen und Geschäften meistens mit Griechen zu tun hatten. Ihre Finanzunternehmungen führten sie in Verbindungen mit den Handelshäusern ganz Europas. Sie beschäftigten sich mit Warenaustausch und Handel zwischen dem Orient und dem Westen.

Unter den Mazedorumänen Österreichs finden sich auch Gelehrte. Einige von ihnen haben, da sie wußten, daß der Schulbetrieb im Orient griechisch war, aromunische Bücher geschrieben, um sie in Mazedonien zu verbreiten, so z. B. Georg Konstantin Roja[76]), der 1809 eine philologische Arbeit veröffentlichte, in der er versucht, den mazedorumänischen Dialekt mit der Sprache der Rumänen aus dem freien Königreich zu verbinden. Er hat auch in deutscher Sprache die Arbeit „Untersuchungen über die Romanier oder sog. Walachen, welche jenseits der Donau wohnen" veröffentlicht (Pesth 1808). Den Zweck, den er verfolgte, zeigt er im Vorwort mit den Worten: „Die Absicht, welche ich mir bei der Abfassung dieses Werkleins vorsteckte, war, allen denen, welche von den jenseits der Donau wohnenden Romaniern keine Kenntnis haben, ... eine Beschreibung zu liefern, um anschaulich ... zu machen, was dieses Volk ehedem war, was es heute ist." Ein anderer Gelehrter, Michail Boiagi, Professor der griechischen Sprache an einem Wiener Gymnasium, hat die erste mazedorumänische Grammatik 1813 in Wien veröffentlicht.

In dieser Zeit bereitete sich zu Anfang des 19. Jh.s die Wiedergeburt des griechischen Volkes im Orient durch die Befreiung Griechenlands von den Türken vor. Die Mazedorumänen, die griechisch erzogen waren, kämpften mit den Griechen für diese Ziele. In diesem Kampf haben nicht nur Männer durch ihr tatkräftiges Auftreten gewirkt, ja, auch Dichter und Helden sind unter ihnen zu finden. In dieser Hinsicht genügt es, an die rumänischen Dichter Riga Fereos, Valaoriti, eine Art Victor Hugo der Griechen, Zalacosta und andere zu erinnern, alles Rumänen aus dem Pindus. Was die Helden anbelangt, so hat der französische Schriftsteller Edmond Abeout mit Recht festgestellt, daß „die rumänischen Führer von Thessalien es sind,

---

[76]) Georghe Constantin Roja, Untersuchungen über die Romanier oder sogenannten Wlachen, welche jenseits der Donau wohnen. Pesth 1808.

die das heutige Griechenland gegründet haben[77])." In der Tat finden sich unter den Helden, die ihr Leben für die Freiheit Griechenlands ließen, Mazedorumänen: ein Marcu Bociari, Geavela, Griva, Caciandoni, Bucuvala u. a. Etwas später haben in ähnlicher Weise ihre Liebe für das befreite Griechenland die großen mazedorumänischen Wohltäter gezeigt: Baron Sina aus Wien hat aus seinem Geld das Gebäude der Akademie in Athen, ein Meisterwerk der Architektur, erbaut. Ebenfalls verdankt ihrer Großzügigkeit die Technische Hochschule in Athen ihr glänzendes Gebäude. Damit man nicht glaube, daß all diese Feststellungen erfunden seien, weise ich auf das Werk des deutschen Gelehrten Prof. Dr. GUSTAV WEIGAND „Die Aromunen"[78]) hin, in dem genau von dem Wirken dieser Mazedorumänen berichtet wird.

Diese Einstellung der mazedorumänischen Patrioten zur griechischen Idee brachte es auch mit sich, daß der Patriarch von Konstantinopel glaubte, daß der Augenblick gekommen sei, in dem die Kirche zur Gräzisierung der Rumänen südlich der Donau übergehen könne. Eigentlich ist diese Aktion schon am Anfang des 19. Jh.s begonnen worden. Darauf ist es zurückzuführen, daß die rumänischen Bücher der mazedorumänischen Autoren nur schwer Verbreitung finden konnten. Im Hinblick auf diese Verfolgung der rumänischen Sprache hat der schon genannte Autor MIHAIL BOIAGI in der deutschen Einleitung seiner Grammatik geschrieben: „Wären die Mazedorumänen Hotentotten, so bleibt ihnen doch immer das Recht und die Pflicht, sich durch ihre eigene Sprache zu vervollkommnen."

Die rumänische Schule für die Erziehung und Bildung der Mazedorumänen wurde erst 1864 eingeführt, und zwar durch die patriotische Initiative der Mazedorumänen aus dem Königreich mit Hilfe der rumänischen Staatsmänner. Von dieser Zeit bis zum Balkankrieg (1912) gelang es ihnen, sich fast in allen Gemeinden Schulen aufzubauen. Nach dem Balkankrieg änderte sich die Lage, weil Albanien und Serbien die Schulautonomie der Rumänen nicht mehr anerkennen wollten und die Schulen schlossen, die Aromunen aber zwangen, albanische bzw. serbische Schulen zu besuchen. Griechenland hat angesichts dieser Maßnahmen der albanischen und serbischen Regierung gegen gerechte Forderungen der Rumänen ihnen auch allerlei Schwierigkeiten bereitet mit dem offen eingestandenen Zweck, die rumänischen Schulen zu Fall zu bringen. In dieser Zeit entstand für die Rumänen in Griechenland noch eine andere Gefahr. Nachdem die Griechen den Krieg gegen die Türkei verloren hatten, der unmittelbar auf den Welt-

---

[77]) VICTOR LAZAR, Die Südrumänen, S. 60.

[78]) G. WEIGAND, Die Aromunen. Ethnographisch-philologisch-historische Untersuchungen über das Volk der sogenannten Makedo-Rumänen oder Zinzaren. Bd. I, II, Leipzig 1895, 1894.

krieg folgte, wurden an Stelle der 300.000 Türken aus Mazedonien, die nach Kleinasien gingen, 1,500.000 Griechen aus Kleinasien und dem östlichen Thrazien nach Mazedonien, Epirus und Thessalien gebracht. Ein gut Teil von ihnen ist in den rumänischen Gemeinden angesiedelt worden. Ein Agrargesetz nahm den Aromunen ihre Gebirgswiesen mit den Weideplätzen für ihre Herden. In dieser Lage war es vielen aromunischen Hirten unmöglich, in Griechenland weiter zu leben. Als Folge dieser schwierigen Verhältnisse begann ihre Einwanderung nach Rumänien. Diese gelang jedoch nur etwa 10.000 Hirten. Der Rest konnte nicht auswandern. Dieser Rest beträgt heute einige hunderttausend Mazedorumänen, die meist als Hirten, Kaufleute und Gewerbetreibende im Süden der Balkanhalbinsel anzutreffen sind und geschlossene Siedlungsgebiete in Epirus, Thessalien, Albanien und Mazedonien haben. Sie verlangen heute nicht mehr als die Berücksichtigung ihres nationalen Lebensrechtes mit rumänischer Schule und rumänischer Kirche. Dieses Recht kommt ihnen zu, sowohl auf Grund ihrer Zahl als auch wegen des entscheidenden Beitrags, den sie für den Fortschritt der Wirtschaft und der Kultur im europäischen Südosten geleistet haben.

Angesichts der grundlegenden Veränderungen, die auf der Balkanhalbinsel nach den überwältigenden Siegen der deutschen Armeen unter der Führung des Genies des Führers eingetreten sind, erwarten die Mazedorumänen, beseelt von einem Gefühl der tiefen Dankbarkeit zum Führer und zum deutschen Volk, mit Geduld und Ruhe die Verwirklichung der gerechten Forderungen für den Augenblick, in dem die Neuordnung am Balkan endgültig getroffen werden wird.

Die bulgarische Geschichtsforschung während des letzten Vierteljahrhunderts (1918—1942)

Von Ivan Dujčev (Sofia)

Die Studien über die bulgarische Vergangenheit hatten eine ganz besondere Bedeutung für das Leben und die geistige Tätigkeit der Vorkämpfer der bulgarischen Wiedergeburt während des 18. und 19. Jh.s. Die Erforschung und Kenntnis der eigenen Geschichte wurde als wichtigstes Mittel für die Erweckung und die Verstärkung des nationalen Selbstbewußtseins betrachtet. Die Geschichtsstudien aber waren mehr ein Mittel für die nationale Erziehung als Gegenstand kritischer und unparteiischer wissenschaftlicher Forschung. Die geschichtlichen Forschungen aus dieser Epoche sind etwas naiv, mit Übertreibung etlicher Ereignisse und Auslassung anderer, die sich für die Nationalehre nicht eigneten, und auf Grund spärlicher und ungenügend durchstudierter Geschichtsquellen geschrieben. Nach der Befreiung (1878) traten schon einige hervorragende Geschichtsforscher hervor — wie z. B., Marin Drinov (1838—1906) und, etwas später, Vasil N. Zlatarski (1866—1935). Das erste Halbjahrhundert des dritten bulgarischen Reiches war in der Geschichtsforschung nur eine Vorbereitungsstufe. Schon mit Rücksicht auf die unruhigen Zeiten, in denen das bulgarische Volk Kriege für seine nationale Vereinigung führen mußte. Die bulgarische Geschichtsschreibung spiegelt alle diese Krisen im Leben der Nation wieder. Nach dem Weltkriege jedoch erreichte die Geschichtsschreibung schon eine gewisse Reife. Auf diesem Felde arbeiteten jetzt Gelehrte mit einer guten westeuropäischen Schulung, die sich einer kritischen Durchforschung der Probleme widmen konnten. Während dieser Zeit — vom letzten Jahr des Weltkrieges bis zur Gegenwart — wurde vieles in der bulgarischen Geschichtsforschung geleistet. Nach dem unglücklichen Ende des Weltkrieges wandten sich die Bulgaren ihrer Vergangenheit zu, um da Kräfte und Triebe für ihren neuen Kampf zu schöpfen. Die Frage um Mazedonien, Thrazien und Dobrudscha blieb ja noch immer ungelöst und die geistigen Kräfte des Volkes nahmen regen Anteil an dem wissenschaftlichen Streit mit unseren Nachbarn um diese Gebiete. Überblickt man die Studien über die bulgarische Geschichte aus dem letzten halben Jahrhundert, so sieht man, daß nicht alle Epochen der bulgarischen Vergangenheit gleichmäßig erforscht sind. Die Zeit der türkischen Herrschaft ist z. B. sehr ungenügend durchstudiert und die Ursache davon ist die Unmöglichkeit, die türkischen Geschichtsquellen in der Forschung zu verwenden.

Es fehlt eine gesamte Bibliographie der älteren bulgarischen geschichtlichen Werke. Hinweise auf einzelne Bücher findet man bei A. Teodorov-Balan, Bŭlgarski knigopis za sto godini 1806—1905 (Sofia 1909), wie auch

in den Beiträgen und den Verbesserungen bei N. Načov, in SbMNPr XXVI (1912) 1—54 S.-Abdr., SbBAkN III (1914) 1—50 S.-Abdr., und ebda, XVII (1925) 1—70 S.-Abdr., und weiter bei V. Pogorelov, Opis na starite pečatani bŭlgarski knigi (1802—1877) (Sf 1923) und A. Teodorov-Balan, Knigopisnijat trud u bŭlgaritê (GodSU II [1905—1906] 142—208). Für die fremde Literatur in bezug auf die Geschichte Bulgariens und der Türkei sind die Werke N. V. Mihovs (Michoff), Bibliografski iztočnici za istorijata na Turcija i Bŭlgarija, I (Sf 1914), II (1924), III (1928) und IV (1934) von Nutzen. Weitere Angaben über 10.044 Artikel aus der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur während der Jahren 1715—1891 betreffend Bulgarien und Türkei sind bei N. V. Michoff, Bibliographie des articles de périodiques allemands, anglais, français et italiens sur la Turquie et la Bulgarie (Sf 1938) gegeben. In der Bibliographie Prof. B. Filovs, Bibliografija po arheologijata na Bŭlgarija (GodNMSf 1922 bis 1925, 613—649) und „Die Erforschung der altbulgarischen Kunst seit 1914" (Archiv f. slawische Philol., VIII [1931] 131 ff.) ist auch vieles über die bulgarische Geschichte enthalten. Während des letzten Dezenniums hat man in Bulgarien eifrig, allerdings nicht immer kritisch, die Vergangenheit der Siedlungszentren, Städte und Dörfer erforscht. Die betreffende Bibliographie hat V. Mikov, Izvori za istorijata i geografijata na našitê sela i gradove (Sf 1935) zusammengestellt. Die Auswertung von Artikeln aus Zeitschriften ist sehr schwierig, da wir noch keine Bibliographie dieser Artikel besitzen. Eine solche, nur einige Jahre umfassende Bibliographie versuchte Iv. P. Kepov, Bibliografija na statiitê po istorija v našitê spisanija (BulgPr, IV. 7 [1897] 82—97). Die Zeitschrift (Izvestija) der Bulgarischen Gesellschaft für Geschichte hat von 1922—1937 fast immer eine „Bibliographie courante" gegeben. Da diese Bibliographie von verschiedenen Gelehrten verfertigt ist, fehlt ein grundlegendes Kriterium bei der Auswahl und der Beschreibung der angeführten Werke. Die Zeitschrift (Izvestija) des Bulgarischen archäologischen Instituts enthält bibliographische Anzeigen über Archäologie, klassische Geschichte und oft über die mittelalterliche bulgarische Geschichte. Eine Übersicht über die gesamte bulgarische Geschichtsschreibung bis zum Jahre 1937 hat Iv. Dujčev, Pregled na bŭlgarskata istoriografija (Jugoslovenski istor. časopis, IV [1938] 40—74) gegeben. Über die bulgarische Geschichtsschreibung der Nachkriegszeit ist auch der Artikel Ph. E. Moselys, The Post-War Historiography of Modern Bulgaria (The Journal of Modern History, IX. 3 [1937] 348—366) zu erwähnen. Der Verf. hat aber nur Hinweise auf die neuzeitliche Geschichte gegeben, ohne überhaupt ein einziges Werk über die mittelalterliche Geschichte Bulgariens zu erwähnen. Das sämtliche Material ist bei ihm systemlos gegeben.

Ich habe hier nur wichtigere Arbeiten der bulgarischen Geschichtsschreibung aus den Jahren 1918—1942 angeführt, und zwar Aufsätze und Bücher auf bulgarisch oder in Bulgarien geschrieben, oder solche von Bulgaren in fremden Sprachen. Die Studien über Vorgeschichte, Archäologie und klassische Geschichte sind nicht erwähnt; deren bibliographische Anzeigen findet man in Izvestija na Bŭlgarskija arheologičeski institut (gesamte Bibliographie des Inhalts der Jahreshefte von T. GERASIMOV, Ukazatel kŭm Izvestija na Bŭlg. arheol. družestvo, t. I—VII, 1910—1920 god. i kŭm Izvestija na Bŭlg. arheol. institut, t. I—VII, 1921—1933 god., Sf 1934). In vorliegender bibliographischen Übersicht sind nur Werke, Bücher und Artikel über die Geschichte des bulgarischen Volkes und Staats angegeben.

Abkürzungen:

Arhiv pos. proučv. = Arhiv za poselištni proučvanija. — BIB = Bŭlgarska istoričeska biblioteka. — BulgM = Bŭlgarska misûl. — BŭlgPr = Bŭlgarski pregled. — GodSUif = Godišnik na Sofijskija Universitet, istoriko-filologičeski fakultet. — GodSUbf = Godišnik na Sofijskija Universitet, bogoslovski fakultet. — GodSUjuf = Godišnik na Sofijskija Universitet, juridičeski fakultet. — GodNMSf = Godišnik na Narodnija Musej v Sofija. — GodNBiblS = Godišnik na Narodnata biblioteka v Sofija. — IBAI = Izvestija na Bŭlgarskija arheologičeski institut. — IzvIDr = Izvestija na Bŭlgarskoto istoričesko družestvo. — IzvBGDr = Izvestija na Bŭlgarskoto geografsko družestvo. — IzvNEM = Izvestija na Narodnija etnografski muzej. — MakPr = Makedonski pregled. — SbMNPr = Sbornik na Ministerstvoto na narodnoto prosvêštenie. — SbBAkN = Sbornik na Bŭlgarskata akademija na naukitê. — Sbornik Zlatarski = Sbornik v čest na prof. V. N. Zlatarski, Sofija 1925. — Sbornik Iširkov = Sbornik v čest na An. T. Iširkov, Sofija 1933. — Sbornik Nikov = Sbornik v pamet na prof. P. Nikov, Sofija 1940. — SpBAkN = Spisanie na Bŭlgarskata akademija na naukitê. — Studia Serdicensia = Studia historico-philologica serdicensia. — UčilPr = Učilišten pregled. — FPr = Filosofski pregled.

Allgemeine Werke.

Die beste kritische Darstellung der gesamten bulgarischen Geschichte bis zum Jahre 1878 ist das Werk K. JIREČEKS, Geschichte der Bulgaren (Prag 1876, auch in tschechisch; eine russische Übersetzung unter der Schriftleitung PH. K. BRUNS und V. N. PALAUZOVS, mit Ergänzungen des Verf.s, ist in Odessa im Jahre 1878 herausgegeben; eine schlechte bulgarische Übersetzung in Turnovo im Jahre 1886). Obwohl vor mehr als 65 Jahren verfaßt, hat das Buch Jirečeks noch nicht an Bedeutung und Wert verloren. Die Beiträge der neuentdeckten Geschichtsquellen und die Forschungen der Geschichtler haben mehr als eine Behauptung Jirečeks verworfen, trotzdem bleibt die „Geschichte" Jirečeks in dem gesamten Plan und Durchstudieren der Probleme immer wertvoll. Im Jahre 1929, unter der Schriftleitung Prof. V. N. Zlatarskis ist eine neue Übersetzung von Jirečeks Buch erschienen. K. Jireček selbst bereitete schon seit Jahren eine neue

Ausgabe seiner bulgarischen „Geschichte" vor, und deswegen hat er zahlreiche und wichtige Nachträge, Verbesserungen und Bemerkungen in seinem Arbeitsexemplar aufgeschrieben. Letztens wurden alle diese Randbemerkungen Jirečeks gesammelt, systematisiert und übersetzt von ST. ARGIROV: K. J. Jireček, Istorija na bŭlgaritê. Popravki i dobavki ot samija avtor. Po rŭkopisni negovi beležki sistematizira, prevede i stŭkmi za izdanie St. Argirov (Sf 1939). Jireček hat auch einige Jahre in Bulgarien verbracht, namentlich in den Jahren 1879—1884. Sehr wichtig als Quelle für die bulgarische Geschichte dieser Zeit ist das Tagebuch Jirečeks, übersetzt aus der Handschrift von ST. ARGIROV: Bŭlgarski dnevnik 1879—1884, I (Plovdiv-Sofia 1930), II (1932). Man muß auch eine kurz zusammenfassende Übersicht der ganzen bulgarischen Geschichte von Prof. P. NIKOV, Aperçu de l'histoire bulgare (in: La Bulgarie devant le IVe congrès des géographes et éthnographes slaves, Sf 1936, 183—210) erwähnen. Hier ist das obwohl unkritische Buch IV. SAKŬZOVS, Bulgarische Wirtschaftsgeschichte (Berlin-Leipzig 1929) zu verzeichnen; vgl. die Kritiken P. MUTAFČIEVS, in: Byz. Zeitschrift, XXXII (1932) 200 ff. und IV. DUJČEVS, in IBAI, VII (1932/33) 433—438. Nicht viel kritischer ist die Studie JU. JURDANOVS (Istorija na bŭlgarskata tŭrgovija do osvoboždenieto, Sf 1938), der die Geschichte des bulgarischen Handels bis zu der Befreiung dargestellt hat. Zwei populäre und nicht fehlerfreie Darstellungen der gesamten bulgarischen Geschichte haben JA. SAKŬZOV (Bŭlgaritê v svojata istorija, Sf 1917, 2. Ausgabe 1918) und D. MIŠEV (Bŭlgarija v minaloto, Sf 1916) herausgegeben, während N. STANEV (Histoire chronologique de la Bulgarie, Sf 1938) eine rein chronologische Darstellung verfaßt hat. In Mitarbeit mit V. N. Zlatarski, hat N. Stanev eine gesamte bulgarische Geschichte in der „Bulgarische Bibliothek" von G. Weigand herausgegeben (W. N. SLATARSKI, Geschichte der Bulgaren, I, Leipzig 1918; N. STANEFF, II. Teil 1917). Wir haben einige Sammlungen historischen Charakters (Sbornik v čest na V. N. Zlatarski, Sf 1925; Sbornik B. Djaković, Sf 1927; Sbornik v čest na prof. L. Miletić, Sf 1933; Sbornik Solun, Sf 1934; Sbornik P. Beron, Sf 1926; Sbornik v čest i v pamet na L. Leger, Sf 1925; Sbornik v čest na plovdivskija mitropolit Maksim, Sf 1931; Sbornik v čest na Varnenskij i Preslavskij mitropolit Simeon, Sf 1922; Vŭzpomenatelen sbornik za V. Kŭnčov, Vraca 1927; Sbornik Dobri P. Čintulov, Sliven 1922; Trakijski sbornik, I—IV, Sf 1928 bis 1933, u. a. 1935/36 erschienen in zwei Bänden Actes du IVe congrès international des études byzantines, Sofia, septembre 1934 (Sofia = IBAI, IX—X). 1932 wurde die wichtige Studie von K. JIREČEK über die Militärstraße von Belgrad nach Konstantinopel übersetzt (Voennijat pŭt ot Bêlgrad za Carigrad i Balkanskitê prohodi, BIB, IV. 4. 1932). Schließlich muß man noch die Geschichte der Universität von Sofia erwähnen (M. ARNAUDOV,

Istorija na Sofijskija Universitet Sv. Kliment Ohridski prez pŭrvoto mu polustolêtie 1888—1938, Sf 1939).

Mittelalterliche Geschichte.

1918 ist das Werk V. N. ZLATARSKIS, Istorija na bŭlgarskata dŭržava prez srêdnitê vêkove (B. I, I. Teil) erschienen, das die Geschichte Bulgariens seit der Gründung des bulgarischen Reiches (679) bis zur Mitte des 9. Jh.s (852) enthält. 1927 wurde der zweite Teil dieses Bandes herausgegeben, der die Geschichte der Periode von der Mitte des 9. Jh.s bis zur Eroberung Bulgariens durch die Byzantiner im Jahre 1018 umfaßt. Ein zweiter Band, über die Zeit der byzantinischen Herrschaft (1018—1187) ist im Jahre 1934 erschienen. Der hervorragende bulgarische Geschichtsforscher ist Ende des Jahres 1935 gestorben. Einige Jahre später, 1940, wurde sein letzter Band, enthaltend die Geschichte Bulgariens unter der Regierung der Aseniden (1187—1280) herausgegeben. In seinem großen Werke hat Zlatarski fast ausschließlich die politische und staatliche Geschichte betrachtet. Leider ist sein Werk unvollendet geblieben. Eine allgemeine populäre Darstellung der gesamten bulgarischen Geschichte im Mittelalter hat letztens N. STANEV, Srêdnovêkovna Bŭlgarija (Sf 1934) herausgegeben, aber sein Buch ist wegen der zahlreichen unkritischen Behauptungen und Fehler von Prof. P. MUTAFČIEV (Prosvêta, I 5 [1936] 628—639; vgl. ebda, I 2 [1935] 241—245) stark angegriffen worden. — Seit dem Erscheinen der Forschung von M. DRINOV, Zaselenje Balkanskago poluostrova slavjanami (Čtenija imper. obšt. istorji i drevn. ross. IV (1872); vgl. Sŭčinenija, I (Sf 1909, 139—316), ist die Frage der slawischen Besiedlung auf der Balkanhalbinsel von einem bulgarischen Gelehrten nie mehr so gründlich erörtert worden. Die neuen bulgarischen Geschichtler haben nur einzelne Probleme erforscht und dargestellt. So hat V. N. ZLATARSKI, Die Besiedlung der Balkanhalbinsel durch die Slaven (Revue intern. des études balkaniques, IV [1936] 331—375) eine allgemeine populäre Übersicht gegeben. Es sind hier noch die Arbeiten ST. ROMANSKIS (Slavjani na Dunava, BŭlgPr, I [1929] 80—99; Slavjanskata prarodina, BIB, II 2 [1929] 60—79; Zaselenie na Balkanskija poluostrov ot slavjanitê, Prosvêta, II 2 [1937] 1257—1263; Prarodina i razseljane na slavjanitê, Prez vêkovetê, I [1938] 1—32) und D. DEČEVS (Gde sŭ zivêli smolênitê, in Sbornik Zlat., 45—54) zu erwähnen.

Von größerem Interesse für die bulgarischen Geschichtler ist die protobulgarische Geschichte, d. h. die Epoche von der Gründung des Reiches bis zur Zeit der Christianisierung (um 865). Von dem ungarischen Gelehrten Géza FEHÉR sind einige Forschungen diese Epoche betreffend in bulgarischer Sprache veröffentlicht worden (Die Inschrift des Reiterreliefs von Madara,

Sf 1928, auch in bulgarisch; Ezikŭt na prabŭlgaritê, UčilPr, XXVIII [1929] 1256—1262; Pametnicitê na prabŭlgarskata kultura, IBAI, III [1925] 1—90; Pismenni pametnici na prabŭlgaritê v Madara, Sborn. Madara, I [Sf 1934] 269—418; Kulturata na prabŭlgaritê, Sf 1929; Madarskijat konnik. Pogrebalni običai na prabŭlgaritê, IzvNEM, VI [1926] 81—106; Voennoto dêlo na prabŭlgaritê, Sf 1938; Ostatŭci ot ezika na dunavskitê prabŭlgari, IBAI, V [1928/29] 127—158; Roljata i kulturata na prabŭlgaritê, Sf [1940] usw.). Die wichtigsten einheimischen Geschichtsquellen für das Studium dieser protobulgarischen Zeit sind die sogenannten „protobulgarischen Inschriften", in griechischer Sprache. Der klassische Philolog Prof. V. Bešev liev hat diese Inschriften gesammelt, revidiert und in einer kritischen, mit ausführlichem Kommentar versehenen Ausgabe herausgegeben (Pŭrvobŭlgarski nadpisi. Uvod, tekst i komentar, GodSUif, XXXI. 1. 1934; Ergänzungsheft, ebda, XXXII. 5. 1936; Eine neue protobulgarische Inschrift, Studia Serdicensia, II [1940] 97—98). Von demselben Gelehrten stammt auch eine ausführliche Darstellung der Religion der Protobulgaren (Grŭcki i latinski izvori za vêrata na prabŭlgaritê, IzvNEM, VIII—IX [1929] 149—192; Religijata na prabŭlgaritê, BIB, III 2 [1930] 29—60; Vêrata na pŭrvobŭlgaritê, GodSUif, XXXV. 1. 1939); vgl. dazu auch Iv. Dujčev, Un nouveau témoignage sur les sacrifices humains chez les protobulgares, Studia Serdic., II [1940] 93—94; Bemerkungen zu byzantinischen Historikern, Byz. Zeitschrift, XLI [1941] 2). Einige Studien sind den sogenannten „Verzeichnis der protobulgarischen Herrscher" (Imennik) gewidmet, wie z. B.: G. Fehér, Imennikŭt na purvitê bŭlgarski hanove. Lêtočislenieto na prabŭlgaritê (GodNMSf 1922 bis 1925, 237—313; Ja. Todorov, Iztočno-azijatskijat životinski cikŭl ot gledište na astrologičeskitê vêrvanija. Kŭm vŭprosa za Imennika na pŭrvitê bŭlgarski hanove (GodSUif, XXVII. 8. 1931); B. v. Arnim, Wer war Avitohol? (Zur Fürstenliste) (in: Sborn. L. Miletić, 573—575); N. Mavrodinov, Pŭrvata redakcija na Imennika na pŭrvobŭlgarskitê hanove (IBAI, XII [1939] 376—378. In bezug auf die protobulgarische Geschichte hat man archäologische Forschungen in einigen protobulgarischen Siedlungen gemacht, unter anderem in Madara (Nordbulgarien, unweit von Šumen) (die Ergebnisse dieser Forschungen sind in zwei Bänden veröffentlicht, unter dem Titel: Madara. Razkopki i proučvanija, I (Sf 1934) und II (1936), unter Mitarbeit von R. Popov, Iv. Velkov, V. Mikov, G. I. Kacarov, D. Dečev, A. Rašenov, Kr. Mijatev, B. Filov, G. Fehér, N. A. Mušmov, N. Mavrodinov; über den Namen s. D. Dečev, Mádara-Mátora, in: Sborn. A. Iširkov [Sf 1933], 181—186) und bei Mumdžilar im nordöstlichen Bulgarien, Regierungsbezirk Razgrad (G. Fehér, Mogilni nahodki ot Mumdžilar, IBAI, VIII [1934] 106—115, mit negativen Ergebnissen). Man muß

hier auch das Studium D. Dečevs über den ostgermanischen Ursprung des bulgarischen Volksnamens (Iztočno germanskijat proizhod na bŭlgarskoto narodnostno ime, in: GodSUif, XXII. 11. 1926; vgl. Zf. für Ortsnamenforschung, II [1927] 198—216) erwähnen. Das Buch Ju. Ivanovs, Bulgarski starini iz Makedonija (Sf 1931; erste Ausgabe 1908) enthält, zwischen den zahlreichen literarischen Quellen für die spätere Zeit, auch einige Quellen in bezug auf die protobulgarische Epoche. Als Gründungszeit des bulgarischen Staates nimmt V. N. Zlatarski das Jahr 679 an. Letztens hat Ju. Trifonov, auf Grund einer übersehenen Quelle bewiesen, daß der große Sieg des bulgarischen Herrschers Isperih über die Byzantiner in den Frühling 681 fällt und der Friede erst später, am Ende des Jahres geschlossen sein mußte; deshalb ist als Gründungszeit des bulgarischen Staates das Jahr 681 anzunehmen, in dem Isperih in die Balkanhalbinsel eingezogen ist (s. Izvestieto na sirijskija presviter Konstantin za Isperihova pobeda nad vizantijcitê, IzvIDr, XI—XII [1931—1932] 199—215). Infolge einer unkritischen Auslegung der Nachrichten der byzantinischen Chronisten wurde vorausgesetzt, daß die Protobulgaren zur Zeit der Gründung des Staates in bundesmäßigen Beziehungen zu den Slawen stünden. Nach einem vergleichenden Studium der Bedeutung des Wortes πάκτον (pactum) bei den byzantinischen Schriftstellern hat Iv. Dujčev (Protobulgares et Slaves. Sur le problème de la formation de l'État bulgare, Annales de l'Institut Kondakov, X [1938] 145—154) nachgewiesen, daß die Slawen nur Untertanen der Protobulgaren waren und ihnen Steuern entrichten mußten. Gleichzeitig mit der Gründung des Staates von Isperih in Nordbulgarien hat ein anderer protobulgarischer Führer Kuber einen gleichen Versuch in Mazedonien, unweit von Saloniki, unternommen; über die Geschichte des protobulgarischen Staates von Kuber sind die Artikel von G. Fehér (Pŭrvata pojava na prabŭlgaritê v Makedonija. Objasnenie na imeto Kuber, MakPr, IV. 3 [1928] 89—98) und Iv. Dujčev (Un passage obscur des „Miracula" de S. Démétrius de Thessalonique, Byzantion, XIII [1938] 207—216) anzuzeigen. In der letzten Zeit hat N. P. Blagoev in einem kurzen Artikel (Dŭržavnitê prevrati v Bŭlgarija v vtorata polovina na VIII v., MakPr, XII. 3 [1940] 51—61) einige Bemerkungen über die Geschichte Bulgariens im 8. Jh. veröffentlicht. Die Geschichte des 9. Jh.s ist ausführlicher durchforscht. In bezug auf den Fürsten Krum (803—814) sind die Beiträge von N. P. Blagoev (Knjaz Krum, GodSUjuf, XIX, 1919; Meždunarodnoto položenie na Bŭlgarija v vremeto na knjaz Kruma i negovata dŭržavna politika, MakPr, XI. 3—4 [1939] 63—76) anzuzeigen, obwohl nicht so kritisch (vgl., zum zweiten Artikel, die Bemerkungen P. Mutafčievs, in Byz. Zeitschrift, XL [1940] 282). Eine bis heute unbekannte hagiographische Quelle über den Feldzug des byzantinischen Kaisers Nike-

phoros I. in Bulgarien im Jahre 811 hat Iv. Dujčev (Novi žitijni danni za pohoda na imp. Nikifora I v Bŭlgarija prez 811 god., SpBAkN, LIV [1937] 147—186) veröffentlicht. St. Nedev (Vojnata Bŭlgarija-Vizantija 811, S.-Abdr. aus Voenno-istoričeski sbornik, XXIX. 1929) hat dieselben Ereignisse, leider auf Grund ungenügender Quellen, aus rein militärischen Standpunkten dargestellt. Über die Frage des Nachfolgers des Fürsten Krum hat V. Beševliev (Nêkolko beležki kŭm bŭlgarskata istorija, GodSUif, XXXII. 9. 1935/36) einige Betrachtungen geäußert. P. Nikov hat der Zeit des Fürsten Omurtag (814—831) zwei Beiträge gewidmet (Han Omortag i kavhan Isbul, BIB, IX. 1 [1931] 1—55; Kavhan Isbul, Sborn. Zlatarski, 195—228). Die Persönlichkeit Boris-Michaels (852—889), des ersten christlichen Fürsten Bulgariens, hat immer ein besonderes Interesse unter den bulgarischen Gelehrten erweckt. Schon im Jahre 1917 in der Reihe „Bulgarische Altertümer" (Bŭlgarski Starini) hat der Erzbischof von Varna und Preslav Simeon den griechischen Text des Briefes des Patriarchen von Konstantinopel Photius an den Fürsten Boris, mit einer bulgarischen Übersetzung und Bemerkungen, herausgegeben (Poslanieto na carigradskija patriarh Fotija do bŭlgarskija knjaz Borisa, Sf 1917). In demselben Band hat V. N. Zlatarski eine altbulgarische Übersetzung des Briefes beigefügt. Einige Jahre später bot er eine Studie bezüglich der Inschrift des Fürsten Boris-Michael, entdeckt in Südwestalbanien von C. Praschniker (Namêrenijat v jugo-zapadna Albanija nadpis s imeto na bŭlgarskija knjaz Boris-Mihaila, Slavia, II. 1. 1923, 61—91). Eine allgemeine zusammenfassende und populäre Darstellung über die Geschichte desselben Fürsten ist von Ju. Trifonov (Car Boris-Mihail. Vreme, caruvane i veličie, Sf 1927) herausgegeben. Die sogenannte „Responsa Nicolai papae I ad consulta Bulgarorum" stellen eine der wichtigsten Quellen für das Studium der inneren bulgarischen Geschichte im 9. Jh. dar. Deshalb ist diese Quelle in Bulgarien schon einigemal herausgegeben worden. Eine unveränderte Ausgabe nach Migne, P. Gr., CXIX, coll. 978—1016, mit einer Einführung hat N. P. Blagoev (Responsa Nicolai papae I ad consulta Bulgarorum. Izvor za istorijata na bŭlgarskoto pravo, SbBAkN, VI [1916] 1—87+XXIX) und zwei kritische Ausgaben hat D. Dečev (Otgovoritê na papa Nikolaj I po dopitvanijata na bŭlgaritê, I. Ausgabe, Sf 1922, II. Ausgabe 1940, verbesserte), mit Text, Übersetzung und Bemerkungen gemacht. Prof. D. Dečev (Rŭkopisitê na tŭj narečenitê „Otgovori na papa Nikolaj po dopitvanijata na bŭlgaritê", IBAI, VII [1932—1933] 322—340) hat auch die Handschriften der „Responsa" erforscht. Ju. Ivanov (Likŭt na sv. knjaz Borisa v Verona, IBAI, IV [1927] 1—13) hat die Abbildung des Fürsten Boris aus der Kirche S. Maria in Organo in Verona (Norditalien) herausgegeben und erklärt. Eine andere Abbildung aus dem Ende des 9. Jh., jedoch

nur in Nachbildung aus dem 17. Jh. hat Iv. Dujčev (Uno studio inedito di mons. G. Ciampini sul papa Formoso. S.-Abdr. aus Archivio della R. Deputazione Romana di storia patria, vol. 59, N. S. II. 1937) ausgelegt; hier ist auch eine unveröffentlichte Studie des italienischen Archäologen G. G. Ciampini (1633—1698) beigefügt. Über die Geschichte des Fürsten Vladimir (889—893), des Nachfolgers von Boris, ist die interessante Forschung von Ju. Trifonov (Dostovêren li e razkazŭt za oslêpjavane na Borisovija sin Vladimir, UčilPr, XXVI [1927] 864—890) zu lesen. Die zweite Hälfte des 9. Jh.s, nach der Bekehrung der Bulgaren zum Christentum, ist eine Epoche der Blüte der altbulgarischen Literatur. Man muß einige Veröffentlichungen über die slawischen Apostel erwähnen, wie z. B.: A. Teodorov-Balan, Kiril i Metodi I (Sf 1920), II (1934), Wiederausgabe der Quellen mit Erläuterungen; Iv. Gošev, Svetitê bratja Kiril i Metodij. Materiali iz rŭkopisitê na Sinodalnija čerkoven muzej v Sofija (GodSUbf, XV. 3. 1937/38); E. Georgiev, Dve proizvedenija na sv. Kirila (Sf 1938); Die italienische Legende (Sf 1939); Proizvedenijata pripisvani na sv. Kirila, I (Sf 1939); V. Velčev, Konstantin-Kiril i Metodij v starobŭlgarskata knižnina. Pŭrvo bŭlgarsko carstvo (Sf 1939); die populäre Darstellung von V. Sl. Kiselkov, Slavjanskitê prosvêtiteli Kiril i Metodij. Život i dejnost (I. Ausgabe, Sf 1923, II. veränderte Ausgabe 1931). In bezug auf die altslawische Literatur sind die Bibliographien von G. A. Il'inskij (Opit sistematičeskoj kirillo-mefod'evskoj bibliografij, Sf 1934) und M. Popruženko-St. Romanski (Bibliografski pregled na slavjanskitê kirilski iztočnici za života i dejnost'ta na Kirila i Metodija, Sf 1935) zu verzeichnen. Auch der hl. Kliment, der erste Schüler der slawischen Apostel, ist von den bulgarischen Gelehrten nicht unbeachtet geblieben (A. Teodorov-Balan, Sveti Kliment Ohridski v književnija pomen i v naučnoto direne, Sf 1919; Iv. Snêgarov, Sv. Kliment Ohridski, Sf 1927; Iv. Dujčev, Sv. Kliment Ohridski, Sf 1941; V. Sl. Kiselkov, Sveti Kliment Ohridski. Život, dejnost i žitija, Sf 1941). Sehr fleißig ist das Leben und die Tätigkeit des anderen Schülers von Kiril und Methodios, des hl. Naum, wie auch die Geschichte seines Klosters erforscht worden: V. N. Zlatarski, Slavjanskoto žitie na sv. Nauma ot XVI v. (SpBAkN, XXX [1925] 1—28); Kŭm istorijata na mŭnastirja sv. Naum v Makedonija (MakPr, I 2 [1924] 1—14); L. Miletić, Kŭm freskitê na manastirja sv. Naum (ebda, I 3 [1925] 29—38); Iv. Snêgarov, Žitija na narodni svetci, pisani na ohridsko narečie s grŭcko pismo (ebda, I 5—6 [1925] 23—34); N. Bobčev, Dvetê slovenski žitija na sv. Nauma Ohridski (Slavjanski kalendar za 1932 god., 34—46); Iv. Dujčev, Un manuscrit grec inconnu avec l'acolouthie et la Vie de St. Naum d'Ohrid (Studia Serdicen., I [1938] 121—124); Iv. Gošev, Staritê pečati na monastirja sv. Naum v Makedonija (Sborn. Nikov, 91—108). V. N. Zlatarski

(Naj-starijat istoričeski trud v starobŭlgarskata knižnina, SpBAkN, XXVII [1923] 132—182) hat ein neues Werk des jüngeren Schülers Kyrils und Methodius, des Priesters und späteren Bischofs Konstantin, die sogenannte „istorikij", mit ausführlichem Kommentar, herausgegeben. Wichtige Beiträge hat Ju. Trifonov, Koga sŭ pisani Učitelnoto evangelie na episkopa Konstantina i besedata na Kozma presvitera (SpBAkN, LVIII [1939] 1—46) beigefügt. Eine neue Erklärung des Namens des bulgarischen Schriftstellers dieser Epoche, Černorizec Hrabŭr, versucht Iv. Gošev, Monašesko „hrabro vojuvane" i „černorizec hrabŭr" (Sborn. L. Miletić, 639—644) zu geben; dort findet man auch zahlreiche bibliographische Nachweise über diese vielumstrittene Frage. Die Randglossen in dem Evangelium von Cividale (Norditalien), aus der zweiten Hälfte des 9. Jh.s sind von Ju. Ivanov, Bŭlgarskitê imena v čividalskoto evangelie (Sborn. L. Miletić, 626—638) herausgegeben und erklärt. Am Ende könnte man auch den Versuch P. Nikovs, Die neuesten archäologischen Funde in Patleïna und ihre kulturhistorische Bedeutung (IzvIDr, XIV—XV [1937] 197—202) ein Relief mit einem Heiligenbild mit dem hl. Klement zu identifizieren, nachweisen.

Die Zeit des Zaren Simeon (893—927), gekennzeichnet durch den politischen Aufschwung des Reiches und Blühen des kulturellen Lebens, ist eine per wichtigsten Epochen der bulgarischen Geschichte. Für das tausendjährige Gedächtnis jenes Zaren ist 1927 ein großes Sammelwerk „Bŭlgarija 1000 godini 927—1927", unter der Mitarbeit V. N. Zlatarski, P. Nikov, D. Strašimirov, M. Dimitrov u. a., herausgegeben worden. Das Buch M. Drinovs über die Beziehungen der Südslawen und Byzanz im 10. Jh. (Južnitê slavjani i Vizantija prez X vêk, Sf 1930) wurde unter Zlatarskis Schriftleitung aus dem Russischen übersetzt. In der „Bŭlgarska istoričeska biblioteka" ist 1928 ein Band (I, 4), mit Beiträgen von V. N. Zlatarski, St. Mladenov, M. Genov, Ju. Trifonov, Kr. Mijatev, über die Zeit Simeons erschienen. Man muß auch die Arbeiten B. von Arnim, Prinasjane kučeta v žertva pri car Simeona (BŭlgPr, II 1 [1931] 91—98) und Ju. Trifonov, Kŭm vŭprosa za vizantijsko-bŭlgarski dogovori s ezičeski obredi (IBAI, XI [1937] 263—282) erwähnen. Die byzantinische Legende von dem Tode des bulgarischen Herrschers ist von Iv. Dujčev, Appunti di storia bizantino-bulgara (Studi bizantini e neoellenici, IV [1935] 129—138) erörtert worden. Ein interessanter Überblick des geistigen Lebens zur Zeit Simeons wurde von Ju. Trifonov, Duhoven život i prosvêta u bŭlgaritê v caruvaneto na Simeona (BIB, I 4 [1928] 122—147) verfaßt. Über das Bogomilentum, das für die Zeit Petrus I (927—969) charakteristisch ist, sind einige Beiträge erschienen. So das Buch Ju. Ivanovs, Bogomilski knigi i legendi (Sf 1925), wo die bogomilischen Bücher und Legenden gesammelt sind. Interessant

ist auch die Studie Ju. Ivanovs, Proizhod na pavlikjanitê spored dva bŭlgarski rŭkopisa (SpBAkN, XXIV [1922] 20—31) über die Häretiker Paulicianer, auf Grund zweier bulgarischer Texte. N. Filipov (Proizhod i sŭštnost na bogomilstvoto, BIB, II 3 [1929] 33—64) betrachtete die allgemeine Frage des Bogomilentums. M. G. Popruženko, Kozma presviter bolgarskij pisatel X vêka (Sf 1936) gab eine kritische Ausgabe des Textes Kozmas — eine der wichtigsten Quellen über diese Häresie — heraus. Strittig ist die zeitliche Datierung dieses bulgarischen Schriftstellers. Eine neue Lösung dieses Problems hat Ju. Trifonov, Besedata na Kozma Presvitera i nejnijat avtor (SpBAkN, XXIX [1923] 1—77) vorgelegt. Letztens hat auch N. P. Blagoev (Vremeto, kogato presviter Kozma e živêl i napisal besedata si, Sborn. Nikov, 25—29) diese Frage erörtert. Derselbe Gelehrte hat noch andere Studien über die bogomilische Häresie und Kozma-Frage herausgegeben (z. B.: Besedata na presv. Kozma protiv bogomilitê, GodSUjuf, XVIII, 1921/22). Ju. Ivanov, Žitija na sv. Ivana Rilski (GodSUif, XXXII. 13. 1936) hat eine Gesamtausgabe der hagiographischen Texte über den hl. Johannes von Rila veröffentlicht. Schon 1917 hat Ju. Ivanov (Sv. Ivan Rilski i negovijat monastir) eine Studie über das Leben des Heiligen und sein Kloster herausgegeben. Sehr interessant ist der Artikel P. Mutafčievs, Pop Bogomil i sv. Ivan Rilski (FPr, VI 2 [1934] 1—16). V. Sl. Kiselkov (Rilskijat monastir, Sf 1937) hat eine populäre Darstellung der Geschichte des Klosters verfaßt. Interessante Betrachtungen über das „geistliche Testamentum" des Heiligen hat Iv. Snêgarov, „Zavet" na sv. Ivana Rilski (Sborn. Nikov, 462—475) angestellt. Mit der Geschichte der ungarischen Einfälle auf die Balkanhalbinsel während des 10. Jh.s beschäftigt sich P. Mutafčiev, Madžaritê i bŭlgaro-vizantijskitê otnošenija prez tretjata četvŭrt na X vêk (GodSUif, XXXI. 8. 1935). Wichtige Betrachtungen über die Ereignisse zu Ende des ostbulgarischen Reiches und besonders über die reußisch-bulgarischen Beziehungen hat derselbe Gelehrte angestellt (Russko-bolgarskija otnošenija pri Svjatoslavê, Sem. Kond., V [1931] 77—94). Auf die Geschichte dieser Epoche bezieht sich auch das Buch G. Balaščevs, Bŭlgaritê prez poslednitê desetilêtija na desetija vêk (Sf 1927). Einige Arbeiten N. P. Blagoevs berühren die Geschichte des westbulgarischen Reiches Samuils und seiner Brüder (Caruval li e Aaron, bratŭt na car Samuila i koga? MakPr, III 4 [1927] 15—26; Bŭlgarskijat car Roman, ebda, VI. 3—4 [1931] 1—40; Poraženie i plenjavane na car Romana, ebda, III. 3 [1927] 1—14; Car Boris III, GodSUjuf, XXVI. 1930; Kritičen pogled vŭrhu izvestijata na Lŭva Dijakona za bŭlgaritê, MakPr, VI. 1—2 [1930] 1—48 u. a.). Eine besondere Vermutung über die Herkunft der Familie Samuils hat Ju. Ivanov, Proizhod na car Samuilovija rod (Sborn. Zlatarski, 55—62) vorgelegt. Die Studie Iv. Dujčevs, Sŭštinskoto značenie na imeto

Mokros u Anna Komnina (MakPr, VIII. 3 [1933] 14—36; 4,1—20) bezieht sich auf die Geschichte Samuils; vgl. auch „Une interpolation chez Anne Comnène, Byzantion, X [1935] 107—115). Fragen aus der Zeit des Zaren Samuils sind auch in der Studie P. MUTAFČIEVS, Starijat drum prez Trajanova vrata (SpBAkN, LV [1937] 19—148) erörtert. Die Geschichte des Erzbistums von Ohrid ist gründlich von IV. SNĚGAROV durchforscht (Istorija na ohridskata arhiepiskopija, ot osnovavaneto i do zavladjavaneto na Balkanskija poluostrov ot turcitê, I, Sf 1924; Istorija na ohridskata arhiepiskopija-patriaršija ot padaneto i pod turcitê do nejnoto uništoženie (1394—1764 g.), Sf 1934; Nov prepis na kodeksa na ohridskata arhiepiskopija, GodSUbf, VIII [1930/31] 277—307).

Die Epoche der byzantinischen Herrschaft in Bulgarien (1018—1187) ist wegen der Dürftigkeit der geschichtlichen Quellen weniger erforscht. Der Erzbischof von Varna und Preslav, SIMEON, gab eine Übersetzung der Briefe des Erzbischofs Theophylaktos von Bulgarien, mit Vorwort und ausführlichem Kommentar heraus (Pismata na Teofilakta ohridski, arhiepiskop bŭlgarski, s priturka na mŭčeničestvoto na svetitê 15 sveštenomŭčenici, postradali v Tiveriupol . . . v caruvaneto na zločestivija Juliana Otstŭpnika, SbBAkN, XXVII. 1931). V. N. ZLATARSKI hat seine Studie über die byzantinischen Verwalter Bulgariens in der Zeit Alexios I Komnenos (Namêstnici-upraviteli na Bulgarija prez caruvaneto na Aleksija I Komnen, Byzantinoslavica, IV [1932] 139—152), besonders auf Grund der Briefe des Erzbischofs Theophylaktos von Ohrida, verfaßt. Derselbe Gelehrte hat auch andere Studien über diese Epoche herausgegeben, die in seiner „Istorija" eingetragen wurden. Zu erwähnen ist der Artikel über eine datierte Randbemerkung aus der Mitte des 11. Jh.s (Edna datirana prepiska na grŭcki ot srêdata na XI vêk, Byzantinoslavica, I [1929] 22—34). Auf die Kreuzzüge in Bulgarien 11.—12. Jh.s beziehen sich die populären Darstellungen SV. GEORGIEVS (Pŭrvijat krŭstonosen pohod i bŭlgarskitê zemi, BIB, I 2 [1928] 69—117; Četvŭrtijat krŭstonosen pohod i graf Balduin Flandŭrski, ebda, II 2 [1929] 112—159; Imperator Fridrih Barbarosa na Balkanskija poluostrov i v bŭlgarskitê zemi, ebda, III 2 [1930] 103—149; Dve pisma na vidni krŭstonosci ot Plovdiv prez 1189 g., IzvIDr, XI—XII [1931/32] 249—264; Pismata na latinskija imperator Henriha kato izvor za bŭlgarskata istorija, Sborn. Nikov, 115—125). Der Aufstand im Jahre 1040/41 ist von N. P. BLAGOEV, Dêljan i negovoto vŭstanie v Moravsko i Makedonija protiv vizantijcitê (MakPr, IV. 2 [1928] 1—22) dargestellt.

Die Studien über die Geschichte des zweiten bulgarischen Reiches (1187—1393) sind nicht zahlreich. Anläßlich des 750jährigen Gedächtnisses der Gründung des zweiten bulgarischen Reiches wurde ein Sammelwerk mit populären Aufsätzen von P. Nikov, Sv. Georgiev, Kr. Mijatev, Iv.

Dujčev, A. Cvêtkov u. a., herausgegeben (Vtoro bŭlgarsko carstvo, Sf 1937), wie auch das Büchlein P. Nikovs, Vtoro bŭlgarsko carstvo 1186—1936 (Sf 1937). Der Briefwechsel zwischen dem Papst Innozenz III. und den Bulgaren stellt eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte der Zeit Kalojans (1197—1207) vor. Diese Korrespondenz ist letztens, mit einem historischen Kommentar, von Iv. Dujčev, Prepiskata na papa Inokentija s bŭlgaritê (GodSUif, XXXVIII. 3. 1942) herausgegeben worden. Das Synodikon von Boril (1207—1218) — eine der wertvollsten Quellen der mittelalterlichen bulgarischen Geschichte — ist von M. G. Popruženko (Sinodik carja Borila, Sf 1928) nach zwei Handschriften herausgegeben worden. Anläßlich des 700jährigen Gedächtnisses des großen Sieges des Zaren Johannes Asen II. (1218—1241) über die Byzantiner im Jahre 1230, erschien ein Sonderband von „Bulgarska Istoričeska Biblioteka" (III. 2. 1930), der Aufsätze über die Zeit dieses Zaren, von V. N. Zlatarski, P. Nikov, B. Jocov, A. Protić, A. Razbojnikov u. a. enthält. Ein wichtiger Beitrag für die bulgarische Quellenkunde ist dieser von M. Laskaris, der das Glück hatte in Athos ein neues Diplom vom Zaren Johannes II. Asen zu entdecken (Vatopedskata gramota na car Ivan Asênja II, Sf 1930). Bald nach der Ausgabe hat Protoierej Iv. Gošev (Novootkritata Vatopedska gramota na car Ivan Asen II, BŭlgPr, II. 1 [1933] 65—90) einige neue Lesarten und Erklärungen vorgeschlagen. Von T. Gerasimov (Pŭrvata zlatna moneta na car Ivan Asen II, IBAI, VIII [1934] 361—368) haben wir eine Studie über die einzige bis jetzt bekannte Goldmünze von Johannes Asen II. Zum 700. Todesjahr des Zaren wurde das Buch Iv. Dujčevs (Car Ivan Asen II, 1218—1241, Sf 1941) herausgegeben. Für die Erforschung der bulgarischen Geschichte des 13.—14. Jh.s sind besonders wichtig die Arbeiten von P. Nikov (Kŭm istorijata na severozapadnitê bŭlgarski zemi, SpBAkN, XVI (1918) 43—64; Bŭlgaro-ungarski otnošenija ot 1257 do 1277 godina, SbBAkN, XI [1920]; Tatarobŭlgaskitê otnošenija prez srêdnitê vêkove s ogled kŭm caruvaneto na Smileca, GodSUif, XV—XVI [1919—1920]; Prinos kŭm istoričeskoto izvoroznanie na Bŭlgarija i kŭm istorijata na bŭlgarskata cŭrkva, SpBAkN, XX [1921] 1—62; Izpravki kŭm bŭlgarskata istorija, IzvIDr, V [1922] 57—84; Materiali za srêdnovêkovnata istorija na Bŭlgarija, GodSUif, XVIII. 7 [1922]; Istorija na Vidinskoto knjažestvo do 1323 godina, GodSUif, XVIII. 8 [1922]; Bŭlgarskata diplomacija ot načaloto na XIII vêk, BIB, I. 3 [1928] 76—108; Bŭlgari i tatari prez srêdnitê vêkove, ebda, II. 3 [1929] 97—141; Sŭdbata na severozapadnitê bŭlgarski zemi prez srêdnitê vêkove, ebda, III. 1 [1930] 96—153; Die Stadt und das Gebiet von Krn-Krounos in den byzantinisch-bulgarischen Beziehungen, Studi bizantini e neoellenici, V [1939] 229—238; Kŭm istorijata na podbalkanskata oblast, Rodina I. 1 [1938] 24—43). 1940 ist ein

großer Sammelband erschienen „Sbornik v pamet na prof. Peter Nikov" — in memoriam des früh verstorbenen Gelehrten herausgegeben. Nach einer bibliographischen Notiz von Iv. Dujčev und einem Artikel über die Bedeutung des Verstorbenen für die bulgarische Geschichtsschreibung von P. Mutafčiev, folgen die wissenschaftlichen Beiträge über die bulgarische und byzantinische Geschichte von mehr als 60 bulgarischen und fremden Gelehrten, z. B.: V. Beševliev (Dva malko izvestni vizantijski nadgrobni nadpisa, 37—47), G. I. Bratianu (Le commerce bulgare dans l'empire byzantin et le monopole de l'empereur Léon VI à Thessalonique, 30—36), T. Gerasimov (Novi moneti na car Mihail Asenja, 84—90), Fr. Dölger (Der Bulgarenherrscher als geistlicher Sohn des byzantinischen Kaisers, 219—232), Iv. Dujčev (Iz pismata na patriarha Nikolaja Mistika, 212—218), St. Runciman (Bogomil and Jeremiah, 379—383), Ju. Trifonov (V koj Nikopol sŭ bili vneseni moštitê na sv. Ivana Rilski v 1496 god . . ., 476 bis 482), K. Škorpil (Ukreplenija na pŭrvata bŭlgarska dŭržava v severna Dobrudža kraj Dunava i Černomorskija brêg, 525—535) usw. N. A. Mušmov († 1942) verdanken wir die Veröffentlichung verschiedener Münzen der Herrscher aus dem zweiten bulgarischen Reich (Monetitê na Iv. Asenja II i na negovoto semejstvo, BIB, III. 4 [1930] 81—93; Srebŭrni moneti ot Asenja II i Georgi II Terter, IBAI, I [1924] 177—185; Edna nova srebŭrna moneta ot carica Irina s sina i Mihaila, Sbornik Zlat., 185—186; Novootkriti srêdnovêkovni pečati v Bŭlgarija, IBAI, V [1928] 225—248; Edna problema v bŭlgarskata numizmatika, ebda, XI [1938] 258—262; Bronzov pečat ot car Mihail Šišman, ebda, VII [1932—1933] 341—347; Neizdadeni bŭlgarski moneti, ebda, VI [1930/31] 221—240; Vizantijski olovni pečati ot sbirkata na Narodnija Muzej, ebda, VIII [1935] 331—349; besonders sein Buch: Monetitê i pečatitê na bŭlgarskitê care, Sf 1924).

Die Geschichte des 14. Jh.s ist sehr ungenügend erforscht. Es fehlt noch eine allgemeine Übersicht dieser verhängnisvollen Epoche in der Geschichte des bulgarischen Volkes. Wir haben nur monographische Beiträge über vereinzelte Probleme. Über Abbildungen des Zaren Mihail Šišman (1323—1330) hat P. Nikov (Obrazi na vidinskija knjaz Mihail Šišmana i na semejstvoto mu, IzvIDr, VI [1924] 77—80) geschrieben. Von besonderer Wichtigkeit über die Zeit des Zaren Johannes Aleksander (1331 bis 1371) ist die Forschung Ju. Trifonovs (Despot Ivan Aleksandr i položenieto na Bŭlgarija sled Velbŭždskata bitka, SpBAkN, XLIII [1930] 61—91). Ein bis heute unbekannter päpstlicher Brief aus dem Jahre 1337 an die Mutter des Zaren Johannes Aleksander, wurde von Iv. Dujčev (Neizdadeno pismo na papa Benedikt XII do majkata na car Ivan Aleksandra, IzvIDr, XIV—XV [1937] 205—210) herausgegeben, wie auch eine griechische Glosse mit den Namen von Johannes Aleksander und der Zarin

Theodora (Una nota monoscritta con i nomi di Giovanni Alessandro, Re di Bulgaria, e di Regina Teodora, Studia Serdicensia, II [1940] 95—96). Der religiösen Tätigkeit in dieser Epoche ist mehr Aufmerksamkeit gewidmet worden. Bekannt ist das Werk von V. Sl. Kiselkov über den hervorragenden Vertreter der hysichastischen Bewegung in Bulgarien — Theodosios aus Turnovo (Žitieto na sv. Teodosij Tŭrnovski kato istoričeski izvor, Sf 1926). Demselben gehören auch einige andere populäre Veröffentlichungen über die Religionsgeschichte der Zeit an (Patriarh Evtimij. Život i obštestvena dejnost, BIB, II. 3 [1929] 142—177; Žitie na sv. Paraskeva ot patr. Evtimij, ebda, III. 1 [1930] 190—217; Mitropolit Joasaf Bdinski i slovoto mu za sv. Filoteja, ebda, IV. 1 [1931] 169—206; Patriarh Evtimij. Pohvalno slovo ot Grigorij Camblak, Sf 1935; Patriarh Evtimij, Sf 1938 u. a.). Man kannte bis jetzt nur die slawische Vita des hl. Romil, des ersten Schülers Theodosios'. Iv. Dujčev (Un fragment grec de la Vie de St. Romile, Byzantinoslavica, VII [1938] 124—127; Un manuscrit grec de la Vie de St. Romile, Studia Serdicensia, II [1940] 88—92) hat noch zwei griechische Texte in der Vatikanischen Bibliothek und im Athos entdeckt. V. Jordanov (Krali-Marko. Istoriko-literaturen pregled, Sf 1916) hat eine Studie einer der bekanntesten Persönlichkeiten aus dem 14. Jh. — dem Herrscher Marko in Westmazedonien — gewidmet und 1918 ist das Buch von M. Arnaudov über die Erwähnungen von Krali Marko in der Volksepik (Krali Marko v narodnata poesija) veröffentlicht worden. Die Beziehungen zwischen Bulgaren und Serben und besonders das serbische Eindringen in Mazedonien sind in einem Beitrag von P. Mutafčiev (Srŭbskoto razširenie v Makedonija, MakPr, I 4 [1925] 1—26) kritisch nach den Quellen dargestellt. Ihm verdanken wir auch andere Studien über die Beziehungen zwischen Bulgaren und Rumänen im Mittelalter (Bulgares et Roumaines dans l'histoire des pays danubiens, Sf 1932; Kŭm vŭprosa za bŭlgaro-rumŭnskitê otnošenija prez srêdnitê vêkove, GodSUif, XXVIII 1931/32). Prof. Mutafčiev hat auch mit Erfolg die Geschichte Dobroticas, des Fürsten von Dobrudža, durchforscht (Dobrotić-Dobrotica et la Dobrudza, Revue des Études slaves, VII [1927] 27—41; Encore de Dobrotica, GodSUif, XXVII 1930/31). Sv. Georgiev (Amedej VI Savojski-Zelenijat graf i pohoditê mu sreštu Černomorskoto krajbrêžie, BIB, II 4 [1929] 72—101) hat eine populäre Darstellung über die Expedition des savojischen Fürsten Amadeo VI im Jahre 1366 veröffentlicht. Die letzten Tage des bulgarischen Staates vor der türkischen Eroberung sind in den Forschungen P. Nikovs (Turskoto zavladjavane na Bŭlgarija i sŭdbata na poslednitê Šišmanovci, IzvIDr, VII—VIII [1928] 41—112; auch in populärer Form in BIB, I 1 [1928] 1—47) und P. Mutafčievs (Boženiškijat nadpis, SpBAkN, XXII [1920] 88—114; vgl. über diese altbulgarische Inschrift auch die

Studie von B. Conev, Kamennijat nadpis nad s. Boženica, ebda, 117 bis 121) erläutert. P. Nikov gab auch einen Beitrag über die Geschichte der Familie Šišmanovci (Vidinskitê pŭrvenci Šišmanoglu, IzvIDr, XIII [1933] 81—112), die wahrscheinlich in Beziehung mit der letzten bulgarischen Dynastie des Mittelalters steht. Bemerkenswert sind einige Studien über die Kulturgeschichte des mittelalterlichen Bulgariens. Über Kunstgeschichte sollen besonders die Arbeiten B. Filovs unterrichten (Die altbulgarische Kunst, Bern 1919, auch in Französisch und Englisch; Geschichte der altbulgarischen Kunst bis zur Eroberung des bulgarischen Reiches durch die Türken, Berlin-Leipzig 1932; Starobŭlgarskata čŭrkovna arhitektura, SpBAkN, XLIII [1930] 1—59; Krŭglata Preslavska cŭrkva i nejnitê predšestvenici, SpBAkN, XLV [1933] 75—106; Arhitekturnijat stil na golêmija dvorec v Aboba, ebda LV [1937] 1—17 u. a.). Derselbe Gelehrte hat die Miniaturen der bulgarischen Handschrift Vaticanus slav. 2, mit der mittelalterlichen bulgarischen Übersetzung der Chronik des Manasses (in der Vatikanischen Bibliothek), wie auch die des Londoner Evangeliums Johannes Aleksanders veröffentlicht (Miniatjuritê na Manasievata hronika v Vatikanskata Biblioteka. Codices e Vaticanis selecti XVII, Sf 1927, auch in Französisch; Miniatjuritê na Londonskoto Evangelie na car Ivan Aleksandra. Monumenta artis Bulgariae XII, Sf 1934; vgl. noch Portretŭt na Ivan Aleksandra, Sborn. Zlatarski, 499—504). Im Anschluß an die bulgarische Übersetzung der Chronik von Konstantin Manasses sind die Aufsätze Ju. Trifonovs (Beležki vŭrhu srêdnobŭlgarskija prevod na Manasievata hronika, IBAI, II [1923/24] 137—173) und Iv. Dujčevs (Latinskitê nadpisi po vatikanskija prepis na Manasievata hronika, ebda, VIII [1934] 369—378) anzuführen. Über mittelalterliche Kunstgeschichte hat Kr. Mijatev Beiträge veröffentlicht (Mozaiki ot Trapezica, IBAI, I [1921/22] 163—176; Kŭm ikonografijata na Bogorodica-Umilenie, ebda, III [1925] 165—193; Starobŭlgarski zlaten nakit ot Madara, ebda, IV [1926/27] 14—26; Madarskijat konnik, ebda, V [1928] 90—126; Mêstni tradicij i nazionalni elementi v krŭglata Preslavska cŭrkva, ebda, VI [1930/31] 194—205; Keramični fragmenti ot Mesemvrija, ebda, V [1928] 347—355; Bŭlgarski mogilni pogrebenija ot XIV vêk pri s. Radjuvene, V [1928] 341—344; Novootkrito starobŭlgarsko sŭkrovište, ebda, VIII [1934] 230—253; Starinni cŭrkvi v Zapadna Bŭlgarija, ebda, XIII [1939] 228—245; Preslavskata keramika, Sf 1936; Krŭglata cŭrkva v Preslav, Sf 1932; Golêmata palata v Pliska i Magnaura v Carigrad, IBAI, X [1936] 136—144, u. a.). In diesem Gebiet arbeiten auch N. Mavrodinov (Ednokorabnata i krŭstovidnata cŭrkva po bŭlgarskitê zemi do kraja na XIV v., Sf 1931; Vŭrhu proizhoda na Šeremetskoto šŭkrovište, IBAI, VIII [1934] 254—261; Vŭnšnata ukrasa na starobŭlgarskitê cŭrkvi, ebda, 262—330;

Prabŭlgarskata hudožestvena industrija, Madara II [1936] 155—273 u. a.), AL. RAŠENOV (Mesemvrijski cŭrkvi, Sf 1932; Bŭlgarska škola v vizantijski stil, IBAI, VI [1930/31] 206—220; Madarskijat stroež, Madara I, 179—186 u. a.) und D. VASILEV (Stroitelnata tradicija na prabŭlgarskitê dvorci ot Pliska, Sf 1937). Man könnte hier noch die Arbeiten von JU. TRIFONOV (Kŭm vŭprosa za starobŭlgarskoto boljarstvo, SpBAkN, XXVI [1923] 1—71) über das mittelalterliche bulgarische „Boljarentum" und von S. S. BOBČEV (Titli i služby v oblastnoto upravlenie na starovremska Bŭlgarija, IzvIDr, XI—XII [1931/32] 228—248) über einige bulgarische Titel im Mittelalter anführen.

Türkische Herrschaft und Renaissance.

Die Epoche der türkischen Herrschaft in Bulgarien (1393—1878) bleibt immer noch sehr ungenügend durchforscht. Populäre und zusammentragende Darstellungen sind von V. N. ZLATARSKI (Nova političeska i socialna istorija na Bŭlgarija i Balkanskija poluostrov, Sf 1921) und N. STANEV (Bŭlgarija pod igo. Vŭzraždanie i osvoboždenie 1393—1878, Sf 1928) herausgegeben worden. Die zahlreichen türkischen Geschichtsquellen und offiziellen Dokumente im Verhältnis zu der bulgarischen Geschichte sind sehr wenig erforscht. Man muß darüber die Arbeiten von VL. TEODOROV-HINDALOV heranziehen (Narodni dviženija i vŭstanija ot predosvoboditelnata epoha spored novootkriti turski oficialni dokumenti, Sf 1929; Dobrudža v minaloto. Spored turski ofizialni iztočnici, GodNBiblS, 1930, 199—284 a. u.). Letztens hat G. D. GŬLABOV einige Dokumente — Textumschreibung, bulgarische Übersetzung und Erläuterungen — herausgegeben (Osmano-turski izvori za bŭlgarskata istorija. Sv. I. Nêkolko stari osmano-turski dŭržavni dokumenti otnosno vojniganitê, GodSUif, XXXIV 2 [1938]; Sv. II Edin zakon i drugi dŭržavni dokumenti po sŭbiraneto na momčeta za eničeri, ebda, XXXV 6 [1939]; Obirŭt na haznata v Arabakonaškija prohod prez 1872, Rodina II 4 [1940] 123—138 u. a.). Die Dokumente, herausgegeben von AHMET REFIK, Türk idaresinde Bulgaristan (973—1255) (Istanbul 1933) sind auch in bulgarischer Übersetzung erschienen (AHMED REFIK, Bŭlgarija pod tursko upravlenie... Dokumenti, vzeti iz tajnitê turski dŭržavni arhivi, vŭrhu tŭrgovskija i stopanskija život na gradove, naseleni s bŭlgani, prez vreme na turskoto upravlenie, Sf 1938). ST. ARGIROV (Rumelija i Bosna. Geogravsko opisanie, Arhiv za poselištni proučvanija, I 2—4 1938) hat die geographische Beschreibung von Rumelia und Bosna von Hadschi Kalfa (1609—1657) übersetzt, nicht aber von dem Originaltext, sondern aus der Übersetzung von J. VON HAMMER (Rumelie und Bosna geographisch beschrieben von Mustafa ben Abdalla Hadschi Chalfa, Wien 1812). In der Sammlung „Dokumenti za bŭlgarskata istorija", herausgegeben von der

Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, ist letztens das Werk von P. DOREV, Dokumenti iz turskitê dŭržavni arhivi. I (1564—1872) (Sf 1940), mit 813 türkischen Dokumenten in bulgarischer Übersetzung erschienen. Man muß auch die Beiträge von J. KABRDA (Raja, IzvIDr, XIV—XV [1937] 172—185; Sur les bérats des métropolites orthodoxes dans l'ancien Empire ottoman au XVIIIe siècle, ebda, XVI—XVII [1940] 259—268) erwähnen, da sie auf Grund von Dokumenten aus der Nationalbibliothek von Sofia geschrieben sind. V. ŠANOV hat ein wichtiges Dokument in bezug auf den berühmten bulgarischen Revolutionär Vasil Levski herausgegeben (Nov važen dokument okolo predavaneto na Vasil Levski, IzvIDr, XIV—XV [1937] 216—228). Es ist auch eine Studie auf Grund türkischer Dokumente von P. MIJATEV vorhanden (Razkrivane na revoljucionnitê komiteti prez 1872 godina po turski dokumenti, in: HR. BORINA-V. IVANOV, Vŭzpomenatelna kniga Vasil Levski 1837—1873—1937, Plovdiv 1937, 84—91). Von MIJATEV haben wir auch eine dokumentierte Abhandlung über den osmanischen Sultantugras auf Fermane und Berate vom 15.—20. Jh. (Tugritê na osmanskitê sultani ot XV—XX st., in: Godišnik na plovdivskata Narodna biblioteka i muzej, 1937—1939, 215—238).

Die westeuropäischen veröffentlichten Angaben über die Geschichte und die Bevölkerung Bulgariens und der Türkei des 18. und 19. Jh.s sind von N. V. MICHOFF (Naselenieto na Turcija i Bŭlgarija prez XVIII i XIX vêk. Bibliografsko-statističeski izsledvanija, I. SbBAkN, IV [1915]; II. 1924; III. 1929; IV. 1935) gesammelt. In den vier Bänden sind Hinweisungen über mehr als 3000 Aufsätze und Bücher in verschiedenen Sprachen gegeben; die wichtigsten Angaben sind meistens in Excerpten hinzugefügt. P. MUTAFČIEV (Iz našitê staroplaninski monastiri. Beležki i materiali. SbBAkN, XXVII [1931] 1—122) hat zahlreiche Materialien aus Handschriften veröffentlicht. Die Reisebeschreibungen über Bulgarien sind wertvolle Quellen für die Geschichte jener Zeit. Hier sind erstens die Werke N. V. MICHOFFS zu erwähnen (La Bulgarie et le peuple bulgare d'après les témoignages étrangers. I. Extraits des publications françaises, Lausanne 1918; Bulgarien und die Bulgaren im Urteil des Auslandes. II. Werke in deutscher Sprache, Sf 1929). Man muß noch die Beiträge von V. MIKOV (Edno pŭtuvane prez Bŭlgarija predi 230 godini, IzvBGDr, III [1935] 142—149; Stari pŭtešestvija prez bŭlgarskitê zemi, prevedeni na bŭlgarski ezik, Arhiv pos. proučv., I. 1 [1938] 107—120), von IV. DUJČEV (Edin dubrovniški pŭtepis za našitê zemi prez XVI v., IzvBGDr, III [1935] 240—244), von P. NIKOV (Edno neizvestno opisanie na bŭlgarskija černo-morski brêg ot 18 vêk, GodSUif, XXVIII. 1931/32), von B. FILOV (Pŭtuvaneto na Pier Belon v južna Makedonija i Trakija meždu 1546—1549 god., Sbornik Iširkov, 359—364), von A. BOŽKOV (Edno opisanie na Dunava i edno pŭtuvane

prez Bŭlgarija prez 17 stolêtie, Arhiv na dŭržavnitê želêznici i pristaništa, III [1930] 184—190), K. Stojanov-Vŭlkanov (Pŭtešestvenici po Balkanskija poluostrov prez vreme na frenskata revoljucija, MakPr, I. 3 [1925] 81—90), K. Aleksiev (Edno pŭtuvane iz bŭlgarskitê zemi predi 75 godini, Prosvêta, II. 9 [1937] 1122—1137), A. Ivić (Po Bugarskoj pre sto godina, SbBAkN, XXXI [1937] 1—8), Hr. Vakarelski (Iz staritê pŭtepisi prez bŭlgarskitê zemi, BIB, V. 2 [1933] 116—118), E. Peteva-Filova (Edno pŭtuvane prez Bŭlgarija v 1764 g., Rodina, II. 3 [1940] 58—66), Iv. Kr. Stojčev (Pŭtuvaneto na Karla XII Švedski prez bŭlgarskitê zemi v 1713/14 g., Arhiv pos. proučv., II. 1 [1939/40] 61—72) u. a. berücksichtigen. Iv. Dujčev hat die Reisebeschreibung von dem Erzbischof von Sofia Peter Bogdan Bakšev aus dem Jahre 1640 übersetzt (Opisanie na Bŭlgarija ot 1640 g. na arhiepiskopa Petŭr Bogdan, Arhiv pos. proučv., II. 2 [1939/40] 174—210). Zahlreiche Reisebeschreibungen sind in den Büchern von Ju. Ivanov enthalten (Bŭlgaritê v Makedonija. Izdirvanija i dokumenti za têhnoto poteklo, ezik i narodnost, Sf 1917, 2. Ausgabe; vgl. Les Bulgares devant le Congrès de la Paix. Documents historiques, ethnographiques et diplomatiques, Berne 1919). Man muß zum Ende auch die Studie von B. Penev (Svedenija za bŭlgaritê v po-stari čuždi sŭčinenija, GodSUif, XIII—XIV [1917—1918] 1—4) anführen.

In bezug auf die Geschichte des 15. Jh.s ist die Studie A. Iširkovs (De e stanala Zlatiškata bitka v 1443 g., SpBAkN, XXIV [1922] 9—22). Vom Werte ist das Buch P. Dinekovs, Sofijski knižovnici prez XVI vêk. I. Pop Pêjo (Sf 1939), wo neben literaturgeschichtlichen Betrachtungen auch die Geschichte Bulgariens im 16. Jh. dargestellt ist. Ein interessanter Beitrag zur Religionsgeschichte dieser Zeit ist der Aufsatz von N. Milev, Ohridskijat patriarh Atanasij i skitanijata mu v čužbina (1597—1615) (IzvIDr, V [1921] 113—128). Einige italienische und griechische Dokumente zur Geschichte dieser Zeit hat Iv. Dujčev (Za pravata na ohridskitê arhiepiskopi ot srêdata na XVI vêk vŭrhu nêkoi italijski oblasti, IzvIDr, XIV—XV [1937] 151—171) veröffentlicht. Die Epoche des 17. Jh.s ist eingehender und erschöpfender durchforscht. Hierher gehört vor allem die Abhandlung von L. Miletić, Sedmigradskitê bŭlgari i têhnijat ezik (SbBAkN, XXIII [1923] 1—181), einem Gelehrten, der früher zahlreiche Forschungen über die katholische Bewegung in Bulgarien und besonders über die Geschichte der Paulicianer in Bulgarien geschrieben hat (bibliographische Nachweise in Sbornik Miletić, IX—XXX; MakPr, XI. 1—2 [1938] 21—25). N. Milev, ein anderer bekannter Forscher des bulgarischen Katholizismus des 17. Jh.s, Autor des Buches Katoliškata propaganda v Bŭlgarija prêz XVII vêk (Sf 1914), gab jetzt auf Grund neuentdeckter Dokumente einen Aufsatz über die Familien- und Personennamen (Bŭl-

garski lični i semejni imena ot XVII v., IzvNEM, I. 3/4 [1921] 140—171) heraus. Über die Geschichte der bulgarischen katholischen Bewegung des 17. Jh.s, mit zahlreichen neuen Dokumenten aus der Vatikanischen Bibliothek und dem Vatikanischen Archiv, hat letztens Iv. Dujčev einige Studien veröffentlicht (Il cattolicesimo in Bulgaria nel sec. XVII secondo i processi informativi sulla nomina dei vescovi cattolici, Roma 1937; Sofijskata katoliška arhiepiskopija prez XVII v., Sf 1939; Čiprovec i vŭstanijeto prez 1688 godina, Sf 1938; Pierre Bogdan, Dictionnaire d'histoire et de géogr. eccl., IX [1937] 403—404; André Bogdan, ebda, 402—403; Pierre Bogdan, évêque de Scutari, ebda, 404—405; Bosanski franjevci u Bugarskoj do čiprovskog ustanka, Fran. Vijesnik, XLV [1938] 262—271; Novi danni za katoliškata propaganda v Makedonija prez XVII vêk, MakPr, XI 1—2 [1938] 71—83; Bŭlgarija i zapadnija svêt prez XVII vêk, Rodina, I 1 [1938] 113—133; Pŭrvi projavi na duhovno i političesko bŭlgarsko vŭzraždane, Prosvêta, IV 1 [1938] 59—69; Italienische Kultureinflüsse in Bulgarien während des 17. Jh.s, Südost-Forschungen, V [1940] 813—822; Arhiepiskop Petŭr Parcević, Rodina, I 4 [1939] 5—19, u. a.). Hier muß auch ein Beitrag von C. Giannelli (Alcune aggiunte agli „Acta Bulgariae ecclesiastica", Sbornik Nikov, 156—168) erwähnt werden. Einige hundert Dokumente ragusanischen Ursprungs aus der Vatikanischen Bibliothek und dem Archiv mit Bezug auf die Geschichte der Balkanhalbinsel und des türkischen Reiches hat Iv. Dujčev (Avvisi di Ragusa. Documenti sull'Impero turco nel sec. XVII e sulla guerra di Candia, Roma 1935; Lettres d'information de la République de Raguse [XVIIe s.], GodSUif, XXXIII. 10) herausgegeben. Iv. Sakŭzov hat einige Beiträge über die Handelsbeziehungen zwischen Bulgarien und der Republik von Ragusa gegeben (Stopanskitê vrŭzki meždu Dubrovnik i bŭlgarskitê zemi prez 16 i 17 stolêtija, Sf 1930; Iz zaveštanijata na dubrovničanitê v Bulgarija prez 15. vêk, IzvIDr, XIII [1933] 142—152; Iz zaveštanijata na dubrovničanitê v Bŭlgarija prez 16. v., ebda, XI—XII [1932] 270—287).

Es gibt keine spezielle Forschung über die Geschichte des 18. Jh.s, die Zeit, in der der Mönch Paisij aus Hilendar (Athos), der Verfasser der berühmten „Istorija slavjanobolgarskaja" („Bulgaro-slawische Geschichte") vom Jahre 1762, lebte und arbeitete. Schon im Jahre 1918 gab B. Penev sein Buch Paisi Hilendarski (Sf) — die wichtigste Forschung über den ersten bulgarischen Geschichtsschreiber der neueren Zeiten heraus. Im engen Zusammenhang mit dem Buch Penevs steht der Aufsatz von V. N. Zlatarski, Otec Paisij Hilendarski (BIB, II. 1 [1929] 1—18). Letztens hat man sehr viel über die Frage des Geburtsortes Paisijs polemisiert, ohne zu einem positiven Ergebnis zu kommen (V. P. Kralevski, Kŭm vŭprosa za rodnoto mêsto na otec Paisij, Otec Paisij, III 1 [1930] 9—13;

Rodnoto mêsto na Paisij Hilendarski, BulgM, 1930, 6, 494—500; die Kritik von Ju. Trifonov, Kralevdolski Paisovci i vêrvaneto za têhni rodninski vrŭzki s otca Paisija Hilendarski, SpBAkN, LVI [1937] 89—139). St. Romanski hat eine neue Abschrift des Werkes von Paisij aus dem Jahre 1781 herausgegeben (Nov Sofroniev prepis na Paisievata istorija ot 1781 god., sŭpostaven s prepisa ot 1765 god., Sf 1938). Das Werk des Mönches Paisij ist als ein Signal und erster Schritt der geistlichen und politischen Erweckung des bulgarischen Volkes zu betrachten. Über die bulgarische Renaissance im allgemeinen sind die Studien von N. Milev (Faktoritê na bŭlgarskoto vŭzraždane, Sbornik Šišmanov 1920, 129—157), B. Penev (Načalo na bŭlgarskoto vŭzraždane, Sf 1918; auch andere Ausgaben) und M. Arnaudov (Duh i nasoki na bŭlgarskoto vŭzraždane, Prez vêkovête I, 190—229; Bŭlgarskoto vŭzraždane, Sf 1941) in Betracht zu ziehen. Wichtig sind auch die Beiträge von P. Nikov über die Kämpfe der Bulgaren für eine nationale Kirche (Vŭzraždanie na bŭlgarskija narod. Čŭrkovno-nacionalni borbi i postiženija, Sf [1929]; Bŭlgarskoto vŭzraždane v Varna i Varnensko. Mitropolit Joakim i negovata korespondencija, Sf 1934). Über die Teilnahme Mazedoniens in der gesamten bulgarischen Renaissance hat S. Radev eine ausführliche Darstellung gegeben (La Macédoine et la renaissance bulgare au XIXe siècle, Sf 1918; auch auf bulgarisch: Makedonija i bŭlgarskoto vŭzraždane v XIX vêk, I—III, Sf 1927—1928). St. Čilingirov (Dobrudža i našeto vŭzraždane, Sf 1917) hat etwas ähnliches in bezug auf die Dobrudža geschrieben. Derselbe hat eine ausführliche Geschichte der bulgarischen „Čitališta" verfaßt (Bŭlgarskitê čitališta predi osvoboždenieto. Prinos kŭm istorijata na bŭlgarskoto vŭzraždane, Sf 1930). Nachrichten über die bulgarische Presse in der Zeit vor der Befreiung, finden sich in den Arbeiten von V. Pundev (Periodičeski pečat predi osvoboždenieto, I—II, Sf 1927—1930), B. M. Andreev (Bŭlgarskijat pečat prez vŭzraždaneto, Sf [1932]) und St. Stojkov (Predosvoboždenski periodičen pečat, Sf [1939?]). Man muß noch die Arbeiten von S. S. Bobčev (Novi prinosi i osvêtlenija za bŭlgarskoto vŭzraždane, Godišnik Svob. Univers. Sofija, 1937) und, besonders für die Frührenaissance, von Hr. Gandev (Ranno vŭzraždane, Sf 1939) angeben. Hierher gehört auch das Buch von M. Teofilova (Buntŭt na Pazvan-Oglu i negovoto značenie za bŭlgarskoto osvoboditelno dviženie v XIX vêk (Sf 1932).

Ausführlicher und gründlicher ist die Geschichte der bulgarischen politischen und geistlichen Renaissance im 19. Jh. durchforscht. Die Geschichte der geistlichen Renaissance ist erstens von Iv. D. Šišmanov erforscht (Studii iz istorijata na bŭlgarskoto vŭzraždanie. V. I. Grigorović, negovoto poseštenie v Evropejska Turcija (1844—1845) i negovitê otnošenija kŭm bŭlgaritê, SbBAkN, VI [1916] 1—122; Rakovski kato politik, ebda, IX

[1918] 1—32; Novi studii iz oblast'ta na bŭlgarskoto vŭzraždanie. V. E. Aprilov, N. Rilski, Neofit Bozveli, ebda, XIII [1926] 1—544; K. Šapkarev i M. Drinov, MakPr, I 3 [1925] 51—80). Eine ganze Reihe von Monographien der hervorragendsten Persönlichkeiten der bulgarischen Renaissance im 19. Jh. hat M. ARNAUDOV, der beste Sachkenner dieser Bewegung, herausgegeben (G. S. Rakovski. Život, proizvedenija, idei, Sf 1922; Ilarion Makariopolski i bŭlgarskijat čerkoven vŭpros, Sf 1925; Neofit Hilendarski Bozveli. Život, dêlo, epoha, Sf 1930; Aprilov. Život, dejnost, sŭvremennici, Sf 1935; V. E. Aprilov. Sŭbrani sŭčinenija, Sf 1940; Seliminski. Život — dêlo — idei 1799—1867, Sf 1938; Ekzarh Josif i bŭlgarskata kulturna borba sled sŭzdavaneto na ekzarhijata (1870—1915] I, Sf 1940;Sŭčinenija na G. S. Rakovski. Izbor, harakteristika i objasnitelni beležki, Sf 1922; Kliment Tŭrnovski Vasil Drumev . . . Izsledvanija, spomeni i dokumenti, Sf 1927; Iz minaloto na Kotel, GodSUif, XXVII [1931]; Grigor Pŭrličev [1830—1893), UčilPr, XXVI, 7 [1927] 1062—1081; Iz dejnost'ta na Neofita Bozveli, GodSUif, XXXIII [1937]; Rakovski i „Gorski pŭtnik". Iz istorijata na bŭlgarskoto literaturno vŭzraždane, SbBAkN, IX [1917]; Nêkolko tŭmni episodi ot života na Rakovski v 1853—1854 g., GodSUif, XXXIII [1937]; zusammen mit B. PENEV und A. P. STOILOV: G. S. Rakovski. Po slučaj petdesetgodišninata ot smŭrt'ta mu 1867—1917, Sf 1917 und viele kleinere Beiträge). Andere Gelehrte haben monographisch die Tätigkeit der verschiedenen Persönlichkeiten der bulgarischen Renaissance erforscht: über Sofronij Vračanski (V. N. ZLATARSKI, Političeskata rolja na Sofronija Vračanski prez rusko-turskata vojna 1806—1812 god., GodSUif, XIX [1923] 1—85), St. Bogoridi (N. NAČOV, Knjaz Stefan Bogoridi, SbBAkN, XXIV [1931] 1—74), R. Žinzifov (P. OREŠKOV, Žinzifov kato žurnalist, MakPr, IV. 1 [1928] 31—91), Nikola Pikolo (V. BEŠEVLIEV, Dr. Nikola S. Piccolo kato klasik filolog, GodSUif, XXXVII 3. 1941), die Brüder Miladinovi aus Struga (IV. HADŽOV, Kritičeski beležki vŭrhu nêkoi ot vestitê za bratija Miladinovi, MakPr, IX 1 [1938] 89—114), Hr. Tŭpčileštov (N. NAČOV, Hristo P. Tŭpčileštov. Život i negova obštestvena dejnost, Sf 1935), N. Gerov (T. PAN̆ČEV, Najden Gerov. Sto godini ot roždenieto mu 1823—1923, Sf 1923), N. Rilski (L. IV. DOROSIEV, Neofit Rilski, patriarh na bŭlgarskitê knižovnici-pedagozi, Sf 1931), St. Izvorski (G. STEFANOV, Stefan p. N. Izvorski, učitel i poet ot epohata na Vŭzraždaneto 1815—1877, SbBAkN, XXVIII [1935] 1—171), St. Čomakov (A. ŠOPOV, Dr. Stojan Čomakov. Život, dejnost i arhiva, SbBAkN, XII [1919] 1—668), V. Drumev-Kliment Tŭrnovski (JU. TRIFONOV, Drumev, Kliment Branitski i Tŭrnovski. Život, dejnost i harakter, Sf 1926; Sŭčinenija na mitropolit Kliment Tŭrnovski [V. Drumev] pod red. na G. ST. PAŠEV, Sf 1926; M. STOJANOV, Die kirchenpolitische Politik des Mitropoliten Kliment von Tyrnovo, Sf

1931), Gr. Pŭrličev (K. G. PŬRLIČEV, Kŭm harakteristikata na Gr. S. Pŭrličev, MakPr, IV 2 [1928] 99—141), L. Karavelov (G. KONSTANTINOV, L. Karavelov, Život — tvorčestvo — idei, Sf 1936; CV. MINKOV, L. Karavelov. Život i tvorčestvo, Sf 1937), K. Šapkarev (IV. SNĒGAROV, Prinos kŭm prosvētnoto dēlo v Makedonija. Edna avtobiografija na K. Šapkarev ot 1864 g., MakPr, III. 1 [1927] 33—71, 2, 25—62; P. DINEKOV, K. A. Šapkarev sŭbirać na narodni umotvorenija, SbBAkN, XXXIV [1940] 469—562), M. Drinov (N. GORINOV, Prof. M. S. Drinov. Životopis, naučna i obštestvena dejnost, Sf 1936; KR. KRAČUNOV, M. Drinov, Sf 1939; P. DINEKOV, M. Drinov i bŭlgarskoto družestvo „Napredŭk" v Viena, Slav. Glas, XXVIII [1934] 158—169), N. Načov (IV. BRAKALOV, Biografija na N. Načov ... [1859—1929], Sf 1930) u. a. Die Werke der bekanntesten Schriftsteller aus der Epoche der bulgarischen Renaissance sind schon mehrmals kritisch und populär in Gesamtausgaben oder in Auswahl herausgegeben worden. Die Befreiungsbewegungen der Bulgaren im 19. Jh. sind verhältnismäßig gut durchforscht. ST. ROMANSKI (Vŭzstaničeski zagovor na V. h. Vŭlkov v Braila prez 1843 g., GodSUif, XVIII [1922] 1—132) und N. TRAJKOV (Spomeni na kapitan Vasil Vŭlkov; Stradanijata na kap. V. Vŭlkov v Vlaško i osŭždaneto mu na katoržna rabota v Telega; Dokumenti, IzvIDr, X [1931] 87—132) haben eine der frühesten revolutionären Bewegungen erläutert. Einige Studien berühren die Tätigkeit von G. S. Rakovski (ST. ROMANSKI, Zagovorŭt na G. S. Rakovski [G. Makedon] v Braila prez 1842 g., SbBAkN, XIV [1921]; V. SL. KISELKOV, Iz života na Rakovski v Carigrad, SpBAkN, XXVI [1923] 71—118; P. NIKOV, Kŭm biografijata na G. S. Rakovski, Sbornik Miletić, 378—399; N. TRAJKOV, Ἀνέκδοτα ἑλληνικὰ ἔγγραφα περὶ τοῦ Γ. Σ. Ρακόβσκυ, in: Πρακτικὰ τῆς Ἀκαδημίας Ἀθηνῶν, XIII [1938] 117—131, u. a.).

Über den Befreiungskämpfer und Dichter Hristo Botjov ist vieles geschrieben worden, aber nicht immer ohne Parteilichkeit (z. B., zu erwähnen, unter anderen: E. VOLKOV, Hristo Botev, Sf 1929; N. NAČOV, Hr. Botev, Sf 1931; Ausgabe seiner Werke von AL. BURMOV, Sf 1940, und M. DIMITROV, Sf 1940, u. a.). Man hat mit besonderer Sympathie die Persönlichkeit und die Tätigkeit eines der größten Revolutionäre — Vasil Levski — dargestellt (z. B.: die wichtigsten Dokumente bei D. STRAŠIMIROV, Vasil Levski. Život, dēla, izvori. I. Izvori, Sf 1929; Levski pred Kŭkrinskata Golgota. Istorija i kritika, Sf 1927; N. STANEV, Vasil Levski. Život i apostolska dejnost, Sf 1923, 2. Ausgabe; AL. BURMOV, Poslednitē dni na Vasil Levski, Otec Paisij, IX. 1—2 [1936] 27 ff.; V. Levski v načalnata istorija na bŭlgarskija centralen revoljucionen komitet, Rodina I. 1 [1938] 137—158; Kŭm vŭprosa za zamēstnika na Levski, Sbornik Nikov, 62—69; IV. P. ORMANDŽIEV, Vasil Levski. Sto godini ot roždenieto mu, Sf 1937, u. a.). Zahlreiche

andere Studien berühren die Geschichte der gesamten Revolutionsbewegung der Bulgaren in dieser Zeit (z. B.: D. T. STRAŠIMIROV, Komitetsko desetilêtie. Epoha na komitetitê 1866—1876, in: Bŭlgarija 1000 godini, Sf 1930, 781—888; Načenki na bŭlgarskoto revoljucionno dviženie, BIB, IV. 1 [1931] 137—168; Centralen taen komitet v Bukurešt, BIB, IV. 2—3 [1931] 96—145; M. DIMITROV, Razceplenie vsrêd bŭlgarskata emigracija v Romunija v 1869 g., Sf 1925; für den Aufstand in 1835: Sbornik po slučaj stogodišninata na Zavêrata ot 1835 g., Sf 1935, — eine Sammelschrift mit Aufsätzen von V. N. Zlatarski, N. Stanev, St. Romanski, M. G. Popruženko und Materialien). Über die Geschichte der „Orientfrage" sind die speziellen Studien von G. P. GENOV (Iztočnijat vŭpros. Političeska i diplomatičeska istorija, I, Sf 1924; II, Sf 1926), K. D. KOŽUHAROV (Iztočnijat vŭpros i Bŭlgarija 1875—1890, Sf 1929) und IV. PANAJOTOV (Iztočnijat vŭpros i negovoto vlijanie vŭrhu sŭbitijata ot naj-novata istorija, GodSUif, XXXIII 2 1936/37) anzuführen.

In bezug auf die Geschichte der protestantischen Tätigkeit in Bulgarien in dieser Zeit ist das Buch von W. W. HALL, Puritans in the Balkans (Sf 1938). Einen allgemeinen Überblick über die Geschichte der Balkanhalbinsel in der ersten Hälfte des 19. Jh.s hat CV. STOJANOV (Balkanskijat poluostrov prez pŭrvata polovina na XIX vêk, Sf 1925) gegeben. Über die türkische Reformtätigkeit in bezug auf das Leben der christlichen Bevölkerung ist die Studie von G. P. GENOV (Hati šerifŭt i hati humajuna i têhnoto značenie za bŭlgarskija narod (BIB, IV 2—3 [1931] 67—95) zu erwähnen.

Neue Geschichte.

Als Einführung muß die Studie von P. MUTAFČIEV, Grundzüge und Hauptprobleme der historischen Entwicklung Bulgariens seit der Befreiung (Deutsch-Bulgarische Gesellschaft, Jahrbuch 1939, 1—18) dienen. — Eine Übersicht über die neueste bulgarische Geschichte gibt das Buch von V. STANEV, Naj-nova istorija na Bŭlgarija (2 Bände, Sf 1924, 1929). Man muß noch die Studie von D. ČEŠMEDŽIEV über die Konferenz von Konstantinopel 1876 anführen (Carigradskata konferencija [1876]. Naučno, istoričesko i dŭržavno-pravno izsledvane po iztočnija vŭpros, Sf 1930). Man hat einige Bücher über den russisch-türkischen Krieg in den Jahren 1877—1878 herausgegeben (z. B.: S. BOBČEV, Rusko-turskata osvoboditelna vojna 1877—1878, Sf 1928, 3. Auflage; Proslava na osvoboditelnata vojna 1877—1878. Rusko-bŭlgarski sbornik, Sf 1929; N. NEDEV, Osvoboditelni vojni 1877—1878, 1885, 1912—1913, 1915—1918, Sf 1929, im Jahre 1937 3. Ausgabe; A. BENDEREV, Istorija na bŭlgarskoto opŭlčenie i osvoboždenieto na Bŭlgarija 1877—1878, Sf 1930; K. JANČULEV, Rusko-turskata vojna

1877—1878, Tŭrnovo 1931, u. a.). Über den Frieden von San-Stefano (Februar 1878) hat K. Kračunov eine ausführliche Studie veröffentlicht (Sanstefanskijat mir [Izgraždane i razrušavane na Velika Bulgarija], Sf 1932). Derselbe hat noch einige andere Studien über die neueste bulgarische Geschichte herausgegeben (La politique extérieure de la Bulgarie, 1880 bis 1920, Sf 1932; Diplomatičeska istorija na srŭbsko-bŭlgarskata vojna [1885/86], Sf 1921; Diplomatičeska istorija na Bŭlgarija [1886—1915]; Velikitê dŭržavi i Bŭlgarija [1886—1887], Sf 1928; Diplomatičeska istorija na sŭedinenieto na Bŭlgarija I. Carigradskata konferencija, SbBAkN, XIV [1919] 1—60). Über die russische Okkupation in Bulgarien nach der Befreiung ist die Studie von Hr. Gandev, K izučenjju dêjatel'nosti russkago okkupacjonnago upravlenjja v Vostočnoj Rumelji 1878—1879 gg. (Zapiski naučno-izsled. ob'edinenjja, VI 1937) anzuführen (vgl. auch derselbe, Ruskoto okupacionno upravlenie [1877—1879), BŭlgM, 1936, 633—642). D. Jocov (Graf Ignatiev i našeto osvoboždenie, Sf 1939) hat die Rolle des Fürsten N. P. Ignatiev in der bulgarischen Befreiung erforscht, während E. Grimm (Istorija i idejn'jja osnov'j proekta Organičeskago Ustava, vnesennago v Ternovskoe Učreditel'noe sobranie 1879 g., Sf 1923) und L. Vladikin (Istorija na Tŭrnovskata konstitucija, Sf 1936) die Fragen über die bulgarische Konstitution erläutert haben. Von M. Madžarov haben wir ein Buch über Ost-Rumelien (Iztočna Rumelija [Istoričeski pregled], Sf 1925). Einige Veröffentlichungen berühren die Kriege zwischen Bulgarien und Serbien 1885—1886 (R. Atanasov, Srŭbsko-bŭlgarskata vojna v 1885 g., Tŭrnovo 1926; Ju. Venedikov, Istorija na dobrovolcitê ot srŭbsko-bŭlgarskata vojna 1885 g., Sf 1935, u. a.). In bezug auf die diplomatische Geschichte Bulgariens können wir die Beiträge von B. Kesjakov (Prinos kŭm diplomatičeskata istorija na Bŭlgarija 1878—1925, Sf 1925) und Iv. Panajotov (Rusko-nêmskitê otnošenija i bŭlgarskijat vŭpros prez 1887 godina, Sf 1934; Rusija, velikitê sili i bŭlgarskijat vŭpros sled izbora na knjaz Ferdinanda [1888—1896], Sf 1941), über die innere Geschichte die Studie von P. Nikov (Otnošenija meždu bŭlgarskata dŭržava i bŭlgarskata cŭrkva prez 1887 g., IzvIDr, XI—XII [1931/32] 294—333) erweisen. Beiträge über die Geschichte St. Stambolovs haben Iv. Panajotov (Vŭnšno-političeski pričini za padaneto na St. Stambolova, Rodina, III 1 [1930] 82—100) und Al. Burmov (Revoljucionnata dejnost na St. Stambolova prez 1873—1875 godina, Rodina, II 2 [1939] 76—94) herausgegeben. Hier ist das Buch von V. P. Velčev, Prinos kŭm novata ni istorija. Stambolov i Ferdinand. Diktatorskija režim i borbata protiv nego (Sf 1922) zu erwähnen. Derselbe Verfasser hat auch andere Studien über die neuere bulgarische Geschichte veröffentlicht (z. B.: Stranici ot novata ni političeska istorija, Sf 1934, über die letzten Jahre des 19. Jh.s). Auch die Per-

sönlichkeit K. Stoilovs und seine Zeit sind nicht ohne Beachtung geblieben (letztens sind die Reden Stoilovs herausgegeben worden: Reči, Sf 1939; K. Stoilov, Dnevnici ot srŭbsko-bŭlgarskata vojna v 1885 god., BŭlgM, II 4 [1927] 276—285; über ihn s. Iv. P. Plačkov, Dr. K. Stoilov. Život i obštestvena dejnost, Sf 1930).

Von besonderer Wichtigkeit als Quelle, obwohl nicht immer unparteiisch, sind die zahlreichen Memoiren und Autobiographien, die in der letzten Zeit veröffentlicht wurden: von A. Konstancev (Spomeni, SbBAkN, VI. 1916), M. Ankov (N. Načov, Spomeni na Mito Ankov za razmirnitê godini [1872—1878] Sf 1936), E. Kŭrpačev (N. Načov, Iz rŭkopisitê na Enja Hr. Kŭrpačev, Sf 1932), Gr. Pŭrličev (P. Obrešков, Avtobiografija na Grigor S. Pŭrličev, Sf 1929), A. T. Iliev (Spomeni, Sf 1926), Hr. Stambolski (Avtobiografija, dnevnici i spomeni, I [1852—1868]; II [1868—1877], Sf 1927), T. Vasiljov (Spomeni za lica i sŭbitija prez XIX—XX vêk, Sf 1934), D. Jurukov (Spomeni iz političeskija život na Bŭlgarija, Sf 1932), P. Pešev (Istoričeskitê sŭbitija i života mi. Ot navečerieto na osvoboždenieto ni do dnes, Sf 1925), P. R. Slavejkov (M. Arnaudov, Avtobiografijata na P. R. Slavejkov, BŭlgM II 9 [1927] 577—585), Erzbischof Maksim (Avtobiografija i spomeni, Sf 1930), S. Petrova (Edna nepoznata stranica iz života na car Ferdinand I. Jubileen sbornik na carja otec Ferdinand I po slučaj 70 g. ot roždenieto mu 1831—1931, Sf 1931, 68—69; Iz moitê spomeni, I—II, Sf 1922, 1939), Anna Stančiova-de Grenaud (Dvorcovi i diplomatičeski spomeni 1887—1915, Sf 1934), Iv. Ev. Gešov (Spomeni iz godini na borbi i pobedi, Sf 1916; Vŭzgledi i dejnost, Sf 1926; Spomeni i studii, Sf 1928), N. Genadiev (Memuari, Sf 1923), D. Gančev (Spomeni 1864—1887, Sf 1939), S. S. Bobčev (Stranici iz mojata diplomatičeska misija v Petrograd [1912—1913], Sf 1940; Audiencijata mi u car Nikolaja II, Rodina, II 4 [1940] 100—108 u. a.). Nützlich sind die Materialien aus dem Archiv N. Gerovs (s. Arhiv na N. Gerov, I [1857—1870], Sf 1931; II [1871—1876], Sf 1932). Man hat auch zahlreiche Materialien aus dem literarischen Nachlasse von Bačo Kiro Petrov herausgegeben ([Al. Burmov-St. Stojkov] Bačo Kiro Petrov. Materiali i dokumenti, Sf 1937).

Für die kirchliche Geschichte Bulgariens nach der Befreiung sind auf die Studien von Iv. Snêgarov (Otnošenijata meždu bŭlgarskata cŭrkva i drugitê pravoslavni cŭrkvi sled provŭzglasjavaneto na shizmata, Sf 1929) und M. Arnaudov (Kŭm istorijata na bŭlgarskata shizma, Sbornik Zlatarski, 1—16) hinzuweisen.

Über die neueste Geschichte Bulgariens sind zum ersten die Bücher von Al. Gerginov (Narodnata katastrofa. Vojnitê 1912/13 g., Sf 1926; Bŭlgarija pred Velikata vojna, Sf 1932; Izpitanijata v vojnata 1915—1918 g., Sf 1936; Ot vojna kŭm mir, Sf 1937) zu erwähnen. T. Gerginov (Istori-

českí razvoj na sŭvremenna Bŭlgarija ot Vŭzraždaneto do Balkanskata vojna — 1912, I—II, Sf 1934/35) hat eine Übersicht der bulgarischen Geschichte von der Befreiung bis 1912 gegeben. Der Ex-President St. Danev (1902/03, 1913) hat eigene Memoiren aus diesen Jahren veröffentlicht (Konvencijata meždu Rusija i Bŭlgarija ot 1902 g., Naučen Pregled, I. 3 [1929] 45—48; Kabinetŭt Radoslavov-Danev prez 1901 g., Rodina, III 3 [1941] 99—102; Primirieto v Čataldža na 20 noemvrij 1912 g., ebda, I 3 [1939] 94—106; Akcijata mi v Pešta prez oktomvrij 1912 g., ebda, III 1 [1940] 65—81; Balkanskijat sŭjuz, ebda, II 2 [1939] 51—61; Londonskata konferencija prez 1912—1913 g., ebda, I 4 [1939] 20—40; Mojata misija v Krim prez 1912 g., ebda, II 3 [1940] 123—133, u. a.). K. Kračunov (Vŭnšnata politika na Bŭlgarija. Kabinetŭt na Malinov 1908—1911, Sf 1933) hat ein Moment der Außenpolitik Bulgariens dargestellt. Die Kriege und die Jahre 1912—1913 sind eingehend vom diplomatischen und militärischen Standpunkt aus erforscht (z. B.: A. Tošev, Balkanskitê vojni. I—II, Sf 1929—1931; Diplomatičeskata podgotovka na balkanskitê vojni ot 1912 g., Otec Paisij, XV—XVI [1929] 233—240; N. Žekov, Konnata divisija v 1912 i 1916, Sf 1927; Iv. I. Fičev, Iz moitê spomeni ot balkanskata vojna [1912/13], BŭlgM, I 1 [1926] 277—291, 340—400; 16 junij 1913 god., Dokumenti i lični beležki, ebda, II [1927] 55—68; 118—124; Pričini na meždusŭjuzničeskata vojna ot 1913 god. Dokumenti i lični beležki, ebda, II [1927] 196—206; Višeto komanduvane prez Balkanskata vojna ot načaloto na vojnata do Čataldža vključitelno, Sf 1927; Balkanskata vojna 1912 bis 1913. Preživêlici, beležki i dokumenti, Sf 1940; O. Barbar, Moitê spomeni ot vojnitê 1912—1918, Sf 1923; G. Vazov, Iz našeto nedalečno minalo. Spomeni ot balkanskitê vojni, Sf 1929; Iv. Panajotov, Avstrijskata politika i Bŭlgarija prez Balkanskata vojna 1912—1913, BŭlgM, VI [1931] 334—345, 397—409, 507—520, 679—688, u. a.). Viel größer ist das Interesse für die Geschichte des Weltkrieges und wir haben schon eine ganze Menge von monographischen Darstellungen, die natürlich nicht immer völlig objektiv sind (z. B.: V. Radoslavov, Bulgarien und die Weltkrise, Berlin 1923, auch in bulgarisch; Iv. Kolarov, Vinovnicitê za evropejskata vojna, Sf 1916; Diplomatičeski dokumenti po namêsata na Bŭlgarija v Svêtovnata vojna, I—II, Sf 1920/21, offizielle Ausgabe; P. Todorov, Pogromitê na Bŭlgarija, I—II, Sf 1930/31; M. Iv. Madžarov, Diplomatičeskata podgotovka na našitê vojni, Sf 1932; D. Petkov, Vinovnicitê za pogroma na Bŭlgarija prez septemvrij 1918 . . ., Sf 1927; Al. Gerginov, Kabinetŭt Malinov-Kosturkov v 1918 g., Sf 1922; V. T. Velčev, Kŭm pogrom. Kak se provaliha narodnitê ideali, Sf 1926; Krajat na svêtovnata vojna na makedonskijat front, Voenno-istoričeski sbornik, I 3—4 [1927] 1—180; N. Savov, Vinovnicitê za dvetê katastrofi na Bulgarija, Vraca

1918; Iv. I. Fičev, Lični spomeni za vseobštata evropejska vojna, Sf 1921; N. Nedev, Bŭlgarija v svêtovnata vojna 1915—1918, Sf 1927; S. Tošev, Dejstvijata na III armija v Dobrudža prez 1916 g., Sf 1921; L. Maleev, Prinos kŭm istinata za katastrofata na Bŭlgarija prez septemvrij 1918 g., Sf 1921; K. Jankov, Dobro pole i probivŭt na fronta, Sf 1919; Iv. A. Rusev, Dobro pole i 2-a peh.-trakijska divizija, Sf 1921; N. Ribarov, Istinata za poraženieto na Dobro pole . . . Sf 1921, u. a.). Zahlreich sind auch die Beiträge über die „Friedensdiktate" (z. B.: G. P. Genov, Njojskijat dogovor i Bŭlgarija, Sf 1935; Das Schicksal Bulgariens. Sein Kampf gegen das Friedensdiktat von Neuilly, Berlin 1940; B. D. Kisjakov, Prinos kŭm diplomatičeskata istorija na Bŭlgarija. II, Sf 1926 u. a.). Ein nützliches Buch für das Studium der neuesten bulgarischen Geschichte ist das von G. P. Genov, Actes et traités internationaux concernant la Bulgarie (Sf 1940)[1]).

[1]) Abgeschlossen April 1942.

Moritz Kolbenheyer und die ungarländische Deutschtumsfrage

Erläutert an Hand einiger Briefe

Von Hans Joachim Beyer (Prag)

Moritz Kolbenheyer, der Großvater unseres Dichters, ist bisher im Schrifttum fast ausschließlich nur in seiner Eigenschaft als Vermittler madjarischen Geistesgutes gewürdigt worden. K. K. Klein[1]) bringt ihn mit Leopold Petz in Verbindung, hebt die wichtigsten Übersetzungen aus dem Madjarischen (Schedel-Toldys Literaturgeschichte und Johann Aranys Toldi-Epos) hervor und betont: „Die Idylle ‚Unter den Linden' 1872 erweist ihn gleichzeitig als Humanisten, vaterländisch deutsch und überzeugt protestantisch empfindenden Dichter." In offenbarem Gegensatz dazu behauptet Sarah Németh[2]), daß Moritz Kolbenheyers Bemühungen, Hebbel und überhaupt das literarisch interessierte deutsche Publikum mit dem madjarischen Schrifttum vertraut zu machen, Ausflüsse seiner madjarischen Gesinnung gewesen seien. Er habe zu dem Kreis deutschstämmiger Männer gehört, die im 19. Jh. zwar deutsch schrieben, jedoch madjarisch dachten und fühlten. Diese Behauptung ist unrichtig. Moritz Kolbenheyer hat zwar vor 1848 — wie so mancher andere deutsche Gebildete — mehrfach für Ungarn und das Madjarentum Stellung genommen. Die liberalen und antikatholischen Traditionen seiner Bielitzer Heimat sowie der Hochschulen, die er besuchte, zwangen ihn in seiner Jugend innerlich zu einer Annäherung an die nationalliberale Bewegung Kossuths. Als Pfarrer in Preschau hat er sich in mehreren Predigten für den Gedanken der Weltverbrüderung ausgesprochen. Den Ausbruch der Revolution von 1848 begrüßt er als Ödenburger Pfarrer in einer begeisterten Predigt, die das „freie Wort" preist. Sieht man seine recht zahlreichen Predigten dieser Zeit, von denen rund 30 in Druck erschienen sind, genauer durch, so erkennt man, daß primär eine Gleichsetzung von Protestantismus und liberalem Freiheitsdenken erfolgt. Von dieser Gleichsetzung aus beurteilt er dann die Vorgänge in Ungarn.

Die revolutionären Ereignisse 1848/49 geben Moritz Kolbenheyer in doppelter Weise Gelegenheit zur Besinnung. Die Wiener Behörden ziehen ihn wegen seiner „Das freie Wort"-Predigt zur Rechenschaft und zwingen ihn dadurch, über die eigene Stellung zu den großen politischen Fragen

---

[1]) Karl Kurt Klein, Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland, Leipzig 1939, S. 150.

[2]) Sára Németh, Kolbenheyer Móric, Budapest 1938.

Die Übersetzertätigkeit und dichterische Produktion Kolbenheyers bespricht S. Németh im Literaturwissenschaftl. Jahrbuch des Deutschen Instituts der Kgl. Ung. Péter Pázmány-Universität Budapest, V. Bd. (1939), S. 99—186.

Klarheit zu gewinnen. Zugleich wird ihm deutlich, daß die Gleichsetzung liberale Freiheit — protestantische Freiheit — madjarische Freiheit fragwürdig, zumindest voreilig ist. Er widmet sich in Ödenburg nach seiner Entlassung aus der Haft in stärkerem Maße der Gemeindearbeit und gewinnt dadurch einen klareren Blick für die Zeitverhältnisse. Hatte er während des zehnjährigen Aufenthalts in Preschau dem madjarischen Schrifttum und eigenen Dichtungen viel Aufmerksamkeit zugewandt, so nehmen fortan pädagogische, kirchenpolitische und völkische Fragen sein Interesse außerordentlich stark gefangen; erst gegen Ende seines Lebens tritt die Dichtung wieder stärker hervor. Dieser Interessenwandel deckt sich offenbar mit den drei Stufen der gesinnungsmäßigen Entwicklung. Bis 1848 besitzt Kolbenheyer ähnlich wie T. G. Schröer aus seiner liberal-protestantischen Haltung heraus Sympathien für Kossuth und die madjarische Nationalbewegung. Humanitäre Gedanken bilden den theoretischen Überbau. Nach 1849 besinnt sich Kolbenheyer als Ödenburger Pfarrer voll auf seine Aufgaben in einer deutschen Kirchengemeinschaft. Sein Urteil über den liberalen, madjarischen Nationalismus wird zunehmend schroffer und negativer. Als er nach der Begründung des Bismarckreiches die Humanitätsidee wieder stärker betont, ist eine bewußte deutsch-protestantische Haltung die selbstverständliche Grundlage.

Bei der soeben angedeuteten Entwicklung Kolbenheyers handelt es sich jedoch nicht um eine renegatenhafte schroffe Gesinnungsänderung. Der Gedanke der protestantischen Freiheit und der kirchlichen Autonomie bleibt weiterhin für ihn wichtig. Mehr und mehr gewinnen jedoch andere Überzeugungen, z. B. die Einsicht in die Notwendigkeiten deutschen Selbstbehauptungskampfes, daneben an Gewicht, so daß im Gesamtgefüge der Gesinnung eine gewisse Verlagerung der Komponenten erfolgt. Der gleiche evangelische Pfarrer, der später großes Verständnis für die Maßnahmen des Ministeriums Thun zeigt und den Budapester Amtsbruder Székács erbittert bekämpft, unterzeichnet 1850 eine Bittschrift an die Erzherzogin Maria Dorothea, in der gegen den Erlaß Haynaus vom 10. II. 1850 und die auf ihn gegründeten Eingriffe der Militärbehörden in die kirchliche Verwaltung Einspruch erhoben wird. Die Bittschrift, die übrigens die Loyalität der evangelischen Kirche und ihrer Diener stark betont, wurde von Székács an führender Stelle unterzeichnet.

Die Briefe, die hier vorgelegt werden, stammen aus den Jahren 1858 bis 1864. Sie sind an einen reichsdeutschen Freund, den späteren Bürgermeister von Leipzig und Reichstagsabgeordneten Dr. STEPHANI gerichtet und beschäftigen sich vor allem mit dem sogenannten Patentstreit in der Evangelischen Kirche A.-B. in Ungarn.

Wenn Sarah Németh mit ihrer Behauptung, daß Moritz Kolbenheyer

ein Deutschstämmiger madjarischer Gesinnung gewesen sei, Recht hätte, müßte unser Ödenburger Pfarrer ein Gegner des vom Kaiser Franz Joseph erlassenen Patents (1. September 1859) gewesen sein. Er hätte dann vielleicht jene vorsichtige, im ganzen aber doch ablehnende Haltung eingenommen, die der Preßburger Gemeindekonvent beschloß[3]). Moritz Kolbenheyer nahm jedoch den entgegengesetzten Standpunkt ein. Berücksichtigt man nur die publizistische Tätigkeit, so könnte man höchstens zu dem Eindruck kommen, daß Kolbenheyer zu den Neutralen gehört — wenigstens bis zum Erscheinen seines Sendschreibens für das Patent. In den „Protestantischen Jahrbüchern für Oesterreich" und im Pester „Evangelischen Wochenblatt" finden wir mehrere Beiträge von ihm, sie lassen jedoch alle einen Rückschluß auf völkisch-politische Gesinnungstendenzen nicht zu. Vielfach handelt es sich um gefühlvolle Nachrufe, so etwa auf die Oedenburger Theophil Eduard Töpfer und Martin Benczur. 1854 erschien „zur allerhöchsten Vermählungsfeier Sr. k. k. Apost. Majestät" . . . „in sehr schöner Ausstattung ein gelungenes Festgedicht", wie die „Jahrbücher" meldeten. Bei dieser Zurückhaltung ist aber die Lage in der Oedenburger Gemeinde und in der Gesamtkirche zu berücksichtigen. Die übergroße Mehrzahl der Lutheraner waren zwar Slowaken und Deutsche, trotzdem hatten jedoch die Madjaren einen starken Einfluß. Schon die Gemeindeeinteilung begünstigte sie: 522.463 Slovaken und Deutschen waren in 345 Gemeinden organisiert (durchschnittlich 1514), während 106.351 Madjaren über 103 Gemeinden (durchschnittlich knapp 1000 Seelen) verfügten; außerdem waren für rund 164.000 weitere Lutheraner 88 gemischte Gemeinden vorhanden, in denen die Madjaren ein starkes Übergewicht hatten. Hinzu kam, daß bei den weltlichen Kirchenvertretern der madjarische Adel herrschte. Diese Sachlage macht Kolbenheyers Zurückhaltung in der Öffentlichkeit verständlich.

---

[3]) Vgl. den patentfeindlichen Abschnitt in der „Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde A. B. zu Poszony-Preßburg I" von JOSEF SCHRÖDL, übersetzt von Joh. Pfeifer; Preßburg 1906, S. 402 ff. Die evangelischen Pastoren Kroatiens und Slavoniens haben hingegen das Patent „mit Jubel begrüßt und von den Kanzel herab den frohlockenden Gemeinden verlesen, und dies umsomehr, als es sowohl vom kroatischen Landtag (1860) incorporiert, wie auch vom Armeeobercommando mittelst Rescriptes vom 16. XII. 1859 den Grenzgemeinden unter Angabe der nothwendigen Modificationen zur Durchführung anbefohlen wurde", vgl. JOSEF PINDOR, Die Evangelische Kirche Kroatien-Slavoniens in Vergangenheit und Gegenwart, Esseg 1902, S. 78.

Die als „academisch proefschrift" eingereihte Arbeit von E. KOVÁCS, „Het Protestantisme in Hongarije gedurende de laatste twintig jaren", Leiden 1869, behandelt den Patentstreit S. 39—78 so einseitig, daß eine Berücksichtigung seiner Meinung kaum lohnt.

Schon mehrere Jahre vor dem Erlaß des Patents unterrichtet er seinen Leipziger Freund über die Auseinandersetzungen in der evangelischen Kirche Ungarns. Er sieht in den Bemühungen der „autonomistischen" Partei in erster Linie den Versuch, sich aus nationalen Gründen vom Gesamtprotestantismus zu lösen. Dieser Gesamtprotestantismus ist für ihn mit der deutschen Kultur in vieler Hinsicht identisch. Es gehe in Wirklichkeit gar nicht um „Autonomie" oder „Patent", um die Rechte des Kaisers und die Gemeinden, sondern um die politische Stellung Ungarns im deutschen Kulturbereich, sowie um die Erhaltung der beherrschenden Stellung der adeligen „weltlichen Inspektoren" im kirchlichen Leben. Starke Kräfte seien am Werke, um die traditionellen Bindungen Ungarns, insbesondere des ungarländischen Protestantismus, an das deutsche Geistesleben (und natürlich auch an die deutsche evangelische Theologie) zu zerreißen. Eine führende Rolle spielte hier der Theologieprofessor M. BALLAGI, ein ursprünglich zum Luthertum, später zum Kalvinismus übergetretener Juden-Konvertit[4]). Die Bedenken Kolbenheyers gegen Ballagi sind nicht so sehr theologischer Natur — Ballagi stand theologisch etwa auf dem gleichen Boden wie der damalige Protestantenverein im Reich, Kolbenheyers Position war durchaus ähnlich —, sondern werden ausgesprochen kultur- und volkspolitisch sowie psychologisch begründet. Im Vordergrund des Interesses steht für Kolbenheyer der von Ballagi stark geförderte Plan, in Ungarn eine eigene protestantische Hochschule zu errichten. Er weiß, daß diese Anstalt die Aufgabe hat, den Besuch ausländischer Universitäten überflüssig zu machen[5]). Und er weiß um die letzten politischen Absichten, wenn be-

---

[4]) Über ihn vgl. H. J. BEYER, Judenchristliche Einflüsse in der Augsburgischen Kirche und ihre Bedeutung für die Geschichte der Volkstumsfrage in Mittelpolen, Deutsche Monatshefte in Polen VI, S. 6. Vgl. auch WURZBACH, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 1, S. 134. — Die von V. HORNYÁNSZKY herausgegebenen „Protestantischen Jahrbücher für Oesterreich" (Pest 1854 ff.) waren von Anfang an gegen B. feindlich gesinnt. In einer Besprechung des von B. herausgegebenen „Protestans naptár 1855" heißt es I. 465, ausdrücklich, daß der Kalender nicht ganz gefalle: „er hat einen großen Fehler, es mangelt ihm nämlich das evangelische Gepräge, denn die meisten Aufsätze und Gedichte sind der Art, daß sie eben so gut in dem Kalender welch' immer Konfession ihre Stelle finden könnten." Wohl nicht ohne Grund hatten die Jahrbücher in der Vorschau I, 307 nicht den Namen Ballagi, sondern den Namen Bloch angewandt.

[5]) Evangelisches Wochenblatt, Pest, I, 22. Das „Evangelische Wochenblatt", zu dessen Pränumeranten Kolbenheyer gehörte, unterstrich immer wieder, daß ein Auslands(-Deutschland)-Studium der evangelischen Theologen unentbehrlich sei. Es stellte wiederholt auch die Frage, ob die Pester theologische Anstalt nicht doch den geheimen Zweck habe, das Studium an deutschen Hochschulen überflüssig zu machen (29. X., 5. XI. und 3. XII. 1857). Es bleibt trotz entgegengesetzter Erklärungen des Kreises um Székacs mißtrauisch und bemerkt gelegentlich, daß die

stimmte Kreise den Plan verfolgen, eine „Fakultät, natürlich mit ausschließlich madjarischer Unterrichtssprache, ins Leben zu rufen".

Er betont:

„Nun muß man wissen, daß unter den 800.000 Lutherischen Ungarns kaum der vierte Teil Madjaren, die übrigen Deutsche und Slawen, letztere in absoluter Majorität sind; diese beiden letzteren Nationalitäten erscheinen den Pester Madjaromanen als Parias, die bei Entscheidung einer so wichtigen Frage keine Berücksichtigung verdienen" (8. Februar 1858).

Kolbenheyer bekämpft also die landeseigene Ausbildungsstätte für die evangelische Geistlichkeit, weil sie zu einem Werkzeug der Madjarisierung werden würde. Aus dem gleichen Grunde führt er im Ödenburger Schulwesen Maßnahmen ein, die der Erhaltung des Deutschtums dienen sollen, wobei er freilich auf den schärfsten Widerstand des Direktors am evangelischen Lehrerseminar, Pálfy, stößt, der die Mehrheit des Kirchenkonvents gegen den eigenen Pfarrer mobilisiert (4. Dezember 1858). Als am 1. September 1859 das „Patent" verkündet wird, erklärt sich Kolbenheyer im Gegensatz zu den „Autonomisten" für die neue rechtliche Form des evangelischen Kirchenlebens in Ungarn. In einem Briefe vom 18. November 1859 unterrichtet er Dr. Stephani über seine Meinung und die Stimmung im Lande, bemerkenswert ist dabei, daß er die Ausbildungstätigkeit der Wiener evangelischen theologischen Fakultät[6]) für die Entwicklung verantwortlich macht.

Anstalt für die Reformierten gewiß nützlich sei, weil sie die „einzige reformierte Schule in einer vorwiegend deutschen Stadt" sei und die Kalvinisten dem deutschen Kulturkreis näher bringe. Offenbar ist diese Anerkennung jedoch auch die einzige, die das Blatt aussprechen will. Für die Lutheraner wird ausdrücklich betont, daß dieser Vorteil nicht ins Gewicht falle; das Ideal ist eben die Ausbildung auf deutschen Hochschulen, wobei die Wiener Fakultät freilich ausgenommen wird (vgl. die gleichfalls vom Redakteur des Ev. Wochenblatts herausgegebenen „Protestantischen Jahrbücher" V. Hornyánszkys 1857, S. 206). In dem 1860 in Hamburg herausgegebenen Pamphlet „Das k. k. Patent vom 1. September 1859 als Mystification des Protestantismus in Ungarn" wird Hornyánszky auf S. 55 f. als bezahlter Agent des Thunschen Ministeriums und der deutsche Realschulprofessor Rotter, der der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" von Pest aus berichtete, als unsachlicher Berichterstatter bezeichnet. In der Flugschrift werden alle Anhänger des Patents in Bausch und Bogen als Jesuiten und Jesuitenfreunde erklärt, ohne daß ihren Argumenten irgendwie Raum gegeben würde.

In den „Protestantischen Jahrbüchern" wird übrigens auch unterstrichen, daß der deutsche Charakter Ofen-Pests einen segensreichen Einfluß auf den zukünftigen Seelsorger ausüben könne. Wissenschaftliche Arbeit sei ohne Kenntnis des Deutschen undenkbar (1856, S. 312).

[6]) Die 1821 begründete Anstalt führte sowohl innerlich als auch äußerlich Jahrzehnte hindurch ein Winkeldasein. Erst 1852 wird sie zum ersten Male amtlich als Fakultät bezeichnet. Ein Jahr vorher war zum ersten Male ein Theologe aus dem „Ausland" — K. Th. Otto aus Jena — auf einen Wiener Lehrstuhl berufen worden,

„Die evangelische Kirche Ungarns wird in diesen Tagen abermals in einer Wagschale gewogen und ich fürchte, daß sie zu leicht wird erfunden werden. Jener Calcul der Jesuiten, durch das Verbot des Besuchs deutscher Universitäten die heiligen Traditionen der hierländischen Protestanten zu verwischen, hat sich als ein richtiger bewährt. Man hat dem Kinde die gesunde Mutterbrust versagt und es zur Auffütterung beim Wasser verurteilt; so ist es dem frühen Tode oder einem elenden Siechtum anheimgefallen. Seit die Wiener theologische Fakultät errichtet worden ist, gibt es keine Prediger in Ungarn mehr, die ihren Namen mit Ehren tragen. Ich habe hier vornehmlich die Älteren im Auge, die von 1820—1840 in der hinteren Schenkenstraße zu den Füßen Wenrichs, Kankas, Laitners, Patays und Schimkos[7]) gesessen sind, ohne je das Antlitz eines Schleiermacher oder Winer,

---

vgl. dazu KARL VÖLKER, Das Zustandekommen des österreichischen Protestantenpatents vom 8. April 1861 (in: Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen und im neuen Österreich, 53. Jg., S. 29). Die Vorgeschichte der Anstalt behandelte G. A. SKALSKY im Jubiläumsband des Jahrbuches 1904, 25. Jg., S. 105—151. Eine Ergänzung in wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht bietet KARL VÖLKER, Georg LOESCHE, Sonderheft 3 des „Jahrbuches" 1933. LOESCHE schrieb zur Fakultätsgeschichte im „Jahrbuch" 39. Jg. (1920).

Die vorliegenden Fakultätsgeschichten sind in wissenschaftlicher Hinsicht wenig brauchbar. Die kleine Festschrift von GUSTAV FRANK, „Die K. K. evangelisch-theologische Fakultät in Wien von ihrer Gründung bis zur Gegenwart", Wien 1871, ist völlig überholt, auch sie räumt jedoch ein, daß in den ersten 25 Jahren nur zwei Lehrkräfte einen wissenschaftlich geachteten Namen erwarben (S. 41). Ein TOBIAS GOTTFRIED SCHRÖER äußerte sich zwölf Jahre nach Begründung, daß die Lehrkräfte fast ohne Ausnahme nur als Lehrer für eine lateinische Schule in Ungarn paßten (Über Erziehung und Unterricht in Ungarn. In Briefen an den Grafen Stephan Széchenyi, Verfasser des Buches „Der Credit", von Pius Desiderius, Leipzig 1833). Der erste Vertreter einer positiv kirchlichen Richtung war der aus Bries stammende Karl Kuzmany, ein kulturdeutsch eingestellter Slowake, der 1849 berufen wurde und jede Form von Rationalismus entschieden ablehnte. Die Fakultät war ausgesprochen liberal.

Aus der Zeit nach dem ersten Weltkriege liegen einige kleine Beiträge FR. WILKES zur Fakultätsgeschichte vor, die deutlich machen, daß die Anfänge dieser Lehranstalt wenig rühmlich waren. Es sei mit der Gründung ohne Zweifel beabsichtigt gewesen, „die Verbindung zwischen dem österreichischen Protestantismus und dem Mutterlande der Reformation zu zerschneiden". Vgl. FRITZ WILKE, Die evangelisch-theologische Fakultät in Wien im Zusammenhang mit ihren geschichtlichen Voraussetzungen, Wien 1921, insb. S. 12. Ders. außerdem in der vom Akademischen Senat herausgegebenen Schrift „Die Universität Wien, Ihre Geschichte, ihre Institute und Einrichtungen", Düsseldorf 1929.

[7]) Friedr. Dan. Schimko entstammte einer slowakisch-deutschen Mischehe, seine Mutter war eine geb. Hoffmann aus Hirschberg. Über ihn vgl. WURZBACH, Biogr. Lexikon, 29. Teil, S. 331 ff. und G. FRANK, a. a. O., S. 32 f. Daniel Kanka stammte aus Bötzdorf in Ungarn, vgl. FRANK S. 30 f. Paul Laitner, ein Preßburger, und Johann von Patay (aus Jánossy) wurden zusammen mit Kanka in den ersten drei Jahren nach der Begründung ernannt, ebenso Johann Georg Wenrich aus Schäßburg, der jedoch im Gegensatz zu seinen übrigen Kollegen eine gewisse wissenschaftliche Bedeutung besaß. Vgl. FRANK S. 28 ff. Wenrich war jedoch Rationalist.

eines Hase oder Kücke gesehen zu haben. Von den Ältesten ist, außer einem Wohlmuth und Chalupka[8]) kaum einer mehr vorhanden, der an den Ufern der Leine oder der Elster, der Saale oder des Neckars gewandelt wäre. Die Erkenntnis der Wahrheit, sagt Christus, macht frei. Die in Wien geschulten Theologen aber — ich beziehe mich abermals auf den oben angegebenen Zeitraum — haben es nicht weiter als bis zur Bedientenlivree gebracht und sind die geschmeidigen Schleppträger ihrer Patrone, seien es rohe Edelleute auf dem Dorfe oder anmaßende Magistratsräte in den Städten. Ich erfahre dies täglich in meinen eigenen collegialen Verhältnissen. Jeglicher Tritt über das ausgetretene Geleise hinaus wird zunächst von den Herren Amtsbrüdern, die beide die Tour von Oedenburg nach Wien und von da in die Kärntner Alpen und dann wieder nach Oedenburg zurückgemacht haben, gemißbilligt. Jegliche Lebensregung, die den Convent führen und nicht von diesem sich führen lassen will, [wird] von ihnen paralysiert. So stimmen sie in ihrem kläglichen Servilismus auch jetzt mit dem großen Haufen, der von dem allgemeinen revolutionären Schwindel erfaßt, sich gegen den 1. September auflehnt und ich stehe isoliert da.

Sehen Sie, teurer Herr Doktor, dahin ist es mit uns gekommen, daß die beiden Totengräber unserer teuren Kirche, der aufgeblähte Rationalismus und der abgöttische Nationalismus sich richten, den letzten Dienst an ihr zu vollziehen. Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde. Wenn dieses Schriftwort irgendwo sich als wahr erwiesen hat, in dem aufrührerischen Widerstande gegen das Kaiserliche Patent tritt der Unglaube unserer Generation in seiner ganzen Nacktheit zutage . . .

Ich setze voraus, daß Sie von fleißigeren Korrespondenten als ich bin, auf dem Laufenden erhalten werden. Aber ich erachte es als meine Pflicht, Sie, wenn es nötig sein sollte, zur Vorsicht zu mahnen, daß Sie die Geister prüfen mögen, ob sie von Gott sind; denn es gehen jetzt viele falsche Propheten aus in die Welt. Als einen Wahrhaftigen glaube ich Bruder Szeberényi[9]) in Schemnitz bezeichnen zu dürfen. Aber bei den Leutschauern und Eperiessern tut Reserve not. Und auch in Oedenburg fehlt es an solchen nicht, die auf beiden Seiten hinken, die sich vergnügt die Hände reiben, daß doch jetzt der Augenblick nahe zu sein scheint, da man die Deutschen und Slovaken aus dem Lande jagen wird . . . Das Seminar ist jetzt auch nichts anderes als eine Kommandite der magyarischen Propaganda. Der stolze, despotische Pálfy hat es bei dem Districte so einzuleiten verstanden, daß ihm die ausschließliche Leitung der Anstalt in die Hände gegeben und jeglicher Einfluß von deutscher Seite, als gefährlich, abgeschnitten worden ist. Er ruhte nicht, bis er den Kandidaten Weiß, der meinen Winken und Wünschen zugänglich war, herausgeworfen hatte. Das Haus steht da, man braucht mich nicht mehr. Die Zitrone ist ausgepreßt, so wirft man sie beiseite. Es ist gut, daß die teuren Brüder draußen von dieser edelmütigen Weise der Magyaren Act nehmen . . ."

Kolbenheyer schildert dann seine persönliche Lage, geht auf die Angriffe ein, die im Gemeindekonvent gegen ihn als „Volksverführer" ge-

---

[8]) Chalupka und Wohlmuth wurden 1850 von Haynau zu Administratoren der durch Absetzung freigewordenen Superintendenturen ernannt.

[9]) Die Szeberényi sind eine bekannte Pfarrerfamilie, aus der mehrere lutherische Bischöfe hervorgingen. Johann Sz. war eine Kompromißnatur. Sein Enkel Ludwig Sz. gab eine slowakische Zeitung im Sinne Kossuths heraus, wurde 1852 verhaftet und erst 1857 endgültig in ein Amt eingesetzt. Er war ein bekannter madjarischer Publizist, während sein Onkel zu den Slowaken hielt.

richtet wurden und deutet schließlich an, daß er gerne den Ort des Wirkens wechseln würde. Als Vater von 8 Kindern habe er auch familiäre Verpflichtungen. „Mir . . . bleibt nur die Emigration übrig, bevor es zur Expulsion kommt." Da sein Erziehungsideal stets „deutsch und evangelisch!" gewesen sei, sei das Schicksal seiner Kinder für ihn eine entscheidend wichtige Frage. Zum Schluß kommt Kolbenheyer nochmals kurz auf den Patentstreit zurück, der eine Empörung gegen die gesetzliche Obrigkeit sei: „Der Revolution hinter dem Altare kann ich das Wort nicht reden."

Die oben fast ganz zitierten brieflichen Ausführungen entstammen gewiß einem vertraulichen Meinungsaustausch mit einem Manne, der im reichsdeutschen Protestantismus, insbesondere im Evangelischen Verein der Gustav Adolf Stiftung, von Gewicht war, gleichwohl enthalten sie im Grundsatz keine Gedanken, die nicht Kolbenheyer auch öffentlich geäußert hätte. Zum Patentstreit hat er bekanntlich in einem Sendschreiben Stellung genommen, das sich für den Erlaß vom 1. September 1859 aussprach[10]).

Am 1. Dezember antwortet der reichsdeutsche Freund. Den Inhalt seines Schreibens können wir zum Teil indirekt der Antwort entnehmen, die Kolbenheyer am 14. Dezember schickt:

„. . . Ach ja, Sie haben den rechten Ausdruck gewählt, als Sie das Treiben unserer Leute Wahnsinn nannten. Es ist in der Tat ein Kakodämon, der sich der Geister und Herzen bemächtigt hat und diese zum Widerstand gegen eine Regierungsmaßregel aufreizt, die dankbar entgegengenommen und weise benützt, unserer armen, so lange gemißhandelten Kirche die entschiedensten Vorteile gewähren könnte. Um dies einzusehen, müßte allerdings auch bei uns schon die Umkehr vom toten Rationalismus zum lebendigen Christentum stattgefunden haben. Aber gerade hierin ist die Wurzel des Übels zu finden. Hätten wir gläubige Prediger, so könnte der unselige Nationalitätsschwindel sich unmöglich in dem Grade, als es wirklich der Fall ist, geltend machen. In das Evangelium vertiefte Verkünder des Gotteswortes würden sich selbst nicht so weit verirren, der Regierung geradezu den Gehorsam aufzukündigen, wie es jüngst im Pester Komitatsseniorat bei Ausschreibung des am 15. d. abzuhaltenden Konventes der nicht mehr existierenden Montansuperintendenz geschehen ist, und würden auch den Versuchungen von Seiten der Weltlichen und trügen diese immerhin den Grafen- oder Freiherrntitel, kräftigen Widerstand leisten. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welcher Bangnis ich den nächsten zwei Wochen entgegensehe. Denn auch die Reformierten wollen am 12. Dezember einen solchen ungesetzlichen Konvent halten . . .

Es muß aufs Tiefste beklagt werden, daß es gerade die Pester Kollegen sind, welche mit dem bösen Exempel des Wankelmutes oder der entschiedenen Opposition gegen die Regierung vorangehen. Sz.[11]) und T.[12]) sind, wie Sie wissen, Mitredacteure

[10]) Joh. Borbis, Die evangelisch-lutherische Kirche Ungarns in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Nördlingen 1861, S. 315.

[11]) Sz. = Joseph Székács (Wurzbach, 42, S. 9 ff.) 1860 zum Superintendenten in der lutherischen Kirche ernannt. Gab zusammen mit dem ihm befreundeten Paul Török seit 1842 die Zeitschrift Egyházi és iskolai lap (Kirchen- und Schulblatt) heraus. Dies führende Organ, das mehr und mehr einen rein kalvinischen Charakter

des ungarischen Kirchen- und Schulblattes und stehen, als geistreiche Männer, auch sonst im Kreise der übrigen Geistlichen leuchtend da. Nun haben diese beiden vor 14 Tagen die Erklärung abgegeben, daß sie mit alle dem, was der liebenswürdige Bloch (Ballagi)[13]) in seinen Leitartikeln an Trotz und Auflehnung gegen das Ministerium niedergelegt hat, vollkommen einverstanden seien. Was soll man von der Konsequenz dieser Leute halten, von denen der Erstere, Sz., flugs nach Erscheinen des Patents, nämlich am 14. Sept. nach Wien heraufgeeilt war und im Ministerium erklärt hatte, daß er 10 Jahre lang in der Opposition gewesen, nun aber durch diese Regierungsmaßregel überwunden sei; während der andere, T., vor 2 Jahren auf meiner Stube sich in den heftigsten Ausdrücken über die Verstocktheit derjenigen geäußert hat, die den 1856er Entwurf[14]) nicht annehmen wollten. Es ist bekannt,

---

annahm, trat für die Union der beiden protestantischen Kirchen ein. Vg. dazu die Darstellung in „Geschichte der evangelischen Kirche in Ungarn vom Anfang der Reformation bis 1850 mit Rücksicht auf Siebenbürgen". Mit Einleitung von Merle d'Aubigné, Berlin 1854, S. 588 f. (Verf. ist Georg Bauhofer) (unzulänglich, parteiisch im unionistischen Sinne), ferner E. RÉVÉSZ-I. ST. KOVÁTS-L. RAVASZ, Hungarian Protestantism, its past, present and future, Budapest 1927 (zit.: H. Pr.) S. 32, 54 f.

[12]) T. = Paul Török, 1860 reformierter Superintendent. Er gehörte zu den Gründern der theologischen Lehranstalt in Budapest (1855), die Kolbenheyer erwähnt. H. Pr. S. 32 u. 54 und WURZBACH 45, S. 289. Török war übrigens ausgesprochen judenfreundlich.

[13]) Über Ballagi schreibt H. Pr. S. 41, daß er als „ingenious and many sided', Theologe eine Gruppe anführte, die sowohl gegen die alte Orthodoxie wie gegen alle supranaturalistischen Schulen ankämpfte. Im Anschluß an die in Deutschland entwickelte historisch-kritische Richtung wurde das Losungswort „Erneuerung des religiösen und moralischen Leben im Geistes Jesu und in Übereinstimmung mit dem ganzen kulturellen Fortschritt" ausgegeben. Die Kampfesweise habe dieser Gruppe stark geschadet. Ballagi griff den deutschen Gustav Adolf-Verein scharf an. Vgl. BORBIS, a. a. O., 405 ff., 415. Bemerkenswert ist ein Urteil über Ballagi in Hengstenbergs „Evangelischer Kirchenzeitung" (5. April 1862): „Ursprünglich ein Jude, wurde er zuerst lutherisch, seit einigen Jahren ist er aber reformiert geworden, und falls sich bei den Reformjuden bessere Spekulationen machen lassen, so ist es möglich, daß er sich noch endlich diesen zugesellen wird." Kolbenheyers ironische Wendung deutet die antisemitische Grundstimmung an, die für einen Teil des deutschen Bürgertums in Ungarn charakteristisch war, vgl. H. J. BEYER, Hauptlinien einer Geschichte der ostdeutschen Volksgruppen im 19. Jh. Historische Zeitschrift, Bd. 162, S. 529 f. Kolbenheyer war, wie sich schon aus seiner philosophischen Grundhaltung ergibt, kein prinzipieller Judenfeind, doch scheint der antisemitische Instinkt bei ihm nicht abgetötet zu sein. Ballagi hat übrigens die öffentliche Meinung in Deutschland stark beeinflußt, vor allem durch die aus 2 Teilen bestehende anonyme Schrift „Die Protestantenfrage in Ungarn und die Politik Österreichs", Hamburg 1860. E. KOVÁCS hat in seiner Arbeit „Het Protestantisme in Hongarije gedurende de laatste twintig jaren", Leiden 1869, den Schleier der Anonymität gelüftet.

[14]) Über die günstige Aufnahme dieses Entwurfes in Siebenbürgen, wo er als besser als die ministerielle Verordnung vom 27. 2. 1855 für die siebenbürgische ev. Kirche angesehen wurde, vgl. TEUTSCH, Geschichte der Siebenbürger Sachsen, III, S. 375, Hermannstadt 1910.

daß T. im Herbst desselben Jahres auf dem Konvent des reformierten Donaudistrictes mit allen Waffen der Beredsamkeit für die Annahme jenes früheren Operates gekämpft hat. Und nun sind es dieselben Männer, die durch die Pester Aristokraten: Graf Raday, Baron Plonay, Podmanitzky, Hofrat Kubinyi umgestimmt[15]), die ganze Schärfe ihrer Dialektik gegen das Patent kehren. Wo ist da Überzeugungstreue, wo apostolische Festigkeit?

Man wäre, selbst an demjenigen Standpunkte, den ich mit meinen Meinungsgenossen einnehme, etwa geneigt, in das tausendstimmige Schreien nach einer Synode, wie die Vollblutmagyaren sie wollen, einzustimmen, wenn man nur nicht mit aller Bestimmtheit voraussähe, daß auf diesem Wege eine Kirchenordnung nun und nimmer zustande kommen wird. Denn hat die konstitutionelle Regierung seit 1791 sich nicht in der Lage gesehen, die Canones jener ersten allgemeinen Kirchenversammlung[16]) zu bestätigen; wie ist es von einem absolutistischen Gouvernement zu erwarten, daß es Bestimmungen sanktionieren sollte, die, wenn eine Synode unter den jetzigen Verhältnissen zusammenkäme, voraussichtlich eine antikirchliche und entschieden nationale, um nicht zu sagen, revolutionäre Färbung annehmen würden? Denn das Eine ist gewiß, daß kein Deutscher und kein Slave zur Synode abgeordnet werden würde und nicht minder gewiß ist das Andere, daß bei der gegenwärtig herrschenden Stimmung die Beratungen im Geiste der unduldsamsten magyarischen Propaganda stattfänden, so daß der unsichtbare Präses nicht Christus, sondern Arpád wäre. Wie könnte der Kaiser solchen Operaten, deren Endziel die Zerstückelung der Monarchie wäre, das Siegel der Gültigkeit aufdrücken? So kämen wir also trotz der neuen Synode doch aus dem Zustande der alten Unbestimmtheit nicht heraus und darum gehört maßlose Verblendung dazu, von einer solchen Legislative, wie man sie in Pest haben will, Heil für die Kirche zu erwarten. Aber Sie

---

[15]) Diese obige Behauptung Kolbenheyers stimmt mit der aktenmäßigen Darstellung bei Franz Zimmermann (Das Ministerium Thun für die Evangelischen im Gesamtstaate Österreich 1849—1860, Wien 1926, S. 102) überein. Die von Thun gezeichnete, von J. A. Zimmermann ausgearbeitete ausführliche Ministerialvorlage vom 4. 9. 1858 bezeugt ausdrücklich die frühere „Loyalität" Töröks und vermutet, daß sein Gesinnungswechsel auf die „bis zur Schutzlosigkeit gehende Abhängigkeit der Geistlichen und Schullehrer" von den weltlichen Kircheninspektoren zurückzuführen ist. Diese Vorlage sowie die sich ihr anschließende Darstellung Franz Zimmermanns unterstreichen übrigens, daß das Patent von den Autoritäten der evangelischen Kirchen und Fakultäten im deutschen „Ausland" positiv beurteilt wurde, vgl. S. 17 ff., 221 f., 237 ff.

Die Adligen werden in der Ministerialvorlage vom 4. 9. 1858 bei Fr. Zimmermann S. 100 f. erwähnt. Über Baron Albert Prónay vgl. Wurzbach 24, S. 12, die Podmaniczky sind eine ursprünglich slovakische Familie (Wurzbach 23, S. 8 ff.). Alle genannten Adeligen gehörten u. a. zu dem Ausschuß für die Vorbereitung einer protestantischen Universität in Pest, die Leitung des Ausschusses hatte Baron Adolf Prónay. Die Familie Prónay war in der lutherischen Kirche außerordentlich einflußreich. Nach Aufhebung des Patents wurde z. B. Baron Gabriel Prónay Generalinspektor, vgl. Stephan Linberger, Geschichte des Evangeliums in Ungarn samt Siebenbürgen, Budapest 1880, S. 92 u. 104.

[16]) Über diese Kirchenversammlung siehe „Geschichte der ev. Kirche ..." (Bauhofer), S. 511 f., jedoch wird über ihre Ergebnisse hier nichts mitgeteilt. Wichtig ist die ausführliche Erörterung dieser Canones bei Thun. Zimmermann, a. a. O.

haben vollkommen recht, wenn Sie sagen, aß ja an die Kirche bei diesem Treiben gar nicht gedacht wird. Herr Hofrat Zsedényi[17]), dieser feile Emissär der altkonservativen Aristokratenpartei, welcher er sich, der Enkelsohn des letzten Superintendenten Pfanschmidt in der durch Carl VI. 1734 aufgelösten lutherischen Superintendenz der sogenannten 6 Königlichen Freistädte in Oberungarn (Caschau, Eperies, Zeben, Bartfeld, Leutschau, Kesmark) als Parvenu aufgedrungen hat, legt in seiner berüchtigten Kesmarker Standrede[18]) das Hauptgewicht darauf, daß in kirchlichen Dingen einzig und allein die Kirche Gesetzgeberin sein dürfte. Aber mendacem oportet esse memorem. Das hat der Sykophant weislich verschwiegen, daß der Landtag vom Jahr 1840 auch der evangelischen Kirche vorgeschrieben hatte, daß in allen Gemeinden, auch deutschen und slawischen, die Matrikel hinfort nur in der magyarischen Sprache geführt werden dürften und daß nach Verlauf von 3 Jahren keiner ein Kirchen- und Schulamt erhalten sollte, der des Ungarischen nicht vollkommen mächtig wäre. Damals schrien die vermeintlichen Zionswächter nicht über Eingriffe von weltlicher Seite in das Kirchenregiment; denn diese landtäglichen Verfügungen paßten in ihren Kram. Heutzutage, da die Regierung sich das Oberaufsichtsrecht wahren will, um zu verhüten, daß Kirche und Schule nicht wieder zum Tummelplatze nationalistischer Losreißungsgelüste werden, ist des Lärmens darüber kein Ende, daß der Monarch auf kirchlichem Gebiete das ihm gesetzliche Wächteramt ausüben und nicht gestatten will, daß eine Race die anderen verschlinge.

Solcher Inkonsequenzen gibt es freilich noch mehr. Als in dem früher erwähnten Jahre 1734 die Einverleibung der fünften Superintendenz A. C. in den Theißer Distrikt stattfand, bezeichnete man diesen Regierungsakt als eine Willkür und Un-

---

[17]) Eduard Zsedényi (Pfannschmidt) ist besonders umstritten, Angaben über ihn bei WURZBACH, 60, S. 276 f., und BORBIS, a. a. O., S. 313 f., 358, 383, 387, 401, 425, 483. — Die Rede Zsedényis wird in der Anm. 5 zitierten Hamburger Flugschrift S. 63 positiv behandelt und die auf ihr beruhende Adresse des Konventes der Theißer Superintendentur S. 115 ff. abgedruckt. Während Zsedényi hier als Held und Märtyrer der protestantischen Freiheit gefeiert wird, wird der Geistliche der deutschen Stadtgemeinde Ofen-Pest, Michael Lang, als „kleine Seele" in einem „üppigen Körper" S. 69 beschimpft. Kaum dreißig Jahre später wird Lang in der keineswegs madjarenfeindlichen Gemeindegeschichte als „liebe Nathanaelseele", als vorbildlicher Geistlicher und selbstloser Menschenfreund gewürdigt (E. A. DOLESCHALL, Das erste Jahrhundert aus dem Leben einer hauptstädtischen Gemeinde, Budapest 1887, S. 86 f. und 151).

[18]) Über diese Rede und ihre Bedeutung berichtet FRANZ ZIMMERMANN, a. a. O., S. 23 f. u. 426 f. — Die Zurückdrängung des adeligen Laienelements in der Kirchenführung gehörte zu den wichtigsten Programmpunkten der kirchenpolitischen Gruppe, die die Wiener Maßnahmen wohlwollend aufnahm. Die „Protestantischen Jahrbücher" hatten hier gut vorgearbeitet, so brachten sie etwa 1854 Notizen über die Anteilnahme des Adels an Konventen, wobei daran erinnert wird, „daß die evangelische Kirche keinen Unterschied des Standes, sondern bloß des Amtes im kirchlichen Gebiete kenne" (S. 416). Ein Jahr später findet sich auf S. 242 die folgende kennzeichnende Äußerung: „Mit einem Worte, unsere weltlichen Herren Mitglieder haben unserer Kirchenverfassung, um sie vor der Hierarchie zu bewahren, den Stempel der Kyriarchie aufgedrückt — was, wo nicht ein größeres, wenigstens ein eben so großes Übel ist, als welchem dadurch vorgebeugt werden sollte."

gerechtigkeit und klagte über die Unmöglichkeit, so weite Gebiete entsprechend zu administrieren[19]) ... Ehedem war keine Beschuldigung lauter im Munde der Evangelischen als die, daß die Regierung zur Erhaltung unserer Kirchen und Schulen nichts beitrüge; jetzt, da sie erklärt, es tun zu wollen, schleudert man ihr dieses Anerbieten trotzig vor die Füße hin. Sie sehen ..., es ist dies ein Treiben, bei dem nur eines sich klar herausstellt, daß die Evangelischen, wie mir jüngst mein Cousin Guido Görgey[20]), K. k. Sektionsrat in Wien, Arthurs Bruder, richtig bemerkt, den ihnen gemachten Vorwurf, sie hätten die Revolution von 1848 heraufbeschworen, hinterher rechtfertigen wollen."

Kolbenheyer erörtert dann die Frage, ob ein von kirchlichen Kreisen

---

[19]) Die verschiedenen Einwände gegen die Neueinteilung der Superintendenturen erörtert die Ministerialvorlage ausführlich (Fr. Zimmermann, S. 170 ff.). Die Augsburgische Berg- und Superintendenz hatte sich gegen eine Vermehrung der Kirchenbezirke ausgesprochen, obwohl dadurch die Tätigkeit ihrer Leiter vereinfacht wurde. Die Vorlage weist mit Recht darauf hin, daß es sich nicht um eine dogmatische oder liturgische, sondern eine äußerliche administrative Frage handle. Eine zweckmäßigere Einteilung sei früher von den Beteiligten durchaus gewünscht worden. Die neue Einteilung habe den Vorteil, völkische Grenzen zu berücksichtigen, so daß Reibungen teilweise vorgebeugt werden könne.

Als den eigentlichen Grund für die Opposition in diesem Punkte bezeichnet die Vorlage: „Die Ausscheidung der serbischen Woiwodschaft und des Temeser Banats von Ungarn und deren Konstituierung zu einem selbständigen Kronlande und die Einteilung Ungarns in fünf Verwaltungsgebiete mit eigenen politischen, judiziellen Kameral-Oberbehörden ist eine derjenigen Maßregeln, welche in Ungarn der entschiedensten Opposition begegnen und man hat der Hoffnung noch nicht entsagt, dieselbe seiner Zeit noch zurückgenommen und feierlich durch Euere Majestät widerrufen zu sehen. So wie im allgemeinen die anhängigen Verhandlungen über die protestantische Kirchenorganisation als das Feld angesehen werden, auf welchem derzeit allein die Opposition gegen die politische Neugestaltung sich hervortun kann, so liegt auch offenbar der, gegen die projektierte neue Einteilung der Superintendenzen erhobenen Einsprache das Bestreben zugrunde, gegen die allerhöchst festgestellte politische Landes-Einteilung Protest einzulegen und wenigstens auf dem Gebiete der kirchlichen Angelegenheiten der Evangelischen Augsburger und helvetischer Konfession und ihrer Konventsversammlungen die sogenannte Integrität Ungarns aufrecht zu erhalten ..." (S. 190). Es wird ferner betont, daß die frühere Berg-Superintendentur, die die Gebiete der Statthalterei-Abteilungen Pest-Ofen, Preßburg und Großwardein, sowie die Woiwodschaft Serbien mit dem Temescher Banat und die Banater Militärgrenze umfaßte (318.673 Seelen, während die übrigen 3 Distrikte zwischen 146.000 und 187.000 Seelen groß waren) dem Pester Stadt- und Komitatsseniorat das Übergewicht sicherte. Auf dem Wege über Pest seien dann nationale Tendenzen in die kirchliche Arbeit eingedrungen; da „diese Konvente den Meinungsausdruck der fast durchgehends dem Laienstand angehörigen, in Pest und der Umgebung wohnhaften Intelligenz vorwiegend repräsentieren und den Einfluß der anderen Seniorate fast als nullifiziert erscheinen lassen" (S. 191). Es unterliegt keinem Zweifel, daß Moritz Kolbenheyer diese Auffassung des Ministeriums Thun billigte.

[20]) Stammbaum der Familie Görgey bei F. A. Helfert, Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848, Prag 1876, I. Anhang, S. 51.

im Reich, etwa vom Gustav-Adolf-Verein ausgehendes Sendschreiben zur Beruhigung und Besinnung in Ungarn beitragen würde[21]). Er bejaht diese Frage, betont jedoch, daß es notwendig sei, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß das weitverbreitete Mißtrauen gegen Österreich unberechtigt sei. Die liberalen Institutionen in Österreich würden verhindern, daß der Staat oder die römische Hierarchie an eine Schmälerung der Rechte der Evangelischen denken dürften. Wichtig sei es auch, die Madjaren darauf hinzuweisen, daß „Auflehnung gegen die Regierung und Unduldsamkeit gegen andersredende Glaubens- und Heimatsgenossen" das evangelische Gewissen verletzen.

Der sehr umfangreiche Brief, an dem Kolbenheyer mehr als eine Woche geschrieben hat, behandelt dann zunächst Angelegenheiten, die während eines Besuches in Wiener Neustadt besprochen wurden. Dann werden neueste Ereignisse im Kirchenstreit gestreift. Kolbenheyer glaubt, daß das Vorgehen der Behörden gegen die illegalen Konvente, von dem er jetzt hört, seine Wirkungen nicht verfehlen werde.

„Der Standredner von Käsmark, ein Mann, dessen Talent nicht immer im Dienste der Wahrheit und der guten Sache verwendet wurde, soll durch unliebsame Berührungen mit der Polizei bewogen worden sein, eine bedeutsame Schwenkung nach der anderen Seite hin zu machen. Vielleicht erleben wir solcher Rekonversionen noch mehrere. Ich weiß manchen, der für den 1856er Entwurf bis zum Märtyrertum begeistert war. Jetzt aber, um seinen Kredit zu retten, mit den Wölfen heult und mit dem Strome schwimmt. Anderes Wetter, andere Gesichter. Das Auftreten der Slawen, wobei Szeberinyi großes Verdienst hat, die Wirksamkeit Karners[22]) in Temesvár, der bei mir sich Rats erholte, hat den Anhängern Zays und Vays[23]) doch

---

[21]) Eine derartige Stellungnahme erfolgte Mitte Dezember 1859, vgl. FRANZ ZIMMERMANN, a. a. O., S. 247.

[22]) Über ihn vgl. die Geschichte der ev. Kirchengemeinde Temeschburg ...

[23]) Zay ist durch den Unionskampf bekannt geworden. Als langjähriger Generalinspekteur der ev. Kirche hat Graf Karl Zay den größten Teil der Kämpfe in der Kirche verursacht, bestimmend waren für ihn weder theologische, noch gar religiöse Motive. Auch H. Pr. S. 53 gibt zu, daß der Gedanke der nationalen Einheit für ihn maßgeblich war.

BAUHOFER schreibt S. 586 f.: „Mit dem jetzt erwählten Generalinspektor Grafen Karl Zay tritt uns in der evangelischen Kirche Ungarns eine Zeit ungewöhnlicher Aufrüttelung entgegen, von der es noch immer unentschieden ist, ob wir sie unter die guten, ob unter die schlimmen zu zählen haben. Zwei Ideen waren es, die er, in Übereinstimmung mit dem Gouverneur von Siebenbürgen, dem reformierten Grafen Joseph Teleky, in den Teich des kirchlichen Lebens mit Feuereifer hineinwarf ... Es waren die Ideen der Nationalität und der Union zwischen den beiden Schwesterkirchen ... Nur so viel soll bemerkt werden, daß des Grafen edler Sinn und reine Absicht größtenteils verkannt wurde und daß der Graf Zay durch einen allzugroßen Eifer für die Verwirklichung dieser Ideen zu diesem Verkennen selbst viel beigetragen hat." Andr. Fay dachte ähnlich wie Zay. Er spielte bei den Kalvinisten eine führende Rolle, seine Kirchenauffassung war durch und durch ratio-

einiges Bedenken erregt; mehr noch mögen die polizeilichen Vorkehrungen in Pest angesichts der beiden illegalen Konvente und die Besorgnis, der Belagerungszustand könnte wieder eintreten, dazu beigetragen haben, den fieberhaft erregten Puls zu calmiren. Daß der reformierte Superintendenturverweser Báthory in Nagy Körös sein Amt resigniert und sich damit von seiten der Koryphäen seines Sprengels, dem Grafen Gedeon Raday und Herrn v. Sarközy, den Ehrentitel eines traditor fidei errungen hat, werden Sie vielleicht nicht wissen. Daß aber unser Freund Heißsporn Szeberinyi abermals, zum zweiten Male in diesem Jahre, seiner Gemeinde den Dienst gekündigt, wird er Ihnen selbst gemeldet haben. Eben weil dieser Akt in kurzer Aufeinanderfolge sich zum zweiten Male wiederholte, glaube ich noch nicht ein fait accompli darin erblicken zu sollen, obschon Johannes, der richtiger Paulus heißen sollte, mich um Empfehlung an eine andere Pfarre angeht . . .

Mich selbst, wie mir Andreas Stehlo[24]), der als Loßonczer Pfarrer auch ein ganz anderer ist, als der er vor 3 Jahren als Gömörer Pfarrer war, schreibt, soll die Patentpredigt für die Eperieser Superintendentur unmöglich gemacht haben, als ob ich an eine solche Möglichkeit, wachend oder schlafend, gedacht hätte, der ich vielmehr seit zwei Jahren alles aufbiete, um jenseits der schwarzgelben und freilich auch rotgrünweißen Schranken eine Pastorsstelle zu erlangen . . ."

Kolbenheyer weist dann auf einen jungen Ödenburger Theologiestudenten namens S. Kund hin und bittet, sich dieses jungen Mannes anzunehmen. „Ich möchte gerne, um der durch Vernachlässigung des aka-

---

nalistisch. Selbst H. Pr. S. 53 charakterisiert ihn als einen Mann „thoroughly versed in rationalistic theology". WURZBACH 4, S. 153 f. Graf Zay war eine außerordentlich impulsive Natur. Sein Verhalten gegenüber den Slowaken machte ihn zu der Person des Anstoßes beim slowakischen Luthertum. Sowohl der ältere Hurban als auch Štúr kämpften gegen ihn. In den Werken von BORBIS wird er sehr abfällig kritisiert. Er gehöre zu den Renegaten aus dem slowakischen Adel, die eine höchst unheilvolle Rolle spielten. In der 1863 in Erlangen erschienenen Schrift „Die Märtyrerkirche der evangelisch-lutherischen Slowaken im Jahre des 1000jährigen Jubiläums ihrer Gründung" wird S. 110 besonders unterstrichen, daß Zay seine politischen Verbindungen ausnutzte, um „seine gottlosen Unionspläne durchzusetzen". Er sei verantwortlich für die unwürdigen Vorkommnisse in der Kirche seit seinem Amtsantritt. Er denke im übrigen gar nicht christlich, sondern ausschließlich madjarisch-nationalistisch (S. 121). Graf Zay war jedoch nicht bloß ein Gegner der Slowaken, sondern auch ein Feind der Deutschen. Er äußerte gelegentlich, daß er lieber als Madjare in der Hölle als als Deutscher im Himmel sein wolle. Später fügte er hinzu, daß er auch in der Hölle keinen Spaß haben werde, weil dort zu viel deutsche Minister seien (WURZBACH 49, S. 221 ff.). In diesem Zusammenhang ist zu beachten, daß die männlichen Vorfahren zum slowakischen Adel gehörten, die Mutter des Grafen Karl Zay war die bekannte deutsche Dichterin Freiin von Kalisch, eine Freundin Karoline Pichlers.

[24]) Stehlo nahm eine vermittelnde Stellung ein. Er richtete an die Wiesbaden Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereines ein Schreiben, das seine Gesinnungslage einigermaßen deutlich macht. Abgedr. im Jahresbericht 1884 des Centralvorstandes dieser Vereinigung. Er sieht im Panslawismus und Ultramontanismus die Hauptfeinde einer deutsch-madjarischen Zusammenarbeit. Personalien bei WURZBACH 42, S. 271 f.

demischen Studiums herabgekommenen Kirche willen, daß Kund länger als gewöhnlich in Deutschland bliebe."

Weitere Briefe wiederholen die angeschlagenen Themen. Die Gesamthaltung Kolbenheyers wird in ihnen vollends klar. Er wirft der „autonomistischen[25])" Opposition vor, daß sie nicht aus religiösen, sondern aus politisch-nationalen Gründen gegen das Patent sei. Sicher hat zu diesem Vorwurf die Tatsache beigetragen, daß die Feind des Patents ihre Gegner als „Panslavisten", also politisch verdächtigten. Die in Hamburg erscheinenden Flugschriften sind ganz auf diesen Ton gestimmt: daß auch zahlreiche Deutsche die Regierungsverordnung anerkannten, wird zumeist verschwiegen. Noch gegen Ende des sechsten Jahrzehnts glaubt KOVÁCS in einer akademischen Schrift diesen Vorwurf wiederholen zu können, wobei er den jüdisch-madjarischen „Pester Lloyd" als „unparteiischen deutschen Zeugen" zitiert: „Er was maar eene kleine partij, die zich hardnekkig, aan het Patent bleef hechten, t. ev. de partij der Panslaven". Kolbenheyer sieht umgekehrt in diesen politischen Argumentationen den Beweis dafür, daß kirchenfremde Motive die Autonomisten beherrschen... Würde man statt dem herrschenden Rationalismus einer Theologie im Sinne Schleiermachers oder des konservativen Luthertums anhängen, so würde ein derartiger Mißbrauch der Kirche zu weltlichen Zwecken unmöglich sein. Der Kampf nähme infolge dieser geistlichen und geistigen Verwilderung bedauerliche Formen an. Gegen ihn werde in Ödenburg gehetzt. Die Lehrer an der Lehrerbildungsanstalt, einer Schöpfung Kolbenheyers, seien die Hauptwortführer der Madjarisierung. Es sei deshalb nicht mehr richtig, diesen Kreisen von Deutschland auch Geldzuwendungen zu vermitteln. „Waren es doch vorzugsweise die Professoren, die vor dem 1. April von Haus zu Haus liefen und das arme urteilsunfähige Volk gegen die Annahme des Patents stimmten. Wie soll das evangelische Deutschland solchen unevangelischen Deutschprofessoren noch selbst die materiellen Mittel zur Bekämpfung germanischer Humanität an die Hand liefern?" (30. April 1860.)

Es ist verständlich, daß die am 5. Mai 1860 erfolgte Aufhebung des Kaiserlichen Patents Kolbenheyer schwer erschütterte. Resigniert schreibt er, daß der „Dämon" Ballagi gesiegt habe (15. Juni 1860). Die Lage werde jetzt für das Deutschtum in Westungarn und Oberungarn sehr schlecht

---

[25]) Bei der Beurteilung der „Autonomisten" ist zu berücksichtigen, daß die Kirchenverfassung der ev. Kirche Ungarns eher reformiertes als lutherisches Gepräge trägt. Das zeigt auch der Beitrag in H. Pr. S. 68 ff. „... The Lutheran Church is at least as much Preesbyterian in her constitution, as consistorial, if not more so. This explains the interesting tendency, found in certain circles of the Hungarian Lutheran Church, to desire for an organic affiliation with the worldwide family of churches holding the presbyterian system."

werden. In Schule und Kirche setze sich ein Geist durch, der deutsch-evangelischem Denken zuwider sei. Sogar die Lehrerbildungsanstalt sei gefährdet, da „magyarische Zeloten" in ihr regieren. Zukünftig könne man nur noch in reinen Privatanstalten segensreich wirken. Schließlich kommt er wieder auf den Gedanken der Auswanderung zurück.

Trotz dieses Pessimismus resignierte Kolbenheyer nicht. Aus den Briefen nach 1860 geht hervor, daß er zwar unter der völkischen und kirchlichen Entwicklung schwer leidet, jedoch weiter im alten Geiste tätig bleibt. Zwei Gebiete sind es, die ihn besonders neben den jetzt wieder etwas stärkeren literarischen Interessen fesseln. Einmal der Gedanke einer Mädchenerziehungsanstalt — ein Gedanke, der ihn mit dem gleichgerichteten Andreas WEBER[26]) verbindet. Zum zweiten aber der Versuch, mit Hilfe eines Gustav Adolf-Vereins ein Instrument deutscher Kirchenarbeit in Ungarn zu schaffen. Dieser Versuch, der auf das Ganze gesehen, scheitert und lediglich in Ödenburg einen örtlichen Erfolg hat, vertieft die Beziehungen zum Leipziger Zentralvorstand des Gustav Adolf-Vereins[27]). An anderer Stelle habe ich Äußerungen zitiert, die sich in einem Schreiben vom 23. August 1864 an diesen Zentralvorstand finden und deutlich zeigen, wie Moritz Kolbenheyer

---

[26]) Andreas Weber, 1799 als Sohn eines Arztes geboren, studierte in Preßburg, Wien, Leipzig und Jena. Als Pfarrer in Neu-Pasua, wo er fünfzig Jahre hindurch wirkte, war er der Mittelpunkt des deutschen Wiederstandes im evangelischen Seniorat Betschka-Syrmien. Die Darstellung im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums I, S. 327, berücksichtigt Weber nicht und ist deshalb einseitig. Über Andreas Weber werde ich mich an Hand einiger Briefe bei späterer Gelegenheit äußern. Einige briefliche Äußerungen zitiert HANS WALTER RÖHRIG in seiner Schrift „Die Geschichte der deutsch-evangelischen Gemeinden des Banats", Leipzig 1940, S. 34 f. Weber trat (mit gewissen Vorbehalten) für das Patent ein, vgl. Protestantische Jahrbücher IV (1857), S. 537 ff.

[27]) Der Kampf um die Einbürgerung des Gustav Adolf-Vereins in Ungarn spiegelt die Auseinandersetzungen innerhalb der ungarländischen ev. Kirche wieder. Zu Anfang der 40er Jahre werden Pläne, einen ungarländischen Zweigverein dieser Stiftung zu errichten, diskutiert: dem Kreis um Székács gelingt es, statt eines Zweigvereines eine unabhängige Protestantische Unterstützungsanstalt zu organisieren, deren Zentrale in Pest ist. Aus kirchen- und nationalpolitischen Gründen halten jedoch deutsche und slowakische Pfarrer die Verbindung mit der deutschen Stiftung in Leipzig aufrecht. In Ödenburg schuf Kolbenheyer einen Gustaf Adolf-Ortsverein, dessen Name ein „Selbst octroi" sei (Brief vom 23. August 1864). Auf der Jahresversammlung in Speyer teilte Stehlo 1872 mit, daß sich die Unterstützungsanstalt vielleicht doch noch dem Gustav Adolf-Verein anschließen werde. Doch kam es dazu nicht mehr. Die Darstellung bei HERMANN WOLFGANG BEYER, Die Geschichte des Gustav Adolf-Vereins in ihren kirchen- und geistesgeschichtlichen Zusammenhängen, Göttingen 1932, S. 170, stimmt in bezug auf Ungarn nicht mit den Tatsachen überein. Es kann nicht die Rede davon sein, daß Székacs die Gründung eines Gustav Adolf-Vereins im Lande erstrebte, sein Ziel war vielmehr die Schaffung einer besonderen Anstalt mit madjarischer Tendenz, die jedoch vom Leipziger Central-

die Bemühungen um die Madjarisierung und die damit zusammenhängenden Bestrebungen im ungarländischen Protestantismus einschätzte: „Wie Sie wissen, verabscheuen unsere Autonomen jegliche Denomination, die an den Zusammenhang mit Deutschland erinnert und ich würde gar nicht erstaunt sein, wenn heute oder morgen in einem Distriktual- oder Generalkonvente ein Vollblutmadjare mit dem Vorschlage auftrete, gewisse veraltete Benennungen abzutun und dafür „Pester und Debrecziner Konfession" zu odoptieren, insolange nämlich als die Verhältnisse noch nicht gestatten, beide unter der Bezeichnung „magyar vallás" (madjarische Religion) zusammenzufassen[28])."

Es kann nicht verkannt werden, daß Kolbenheyer im Laufe der Zeit immer verbitterter geworden ist. Der zuletzt genannte Brief ist voller Hohn. Ohne Zweifel trugen zu dieser Stimmung die Enttäuschungen entscheidend bei, die er im Kampf um einen von der Politik unabhängigen Kurs in der evangelischen Kirche Ungarns erlebte. Sein Eintreten für das Patent blieb erfolglos, weil es der Opposition gelang, die Mehrheit der Gemeindekonvente für die Ablehnung zu gewinnen. Die Wiener Regierung, der bereits Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieser von dem Grafen Leo Thun im Bunde mit Josef Andreas Zimmermann[29]) eingeleiteten Kirchenpolitik gekommen waren, wich diesem Widerstande und gab damit ihre Anhänger im Lande — meist deutsche und slowakische Lutheraner — preis. Bach, der als Innenminister auf die Gestaltung des wichtigen § 4 des Protestantenpatents Einfluß genommen hatte, war aus dem Leben geschieden. Ihm folgte der Finanzminister Freiherr v. Bruck, der als Protestant an diesen Fragen starken Anteil genommen hatte, in den Tod. Im März 1860 hatte der Kaiser den Übergang vom Absolutismus zum Konstitutionalismus eingeleitet, am 5. Mai setzte ein allerhöchstes Schreiben das Patent außer Kraft, und am 20. Oktober trat Thun als Kultus- und Unterrichtsminister zurück. Es kam hinzu, daß der Protestantismus in Deutschland nicht immer volles Verständnis für die Sorgen Kolbenheyers hatte. Wohl setzte sich Dr. Stephani stets für ihn und seine Gedanken ein. Doch gab es auch Kreise, die aus Liberalismus, d. h. aus politisch-ideologischen Gründen mit den „autonomistischen" Protestanten Ungarns sympathisierten, die insbesondere die Frontstellung gegen Wien unterstützten. Es scheint, daß freimaurerische Einflüsse

---

vorstand moralische und materielle Förderung erhält. Die Unter- und Hintergründe der Entwicklung in Ungarn erkennt dieser protestantische Kirchenhistoriker nicht.

[28]) J. H. Beyer, Aufbau und Entwicklung des ostdeutschen Volksraums, Danzig 1935, S. 116.

[29]) Die bedeutende Rolle Zimmermanns unterstreicht K. Völker, a. a. O., S. 15 ff. — Völker macht jedoch einige Vorbehalte gegen die Darstellung Franz Zimmermanns.

diese Haltung des nord- und südwestdeutschen Protestantismus nicht unwesentlich gefördert haben.

Für uns ist besonders bemerkenswert, daß Moritz Kolbenheyer, der gewiß liberalen Zeitströmungen nicht verschlossen war und dessen geistige Welt der protestantisch-deutsche Idealismus blieb, deutlich zwischen den liberalen Ideologien auf der einen und der Erhaltung von Volkstum und kirchlicher Eigenart auf der anderen Seite unterschied. Die Sicherung des evangelischen Deutschtums in Ungarn war für ihn eine unbedingte Notwendigkeit. Sein Briefwechsel mit Amtsbrüdern und Freunden im In- und Auslande diente diesem Ziele. Dabei war ihm gerade der deutsche Idealismus in Wissenschaft, Kunst und einer der lutherischen Tradition angenäherten Theologie eine Kraft, die erhaltend wirken konnte. Letzten Endes sieht er in den Nationalitätenkämpfen innerhalb der protestantischen Kirchen des Landes die Folge mangelhafter und falscher Erziehung und Ausbildung. Wirklich kirchliches Denken hätte seiner Meinung nach auch in nationalen Fragen zur Beachtung der Gerechtigkeit führen müssen. Die minderwertige Ausbildung hindere jedoch die Geistlichen, wirklich kirchlich zu denken. Nichts sei deshalb gefährlicher als die Errichtung einer eigenen theologischen Lehranstalt im Lande, an der ausschließlich das Studium zu absolvieren wäre. Dadurch würden die schlimmen Folgen, die die Wiener Fakultät durch ihre geringe wissenschaftliche Qualität gehabt habe, noch vergrößert. Der slowakische Führer Hurban[30]), mit dem Kolbenheyer in Verbindung stand, hat diesen Gedankengang damals im Pester „Evangelischen Wochenblatt" so ausgedrückt: „Soll es besser werden, so müssen unsere Theologen besser werden, und um dies zu erreichen, müssen sie nach Deutschland . . . Man muß erst das Höhere der Geschichte verdauen, wenn man selbst eine Geschichte machen will."

---

[30]) Auf Hurbans Beziehungen zur deutschen Kultur und Philosophie (Hegel) sowie zur deutsch-evangelischen Theologie ist mehrfach hingewiesen worden. Ergänzend sei auf den etwas versteckten Beitrag von Albert Pražák in der Festschrift für Kraus und Janko hingewiesen („Deutsche Elemente in der Jugendbildung S. Hurban-Vajanskýs", in: Xenia Pragensia. Ernesto Kraus septuagenario et Josepho Janko sexagenario ab amicis collegis discipulis oblata, Prag 1929). Pražák behauptet S. 184 in dem auch in anderer Hinsicht manchmal schiefen Beitrag, daß J. M. Hurban zum „Experten" des Gustav Adolf Vereins „gewählt" wurde. Derartige „gewählte" Experten gab es nicht. Es handelt sich bei der Mitarbeit Hurbans — wie bei der Kolbenheyers, Stehlos oder Wimmers- um eine freiwillige Beteiligung an der Arbeit der Stiftung.

Der Unterschied zwischen der zeitgenössischen deutschen und ungarischen Hochschulwissenschaft wird auch aus einem Berichte deutlich, den Wilhelm Gärtner um 1857 schrieb. Er beleuchtet auch die Lage in der katholischen Kirche. Vgl. E. Winter, Die Leiden eines Reichenbergers als Professor für deutsche Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte an der Universität in Pest (Gierach-Festschrift, Reichenberg 1942).

Moritz Kolbenheyer dachte ähnlich. Und im Sinne dieser Auffassung, die sowohl aus völkischen als auch aus religiösen Gesinnungsquellen gespeist wurde, handelte er. Es wäre völlig falsch, in ihm einen „Deutschstämmigen madjarischen Denkens und Fühlens" zu sehen. Seine Urteile über das Madjarentum sind, wie diese Briefe gezeigt haben, eindeutig und — bedingt durch die täglichen Kampferfahrungen — oft sogar schroff.

Gegen die hier vorgelegte Deutung gewisser Briefe könnte vielleicht der Einwand erhoben werden, kirchengeschichtliche Gesichtspunkte würden in unzulässiger Weise mit volkswissenschaftlichen verquickt. Dieser Bedenkensanmeldung gegenüber müßte freilich auf dreierlei hingewiesen werden. Einmal: die Abwehr gewisser Vorgänge in der lutherischen Kirche wird ausdrücklich auch mit volks- und kulturpolitischen Argumenten begründet. Im Hintergrund steht zweitens positiv der Gedanke einer evangelischen Reichskirch ein der Donaumonarchie. Hornyánszky hat in den „Protestantischen Jahrbüchern" 1857 diesen Gedanken in seinen „Briefen über Kirchenverfassung" anklingen lassen. Im Sinne dieses „wünschenswerten" Ziels wurde in dieser Zeitschrift und im „Wochenblatt" regelmäßig über das Leben in den evangelischen Gemeinden Österreichs, Böhmens und Siebenbürgens berichtet. Der Aufbau einer evangelischen Reichskirche in der Doppelmonarchie wäre im übrigen nicht bloß ein kirchengeschichtliches Ereignis gewesen. Da offenbar nicht daran gedacht war, die Kalvinisten Ungarns einzuschließen, wäre eine ziemlich starke lutherische Gesamtkirche entstanden, in der die Deutschen schon durch das Schwergewicht Siebenbürgens das Übergewicht bekommen hätten. Eine evangelisch-lutherische Reichskirche Österreich-Ungarns wäre ohne Zweifel eine kulturdeutsch bestimmte Kirche geworden. Aus dieser Erwägung ergibt sich bereits, daß kirchengeschichtliche Tatbestände auch volksgeschichtlich interpretiert werden dürfen. Das gilt insbesondere für Zeiten oder Personengruppen, bei denen das konfessionelle Bewußtsein völlig überwiegt: in konfessionalistischer Formulierung können hier oft völkische Tatbestände zum Vorschein kommen. Im übrigen hätte eine „Reichskirche" dem Kreis Hornyánszky-Kolbenheyer gleichzeitig einen sehr erwünschten verfassungspolitischen Wandel gebracht: es war undenkbar, daß der „weltliche Stand" (der Adel) wie in Ungarn auch in der Gesamtkirche die Führung erhalten haben würde[31]). Die Erörterung des Problems „Reichskirche" führte bereits zu

---

[31]) Andreas Soltész begrüßt in den „Protestantischen Jahrbüchern" IV (1857), S. 175 ff., den Regierungsentwurf und kritisiert dabei die dominierende Stellung des Adels: „Noch erwählt die Kirche ihre Inspektoren aus Männern des weltlichen Standes, aber wann besucht der Herr Inspektor die Kirche, deren Vorstand und Leiter er ist? ... Bei dem jetzigen Indifferentismus des über dem Landvolk und dem Bürgerthume stehenden weltlichen Standes hat die evangelische Kirche wenig

dem dritten Punkte: in ganz Ostmitteleuropa sind zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten kirchliche Vorgänge eben nicht bloß „kirchliche" Vorgänge. Wenn innerhalb der griechisch-unierten Kirche des Stanislauer Gebiets eine „Latinisierung" auf dogmatischem Gebiete und in der Ordnung des Lebens der Pfarrer durchgeführt wird, dann hat dieser Vorgang auch seine Folgen für das polnisch-ukrainische Verhältnis. So ist etwa auch die Kirchengeschichte der Siebenbürger Sachsen bis zu einem gewissen Zeitpunkte mit ihrer Volksgeschichte nahezu identisch. Ohne alle Spekulation über die Bedeutung des „Volkstums" in theologischen Lehrmeinungen oder die Auslegung gewisser Begriffe darf doch auf Grund der geschichtlichen Erfahrung gesagt werden, daß nicht allzu selten das Völkische durch das Kirchliche, auch durch eine „theologische" Sprache hindurchscheint. So ist es auch bei Moritz Kolbenheyer gewesen, über den übrigens EDMUND STEINACKER in seinen „Lebenserinnerungen" voll Anerkennung berichtet[32]).

Das Ideal Kolbenheyers ist ohne Zweifel die Harmonie der Nationalitäten — ein Ideal, das im Karpatenraum sowohl Schröer als auch Ed. Glatz und Stephan Ludwig Roth begeistert hatte. Wenn er in den „Protestantischen Jahrbüchern" 1856 an einem Verstorbenen rühmte, daß er bei aller Liebe für seinen Volksstamm doch niemals Absonderungsgelüste gebilligt habe, so entsprach diese Geltung den eigenen Überzeugungen. Wer „mit rührender Pietät an dem Volke, aus dessen Mitte er hervorgegangen" hänge, müsse auch einen Sinn für das Höhere besitzen. Dies Höhere ist das Menschentum, das sich in verschiedene Völker aufgliedere. Der Madjarisierungseifer verletze die höchsten religiös-sittlichen Worte, insbesondere den Grundsatz der Gerechtigkeit. Zugleich zerstöre er auch die kirchliche Gemeinschaft. Während die von HORNYÁNSZKY herausgegebenen Blätter die Kirche ausschließlich in den Mittelpunkt stellen und innerhalb der Kirche einer Heraushebung des geistlichen Standes das Wort reden, sind jedoch bei Kolbenheyer stärkere Bindungen an die deutsche Kultur und das deutsche Volkstum spürbar, die ihn als bewußten Volksdeutschen protestantischer Prägung erscheinen lassen.

---

zu erwarten. Die Stütze der Kirche war der weltliche Stand, ist es aber nicht mehr." Diese „soziologische" Seite der kirchlichen Auseinandersetzungen verdient besondere Aufmerksamkeit.

[32]) EDMUND STEINACKER, Lebenserinnerungen (Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München, Nr. 13), München 1937, S. 8 f., 219.

Der Funktions- und Raumcharakter des slowakischen Volksliedes und der slowakischen Volksmusik

Studie aus dem Gebiet der vergleichenden Musikgeographie

Von Franz Zagiba (Preßburg)

Einer der wichtigsten künstlerischen Werte des slowakischen Volkes, der oft auch den Volkscharakter beeinflußt, ist das slowakische Volkslied und die Volksmusik. Wollte man die slowakische Geschichte verfolgen, so glaube ich, daß sich diese am deutlichsten in ihrer ganzen kulturhistorischen und nationalen Bedeutung im Volkslied und der Volksmusik widerspiegelt. Gerade hier findet man bestimmte charakteristische Merkmale, die das slowakische Volk im Laufe einiger Jahrhunderte als Eigenheiten seiner Kunst heranbildet und aus denen auch die umliegenden Ethnika schöpften, so daß das slowakische Lied durch den beeinflussenden Charakter auch noch einem anderen Zweck dient.

In dieser Studie will ich mich nur auf den Funktions- und Raumcharakter des slowakischen Volksliedes und der Volksmusik beschränken, wie diese nämlich je nach der geographischen Lage im slowakischen Gebiet erscheinen. Ich möchte aber auch mit einigen Bemerkungen darauf hinweisen, wie viele Probleme beim Studium des slowakischen Liedes in melodiöser, also musikalischer Hinsicht auftreten und wie ergiebig gerade das slowakische Gebiet für Studien der gegenseitigen Einflüsse der melodischen Varianten an den ethnischen (slowakisch-madjarischen, -ruthenischen, -polnischen, -deutschen und -mährischen) Grenzen ist[1]). Auch die Aufstellung grundlegender Richtlinien für die vergleichende Musikwissenschaft auf dem Gebiet der Musikfolklore bietet wertvolle Erkenntnisse.

Zur Lösung der hauptsächlichsten Probleme der musikalisch-geographischen Folklore werden uns die durch das Studium der melodischen Varianten an den angeführten ethnischen Grenzen gewonnenen Erfahrungen, behilflich sein.

Wenn aber dort die funktionelle Bedeutung des Liedes öfter wechselt als im Hinterland, muß man auch in musikalischer Hinsicht neue Arbeitsmethoden suchen und benützen, um verschiedene Erscheinungen, die vom Standpunkt der heutigen methodologischen Erkenntnisse aus unerklärlich erscheinen, klären zu können.

Schon Jesperson[2]) war der Ansicht, daß unter den Faktoren der Satzintonation auch Anzeichen ethnographischer und völkischer Verschieden-

[1]) Über die Funktion des Volksliedes an den ethnischen Grenzen vgl. die Studie: P. Bogatyrev, La chanson populaire du point de vue fonctionel. Travaux du Cercle linguistique de Prague. Jg. 5, S. 13.

[2]) Jesperson, Phonetische Grundfragen, Leipzig 1904.

heiten zu finden seien. BRENNER[3]) sagte im Rahmen der Dialektologie, daß die Satzintonation, der Akzent und die Quantität grundlegende Elemente des wortmusikalischen Schaffens seien und es selbstverständlich nur darum ginge, ob man ihre Reflexe auch dann unterscheiden könne, wenn sie im fremden Ethnikum stark verändert wurden. Da wäre nun festzustellen, daß, obwohl durch Beeinflussung fremde Musikelemente mit der heimischen ursprünglichen Musik zu einem neuen Ganzen verschmolzen, die ersteren doch durch ihre aktualisierende Stellung erkenntlich sind, denn die neu zur Geltung gekommenen musikalischen Elemente können wir in der Stammusik als aktualisierendes Element antreffen. Aktualisierende Elemente sind charakteristisch für beeinflußte Musik. Diese besonderen Merkmale oder Dominanten wurden auf Grund der linguistisch feststellbaren Sprachfaktoren, wie Akzent, Quantität und vor allem Wort- und Satzintonation, gebildet. Wenn man daher die musikalischen Ausdrucksformen mit den angeführten Sprachfaktoren, vor allem mit der Intonation vergleicht, kann man feststellen, ob die Musikform der sprachlichen Ausdrucksform entspricht. Ist keine Übereinstimmung zu finden, muß man die aktualisierenden Dominanten mit den charakteristischen Merkmalen der Volkssprache bzw. Musik der benachbarten Ethnika vergleichen[4]).

Nach den bisherigen Ausführungen ist also vor allem die Sprachwissenschaft von ungeheuer wichtiger Bedeutung für die Schaffung neuer Arbeits- und methodologischer Richtlinien, ebenso die dialektologischen Ergebnisse und andere Disziplinen. Wichtig ist es auch, das Musikmaterial unter Berücksichtigung der neuen methodologischen Grundsätze zu sammeln, wobei die getreue Aufzeichnung der melodischen Varianten notwendig ist, um erkennen zu können, wie sich diese unter dem Einfluß der oben angeführten Sprachgesetze verändern.

Im weiteren Verlauf dieser Arbeit werde ich einige Feststellungen über den Funktions- und Raumcharakter des slowakischen Volksliedes und der Volksmusik anführen, wie dieser je nach der geographischen Lage im slowakischen Territorium erscheint; an einigen Stellen werde ich mich auch mit den gegenseitigen slowakisch-madjarischen Beziehungen beschäftigen. Das Material habe ich den sog. „Matičné dotazníky" (Fragebogen der Matica), die zur Erforschung des slowakischen Dialektes in Turz. St. Martin vom Jahre 1923 an erschienen, entnommen. Der Fragebogen wurde zwar für dialektische Spracherscheinungen im slowakischen Ethnikum zusammengestellt, man findet jedoch auch Fragen, die die Entwicklung der

[3]) BRENNER, Deutsche Phonetik, Leipzig 1893.

[4]) FRANZ ZAGIBA, Zum Verhältnis der Melodie des Volksliedes zur Satzintonation. Linguistica slovaca, Jg. I/II (1939/40), S. 238, Slovenská učená spoločnost, Preßburg.

Volksmusik betreffen; aus diesen nicht immer vollständigen Angaben habe ich gewisse Regeln aufgestellt, wie diese im Lichte der angeführten Probleme erschienen.

Wann singt das slowakische Volk?

Das Liederrepertoir der Dorfbevölkerung enthält vor allem zeremonielle Lieder und verbindet diese mit irgendeinem, ob nun weltlichen, kirchlichen, familiären oder einem anderen Feiertage. Es entspricht einer gewissen Frömmigkeit der Dorfbevölkerung, daß am Freitag nicht gesungen wird, womit das Volk die Trauer über die Christustragödie, die ja an diesen Tag gebunden ist, zum Ausdruck bringen will. Mit kirchlichen Feiertagen sind neben Kirchenliedern, die das Volk Gesangsbüchern entnimmt und bis zu einem gewissen Grade angleicht (Wort- und melodische Varianten), auch Lieder rein weltlichen Charakters verbunden, in denen die funktionelle Bedeutung des kirchlichen Feiertages für das Leben des Volkes ihren Ausdruck findet.

In besonderem Maße kommt der Gesang beim größten Ereignis für ein Dorf, nämlich bei der Hochzeit zur Geltung. An dieser nimmt das gesamte Dorf teil und es ertönen Lieder kirchlichen Charakters (und zwar in der Kirche) und Volkslieder: Der Segen der Eltern, die Braut bittet Gott, er möge die Eltern segnen, da sie sie aufgezogen haben usw. Allerdings wechselt das Liederprogramm bei der Hochzeit je nach der Jahreszeit in der sie abgehalten wird; ob im Winter oder im Sommer, wenn die meiste Arbeit ist, ob an einem Sonntag oder einem Wochentag, im Advent oder zu einer anderen Zeit.

Ein alter Brauch rein persönlichen Charakters ist das sog. „Vorsingen" am Hochzeitstage zu Essen zu Mittag oder am Abend. Zu den Klängen der sog. „Runde" singt jeder Teilnehmer — oder die nächsten Verwandten — den Neuvermählten seinen Vers, je nach den Familien-Verwandtschafts- oder anderen Beziehungen. Mit dem Vorsingen beginnt die älteste Brautjungfer, die neben der Braut sitzt. Alle Zeremonien vor oder nach der Hochzeit, wie z. B. der Abschied der Braut vom Elternhaus, von den Verwandten und dem ganzen Dorf, die sich oft aus einigen Phasen zusammensetzen, werden von Gesang und einer äußerst gefühlsbetonten Auslegung der einzelnen Teile auf Grund der von altersher überlieferten Bräuche begleitet.

Im Laufe des Jahres kommt die Sangesfreudigkeit der Dorfbevölkerung in ihrem täglichen Leben in folgender Weise zur Geltung:

Mit dem Weihnachtsfeste sind meiner Meinung nach auch heute noch die ureigensten Lieder und „Singen" verbunden, wobei jede Ansiedlung außer des Kirchenliederprogramms auch noch viele rein weltliche Lieder kennt.

Zum heiligen Dreikönigsfest ist es Brauch, die Häuser einzusegnen (durch Priester, Kantor, Mesner). Dabei werden nun beim Eintreten ins Haus je nach den Familienverhältnissen Lieder gesungen: anders bei ordentlichen Familien, anders bei solchen, wo gesündigt wurde oder man nicht in die Kirche geht, bei Trinkern, kinderlosen Jungverheirateten oder solchen mit reichem Kindersegen usw. Welche Mannigfaltigkeit des Inhaltes und der Melodie!

Im Fasching ist das Dorf, mit Ausnahme der Hochzeitsfeste, am fröhlichsten. Die Jugend zieht mit Musik und Gesang durchs ganze Dorf und geht von Haus zu Haus, um den Familien ihre Glückwünsche aufzusagen. Die Musik spielt, man singt und die ganze Familie wird im Tanze herumgeschwenkt. Dann werden die jungen Leute bewirtet und ziehen weiter. In ganz vereinzelten Fällen zieht auch noch der Dudelsackpfeifer als Musikant mit. Am Aschermittwoch findet das sog. „Begräbnis der Baßgeige" statt zum Zeichen, daß nun bis Ostern weder gesungen noch getanzt werden soll. Dieser Brauch hat sich im Westen wie im Osten der Slowakei noch recht gut erhalten.

Symbolischen Charakters ist die sog. „Morena", die am Palmsonntag gefeiert wird; die Mädchen verfertigen aus Stroh eine „Morena" (weibliche Figur), die sie mit Lumpen behängen und mit Gesang durchs ganze Dorf tragen, bis sie sie endlich ertränken; ein ähnlicher Brauch gilt in der Ostslowakei für den Totensonntag vor Ostern. Zu Ostern werden die Mädchen „getauft" (oblievačky) und im Westen der Slowakei wird an diesem Tag auch noch — sicher unter tschechischem Einfluß — der Brauch des Auspeitschens „šibačky" geübt, d. h. die Mädchen werden mit Ruten geschlagen.

Der Frühling ist die an Gesang ärmste Zeit, denn da gibt es zuviel zu tun.

In der Turzer Gegend hat sich der Brauch erhalten, einen Maibaum aufzustellen; doch kann der Bursch nur dort einen Maibaum aufstellen, wo er „taufen" war. Bei dieser Gelegenheit spielt man der Liebsten ihre Lieblingslieder vor, eine Art Stelldichein in aller Frühe.

Der Sommer ist die Zeit der meisten Lieder, wenn die Jugend abends bis spät in die Nacht hinein singend, von einer Ziehharmonika oder einem anderen Instrument begleitet durchs Dorf zieht. Die Anregung zu diesem nächtlichen Singen geht meist von Rekruten aus, die solche auch leiten, solange bis sie eingezogen werden. Selbstverständlich singt im Sommer bei der Feldarbeit alles und in vielen Orten der Slowakei hat sich bis heute noch der zwei- bis dreistimmige Gesang dabei erhalten (Gau Trentschin).

Außer diesen allgemein üblichen Gelegenheiten, bei denen gesungen wird, zeigen sich in der Slowakei in den einzelnen Gegenden noch Besonder-

heiten. Man singt z. B. beim Himbeersammeln, bei der Weinlese, in der Nacht beim Leinaufschütteln, was wegen der vielen Arbeit als Erholung beim Singen gemacht wird. Den Lein schütteln die Mädchen, die Burschen singen nur. Gesungen wird auch beim Kartoffelhäufeln und beim Sirupkochen. Der Sonntag nachmittag wird allgemein benützt, um entweder auf dem Dorfplatz oder hinter dem Dorf bei Musik zu tanzen und zu singen.

Im Juni wird noch das traditionelle Johannisfeuer abgebrannt; die Jugend entzündet ein Feuer und es werden eigene Lieder mit langgezogener Melodie gesungen und diejenigen, die gerne heiraten möchten, beschwören die Geister. Natürlich wird dieses Programm je nach den Eigenheiten und Gelegenheiten in den einzelnen Dörfern der ganzen Slowakei oft verschieden ausgestaltet, wie dies im weiteren Verlauf der Studie noch ausgeführt werden wird.

Die Gestaltung der Volkslieder

Es ist unmöglich zu sagen, ob der Westen oder der Osten der Slowakei an Volksliedern reicher ist, denn hier wie dort zeigen sich gewisse ureigene Besonderheiten. So entsteht z. B. im Westen alle zwei Monate ein neues Lied, daneben sind mindestens zehn immer im Gebrauch. Hier zeigen die Burschen die schöpferischen Fähigkeiten, dort die Mädchen. Weiter ist hier die Frage aufzuwerfen, ob es sich um eine doppelte Neuschaffung, nämlich die von Melodie und Text handelt; meist handelt es sich nur um die Bildung eines neuen Textes für eine augenblicklich beliebte Melodie. Diese Melodie kann entweder volkstümlichen Ursprungs sein oder ist dem Einfluß einer städtischen Melodie — Schlagermelodie — zuzuschreiben, die als „cantus firmus prius factus" benützt wird und für die ein neuer schon im Volkscharakter verfaßter Text gebildet wird. Es kommt dann auf die schöpferische Fähigkeit der Gestalter oder ihrer Interpreten, der Dorfburschen und -mädchen an, wie weit diese Melodie in neuen Variationen, „Varianten", erscheint. Eine wichtige Rolle spielen hier vor allem die dialektischen Intonationsgesetze der jeweiligen Ansiedlung, ebenso die weiteren Merkmale der Sprachstruktur, besonders, wenn es sich um eine volksfremde (z. B. madjarische) Schlagermelodie handelt. Neben diesen eben besprochenen Liedern gibt es noch eine Schöpfung im althergebrachten Geist, nämlich die Schaffung von Volksliedern rein heimischen Ursprungs.

Eine Eigenheit, die im Westen der Slowakei angetroffen wird ist es, daß viele der Frauen die Volkslieder neu schaffen oder vortragen, den Vornamen Eva tragen, z. B. Eva Gregušová, Eva Šebíková; alle aber werden von Eva Studeníčková übertroffen, die durch ihr großes Wissen von Melodie und Text bei einer Aufzeichnung von Liedern allein einige hundert vorzutragen wußte.

Innerhalb der singenden Jugend zeigt sich eine Zweiteilung: hier sehen wir die vom Militär zurückgekommenen Burschen und die Mädchen, die in der Stadt gedient haben mit Liedern, denen oft noch irgendwie ein Schlagercharakter anhaftet, andererseits die im Dorf verbliebenen mit den echten Volksliedern. Dies ist jedoch nichts Sonderliches, wenn man bedenkt, was das Landvolk von der städtischen Kunst hält, die es oft nur aus Prestigegründen übernimmt; es entscheidet da weder die ästhetische Seite noch eine künstlerische Bewertung.

Die Bezeichnung, die wir in den „Dotazníky" (Fragebogen) finden, daß nämlich in einer Gemeinde viel, in der anderen wenig gesungen wird usw., muß von zwei verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden.

1. Die Zahl der Lieder ist groß, es wird aber nichts oder nur in geringstem Maße abgewandelt; oder sie ist ziemlich klein, in diesem Fall werden dieselben Lieder immer wieder wiederholt, es handelt sich also nicht um eine Neuschaffung, sondern um eine reine Interpretationsfähigkeit von einzelnen.

2. Das Dorf hat ein ungewöhnlich reiches Liedermaterial, das aber sehr wenig gesungen wird; in diesem Fall wird dieses immer kleiner und kleiner werden, da der Ausgleich zwischen der Zahl der Lieder und der Häufigkeit ihres Absingens fehlt. Dieser Fall tritt dann ein, wenn ältere Personen, die viele Lieder wissen, den Zusammenhang mit der Jugend nicht finden und diese die Lieder nicht kennenlernen. Dies ist die Erklärung für den Verfall des Volksliedes, woran der Einfluß der städtischen Musik nicht gerade im geringstem Maß schuld ist.

Wie lebt das Volkslied auf dem Dorfe weiter?

Es ist selbstverständlich, daß der Gesang auf dem Dorf der Ausdruck der Gemeinschaft ist, aus der immer einzelne hervorragen, wie ich schon vorher angedeutet habe; durch das Gemeinschaftssingen der Jugend zu gewissen Zeiten und Tagen ist es zu erklären, daß diese, gleich ob es sich um die männliche oder die weibliche handelt, die Träger des Gesanges im Orte sind. Es ist einleuchtend, daß ein guter Sänger in einem Ort viele Lieder kennen muß; ebenso einleuchtend ist es, daß der, welcher die meisten Lieder weiß, es gewöhnlich auch am besten versteht, sie vorzutragen. Von den einzelnen Generationen könnte man sagen, daß die Jugend vor allem weltliche Lieder kennt, während die ältere Generation neben den ihnen aus ihrer Jugend bekannten Volksweisen auch über einen Schatz religiöser Lieder verfügt. Dem besten Sänger des Ortes wird die weitere öffentliche Tätigkeit ermöglicht, da bei den Katholiken gewöhnlich die Person (Mann oder Frau) als Vorsänger fungiert, welche die meisten Lieder kennt.

Betrachten wir die einzelnen Sänger in den Dörfern, so zeigt sich eine gewisse Altersgrenze, nämlich zwischen 35 und 50 Jahren, wo die Leute aufhören Sänger zu sein, und zwar Männer und Frauen; nach den „Dotazníky" (Fragebogen) stehen die meisten Sänger im Alter bis zu 30 oder von 50 Jahren aufwärts. Die Jahrgänge von 30 bis 40 leisten auf dem Gebiet des Singens fast gar nichts; sie singen höchstens bei Hochzeiten mit oder hie und da im Wirtshaus. Den einzelnen Altersstufen nach singen entweder die Jungen, die man dann im Dorf „spevák" (Sänger) nennt oder „starí", das sind die Alten.

Sicherlich hat auch die Beschäftigung der einzelnen großen Einfluß auf die Pflege des Gesanges. Arbeiter haben weniger Gelegenheit, aber auch weniger Vorliebe für das Volkslied, wie z. B. Bauern oder Hirten. Man könnte auch sicherlich eine weitere Einteilung nach Berufen treffen, wer da mehr singt. Die Männer fungieren, so lange sie nicht verheiratet sind, oder in späteren Jahren als Kirchensänger (wenn sie schon in der Jugend Sänger waren). Bei Feldarbeiten oder anderen Gelegenheiten, wenn die Leute aus mehreren Dörfern zu einer Herrschaft arbeiten gehen, haben die Mädchen aus verschiedenen Siedlungen natürlich auch verschiedene Lieder. In diesem Fall singen sie nur einige Lieder gemeinsam, haben also ein sog. angeglichenes Liederprogramm. Die Mädchen aus den verschiedenen Ortschaften singen jedoch auch abwechselnd ihre eigenen Lieder. In der Umgebung von Alt-Sohl singen bei einer solchen Gemeinschaftsarbeit die Bauernmädchen ihre einheimischen Lieder, während die Dienstmägde nur Schlager wissen, da ihnen jeglicher Kontakt zum Volkslied fehlt.

In manchen Ansiedlungen könnte man die Bevölkerung nach ihrer Sangesfreudigkeit einteilen, z. B. singen die Mädchen am meisten, die Burschen weniger, die Frauen noch weniger und am wenigsten die Männer.

Die instrumentale Volksmusik

Die instrumentale Volksmusik kennt verschiedene Zusammensetzungen und Aufgaben; daneben gibt es noch die Zigeunermusik, die wohl nicht in den Bereich der Volksmusik gehört, sie aber an vielen Orten ersetzt und so einen integralen Bestandteil der volkstümlichen Musikkultur in der Slowakei bildet. Es ist nicht zu leugnen, daß eben die Zigeunermusik den starken Verfall der instrumentalen Dorfmusik in der Slowakei verschuldet hat, da sie sie mechanisierte. Die Dorfmusik wirkt vor allem bei Hochzeiten und Unterhaltungen mit. An manchen Orten der Slowakei werden die Hochzeiten auch ohne Musik abgehalten (es wird nur gesungen?).

Die Dorfmusik kennt hauptsächlich zweierlei nur gelegentlich auch mehrere Arten von Instrumenten. Im Westen ist dies unter Einfluß der

tschechischen Musikkultur die Blasmusik, dann die Streichmusik, und zwar Streichmusik allein oder mit Blasmusik gemischt.

Die Blasmusik in der westlichen Slowakei wird neben den Dorfmusikern auch durch die Arbeitergewerkschaften gehandhabt. In Ballenstein (Paulenstein) wurde die Zigeunermusik von der Bauern-, besser gesagt „Harmoniemusik" verdrängt und der Zigeuner spielt niemals selbst, wenn er im Dorfe lebt.

Die Kombination von Blas- und Streichmusik tritt besonders in der westlichen Slowakei hervor, wird „Štrajch" genannt und verdrängt die Zigeunermusik. Diese Kombination von Blas- und Streichmusik hat gewöhnlich folgende Zusammensetzung:

3 Geigen,
1 Pfeife (und andere Blasinstrumente),
1 Trommel.

Die Bläser werden auch „Turner" genannt (Ober- und Unter-Piandorf), eine aus dem Mittelalter übernommene Bezeichnung für die städtischen Bläser. Den Anschein einer Blasmusik gibt sich die sog. „Schrammelmusik" (St. Georgen), welche aus Geige, Klarinette und einer Ziehharmonika besteht. Sie ist die Musik der Armen, während bei den Reichen die Zigeunermusik aufspielt. Wo es zweierlei Arten von Dorfmusik gibt, hat diese auch ihre besondere soziale und andere Funktion; z. B. spielt die Streichmusik gewöhnlich im Fasching, die Blasmusik bei Hochzeitsfesten und anderen öffentlichen Gelegenheiten.

Man nennt die Bauernmusik sehr oft auch „weiße" Musik (Rybany), wohl um sie von der Zigeunermusik, der „schwarzen" Musik, zu unterscheiden. Die Dorfmusik wird in der Regel von den Bauern selbst gepflegt, doch findet man auch einzelne Besonderheiten, wenn z. B. die Müller Streichmusik aus Tradition innehaben (in Záskalie) und niemand anderer Geige spielen kann. Auch eine Streichmusik der Handwerker ist (in Bobrovec) vorhanden.

In Rabčice besteht z. B. eine Streichmusik aus folgenden Instrumenten: 2 Geigen, 1 Baßgeige oder 2 Geigen — 1 Dudelsack. Mancherorts tritt die Streichmusik gegen die Blasmusik zurück wie z. B. in Vrbovce. Es ist fast unnötig zu erwähnen, daß dort, wo noch im Dorfe eine Streichmusik ist, diese auch die Tradition der alten Volksmusik fortführt und vor allem Volkslieder und -tänze aufspielt; nur in ganz seltenen Fällen werden moderne Schlager gespielt.

Dudelsack und Flöten als volkstümliche Musikinstrumente

Neben der Flöte, dem in der Slowakei verbreitetsten Musikinstrument, steht an zweiter Stelle der Dudelsack als volkstümliches Instrument. Im

Grunde genommen sind beide Instrumente dieselben, denn die Pfeife (Flöte) ist ein wichtiger Bestandteil des Dudelsacke. Nur die Atemtechnik ist eine andere. Zur richtigen Beurteilung der Handhabung der Flöte und des Dudelsacks muß man zu allererst den genauen Unterschied zwischen Flöte und Dudelsack oder Sackpfeife feststellen, und zwar nicht nur den groben Unterschied, z. B. daß man bei der einen in den Blasebalg, als Sammelreservoir der Luft, hineinatmet, von wo diese dann in die Pfeife strömt, während bei anderen Typen (Dudelsack, Sackpfeife) die Luft durch den unter der Achsel befestigten Blasebalg in die Pfeife gepreßt wird. Die Unterschiede der Wiedergabe wie der Anwendung der beiden Instrumente sind sicher sehr interessant. Nun ist es fraglich, wie weit der slowakische Dudelsack (gajdy) mit der madjarischen Sackpfeife (dudy) verwandt ist, ob beide Instrumente dieselbe Art des Spielens verlangen, dieselbe Intervallenspannweite und vor allem dieselbe Funktion als volkstümliches Musikinstrument besitzen.

Wie aus den angeführten „Dotazníky" hervorgeht, kommt der Dudelsack (gajdy) im slowakischen Ethnikum vor allem in den ebenen Gegenden in der Nähe des madjarischen Ethnikums vor, während er in Gebirgsgegenden selten ist. Man kann also sagen, daß ebenso wie für die Gebirgsgegenden der Slowakei die verschiedenen Flötenarten charakteristisch sind, die verschiedenen (?) Arten des Dudelsacks (gajdy) gewissermaßen ein Charakteristikum der Volksmusik bzw. das Instrument der Ebene und des flachwelligen Hügellandes (Übergangsgebiet) der Slowakei sind. Die Flöte gehört den gebirgigen Hirtengegenden an, während der Dudelsack vor allem im bäuerlichen Gebiet zu finden ist. Der Umstand, daß der Dudelsack das charakteristische Merkmal der Ebene, die Flöte des Gebirges ist, legt die Frage nahe, ob die Variabilität der Melodie und des Tones im gebirgigen Teil der Slowakei, wo es viele Arten von Pfeifen gibt, größer ist als in den Gegenden der südlichen Slowakei, wo der Dudelsack als Volksinstrument in den Vordergrund tritt, welch verschiedenen Verlauf die Intervalle in der Südslowakei beim Dudelsack nehmen und ob beim Dudelsack dieselbe Variabilität der Töne möglich ist, wie gerade bei den Flöten. Ist dem nicht so, wäre die weitere Folgerung, daß die Variabilität der Melodie und des Tones bei den Flöten bedingt ist, wogegen das Volkslied im südlichen Teil der Slowakei weniger variabel und variantenreich ist. Dies ist auch teilweise richtig, wenn man bedenkt, daß mit dem Dudelsack gewöhnlich nur zum Tanze aufgespielt wird, während die Flöte immer eher ein Instrument war und heute noch ist, auf welchem Lieder verschiedenen Inhaltes vorgetragen wurden. Weiter wäre zu ergründen, ob die Hirtengegenden mit ihrem Flötenspiel an Volksliedern reicher sind als die Gebiete, in denen der Dudelsack vorherrscht. Diese Frage kann heute freilich nicht vollkommen gelöst werden, da der Dudelsack in der Slowakei bereits fast völlig verschwunden

ist; man kann nicht einmal seinen Ursprung bestimmen, ob nämlich dieses Instrument bei uns unter tschechischem oder madjarischem Einfluß (dudy) Eingang gefunden hat. Die Flöten haben verschiedene Intervallunterschiede, welche die verschiedene Tonfärbung bedingen. Dieses Problem wäre auch beim Dudelsack (gajdy) und der Sackpfeife (dudy) zu untersuchen.

Nach den „Dotazníky" kommt der Dudelsack besonders in der Südslowakei vor, im Norden erscheint er sporadisch. In der Südslowakei tritt er vor allem in der Nähe des madjarischen Ethnikums auf, ebenso wie die Dudelsackpfeifer dort geschlossen zu finden sind. In der Nähe der Schüttinsel lebt z. B. eine Gruppe von ungefähr 20 Dudelsackpfeifern[5]). Wenn auch die „Dotazníky" nicht die Zahl aller Dudelsackpfeifer in der Slowakei ermittelt haben, kann das Ergebnis doch als maßgeblich angesehen werden, wenn wir den proportionalen Teilcharakter der Rundfragen in Erwägung ziehen.

Trotz der verhältnismäßig sehr geringen Zahl der Dudelsackpfeifer, Liebhaber wie Berufsmusiker — „Dorfmusikanten" —, kann man sie doch in die Vergangenheit verfolgen, wo ihre Tätigkeit als Dorfmusikanten als Ersatz für moderne Kapellen oder die Zigeunermusik äußerst wichtig war. Wie sich heute die Jugend bei Zigeunermusik unterhält, unterhielt man sich früher am Dorf bei den Klängen des Dudelsacks. Wie beliebt die Dudelsackpfeifer in der Slowakei waren, geht aus Familiennamen schon verstorbener Musiker hervor, nach denen dann die ganze Familie benannt wurde; auch in Volksliedern wird ihrer gedacht.

Namen von Dudelsackpfeifern als Familiennamen finden sich heute noch in Unter-Držkovce, Caklov oder Boschitz usw. In vielen Orten lebt

---

[5]) Die Gebiete, in denen nach den gesammelten Rundfragen Dudelsackpfeifer leben, werden mit den Gegenden verglichen, die schon vor fast 30 Jahren B. BARTÓK in seiner Studie, in Zeitschrift: Ethnographia, Bd. 23, Jg. 1912, Budapest, anführt.

Den sprachlichen Standpunkt, daß nämlich die Kultur der Dudelsackpfeifer madjarischem Einfluß zuzuschrieben ist, würde auch die neueste sprachwissenschaftliche Forschung bestätigen.

„Gajdy" ist ein aus dem Türkischen stammendes Wort, welches nach Ansicht von DIMITRIJ CRÂNJALA (a. a. O. S. 272) von den Südslawen unmittelbar übernommen wurde, in die Sprachen der nördlichen Slawen (Ukrainisch, Polnisch, Mährisch und Slowakisch) jedoch durch Vermittlung des Madjarischen eindrang. DIMITRIJ CRÂNJALA, Rumunské vlivy v Karpatech se zvláštním zřetelem na moravském Valašsku (Rumänische Einflüsse in den Karpaten mit besonderer Berücksichtigung der mährischen Walachei). Prag 1938, Verlag der Vereinigung zur Erforschung der Slowakei und Karpatenruś. Das Wort „gajdy" findet man bereits im sog. „Schlägel szójegyzék" („Schlägel Verzeichnis"), das in Neusohl in der ersten Hälfte des 14. Jh.s aufgefunden wurde. FR. ZAGIBA, Dejiny slovenskej hudby (Geschichte der slowakischen Musik), I. Teil, Preßburg 1941.

der Dudelsackpfeifer nur noch in der Erinnerung der alten Leute weiter, die sich einst bei seiner Musik unterhielten wie z. B. in Dubová.

Nach dem Weltkriege begann der katastrophale Niedergang des Dudelsackpfeifertums in der Slowakei. Eine große Rolle spielte dabei auch der Umstand, daß nach dem Kriege die Dörfer sehr rasch modernisiert wurden. Die Jugend unterhielt sich nicht mehr bei den Klängen der Dorfmusik, sondern verlangte moderne Musik, nach einer Ziehharmonika, die den Dudelsackpfeifer oder einzelnen Dorfmusikanten ersetzte. Ein weiterer Grund für die wachsende Unbeliebtheit der Dudelsackpfeifer ist darin zu suchen, daß moderne Schlager kaum mit dem Dudelsack so lebendig gespielt werden können wie auf der Geige oder der Harmonika, deren Intervallenausmaß und damit die Vortragsmöglichkeit bedeutend größer sind. Heute spielt der Dudelsackpfeifer nur noch an manchen Orten im Fasching auf, wenn die Burschen mit Gesang und Musik durch den Ort ziehen.

Eine eigenartige Kombination von Instrumenten finden wir in Rabčice und Sihelné, wo die Dorfmusik sich aus einem Dudelsack und einer Geige (skřipky) zusammensetzt. In Horehron spielt der Dudelsackpfeifer, wie bereits erwähnt, noch zum Tanze auf, aber langsam wird der Dudelsack auch hier von der Ziehharmonika verdrängt.

Die frühere Beliebtheit der Dudelsackpfeifer und ihrer Lieder in der Slowakei beweisen die historischen Denkmäler des slowakischen Volksliedes, vor allem in Handschriften (Sbierka slowáckych pesniček [Sammlung slowak. Lieder, Bd. I—III, aus dem Jahre 1836]).

Zigeunermusik

Die Zigeuner oder wie sie in manchen Gegenden heißen „hudeci" (Spielleute), sind in der Slowakei als Musikanten sehr beliebt, besonders in den reicheren bürgerlichen Kreisen, aber auch im Volk. Man weiß, wie sich die slowakische Intelligenz vor dem Jahre 1918 zur Zigeunermusik stellte. Das Problem der Zigeunermusik im slowakischen Musikleben ist besonders hinsichtlich der Aufführung von slowakischen Volksliedern eine recht komplizierte Angelegenheit. Daher darf es uns nicht wundern, daß schon die Slowaken der Vorkriegszeit in dem Zigeuner „Degeneratoren" des slowakischen Volksliedes sahen. Der Grund war die Übertragung des Lisztschen Rhapsodienstils auf den Vortrag des slowakischen Volksliedes mit Hilfe von vergrößerten Sekunden, womit man wohl eine melodische und rythmische Belebung erzielte, das slowakische Volkslied aber an Ursprünglichkeit einbüßte. So begann der Kampf LICHARD und BELLAS[6]) um die Säuberung des

[6]) J. L. BELLA, 1843—1936, ein bedeutender slowakischen Komponist, der mit seinen Werken auch in Deutschland bekannt wurde; er schrieb einige Studien über slowakische Lieder.

slowakischen Volksliedes von diesen unliebsamen und unerwünschten Elementen. Die Zigeuner begründeten, beeinflußt von ihrem Meister Pitó[7]), ihren traditionellen Vortragsstil slowakischer Volkslieder, in dem vor dem Umsturz die „Travnice“[8]) in der Bearbeitung des berühmten Musikers Jožo Pitó herausgegeben wurden; harmonisiert wurden die Lieder von Pitós Sohn Šandor, die Bearbeitung für Klavier unternahm J. M. Polášek (Heft 1, Rosenberg).

Der Zigeuner als Musiker ist im Westen der Slowakei weniger bekannt wie im Osten, wo ein großer Komplex des madjarischen Ethnikums überwiegt, in dem mit geringen Ausnahmen nur Zigeuner als Musiker bekannt sind. In der westlichen Slowakei hört man neben der Zigeunermusik auch die dörfliche Streichmusik und noch mehr die Ziehharmonika. Der Zigeuner spielt hier oft nur notgedrungen.

Die Ziehharmonika als volkstümliches Musikinstrument

Die Harmonika oder wie sie das Volk in Polov nennt „harmonija“ wird in der westlichen Slowakei auf Hochzeitsfesten weniger vermögender Leute verwendet, bildet sie doch außerdem auch ein Bestandteil der dörflichen Streichmusik.

Obwohl man dieses Instrument seinem Ursprung nach nicht als volkstümlich bezeichnen kann, hat es sich doch schon seit langem beim Volk eingebürgert. Gewöhnlich bringen es die ausgedienten Soldaten ins Dorf mit, die es beim Militär kennengelernt haben. Es ist für die Dorfjugend und besonders für deren „Abendsingen“ recht gut geeignet, wenn diese mit lautem Gesang durchs Dorf zieht. Sie ist nicht nur ein Soloinstrument, wir finden sie auch im Verein mit der Geige, oder in einer besonderen Verbindung, wenn sie nämlich wie z. B. in Blatnitz mit der „fujara“ (ein Hirteninstrument) zum Tanz aufspielt.

In der westlichen Slowakei, wo meist die Ziehharmonika in Verwendung steht, tritt die sog. „Schrammelmusik“ auf, wie z. B. in Sv. Jur; diese besteht aus einer Harmonika, Geige und Klarinette, und spielt gewöhnlich beim Hochzeitsfest der Ärmeren, während die Reichen die Zigeunermusik bevorzugen.

Eine Eigenheit findet man in Zavadka. Dort spielen die Mädchen Sonntag nachmittag hinter dem Dorf, wo sich die Jugend zur Unterhaltung versammelt, Ziehharmonika und die Burschen singen dazu.

---

[7]) Die Pitóvci sind eine bekannte Musikerfamilie der Zigeuner in der Slowakei (Turz St. Martin) des vorigen Jahrhunderts.

[8]) „Trávnice“ (Graslieder) heißen Lieder, die beim Grasmähen gesungen werden, Volkslieder überhaupt.

Die Ziehharmonika als Soloinstrument ist nur in der westlichen und mittleren Slowakei bekannt; in der Ostslowakei kennt man sie überhaupt nicht.

Die Instrumentalmusik als Zeichen der Wohlhabenheit auf den bäuerlichen Unterhaltungen in der Slowakei

Die reichen Bauern geben ihren Töchtern nicht nur eine große Aussteuer mit, sondern sie veranstalten auch ein viel reicheres Hochzeitsfest als die Ärmeren. So kann man auch hinsichtlich der Musik feststellen, ob es sich um die Hochzeit eines reichen oder eines ärmeren Dorfbewohners handelt.

Betrachten wir einmal die Hochzeit oder Unterhaltung der Ärmeren. Vor allem ist eine solche an der Anzahl der Musikanten kenntlich, weiter an der Art der Musik (Harmonika, Zigeuner, bäurische Streich- oder Blasmusik) und auch die künstlerische Qualität hängt von der Wohlhabenheit desjenigen ab, der die Musik mietet. Selbst die Zusammenstellung der Bauern- oder Zigeunermusik hängt von der Wohlhabenheit des einzelnen ab. In der Zips spielt gewöhnlich eine Bauernkapelle, die aus Geige, Kontraspieler und Kontrabaß besteht. Wenn man aber eine bessere Musik haben will, die Familie also vermögender ist, wird noch ein vierter, ein Cimbalspieler, gemietet. Die Anwesenheit des Cimbalspielers deutet also auf Wohlhabenheit, während eine Hochzeit ohne einen solchen ärmere Verhältnisse beweist.

Der Reichtum eines Bauern zeigt sich dann, wenn bei der Hochzeit zwei Kapellen anwesend sind, und zwar zu Hause beim Tanz eine bäuerliche Streichmusik, wenn die Braut abgeholt und die Gäste in die Kirche begleitet werden eine Blasmusik.

Die Bedeutung der Blasmusik als Anzeichen der Wohlhabenheit der Familie ändert sich aber schon in der Gegend von Malý Várad, wo die Streichmusik bei den Ärmeren, bei den Reichen aber Zigeuner aufspielen (Einfluß des madjarischen Ethnikums). Ebenso ist auch in Ludmeritz die Blasmusik ein Zeichen von geringer Wohlhabenheit, wenn auch nicht der Armut, denn bei den Armen wird nur Harmonika gespielt.

Bibliographie der Zeitungen und Zeitschriften Preßburgs

Zusammengestellt von HANS AMBROVITS (Pressburg).

Die Fachwissenschaft fühlte es schon lange als Mangel, daß kein Verzeichnis der Preßburger Zeitungen und Zeitschriften vorhanden ist.

Dieses Verzeichnis soll den Mangel beheben. Es will nicht die Geschichte des Preßburger Zeitungswesens beschreiben, sondern eine Art Sammelbericht vorlegen. Die Daten wurden auf Grund der Verzeichnisse in „Magyar Könyvszemle", „Magyar könyvészet", der städt. Sammlung und eigener gewissenhafter Forschung zusammengestellt.

Vor dem Jahre 1914 gab es in Preßburg 166 Zeitungen und Zeitschriften, davon 76 deutsche, 62 madjarische, 12 slowakische, 13 zweisprachige und 3 anderssprachige.

Die Mehrzahl dieser Zeitungen und Zeitschriften ist während der Kriegsjahre eingestellt worden. Den Krieg und Umsturz überlebte nur der „Grenzbote", das „Preßburger Tagblatt", die „Preßburger Zeitung" und der „Híradó". Nach 1918 sind auch diese teilweise eingestellt worden, so daß heute nur mehr der „Grenzbote" besteht, andererseits wurden auch viele neue Zeitungen und Zeitschriften ins Leben gerufen.

I. Alphabetisches Verzeichnis

A. Slowakische Zeitungen und Zeitschriften.

a) Vor 1918.

1. 1. Máj 1910. Einzige Nummer. Redig. von EMANUEL LEHOCKY und hrg. von der Slow. Sektion der Ungarisch. Soz. dem. Partei. Preßburg 1910.
2. Napred. Monatsschrift. Slowak. Organ der sozialdem. Partei. Redig. von EMANUEL LEHOCKY. Preßburg 1908—1914.
3. Orol Tatranskí. Monatlich 3 Nummern. Beilage der „Slovenskje Národnje Novini" (s. Nr. 9).
3. Orol Tatranský. Erscheint — ? Hrg. von LUDWIG ŠTÚR. Preßburg 1845—1846. (Nummern 1—34).
4. Prešpurské Novini. Wöchentlich zweimal. Redig. von STEPHAN LESKA, hrg. von DANIEL TÁLLAY. Preßburg, 1. Juli 1783—1786.
5. Slovenské Ludové Novini. Politisches Wochenblatt. Redig. von Dr. AUGUSTÍN RÁTH. Preßburg 1910—1930.
6. Slovenské Robotnické Novini. Monatsschrift. Redig. von EMANUEL LEHOCKY und hrg. von G. BONČO. Preßburg 1904—1914.
7. Slowácke Novini. Wöchentlich zweimal. Pol. Regierungsorgan. Redig. von ANDREAS KOSTOLNÝ. Preßburg, Juli bis Dezember 1848.
8. Slowenskí Máj. Illustrierte Zeitschrift, zweimal monatlich. Redig. von JOHANN CHROBAČINSKÝ. Beilage: „Škriatok" und „Ludová knižnica". Preßburg 1909.
9. Slowenskje Národnje Novini. Wöchentlich 2 Nummern. Redig. von LUDWIG ŠTÚR. Die erste slowakisch geschriebene Zeitung. Beilage: „Orol Tatranskí". Preßburg 1. August 1845 bis 9. Juni 1848.

10. Sv. Adalbert. Monatsschrift zum Schutz des kath. Glaubens und zur Belehrung des kath. Volkes. Preßburg 1909—1915.
Vom Jahre 1915 unter dem geänderten Titel: „Buditeľ katolického ľudu". Redig. von Prof. KRAJNYÁK. Preßburg 1915—1919.
11. Tatranka. Vermischten Inhalts. Redig. und hrg. von GIŘY PALKOVIČ. Preßburg 1834.
12. Týdenník nebo Cysářské královské Národní nowini. Redig. und hrg. von GIŘY PALKOVIČ. Preßburg 3. Juli 1812 bis 25. Juni 1818.
b) Nach 1918.
13. Americký Slovák. Monatlich einmal am 15. Redig. von IGNAZ GESSAY. Preßburg 1920.
14. Autoklub. Monatsblatt. Redig. von ALFONS SARKA. Offiz. Organ des Autoklubs. Preßburg 1940 bis heute.
15. Besiedka. Monatsheft für Kinder. Redig. von LYDIA KOLATOR. Preßburg 1920.
16. Bobeček. Zweiwöchentlich. Polit. humoristisches Blatt. Redig. und hrg. von DESIDERIUS STRELINGER. Preßburg 1926—1927.
17. Bojovník. Politisches Wochenblatt. Sozialdem. Blatt. Preßburg 1923.
18. Bradlo. Monatsblatt. Fachblatt der Sokol-Organisation. Redig. von A. NEKVASIL. Preßburg 1923—1929.
19. Bratislava. Unterhaltungsblatt. Redig. von BOLESLAV BRATISLAVSKÝ. Erscheint monatlich. Preßburg, April 1920.
20. Bratislava. Zweimonatliche Wissenschaftliche Zeitschrift. Zeitschrift der Učená Spoločnost Šafařiková. Redig. von Univ.-Prof. J. BABOR, A. PRAŽÁK und O. SOMMER. Preßburg 1927—1938.
21. Bratislavská Pošta. Zweiwöchentlich. Illustriertes Unterhaltungs- und Intelligenzblatt. Redig. und hrg. von JOSEPHINE MAREČEK. Preßburg 1920.
22. Bratislavská Pošta. Unbestimmt. Intelligenzblatt. Preßburg 1923—1927.
23. Bratislavské lekárske listy. Monatsschrift. Redig. von — ? Ärztliches Fachblatt. Preßburg 1923.
24. Bratislavské noviny. Polit. Tagblatt. Redig. von — ? National-demokratisch. Preßburg 1923.
25. Bratislavský Denník. Tagblatt. Redig. von JAROSLAV HANKA. Preßburg. 1. Jänner 1920.
26. Bratislavský katolík. Erscheint — ? Redig. von — ? Preßburg, 28. Mai 1936 bis 17. Oktober 1939.
27. Bratislavský Rarášek. Wochenblatt. Satirisch-humoristisch. Redig. von JAROSLAV PULDA. Nur 9 Nummern. Preßburg, 30. April bis 13. Juli 1922.
28. Bubon. Zweiwöchentlich, unpolitisch, humoristisches Blatt. Redig. und hrg. von EMO BOHUŇ, als Ersatz für die eingegangene Zeitschrift „Dereš". Preßburg 1927.
29. Budovateľ. Erscheint — ? Redig. von — ? Preßburg, 3. Jänner 1939 bis 19. Dezember 1940.
30. Caritas. Monatsschrift. Religiös-charitativ. Redig. von Dr. BELO KOVÁČ. Preßburg, 14. Februar 1929 bis heute.
31. Cestovný Ruch. Erscheint — ? Redig. von Ing. EUGEN FODOR. Preßburg, Mai bis 20. November 1939.
32. Cestovný zpravodaj. Erscheint — ? Redig. von — ? Preßburg, 29. Dezember 1933 bis 7. Juni 1938.
33. Colný vestník. Monatlich. Fachblatt. Redig. von — ? Preßburg, 1923.

34. Časopis pro zdravotnictvo. Monatsschrift. Redig. von Univ.-Prof. Štephan Ružička. Preßburg 1922—1938.
35. Československá vzájomnosť. Zweiwöchentlich. Redig. von —? Hrg. von der Štefanik-Gesellschaft. Preßburg 1933—1934.
36. Čiašník. Monatsschrift. Fachblatt. Preßburg 1927.
37. ČSD zpravodaj prepravcov. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 19. August 1936 bis 3. Juni 1937.
38. Dav. Monatlich. Literaturzeitschrift. Kommunistisch. Preßburg 1925/26—1929.
39. Dereš. Zweiwöchentlich. Humoristisch und autonomistisch. Preßburg 1927.
40. Devín. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 23. September 1932 bis 24. November 1938.
Divadlo. Siehe: „Naše Divadlo". Nr. 606.
41. Elán. Monatlich zweimal. Literarisch-propagandistisch. Redig. von Johann Cietek-Smrek. Preßburg 1930 bis heute.
42. E S Elektrizujeme Slovensko. Sechsmal jährlich. Propaganda-Zeitschrift. Redig. von Lec Wenzl. Preßburg, 15. Dezember 1939 bis heute.
43. Evanjelická Bratislava. Monatsheft. Religiös. Redig. von Johann Drobný. Preßburg, 25. März 1926 bis heute.
44. Evanjelický Theolog. Monatsheft für Theologie. Redig. von Rudolf Manich. Preßburg, 11. November 1939 bis heute.
45. Facka. Zweiwöchentlich. Humoristisch. Redig. und hrg. von Ernst Richter. Preßburg 1928.
46. Gardista. Wöchentlich. Organ der Hlinka-Garde. Redig. von Karl Murgaš. Von 1. November 1940 Tagblatt. Preßburg, 16. Jänner 1939 bis heute.
47. Grafika. Monatsheft. Fachblatt der Buchdrucker. Redig. von Joseph Donáth. Preßburg, 7. Dezember 1939 bis heute.
48. Hasičské poistovacie listy. Unbestimmt. Fachblatt. Preßburg 1927.
49. Hlas. Zweiwöchentlich. Politisch. Jungslowakisch. Preßburg 1928—1929.
50. Hlas dopravy. Monatlich zweimal. Fachblatt der slow. Verkehrsangestellten. Redig. von Franz Ferdinand Závodsky, hrg. von Stephan Suroviak. Preßburg 1940.
51. Hlas slovenskej samosprávy. Monatsblatt. Redig. von Dr. Anton Vašek. Hrg. von Sväz slovenských obcí a miest. Preßburg 1933—1938.
52. Hor Sa! Wochenschrift. Redig. und hrg. von Pius Dornetzhuber. Eigentümer der Landesausschuß der Nationalsoz. Partei. Preßburg 1919. Vormals: „Slovenský Robotník".
53. Hospodárska čítanka. Monatlich. Wirtschaftl. Fachblatt. Redig. von Dipl.-Agr. Paul Hutto, hrg. von Viktor Sekey. Preßburg, 7. Dezember 1939 bis heute.
54. Hospodárska čítanka. Monatlich. Wirtschaftl. Fachblatt. Preßburg, 1. Juli 1929 bis 16. Mai 1940.
55. Hospodárska obroda. Monatlich zweimal. Fachblatt für Wirtschaftsfragen. Redig. von Dr. Joseph Kosorin. Preßburg, 4. Dezember 1940 bis heute.
56. Hospodársky obzor. Zweiwöchentlich. Wirtschaftsblatt. Fachorgan der Ústredné Družstvo. Redig. von Paul Hutta. Beilagen: „Rolnické Noviny" und „Sviatočná príloha". Preßburg, 1. Jänner 1927 bis heute.
57. Hospodárske zprávy. Monatsheft. Redig. von Ludwig Štúr. Eigentümer und Herausgeber die Wirtschaftsbank. Preßburg 1920.
58. Hospodárstvo a právo. Monatsschrift. Redig. von Dr. Jaroslav Chorvát.

Hrg. vom Zentralverband der slow. Industrie. Preßburg, 25. Dezember 1933 bis heute.

59. Hosť a turista. Monatlich zweimal. Redig. und hrg. von Slowakotur. Preßburg, 1. Februar 1940 bis 28. März 1940.
60. Hotelový žurnál. Erscheint — ? Redig. von — ? Preßburg, 17. Dezember 1937 bis 17. Oktober 1938.
61. Ilustrované Slovensko. Zweiwöchentlich. Redig. von — ? Preßburg 1934.
62. Index. Monatsblatt. Redig. von JOSEPH M. HATTALA, hrg. von EMO BOHUŇ. Preßburg, Juli 1940 bis heute.
63. Javisko. Monatsblatt. Illustrierte Theaterzeitschrift. Redig. und hrg. von DESIDERIUS JANDA. Preßburg, 17. Juli 1940 bis heute.
64. Jednota. Wochenblatt. Redig. von JOHANN ČAPLOVIČ, hrg. von der Štefanik-Gesellschaft. Preßburg, Mai 1937 bis 11. Oktober 1939.
65. Jednota obchodnictva a živnostnictva československého. Wöchentlich. Fachblatt. Preßburg 1927.
66. Jež. Monatlich. Polit.-humor.-satirist. Zeitschrift. Redig. von JOHANN HRUŠOVSKY. Preßburg 1921—1926.
67. Katolické Noviny. Wöchentlich, kultursozial., religiös. Redig. von JOSEPH ZÁVARSKY. Preßburg, 22. Oktober bis heute 1940.
68. Klasy. Monatsschrift. Religiös. Redig. und hrg. von JOSEPH ROHÁČEK. Preßburg 1921—1927.
69. Korešpondencia výstavy leteckej poradne. Erscheint — ? Redig. von — ? Preßburg 1937.
70. Koza. Satirisch-autonomistisch. Blatt. Redig. von PAUL MACHÁČEK. Preßburg 1923—1924.
71. Krajinský Vestník. Monatlich dreimal. Amtlich. Preßburg 1918.
72. Kresťánsky robotník. Wöchentlich. Redig. von FRANZ PISCA. Zentralorgan der Christlich-soz. Partei in der Slowakei. Preßburg 1919.
73. Kresťánsky socialista. Tagblatt. Redig. von FRANZ PISCA. Eigentümer die Preßburger Organisation der Christlich-soz. Preßburg 1919.
74. Legionár. Wöchentlich. Politisch. Redig. von —? Preßburg 1923.
75. Les a drevo. Wochenblatt. Fachblatt. Redig. und hrg. von Ing. ALADAR SMIDŽÁR. Preßburg, 15. Juni 1935 bis heute.
76. Linografia. Erscheint — ? Preßburg, 21. August 1933 bis 11. Oktober 1939.
77. Listy rodičom. Vierteljährlich. Erzieherisch. Preßburg 1929.
78. Listy rodičom so Svoradova. Informationsblatt des kath. Internates Svoradov. Redig. von E. FILKORN. Preßburg 1927.
79. Literárne zprávy. Monatlich. Literaturzeitschrift. Preßburg 1929.
80. Literárny mesačník. Monatsblatt für Literatur. Redig. von E. LUKÁČ und Dr. J. MILLO. Preßburg 1928.
81. L'udová Politika. Polit. Tagblatt der Čsl. Volkspartei. Preßburg, 1926 bis 30. Oktober 1938.
82. L'udové Noviny. Zweiwöchentlich. Slowakisch, eventuell in anderen Sprachen der Minderheiten, pol.-propagandistisch. Wandzeitung. Redig. von DOMINIK HUDEC. Hrg. von dem Propagandaamt der Slowakischen Republik. Preßburg, 3. Juli 1940 bis heute.
83. L'udový chýrnik. Polit. Wochenblatt der Čsl. Volkspartei. Preßburg, 5. Februar 1926 bis 9. Dezember 1938.

84. L'udový denník. Politisches Tagblatt. Kommunistisch. Redig. von STEPHAN MAJOR. Preßburg, Juli 1933 bis 8. Mai 1936, amtlich eingestellt.
85. Marianska kongregácia. Jährlich 10 Nummern außer Juli und August. Religiös. Redig. von L'UDWIG EISELLE. Preßburg, 12. Dezember 1938 bis heute.
86. Meteor. Wochenblatt. Romane. Redig. von JOSEPH PŘÍDAVOK. Preßburg, 8. Juni 1939 bis heute.
87. Mladé Slovensko. Jährlich 10 Nummern. Intelligenzblatt. Hrg. von dem Slowakischen Studenten-Verband. Preßburg 1923/24—1929.
88. Mladé Prúdy. Monatsschrift. Redig. von C. J. GARAJ. Hrg. von der Mittelschulkommission des Slowakischen Studenten-Verbandes. Preßburg, 1. Jänner bis 1. Juni 1925. (Nur 6 Nummern.)
89. Mládež a misia. Jährlich 6 Nummern. Redig. von FRANZ VALEBKA. Hrg von den Salesianern. Preßburg, 28. August 1937 bis heute.
90. Mladý roľník. Zweiwöchentlich. Wirtschaftl. Fachblatt. Eigentümer Rep. Landwirt. Partei. Preßburg, 31. Dezember 1922 bis 17. Oktober 1939.
91. Mladý život. Wochenblatt. Erscheint außer Juli und August. Jugendschrift. Redig. von ALOIS ILLEK, hrg. vom Staatsverlag. Preßburg 1931—1934.
92. Moderná škola a kancelária. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 2. Mai 1935 bis 7. Juni 1938.
93. Moderný Román. Wöchentlich. Romanenhefte. Redig. von CELO RADVÁNYI. Eigentümer und Hrg. MATUŠ BOROVINA. Preßburg, 29. Februar 1940 bis heute.
94. My. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 8. März 1937 bis 7. Oktober 1938.
95. Nákupný zpravodaj. Jährlich dreimal. Fachblatt. Preßburg, 1. Jänner 1927.
96. Napred. Monatsschrift. Fachblatt der Soz.-dem. R. T. J. (Arbeiter-Turnverein). Redig. von MICHAEL KORMAN. Preßburg, 1921—1929.
97. Národná obrana. Monatsschrift. Politisch-autonomistisch. Preßburg, 1923—1927.
98. Národná škola slovenská. Zweiwöchentlich. Redig. von —? Hrg. vom Slowakischen Lehrerverband. Preßburg 1934.
99. Národná škola slovenská. Monatsblatt. Schulfachblatt. Redig. von ADOLF PIRT-BARTOŇ. Preßburg, 23. Juni 1923 bis 1938.
100. Národnie Noviny. Politisch. Preßburg, 17. Jänner 1936 bis 1. Juli 1939.
101. Národný denník. Tagblatt, politisch-national-demokratisch. Preßburg, 1. Jänner 1927 bis 1929.
102. Národný hospodár. Zweiwöchentlich. Landwirtschaftl. Fachblatt. Preßburg 1927—1929.
103. Národný Pracovník. Jährlich 10 Nummern. Intelligenzblatt. Redig. von JOSEPH ŠTOLC. Hrg. vom Staatsverlag. Preßburg, 1. April 1940 bis heute.
104. Nástup. Wöchentlich. Zeitschrift der jungen Generation. Redig. von JOSEPH AMBRUŠ, hrg. von Dr. JOHANN ĎURČÁNSKY. Preßburg 1932 bis heute.
105. Naša doprava. Erscheint —? Redig. von —? Fachblatt. Preßburg, 19. August 1936 bis 1939.
106. Naša Obrana. Periodisch mindestens 4 Nummern jährlich. Fachblatt der Invaliden. Redig. von AUGUSTIN DROBNÝ. Preßburg, 23. März 1937 bis heute.
107. Naša obrana. Zweiwöchentlich. Fachblatt der Invaliden. Redig. von —? Preßburg 1923.
108. Naša škola. Jährlich 10 Nummern, pädagogisch. Redig. vom Redaktionsausschuß. Preßburg, 1925 bis 16. Dezember 1938.
109. Naša telovýchova. Monatlich zweimal. Fachblatt für Leibesübungen des Ober-

kommandos der HG. Redig. von EMERICH IZAKOVIČ. Preßburg, 19. Juli 1940 bis heute.

110. Naše hospodárske zvierata. Monatsschrift. Fachzeitschrift. Preßburg 1927 bis 1929.
111. Naše Iskry. Vierteljährlich, religiös. Evang. Preßburg 1927.
112. Naše Slovo. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1934.
113. Náš ľud. Jährlich 10 Nummern. Volkserziehungsblatt für die Slowakei. Redig. von LUDWIG SUCHÁNEK. Preßburg 1928—1931.
114. Nedelné čítanie. Monatlich 3 Nummern. Volkserziehungsblatt. Preßburg 1923.
115. Nová mládež. Monatsblatt. National. Erziehungsblatt der Hlinka-Jugend. Redig. von ALOIS MACEK. Preßburg, 20. April 1939 bis heute.
116. Nová žena. Wöchentlich. Familien- und Illustriertes Blatt. Redig. von MARIA KAŠŠOVIČ. Preßburg, 15. Dezember 1937 bis heute.
117. Nové časy. Monatsblatt. Preßburg 1929.
118. Nové Slovensko. Wochenblatt. Redig. und hrg. von JOHANN MISÁREK. Preßburg 1920.
119. Nové Slovo. Monatsschrift für Kultur und Pädagogic. Preßburg 1934.
120. Nový Deň. Erscheint —? Redig. von EMO BOHUŇ. Preßburg 1935.
121. Nový Hlas. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1933.
122. Nový Rod. Jährlich 10 Nummern. Religiöse Zeitschrift der evang. Jugend. Redig. von E. B. LUKÁČ. Preßburg, 12. Februar 1925 bis heute. Im Jahre 1929 als Beiblatt: „Evanjelická mládež".
123. Nový smer. Wochenschrift, polit. Fachblatt der Staatsangestellten. Redig. von —? Preßburg 1923.
124. Nový svet. Zweiwochenblatt. Illustriertes, gesellschaftl. Intelligenzblatt, Redig. von MILOŠ KOLESÁR. Seit dem Jahre 1936 Wochenschrift. Preßburg, 14. Juli 1926 bis heute.
125. Nový úsvit. Monatsschrift. Religiös. Redig. und hrg. von KARL VACULÍK. Preßburg, 1. August 1938 bis heute.
126. Obrana Slovenská. Zweiwöchentlich. Redig. von Fr. DVORNÍK. Preßburg 1932.
127. Obzor slovenského vojska. Monatsblatt für aktive und reaktivierte Offiziere. Redig. von —? Preßburg 1940 bis heute.
128. Ohlas. Monatsblatt. Autonomistisch. Preßburg 1929.
129. Organizačné zvesti HSL'S. Monatsblatt. Rundschreiben der Funktionäre der Hlinka-Partei. Redig. von Dr. GEJZA MEDRICKY. Preßburg, 16. Februar 1939 bis heute.
130. Ozvena. Erscheint —? Illustriertes Literatur- und Unterhaltungsblatt. Redig. von —? Preßburg 1931.
131. Panoráma. Doppelte Ausgabe: I. Panoráma našej dopravy. Monatlich 2 Nummern. II. Panoráma slovenského života. Zweiwöchentlich. Illustrierte Zeitschriften. Redig. von AUGUSTIN NAČIN. Preßburg, August 1940 bis heute.
132. Pero. Erscheint —? Aktualitätenblatt. Redig. von AUGUSTIN NAČÍN. Preßburg 1932—1936.
133. Pestovateľ tabáku. Erscheint —? Redig. von —? Fachblatt der Tabakpflanzer. Preßburg, 25. Mai 1932 bis August 1938.
134. Podkarpatská Revue. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 20. März 1936 bis Juni 1938.
135. Politika. Erscheint —? Unabhängige Zeitschrift für die Fragen des öffentl. Lebens, redig. von Dr. LUDWIG RUHMANN. Preßburg 1931—1932.

136. Pondelok. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 1920 bis 16. Juli 1933.
137. Poplach. Monatlich 1 Nummer. Zeitschrift des Zivilluftschutzwesens. Redig. von Mjr. Inf. BELO MLÁDEK. Hrg. vom Nationalverteidigungs-Ministerium. Preßburg, 5. Oktober 1940 bis heute.
138. Posol Pravdy. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 2. Jänner 1938 bis 11. Dezember 1939.
139. Postat. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 28. Oktober 1937 bis 5. Jänner 1940.
140. Postup. Erscheint —? Literatur, Kunst und kritische Revue. Redig. von KALMAN K. GERALDINI. Preßburg 1934—1935.
141. Pošta. Monatsblatt. Autonomist. Fachblatt. Preßburg, 1. Jänner 1923 bis heute.
142. Považske Listy. Wochenblatt, politisch. Rep. Landwirt. Partei. Preßburg 1927—1929.
143. Praktický Hospodár. Monatsschrift. Landwirtschaftlich. Preßburg 1929.
144. Pravda. Tagblatt. Polit. Kommunistisch. Preßburg 1927—1929.
145. Právny Obzor. Zweiwöchentlich. Rechtswissenschaftl. Fachzeitschrift. Redig. von Dr. VLADISLAV FAJNOR. Preßburg 1918 bis heute.
146. Prednášateľ. Monatsblatt. Volkserziehungsblatt. Redig. von VALERIAN ČUNDERLIK. Preßburg, Dezember 1940 bis heute.
147. Priekopník. Zweiwöchentlich. Politisch. Redig. von —? Soz.-dem. Preßburg 1923.
148. Proletárka. Zweiwöchentlich, politisch, kommunistisch, für Frauen. Preßburg 1927.
149. Prúdy. Jährlich 10 Nummern. Intelligenz- und kritische Revue. Preßburg, 1. Jänner 1924 bis 12. Oktober 1939.
150. Realitné Listy. Zweiwöchentlich. Fachblatt. Preßburg 1929.
151. Revue spoločnosti a cudzineckého ruchu. Erscheint —? Preßburg, 20. Juni 1935 bis 11. April 1938.
152. Říše Boží. Erscheint —? Religiös. Preßburg, 23. April 1938 — am Ende des Jahres 1938 nach Prag übersiedelt.
153. Robotnické Noviny. Tagblatt. Politisch. Soz.-demokratisch. Seit dem 30. Oktober 1938 Wochenschrift. Preßburg 1904—1939 (s. Nr. 6).
154. Rodobrana. Wochenblatt. Politisch. Faschistisch. Preßburg 1927—1929.
155. Roľnické hlasy. Monatsblatt. Politisch, unabhängig. Preßburg 1927—1938.
156. Roľník. Vierteljährlich. Landwirt. Fachblatt. Slow. Volkspartei. Preßburg, 23. Oktober 1925 bis 17. Oktober 1939.
157. Rozsievač. Monatsschrift. Religiös. Baptistisch. Preßburg 1923—1927.
158. Rozvoj. Jährlich 10 Nummern Zeitschrift der Mittelschüler. Redig. von Prof. J. SEDLÁK und Dr. ST. MIKULA. Preßburg 1940 bis heute.
159. Rozvoj. Jährlich 10 Nummern. Religiös. Preßburg, 29. Jänner 1923 bis heute.
160. Salezianské zvesty. Monatsblatt. Religiös. Redig. von ANTON VARGA. Preßburg, 15. November 1934 bis heute.
161. Salon. Erscheint —? Redig. von FRANZ PODEŠVA. Preßburg 1922—1933.
162. Samospráva. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 15. November 1935 bis Mai 1936.
163. Sbírka Prednášok extense University Komenského. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1924.
164. Sborník filozofickej fakulty university Komenského v Bratislave. Periodisch, unbestimmt. Wissenschaftlich. Preßburg 1923—1938.

165. Sborník Spolku profesorov Slovákov. Monatsschrift. Pädagogische Fachzeitung, redig. von MATIAS LISY. Preßburg, 5. November 1934 bis heute.
166. S. K. M. Prednášky. Religiös, moral., erzieherisch. Redig. von ANTON RICHTER. Hrg. von der Zentrale der kath. Jugend in der Slowakei. Preßburg, 4. Dezember 1939 bis heute.
167. Slovák. Tagblatt. Politisch. Slow. Volkspartei Hlinkas. Preßburg, 23. März 1923 bis heute.
168. Slovák Pondelník. Wochenblatt für Sport und Riport. Redig. von JOSEPH PAUČO, hrg. von „Slovák", Zeitungsverlag A.-G. Preßburg, 1. September 1939 bis heute.
169. Slovák-Týždenník. Wochenblatt. Politisch. Slow. Volkspartei Hlinkas. Preßburg, 23. März 1923—1929.
170. Slovenská Dedina. Monatsblatt. Politisch. Kommunistisch. Preßburg 1929.
171. Slovenská doba. Vormals „Naša doba". Preßburg 1935—1938.
172. Slovenská Domovina. Wochenblatt. Politisch. Redig. von Dr. JOSEPH ZADINA, JOHANN PETROVIČ (Republ. Agrar-Partei). Preßburg, 11. Februar 1922 bis 19. Oktober 1939.
172a. Slovenská Farma. Monatsblatt. Landwirtschaftl. Fachblatt. Preßburg, 1. Jänner 1927—1929.
173. Slovenská Grafia. Monatsblatt. Fachschrift für das Bücherwesen. Redig. von A. HOREJŠ. Preßburg 1929—1931.
174. Slovenská Liga. Monatsblatt. National. Intelligenzblatt. Jährlich 10 Nummern. Organ der Slovenská Liga. Redig. von Dr. ADALBERT BRESTENSKÝ. Preßburg 1923 bis heute.
175. Slovenská Obrana. Monatsblatt. Fachblatt der Soz.-dem. Partei. Preßburg 1923—1929.
176. Slovenská obroda. Wissenschaftliche Monatsschrift für polit., wirtschaftl., soz. usw. Fragen. Redig. von Dr. ALADÁR KOČIS. Hrg. von „Slovák", Zeitungsverlag A.-G. Preßburg, 1. Juni 1939 angemeldet. Bisher keine Nummer erschienen.
177. Slovenská Politika. Polit. Tagblatt der Republ. Agrar-Partei. Preßburg, 8. Juli 1921 bis 31. August 1939. Ab 1. April 1939 in Žilina (Silein).
178. Slovenská Pravda. Polit. Tagblatt der Slow. Volkspartei Hlinkas. Redig. von JOZEF ZÁVARSKÝ. Preßburg, 1. März 1936 bis heute.
178a. Slovenská scena. Siehe: „Naše Divadlo", Nr. 606.
179. Slovenská Tlačová agentúra. Monatsblatt. Preßburg, 1927.
180. Slovenská Tribúna. Erscheint —? Preßburg —?
181. Slovenská Vlasť. Polit. Wochenblatt der Republ. Agrar-Partei. Redig. von Dr. JÁN HALLA. Preßburg, 24. Juni 1921 bis 11. Oktober 1939.
182. Slovenské dielo. Jährlich 10 Nummern. Literarisch. Revue. Preßburg 1929.
183. Slovenské kálvinské hlasy. Monatsblatt. Religiös. Redig. von STEPHAN ŠTUNDA. Preßburg, 10. April 1940 bis heute.
184. Slovenské krídla. Monatsblatt für Flugwesenpropaganda. Redig. von EMERICH KUBIŠ, hrg. vom Slow. Aëroklub. Preßburg, 10. Oktober 1936 bis heute.
185. Slovenské kvety. Jährlich 10 Nummern. Unterhaltungsblatt. Redig. von —? Preßburg 1927—1929.
186. Slovenské kvety. Monatsblatt. Volkserziehungs- und Religionsblatt. Redig. von FR. GALGÓZCY, hrg. von F. G. KRUPIANSKY. Preßburg 1924—1928.
187. Slovenské lesné a drevárske hospodárstvo. Wöchentlich. Fachblatt. Preßburg, 11. Februar 1925 bis 17. Oktober 1939.

188. Slovenské liečivé rastliny. Monatsschrift. Fachzeitschrift. Redig. von Dr. Ladislaus Čársky. Preßburg, 19. Dezember 1940 bis heute.
189. Slovenské L'udové Noviny. Wochenblatt. Redig. von Ignatz Kassala. Preßburg 1908—1921.
190. Slovenské ľudové noviny. Wochenblatt. Politisch. Slow. Volkspartei. Preßburg 1923—1929.
191. Slovenské Národné noviny. Polit. Tagblatt. Redig. von Dr. Johann Pauliny Toth. Hrg. von der Agrar-Partei. Preßburg, 1. Jänner 1935 bis 1. Februar 1936.
192. Slovenské Národnie Noviny. Polit. Tagblatt. Redig. und hrg. von Dr. Johann Pauliny Toth. Preßburg, 1. Jänner 1936 bis 1939. Nach 1939 in Turčiansky Sv. Martin.
193. Slovenské Noviny. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 30. Dezember 1937 bis 9. September 1938.
194. Slovenské Ovocinárstvo. Zweiwöchentlich. Fachblatt für das Obstwesen. Redig. von Viktor Buchta. Preßburg, 28. April 1924 bis heute.
195. Slovenské Pastvinárstvo. Monatlich. Fachblatt für das Weidewesen. Preßburg, 15. Jänner 1929 bis 12. Oktober 1939.
196. Slovenské Slovo. Polit. Wochenblatt der Nationalsoz. Partei. Preßburg 1923 bis 1929.
197. Slovenské smery. Erscheint —? Preßburg —?
198. Slovenské Vojsko. Monatlich 2 Nummern. Kultur- und Aufklärungsblatt für Soldaten. Redig. von Belo Mládek. Preßburg, 31. August 1939 bis heute.
199. Slovenskou Otčinou. Monatsblatt. Intelligenzblatt für die Jugend. Preßburg 1927.
200. Slovenský chýrnik. Monatsblatt. Redig. vom Redaktionsausschuß. Eigentümer Joseph Zimák. Preßburg 1934 bis Mai 1938.
201. Slovenský červený kríž. Jährlich 10 Nummern. Amtsblatt des Slowakischen Roten Kreuzes. Redig. von Dr. Fedor Kornél. Preßburg 1939 bis heute.
202. Slovenský Denník. Tagblatt. Politisch. Rep. Agrar-Partei. Redig. von Karl Hušek. Preßburg, 15. Februar 1919 bis 31. Dezember 1938.
203. Slovenský divadelný zpravodaj. Erscheint —? Redig. von M, Neumann. Preßburg, 1. Oktober 1937 bis heute.
204. Slovenský Fašista. Politisches Wochenblatt. Preßburg, 1927.
205. Slovenský filmový kurír. Monatlich 2 Nummern. Film-, Gesellschafts-, Kritik- usw. Blatt. Redig. von Tibor Špánik. Preßburg, 15. August 1940 bis heute.
206. Slovenský Gazda. Monatsblatt. Landwirtschaftl. Čsl. Volkspartei. Preßburg, 1. Jänner 1927 bis 17. Oktober 1939.
207. Slovenský Hospodár. Erscheint —? Landwirtezeitung. Redig. von Dr. Geza Medrický. Preßburg, Jänner 1939 bis heute.
208. Slovenský Hospodár. Zweiwöchentlich. Wirtschaftl. Fachblatt. Preßburg 15. Jänner 1923 bis heute.
209. Slovenský krestánsky socialista. Wochenblatt. Slow. Volkspartei. Preßburg 1929. Fortsetzung: „Slovenský robotník", s. Nr. 218.
210. Slovenský krížovkár. Unterhaltungs- und Kreuzworträtselblatt. Redig. und hrg. von Joseph Hájek. Preßburg, 1. Jänner 1941 bis heute.
211. Slovenský Krížovkár. Wöchentlich. Kreuzworträtselblatt. Redig. von —? Preßburg, 17. August 1938 bis 17. Dezember 1938.
212. Slovenský lekárnik. Monatlich 2 Nummern. Fachzeitschrift. Redig. von Alois Rayman. Preßburg, 19. Jänner 1937 bis heute.

213. Slovenský Magazin. Monatlich 2 Nummern. Illustriertes Unterhaltungsblatt. Redig. von FRANZ SANDTNER, hrg. von JOHANN ORSÁG. Beilage: „Slovenský šach". Preßburg, 6. August 1940 bis heute.
214. Slovenský Obzor. Monatsblatt. Politisch. Unabhängig. Preßburg 1927.
215. Slovenský Podujimateľ. Wöchentlich ein- bis dreimal, nach Bedarf. Anzeigenblatt für Bauindustrie, Handel usw. Redig. von EUGEN MARKOVIČ. Preßburg, 15. Jänner 1940 bis heute.
216. Slovenský Poistovník. Halbmonatsschrift. Organ des Slow. Versicherungswesens. Redig. von Dr. JOHANN WAGNER. Preßburg 1920.
217. Slovenský Pondelník. Wöchentlich. Preßburg, November bis Dezember 1938.
218. Slovenský robotník. Siehe: „Slovenský kresťánský socialista" Nr. 209, bis heute.
219. Slovenský robotník. Wochenblatt. Redig. von PIUS DORNETZHUBER. Eigentümer: Nationalsoz. Partei. Preßburg 1920.
220. Slovenský Rozhlas. Wochenblatt. Amtsblatt des Radiojournals. Preßburg, 15. Februar 1940 bis heute.
221. Slovenský socialista. Wochenblatt. Redig. von JOSEPH KRIŠTOFOVIČ. Eigentümer die Nationalsoz. Partei. Preßburg 1919—1920.
222. Slovenský Staviteľ. Monatsblatt. Redig. von EUGEN MARKOVIČ, hrg. vom Baumeisterausschuß in der Slowakei. Preßburg, 22. April 1931 bis heute.
223. Slovenský Svet. Wochenblatt, illustriert und literarisch. Redig. von B. LUKÁČ. Preßburg 1922—1925.
224. Slovenský štátny a samosprávný zamestnanec. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 18. Jänner 1934 bis 17. Oktober 1939.
225. Slovenský typograph. Vierteljährlich. Fachblatt. Redig. von JOSEPH STANO. Preßburg, 22. März 1939 bis heute.
226. Slovenský Týždenník. Polit. Wochenblatt der Republ. Agrar-Partei. Preßburg 1917—1938.
227. Slovenský úradník. Monatsblatt der Soz.-dem. Partei. Preßburg 1923.
228. Slovenský Večerník. Erscheint —? Preßburg, 28. Juni 1935 eingegangen.
229. Slovenský vinohradník. Monatsblatt. Fachblatt der Weinbauern. Redig. von Ing. VIKTOR PECHO-PEČNER. Hrg. vom Verbande der Weingärtnervereine in der Slowakei. Preßburg, 23. Februar 1940 bis heute.
230. Slovenský zákonník. Sammlung der Gesetze und Verordnungen. Periodisch. Preßburg, 14. März 1939 bis heute.
231. Slovenský železničiar. Monatlich 3 Nummern. Nationalsozial. Partei. Redig. von F. MERÉS. Preßburg 1919—1929.
232. Služba. Jährlich 10 Nummern. Zeitschrift des Ev. Štúr-Vereines. Redig. von STEPHAN MIHÁL. Preßburg, 1. Jänner 1937 bis heute.
233. Služba. Monatsblatt der Soz.-dem. Partei. Preßburg 1929.
234. Socialné rozhľady. Wochenblatt für das Gesundheitswesen. Redig. von H. V. KURTH, hrg. von Univ.-Prof. Dr. A. J. CHURA. Preßburg, 14. März 1940 bis heute.
235. Spisy filozofickej fakulty University Komenského v Bratislave. Nicht regelmäßig. Wissenschaftlich. Preßburg 1922—1939. Reihe.
236. Stráž. Monatsblatt. Organ der Führer der Hlinka-Jugend. Redig. von ALOIS MACEK. Preßburg, 4. September 1940 bis heute.
237. Stráž Východu. Polit. Wochenblatt der Čsl. Nationalsoz. Partei. Preßburg 1929.

238. Stred. Wochenblatt für Handel-, Gewerbe- usw. Fragen. Redig. von AL. H. ŠMID. Preßburg 1934.
239. Súdný ústredný oznamovateľ. Wochenblatt. Hrg. vom Justizministerium. Redig. von Dr. JOSEF IGENDA. Preßburg, 13. April 1939 bis heute.
240. Súkromný úradník. Zweiwöchentlich. Blatt des Privatbeamten-Vereines. Redig. von JOHANN FARKAŠ. Preßburg, 6. Juli 1939 bis heute.
241. Svet. Monatlich 2 Nummern. Redig. von VIKTOR SEKEY. Preßburg 1920. Nur 8 Nummern sind erschienen.
242. Svetové Romány. Wochenblatt. Hrg. von Dr. MATIAS JOSKO. Preßburg, 15. Juli 1940 bis heute.
243. Svojet. Jährlich 10 Nummern. Zeitschrift der Mittelschüler in der Slowakei Redig. von ANDREAS GUOTH. Preßburg 1926 bis 1.Oktober 1938. Eingestellt.
244. Svojpomoc štátných zamestnancov. Vierteljährlich. Informationsblatt. Redig. von LADISLAUS HUSÁREK. Preßburg, 18. Dezember 1940 bis heute.
245. Svoradov. Jährlich 10 Nummern. Kulturzeitschrift. Redig. von Dr. JOHANN KAŠŠOVIČ. Preßburg, 19. März 1927 bis heute.
246. Svornost. Erscheint —? Zeitschrift der YMCA. für die Slowakei. Redig. von MILOŠ KOLESÁR. Preßburg 1919—1920.
247. Šepkár v hladišti. Theaterwochenblatt. Redig. von JAROSLAV HANKA, hrg. vom Slow. Nationaltheater. Preßburg 1921—1922.
248. Šibenica. Unbestimmt. Humoristisch. Preßburg. 1927—1929.
249. Šibenica. Satirisch. Wochenblatt. Redig. von S. ŠALÁNSKY. Preßburg 1922.
250. Školské zprávy rim.-kath. a gréc.-kath. biskupských úradov na Slovensku. Monatsblatt. Schulzeitung. Informativ. Redig. von MARCELL ŠKOBLA. Preßburg, 31. Dezember 1938 bis heute.
251. Šporitelničná služba. Vierteljährlich. Redaktionskomitee. Hrg. von der Städt. Sparkasse. Preßburg, 1. März 1937 bis heute.
252. Športový týždeň. Wöchentlich. Sportfachblatt. Preßburg 1928—1934.
253. Tabakový obzor. Monatsblatt für das Tabakwesen. Preßburg 1929.
254. Technika v zemedelstve. Monatsblatt für Landwirtschaft. Preßburg, 1. Jänner 1927 bis 17. Oktober 1939.
255. Terapeutické zvesty. Jährlich 10 Nummern. Fachzeitschrift. Redig. von Ph. Mag. EUGEN TIEPENTHALER. Preßburg, 16. Jänner 1941 bis heute.
256. Úsmev slovenských žien a dievčat. Gesellschaftl. Wochenblatt. Redig. von CELO RADVÁNYI. Preßburg, Oktober 1940 bis heute.
257. Vatra. Erscheint —? Literar. Revue. Hrg. von KRASIN. Preßburg 1922/23 bis 30. September 1925.
258. Verejné právo. Monatsblatt. Rechtswissenschaftl. Redig. von Dr. FRANZ FOLTÍN. Beilagen: „Úradná sbierka rozhodnuti NSS. administrativné", „Úradná sbierka rozhodnutí NSS. finančné". Preßburg, 12. Jänner 1940 bis heute.
259. Vestník cirkevného referátu katolického. Erscheint —? Redig. von K. A. MEDNECKY. Preßburg 1919—1920.
260. Vestník kominárskych pomocníkov. Monatsblatt. Redig. von KOLOMAN VARGA. Preßburg, Juni 1920.
261. Vestník ministerstva Pravosúdie Slovenskej krajiny. Monatsblatt. Informationsfachblatt für Advokaten, Gerichte usw. Redig. von Dr. JOSEPH IGENDA. Preßburg, 1. Februar 1939 bis heute.
262. Vestník pokrokového učiteľstva. Zweiwöchentlich. Redig. von J. CHMELIČKA. Preßburg 1921—1923.

263. Vestník pre slovenské železnice a plavbu. Wöchentlich. Hrg. vom Verkehrsministerium. Preßburg, 3. Juni 1939 bis heute.
264. Vestník sdruženia sv. Josefa. Zweimonatlich. Religiös. Redig. und hrg. von L'UDWIG MICHALOVIČ. Preßburg, 11. Dezember 1939 bis heute.
265. Viera a veda. Erscheint —? Zeitschrift für wissenschaftl. Interessen der Evangeliker in der Slowakei. Preßburg 1930—1933.
266. Vlasť. Erscheint —? Preßburg, 4. Juni 1937, erschienen nur 4 Nummern.
267. Vlasť a Svet. Wöchentlich. Landwirtschaftl. Intelligenzbl. Preßburg 1923 bis 1927.
268. Vlča. Monatlich 2 Nummern. Unterhaltungsblatt der Hlinka-Pimpfe. Redig. von ALOIS MACEK. Preßburg, 5. Dezember 1939 bis heute.
269. Vôľa ľudu. Wochenblatt. Amtliches Organ der Christl.-soz. Partei. Redig. von WILHELM KRAMÁR. Preßburg 1922 bis 15. Oktober 1939.
270. Vychádzkový Vestník. Monatlich. Fachblatt für Turistik. Redig. von K. RÁZKA, später von J. PIATKOVSKY. Preßburg 1921 bis Oktober 1938.
271. Za novú pedagogika a vychovú. Erscheint —? Pädagog. Fachblatt. Preßburg, 22. Oktober 1937 bis 17. Oktober 1939.
272. Zemedelská korešpondencia. Erscheint —? Fachblatt. Preßburg, 8. April 1931 bis 17. November 1938.
273. Zornička. Zweiwöchentlich. Kinderzeitung, hrg. von V. SEKEY. Preßburg 1920—1922.
274. Zprávy školského referátu v Bratislave. Monatlich 2 Nummern. Redig. von JOSEPH FILOUŠ, hrg. vom Schulreferat. Preßburg 1920.
275. Zprávy štátneho štatistického úradu. Nach Bedarf. Amtsblatt des Staatl. Statistischen Amtes. Preßburg, 18. Dezember 1940 bis heute.
276. Zvesti ministerstva školstva a národnej osvety. Unregelmäßig. Periodisch. Amtsblatt des Schulministeriums. Preßburg, 17. November 1938 bis heute.
277. Zvestník spolku skladníkov a trafikantov pre Slovensko. Monatsblatt für Trafikanten. Preßburg 1923.
278. Živnosť. Monatlich 2 Nummern. Zeitschrift der Gewerbetreibenden. Redig. von ANDREAS DOBROTA. Preßburg, 23. Februar 1939 bis heute.
279. Život. Monatsblatt, illustriert, für Volkserziehung, außer Juli und August Redig. von GABRIEL VLASÁK. Preßburg, 30. August 1933 bis 6. März 1940.
280. Životom. Monatsblatt, religiös. Redig. von L'UDWIG MICHALOVIČ. Preßburg, 2. Juni 1939 bis heute.

B. Deutsche Zeitungen und Zeitschriften.

a) Vor 1918.

281. Agricultur Zeitung. Monatlich 3 Nummern. Redig. von A. MÜLLER. Preßburg 1886—1904.
282. Allgemeine Zeitung von und für Ungarn. Tagblatt. Redig. von ALEXANDER PUSZTAI. Preßburg, 30. August 1849 bis 31. Dezember 1849.
283. Briefe eines Magyaren an seinen Freund Michel an der Donau, dem Rhein, der Spree, der Elbe und der Ostsee. Satirische Monatschrift. Redig. von LUDWIG JOHN. Preßburg, Juli und August 1848. (Bloß 2 Nummern.)
284. Bürger Zeitung. Wochenblatt. Redig. von FERDINAND WINKLER. Preßburg 1907.
285. Centralzeitung für Eisen und Metallwaren. Monatlich 2 Nummern. Fachblatt. Redig. von JOSEPH POSCH, hrg. von J. KÖNIG. Preßburg 1900—1901.

286. Christlich-soziale Zeitung. Polit. Wochenblatt. Redig. von JOHANN GOTTLIEB. Preßburg 1908—1914.
287. Correspondenzblatt des Vereines für Naturkunde zu Preßburg. Monatsschrift. Redig. von E. MACK. Geänderter Titel: „Verhandlungen des Vereines für Naturkunde zu Preßburg". Preßburg, September 1862 bis Dezember 1863.
288. Correspondenzblatt für evang. Männer- und Jünglingsvereine Augsburgschen Bekenntnisses in Ungarn. Monatsblatt. Redig. von C. E. SCHMIDT. Preßburg 1898—1899.
289. Das Recht. Tagblatt. Redig. von KARL OTOCSKA. Vormals „Der Katholik". Preßburg 1874 bis 31. Jänner 1879.
290. Der Autor. Monatlich 3 Nummern. Theater-, Kunst- und Musikzeitung. Redig. von JOSEPH WYTERLIK jun. Preßburg 1900—1902.
291. Der Bürger und Bauerfreund. Wochenblatt. Redig. von —? Preßburg 1850.
292. Der Chauffeur. Zweiwöchentlich. Fachblatt. Preßburg 1906—1907.
293. Der Friedensbote. Zweiwöchentlich. Redig. von C. E. SCHMIDT. Preßburg, 14. November 1897 bis 1914.
294. Der große Peter. Redig. und hrg. von ALOIS KRISSKO ADAMÓCZI. Preßburg, 1. April 1848. (Nur 1 Nummer.)
295. Der Katholik. Wochenblatt. Gegründet von GR. GEORG APPONYI. Fortsetzung: „Das Recht." Preßburg 1871—1874.
296. Der Rothmantel. Redig. von JELECHIK, hrg. von HURBÁN. Nur eine Probenummer. Preßburg, 20. Oktober 1848.
297. Der Taubenschütze. Unpolit. Wochenblatt. Redig. von Dr. FRANZ BUGEL. Preßburg 1913—1914.
298. Der Wanderer. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1878.
299. Dewalds Illustrierte Kronen-Zeitung. Erscheint —? Beilagen: „Zik-Zak", „Landwirtschaftliche und Handelsbeilage" und „Blatt der Erfindungen". Preßburg 1900—1902.
300. Dewalds Illustrierte Wochen-Zeitung-„Sammlung". Preßburger Montagszeitung. Wochenblatt. Preßburg 1891—1904.
301. Die Donau. Wochenblatt. Redig. und hrg. von KARL PFEIFFER. Preßburg 1869—1870.
302. Die Wahrheit. Organ der Werktätigen. Redig. von PREISAK. Preßburg 1899. (Nr. 1—29.)
303. Donauhafen. Jahrbuch. Hrg. von K. JULIUS und RUPERTUS. Preßburg 1848.
304. Donau Handelszeitung. Wochenblatt. Redig. von J. SZTRÍZS. Preßburg 1908 bis 1909.
305. Ewangelische Glocken. Zweiwöchentlich. Redig. und hrg. von VIKTOR FREYTAG und KARL HOLLERUNG. Preßburg 1899—1902.
306. Geschichte des Faschings. In einer Wochenschrift hrg. von CHR. FR. HÜTTENRAUCH. Preßburg 1779.
307. Haus und Hof. Zweiwöchentlich von RUDOLF PRUS-KOBIERSKY. Preßburg 1895—1902.
308. Hungaria. Wöchentlich 3 Nummern. Redig. von JOHANN BANGYA und hrg. von H. LÖWE. Beiblatt: „Preßburger Deutsche Zeitung". Preßburg, 1. August bis 31. Dezember 1848.
309. Hungarische vermischte Nachrichten von Staats und Gelehrten Neuigkeiten. Hrg. von H. LÖWE, erwähnt in „Preßburger Zeitung" vom 8. Dezember 1773. Preßburg 1774.

310. Illustrierte Feuerwehrzeitung. Zweiwöchentlich. Redig. von JULIUS GREIDL. Preßburg-Bistriz 1885—1905. Vorher und nachher: „Illustrierte Westungarische Feuerwehrzeitung". Preßburg 1883—1885 und 1906—1914.
311. Jahresschrift des ung. Forstvereines. Redig. von ALBERT BEDÖ. Preßburg 1886.
312. Kammer-Mitteilungen. Monatlich 2 Nummern. Amtliches Organ der Preßburger Handels- und Gewerbekammer. Redig. von KARL JORDAN. Preßburg 1898—1900.
313. Kundschaftsblatt. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1780.
314. Land- und Forstwirtschaftliches Ankündigungsblatt. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1900.
315. Mehr Licht. Periodisch. Redig. von VALAKI (Jemand). Preßburg 1901—1902.
316. Mitteilungen des ung. Forstvereines. Vierteljährlich. Redig. von ERVIN FRANZ KOLACZEK, FRANZ SMETÁREK. Preßburg 1854—1866.
317. Modebilder. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1841.
318. Neues Ungrisches Magazin oder Beyträge zur ungrischen Geschichte, Geogr. Naturwissenschaft und der dahin einschlägigen Literatur. Erscheint —? Redig. und hrg. von KARL GOTTLIEB WINDISCH. Preßburg, 6. Juni 1791 bis 1794.
319. Nimrod. Erscheint —? Illustriert. Fachblatt Ungarns für Jagd-, Schießwesen, Fischerei und Kynologie. Redig. von FRANZ HEYTMANEK. Vormals: „Magyar Vadász". Preßburg 1902.
320. Österreichisch-Ungarische Eisenhändler-Zeitung. Zweiwöchentlich. Fachblatt. Preßburg 1901.
321. Preßburger Auskunftsblatt. Erscheint —? Redig. von FRANZ. XAV. SZLAMAUND. Hrg. von F. ROSSMANN. Preßburg, 2. Oktober 1859 bis 2. Jänner 1861. Nachher nur „Auskunftblatt". Preßburg, 3. Jänner bis 19. Mai 1861.
322. Preßburger Deutsche Zeitung. Wöchentlich 3 Nummern. Politisch. Redig. von JOHANN BANGYA, hrg. von. H. LÖWE. Beiblatt: „Hungaria". Preßburg 1. Juli bis 31. August 1848.
323. Preßburger Humoristische Blätter. Wochenblatt. Redig. und hrg. von KARL GROSS. Preßburg, 4. April 1886 bis 29. Mai 1887.
324. Preßburger Journal. Wochenblatt. Redig. und hrg. von JOSEPH KELLERMANN. Preßburg, 14. Juli bis 3. November 1890.
325. Preßburger Jüdische Zeitung. Zweiwöchentlich. Redig. von WILHELM STEINER. Preßburg, 18. September 1908 bis 1914.
326. Preßburger Kikeriki. Erscheint —? Lustiges Volksblatt. Redig. von S. CH. MECKS. Preßburg 1897.
327. Preßburger Merkur. Erscheint —? Redig. von DANIEL TÁLLYAI. Preßburg, 1. Juli 1786.
328. Preßburger Narrenturm. Erscheint —? Hrg. von einer Kommission. Preßburg 1892—1896.
329. Preßburger Presse. Wochenblatt. Redig. von EUGEN ENGYELI. Preßburg, 31. Jänner 1898 bis 1928.
330. Preßburger Revue. Wochenblatt. Redig. von FRIEDRICH ERDÉLYI., hrg von MORITZ BÉCSI. Preßburg 1886 bis 18. Juli 1887.
331. Preßburger Salonblatt. Zweiwöchentlich. Redig. von STEPHAN DOBAY. Preßburg 1880—1903.
332. Preßburger Tagblatt. Polit. Tagblatt. Redig. und hrg. von A. KRÄTZER. Preßburg, 18. April 1870 bis 15. November 1873.

333. Preßburger Tagblatt. Polit. Tagblatt. Redig. von THEODOR BINDER. Preßburg, 1. April 1896 bis 17. Juli 1923. Fortsetzung: „Preßburger Montagsblatt". Polit. Wochenblatt. Preßburg, 18. Juli 1923 bis Juli 1924.

334. Preßburger Zeitung. Am Anfang Wochen-, später Tagblatt. Redig. von KARL GOTTLIEB WINDISCH, hrg. von MICHAEL LANDERER. Preßburg, 14. August 1764 bis August 1929. Fortsetzung: „Neues Preßburger Tagblatt" vom 1. Jänner 1930 bis 31. Dezember 1935. Endlich: „Neue Preßburger Zeitung", ab 1. Jänner 1936 bis 15. Mai 1939 mit vielen Beiblättern:
Ährenlese. Beiblatt der Preßburger Zeitung. Preßburg 1827—1829.
Allgemeine Deutsche Theater Zeitung. Beiblatt der Preßburger Zeitung. 1. Jänner 1798 bis 31. Dezember 1799.
Der Freund der Tugend. Beiblatt der Preßburger Zeitung. 1767—1769.
Der vernünftige Zeitvertreiber. Beiblatt der Preßburger Zeitung. 1770.
Historisch, krit., moral.-politische Beyträge. Beiblatt der Preßburger Zeitung. 1783.
Intelligenzblatt. Beilage der Preßburger Zeitung. 1798—1835.
Illustrierte Sonntagsblatt. Beiblatt der Preßburger Zeitung aus dem Auslande. hrg. in Stuttgart. Preßburg 1887—1809.
Lesekabinett. Beiblatt der Preßburger Zeitung. 1791.
Neuwieder Zeitung. Beiblatt der Preßburger Zeitung. Preßburg — ?
Oest. constitutionelle Deutsche Zeitung. Beiblatt der Preßburger Zeitung. Vormals: „Pannonia". Preßburg 1848.
Pannonia. Beiblatt der Preßburger Zeitung. 1837—1848.
Preßburger Ährenlese. Beiblatt der Preßburger Zeitung. 1830—1836.
Preßburgisches Wochenblatt. Beiblatt der Preßburger Zeitung. 1771—1773.
Politische Gespräche aus dem Reiche der Toten. Beiblatt der Preßburger Zeitung. 1791.

335. Reform. Wochenblatt. Redig. von ALOIS ZALKAI. Vormals: „Westungarische Volkszeitung". Preßburg 1902—1913.

336. Schrattenthals Frauen-Zeitung. Erscheint — ? Redig. von KARL SCHRATTENTHAL. Fortsetzung: „Schrattenthals Rundschau." Preßburg, Oktober 1893 bis Oktober 1894.

337. Schrattenthals Rundschau. Erscheint — ? Redig. von KARL SCHRATTENTHAL. Vormals: „Schrattenthals Frauen-Zeitung". Preßburg, Oktober 1894 bis 1. Oktober 1895.

338. Staatsanzeigen von K. K. Staaten. Erscheint — ? Redig. von — ? Preßburg 1784.

339. Thalia. Theater-Wochenblatt. Redig. von EUGEN BÉRCZY. Preßburg 1900 bis 1901.

340. Ungrisches Magazin. Erscheint — ? Wissenschaftl. Zeitschrift. Hrg. von KARL GOTTLIEB WINDISCH, bei Anton Löwe. Fortsetzung: „Neues Ungrisches Magazin". Preßburg 1781—1788.

341. Ungarländische Jüdische Zeitung. Zweiwöchentlich. Redig. und hrg. von SAMUEL BETTELHEIM. Preßburg-Budapest 1910—1914. Vormals: „Preßburger Jüdische Zeitung", siehe Nr. 325.

342. Unparteische Zeitung. Wochenblatt. Redig. von F. HOCHREINER. Preßburg 1900—1901.

343. Unterhaltungsblatt für die Leser der Preßburger Zeitung. Beiblatt der Preßburger Zeitung. Preßburg 1811—1826.

344. Verhandlungen des Vereines für Naturkunde zu Preßburg. Monatsblatt. Redig. und hrg. von G. A. KORNHUBER. Preßburg 1856—1870, mit Unterbrechungen. Später: „Correspondenzblatt des Vereines für Naturkunde zu Preßburg", siehe Nr. 287.
345. Volkszeitung. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1900—1904.
346. Weinbergsbote. Zweiwöchentlich. Redig. und hrg. von PAUL VETTER. Preßburg 1906—1914.
347. Westungarische Agricultur Zeitung. Erscheint —? Redig. W. STRASKRABA, A. MÜLLER. Preßburg 1887—1889. Fortsetzung: „Német-magyar Gazdászujság" — „Deutsch-Ungarische Agricultur-Zeitung". (Deutsch-Ungarisch.)
348. Westungarische Arbeiter-Zeitung. Zweiwöchentlich. Redig. und hrg. von VIKTOR SIBI. Preßburg 1896.
349. Westungarischer Grenzbote. Polit. Tagblatt. Redig. von JULIUS FÖLDES, IVÁN SIMONYI. Preßburg 1870—1918. Seit dem Umsturze als „Grenzbote". Preßburg 1918 bis heute. Vom Jahre 1939 als Organ der Deutschen Partei.
350. Westungarische Volkszeitung. Wochenblatt. Redig. und hrg. von ALOIS ZALKAI. Preßburg 1896—1901. Fortsetzung: „Reform", siehe Nr. 335.
351. Westungarische Weinbergsbote. Zweiwöchentlich. Redig. von PAUL VETTER. Preßburg 1897—1914. Vgl. Nr. 346.
352. Westungarische Volksstimme. Polit. Wochenblatt. Redig. von HEINRICH KALMÁR. Ein Kopfblatt der Budapester Zeitung „Népszava" — „Volksstimme". Preßburg, März 1902 bis 1933.
353. Wöchentliche Bogen zum Nutzen und Vergnügen. Wochenblatt. Redig. von —? Preßburg 1787.
354. Zeitschrift für Gesetzkunde und Rechtspflege. Erscheint —? Redig. und hrg. von Dr. FRANZ PETRUŠKA. Preßburg 1855—1859.
355. Zeitung für Land- und Forstwirtschaft. Erscheint —? Organ für das gesamte Vermessungswesen, agrarische Operationen und Volkswirtschaft überhaupt. Redig. von —? Hrg. von J. KOFFRON. Preßburg 1900—1901.
356. Zeitung für Landwirtschaft. Erscheint —? Fachorgan für agrarische Operationen und Verkehr. Redig. von FERDINAND EBNER, hrg. von AUGUST HRDLICZKA. Preßburg 1875—1900.

b) Nach 1918.

357. Allgemeine Jüdische Zeitung. Wochenblatt. Redig. von DAVID GROSS und MOSES J. MÜLLER. Preßburg, August 1933 bis Oktober 1935.
Arbeit und Produktion. Siehe: „Práce a výroba". Nr. 617.
358. Bratislavaer Post. Wochenschrift. Zeitschrift für Kunst, Literatur und Volksaufklärung. Redig. und hrg. von J. MAREČEK. Preßburg 1920.
359. B[ratislavaer] Z[eitung] am Abend. Tagblatt. Redig. von WILHELM ROSNER. Preßburg 1920—1922.
360. Carpathia. Wöchentlich. Redig. von —? Preßburg 1927—1929.
361. Das Eisen. Zweiwöchentliches Fachblatt. Preßburg —?
362. Das Narrenschiff. Witzblatt. Christliches Organ zur schmerzlosen Verjüngung der Pubertätsdrüse. Nur 1 Nummer, da auf der Zeitschrift steht: Erscheint einmal und nie wieder. Das Blatt erschien zum Künstlerball. Preßburg, 26. Februar 1921.
363. Das Riff. Monatsschrift für Dichtung, Kunst und Wissenschaft. Redig. von Dr. RICHARD MESSLÉNY. Preßburg, Februar 1920 bis Oktober 1920.

364. Der deutsche Werktätige. Monatsblatt. Zeitschrift der Deutschen Gewerkschaft. Redig. von ALFRED ZAJITSCHEK, hrg. von ALFRED WAGNER. Preßburg, 1. Mai 1940 bis heute.
365. Der Jüdische Herold. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg —?
366. Der karpathendeutsche Erzieher. Monatsblatt. Pädagogisch, wirtschaftl. usw. Redig. und hrg. von JULIUS ROBERT LUSCH. Preßburg, 6. Dezember 1939 bis heute.
367. Der slowakische Kaufmann. Monatlich. Fachblatt. Preßburg 1929.
368. Der Textilhändler. Erscheint —? Fachorgan mit dem Fachblatt der Färber, chemischen Reiniger und Wäscher. Preßburg, 11. August 1938 bis 5. Jänner 1940.
369. Die Arbeiterversicherung. Zweiwöchentlich. Fachblatt. Preßburg 1927.
370. Deutsche Nachrichten. Wöchentlich. Politisch. Deutsch-National. Preßburg 1921—1924.
371. Deutsche Stimme. Wochenblatt. Politisch. Redig. von Dr. KARL HAUSKRECHT, hrg. von Ing. FRANZ KARMASIN. Preßburg, 26. Dezember 1938 bis heute. (Ab VI. Jg.)
372. Deutsche Zeitung. Wöchentlich. Politisch. Christlich-sozial. Preßburg 1923.
373. Deutsche Zeitung für die Slowakei. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg zuerst 1921, nachher 14. Mai 1931 bis 15. Mai 1932.
374. D. J. Führerdienst. Monatsheft. Illustriert. Redig. von RUDOLF MUSIK. Hrg. und Eigentümer die Deutsche Partei. Preßburg, 1. Mai 1939 bis heute.
375. Donaupost. Monatsheft. Philatelistenfachblatt. Redig. und hrg. von VIKTOR WEINERT. Preßburg, 28. November 1917 bis heute.
376. DPS. Deutsche Pressebriefe aus der Slowakei. Wöchentlich 3 Nummern, auch mehr, nach Bedarf. Organ der Deutschen Partei. Redig. von Dr. KARL HAUSKRECHT. Preßburg, 8. Februar 1939 bis heute.
377. Evangelisches Gemeindeblatt. Monatsblatt, religiös. Redig. von Dr. C. E. SCHMIDT. Preßburg, 1. März 1920 bis 12. April 1940.
378. Freie Stimme. Wöchentlich. Organ für soziale Gerechtigkeit und Volkswohlfahrt. Redig. von JOHANN TOBLER, hrg. von Christlich-soz. Pressekonsortium. Preßburg 1919.
379. Ganymed. Erscheint —? Redig. von RUDOLF CHOVAN. Organ für die wirtschaftlichen und sozialen Interessen der Hotel-, Gast- und Kaffeehausangestellten. Preßburg 1919.
380. Grenzbote. Siehe: „Westungarischer Grenzbote", Nr. 349.
381. Grenzbote am Abend. Täglich. Preßburg, 14. Mai 1938 bis Dezember 1938.
382. Heimat. Monatlich 2 Nummern. Zeitschrift für Literatur, Kunst, Stadt- und Volkswirtschaft. Redig. von Dr. EMIL KUMLIK. Preßburg 1920—1921.
383. Illustrierte Rundschau. Monatlich 2 Nummern. Halbmonatsschrift für Wissenschaft, Heimatkunde, Geschichte, Volkskunde, Kultur und Technik. Redig. und hrg. von ALOIS LEO ERBEN. Preßburg, Februar 1935. Nur 8 Nummern sind erschienen.
384. Judaica. Monatsblatt. Kulturelle Zeitschrift. Redig. von SAMUEL BETTELHEIM. Preßburg, August 1934 bis 5. Jänner 1940.
385. Jüdische Presse. Wochenzeitschrift für die religiösen, wirtschaftlichen, sozialen und jüdischpolitischen Interessen der Orthodoxie der Slowakei. Redig. von HEINZ SCHWARZ. Preßburg, Juni 1920 bis 23. September 1938.
386. Jüdische Presse. Wochenblatt. Kons. Jüd. Partei. Preßburg 1923—1929.

387. Jüdisches Familienblatt. Politisch unabhängiges Wochenblatt. Preßburg 1927 bis 1929.
388. Jüdisches Familienblatt. Erscheint —? Preßburg, 19. Februar 1935 bis 7. Juni 1938.
389. Jüdische Volkszeitung. Polit. Wochenblatt der Vereinigten Jüd. Partei. Preßburg 1923—1929.
390. Jüdische Volkszeitung. Wöchentlich. Unabhängiges Organ für die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Interessen der Juden in der Slowakei. Redig. von Dr. Moritz Zobel. Preßburg 1919.
391. Jüdische Volkszeitung. Polit. Tagblatt. Organ des Volksverbandes der Juden für die Slowakei. Redig. von Dr. Moritz Zobel und Bernard Weiss. Preßburg 1919—1920.
392. Karpathenheimat. Heimatkundige Monatsschrift für die deutsche Jugend der Karpatenländer. Redig. von Karl Heider, hrg. von Karpatendeutscher Erzieherschaft. Preßburg, 1. Jänner 1939 bis heute.
393. Karpathenland. Erscheint —? Redig. von —? Hrg. von Ing. Franz Karmasin. Preßburg 1939 bis heute.
394. Kaufmännische Rundschau. Monatsschrift. Fachzeitung. Preßburg 1923—1929.
395. Kinema. Erscheint —? Preßburg 1933.
396. Nationale Minderheiten. Monatsschrift. Hrg. von Alexander Antal. Preßburg 1922.
397. Neues Preßburger Abendblatt. Täglich. Abendblatt des Neuen Preßburger Tagblattes. Redig. von Emil Portisch. Preßburg, 31. März 1934 bis 31. Dezember 1935.
398. Preßburger Montagblatt. Polit. Wochenblatt der Deutschnationalen Partei. Preßburg 1923.
399. Preßburger Presse. Polit. Wochenblatt. Unabhängig. Redig. und hrg. von Eugen Enygeli. Preßburg 1923—1927.
400. Preßburger Tagblatt. Täglich. Unabhängiges Organ für Christlich-soziale Interessen. Redig. von Dr. Joseph Köhegyi. Preßburg 1923.
401. Preßburger Verkehrszeitung. Monatsblatt. Redig. von Otto Hadler. Organ für Förderung der Interessen des Haus- und Grundbesitzers, der Industrie, des Handels und Gewerbes. Preßburg, August 1919 bis 1920.
402. Preßburger Zeitung. Tagblatt. Politisch unabhängig. Preßburg 1927—1929.
403. Realitäten Zeitung. Erscheint —? Preßburg —?
404. Slowakische Rundschau. Wöchentliche Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur. Redig. von Adalbert Bača. Hrg. und Eigentümer der „Tatra"-Verlag. Preßburg, 7. Juli 1940 bis heute.
405. Sport an der Donau. Erscheint —? Sportblatt. Preßburg, 22. Oktober 1930 bis 1938.
406. St. Martinskalender. Jährlich einmal. Redig. von Dr. Josef Köhegyi. Preßburg 1918 bis heute.
407. Tageszeitung Republik. Tagblatt. Redig. von Dr. Arpad Szakolczay. Preßburg 1918.
408. Theaterwoche. Wochenschrift für Theater und Kunst. Redig. von Dr. Max Herzfeld. Preßburg 1920—1921.
409. Volksrecht. Polit. Wochenblatt. Organ der deutschen Soz.-dem. Arbeiterpartei in der Tschechoslowakei. Redig. und hrg. von Paul Wittich. Preßburg 1920.
410. Volksstimme. Polit. Wochenblatt der Kommunistenpartei. Preßburg 1923.

411. Volksstimme. Polit. Wochenblatt der Soz.-dem.Partei. Organ für die Interessen des werktätigen Volkes. Redig. von FRITZ HEINZ. Chefredaktor: PAUL WITTICH. Eigentümer: Soz.-dem. Parteileitung (Moritz Freistadt). Vom Jahre 1921: „Volksstimme". Deutsches Zentralorgan der Sozialdemokratie in der Slowakei. Preßburg 1920—1929.
412. Volkswille. Polit. Wochenblatt. Deutsches Zentralorgan der Christlichsozialen Partei. Redig. von JOHANN TOBLER. Eigentümer und Herausgeber: Landesverband der Christlichsozialen Partei. Preßburg 1920.
413. 505 Wochenblatt in Wort und Bild. Humorist.-satirisches Wochenblatt. Preßburg 1927.

C. Madjarische Zeitungen und Zeitschriften.

a) Vor 1918.

414. A mi otthonunk. Evang. Vereins- und Familienwochenblatt. Redig. und hrg. von ERNST MASZNYIK und LADISLAUS STROMP. Preßburg 1892—1895.
415. A mi otthonunk könyvesháza. Erscheint —? Redig. von —? Winterunterhaltungen für unser evang. prot. Volk. Mit Unterstützung der Luthergesellschaft. Preßburg 1893—1894.
416. A munkás. Erscheint —? Redig. —? Organ der Soz.-dem. Arbeiter-Partei. Preßburg 1901.
417. A pozsonyi orvos és természettudományi egylet közleményei. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1879.
418. A Város. Zweiwöchentlich. Redig. und hrg. von RICHARD KÁNYA. Preßburg 1905—1914.
419. Értesitö Magyarország papsága számára. Kath. Monatsblatt. Redig. und hrg. von JOHANN HEIDL. Preßburg 1900—1910.
420. Evangélikus családi lap. Monatlich 2 Nummern außer Juli und August. Redig. von ALEXANDER KOVÁCS, hrg. von der Luthergesellschaft. Preßburg 1897 bis 1909.
421. Evangélikus egyház és iskola. Erscheint —? Redig. und hrg. von FRANZ TRSZTYENSZKY. Preßburg 1883—1895.
422. Evangélikus örálló. Kirchl. und gesellschaftl. Wochenblatt. Redig. von ALEXANDER KOVÁCS. Preßburg 1906—1911.
423. Fejlödés. Lit. Wochenblatt. Redig. von JOSEPH HALMOS. Vorher: „Irodalom és müvészet". Preßburg 1906—1911.
424. Figyelmezö. Tagblatt. Redig. von —? Zeitweise in Preßburg, sonst in Budapest. Preßburg, 2. Juni bis 1. August 1848.
425. Fillértár. Erscheint —? Gemischter Inhalt. Redig. und hrg. von ANTON SCHMIDT. Preßburg 1834—1836.
426. Gondolat. Monatsschrift für Theologie und Philosophie. Redig. von KARL THÚRO, hrg. von der evang. theol. Jugend augsb. Bekenntnisses. Preßburg 1875—1899.

Híradó. Siehe Nr. 443.

427. Hírnök. Erscheint —? Redig. und hrg. von JOSEPH OROSZ de BALÁZSFALVA. Ab 1838 eine Beilage: „Századunk". Preßburg, 4. Juli 1837 bis Juni 1845.
428. Irodalom és Müvészet. Wochenblatt. Redig. von JOSEPH HAMVAS. Fortsetzung: „Fejlödés". Preßburg 1905—1906.
429. Isten igéje. Monatlich 2 Nummern. Redig. von Dr. MASZNYIK. Beilage: „Ünnepi áhitat". Preßburg 1913.

430. Jó pásztor. Monatsblatt für kirchl. Beredsamkeit. Redig. von T. KRIZSÓ PELIKAN. Preßburg 1882—1892, 1894—1901. Im Jahre 1893 zeitweise in Budapest. Vom Jahre 1902 in Budapest.
431. Jó pásztor. Monatsschrift. Christl. Familienblatt. Redig. von ALEXANDER KOVÁCS. Preßburg 1899—1904.
432. Kalauz a népiskolai nevelö oktatás terén. Jährlich 10 Nummern. Redig. von JOSEPH REGÉCZY, hrg. von KARL STAMPFEL. Preßburg 1886—1895.
433. Kamarai közlemények. Monatlich 2 Nummern. Amtsblatt der Preßburger Handels- und Gewerbekammer. Preßburg 1898—1900.
434. Kataszteri közlöny. Monatsschrift. Fachblatt für das Grundbuch-Katasterwesen usw. Redig. von ALEXANDER GÁNÓCZY. Preßburg 1891—1910.
435. Katholikus Hitvédel mi folyóirat. Monatsschrift. Redig. von T. KRIZSÓ PELIKÁN. Hrg. von NICOLAUS LEPSÉNYI. Preßburg 1888—1889.
436. Kereskedelmi Szakoktatás. Monatlich, außer Juli und August. Redig. von Dr. ADALBERT SCHACK. Preßburg 1893—1894.
437. Kerületi értesítö. Monatsblatt. Redig. von FRANZ MOLNÁR, hrg. vom Landes-Eisenbahner-Verband, Kreis Preßburg. Preßburg 1906—1914.
438. Kórházi szemle. Monatsblatt. Redig. und hrg. von WILHELM ZLÁMAL jun. Preßburg, 20. Jänner bis März 1865. Fortsetzung: „Orvosi Szemle", ab 1. Jänner 1866.
439. Magyar Hírmondó. Tagblatt. Redig. von MATHIAS RÁTH. Erste madjarische Zeitung. Preßburg, 1. Jänner 1780 bis 1787.
440. Magyar Néplap. Polit. und gesellschaftl. Wochenblatt. Redig. von NICOLAUS LEPSÉNYI und GELLÉRT NÉMETH. Preßburg 1892.
441. Magyar Vadász. Monatlich 3 Nummern. Illustriertes Fachblatt für Jagd-, Schieß-, Schützenwesen, Fischerei und Kynologie. Redig. von FRANZ HEYTMANEK, hrg. von KARL MITSCHKE. Preßburg, 5. Oktober 1901 bis 1902. Fortsetzung: „Nimrod", siehe Nr. 319.
442. Nevelő oktatás. Monatlich. Kath. Schulwesenzeitschrift. Redig. von EMERICH SCHULTZ. Preßburg 1901—1904.
443. Nyugatmagyarországi Hírado. Polit. Tagblatt. Redig. von Dr. ALEXANDER VUTKOVICH. Preßburg 1887—1919. Ab 1919 nur „Hiradó". Preßburg 1919 bis 28. Februar 1937.
444. Oktató népkönyvtár. Monatsschrift. Redig. und hrg. von T. KRIZSÓ PELIKÁN. Preßburg 1886—1900.
445. Oktató Néplap. Zweiwöchentlich. Gemischter Inhalt. Redig. von T. KRIZSÓ PELIKÁN. Preßburg 1897—1899. Fortsetzung: „Országos néplap".
446. Országgyülési tudósíto. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1832—1835.
Orvosi Szemle. Siehe: „Korházi szemle". Nr. 438.
447. Országos néplap. Politisches, literarisches usw. Wochenblatt. Redig. von —? Preßburg 1898.
448. Országos növényvédelmi értesítö. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1911—1912.
449. Póstaügyi közlöny. Monatsblatt. Redig. von SIGMUND ÉNEKES. Preßburg 1909—1911.
450. Pozsony és vidéke. Jährlich 10 Nummern. Zeitschrift für Heimatkunde für die Jugend. Redig. von KARL POSCH. Preßburg 1912.
451. Pozsonyi Gazda. Monatlich. Zeitschrift des Wirtschaftsvereines im Preßburger Stuhle. Redig. von EUGEN HORVÁTH. Preßburg 1899—1914.

452. Pozsony Gazda. Erscheint —? Landwirtschaftliches Blatt. Redig. und hrg. von EUGEN HORVÁTH und EUGEN ENGYELI. Preßburg 1903.
453. Pozsonyi Hírlap. Gesellschaftl. Wochenblatt. Redig. und hrg. von JOSEPH HAMVAS. Preßburg 1901—1905.
454. Pozsonyi Hírlap. Wochenblatt. Redig. von EMERICH BOKOR. Preßburg 1908.
455. Pozsonyi Lapok. Erscheint wöchentlich. Redig. von GABRIEL SZARVAS. Preßburg 1865. Nur 2 Nummern.
456. Pozsonyi Szemle. Erscheint. —? Juristisch. Redig. und hrg. von Dr. ENDRE SÁNDOR. Preßburg 1890—1894.
457. Pozsonyi szinházi ujság. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1908—1909.
458. Pozsonyi Újság. Erscheint —? Redig. von EDUARD ŐSZ. Preßburg 1908. Von neuem herausgegeben und eingegangen im Jahre 1909.
459. Pozsonymegyei Közlöny. Polit. Wochenblatt. Redig. von —? Preßburg 1887 bis 1890.
460. Pozsony vármegye. Auskunftsblatt. Redig. von —? Preßburg 1895.
461. Pozsonyvármegye hivatalos lapja. Erscheint —? Redig. von JOHANN SZTRELKA. Preßburg 1891—1914.
462. Pozsonyvármegye hivatalos kötlönye. Erscheint —? Redig. und hrg. von BARTALOMEUS KLEMPA. Preßburg 1891—1918. Fortsetzung: „Úradné noviny župy Bratislavskej." S. Nr. 646.
463. Pozsony vármegyei gazdasági egyesület Értesítöje. Monatlich 2 Nummern. Redig. von JULIUS FÖLDES. Preßburg 1883—1899.
464. Pozsonyvármegyei tüzrendészeti értesítö. Erscheint —? Amtsblatt des Feuerwehrverbandes des Preßburger Stuhles. Redig. von ADALBERT ECKER. Preßburg 1902—1904.
465. Pozsonyvármegye népoktatása. Monatsschrift. Redig. von KARL VÁSÁRHELYI und WILHELM STARCK. Preßburg 1911.
466. Pozsonyvidéki Lapok. Wöchentlich zweimal. Inhalt gemischt. Redig. von Dr. ALEXANDER VUTKOVICH. Preßburg 12. Mai 1873 bis 1890.
467. Protestáns esték. Erscheint —? Religions- und Familienblatt. Redig. von B. GYARMATI. Preßburg 1899. (Nur 2 Hefte.)
468. Szabad orák. Monatsheft für die Jugend. Redig. von der 7. Klasse des hiesigen Gymnasiums. Preßburg 1908.
469. Századunk. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1838—1845.
470. Szinházi ujság. Wochenblatt. Redig. von EUGEN NOZDROVICZKY. Preßburg 1902.
471. Szinházi ujság. Theaterwochenblatt mit Programm. Redig. von BACHUS. Preßburg 1909.
472. Theologiai szaklap. Vierteljährlich. Redig. von S. RAFFAJ. Preßburg 1903 bis 1914.
473. Törvényhatósági Tudósítások. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1836 bis 1837.
474. Tüzrendészeti Értesítö. Monatlich 2 Nummern. Redig. von Dr. ADALBERT MICHAELIS. Preßburg 1874—1901.
475. Vasutasok Lapja. Vierteljährlich. Redig. von ARPAD REJTÉNYI. Preßburg 1909—1911.

b) Nach 1918.

476. A Fejtörö. Wochenblatt für Unterhaltung, Rätsel und Kreuzworträtsel. Redig. von STEPHAN LENKE. Preßburg 1925—1927.

477. A föld. Wochenblatt für Landwirte. Redig. von HUGO VARSÁNYI. Preßburg, 9. April 1920 bis Ende 1920.
478. A futár. Wochenblatt. Redig. und hrg. von EUGEN O. BÁRÓ. Preßburg 1919.
479. A gazda. Zweiwöchentlich. Amtsblatt des Landwirtenvereines für die Slowakei. Preßburg, 20. September 1920 bis 1929.
480. A Harc. Wöchentlich. Sozialist. Revue. Redig. von JULIUS NAGY. Preßburg, August 1920 bis Oktober 1920 und eingestellt.
481. A háziorvos. Gesundheitliche Familienmonatsschrift. Redig. von Dr. LENDVAY. Preßburg 1929.
482. A magyar diákszemle. Zweimonatlich. Organ der Studentenschaft der madjar. Minderheit. Redig. von Dr. DUKA Z. NORBERT. Preßburg 1930.
483. A Nap. Polit. Tagblatt. Unabhängig mit aktivist. Programm. Preßburg 1929.
484. A Reggel. Polit. Tagblatt. Republik. Redig. von Dr. ALADÁR HORNYÁNSZKY. Preßburg 1921 bis 19. März 1933.
485. A Vizeslepedö. Humoristisches Wochenblatt. Redig. von —? Preßburg 1930.
486. Az ár ellen. Monatsblatt. Redig. von —? Sozialistisch. Preßburg, September 1935, amtlich eingestellt.
487. Az ifjú gárda. Wöchentlich. Organ des Soz. Jungarbeiter-Verbandes in der Slowakei (Die Unterabteilung der Kommunistischen Jungarbeiter-Internationale). Redig. von ANTON SZVRAKA. Preßburg 1919.
488. Az Ojság. Liberalist. und kosmetisches Wochenblatt. Redig. von Dr. ELEM BEVÁNDOROLT. Preßburg 1920. Nur 1 Nummer ist erschienen.
489. Cseszlovákiai Népszava. Polit. Wochenblatt. Madjar. Organ des čsl. soz.-dem. Partei. Redig. von IGNÁTZ SCHULTZ. Preßburg 1921 bis 15. Dezember 1938.
490. Déli Hírlap. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg 1933—1935.
491. Épitömunkás. Monatsblatt. Fachschrift. Preßburg 1927.
492. Este. Theaterwochenblatt. Preßburg 1927.
493. Esti Ujság. Polit. Tagblatt. Redig. von GÁBOR HERCEG, später von ELEMÉR SOMOS, hrg. von NYÁRAI NEMEC NICOLAUS. Preßburg, Februar 1933 bis heute.
494. Földmunkás. Wochenblatt. Organ der madjar. Landarbeiter-, Landwirte und Kleinhäusler-Organisation in der Slowakei. Preßburg 1920. Ab 28. Mai 1920: „Földmunkások Otthona".
Földmunkások Otthona. Siehe: „Földmunkás".
495. Gazda. Erscheint —? Landwirtschaftl. Organ. Preßburg, 29. März 1934 bis 17. November 1934.
496. Gazdasági Szemle. Zweiwöchentlich. Wirtschaftsfachblatt. Preßburg 1923 bis 17. Oktober 1929.
497. Gyermekvilág. Monatlich 2 Nummern. Illustrierte Kinderzeitung. Redig. von ETELKA WENCZEL und ROSA BL. BERNÁTSKY. Preßburg 1920.
498. Hajnal. Zweiwöchentlich. Literarisch-illustrierte Revue. Preßburg 1929.
499. Hétföi Riport. Wochenblatt. Redig. von JULIUS MENYHÉRT. Preßburg 1920.
500. Híradó. Siehe: „Nyugatmagyarországi híradó", Nr. 443.
501. Irodalmi élet. Erscheint —? Zeitschrift für Literatur und Kritik. Redig. von ERNST KÁZMÉR, hrg. von M. WEISZ. Preßburg 1926.
502. Jó pajtás. Erscheint —? Illustrierte Kinderzeitung. Redig. von BÖSKE BALOG. Preßburg 1922.
503. Katholikus Lelki pásztor (Katolikus egyházi Lapok). Religiös. Monatsblatt. Redig. von Dr. JOSEPH KÖHEGYI. Beilage: „Katolikus Hitszónok" und „Eucharistikus apostol". Preßburg, 10. April 1923 bis 1940.

504. Katolikus Figyelö. Religiöses Monatsblatt. Redig. von AUGUSTIN HLADÍK. Preßburg 1936.
505. Képes világ. Illustriertes Wochenblatt. Redig. von Prof. ALEXANDER SEIDL. Preßburg 1920.
506. Képes világ. Wochenblatt. Redig. von GABRIEL HERCEG. Preßburg 1919.
507. Korzó. Wochenblatt. Redig. von LORÁNDY KAUTZ LORÁND und EUGEN HOLLY. Preßburg 1919.
508. Köztársasági magyar földmives. Polit. Wochenblatt der Republ. madjar. Agrar-Partei. Preßburg 1929.
509. Magyar Falu. Kommunistisch. Polit. Monatsblatt. Preßburg 1929.
510. Magyar Figyelö. Erscheint —? Preßburg 1933.
511. Magyar kisgazda és földmunkás ujság. Polit. Wochenblatt der madjar. Landwirte-Partei. Preßburg 1927—1929.
512. Magyar Lap. Tagblatt. Redig. von —? Preßburg 1936.
513. Magyar Minerva. Erscheint —? Zeitschrift für Wissenschaft, Belletristik und Unterhaltung. Redig. von Dr. JOHANN REINDL. Preßburg, 29. März 1930 bis 2. April 1940.
514. Magyar Néplap. Polit. Wochenblatt der Christl.-soz. Partei, Preßburg 1927 bis 1929.
515. Magyar Őr. Erscheint —? Preßburg, 8. September 1938 bis 24. Februar 1939.
516. Magyarság. Erscheint —? Redig. von —? Preßburg, 13. Jänner 1926 bis 17. Oktober 1939.
517. Magyar tanügy. Monatlich. Fachzeitschrift für Lehrer. Preßburg 1929.
518. Magyar ujság. Unabhängig. Polit. Tagblatt. Redig. von DEZSÖ GEORG. Preßburg, 16. April 1933 bis 5. Mai 1939.
519. Magyar ujság. Polit. Tagblatt. Liberal. Redig. und hrg. von KARL ANGERMAYER. Preßburg, 15. April 1919 bis 30. September 1928.
520. Magyar Vidék. Erscheint —? Preßburg 1930—1933.
521. Méhészujság. Monatsblatt, Fachzeitung für die Imker. Preßburg 1927—1929.
522. Moricka. Humorist. satirisches Wochenblatt, Preßburg 1927.
523. Munkás. Polit. Tagblatt. Kommunist. Preßburg 1927—1929.
524. Munkásujság. Polit. Wochenblatt. Amtsblatt der madjar.-deutschen soz.-dem. Partei in der Slowakei. Preßburg 1920.
525. Népakarat. Tagblatt. Amtsblatt der Christlich-soz. Landespartei. Redig. von JULIUS KAISER. Preßburg 1919.
526. Népszava. Polit. Wochenblatt. Redig. von ANTON SZVRAKA. Eigentum der soz.-dem. Partei. Preßburg 1920.
527. Népujság. Polit. Wochenblatt der madjar. Republ. Land- und Kleinwirte-Partei. Preßburg 1923—1927.
528. Növényvilág. Erscheint —? Fachblatt für Pflanzenkunde. Preßburg 1937 bis 1938.
529. Pénzügyi szemle. Wochenblatt. Finanzfachblatt. Redig. von Dr. GEORG LÜLEY. Preßburg 1919—1929.
530. Pletyka. Wochenblatt für Gesellschaft, Theater und Literatur. Redig. von JULIUS GYÖRI, hrg. von MIKSA WACHSMAN. Preßburg 1919 bis August 1920.
531. Pozsonyvármegye hivatalos Lapja. Siehe Nr. 461. Preßburg 1919.
532. Proletár. Polit. Wochenblatt der kommunist. Partei. Preßburg 1929.
533. Rendkivüli Hétföi Hírlap. Polit. unabhäng. Wochenblatt. Redig. von —? Preßburg 1923.

534. Revü. Wochenblatt. Redig. von ERNST VAJDA, hrg. von HUGO STAMPFEL. Preßburg 1919—1920.
535. Riport. Wochenblatt für Kunst, Satire, Kritik. Redig. von JULIUS MENYHÉRT. Preßburg 1919 bis 8. Mai 1920.
536. Sport-Revü. Wöchentlich. Amtsblatt des Slowakischen Fußballverbandes. Redig. von MIKSA SCHWARZ, hrg. von GÉZA LÁNYI und GABRIEL FEUER. Preßburg 1919.
537. Stefi-Futár. Wochenblatt für Humor und Satira. Preßburg 1927.
538. Szfinksz. Zweiwöchentlich. Grapholog. Zeitung. Redig. von Dr. SZILÁRD DEZSÖ. Preßburg 1920.
539. Szinház. Theaterwochenblatt. Preßburg 1923—1927.
540. Szinház. Illustriert. Wochenblatt für Theater und Kunst. Redig. von LORÁNDY K. LÓRÁND. Preßburg, Juni 1920—1924.
541. Szinházi hét. Illustriert. Wochenblatt. Redig. von OTTO HONTHY. Preßburg 1919—1920.
542. Szlovenskói Magyar Tanügy. Monatlich. Fachschrift für Lehrer. Preßburg 1927.
543. Szocialista Röpirat. Erscheint —? Polit. Redig. von ALEXANDER KÁROLY und EMERICH PINTÉR, hrg. von ARTUR KHON. Preßburg 1920.
544. Szülöföldünk. Erscheint —? Hrg. von „Kultura". Preßburg 1936.
545. Tábortüz. Monatsblatt. Organ des madjar. Pfadfinder-Verbandes in ČSR. Preßburg 1929.
546. Tavasz. Monatlich 3 Nummern. Zeitschrift für Belletristik, Kunst und Wirtschaft. Redig. und hrg. von SZEREDAI GRUBER KARL. Preßburg 1918—1920.
547. Uj hirek. Polit. Tagblatt. Organ der Vereinigten Madjar. Partei. Redig. von Dr. FRANZ KOZMA, hrg. von JOHANN ESZTERHÁZY. Preßburg, 1. März 1937 bis heute.
548. Új szív. Religiös. Wochenblatt. Redig. von AUGUST HLADIK. Beiblatt: „Szívgárdista". Preßburg 1919 bis heute.
549. Uj szo. Erscheint —? Kulturelle Zeitschrift. Redig. von LUDWIG BARTA. Preßburg 1929.
550. Úttörö. Monatlich. Fachblatt der Soz.-dem. Partei. Preßburg 1923—1929.
551. Világ. Kulturelles Zweiwochenblatt. Redig. von LUDWIG BARTA. Preßburg, 15. Jänner 1936—1938.
552. Világszabadság. Monatlich 2 Nummern. Fachblatt der Land- und Forstarbeiter. Redig. von JULIUS NAGY. Preßburg 1921.

D. Zwei-, drei- und fremdsprachige Zeitungen und Zeitschriften.

a) Vor 1918.

553. A modern nöi ruházat — Die moderne Damengarderobe. Monatsheft. Deutsch-madjarisch. Redig. von D. DRECHSLER. Preßburg 1911—1912.
554. Concordia. Jährlich 6 Nummern. Mitteilungen des Preßb. Stenographie-Vereines. Redig. von JOHANN THEISZ und JOSEPH MIHALOVICS. Preßburg 1886 bis 1914.
555. Háztulajdonosok Lapja — Hausbesitzer-Zeitung. Monatsblatt. Deutsch-madjarisch. Redig. und hrg. von ALOIS H. PICHLER. Preßburg, 12. Juli 1905—1908.
556. Igaz szó — Das freie Wort. Wochenblatt. Deutsch-madjarisch. Redig. von Dr. JULIUS REISZ. Preßburg 1912—1914.

557. Magyar-Német Gazdasági Ujság — Deutsch-Ungarische Agricultur-Zeitung. Monatlich 3 Nummern. Redig. und hrg. von S. MÜLLER. Preßburg 1887—1892.
558. Pozsonyi értesítö-Correspondenzblatt aus Preßburg. Jährlich 10 Nummern. Redig. von H. LUDWIG PICHLER. Preßburg 1909—1914.
559. Pozsonyi Gazda — Preßburger Landwirt. Gelegenheitsschrift. Amtsblatt der Preßburger II. landwirtschaftlichen Landesausstellung. Redig. von EUGEN HORVÁTH und EUGEN ENGYELI. Preßburg 1902 (22 Nummern).
560. Pozsonyi kiállitási ujság — Preßburger Ausstellungszeitung. Redig. und hrg. von OTTO FABRICIUS. Preßburg 1903.
561. Pozsonyi útmutató — Preßburger Wegweiser. Jährlich. Preßburg 1841—1856 und 1901—1906.
562. Pozsonyvárosi közlöny — Amtsblatt der Stadt Preßburg. Monatsblatt. Redig. und hrg. von RICHARD KÁNYA. Preßburg 1908—1914.
563. Pozsonyvárosi közlöny — Amtsblatt der Stadt Preßburg. Monatlich 2 Nummern. Redig. und hrg. von RICHARD KÁNYA. Preßburg 1908—1911.
564. Pozsonyvárosi közlöny — Mitteilungen der Stadt Preßburg. Zweiwöchentlich. Redig. von RICHARD KÁNYA. Preßburg 1906—1914.
565. Szölömüvesek Lapja — Winzer-Zeitung. Erscheint —? Redig. und hrg. von KARL ENGELBRECHT. Preßburg 1884—1885.

b) Nach 1918.

566. Actio Catholica. Tageszeitung, außer Sonn- und Feiertagen. Slowakisch und in der Sprache des Bestimmungslandes. Religiös. Redig. von ADALBERT SIMON. Preßburg, 29. März 1940 bis heute.
567. Autojournal. Illustr. Monatsheft. Slow.-deutsch. Redig. von PAUL KOHUT. Preßburg, 4. September 1926 bis heute.
568. Bankový úradník. Zweimonatlich. Fachblatt. Slow.-madjar. Preßburg 1927 bis 1929.
569. Bratislavská autoburza. Nicht regelmäßig. Fachzeitung. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1929.
570. Bratislavské lekársky listy. Monatlich. Fachblatt. Slow.-deutsch und franz. Redig. von MUDr. JULIUS LEDÉNYI. Preßburg 1921 bis heute.
571. Časopis pro zdravotnictvo. Jährlich 10 Nummern. Wissenschaftlich. Slow.-franz. Preßburg 1927—1929.
572. Dentist. Monatlich. Fachblatt für Zahntechniker. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1929.
573. Der Privatbeamte — Súkromný úradník. Monatsblatt. Deutsch-slow. Organ des Verbandes der Industriebeamten in der Slowakei. Preßburg 1923—1938.
574. Dieťa. Monatsblatt. Slow.-deutsch-madjar. Fachzeitschrift für Leibesübungen. Preßburg 1926—1927.
575. Divadlo. Monatlich drei- bis viermal. Slow.-deutsch. Theaterfachblatt. Preßburg 1927.
576. Domovník — Hausmeister — Házmester. Erscheint —? Preßburg, 21. November 1935 bis 14. Juni 1939.
577. Forum. Monatsblatt. Slow.-deutsch-madjar. Amtsorgan der Fachorganisation der Bankbeamten. Redig. von FELIX KUTLIK. Preßburg, Jänner 1920 bis 12. September 1939.
578. Gastrolog. Monatlich. Slow.-deutsch-madjar. Fachblatt. Preßburg 1923—1929.
579. Gastronom. Zweiwöchentlich. Fachblatt. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1923.

580. Grafik. Monatlich. Fachblatt. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1927—1929.
581. Grafika. Monatlich. Fachblatt. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1927—1929.
582. Hašomer. Monatlich. Fachblatt für jüdischen Skauting. Redig. von Dr. OSKAR NEUMANN und JOSEPH FRISCHE. Preßburg 1926.
583. Hodvábnictvo. Monatlich. Fachblatt für das Seidenwesen. Slow.-madjar. Preßburg 1929.
584. Hospodárska korešpondencia Dovusu, slov. dovoznej a vývoznej uč. spol. Täglich außer Sonntag. Slow.-deutsch. Informat. Wirtschaftsblatt. Beilage: „Handelskorrespondenz der Dovus" (Slow. Einfuhr- und Ausfuhr-A. G.). Preßburg, 29. Februar 1940 bis heute.
585. Hospodárske rozhľady. Monatsschrift für Wirtschaft. Slow.-deutsch-madjar. Redig. von Ing. JOHANN LIŠKA, hrg. von der Handels- und Gewerbekammer. Preßburg 1926 bis heute.
586. Hospodársky Obzor — Gazdasági Szemle. Monatlich 2 Nummern. Slow.-madjar. Redig. von K. BORECKY. Preßburg 1920.
587. Hubertus. Erscheint — ? Anzeiger der slow. Kynologen, Jäger und Tierfreunde. Slow.-deutsch. Redig. von K. PAZDERA. Preßburg 1925.
588. Informator. Wochenblatt des Judentums in der Slowakei. Madjar.-deutsch. Preßburg, 14. Juni 1939 angemeldet und schon am 16. Juni 1939 abgemeldet ohne daß eine Nummer erschienen wäre.
589. Instalater. Monatsblatt. Slow.-deutsch-madjar. Unpolit. Fachorgan des Gremiums konzession. Elektrotechniker. Redig. von ANTON HAVELKA. Preßburg, 28. März 1930 bis heute.
590. Invalíd. Monatsblatt für Invaliden. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1923.
591. Invalíd — Socialna Politika. Monatlich. Slow.-deutsch-madjar. Fachblatt für Invaliden. Preßburg 1927—1929.
592. Irodalmi élet. Monatliche Literaturzeitschrift. Madjar.-deutsch-slow. Preßburg 1927—1929.
Javisko — Die Bühne. Siehe: „Naše Divadlo", Nr. 606.
593. Kaderník. Monatsblatt für Raseure und Friseure. Redig. von JAKOB ŠUPÁK. Preßburg 20. August 1940 bis heute.
594. Kino. Filmwochenblatt. Fachzeitschrift. Slowakisch-deutsch-madjar. Preßburg 1927.
595. Knihtlačiar. Wochenblatt. Slow.-deutsch-madjar. Redig. von VIKTOR ROSA, hrg. vom Vereine der graphischen Arbeiter in der Slowakei. Preßburg, 4. November 1938 bis heute.
596. Krajinský súbežný oznamovateľ. Wochenblatt. Fachanzeiger. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1927—1929.
597. Lederzeitung. Zweiwöchentlich. Fachblatt. Deutsch-slow. Preßburg 1923 bis 1929.
598. Lloyd „Az üzlet". Zweiwöchentlich. Fachblatt. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1923.
599. Lovec — Vadász. Monatlich. Fachorgan für das Jagdwesen. Slow.-madjar. Redig. von JULIUS RAJCSÁNYI. Preßburg 1927—1929.
600. Magister. Zweiwöchentlich. Fachblatt. Preßburg 1923—1929.
601. Mäsiar a udenár. Jährlich 3 Nummern. Fachblatt für Fleischhauer und Selcher. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg, 29. März 1927 bis heute.
602. Mäso a výroba. Zweiwöchentlich. Fachblatt für Fleischhauer. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1929.

603. Merkur. Monatlich. Fachblatt. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg, 1. Jänner 1927 bis heute.
604. Model. Monatlich. Modefachzeitung. Redig. von VIKTOR SEKEY, hrg. von dem Slowakischen Buchhändler-Verbande. Slow.-deutsch. Preßburg, 25. September 1940 bis heute.
605. Naša obrana. Zweiwöchentlich, für das Invalidenwesen. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1927.
606. Naše Divadlo. Monatlich 3 Nummern. Theaterfachzeitung. Slow.-deutsch. Hrg. von der Reklame-Unternehmung „Magistrala". Preßburg 1928—1929. Die erste Nummer unter dem Titel: „Slovenská scéna" von 1923—1925, nachher: „Javisko", „Die Bühne" von 1925—1926. Redig. von EMO BOHUŇ und FRANZ ZIMÁK, endlich „Divadlo" vom Jahre 1926—1928. Redig. und hrg. von JOHANN HRUŠOVSKÝ.
607. Nová generácia grafická. Monatlich. Fachblatt. Slow.-madjar. Preßburg 1929.
608. Noviny Majiteľov domov — Hausbesitzerzeitung — Háztulajdonosok lapja. Monatsblatt. Redig. von Dr. OSKAR HANTKE-HALMI, hrg. vom Haus- und Grundbesitzer-Vereine in Preßburg. Preßburg, 8. Mai 1933 bis heute.
609. Obchodník. Zweiwöchentlich. Fachblatt. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1929.
610. Obuv. Monatlich. Fachblatt. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1927.
611. Penzionovaný učiteľ. Vierteljährlich. Informationsblatt des Vereines der pensionierten Lehrer. Redig. von Dr. STEPHAN KOCIÁN. Slow.-deutsch. Preßburg, 27. September 1935 bis heute.
612. Penzista. Vierteljährlich. Informationsblatt für Pensionisten. Slow.-deutsch-madjar. Redig. von Dr. LUDWIG EMERY. Preßburg, 8. Februar 1930 bis heute.
613. Penzista. Vierteljährlich. Amtsblatt des Vereines der Staatspensionisten in der Slowakei und Karpatoukraine. Slow.-madjar. Redig. von Dr. JOSEPH HOLIK. Preßburg 1930.
614. Pharmacien. Zweiwöchentlich. Fachblatt. Slow-deutsch-madjar. Preßburg 1929.
615. Poisťovací zamestnanec. Monatlich. Fachblatt für Versicherung. Slow.-madjar. Preßburg 1929.
616. Policajný oznamovateľ Slovenska. Zweiwöchentlich. Amtl. Anzeiger. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1929.
617. Práca a výroba. Landwirtschaftl. Wochenblatt. Slow.-deutsch-madjar. Redig. von Dr. FERDIIŠ JURIGA. Preßburg 1919.
618. Sborník prací orthopedických. Erscheint —? Fachzeitschrift für Orthopädie. Redig. von Prof. Dr. V. CHLUMSKY. Preßburg 1926—1928. Vom Jahre 1928: „Slovenský orthopedický sborník", siehe Nr. 627.
619. Sborník práci československ. spoločnosti orthopedické. Vierteljährlich. Wissenschaftl. Slow.-franz.-deutsch. Preßburg 1927.
620. Sdelenie. Jährlich 2 Nummern. Fachblatt für Werkmeister. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1923.
621. Slovenská Grafika. Zweimonatlich. Fachblatt. Slow.-madjar. Im Jahre 1923 als Monatsblatt. Preßburg 1923—1927.
622. Slovenské lesné a drevárské hospodárstvo. Wochenblatt für Forst- und Holzwirtschaft. Slow.-deutsch. Preßburg 1927.
623. Slovenský Filatelista. Monatsblatt für Filatelisten. Slow.-deutsch. Redig. von Dr. VIKTOR VOLKO. Preßburg, 13. Oktober 1939 bis heute.
624. Slovenský Hamakkabi. Monatlich. Fachblatt für jüd. Sport. Slow.-deutsch. Preßburg 1927.

625. Slovenský hostinský. Zweiwöchentlich. Fachblatt für Wirte. Slow.-madjar. Preßburg 1927—1929.
626. Slovenský lekár. Monatlich 2 Nummern. Wissenschaftl. Slow.-deutsch-madjar. Redig. von Dr. Šubik. Preßburg, Februar 1939 bis heute.
627. Slovanský sborník orthopedický. Zweimonatlich. In allen slawischen Sprachen. Wissenschaftlich. Preßburg 1929.
628. Slovenský veterinár. Monatlich. Fachblatt für Tierärzte. Slow.-deutsch. Redig. von MUDr. Imrich Hudec, hrg. von der Tierärzte-Kammer. Preßburg, 24. Juli 1939 bis heute.
629. Sport a auto. Wöchentlich. Sportzeitung. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1926—1929.
630. Sport Revü. Erscheint —? Deutsch-madjar. Preßburg 1919.
631. Sulky. Monatlich 2 Nummern, während des Trabrennens mehrmals. Slow.-deutsch-madjar. Amtsblatt des Preßburger Trabrennenvereines. Redig. von Karl Hörnes. Preßburg 1920—1921.
632. Szellemi sport — Geistessport. Zweiwöchentlich. Redig. von Julius Breyer. Madjar.-deutsch. Preßburg, 1. Mai 1920. Ende 1920 eingegangen.
633. Therapia. Monatl. Ärztl. Fachblatt. Slow.-deutsch-madjar. Redig. von Dr. Adalbert Sághi. Preßburg, 1. Dezember 1922 bis 17. Oktober 1939.
634. Trhovec. Monatsblatt für Markthändler. Slow.-deutsch. Preßburg 1927.
635. Typographia. Wochenblatt für Typographen. Slow.-madjar. Slow. Teil redig. von Andreas Mikuš, der madjar. Teil von P. Faczinek. Preßburg 1919 bis 1929.
636. Úmenie Slovanov. Nicht regelmäßig. Russisch-slow. Fachblatt für Kunst. Preßburg 1923.
637. Úradné Noviny. Wöchentlich. Slow.-deutsch. Amtsblatt. Redig. von Daniel Porubsky. Preßburg 1920—1938.
638. Úradné noviny župy Bratislavskej. Wöchentlich. Slow.-madjar. Redig. von Johann Sztrelka, hrg. vom Preßburger Gau. Preßburg, 1920—1927.
639. Úradné zprávy slovenskej pošty. Wochenblatt. Amtsblatt für Postressort des Verkehrsministeriums. Preßburg 1939 bis heute.
640. Úradné zprávy slovenských železníc. Monatlich 2 Nummern. Amtsblatt der slow. Eisenbahn. Preßburg, 1939 bis heute.
641. Úradný kurzový list drevárskej burzy. Wöchentlich. Amtl. Kursblatt der Holzbörse. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1927—1929.
642. Uradný kurzový list plodinovej burzy. Wöchentlich 2 Nummern. Amtl. Kursblatt der Getreidebörse. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1927—1929.
643. Úradný policajný vestník Slovenska. Zweiwöchentlich. Slow.-deutsch. Poliz. Anzeiger. Preßburg 1927.
644. Úradný list Riaditeľstva čsl. štát. železníc. Wöchentlich. Amtsblatt der Eisenbahndirektion. Preßburg 1927—1929.
645. Úradný list riaditeľstva pošt a telegrafov. Nicht regelmäßig. Amtsblatt der Postdirektion. Preßburg 1919—1929.
646. Veletržný časopis. Jährlich 1 Nummer. Propagandazeitung. Slow.-deutsch. Preßburg 1927.
647. Vestník baňskej revirnej rady pre Slovensko. Monatlich. Fachblatt für das Hüttenwesen. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1927—1929.
648. Vestník ústredne židov. Wochenblatt der Judenzentrale. Slow.-deutsch. Redig. von Marko Grünsfeld. Preßburg 4. März 1941 bis heute.

649. Výstavy a veľtrhy. Fachzeitschrift für das Ausstellungswesen. Slow.-englisch. Preßburg 1929.
650. Zdravotnický Vestník. Monatlich. Blatt für das Gesundheitswesen. Preßburg 1927.
651. Zprávy mesta Bratislavy. Zweiwöchentlich. Slow.-deutsch-madjar. Amtsblatt der Stadt Preßburg. Preßburg 1923 bis heute.
652. Zprávy sdruženia veľkostatkárskych uradníkov a zamestnancov pre Slovensko. Monatlich. Fachblatt der Angestellten und Beamten auf Großgrundbesitzen. Slow.-deutsch-madjar. Preßburg 1927.
653. Zprávy S. T. K. Täglich. Slow.-deutsch-madjar. Redig. von Dr. MILÁN HANKO, hrg. vom Slow. Nachrichtenbüro. Preßburg, 25. Oktober 1940 bis heute.
654. Zprávy sväzu advokatov na Slovensku. Nicht regelmäßig. Fachblatt für Advokaten. Slow.-madjar. Preßburg 1929.
655. Zvesti hudobnej komory. Nach Bedarf, jährlich mindestens 10 Nummern. Slow.-deutsch. Organ der Musikkammer. Redig. von Prof. ALEXANDER MOYZES. Preßburg, 6. August 1940 bis heute.
656. Zvestník sväzu slovenských páleníc a likérových závodov pre Slovensko a Podkarpatskú Rus. Monatlich. Fachblatt der Likörbrennereien. Slow.-deutsch. Preßburg 1923—1929.

c) Fremdsprachige Zeitungen und Zeitschriften.

657. Ephemerides statisticae, politicae, oeconomicae, literariae. Begründer, Redaktor und Herausgeber GEORG ALOIS BELNAY. Wöchentlich 2 Nummern. Beilage: Appendix ad „Ephem. Poson". Von 1809—1837 ohne Beilage. Im Jahre 1837 wieder eine Beilage, teils in madjarischer, teils in lateinischer Sprache, unter dem Titel: „Alveare". Preßburg, 1. April 1804—1838.
658. Nova Posoniensa. Wöchentlich. Begründet von MATTHIAS BÉL, evang. Prediger und Historiker. Beilage: „Syllabus rerum memorabilium, quae mense ... A. Ch. nunciatae sunt, cum clave historico-genealogico-geographico. Posonii, apud Joh. Paulum Royer Civem et Typogr." zu Ende eines jeden Monates. Den zweiten Jahrgang redigierte MATTHIAS MARTH. Am 29. Juli 1723 erschien sie schon mit dem kais. Adler geziert, was besagt, daß Marth die Herausgabe den Jesuiten bei St. Salvator abtreten mußte, unter welcher das Blatt einging. Preßburg, August 1721—1723.
659. Occident Hungara stello. Monatsblatt des Esperantisten-Klubs. Redig. von E. VANITSEK. Preßburg 1912—1913.

II. Lückenhaft beschriebene Zeitungen und Zeitschriften.

a) In slowakischer Sprache.

Bratislavský Katolik, — Budovateľ, — Cestovný zpravodaj, — ČSD. zpravodaj prepravcov, — Devin, — Hotelový žurnál, — Korešpondencia výstavy leteckej poradne, — Linografia, — My, — Moderná škola a kancelária, — Naša Doprava, — Naše slovo, — Nový hlas, — Pestovateľ tabaku, — Podkarpatoruská Revue, — Pondelok, — Posol pravdy, — Postat, — Revue spoločnosti a cudzineckého ruchu, — Riše Boží, — Salon, — Sbírka prednášok extense University Komenského, — Slovenská Tribuna, — Slovenské Noviny, — Slovenské smery, — Slovenský pondelník, — Slovenský štátny a samosprávny zamestnanec, — Slovenský Večerník, — Vlasť, — Za novú pedagogiku a výchovu, — Zemedelská korešpondencia.

b) In deutscher Sprache.

Das Eisen, — Der Jüdische Herold, — Der Wanderer, — Deutsche Zeitung für die Slowakei, — Jahresschrift des ung. Forstvereines, — Jüdisches Familienblatt, — Kinema, — Kundschaftsblatt, — Land- und forstwirtschaftliches Ankündigungsblatt, — Modebilder, — Realitäten-Zeitung, — Sport an der Donau, — Staatsanzeigen von den KK. Staaten, — Volkszeitung, — Wöchentliche Bögen zum Nutzen und Vergnügen.

c) In madjarischer Sprache.

A pozsonyi orvos és természettudományi egylet közleményei, — Déli Hírlap, — Gazda, — Magyar figyelö, — Magyar ör, — Magyarság, — Magyar vidék, — Növényvilág, — Országgyülési tudosító, — Országos növényvédelmi értesitö, — Pozsonyi Lapok, — Pozsonyi szinházi ujság, — Pozsonyvármegye hivatalos lapja, — Századunk, — Szülöföldünk, — Törvényhatósági tudósítások.

d) Zwei-, drei- und fremdsprachige.

Domovník, Hausmeister, Házmester, — Sport Revü.

III. Überblick nach einzelnen Fächern

a) Wissenschaftliche Zeitschriften.

A pozsonyi orvos és természettudományi egylet közleményei — Bratislava — Právny obzor — Sbírka prednášok extense University Komenského — Sborník filosofickej fakulty university Komenského v Bratislave — Spisy filosofickej fakulty university Komenského v Bratislave — Verejné právo — Viera a veda — Correspondenzblatt des Vereines für Naturkunde zu Preßburg — Jahresschrift des ung. Forstvereines — Neues Ungrisches Magazin oder Beyträge zur ungrischen Geschichte, Geogr. Naturwissenschaften und der dahin einschlägigen Literatur — Ungrisches Magazin — Verhandlungen des Vereines für Naturkunde zu Preßburg — Zeitschrift für Gesetzkunde und Rechtspflege — Časopis pro zdravotnictvo — Sborník práci československej spoločnosti orthopedickej — Slovenský lekár — Slovanský sborník orthopedický, vo všetkých jazykoch slovanských.

b) Konfessionelle Zeitschriften.

Sv. Adalbert — Bratislavský katolík — Caritas — Evanjelická Bratislava — Evanjelický theolog — Katolické Noviny — Klasy — Marianska kongregácia — Mládež a misia — Naše iskry — Nový Rod — Nový úsvit — Rozsievač — Rozvoj — Salezianske zvesty — Slovenské kalvinské hlasy — Slovenské kvety — Vestník združenia Sv. Josefa — Životom — Evangelikus egyház és iskola — Evangélikus örállo — Evangelisches Gemeindeblatt — Isten Igéje — Jó pásztor — Katholikus hitvédelmi folyóirat — Protestáns esték — Theológiai szaklap — Katolikus figyelö — Katholikus lelkipásztor — Új szív — Actio Catholica.

c) Fachschriften.

Bratislavské lekárske listy — Colný vestník — Časopis pro zdravotnictvo — Čiašník — ES. Elektrizujeme Slovensko — Grafika — Hasičské poistovacie listy — Hlas dopravy — Hospodárska čítanka — Hospodárska čítanka — Hospodárska obroda — Hospodársky obzor — Hospodárstvo a právo — Hospodárske zprávy — Host a turista — Hotelový žurnál — Jednota obchodnictva a živnostnictva česko-

slovenského — Les a drevo — Linografia — Mladý rolník — Nakupný zpravodaj — Národný hospodár — Naša doprava — Naša obrana — Naša obrana — Naše hospodárske zvierata — Nové časy — Nové Slovensko — Nový smer — Obzor slovenského vojska — Pestovateľ tabaku — Pošta — Praktický hospodár — Realitné listy — Roľník — Slovenský červený kríž — Slovenská farma — Slovenský gazda — Slovenská Grafia — Slovenský hospodár — Slovenský hospodár — Slovenský lekárník — Slovenské lesné a drevárské hospodárstvo — Slovenské liečivé rastliny — Slovenské ovocinárstvo — Slovenské Pastvinárstvo — Slovenský poistovník — Slovenský podujimateľ — Slovenský staviteľ — Slovenský typograf — Slovenský vinohradník — Školské zprávy rim. kath. a gréc. kath. biskupských úradov na Slovensku — Šporitelničná služba — Tabakový obzor — Technika v zemedeľstve — Terapeutické zvesty — Zvestník spolku skladníkov a trafikantov pre Slovensko — Agricultur Zeitung — Centralzeitung für Eisen und Metallwaren — Der Chauffer — Donau Handelszeitung — Mitteilungen des ung. Forstvereines — Nimrod — Oesterreichisch-Ungarische Eisenhändler-Zeitung — Preßburger Merkur — Weinbergsbote — Westungarische Agricultur Zeitung — Westungarischer Weinbergsbote — Zeitung für Landwirtschaft — Zeitung für Land und Forstwirtschaft — Carpathia — Das Eisen — Die Arbeiterversicherung — Der deutsche Werktätige — Der slowakische Kaufmann — Der Textilhändler — Donaupost — Ganymed — Kaufmännische Rundschau — Kinema — Realitätenzeitung — Slowakische Rundschau — Kataszteri közlöny — Magyar vadász — Pozsonyi Gazda — Pozsonyi gazda — Pozsonyvármegyei gazdasági egyesület Értesítöje — A gazda — Épitömunkás — Gazda — Gazdasági szemle — Méhészujság — Növényvilág — Pénzügyi szemle — Világszabadság — A Modern nöi ruházat — Die moderne Damengarderobe — Magyarnémet gazdasági ujság — Ungarisch-Deutsche Agricultur-Zeitung — Pozsonyi gazda — Preßburger Landwirt — Szölömüvesek Lapja — Winzer-Zeitung — Autojournál — Bankový úradník — Bratislavská autoburza — Bratislavské lekárske Listy — Dentist — Der Privatbeamte — Súkromný úradník — Gastrolog — Gastronom — Grafik — Grafika — Hodvábnictvo — Hospodárska korešpondencia Dovusu, slov. dovoznej a vývoznej uč. spol — Hospodársky obzor — Gazdasági szemle — Hospodárske rozhľady — Hubertus — Instalater — Invalíd — Sociálna Politika — Invalíd — Kaderník — Kino — Knihtlačiár — Lederzeitung — Lovec — Vadász — Lloyd Az üzlet — Magister — Mäsiar a Údenár — Mäso a výroba — Merkur — Model — Naša obrana — Nová generácia typografická — Obchodník — Obuv — Pharmacien — Penzionovaný učitel — Penzista — Penzista — Práca a výroba — Poisťovací zamestnanec — Sdelenie — Sborník prácí orthopedických — Slovenský filatelista — Slovenská grafika — Slovenský hostinský — Slovenské lesné a drevárske hospodárstvo — Slovenský veterinár — Therapia — Trhovec — Typographia — Výstavy a Veľtrhy — Zprávy sväzu advokatov na Slovensku — Zprávy združenia veľkostatkárských úradníkov a zamestnancov pre Slovensko — Zvestník sväzu slovenských páleníc a likerových závodov pre Slovensko a Podkarpátskú Rus — Zvesty hudobnej komory.

d) Paädgogische und volkserzieherische Zeitschriften.

Listy rodičom. — Listy rodičom so Svoradova — Národný pracovník — Národná škola Slovenská — Národná škola slovenská — Naša škola — Náš ľud — Nedelné čitanie — Nové slovo — Prednášateľ — Sborník Spolku profesorov slovákov — Sociálne rozhľady — Život — Der karpathendeutsche Erzieher — Kalauz a népiskolai nevelöoktatás terén — Kereskedelmi szakoktatás — Nevelö oktatás — Pozsonyvármegye Népoktatása — Magyar tanügy — Szlovenszkói magyar tanügy.

e) Literarische, belletristische, Theater-, Illustrierte, Familien-, Vereins-, Intelligenz-Blätter.

Slowenskí Máj — Bratislava — Bratislavská pošta — Bratislavská pošta — Československá vzájomnosť — Dav — Devín — Elan — Ilustrované Slovensko — Javisko — Literárny mesačník — Literárné zprávy — Mladé Slovensko — Mladé prúdy — Meteor — Moderný román — Nový svet — Nová žena — Ozvena — Panoráma — Pero — Postup — Prúdy — Slovenské dielo — Slovenský divadelný zpravodaj — Slovenský filmový kurier — Slovenský krížovkár — Slovenský krížovkár — Slovenské kvety — Slovenská Liga — Slovenský magazín — Slovenský svet — Slovenské vojsko — Služba — Svetové romany — Svojet — Svoradov — Šepkár v hladišti — Úsmev slovenských žien a dievčat — Vatra — Vlasť a svet — Der Autor — Dewalds Illustrierte Kronen-Zeitung — Dewalds Illustrierte Wochenzeitung-„Sammlung" — Preßburger Montagszeitung — Donauhafen — Geschichte des Faschings — Illustrierte Feuerwehrzeitung — Schrattenthals Frauen-Zeitung — Schrattenthals Rundschau — Thalia — Unterhaltungsblatt für die Leser der Preßburger Zeitung — Bratislavaer Post — Das Riff — D. J. Führerdienst — Heimat — Illustrierte Rundschau — Judaica — Theaterwoche — A mi otthonunk — A mi Otthonunk könyvesháza — Evangelikus családi lap — Értesítö Magyarország kath. papsága számára — Fejlödés — Irodalom és müvészet — Jó pásztor — Kerületi értesítö — Oktató népkönyvtár — Pozsonyvármegyei Tüzrendészeti értesítö — Szinházi ujság — Szinházi ujság — Tüzrendészeti értesítö — A fejtörö — A házi orvos — Este — Földmunkás — Hajnal — Irodalmi élet — Képes-Világ — Képes Világ — Magyar Minerva — Pletyka — Riport — Szinház — Szinház — Szinházi hét — Tavasz — Új szó — Világ — Concordia — Háztulajdonosok lapja-Hausbesitzerzeitung — Divadlo — Forum — Irodalmi élet — Naše divadlo — Noviny majiteľov domov — Hausbesitzer-Zeitung — Háztulajdonosok lapja — Szellemi sport — Geistesport — Úmenie Slovanov — Vestník baňskej revírnej rady pre Slovensko.

f) Jugend- und Kinderzeitschriften.

Besiedka — Mladý život — Nová mládež — Rozvoj — S. K. M.Prednášky — Slovenskou otčinou — Stráž — Svornosť — Vlča — Zornička — Karpathen-Heimat — Gondolat — Pozsony és vidéke — Szabad órák — Gyermekvilág — Jó pajtás.

g) Sport, Leibesübungen, Fliegerwesen und Skauting.

Autoklub — Bradlo — Napred — Naša telovýchova — Slovenské krídla — Slovák Pondelník — Športový týždeň — Sport an der Donau — Sport-Revü — Tábortüz — Dieťa — Hašomer — Slovenský Hamakkabi — Sport a Auto — Sulky.

h) Humoristische und satirische Zeitschriften.

Bobeček — Bratislavský rarášek — Bubon — Dereš — Facka — Jež — Koza — Šibenica — Šibenica — Preßburger Humoristische Blätter — Preßburger Kikeriki — Preßburger Narrenturm — Das Narrenschiff — 505 Wochenblatt in Wort und Bild — A Vizeslepedö — Az ojság — Móricka — Stefi-Futár.

i) Politische und unpolitische Zeitungen und Zeitschriften.

1. Máj 1910 — Napred — Orol Tatranskí — Orol Tatranský — Prešpurské noviny — Slowácke Novini — Slovenské ľudové novini — Slowenskje Národňje Novini — Slovenské robotnické novini — Tatranka — Týdenník nebo Cysářské královské Národní novini — Americký slovák — Bojovník — Bratislavský den-

ník — Bratislavské noviny — Hlas — Hlas slovenskej samosprávy — Hor Sa! — Krestansky robotník — Krestánsky socialista — Legionár — L'udový denník — L'udové noviny — L'udová politika — L'udový chýrnik — Národná obrana — Národný denník — Národnie noviny — Nástup — Nový deň — Nový hlas — Obrana slovenská — Ohlas — Organizačné zvesty HSL'S. — Politika — Poplach — Považske listy — Pravda — Priekopník — Prolatárka — Robotnické noviny — Rodobrana — Roľnické hlasy — Slovák — Slovák-Týždenník — Slovenská dedina — Slovenský denník — Slovenská doba — Slovenská domovina — Slovenský fašista — Slovenský chýrnik — Slovenský krestánsky socialista — Slovenské ľudové noviny — Slovenské ľudové noviny — Slovenské národné noviny — Slovenské národnie noviny — Slovenská obrana — Slovenská obroda — Slovenský obzor — Slovenská politika — Slovenská pravda — Slovenský robotník — Slovenský robotník — Slovenský rozhlas — Slovenské slovo — Slovenský socialista — Slovenský týždenník — Slovenský úradník — Slovenská vlast — Služba — Stráž východu — Stred — Svet — Svojpomoc štátnych zamestnancov — Vestník kominárskych pomocníkov — Vestník pokrokového učiteľstva — Vôľa ľudu — Živnosť — Allgemeine Zeitung von und für Ungarn — Briefe eines Magyaren an seinen Freund Michel an der Donau, dem Rhein, der Spree, der Elbe und der Ostsee — Bürger Zeitung — Correspondenzblatt für ev. Männer und Jünglingsvereine Augsburgschen Bekenntnisses in Ungarn — Das Recht — Der Bürger und Bauerfreund — Der Friedensbote — Der große Peter — Der Katholik — Der Rotmantel — Der Taubenschütze — Die Donau — Die Wahrheit — Evangelische Glocken — Haus und Hof — Hungaria — Hungarische vermischte Nachrichten von Staats- und Gelehrten Neuigkeiten — Christlich-soziale Zeitung — Kammer Mitteilungen — Mehr Licht — Preßburger Auskunftsblatt — Preßburger Deutsche Zeitung — Preßburger Journal — Preßburger Jüdische Zeitung — Preßburger Presse — Preßburger Revue — Preßburger Salonblatt — Preßburger Tagblatt — Preßburger Tagblatt — Preßburger Zeitung — Aehrenlese — Allgemeine Deutsche Theaterzeitung — Der Freund der Tugend — Der vernünftige Zeitvertreiber — Historisch-krit.-moral.-politische Beyträge — Intelligenzblatt — Illustrierte Sonntagsblatt — Lesekabinett — Neuwieder Zeitung — Oest. constitutionelle Deutsche Zeitung — Pannonia — Preßburger Aehrenlese — Preßburgisches Wochenblatt — Politische Gespräche aus dem Reiche der Toten — Reform — Ungarländische Jüdische Zeitung — Unparteiische Zeitung — Westungarische Arbeiter Zeitung — Westungariseher Grenzbote — Westungarische Volksstimme — Westungarische Volkszeitung — Allgemeine Jüdische Zeitung — B(ratislavaer) Z(eitung) am Abend — DPS. deutsche Pressebriefe aus der Slowakei — Deutsche Nachrichten — Deutsche Stimme — Deutsche Zeitung — Freie Stimme — Grenzbote am Abend — Jüdische Presse — Jüdische Presse — Jüdische Volkszeitung — Jüdische Volkszeitung — Jüdische Volkszeitung — Jüdisches Familienblatt — Karpathenland — Nationale Minderheiten — Neues Preßburger Abendblatt — Preßburger Montagblatt — Preßburger Presse — Preßburger Tagblatt — Preßburger Verkehrszeitung — Preßburger Zeitung — St. Martinskalender — Tageszeitung Republik — Volksrecht — Volksstimme — Volksstimme — Volkswille — A Munkás — Figyelmezö — Fillértár — Hirnök — Kamarai közlemények — Kórházi szemle — Magyar Hírmondó — Magyar Néplap — Nyugatmagyarországi Híradó — Oktató néplap — Országos néplap — Póstaügyiközlöny — Pozsonyi hírlap — Pozsonyi hírlap — Pozsonyi szemle — Pozsonyi ujság — Pozsonyvidéki lapok — Vasutasok lapja — Az ár ellen — A föld — A futár — A Harc — Az ifjú gárda — A magyar diákszemle — A nap — A reggel — Csehszlovákiai

népszava — Esti ujság — Hétföi riport — Híradó — Korzó — Köztársasági földmüves — Magyar falu — Magyar kisgazda és földmunkás ujság — Magyar Néplap — Magyar ujság — Magyar Ujság — Munkás — Munkásujság — Népakarat — Népszava — Népujság — Proletár — Rendkívüli hétföi hírlap — Revü — Szfinksz — Szocialista röpirat — Új hírek — Úttörö — Igaz szó-Das freie Wort — Pozsonyi értesítö-Correspondenzblatt aus Preßburg — Pozsonyi kiállítási ujság-Preßburger Ausstellungszeitung — Pozsonyi útmutató-Preßburger Wegweiser — Informator — Veletržný časopis.

j) Anderssprachige Zeitschriften.

Ephemerides statisticae, politicae, oeconomicae, literariae — Nova Posoniensa — Occident Hungara Stella.

k) Amtliche Zeitschriften.

Krajinský vestník — Slovenská tlačová agentúra — Slovenský zákonník — Súdny ústredný oznamovateľ — Vestník cirkevného referatu katolického — Vestník ministerstva pravosúdia Slovenskej krajiny — Vestník pre slovenské železnice a plavbu — Zprávy školského referátu v Bratislave — Zprávy štátneho štatistického úradu — Zvesty ministerstva školstva a národnej osvety — A város — Pozsonymegyei közlöny — Pozsony vármegye — Pozsonyvármegye hivatalos lapja — Pozsonyvármegye hivatalos közlönye — Pozsonyvárosi közlöny-Amtsblatt der Stadt Preßburg — Pozsony városi közlöny — Amtsblatt der königl. Freistadt Preßburg — Pozsonyvárosi Közlöny — Mitteilungen der Stadt Preßburg — Krajinský súbežný oznamovateľ — Policajný oznamovateľ Slovenska — Vestník Ústredne židov — Úradné noviny — Úradné noviny župy Bratislavskej-XV — Úradný kurzový list drevárskej burzy — Úradný kurzový list plodinovej burzy — Úradný list riaditeľstva pošt a telegrafov — Úradné listy riaditeľstva čs. štátnych železníc — Úradné zprávy slovenskej pošty — Úradné zprávy slovenských železníc — Ústredný policajný vestník Slovenska — Zdravotnický vestník — Zprávy mesta Bratislavy — Amtsblatt der Stadt Bratislava — Zprávy S. T. K.

IV. Namenverzeichnis

A.

Adamóczy Krisko Alois 294.
Ambruš Joseph 104.
Angermayer Karl 519.
Antal Alexander 396.
Apponyi Georg 295.

B.

Babor J. 20.
Bachus 471.
Bača Adalbert 404.
Balog Böske 502.
Bangya Johann 308, 322.
Báró O. Jenő 478.
Barta Ludwig 549, 551.
Barton-Pitr Alois 99.
Bécsi Moritz 330.
Bedö Adalbert 311.
Bél Matthias 658.
Belnay Georg Alois 657.
Bérczy Eugen 339.
Bernátsky Bl. Rózsi 497.
Bettelheim Samuel 341, 384.
Bevándorolt Elem 488.
Binder Theodor 333.
Bohuň Emo 28, 62, 120.
Bokor Imrich 454.
Bončo G. 6.
Borecky K. 586.
Borovina Matuš 93.
Bratislavský Boleslav 19.
Brestenský Vojtech 174.
Breyer Julius 632.
Buchta Viktor 194.

Budai Joseph 10.
Bugel Franz 297.

C, Ch, Č.

Chlumsky V. 618.
Chmelička J. 262.
Chorváth Jaroslav 58.
Chovan Rudolf 379.
Chrobačinský Johann 8.
Chura J. A. 234.
Cietek-Smrek Johann 41.
Čaplovič Johann 64.
Čársky Ladislaus 188.
Čunderlik Valerian 146.

D, Ď.

Dezsö György 518.
Dobay Stephan 331.
Dobrota Andreas 278.
Donáth Joseph 47.
Dornetzhuber Pius 52, 219.
Drechsler D. 553.
Drobný Augustin 106.
Drobný Ján 43.
Duka Zolyomi Norbert 482.
Dvorník Fr. 126.
Ďurčánsky Johann 104.

E.

Ebner Ferdinand 356.
Eckert Adalbert 464.
Eiselle Ludwig 85.
Emery Ludwig 612.
Énekes Sigmund 449.
Engelbrecht Karl 565.
Engyeli Eugen 329, 399, 452, 559.
Erben Alois Leo 383.
Erdélyi Friedrich 330.
Eszterházy Johann 547.

F.

Fabricius Otto 560.
Faczinek P. 635.
Fajnor Vladislav 145.
Farkaš Ján 240.
Feuer Gabriel 536.
Filkorn E. 78.
Filouš Joseph 274.
Fodor Eugen 31.
Foltín Franzo 258.
Földes Julius 349, 463.
Freytag Viktor 305.
Frische Joseph 582.
Füle Peter 479.

G.

Galgóczy Fr. 186.
Gánoczy Alexander 434.
Garaj C. J. 88.
Geraldini Koloman 140.
Gessay Ignatz 13.
Gottlieb Johann 286.
Groidl Julius 310.
Gross Dávid 357.
Gross Karl 323.
Guoth Andreas 243.
Grünsfeld Marko 648.
Gyarmathy B. 467.
Györy Julius 530.

H.

Hadler Otto 401.
Hajek Joseph 210.
Halla Johann 179.
Halmos Joseph 423.
Hamvas Joseph 428, 453.
Hanka Jaroslav 25, 247.
Hankó Milán 653.
Hantke Halmi Oscar 608.
Hattala Jozef M. 62.
Hauskrecht Karl 376, 371.
Havelka Anton 589.
Herceg Gabriel 493, 506.
Heider Karl 392.
Heindl Joseph 419.
Heintz Fritz 411.
Herzfeld Max 408.
Heytmanek Franz 319, 441.
Hladik Augustin 504, 548.
Hochreiner F. 342.
Hollerung Karl 305.
Holly Eugen 507.
Holik Joseph 613.
Honthy Otto 541.
Horváth Eugen 451, 452, 551.
Horejš A. 173.
Hornyánszky Aladár 484.
Hörnes Karl 631.

Hrdliczka August 356.
Hrušovský Johann 66, 606.
Hudec Dominik 82.
Hudec Emerich 628.
Hurbán 296.
Husárek Jaroslav 244.
Hušek Karl 202.
Hutto Paul 53, 56.
Hüttenrauch Chr. Fr. 306.

I.

Iganda Joseph 239, 261.
Illek Alois 91.
Izakovič Emerich 109.

J.

Janda Desider 63.
Jelechik 296.
John Ludwig 283.
Jordan Karl 312.
Josko Mathias 242.
Julius K. 303.
Juriga Ferdinand 617.

K.

Kaiser Julius 525.
Kalmár Heinrich 352.
Kánya Richard 418, 562, 563, 564.
Karmasin Franz 371, 393.
Kassala Ignatz 189.
Kašovič Maria 116.
Kázmér Ernst 501.
Krajnyák 10.
Kramár Wilhelm 269.
Krätzer A. 332.
Kellermann Joseph 324.
Keményfy Daniel 435.
Klemba Barthalomeus 462.
Kocian Stephan 611.
Kočiš Aladár 176.
Koffron J. 355.
Kohn Arthur 543.
Kohut Paul 567.
Kolaczek E. Franz 316.
Kolátor Lydia 15.
Kolesár Miloš 124, 246.
Kormann Michael 96.
Kornél Fedor 201.
Kornhuber G. A. 344.
Kosorin Joseph 55.
Kostolny Andreas 7.
Kováč Alexander 420, 422, 431.
Kováč Belo 30.
Kozma Franz 547.
Köhegyi Joseph 400, 406, 503.
Krendl August 545.
Krištofovič Joseph 221.
Krupiansky F. G. 186.
Kubiš Emerich 184.
Kumlik Emil 382.
Kurth H. W. 234.
Kutlik Felix 577.

L.

Landerer Michael 334.
Lányi Geza 536.
Lec Wenzl 42.
Ledényi Julius 570.
Lehocky Emanuel 1, 2, 6.
Lendvay 481.
Lenke Stephan 476.
Lepsényi Nicolaus 435, 440.
Lesko Stephan 4.
Lisy Mathias 165.
Liška Johann 585.
Lórándi K. Loránd 507, 540.
Löwe H. 308, 309, 322.
Lukáč E. 80, 122, 223.
Lusch Robert Julius 366.
Lüley Georg 529.

M.

Macek Alois 115, 236, 268.
Macháček Paul 70.
Mack E. 287.
Major Stephan 84.
Manich Rudolf 44.
Mareček J. 358.
Mareček Josephine 21.
Markovič Eugen 215, 222.
Marth Matthias 658.
Masznyik Ernst 414, 429.
Mayer Samuel 524.
Mecks S. Ch. 326.
Medvecky G. 129, 207.
Medvecky K. A. 529.
Menyhért Julius 499, 535.
Merés F. 251.

Meszlény Richard 363.
Michaelis Adalbert 474.
Michalovič Joseph 554.
Michalovič Ludwig 264, 280.
Mihal Stephan 232.
Mikula St. 158.
Mikuš Andreas 635.
Millo J. 80.
Misárek Johann 118.
Mitschke Karl 441.
Mladek Adalbert 137, 198.
Molnár Franz 437.
Moravčik Vladimír 584.
Moyzes Alexander 655.
Murgaš Karl 46.
Musik Rudolf 374.
Müller A. 281, 347.
Müller Moses J. 357.
Müller S. 557.

N.

Način Augustin 131, 132.
Nagy Julius 480, 552.
Nekvasil A. 18.
Németh Gellért 440.
Neumann M. 203.
Neumann Oskár 582.
Nozdroviczky Eugen 470.
Nyáray Nemec Nicolaus 493.

O.

Orosz Joseph de Balázsfalva 427.
Orság Johann 213.
Otocska Karl 289.
Ősz Eduard 458.

P.

Palkovič Giřy 11, 12.
Paučo Joseph 168.
Pauliny Tot J. 191.
Pazdera K. 587.
Pecho-Pečner Viktor 229.
Pelikán Krizsó T. 430, 435, 444, 445.
Petrovič Johann 172.
Petruška Franz 354.
Pfeiffer Karl 301.
Piatkovszky J. 270.
Pichler Alois H. 555, 558.
Pintér Emerich 543.
Pisca Franz 72, 73.
Podešva Franz 161.
Portisch Emil 397.
Porubsky Daniel 637.
Posch Joseph 285.
Posch Karl 450.
Pražák A. 20.
Preisak 302.
Prídavok Joseph 86.
Prus-Kobiersky Rudolf 307
Pulda Jaroslav 27.
Pusztay Alexander 282.

R.

Radványi Celo 93, 256.
Raffaj S. 472.
Rajcsányi Julius 599.
Ráth Augustin 5.
Ráth Matthias 439.
Raymann Alois 212.
Razka K. 270.
Redler Stephan 494.
Regéczy Joseph 432.
Rejtényi Arpad 475.
Reindl Johann 513.
Reisz Julius 556.
Richter Ernst 45.
Richter Anton 166.
Rohaček Joseph 68.
Rosa Viktor 595.
Rossmann F. 321.
Rossner Wilhelm 359.
Ruhmann Ludwig 125.
Rupertus 303.
Ružička Stephan 34.

S, Š.

Sághi Adalbert 633.
Sándor Endre 456.
Sándor Karl 543.
Sandtner Franz 213.
Sarka Alfonz 14.
Schack Albert 436.
Schmidt Anton 425.
Schmidt C. E. 288, 293, 377.
Schrattenthal Karl 336, 337.
Schwarz Heinz 385.
Schwarz Miksa 536.
Schultz Emerich 442.

Schultz Ignatz 489.
Sedlák J. 158.
Seidl Alexander 505.
Sekey Viktor 53, 241, 273, 604.
Sibi Viktor 348.
Simon Belo 566.
Simonyi Ivan 349.
Smetárek Franz 316.
Smidžár Aladár 75.
Sommer O. 20.
Somos Elemer 493.
Stampfel Hugo 534.
Stampfel Karl 432.
Stano Joseph 225.
Starck Wilhelm 465.
Steiner Wilhelm 325.
Straskraba W. 347.
Strelinger Desiderius 16.
Stromp Ladislaus 414.
Suchánek Ludwig 113.
Supák Jakob 593.
Suroviak Stephan 50.
Szakolczay Árpad 407.
Szereday Gruber Karl 546.
Szilárd Rudolf 538.
Szlamaund Franz Xav. 321.
Sztrelka Johann 461, 638.
Sztrizs J. 304.
Szvraka Anton 487, 526.
Šalánsky S. 249.
Škobla Marcell 250.
Šmid Al. H. 238.
Špánik Tibor 205.
Štolc Joseph 103.
Štunda Stephan 183.
Štúr Ludwig 3, 9, 57.
Šubík 626.

T.

Tallyai Daniel 4, 327.
Theisz Johann 554.
Thúro Karl 426.
Tiefenthaler Edgar 255.
Tobler Johann 378, 412.
Trsztyenszky Franz 421.

V.

Vaculik Karl 125.
Vajda Ernest 534.
Valebka Franz 89.
Vanitsek E. 659.
Varga Anton 160.
Varga Koloman 260.
Varsányi Hugo 477.
Vásárhelyi Karl 465.
Vašek Anton 51.
Vetter Paul 346, 351.
Vlasák Gabriel 279.
Volko Viktor 623.
Vutkovich Alexander 443, 466.

W.

Wachsmann Miksa 530.
Wagner Alfred 364.
Wagner Johann 216.
Weinert Viktor 375.
Weisz Bernard 391.
Weisz M. 501.
Wencel Etelka 497.
Windisch Karl Gottlieb 318, 334, 340.
Winkler Ferdinand 284.
Wittich Paul 409, 411.
Wyterlik Joseph jun. 290.

Z.

Zadina Joseph 172.
Zajitschek Alfred 364.
Zalkai Alois 335, 350.
Závarsky Joseph 67, 178.
Závodsky Franz 50.
Zimák Franz 606.
Zimák Joseph 200.
Zlamal W. jun. 438.
Zobel Moritz 390, 391.

V. Statistik

a) Vor 1918.		b) Nach 1918.	
a) Slowakische	12	a) Slowakische	268
b) Deutsche	76	b) Deutsche	57
c) Madjarische	62	c) Madjarische	77
d) Zwei- und dreisprachige	13	d) Zwei-, drei- und mehrsprachige Zeitschriften	91
e) Andressprachige Zeitschriften	3		
	166		493

a) Vor 1918	166
b) Nach 1918	493
Zusammen	659

Einteilung nach Sachgruppen:

Lückenhaft beschriebene	64
Wissenschaftliche Zeitschriften	16
Konfessionelle, religiöse	30
Fachschriften	150
Pädagogische und volkserzieherische	20
Literarische, belletristische usw.	96
Jugend- und Kinderzeitschriften	16
Sport, Leibesübungen, Fliegerwesen und Skauting	15
Humoristische und satirische	18
Politische und unpolitische	197
Anderssprachige	3
Amtliche Zeitschriften	34

Kleine Mitteilungen

Zur Siedlungsgeschichte der nordöstlichen Zips*

Das derzeit eingehendste siedlungsgeschichtliche Werk des Geschichtsforschers Dr. A. Fekete Nagy[1]) über die Zips enthält auf S. 248 f. über die heute slawische Ortschaft Kamionka (deutsch Stein, madjarisch Kövesfalu) folgendes: „Die Ortschaft taucht zuerst im Jahre 1364 unter den Grenzzeichen von Lublau in lat. Form als villa Lapidis auf. Bezüglich ihrer Ausgestaltung und der Nationalität ihrer Bewohner haben wir keine Angaben. Unter ihren Bewohnern dürften neben Slawen auch Deutsche gewesen sein, denn neben dem slaw. Namen „zwei Kemenyk" des Dorfes kommt 1408, als die Gemeinde unter den Zugehörigkeiten der Lublauer Burg angeführt wird, auch die deutsche Namensform Stein vor. Der Name zwei Kemenyk deutet darauf hin, daß sich zu dieser Zeit nebeneinander zwei Dörfer gleichen Namens befanden. Ihr amtlicher madjarischer Name war der durch Übersetzung entstandene Name Kövesfalu."

Merkwürdigerweise hat nun das Volksgedächtnis bis heute eine Erinnerung bewahrt, die im ersten Augenblick die vollste Bestätigung der urk. beglaubigten beiden Kemenyk zu enthalten scheint. Die Volksüberlieferung in Kamionka und in Kniesen weiß nämlich — nach gefälligem Bericht des Kniesner Kreisarztes i. R. Dr. A. Kottler und des von Kniesen gebürtigen Prof. Dr. Miklós — zu berichten, daß die Ortschaft Kamionka ursprünglich ungefähr um 1,5 km weiter nordwestlich, und zwar östlich der von Kamionka nach Rotkloster und Altendorf führenden Landstraße, genauer an dem Ort zu bauen angefangen wurde, an dem heute die erste Kapelle dieser Straße steht, daß diese höher gelegene Ortschaft Ewa geheißen habe, daß aber dieser Platz den Bewohnern nicht entsprach, weshalb sie dann auf den heutigen steinigen Ort (na kamenyci, daher der heutige Name Kamionka) übersiedelten.

Ist nun auch die Begründung der Umsiedlung, sowie die Umsiedlung selbst nicht unbedingt wörtlich zu nehmen, denn oft kleidet die Volkssage nur die Erinnerung an eine untergegangene Ortschaft in die Form einer angeblichen Umsiedlung, so verdient doch der durch die Volksüberlieferung angegebene Ort, sowie der Ortsname unsere vollste Beachtung.

Der Ortsname Ewa beruht jedenfalls auf mhd. îwe, ahd. îwa = Eibe, genauer gesagt auf dessen schlesischer Entsprechung ēwe[2]) bzw. auf der mhd. Zusammensetzung îw(en)houwe, schlesisch ēwā = nhd. Eibhau und bedeutet eine durch Aushau in einem Eibenwalde entstandene Ortschaft als Waldhufendorf (ein langgezogenes Dorf, in dem jeder Hausbesitzer seinen Grundbesitz gleich rings um das Haus herum

---

* Vgl. hiezu Karte der Zips. Bearbeitet von J. Loisch. In: SOF. 1941, nach S. 274.

[1]) Fekete Nagy, A Szepesség területi és társadalmi kialakulása (Die gebietliche und gesellschaftliche Gestaltung der Zips). Budapest 1934.

[2]) Näheres bei E. Schwarz, Ostmitteldeutsche Sprachprobleme, Paul Braune, Beiträge 52 (1928), S. 393, woselbst auch weitere Literatur angeführt ist. Infolge des weiter unten anzuführenden urk. Beleges für Ewa aus dem Jahre 1329 erweist sich die schlesische Diphthongierung des mhd. î, sowie dessen Vereinfachung zu ē in Wirklichkeit allerdings um etwa drei Viertel Jahrhunderte älter als deren von E. Schwarz angeführte älteste schriftliche Spuren.

liegen hat), wie ja ein Dorf namens Eibau in der sächsischen Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Löbau, an der Eisenbahn Bischofswerda—Zittau tatsächlich vorkommt. In sudetendeutschen Gegenden gibt es eine Ortschaft namens Eibenschitz, Eibenthal usw., in dem einstigen Komitat Gömör der heutigen Slowakei begegnen wir einer Ortschaft namens Tiszolcz. Die dortigen einstigen Deutschen übernahmen nämlich von den Slowaken tis bzw. von den Madjaren tiszafa als Bezeichnung der Eibe und verwendeten diese in der Form Tisholz verdeutscht vorerst als Baumnamen, nachher infolge des dortigen häufigen Vorkommens der Eibe auch als Ortsnamen der dort angelegten Ortschaft. Als Rückentlehnung bürgerte sich dieses ursprüngliche Tiszolcz im Laufe der Jahrhunderte als slowakische und madjarische Ortsnamenform ein, während die Deutschen diese zu der Form Teißholz weiterentwickelten.

Die nächste Umgebung von Kamionka gehört — wie weiter unten näher gezeigt wird — zur Zone der Kalkklippen im Bereich der Karpaten, so waren hier die Vorbedingungen des Erdreiches für das Gedeihen eines Eibenwaldes vollkommen gegeben. Die Eibe bevorzugt nämlich Kalkboden in der Eichen- und Buchenregion[3]).

Die Eibe gehört heute wohl schon zu den seltenen Baumarten, aber nördlich von Kamionka, östlich des nach Vorwerk und Altendorf führenden Weges, also genau in der oben angeführten Gegend, findet man — nach gefälliger Mitteilung des A. KOTTLER aus Kniesen — auch noch heute junge Eiben. Er selbst sah vor Jahren bei einem von der Jagd heimkehrenden Bekannten die dicken, fetten Nadeln der Eibe; auch besitzt er als Geschenk noch jetzt die eine Hälfte eines im Durchmesser ursprünglich 10—12 cm betragenden Eibenstockes, den ein ihm bekannter Lehrer im Wald abgesägt, dann der Länge nach entzweigesägt und poliert hatte. Auch in Kniesen gab es einst einen Eibenwald, und zwar angeblich hinter dem Haus Kottlers, in der sog. Schreibers Grube. Von dort stammen die Balken in einem Kniesener Geschäftslokal, die die Jahreszahl 1670 tragen. Selbst in dem Haus Kottlers (erbaut 1739) sind solche Balken.

Über das Verbreitungsgebiet der Eibe in der Zips äußert sich MICHAEL GREISIGER[4]) (ursprünglich in madj. Sprache) folgendermaßen: „Nach Verlauf der Eiszeit bildete einen beträchtlichen Teil der Wälder in der Tatra die Eibe (Taxus baccata); dieser im Aussterben begriffene Baum bildet heute in der Zips nur mehr bei Kurjatibe[5]) ein zusammenhängendes kleines Wäldchen und ist in Form verkümmerter Sträucher auf dem Zufluchtsstein, auf den Bergen bei Pudlein, auf den steilen

---

[3]) Meyers Konv.-Lex., Bd. 15, S. 552, unter Taxus und S. AUGUSTINI ab HORTIS, Topographische Beschreibung des Flusses Poprad in der Zips aus dem Jahre 1782. R. Webersche Ausgabe, Käsmark 1900, S. 75.

[4]) GREISIGER M., A Magas Tátra fenyvesei („Turisták Lapja", Jg. 1889). Für diese gefällige Mitteilung sowie für die weiter unten aus den „Növénytani Közlemények" sei Herrn Univ.-Prof. Dr. ST. GYŐRFFY innigst gedankt.

[5]) Wenn Greisiger aus dem zufälligen Anklang der letzten zwei Silben des Ortsnamens Kuriatibe — allerdings mit falscher Silbentrennung Kuriat-ibe — an den Namen der Eibe auf näheren, d. h. etymologischen Zusammenhang folgerte, so ist er damit im Irrtum. Dieser westlich von Hedersdorf (Hadušovce, Edősfalva) gelegene Meierhof namens Kuria-Tybe (Kuria-Tyba, Tibaháza) bekam seinen Namen nicht von der Eibe, sondern von dem Personennamen Tiba, taucht urkundlich zuerst (noch namenlos) 1307 auf und gehörte in den Verband der Lanzenträger (weiteres s. FEKETE NAGY, a. a. O., S. 77 f.).

Felsen des Javorinkatals, zwischen Zakopane und Koscieliszko usw. zu finden. In Kesmark erinnern sich die Leute noch, daß der bei der Stadt liegende „Dürre Berg" einst mit dieser immergrünen, rote Beeren tragenden Nadelholzart bestanden war und beim Ackern hebt die Pflugschar auch noch heute oft die Wurzeln dieses Baumes aus der Erde; heute fristet dort nur mehr ein Exemplar davon ein kümmerliches Dasein[6])."

Wie mir R. GÖLLNER aus Einsiedel zu berichten wußte, sollen in früheren Zeiten die alten Leute in Einsiedel (und gewiß auch in anderen Zipser Ortschaften) stets ein Stück Eibenholz im Haus zur Hand gehabt haben. Nach dem Volksglauben galt nämlich die rotbraune Rinde des Stammes und der älteren Zweige als wirksames Schutzmittel gegen Tollwut der Hunde, deshalb schabte man bei Tollwutgefahr von der Rinde mit einem Messer ein wenig ab und gab es, mit Brot gemischt, dem Haushund ein. Doch wegen seines festen roten Holzes, das zu verschiedenen Schnitzereien und Drechslerarbeiten gut verwendbar ist, wurde der Baum schon vor längerer Zeit auch in unserer Gegend ausgerottet. Da er nur sehr langsam wächst, hat man die forstliche Nachzucht fast überall gänzlich aufgegeben. Wie aber J. LIPTÁK[7]) nachweist, wurde noch zu Beginn des 19. Jh.s Holz, besonders Eibenholz, zum Schiffbau aus der Zips auf dem Wasserwege, also auf der Popper (von Kniesen an) und auf der Weichsel nach Danzig geschickt.

Solchen bestimmten Spuren von dem einstigen zahlreichen Zipser Vorkommen der Eibe gegenüber mag allerdings überraschend wirken, daß die Volksüberlieferung, nach der die Holzbestandteile der alten evang. Holzkirche in Käsmark — nach HEFTY[8]) jedoch nur die anstatt Grundmauern der Außenwände in die Erde gelegten Balken sowie die lange und überaus schwere Bank in der Sakristei — aus Eibenholz verfertigt sind, sich neuestens als Irrtum erwiesen hat.

A. MAGÓCSY-DIETZ[9]) stellten ämlich auf Grund anatomisch untersuchter Holzsplitter von den Holzsäulen, Holzgalerien und Holzbänken fest, daß die betreffenden Holzteile der Kirche nicht von Eiben stammen können — wie die allgemeine Auffassung behauptet —, sondern daß die Säulen und einige Teile aus Lärchen-, die übrigen aber aus Fichtenholz verfertigt sind.

Ohne von diesem wichtigen Ergebnis fachmännischer Überprüfung Kenntnis zu haben, untersuchte neuestens O. SCHMEJA[10]) in Käsmark mikroskopische Schnitte von jener langen, außerordentlich schweren Bank in der Sakristei und wies in ähnlichem Sinne nach, daß sie nicht aus Eibenholz, sondern aus Tannenholz bestehe; zugleich schrieb er weitergehend den Anlaß zur Verwechslung beider Nadelholz-

---

[6]) St. Győrffy fand aber — nach seinem gefälligen brieflichen Bericht — im Winter 1919/20 auch auf dem Käsmark-Nehrer Hang des Goldberges mehrere kleine Eibenbäumchen als arg verstümmelte Sträucher.

[7]) Karpatenland, Jg. 12, Heft 2.

[8]) J. A. HEFTY, Die Kesmarker Holzkirche, die einstigen Holzkirchen in der Zips und die evang. kirchlichen Bauten in Kesmark. (Sonderhefte des Karpathenvereines. II. Kulturelle Reihe Nr. 11.) Kesmark 1933, S. 14 u. 27.

[9]) Növénytani Közlemények (Botanische Mitteilungen, Budapest), Bd. III [1904], S. 134, und deren Beiblatt ebda. S. 34 und Természettudományi Közlöny (Naturwissenschaftliche Rundschau), Bd. XXXVI [1904], S. 550. Nach HEFTY, a. a. O., S. 24, sind die vier Hauptsäulen aus Lärchenholz (Larix europaea L.).

[10]) Jahresbericht des evang. Gymnasiums A. B. in Käsmark vom Schuljahr 1940/41, S. 24 ff.

arten der Ungenauigkeit in der volkstümlichen Bennenung, hauptsächlich aber dem Umstand zu, daß unsere Vorfahren seinerzeit in die Zips aus einer solchen Gegend Deutschlands kamen, in der die Eibe ganz und gar unbekannt war.

Doch meine im Erscheinen begriffene Zipser Volkspflanzenkunde beweist auf Schritt und Tritt, daß unser Volk die Pflanzen, die ihm wegen irgendwelcher Verwendung wichtig sind, nicht nur genau kennt und von anderen ähnlichen pünktlich unterscheidet, sondern auch zutreffend benennt; daher vermag ich obiger doppelter vermeintlicher Begründung der Verwechslung keineswegs beizustimmen. Die Verwechslung mag meiner Anschauung nach vielmehr erst neuere Zeit (etwa im Laufe des 18. Jh.s) entstanden sein, seitdem man nämlich die Eibe in unserer Gegend immer mehr nur vom Hörensagen aus bzw. als Schulbegriff kennenzulernen begann. Abgesehen von der einander ähnlichen rötlichen Farbe und dem beträchtlichen Eigengewicht des Eiben- und Lärchenholzes, oder vielmehr der aus diesen verfertigten Gegenständen mag für die Verwechslung auch besonders das Streben entscheidend gewesen sein, das Ansehen der als Holzbau anfangs lange Zeit hindurch gewiß mißachteten Käsmarker Holzkirche eben dadurch zu heben, daß man als deren Material nicht die ganz alltägliche Lärche oder Tanne, sondern die mittlerweile schon ganz selten gewordene Eibe angab. Solange die angeblich ebenfalls aus Eibenholz bestehenden, jedoch mit Ölfarbe gestrichenen langen Deckenbalken aus dem 17. Jh. nicht mikroskopisch untersucht sind (auch O. Schmeja vermochte sich von diesen leider keine Schnitte zu verschaffen), darf man sie für Balken aus Lärche halten, da diese auch heute noch mit Vorliebe als Stubenbalken verwendet werden. In diesem Falle müßte vorausgesetzt werden, daß dasselbe wertsteigernde Vertauschen der Lärche mit der Eibe durch die Volksmeinung von dem allbekannten Fall der Käsmarker evang. Holzkirche allmählich auch auf solche Privatbauten ausgedehnt wurde. Schmeja weist nämlich darauf hin, daß selbst in Gegenden, in denen die Eibe noch häufig vorkommt, sie wegen der ausgezeichneten Güte ihres Holzes auch heute nur zu Stützbalken verwendet wird, betont jedoch, daß die Stützbalken immer recht kurz sind.

Diese etwas eingehendere geschichtliche, zugleich jedoch kritische Beleuchtung der ganzen Eibenfrage war besonders Schmeja gegenüber notwendig, nach dessen Auffassung es nie einen Zipser gegeben habe, der jemals eine Eibe in der Zips wirklich gesehen hätte. Um nun aber auf die in Frage stehende Ansiedlung namens Ewa (verneuhochdeutscht Eibhau) bei Kamionka zurückzukommen, so wird diese Ortschaft im Rahmen der schlesischen Hausiedlungsbewegung angelegt worden sein, die für unsere Gegend wohl aus der Umgebung des einstigen galizischen Neumarkt ausging[11]). Im Laufe der Zeit sind diese Deutschen aus Ewa wahrscheinlich größtenteils weitergewandert etwa nach Hopgarten, Bartfeld und dessen Umgebung oder nach Buchenland (Bukowina), vereinzelt mögen sie auch in die Slawen des heutigen Kamionka eingeschmolzen sein. Aus dem deutschen Namen Stein allein, der 1408 neben dem slaw. Namen „zwei Kemenyk" für Kamionka vorkommt, würde ich noch nicht unbedingt auf teilweise deutsche Bewohnerschaft Kamionkas schließen, wie dies FEKETE NAGY tut, denn die deutsche Benennung Stein kann sehr wohl nur aus dem Munde der umgebenden deutschen Dörfer, besonders auch Ewas, stammen.

---

[11]) Näheres vgl. besonders bei J. HANIKA, Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpatischen Bergbaugebiet (Deutschtum und Ausland, 53. Heft, S. 38 ff.).

Doch was weiß die Geschichtsforschung über diese rätselhafte einstige Ortschaft der Volksüberlieferung?

FEKETE NAGY führt a. a. O., S. 249, als ältesten Beleg für die Besiedlungsgeschichte von Jarembina (deutsch Girm), der nordöstlichen Nachbarortschaft von Kamionka-Stein, ein Schriftstück vom Jahre 1329 an, dessen Urschrift zwar nicht vorhanden ist, wohl aber sechs Abschriften davon bekannt sind. Darin gibt Villermus, der damalige Obergespan (comes) der Zips seine Zustimmung zum Verkauf der dortigen Scholtisei und sichert den sich dort niederlassen wollenden Ansiedlern, sofern sie in bereits gerodeten Grund und in fertiges Haus einziehen, zweijährige, dagegen den Ansiedlern in erst auszurodendem Waldgrund sechzehnjährige Steuerfreiheit zu.

Genauer betrachtet beziehen sich jedoch nur zwei Abschriften auf Jarembina, und zwar die beiden[12]), die als den Namen der Scholtisei Gieremp bzw. Gyerimp angeben. Dagegen die anderen vier Abschriften[13]), in denen die Scholtisei unter dem Namen Ezau, Evi, Eur, Evr, Ewer vorkommt, beziehen sich eben auf unser obiges sprachlich bereits geklärtes Waldhufendörfchen namens Ewa (= Eibhau), denn, die soeben vorgeführten unsicheren urkundlichen Namensschreibungen sind ja doch gewiß nur für Schreib- und Lesefehler der Abschreiber anzusehen. Verstieg sich ja doch u. a. M. SCHMAUK sogar so weit, daß er den in seinem Abdruck mitgeteilten Scholtiseinamen Ewer kurzerhand auf die heutige Ortschaft Nehre (urk. oft Ewr, madj. Őr = Wachtposten, heute Nagyör) bezog.

Doch außer diesen beiderlei Ortsnamengruppen wird die Unterscheidung der beiden Abschriftengruppen FEKETE NAGY gegenüber noch gestützt: 2. durch den Unterschied im Namen des neuen Schulzen, denn in ersterer Gruppe heißt er Matthias filius Gonchol (FEJÉR, CD. VIII, 3, 387, während Suchot bei FEJÉR, CD. VIII, 5, 193 anstatt richtigem Gonchol doch wohl nur wieder Lese- oder Schreibfehler des Abschreibers ist), dagegen in der letzteren Gruppe heißt er Nicolaus de Lucho (Archiv des Nat.-Mus.) bzw. Luche (SCHMAUK), Leucke (FEJÉR, CD. VIII, 6, 112); 3. durch ausdrückliche Aufzählung der dem Schulzen gebührenden Bezüge (der sechste Denar von allen Umlagen und regelmäßigen Abgaben sowie der dritte Teil aller Strafgelder) in der ersten Abschriftengruppe, während in der zweiten Abschriftengruppe dieser ganze Satz fehlt; 4. durch stilistische Abweichungen im Text z. B. volumus declarare als Schluß der Einleitung in der ersten Gruppe, dagegen volumus pervenire in der zweiten Gruppe.

Dieselbe Kanzlei als Ausstellerin der beiden Schriftstücke in ihrer Urschrift sowie derselbe Ausstellungstag (Datum), vor allem aber der gleiche Rechtsvorgang (Verkauf der Scholtisei) in beiden Gemeinden bringen schon unwillkürlich eine beträchtliche Übereinstimmung der beiden Urkunden mit sich, doch trotzdem lassen die obigen Hauptunterschiede noch immer deutlich erkennen — was aber FEKETE NAGY nicht bemerkte —, daß nur die eine Urschrift sich auf Girm (Jarembina), die andere jedoch auf Ewa bezog.

Aus alle dem geht deutlich hervor, daß es eine Ortschaft namens Ewa wirklich

---

[12]) Mitgeteilt bei G. FEJÉR, Codex Diplomaticus Hungariae Ecclesiasticus ac Civilis. Budae 1829. VIII, 3, 387 ff. bzw. VIII, 5, 193 f.

[13]) Mitgeteilt bei G. FEJÉR, CD. VIII, 6, 112; im Archiv des National-Museums zu Budapest. Zeichen: Folio Lat. 2199; G. FEJÉR, CD. VIII, 3, 389 f.; SCHMAUK, Supplementum, Analectorum Terrae Scepusiensis. Szepesváraljae (= Kirchdrauf) 1889, II, S. 77 f.

gab, daß diese zwischen Stein und Girm lag und von beiden unterschieden wurde. Ob aber die Ortschaft Ewa etwa durch die Hussiten im zweiten Drittel des 15. Jh.s zerstört wurde, oder — was wahrscheinlicher ist — schon vorher durch Pestseuche oder auf andere Art zugrunde ging, entzieht sich derzeit leider unserer Kenntnis.

Im Zusammenhang damit betrachten wir nun die heute ebenfalls nicht mehr vorhandene Ortschaft Peturvágása, die nach FEKETE NAGY, a. a. O., unter diesem madj. Namen 1360 in der Umgebung von Lublau urkundlich als Grenzzeichen angeführt wird und deren Name wörtlich einem deutschen Petershau entsprechen würde. Jedenfalls ist damit dieselbe Ortschaft gemeint, die nach FEKETE NAGYS Angaben schon 1315 als villa Petri, 1408 aber als Petersdorf unter den Zugehörigkeiten der Burg Lublau vorkommt. Ganz richtig nimmt FEKETE NAGY Stellung gegen SCHMAUK, der (Suppl. S. 44) diese Ortschaft für dieselbe Gemeinde erklärt wie das obige Kamionka (Stein). Wenn aber FEKETE NAGY weitergehend aus dem Umstand, daß 1360 an der Mündung des Lipniker Baches als Nachbar urkundlich ein gewisser Peturvágási Péter, d. h. ein Peter von Petershau genannt wird, sich zu der Vermutung veranlaßt fühlt, dieses Dorf sei im Komitat Scharosch zu suchen, so muß ich dagegen Einspruch erheben. Einerseits ist mit dem Lipniker oder Laupnicker Bach nicht der durch Klein-Laupnick (Maly Lipnik, Kishársas) fließende Bach gemeint, der nördlich Hopgartens von Matysová her kommend und sich dann nordwärts wendend durch Klein-Laupnick fließt und gerade an der historischen ungarisch-galizischen Landesgrenze und zugleich hart an der Zips-Scharoscher Komitatsgrenze in die Popper mündet, sondern dem auch noch heutigen Sprachgebrauch der Kniesner und umgebenden Ortschaften gemäß der Bach, der von Littmansau (Litmanová, Hársád) her kommend zwischen den Ortschaften Stein und Girm südwärts fließt und ungefähr 1 km westlich von Alt-Lublau in die Popper mündet[14]). Dergestalt weist also selbst dieser urkundliche Beleg auf die nächste Umgebung von Kamionka (Stein) hin.

Noch handgreiflicher bestätigt dies die lebende Volksüberlieferung. Nach gefälliger Mitteilung des obenerwähnten Dr. A. KOTTLER heißt nämlich ein Platz unweit der obigen Stelle, an der einst das Waldhufendörfchen Ewa stand, jedoch an der anderen, also westlichen Seite der Straße, und zwar etwas näher zu der heutigen Gemeinde Kamionka (Stein) auch noch heute slawisch immer Petrowiany, d. h. Petersdorfer (nämlich: Gemarkung), deutet also als beredter Zeuge noch immer den Platz an, auf dem der durch einen Aushau im Walde entstandene einstige Ort Petersdorf (urkundlich madj. Peturvágása) stand, wie ja auch z. B. das an der anderen Seite von Lublau gelegene heute slawische Jakubian[15]) deutsch wirklich Jakobshau bzw. madj. Jakabvágása heißt.

Über Girm (poln. Jarzębina, gesprochen: Jařembina, heute Jarabina, ukrainisch Orjabyna, madj. Berkenyéd) als nordöstliche Nachbarortschaft von Stein (Kamionka) war schon oben im Zusammenhang mit den sechs Abschriften der Urkunde (eigentlich zweier Urschriften) vom Jahre 1329 die Rede. Wie die ursprüngliche Bedeutung des Ortsnamens beweist, wurde diese Ortschaft anfangs an einem

---

[14]) F. DÉNES, Das Pieningebirge und die Zone der Karpathenklippen. Mit einem Lebensbild des Verfassers von J. A. HEFTY (Sonderhefte des Karpathenvereines. I. Kulturelle Reihe Nr. 9). Kesmark 1932, S. 19.

[15]) Bei S. AUGUSTINI ab HORTIS iunior, Beschreibung des Flusses Popper oder Poprad in der Zips im Jahre 1782. Hrg. von R. WEBER, Kesmark 1900, S. 74, noch Jakubovian.

Ort angelegt, an dem die Eberesche oder Vogelbeere, Sorbus aucuparia L., poln. jarzębina, ukr. orjabyna massenhaft vorkam, was diese slaw. Benennungen auch noch heute bezeugen, obzwar diese Bäume der sich immer mehr ausbreitenden Ackerbaufläche gar bald ihren Platz überlassen mußten.

Der ursprüngliche poln. Ortsname Jarzębina (gespr. Jařembina) wurde von den Zipser Deutschen als Jerim(bina)[16]) empfunden und den schlesischen Lautgesetzen gemäß umgestaltet, und zwar wurde 1. das durch die Deutschen hochbetonte e der ersten Silbe zu īe gewandelt wie z. B. schles. dīeme = Därme, wīeme = Wärme[17]) oder in Oberzipserisch Stadtmundartlichem gīrən, girt = gären, gärt; 2. das anlautende j zu g gewandelt wie in altschles. gener = jener, getheysen = Jäteisen[18]) sowie im Oberzipserischen gērlenk = Jährling, einjähriges Fohlen, gəhonsdrof = Gehansdorf (wörtlich Johannisdorf, slaw. Ganowce, madj. Gánfalva); gādən = jäten (schon ahd. gëtan, neben jëtan, auch älter nhd. noch gäten). So erweist sich die obige urkundliche Namensform Giermp, Gyerimp vom Jahre 1329 ebenso als streng lautgesetzliche schlesische Namensform wie die obige mundartliche Namensform Ewa, da ja letzteres Dörfchen ebenso wie Petersdorf — wie wir gesehen haben — mit vollem Recht als eine Neurodung der schlesischen Hausiedlungsbewegung des 14. und 15. Jh.s betrachtet werden darf. Eben der Nachweis, daß der Ortsname Girm eigentlich nichts weiter ist als die lautgerechte oder vielmehr eingelautete Übernahme der polnischen Namensform durch schlesische Besiedler behebt auch den letzten Zweifel darüber, ob ich berechtigt war, in meinen obigen Darlegungen Fekete Nagy gegenüber zwei Urschriften vom Jahre 1329 zu unterscheiden, denn nun steht schon sowohl sprachlich als auch ortskundlich ganz klar vor uns, auf welche Ortschaft sich die eine, und auf welche sich die andere Urschrift bezog.

Dieselbe Ortschaft (Jarzębina, Gierm) heißt aber auffallenderweise 1408 urkundlich auch Zumbach, Sombach, wie es ja auch ähnlich gebildete deutsche Familiennamen Zumbusch, Zumsteeg (vgl. Meyer, Konv.-Lex.) gibt. Solche Namen dienten ursprünglich als Flurnamen in gewissen Verbindungen auf die Frage wohin, wie: Ich gehe zum Bach (in unserem Niederland, besonders in Meierhöfen bei Familiennamen auch auf die Frage wo, z. B. Ich war zu Jakob Scholtzen = bei J. Scholtz). In gegenwärtigem Falle bezieht sich der Name offensichtlich auf den bereits oben angeführten Laupnick-Bach, genauer gesagt auf die Stelle, an der dieser von Littmannsau her kommende Bach den von Stein nach Gierm führenden Weg rechtwinklig durchkreuzt. An diesem Treffpunkt steht auch heute noch eine Mühle, die als ein Ortsteil Girms wahrscheinlich auch schon im 14. Jh. ihre lebenswichtige Aufgabe erfüllte, daher kommt gelegentlich der Grenzbegehung einer Scholtisei in dieser Gegend schon 1360 ein Arnold von Zombach und ein Zombachwasser[19]) vor. Dergestalt ermöglicht uns die aufmerksame Betrachtung der Ortsnamen vereint

---

[16]) Vgl urk. Jerubina 1364 bei Fekete Nagy, a. a. O., S. 249.

[17]) K. Gusinde, Eine vergessene Sprachinsel im polnischen Oberschlesien. Die Mundart von Schönwald bei Gleiwitz (Wort und Brauch, 7. Heft), Breslau 1911, S. 14, § 12, I.

[18]) Aus Rückert angeführt bei W. Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart (Wort und Brauch, 17. Heft), Breslau 1928, S. 80.

[19]) Urkundlich madj. Zombachi Arnold, Zombachwyze vgl. Fekete Nagy, a. a. O.

mit erdkundlicher Umschau immerhin, die rein geschichtlichen Angaben Fekete Nagys örtlich genauer festzulegen.

Was nun den Ortsnamen Stein, den deutschen Namen für Kamionka anbelangt, so sagen die deutschen Einwohner von Kniesen auch noch heute, sie gehen „en Stejn" (wörtlich: in den Stein), d. h. in die Ortschaft namens Stein. Dieser Name sowie die älteste urkundliche Namensform lat. villa Lapidis vom Jahre 1364 gründet sich auf dem dort vorkommenden roten Marmor (Urkalkstein), auch der Bach dieser Ortschaft fließt in einem felsigen Bett von solchem Gestein. Im allgemeinen gehört die nächste Umgebung zum zweiten Glied des Pieningebirges, Kamionka selbst aber liegt zwischen den felsigen Bergen Turová und Velká hora eingebettet in der Zone der Karpatenklippen[20]).

Wie die urkundliche Benennung „zwei Kemenyk" ahnen läßt, bezog sich die slaw. Namensform ursprünglich ebenfalls auf die Stein- und Felsgegend als auffallendste Sondereigenheit dieses Umkreises. Erst später wurde der slaw. Ortsname an polnisch kamionka = Sandbeere oder Bärentraube, Arctostaphylos uva ursi Spr. (Arbutus uva ursi L.) angelehnt, und zwar jedenfalls mit Bezug auf einen Platz, auf dem diese Pflanze massenhaft vorkam und der sich eben dadurch von seiner nächsten Umgebung abhob. Polnische Nachzügler, die dort den Wald rodend etwa einen neuen Teil der Ortschaft anlegten, mögen allmählich diesen Namen als Ortsnamen in Verkehr gebracht haben, der sich dann als alleiniger Name der ganzen Ortschaft einbürgerte. Die ruthenischen Bewohner der Ortschaft treiben zwar Ackerbau und Viehhandel, die Männer ziehen aber zum größten Teil als Rastelbinder in weiten Gegenden umher, drahten irdene Töpfe, flechten Gitter an die Fenster, flicken in neuerer Zeit auch löcherig gewordene Blechtöpfe aus, sind als solche Töpfdrahter landbekannt und kehren nur zur Erledigung der Ernte in ihr Heimatsdorf zurück.

Bekanntlich zählen die Urkunden Dl. 9431—9433 des Landesarchivs in Budapest die Zugehörigkeiten der Lublauer Burg vom Jahre 1408 auf. Wie ein Vergleich dieser Aufzählung erweist, steht in Dl. 9431 und in der einen Ausfertigung der beiden Urkunden unter Dl. 9432 die Benennung die beiden Kemenyk („duabus kemenyk") eben an Stelle der Ortsnamen Stein und Petersdorf der übrigen Urkunden unter Dl. 9431—9433, beweist also, daß mit diesem slawischen Verkleinerungsnamen (kamenik = Steinchen) eben diese beiden, damals noch gleichmäßig kleinen Ortschaften gemeint sind. Da gleich anschließend wohl Gerym (Dl. 9432) bzw. Gyrem (in den übrigen Urkunden) genannt, Ewa jedoch überhaupt nicht erwähnt wird, so scheint dies ein bestimmter Hinweis darauf, daß Ewa als selbständige Ortschaft damals nicht mehr bestand, deren Gemeindeflur also bereits der von Stein (Kamionka) einverleibt war.

Für die Besiedlungsgeschichte ergibt sich hieraus im allgemeinen: Wo die urkundlichen Belege aus irgendwelchem Grunde nicht ausreichen, da müssen die Hilfswissenschaften (Sprachforschung, Naturwissenschaft, Ortskunde in enger Verbindung mit der lebenden Volksüberlieferung usw.) aushelfen und das Dunkel der verschleierten Vergangenheit aufhellen. Ganz besonders im Falle von vorzeitig untergegangenen Ortschaften. Wie diese Hilfswissenschaften z. B. bezüglich Wagendrüssel, Matlarenau, Schwedler, Goldbach, Kopperbach[21]) der Geschichtsforschung

[20]) Näheres s. F. DÉNES, a. a. O.

[21]) Vgl. meine Aufsätze im Karpathenland I, S. 84—87; II, S. 178—180; VII, S. 78—81; VIII, S. 12—14; VII, S. 3—5, 39—44; IX, S. 83—92, 103—114; X, S. 24—31.

so manche wesentliche Berichtigung und Lösung zu bringen vermochten, ebenso ist zu hoffen, daß die gleiche ergänzende Betrachtung auch in gegenwärtigem Falle nicht überflüssig war.

Aszód. JULIUS GRÉB.

Die geistige Formung des bulgarischen Bürgertums

In der geschichtlichen Entwicklung der bulgarischen Städte kennzeichnet das Aufkommen des zunftmäßigen Gewerbebetriebes in den letzten Jahrzehnten des 18. Jh.s die Anbahnung eines neuen völkischen Bewußtseins und den ersten Abschnitt eines Kampfes um geistige und politische Befreiung des bulgarischen Volkes. Von dem festen Willen zu einer neuen wirtschaftlichen, rechtlichen und sittlichen Gestaltung ihres menschlichen Daseins beseelt, brachte die verzunftete Bürgerschaft eine Gesamtheit städtischer Lebensäußerungen hervor, die sich im Aufbau des gegenwärtigen städtischen Gemeinwesens immer noch auswirken.

Im Verlauf von Jahrhunderten zu vielfachen Auswanderungen genötigt, mußten die Bulgaren den größeren Teil der Einwohnerschaft ihrer alten Städte einbüßen. Eine letzte große Auswanderung setzte im späten 18. Jh. ein und zog sich ein halbes Jahrhundert lang hin, bis in die dreißiger Jahre des 19. Jh.s. Den häufigen russisch-türkischen Kriegen und auch wiederholten inneren Aufständen zufolge, flüchteten aus den Städten und aus den Dörfern Tausende und aber Tausende nach Rumänien und Rußland. Es steht fest, daß viele Auswanderer sich vorzüglich in den Städten Rumäniens und Rußlands eingebürgert haben, und daß viele sich dort als Großkaufleute, Fabrikanten und selbst als leitende Persönlichkeiten des Staatslebens bewährt haben. Einer der glänzendsten Vertreter der damaligen bulgarischen Emigranten war der aus Gabrowo stammende und zu Odessa seßhafte Großkaufmann Wassili Aprilow, der sich für die geistigen Bewegungen seiner Zeit interessierte und im Jahre 1835 zur Stiftung und Errichtung des ersten bulgarischen Gymnasiums zu Gabrowo beitrug.

Es ist heute schwer zu einem anschaulichen Gesamtbild zusammenzufassen, wie sich das städtische Leben dieser aus älterer Zeit in den Städten Bulgariens Ansässigen vor ihrer Flucht gestaltet hat. Wissenswerte Aufschlüsse über diese dunkle Zeit des bulgarischen städtischen Zusammenlebens gibt GEORGI RAKOWSKI, der große Volksführer und Revolutionär, der leidenschaftliche und ehrgeizige Kämpfer. Rakowski erzählt in seiner eigenen Lebensbeschreibung, daß seine Vorfahren väterlicherseits ihren Ursprung und ihre Tradition an die Stadt Rakowo knüpfen, deren Überreste bei dem Dorfe Rakowo, unfern von Kotel, für vergangene Größe und Bedeutung zeugen. Warum und wann die Türken diese Stadt vernichteten, darüber weiß Rakowski nicht Bescheid; gewiß sei aber, daß die Stadt viele Einwohner gezählt habe und daß in vierhundert Werkstätten Kupfer verarbeitet wurde. Sein Großvater soll, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s, seinen Handel bis nach Braschow und Konstantinopel betrieben haben. Auch berichtet Rakowski weiter, seine Onkel Datscho und Matej hätten ihre Mannschaft in ihren Zügen gegen die wilden Horden der Kărdjalii mit eigenen in Kotel angefertigten Gewehren, Pistolen, Messern und Schießpulver bewaffnet.

Gewaltsame Massenwanderungen auch innerhalb der Landesgrenzen hielten nach der Eroberung des Reiches von Tirnowo durch die Türken fast nicht an. Festen Sitz in den Städten konnte die bulgarische Bevölkerung auf die Dauer nicht nehmen. Erst nach den dreißiger Jahren des 19. Jh.s kamen auch diese Bewegungen allmählich zu einem verhältnismäßigen Stillstand.

Aus verschiedenen Anlässen wurden die Bulgaren und insbesondere zu derselben Zeit, wo die Räuberbanden der Kărdjalii die reichsten Gegenden verwüsteten, aus den Städten Mittelbulgariens, die in den fruchtbaren Ebenen lagen, vertrieben. In Plewen, Schumen, Rasgrad, Tirgowischte, Sewliewo, Kjustendil, Newrokop, Petritsch, Jambol, Karnobat, Ajtos, Tschirpan, Haskowo und anderen Städten behauptete die Zahl der Türken schon früher, soweit die Mitteilungen zurückreichen, das Übergewicht. Nur in Sofia, Samokow, Dupnitza, Pasardjik, Kasanlik, Karlowo, Starasagora, Sliwen, Tirnowo, Lowetsch, Wratza und Berkowitza ist die Zahl der angesiedelten Türken früher sehr überschätzt worden.

In die Städte, die an der Donau, an der Maritza und am Schwarzen Meer lagen und Mittelpunkte der Ausfuhr waren, in denen Handel mit Europa, Kleinasien und den ägäischen Inseln getrieben und Reichtum erworben wurde, war den Bulgaren fast kein Zutritt gestattet. In Widin z. B. wohnten um das Jahr 1778 rund 3500 Bulgaren in 600 Häusern außerhalb der Stadtmauer als Handwerker oder Kaufleute, deren Kleinhandel bei den unzähligen Verfolgungen allzuoft ins Stocken geriet. Noch geringer soll die Zahl der Bulgaren in den übrigen Donaustädten gewesen sein. Aus diesen wurde die Einwohnerschaft vertrieben, als die Türken eindrangen und diese Städte überwältigten und besetzten. Und, um noch ein Beispiel zu geben, gegen Ende des 18. Jh.s machte die beschränkte Zahl der bulgarischen Handwerker in Plowdiw nur einen Teil der griechischen Zünfte aus.

Unter diesen Umständen konnten die ehemaligen das bulgarische städtische Gemeinwesen von den anderen türkischen und griechischen Gemeinden unterscheidenden Merkmale schwerlich hervortreten und diesen Städten keine deutlich ausgebildete Eigenart verleihen.

Freien Zutritt hatten die Bulgaren nur in die kleinen am Fuße des Balkans liegenden Ortschaften und dahin wanderten sie jedesmal, wenn ihre Wohnsitze in den Ebenen geplündert, niedergebrannt und zerstört wurden. Auch waren die meisten Städte, die in den gebirgigen Gegenden lagen, durchaus privilegiert; die wenigen türkischen Beamten, denen der Aufenthalt darin zulässig war, durften ihre Angehörigen nicht bei sich haben. Das Recht hatten diese freien Städte von alters her erkämpft. Unter den Ortschaften, die sich weitaus unabhängig gemacht hatten, zeichneten sich Жеравна, Котелъ, Калоферъ, Ретевенъ, Троянъ, Копривщица u. a. aus.

Ein Teil der aus den wehrlos gemachten Städten Geflüchteten soll sich auch in die Dörfer der Ebene gerettet haben. Aber die Möglichkeit einer massenhaften Rückkehr zum Lande kann dennoch nicht angenommen werden, denn die damaligen Gesetze und Einrichtungen und die häufigen Verfolgungen waren weit davon entfernt, der Pflege und Förderung der Landwirtschaft und somit der gesamten Volkswirtschaft zugute zu kommen. Wenn der Stadtbewohner damals die Stadt verließ und in die Dörfer flüchtete, so rettete er sich vor sicherem Verderben; und man sollte daraus nicht voreilig Schlüsse auf den Charakter des bulgarischen Volkes ziehen und annehmen, daß das Landleben einen stärkeren Reiz auf den damaligen Bulgaren ausüben konnte, oder daß Ackerbau und was damit zusammenhängt ihm mehr zusagte als das Handwerk oder irgend ein anderer Beruf des Städters. Auch daß die damaligen Flüchtlinge aus den Städten sich für längere Zeit in den anliegenden Dörfern niedergelassen haben, um sich da die zum Leben notwendigen Bedürfnisse sicherer zu beschaffen, ist fraglich. Im 18. Jh. und auch früher, im 17., konnte überhaupt keine Landwirtschaft im eigentlichen Sinn getrieben werden. Zweckmäßig geleitete, dem Bedarf eines auch nur beschränkten Absatz-

gebietes entsprechend eingerichtete landwirtschaftliche Unternehmungen, konnten sich damals nicht aufrechterhalten. In den Niederschriften der Zeitgenossen wird nur von sich selbst genügenden Einzelwirtschaften, von kleinem Umfange, Zeugnis abgelegt. Die türkischen Landgüter stehen außer Betracht. Man gab sich unter den herrschenden wirtschaftlichen Mißständen mit dem allernotwendigsten Unterhalt zufrieden und begnügte sich damit, kleine Landstücke zu bestellen, um diesen Unterhalt zu sichern. Ein höherer Bodenertrag wurde erst in den siebziger Jahren des 19. Jh.s erreicht, kräftig aber bildete sich der Ackerbau nach der Befreiung von 1877 heraus.

Auch wurde deswegen nur ein kleiner Teil des pflügbaren Nutzbodens beackert, weil die weiten, als Wiesen und Weiden dienenden Flächen eher als alleinige Quelle zur Ernährung, mehr noch, zum Wohlstand verhelfen konnten. Die ersten Viehzüchter und Viehhändler hatten ihren Ursprung in Gabrowo, Jerawna, Sliwen, Kotel, Kopriwschtitza, Kalofer, Plowdiw, Kasanlik. Von ihnen stammten auch die nachmaligen reichen Geschlechter der Tschorbadji ab.

Zu den Verdienstmöglichkeiten der Stadt hat wohl ein Zuzug vom Lande schon von der Mitte des 18. Jh.s an eingesetzt. Diese freiwillige Bewegung fällt in die Zeit der letzten Auswanderungen nach dem Ausland und der gewaltsamsten Bewegungen innerhalb des Landes. Und dieser Umstand macht die Ermittlung der damaligen demographischen Bedingungen durchaus schwierig. Es wird berichtet, daß einzelne bulgarische Handwerker schon in frühesten Zeiten auf den türkischen Landgütern, die nahe bei den Städten lagen, auf Halbscheid arbeiteten; von dort aus siedelten sie sich allmählich in den benachbarten Städten an, wohnten aber anfangs außerhalb der Stadtmauer und außerhalb der türkischen Stadtviertel.

Das Hinzukommen neuer Einwohner förderte vorzüglich die Erstarkung der bulgarischen Bevölkerung in den Städten, die in den Bergen lagen, und ohnehin ihren bulgarischen Charakter erhalten hatten. Und wahrscheinlich wurde dem Wachstum dieser Städte auch durch einen natürlichen Nachwuchs geholfen, denn ohne ein annäherndes Gleichgewicht der beiden Bestandteile, d. h. der älteren Einwohnerschaft und der später Hinzugekommenen, wäre der jähe Aufschwung des bulgarischen Bürgertums im 19. Jh. fast unerklärlich. Man muß den Fall setzen, daß ältere innere und äußere Formen eines Stadtlebens von den Einheimischen auf die Eingewanderten überliefert wurden und daß die alten Bewohner der Städte auch dazu beitrugen, das neue innere und äußere Stadtbild eines erwerbenden Bürgerstandes zu gestalten.

Anfänglich wurden die neuen Ansiedler selbst in diesen bulgarischen Gemeinden nur in den Vorstadtvierteln geduldet; die alten Städter vermieden jeden Umgang mit ihnen, und der Unterschied in der Tracht und in der ganzen Lebensweise bestand nach langer Zeit immer noch. Zeitgenossen berichten, daß die Töchter der Ansässigen, die sich vornehm dünkten, keine Ehe mit den vom Lande gekommenen eingingen und wenn später eine solche standesungleiche Verbindung zufällig doch geschlossen wurde, so gab sie nicht selten Anlaß zu unzähligen Ärgernissen; es wird erzählt, daß die Gattin eines reichgewordenen Eingewanderten beinahe in Ohnmacht fiel, als ihr Ehegatte dem kleinen Sohn, ohne ihr Wissen, nach altväterlicher Sitte das Haar schor; auch heutzutage fallen Mütter in Ohnmacht, wenn der strenge Vater die Locken ihrer Söhnchen abschneidet; für sie aber ist es keine Versetzung in einen niedrigeren Rang, wie es damals der Fall war.

Allmählich jedoch behaupteten sich die neuen Stadtbewohner durch Fleiß und Tüchtigkeit, sie drangen immer weiter in die Stadt hinein und gewannen die ausschlaggebende Stellung, die ihnen gebührte.

Sie griffen in die Gebiete aller Handwerke ein, erzeugten die ersten Güter eigenen Erwerbs und übten einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung des gesamten bulgarischen Wirtschaftslebens aus. Und wenn in Bulgarien ein Geldmarkt entstand, so hat man es diesen eingewanderten Handwerkern zu verdanken, denn Stadtbewohner und Landleute waren durch die damalige rücksichtslose Steuerwirtschaft so verarmt, daß man Geld fast nicht zu sehen bekam. Je mehr aber die Handwerke aufblühten und das damit zusammenhängende Geschäft zunahm, desto mehr konnten die Handwerker sich bereichern und Geld in Umlauf bringen. Man kam von einer Geldwirtschaft zu sprechen, weil schon eine wirtschaftliche Arbeitsteilung entstanden war und ein reger Güteraustausch sich entwickelt hatte.

Die Handwerker gaben sich nicht mehr damit zufrieden, die nötigen Gebrauchsgegenstände für ihren eigenen Bedarf herzustellen, sondern erzeugten Güter für den inländischen und ausländischen Markt. Sie vervielfältigten ihre wirtschaftlichen Beziehungen und vermehrten die Absatzgelegenheiten in den Nachbarländern. Und das damalige Verkehrsgebiet erhielt eine solche Ausdehnung, daß sich die bulgarischen Handwerker nicht über eine Absatzstockung beklagen konnten. Es trat eine glückliche Zeit ein, da der Absatz einheimischer Erzeugnisse nicht von der Aufnahme ausländischer Güter abhängig war. Und bis zur Befreiung hatten keine fremden Waren die Erzeugnisse des bulgarischen Handwerkers auf dem Markte des türkischen Reichs ersetzen können.

Zu dem kräftigen Aufblühen des bulgarischen Gewerbebetriebs trugen die von den Handwerkern gebildeten Zünfte nicht wenig bei. Wahrscheinlich kamen diese Handwerkerverbände, die den gemeinschaftlichen gewerblichen Interessen dienten, schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jh.s auf, als das Handwerk nach und nach ausschließlich von Bulgaren betrieben wurde. Oder waren vielleicht auch die Handwerker aus Rakowo, von denen Rakowski erzählt, daß sie in vierhundert Werkstätten Kupfer verarbeiteten, schon fachgenossenschaftlich verbunden?

Was später aus diesen Handwerkerverbänden ein Gemeinwesen voll Kraft und Selbstbewußtsein machte, ist das eherne Gesetz des Zünftlers, welches unbedingte, durch langjährige, systematische Übung erlangte Fertigkeit erforderte. Gewerbliche Fortbildungsschulen, in denen die Handwerker sich weitere Kenntnisse erwerben konnten, gab es damals noch nicht, doch mußte ein jeder die bestimmte Lehrzeit durchmachen. Eine strenge Gewerbeverfassung erforderte auch, daß nur derjenige Handwerker selbständiger Meister genannt wurde, der sein Handwerk schon als Lehrling bei einem Meister fleißig und ordentlich gelernt und dann als Geselle sich ausgebildet hatte. Die Meister waren zugleich die fleißigsten und geschicktesten Handwerker in ihrem Fach. Es bildete sich ein eigenes strenges Werkstattverhältnis, ein kräftiger Zusammenhalt aus, der keineswegs die spätere nachteilige Ausnutzung der billigen Arbeitskräfte durch die Unternehmer anregen oder ermutigen konnte. Von einem Gegensatz aber zwischen selbständigen Unternehmern und unselbständigen Lohnarbeitern im späteren Sinn kann man nicht sprechen, obwohl es nicht an allerstrengsten Bindungen fehlte.

Es sind dieselben rechtlichen, einem allgemeinen Rechtsgefühl entsprechenden Verhältnisse, von denen RICARDA HUCH in ihren Lebensbildern deutscher Städte berichtet. Sie bestätigt, daß in den freien deutschen Städten die wirtschaftliche Tätigkeit nicht dem Vorteil des einzelnen, sondern der Gesamtheit zu dienen hatte und man schloß, um eine möglichst gleiche Verteilung von Arbeit und Gewinn zu erzielen, den freien Wettbewerb aus. In Bulgarien waren anfänglich keine vorsätzlichen Vorkehrungen notwendig um den vernichtenden Wettbewerb auszuschließen,

da der damalige Handwerker von keiner Konkurrenz des Nachbarn bedroht war und jedem Arbeit und Kunden gesichert waren. Bei der geringen Ertragsfähigkeit dieser im eigentlichen Sinn mit der Hand ausgeführten gewerblichen Tätigkeit, konnte keine Überproduktion eintreten, und der Handwerker war immer imstande, die vorhandene Verbrauchsfähigkeit richtig zu beurteilen. Und wenn die deutsche Dichterin uns belehrt, daß die damaligen Daseinsbedingungen auch für die unteren Schichten erträglich waren, die Herrschaft der Meister nicht erdrückend, so glaubt man fast eine Schilderung bulgarischer patriarchalischer Lebenszustände in deutscher Übersetzung vorzufinden. Deswegen kommt uns das Volk der deutschen Handwerker so bekannt vor, als wenn sich in der Geschichte der Bulgaren das deutsche Zunftwesen noch einmal in den vollkommensten Formen verwirklicht hätte. Dieselben sittlichen Kräfte, die den deutschen Handwerker in seinem Kampf gegen die Geschlechter unbeugsam machte, halfen auch den bulgarischen Zünftlern die anmaßenden Anführer der Tschorbadschi zu bekämpfen; Veranlassung zum Unmut gab es in Fülle. Die Tschorbadschi waren die verrufenen Steuererheber und Wucherer. Das Verderben ihrer nachteiligen Führung und unverantwortlichen Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten machte sich schon erkennbar. Ihren tyrannischen Übergriffen sollte nun ein Ende gemacht werden. Sie sollten nicht mehr das Gemeingut einnehmen, ohne jede Rechenschaft über die Anwendung abzulegen. Man sehnte sich nach Befreiung von der schweren Last der unerträglichen, willkürlich aufgebürdeten Steuern und der ungerecht auferlegten Geldstrafen. Die Unzufriedenheit kam zum Ausbruch und unter der Mithilfe des ganzen Volkes wurde der Kampf ausgetragen. Der geistige Aufstieg jener Zeit knüpfte sich an die starken sittlichen Kräfte, die der Zünftlern aufwies.

Der bulgarische Zünftler des 19. Jh.s ist aber schon der moderne Stadtbewohner und vernunftbegabte Wirtschaftsmensch, der fest daran glaubt, daß persönliche Tauglichkeit und Verdienste genügen, um emporzukommen und unangefochten auf der Höhe des Lebens zu walten. In seinen alltäglichen Handlungen wurde er von einer praktischen Weisheit geführt: sachliches Wissen, Besonnenheit, Fleiß und Ausdauer, Ehrlichkeit, Geschäftstüchtigkeit und weltliche Klugheit, Bescheidenheit und Sparsamkeit sind die Tugenden, die der Handwerker verkündete und in denen sich der Lehrling schon in der Werkstatt übte. Die Voraussetzung zu dieser Lebensführung des bulgarischen Bürgers war die wirtschaftliche Unabhängigkeit des Zünftlers, der sich auf den sicheren Absatz seiner Erzeugnisse immer verlassen konnte, obwohl auch sonst die Lebensbedingungen vor der Befreiung unsicher waren. Erst nach der Befreiung gestaltete sich die wirtschaftliche Lage des bulgarischen Handwerkers ungünstiger. Gegenüber der Konkurrenz der westeuropäischen und auch inländischen Fabriken konnten sich die Zünftler auf die Dauer nicht behaupten. Insbesondere die unbeschränkte Aufnahme ausländischer Waren nach der Befreiung hat auf den Handwerkerbetrieb nachteilig eingewirkt. Für jeden Handwerker bestand aber damals die Möglichkeit, durch eigene Kräfte zur selbständigen Unternehmerstellung zu gelangen. Ein jeder, der arbeitsam und sparsam war, konnte emporkommen und reich werden. Das Geld wurde gesammelt, stückweise, mit Mühe erworben, aber es wurde angehäuft und es ergab sich unfehlbar Wohlstand und Ansehen da, wo persönliche Eigenschaften nicht fehlten. Der geistigen Haltung dieser Hauptvertreter des erwerbenden Bürgerstands entsprach das eifrige Streben nach einer verfeinerten Lebensweise, nach Veredlung des Äußeren, des Sichtbaren. Der Stadtbewohner wollte sich von dem Landmann unterschieden wissen. Der Gegensatz zum Land trat auch in Kleidung, Benehmen und Einrichtung der häuslichen Be-

haglichkeit hervor. Auch Geselligkeit und gesellschaftliche Gewandtheit, Höflichkeit und Wohlerzogenheit waren die charakteristischen Merkmale der bürgerlichen Lebensart.

Es fehlte auch nicht an den in Westeuropa üblichen, zahlreich gedruckten Handbüchern, in denen Schüler und Erwachsene in den äußerlichen Vorschriften der bürgerlichen Anstandsregel unterwiesen wurden. Was in guter Gesellschaft für angemessen und schicklich, wohlanstehend und sittlich galt, wurde den Kindern in der Schule aufs strengste beigebracht. Es scheint, daß den Eltern viel daran gelegen war, ihren Kindern bürgerliche äußere Erscheinung und Verhalten einzuprägen.

Das städtische Leben erweckte geistige und materielle Bedürfnisse, die den damaligen Bulgaren nicht mehr fremd waren. Ein Kennzeichen der bulgarischen bürgerlichen Kultur des 19. Jh.s ist die sprachliche Form der Handelsbriefe und Handelsverträge, die im geschäftlichen Wechselverkehr der Städte auftrat. Das Wachstum des Handels und die Zunahme der Geschäftsreisen bereicherten den Briefstil mit neuen Ausdrucksmöglichkeiten. Das Briefwechseln wurde zu einer gewohnheitsmäßigen Übung unter den Gebildeten, obwohl eine wirkliche nationale Briefliteratur nicht zur Gestaltung kam. Bezeichnend für die Beziehungen zwischen Bekannten und Freunden sind die Äußerungen des Lehrers Sawa Dobroplodni aus dem Jahre 1853: Aber, wiederhole ich, schreibt er, daß jener Brief gut ist, der die natürlichen Gefühle eines empfindsamen ... Herzens ausdrückt ... Briefe schreibt ein jeder, der Gelehrte und der Ungebildete. Und ein jeder erstrebt sie mit hochtrabenden, rhetorischen und ähnlichen Reden anzufertigen, als ob er schriftstellerte und nicht einen freundschaftlichen Brief schriebe; und das verhält sich so seit langer Zeit her und viele wünschen, entweder auf diese Art zu schreiben oder überhaupt keine Feder in die Hand zu nehmen ... und so vernachlässigen wir unsere unverbrauchten jungfräulichen Anlagen, mit denen die Freundschaft in Fülle ausgestattet ist, und jagen wer weiß welchen anderen nach.

Wenn auch mit Briefen kein sentimentaler Kultus getrieben wurde, so bezeichnete der damalige Briefstil doch eine gehobene Stimmung, die schon eine revolutionäre Zeit ahnen ließ.

In Bulgarien wurde die Gemütsart, die sich in den Briefen kundgab, nicht wie in Deutschland durch den zeitgenössischen Zustand der Literatur, im 18. Jh., sondern durch die allmählich zunehmende geistige Gärung vor dem großen Aufstand im Jahre 1876 genährt.

Man könnte nicht geradezu behaupten, daß der damalige gebildete Stadtbewohner etwa Empfindungen von rührender Art gern zeigte und in ihnen schwelgte, jedoch verzichteten diese bulgarischen Aufklärer, diese Vernunftprediger keineswegs auf ein Gemütsleben und dessen leidenschaftliche Kundgebungen. Handelsverträge, bei welchen der Geschäftsmann aus persönlicher Zuneigung zum Teilhaber vorteilhafte Bedingungen bewilligte, sind vielleicht selten aufzufinden. Freundschaft aber wurde gepflegt, über Ferundschaft wurde gegrübelt, und auf das Verhältnis des Freundseins hohe Forderungen aufgestellt. Bei Dobroplodni finden wir wieder: Es tut uns leid, wenn uns irgendein Freund gekränkt hat ... und man muß wissen, daß eher der Fluß zurückkehrt, nicht aber die Freundschaft in die erste Liebe, wenn sie einmal durch bittere Worte und Unrecht erkaltet.

Bedeutend ist die verehrungsvolle Pflege der Freundschaft in den empfindungsreichen Gedichten des ersten bulgarischen Lyrikers DOBRI TSCHINTULOW, der um die Mitte des 19. Jh.s seine Zeitgenossen mit patriotischen Liedern begeisterte. In seinem

Gedicht „Zwei Freunde" läßt der Dichter einen Anbeter der bulgarischen Vergangenheit dem Freund, der ihn in der Nähe von Preslaw einholt, über den Heereszug Nikephoros gegen Khan Krum berichten. Gefällig entgegenkommend spricht der Freund den eilig vorausgerittenen an: In Gedanken stehst du versunken und siehst am Himmel die Wolken nicht. Sage mein Freund, was ist mit dir? ... Auch ein zweites Gedicht widmet er der Freundschaft: Du gehst, du liebenswürdiger Gefährte, gekommen ist die Stunde, die unerträgliche, da wir zum letzten Male hier hören deine Stimme.

Zu diesen Äußerungen des Gemütslebens, die schon eine höhere Stufe menschlichen Zusammenlebens und die verfeinerte Lebensweise einer bürgerlichen Gesellschaft verraten, wurden die damaligen Bürger auch durch das Vorbild der Hajduken und Geheimbündler angeregt, deren Ideale Treue gegen die Genossen und männliche Stetigkeit waren. Denn Bürger und Revolutionäre unterhielten engste Beziehungen zueinander und wirkten auf die mannigfaltigste Weise aufeinander ein.

Allmählich hatten die ursprünglich ausschließlich fachgenossenschaftlichen Handwerkerverbände eine steigende Macht im öffentlichen Leben errungen. Es wuchsen sich die städtischen Verhältnisse zu einer Lebensweise aus, die unbestechbare, ehrliche Gesinnung, Vernunft und Mäßigung in der Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten aufzeigte und schon den Geist künftiger Volkseinheit ahnen ließ. Es machten sich neue Ideenrichtungen und Ziele des Gemeinwesens bemerkbar und als erster Verkünder behauptete sich der Zünftler. Er begehrte Frieden, Ordnung, Wohlfahrt, Gerechtigkeit und Freiheit im persönlichen und im gemeinschaftlichen Leben. Er kämpfte für Vernunft und Menschenwürde. Er forderte Rechenschaft über jedes Vorhaben, das auf die Rechnung seiner Volksgenossen ausgeführt wurde. Derselbe Zünftler, der auf sein Recht, frei zu denken, die Dinge selbständig abzuschätzen und über Lebensfragen zu richten nicht verzichten konnte, bestand mit grimmigem Eifer darauf, die einmal verliehenen Privilegien innezuhalten und bekämpfte unerschrocken die damaligen politischen Mißstände.

Sein stolzes Selbstbewußtsein, das er seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit verdankte, bildete sich später zu einem revolutionären völkischen Bewußtsein aus, das keine Zwischenlösung der völkischen Interessen kannte, keinen Abfall und keinen Verrat. Es offenbarte sich auch der Unternehmungsgeist und der Unabhängigkeitssinn, das Freie und Weite in der Gesinnung mancher Großkaufleute, die verschiedene Völker in ihrer Eigenart und Vielseitigkeit kennen, ihre Bildung und ihre Freiheit schätzen gelernt hatten. Zünftler und Kaufleute ermöglichten geldlich die Verleger der ersten bulgarischen Bücher. Zur Errichtung der Volksschulen waren sie wieder die großzügigen Geldgeber und sie sorgten für deren Fortbestand und Erhaltung. Und wenn heute unzählige Volksschulen allen Kindern dieses Landes zugänglich sind, wird damit eine Tradition jener Zeit fortgeführt. Aus ihren Beiträgen wurden Knaben und Mädchen im Ausland zu Lehrern ausgebildet. Mit ihrem Geld bestritten sie die Ausgaben zur revolutionären Organisation. Mit dem in den Werkstätten und auf Wanderungen erworbenen Geld füllten sie die revolutionären Geldkasten am Vorabend des großen Aufstands von 1876. Für sie war Freigebigkeit und Spendung heilige Pflicht. Durch die organisierte Verteidigung ihrer Rechte und Freiheit hatten sich die Bürger immer neue Privilegien erkämpft und Forderungen aufgestellt, die befriedigt werden mußten. Sie behaupteten sich als führende Geister der bulgarischen Freiheitserhebung und vertraten tatkräftig die drei Abschnitte des Kampfes um eine neue geistige Bildung, um die bulgarische kirchliche Unabhängigkeit und um eine endgültige politische Freiheit.

Und gerade jetzt, da viele in Bulgarien aus dem Geiste und dem Vermächtnis der damaligen völkischen Wiedergeburt ein Glaubensbekenntnis für die neuen Generationen zu machen gedenken, schätzen wir uns jedesmal glücklich, wenn man in den Formen unseres heutigen städtischen Gemeinlebens Züge findet, die an die sittliche Erhabenheit der damaligen Wiedererweckung, an die Zeit der stolzen Selbstbestimmung, des geistigen Wachstums und des inneren Aufbauens erinnern.

Nach der Befreiung fanden bei den bulgarischen Städtern neue Formen des europäischen städtischen Gemeinwesens eine vielleicht übertriebene Aufnahme. Die erste Zeit nach der Befreiung bedeutet in der Entwicklung der modernen bulgarischen Stadt eine Epoche gewisser Nachahmung, insbesondere der Hauptstadt. Wenn man aber heute in den innerlichen und äußerlichen Aufbau des bulgarischen städtischen Lebens eindringt, so kann man nicht umhin in den mannigfaltigen Einrichtungen Formen vorzufinden, die sich im Laufe der Jahrhunderte herauskristallisiert haben und nicht durch nachgeahmte Formeln ersetzt werden konnten. Die Bulgaren haben eine Gesamtheit städtischer Lebensäußerungen von ihren Vorfahren geerbt, über die wir vielleicht auch vieles Nachteilige aussagen könnten, aber eine eigene auf Überlieferung fußende Stadtkultur, die sich heute noch weiter auswirkt, haben sie aus der Vergangenheit geerbt.

Sofia. STELLA HADSCHI-PETROWA.

Josef Strzygowski

Zum Gedenktag seines 80. Geburtstages am 9. März 1942.

Mit dem am 2. Jänner 1941 verstorbenen Kunstforscher JOSEF STRZYGOWSKI ist eine der interessantesten und umkämpftesten gelehrten Persönlichkeiten aus der Welt der deutschen Forscher dahingeschieden. Für den Schüler und Assistenten des Verstorbenen ist es natürlich nicht leicht, auf kurzem Raum das Leben, die Persönlichkeit, die Werke und die bleibende Bedeutung dieses eigentümlichen Mannes zu schildern.

Wenn ich von seinem Leben spreche, so sind die äußeren Stationen desselben ja nicht so zahlreiche: Bielitz, wo er am 9. März 1862 geboren wurde, München, wo er als Schüler des Archäologen HEINRICH BRUNN studiert hat, Graz, wo er dann von 1892—1909 Professor gewesen ist und schließlich Wien, wo er sich zunächst habilitierte und wo er von 1909 bis zu seiner Pensionierung 1932 gewirkt hat und schließlich gestorben ist. Daneben ist S. freilich weit in der Welt herumgekommen, hat Vortragsreisen durch fast ganz Europa und Nordamerika, Forschungsreisen nach Ägypten und Vorderasien unternommen, so daß er keineswegs dauernd an den Hauptstationen seines Lebens geweilt hat.

Schon sein Geburtsort Bielitz an der deutschen Sprachgrenze gegen die Polen und im alten Österreich an der Grenze des deutsch regierten Schlesien gegen das polnisch regierte Galizien gelegen, hat dem Manne von vorneherein das Schicksal des an der Grenze aufgewachsenen gegeben. Im Gegensatz zum Binnendeutschen hat so ein Grenzer stets die Vorstellung davon in sich, wie der slawische Nachbar die verschiedensten Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen aufnimmt und umbildet. So hat auch S. manchen Zug in seinem Wesen von seinen Nachbarn empfangen und es war gerade die Grenzlage seiner Heimat, die ihm die Augen dafür öffnete, daß es noch andere Werte gab, als die überlieferten der mitteleuropäischen Kultur mit ihrer im 19. Jh. besonders betonten humanistisch-antiken Grundlage.

Als Sohn eines Industriellen wurde er in die Realschule geschickt, die in jenen Zeiten als Neugründung gegenüber dem Gymnasium noch um ihre Geltung ringen mußte. Diesen Kampf des Realschülers, der sich dem praktischen Leben zugewendet glaubte, gegenüber der humanistischen Theorie hat S. noch als alter Mann geführt, in einer Zeit, wo der Gegensatz beider Schulen längst vergessen war. Als Realschüler hat er nun wieder das Praktisch-Technische am Kunstwerk gegenüber dem Literarischen hervorgehoben.

Das archäologische Studium in München lehrte ihn die genaue kritische Beschreibung der Kunstgegenstände, die er fortan gegenüber der Neigung vieler Kunsthistorikern zum Feuilletonstil als die einzig richtige Behandlung eines solchen schätzte.

Seine Habilitation ging nicht ohne Kampf vonstatten. Es war WICKHOFF, mit dem er jahrelang in heftigster Fehde stand, dessen giftgefüllte Feder oft und oft an S.s Werken sich wetzte. Es war die Ironie des Schicksals, daß er 1909 der Nachfolger des Widersachers wurde.

Gern und oft sprach er von Graz, wo er als erster Professor die Lehrkanzel für Kunstgeschichte innehatte. Er liebte die waldige Umgebung, weilte viel draußen in der Natur und verstand sich in Graz auch recht gut mit seinen Kollegen. Versuche, durch Beziehungen zu dem berühmten Diktator im preußischen Kultusministerium, ALTHOFF, auf eine Lehrkanzel Preußens zu kommen, scheiterten. Vielmehr wurden fortan die Auseinandersetzungen mit den Berliner Kunsthistorikern, vor allem mit Professor HERZFELD, eines der unangenehmsten Kapitel in den vielen wissenschaftlichen Fehden S.s. Die Liebe zur Natur teilte er mit seiner ersten Gattin, die eine extreme Anhängerin damaliger Naturschwärmerei gewesen ist, und ihn noch in Graz schnöde verlassen hat, nachdem sie ihm 5 Kinder gebar.

Es waren die Naturwissenschaftler in der Wiener Fakultät, die gegen die Historiker seine Berufung als Nachfolger von Wickhoff durchsetzten. Die Historiker, voran Ottenthal, sein Hauptgegner, erreichten, daß S. die am Institut für Geschichtsforschung vorgeschriebenen Vorlesungen über Kunstgeschichte nicht halten durfte, sondern daß für dieselben eine neue Professur errichtet und mit MAX DVOŘÁK besetzt wurde. So hatte die Wiener Universität nun von 1909—1920 zwei der bedeutendsten Kunsthistoriker des deutschen Kulturgebietes nebeneinander. Es war für die Hörer zwar äußerst anregend, zwei so verschiedenartige Forscher und Lehrer nebeneinander zu hören, aber, wenn es dann zu Prüfungen kam oder gar die Frage der Anstellung erwogen wurde, dann kam der Student in die heftigsten Gegensätze der beiden Schulen. Daß S. bis 1938 über keinerlei Einflüsse auf die Stellenbesetzung für Kunsthistoriker verfügte, hat ihn immer wieder heftig gekränkt; mancher beißende Ausfall in seinen Schriften geht darauf zurück.

In Graz gewann er als Assistenten und Mitarbeiter den Islamisten ERNST DIEZ (aus Lölling in Kärnten). Als er 1909 in Wien begann, wurde HEINRICH GLÜCK (Wiener) sein bedeutendster Mitarbeiter, der leider früh verstorben ist. Derjenige der dereinst Institut und Lehrkanzel zu erben hoffte, und dies seine Kollegen fühlen ließ, sein Ziel aber nur halb erreichte, weil seine Kraft nicht entfernt an die des Meisters heranreichte, war KARL GINHART (aus St. Veit an der Glan in Kärnten). Vor 1914 sind aus S.s Schule auch noch WITH und SALMONY hervorgegangen. Auch BRUNO GRIMSCHITZ (aus Moosburg in Kärnten) gehörte zu S.s Schülern in jenen Jahren. Nach dem Weltkrieg war es BRUNO BREHM (Sudetendeutscher) und FRITZ WIMMER, die seine begabtesten Schüler wurden. In die letzten Jahre von S.s Lehrtätigkeit kann man dann neben vielen anderen als heute in der Kunst-

literatur geachtete Namen noch anführen: Otto Demus (aus St. Pölten), Fritz Nowotny (aus Wien) und Werner Deusch (Schwabe) und noch viele andere.

S. war im Wiener Ministerium für Kultus und Unterricht kein gern gesehener Gast. Denn seine harte und jähe Grenzerart, seine Neigung zu Kampf und Krach paßte recht schlecht zu dem Ton dieser nur im Konjunktiv verhandelnden Behörde, die den Begriff Recht nicht zu kennen schien. Man hat ihm daher dort stets möglichst schnell seine Wünsche erfüllt. Als er in Pension gehen mußte, wurde ihm dann sein Institut vernichtet. So erreichte er sehr bald zwei, 1922 sogar drei Assistenten, konnte eine Zehnzimmerwohnung gegenüber der Universität für sein Institut mieten und, als dieses Haus von der italienischen Versicherungsgesellschaft, die es besaß, vollständig besetzt wurde, 1922 in die Höresgasse 6 übersiedelt. An beiden Orten schloß die Privatwohnung S.s sich an das Institut an. Von 1909—1922 stand seine reiche Privatbibliothek neben den Büchern des Institutes auch den Studenten frei zur Benutzung. Ebenso hat er einen großen Schatz an Diapositiven bereits aus Graz nach Wien mitgebracht und bis zum Ende seines Wirkens auf fast 20.000 Stück gesteigert. In seinem letzten Lebensjahr wohnte er in Lainz, wo er ein Landhaus mit Garten besaß, in dem er, wie er sich 1937 rühmte, täglich zwei Stunden schaffte.

Aber so sehr sich auch die wissenschaftliche Arbeit mehrte, sich Mitarbeiter fanden und die Hörsäle füllten, ein hartes Geschick verfolgte ihn in seinem Familienleben. 1925 zum zweitenmal mit einer nahen Verwandten verheiratet und noch mit einem 6. Kinde beschenkt, mußte er die Nachricht ertragen, daß sein ältester Sohn als Student in Leipzig seinem Leben ein Ende gemacht hatte, mußte er erfahren, daß seine Schüler und Mitarbeiter einer nach dem andern sich wegen seines Temperaments von ihm trennten, daß sein Institut aufgelöst wurde und hat noch vieles andere Herbe und Traurige tragen müssen. Von einem schweren Leiden verfolgt, hat er trotzdem noch ein hohes Alter erreicht und ist erst am 2. Jänner 1941, fast 79 Jahre, alt gestorben.

S.s Persönlichkeit hatte wohl ebenso viel des Anregenden, Anziehenden, ja Herzlichen, wie heftige, düstere, ja selbst brutale Züge. Eine außerordentlich umfassende Kenntnis von Kunstdenkmälern, die er immer mehr und mehr, womöglich über die ganze Erde zu erweitern strebte, verband sich mit einer außerordentlichen Unmittelbarkeit, Frische und Empfänglichkeit, Neues aufzunehmen. Mit großer Schärfe sah er, wo sich diese neugewonnenen Erkenntnisse im Widerspruch zu irgendwelchen geltenden Theorien befanden. Mit jäher Ungeduld stürzte er sich auf jedes ihn so erfassende Erlebnis, kämpfte wütend gegen jede andersartige Tradition ohne jede Rücksicht und ließ sich von desssen Erlebnissen so sehr überwältigen, daß er fast niemals zu einer wirklichen Abrundung und zum „zu Ende denken" seiner Erfahrungen kam. Es spielte dabei, so merkwürdig das klingen mag, doch die Realschule in seiner Jugendzeit eine Rolle. So sehr er sich mühte, den Begriff des Werdens mit allen seinen Vielfältigkeiten und Möglichkeiten hat er niemals ganz erfaßt. Er konnte die einzelnen Gegenstände, aber auch die Kunstrichtungen nur stets als Ganzes sehen und dadurch wurde in seinen Händen jede Entwicklung zu einer mechanischen Mischung, er wurde dadurch gezwungen immer wieder auch dort verlorene Komponenten zu suchen, wo lediglich Entfaltung von innen her aus vorlag.

So war auch im persönlichen Verkehr; ein neuer Schüler, eine gute Dissertation konnten ihn restlos begeistern, aber eine kräftiger sich entwickelnde Persönlichkeit eines Assistenten, eine auch nur still geahnte Kritik an den Thesen, die ihm gerade durch den Kopf gingen oder der Versuch der Assistenten, sein Temperament

zu zügeln, führte zu Mißtrauen und dann zu wildesten Ausbrüchen und schließlich zu einer von Strebern ausgenützten Vereinsamung; aber so unmittelbar, wie er in allen seinen Empfindungen war, konnte er nach Jahren dann wieder sich ebenso freuen, den gegangenen Mitarbeiter zu treffen, als wenn nie ein Zwischenfall eingetreten wäre.

So wie sein Temperament, war auch seine Arbeitsweise. Irgendein Stück seiner Gedanken erfaßte ihn so mächtig, daß er alles vergessend begann diese Gedanken so zu formen und in die Schreibmaschine hineinzuhämmern. Riß der Faden der Gedanken ab, so kam irgendein anderer Gedanke daran, und diese losen Blätter ordnete er dann nach dem noch zu besprechenden „System" und schuf so seine Werke. Der inzwischen auch verstorbene Orientalist BAUMSTARK, der jahrelang S.s Werke mit großem Interesse verfolgt hatte, sagte mir 1929 mit Bezug auf ihn, es gäbe eben Menschen, die, wenn sie noch so bedeutend wären, doch niemals anderes produzieren könnten als Bruchstücke. So waren auch die Vorlesungen; zu Beginn des Semesters mitreißend, gegen das Ende desselben nicht erfüllend, was sie am Anfang versprachen. Seine Gedanken waren gefährlich für blinde Anhänger, wertvollste Gabe für jene, die sie mit Kritik aufzunehmen verstanden.

Es ist schwer, bei den vielen Werken S.s irgendeine politische Gesamthaltung aufzuzeigen, die ihn getrieben hätte. Nicht, daß er keine politische Überzeugung gehabt hätte, aber sie war nicht die oberste Triebfeder, nach der er schuf. Entsprechend seiner Herkunft und seinem Werdegang zählte er zu den nationalen Kreisen des alten Österreich und der österreichischen Republik. Besonders seit 1917 trat immer stärker bei ihm das Suchen nach dem nordischen Geistesgehalt im mittelalterlichen Christentum hervor. Von hier aus ist er auch zum Nationalsozialismus gekommen.

Ein Überblick über die außerordentlich große Zahl von Werken S.s kann sich nur auf jene wenigen Werke beschränken, welche an Umfang oder an Bedeutung für die Richtung seines Schaffens kennzeichnend sind. Als Dissertation wählte er die Ikonographie der Taufe Christi (1885). Von ihr führt noch ein gerader Weg zu seinen Untersuchungen über Cimabue und Rom (1888). Hier versuchte er mit Hilfe ikonographischer Einzelheiten festzustellen, was in den Fresken der Oberkirche von Assisi von dem viel umstrittenen Florentiner herstammte. Italienische Fragen haben auch seine nächsten Arbeiten bestimmt: Ein überraschender Fund in den bis dahin sorgsam versperrten Appartemento Borgia des Vatikans und ein Versuch, die Entwicklung der Malerei von Raffael bis gegen 1550 zu schildern, bestimmten die beiden nächsten Arbeiten.

Diese Werke hielten sich noch durchaus im Rahmen dessen, was um jene Zeit, die nur drei Höhepunkte der Kunst anerkannte (nämlich die klassische Antike, die Renaissance Italiens und das 19. Jh.) als Stoff für kunstgeschichtliche Abhandlungen galt. Der Eindruck Roms auf S. wich jedoch von dem, was sonst dort von deutschen Forschern an Eindrücken aufgenommen wurde, beträchtlich ab. Die zahlreichen Kirchen des Hochbarocks erschienen ihm leere Pose. Von hier nahm er den glühenden Haß gegen die „Machtkunst" mit. Im Gegensatz dazu waren es die Basiliken Roms und ihre altchristlichen Mosaiken, denen seine ganze Liebe gehörte. Und nun ging in ihm das Fragen los: war es denn wirklich richtig, daß diese reiche Kunst des 4. bis 6. Jh.s aus der ganz anders gearteten Kunst der Katakomben abzuleiten war, wie die Theorie jener Zeit, der Rom alles war, wollte. Mag sein, daß gerade die Tatsache, daß er an der Grenze dieser abendländischen Kultur gegen die slawische Welt zu Hause war, ihm hiefür die Augen geöffnet hat. Ressentiment des Realschülers kam dazu; er begann den Kampf gegen die „Humanisten".

So begannen 1899 die Werke, in denen er mit der ganzen Glut seines heißen Erlebens gegen jene klassische Theorie zu Felde zog und ihr bis 1918 durch eine Unzahl großer und kleiner Schriften immer mehr dem Boden entzog. Die Katakombe von Palmyra war es, die er am Beginn dieser langen Forschungen den Katakomben Roms entgegenstellte. Programmatisch zugespitzt war die ganze Frage in einem Aufsatz über Porphyrplastik: Orient oder Rom? (1902). Zu langen Fehden Anlaß gab seine Untersuchung der Fassade des nach Berlin gekommenen arabischen Palastes von Mschatta 1904. Während die klassizistische Richtung in Berlin (Herzfeld) behaupten wollte, daß dieses Werk beweise, wie stark gegen 700 n. Chr. der Einfluß von Byzanz und der „klassischen" Kunst auf die Araber gewesen sei, setzte S. das Werk um 400 n. Chr. an. So erschloß in jenen Jahren S. ein Gebiet Vorderasiens nach dem andern. Der Katalog der koptischen Denkmäler im Museum von Kairo, an dem er zwei Jahre dortselbst gearbeitet hatte, die Veröffentlichung der Kirchenruinen von Bimbirkilisse (Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte 1903), die Miniaturen des serbischen Psalters 1906, die Veröffentlichungen über die Bauten des nördlichen Mesopotamien (Amida 1910) und schließlich das große Werk über die Baukunst der Armenier und Europa (1918) bilden die umfangreichsten der zahlreichen Veröffentlichungen dieser Jahre. Dabei hat S. jedes Jahr eine ganze Reihe kleinerer Untersuchungen veröffentlicht und zusammengestellt, beginnend mit der Frucht seiner ersten Reise in den Orient dem Etschmaidzin-Evangeliat (1891). Er war auch selbst wiederholt an allen diesen Orten des vordern Orients. Immer wieder konnte er, wenn seine Gegner ihn angriffen, mit neuen Denkmälern antworten. Bauwerke, Malerei, Kleinkunst, alles hat er erfaßt und behandelt. Unde so sehr ihn der Haß aller jener verfolgte, die ihre oben geschilderte klassische Kunsttheorie wanken sahen, immer wieder mußten sie sich geschlagen geben. Im Institut S. sagte man boshaft von Herzfeld, er grabe sich die Gegenbeweise für seine Theorien selber aus.

Das Institut griff noch weiter. Kurz vor dem Weltkrieg fällt eine Reise, die vom Institut bezahlt wurde, welche in großer Menge Fotos von japanischen Bronzefiguren des 8. und 9. Jh.s lieferte, alle buddhistischer Herkunft.

Noch nach einer anderen Seite griff S. in jenen Jahren, und dieser Griff sollte für die nächste Periode seines Schaffens maßgebend sein. Ein Goldschatz, der in Albanien gefunden und zum Teil in seinen eigenen, zum Teil aber in den Besitz des berüchtigten Amerikaners Morgan gelangt war, bilden Ausgangspunkt. Alois Riegl hatte Jahre vorher den Versuch unternommen, die große Zahl von Funden aus der Völkerwanderungszeit in die These von der klassischen Herkunft aller Kunst einzubauen. So wertvoll Riegls Werk (die römische Kunstindustrie) methodisch heute noch ist, so wenig war diese Ansicht zu halten. Gerade an diesem albanischen Goldschatz konnte S. deutlich auseinanderlegen, was von den einzelnen Stücken des Schatzes byzantinisch war und was einem ganz anderen Kunstkreise angehörte, den S. mit den Nomaden Innerasiens in Zusammenhang brachte (Altai-Iran und die Völkerwanderung [1917]).

Die folgenden Jahre, die S. auf Vortragsreisen nach Schweden, Finnland und Nordamerika brachten, haben zunächst diesen neuen Gedanken der Kunst des Nordens noch nicht so sehr in seinen Werken zum Ausdruck kommen lassen, wie dies in Vorlesungen und im Seminar geschah. Die Werke der Jahre 1913—1923 galten vielmehr einer Art Abrundung seiner bisherigen Forschungen. Das Buch über den Ursprung der christlichen Kirchenkunst (1920) suchte nun endgültig die Heimat der altchristlichen Kunst zu bestimmen. Da ein Gebiet, in welchem sich Denkmäler

fanden, die schon vor 300 dem Typus der späteren christlichen Bauwerken zeigten, nicht vorhanden war, suchte S. Persien als die Heimat dieser Kunst zu erweisen. Es ist keine Frage, daß gerade diese Lösung ein Fehlgriff war, und daß nur das Gebiet des nördlichen Mesopotamiens, wo die ältesten Kuppelbauten stehen, als Ursprungsland in Frage kommen kann. Denn das nördliche Mesopotamien war im 2. und 3 nachchristlichen Jahrhundert der Brennpunkt der geistigen Entwicklung in Vorderasien, dort kämpfte das Christentum mit Gnosis, Zoroaster, Mani und den Mandäern um den Sieg. S. war jedoch auf der Suche nach der Herkunft der Landschaftsmalerei auf die Miniaturen aus dem Kreise der persischen Mongolenkhane des 14. Jh.s gestoßen und glaubte nun in diesen Miniaturen eine Fortsetzung einer älteren Landschaftskunst Persiens zu finden. Ebenso suchte er Beziehungen zwischen Feuertempeln der Zoroaster-Religion und den Kuppelkirchen, letzteres nicht ohne Grund, wie neueste Forschungen beweisen.

Außerdem galten jene Jahre einer methodischen Durchbildung seines Systems der Kunstbetrachtung. Dieses Ziel, dem die beiden nächsten großen Werke: Kunde, Wesen und Entwicklung (1922) und die Krisis der Geisteswissenschaften (1923) dienten, führte zur Einführung eines sehr straff aufgebauten Seminarbetriebes. Der Anfänger mußte zunächst zwei Semester lang einen Überblick über den Denkmälerbestand der abendländischen Kunst gewinnen. Er mußte dann darüber ein Kolloquium bestehen, worauf er in das Seminar aufgenommen wurde. Im Seminar mußte er ein einstündiges Referat halten, in welchem er zeigen sollte, daß er S.s System der Kunstbetrachtung beherrschte, sodann mußte er zwei weitere, je zweistündige Referate halten und dann erst erhielt er das Thema einer Dissertation. Die Referate wurden den einzelnen Assistenten zur Vorbesprechung zugewiesen; war das Referat fertig, so mußte es am Donnerstag Vormittag im Beisein des Assistenten vor S. unter 6 Augen gehalten werden und war es dann genehmigt, so konnte es am folgenden Montag um 16 Uhr öffentlich vorgetragen werden. Ich habe in keinem Seminar oder Institut eine ähnlich gründliche Vorbereitung erlebt, die Schwierigkeit war eine einzige, aber um so größere: S. stellte als Themen für die Referate Aufgaben, die weit über die Fähigkeiten eines Studenten hinausgingen, ja in ihrem Umfang kaum von Professoren hätten bewältigt werden können. Alle Versuche, die Themen der Kraft der Studenten anzupassen, scheiterten an seiner vorwärtsstürmenden Ungeduld.

Die folgenden Jahre widmete S. der Erforschung dessen, was er Norden nannte. Das Sammelwerk: Der Norden in der bildenden Kunst Westeuropas, Heidnisches und Christliches um das Jahr 1000 (1926), eröffnete die Reihen der großen Werke, die versuchten, hinter der Baukunst des Mittelalters in Europa und Vorderasien eine umfängliche Holzbaukunst germanischer, finnischer und slawischer Herkunft zu suchen. Hieher gehören vor allem noch die Werke: Forschungen zur Entwicklung der alten kroatischen Kunst (1927) und Die altslawische Kunst (1929). Immer mehr Bedeutung gewann in diesem Zusammenhang für ihn die Kunst Chinas und so zog er 1930 und 1932 in zwei großen Werken über die Kunst Asiens, die Summe aus der Arbeit der vorangegangenen Jahre.

Aber nicht bloß Asien und Europa wurden in seine Kunstforschung einbezogen, er griff auch auf die Kunst des alten Mittelamerika, der Südsee und der Negervölker hinüber.

So entwickelte sich ihm in den letzten Jahren seines Lebens, die äußerlich spurlos an ihm vorüber zu gehen schienen, die Vorstellung von drei großen „Nordströmen“: in Europa, Nordasien und Nordamerika, die in einer weit zurückliegenden

Zeit — er sprach von 2000 v. Chr. — die große Kunstblüte hervorgebracht hätten und von wo die Kunst in die „Treibhäuser des Südens" eingeströmt wäre, wo sie nun zur „Aufmachung der Macht" dienten. Die letzten Werke, die er geschaffen hat, haben nun versucht, dieses Entwicklungssystem klarzumachen und den Inhalt der „Nordkunst" hinauszustellen. Landschaftsmalerei, Holzbau, Ornamentik sind ihm die Kennzeichen der Nordkunst, die menschliche Gestalt, das Nackte, der Steinbau, der Realismus solche des Südens. Auch hier schoß er, wie so oft, übers Ziel; es bedarf erst einiges Abstandes, das Wertvolle in seinen Gedanken über den Norden von Augenblickseindrücken zu scheiden.

Wenn es nun gilt, nach dem Tode S.s zu sagen, was von all diesen Gedanken hat bleibende Bedeutung, möchte ich vor allem zwei Dinge hervorheben: einmal die Sprengung und Erschütterung jenes liberalen Bildes von der Kunstgeschichte, das in Antike, Renaissance und 19. Jh. die Gipfel aller Kunstentwicklung sehen wollte und dann in S.s Methode der Kunstbetrachtung und deren philosophischen Gehalt.

Erst die Forschungen von S. haben es ermöglicht, jenen Eindruck von der Spätantike zu gewinnen, der heute weitgehend bestimmend ist. Wir sehen nicht mehr die klassische Größe der Werke der Zeit Justinians als den eigentlichen Inhalt dieser Spätzeit. Im Gegenteil auf Schritt und Tritt läßt sich heute der Sieg des Orients über Hellas und Rom belegen und damit dartun, daß die Germanen bei ihrem Eintritt ins Römerreich keine klassische Kultur, sondern eine orientalische angetroffen haben. Um so wuchtiger entsteht damit für jeden ernsten Forscher die von der Wissenschaft so sehr vernachlässigte Frage, was die Germanen an Eigenem in diese Entwicklung eingebracht haben und wie es möglich war, daß aus der Vermählung von Spätantike und Germanentum die großen Kunstleistungen des abendländischen Mittelalters entstanden sind. Nicht weniger ist durch die Forschungsarbeit von S. die Vorstellung einiger deutscher Islamisten (BECKER) zerbrochen worden, welche im Islam ebenfalls nur eine Fortsetzung der klassischen Welt sehen wollte. Der Islam ist vielmehr der endgültige Sieg des Orients über den Hellenismus.

Es mag seltsam klingen, wenn ich S.s System der Kunstbetrachtung als die zweite Hauptleistung dieses Forschens ansehe. Denn er hat bei seinen Lebzeiten für dieses System nur den Spott der meisten Fachgenossen geerntet, denen eine strenge Methode ein Greuel gewesen ist. Und S. selber war alle Philosophie fremd geblieben. Der Grundgedanke dieses Systems, daß jedes Kunstwerk zwei Seiten hat, nämlich die der Erscheinung und die der Bedeutung und daß innerhalb dieser beiden Seiten auf jeder Seite Vorhergegebenes und vom Künstler Neugeschaffenes einander ergänzen, scheint mir der Grundgedanke für die Methode der Analyse aller geistigen Erscheinungen darzustellen. Nichts aber ist notwendiger, wenn wir über die bisherigen Ergebnisse der Geisteswissenschaft hinauskommen wollen, als ein Versuch zu einer Analyse geistiger Zustände und Erscheinungen sei es im Rechtsleben, in der Dichtkunst, im religiösen Leben und an irgendwelchen anderen Stellen des Kulturlebens zu gelangen. Ich könnte mir denken, daß mancher philosophische Schluß aus den Formgedanken S.s gezogen werden könnte.

Wenn ich am Schlusse dieser Betrachtung noch sagen darf, was mir Josef Strzygowski in vier Studienjahren von 1918—1922 und fünf Assistentenjahren 1922—1927 über die eben hervorgehobenen Seiten seines Wesens gegeben hat, so möchte ich bekennen, daß ich niemals innerhalb der Geschichtswissenschaft so deutlich erfahren habe, was Kulturkreise sind und bedeuten, wie bei der unendlichen vielen Zahl von Denkmälern aller Völker, die S. an uns vorüberziehen ließ. Der

Historiker des Mittelalters wie der Neuzeit lebt ja viel zu sehr innerhalb des abendländischen Kulturkreises eingespannt, als daß er auf dem Gebiete der Geschichte je die Möglichkeit fände, über dieses Gebiet hinauszugehen.

Darüber hinaus darf ich behaupten, daß ich es S. verdanke, daß ich in der wissenschaftlichen Laufbahn geblieben bin. Es gibt Stunden in der gemeinsam verbrachten Zeit, an die ich stets gerne denken werde. Darüber hinaus waren die Kameradschaft und die Anregungen, die ich von meinen Mitassistenten HEINRICH GLÜCK und FRITZ WIMMER im Institut empfangen habe, Werte, die ich in meinen Erinnerungen nicht missen möchte. Auch die Anspannung aller Kräfte durch den oben geschilderten Lehrbetrieb hat mir manches gebracht, was ich aus Eigenem nicht gefunden hätte.

So bekenne ich mich als Historiker stolz als Schüler Josef Strzygowskis, jenes Mannes, der im Kampf mit so manchen Historikern zu Unrecht als ein alles Geschichtswissenschaft fremder und feindlicher Geist hingestellt wurde und der auch der Geschichtswissenschaft durch die oben geschilderten Ergebnisse seiner Forschungsarbeit neue Wege eröffnet hat, die sie noch beschreiten muß, ein Mann von der Volksgrenze, darum keiner nach der Schablone der Hauptstädte, dafür aber einer, der Neues brachte.

St. Pölten. E. KLEBEL.

Gottfried Fittbogen † (1878—1941)

Am 22. September 1941 ist unser Mitarbeiter Dr. GOTTFRIED FITTBOGEN nach kurzer Krankheit in Berlin gestorben.

F. wurde am 20. Januar 1878 in Ahrenshagen (Neuvorpommern) als Sohn eines Pfarrers geboren. Er war Zögling des berühmten Joachimsthalschen Gymnasiums. Nachdem er die erste theologische Staatsprüfung bestanden, wandte er sich ganz der Germanistik zu und wurde 1907 Oberlehrer (Studienrat) in Berlin-Neukölln, schied aber bereits Oktober 1911 aus dem Schuldienst aus, um sich wissenschaftlichen Studien zu widmen. Er hatte erkannt, daß es unmöglich sei, gleichzeitig den Anforderungen des Schuldienstes und wissenschaftlicher Forschung zu genügen, und wurde Privatgelehrter — unbekümmert um mögliche Schwierigkeiten, auf die ein wohlwollender Vorgesetzter ihn hinwies, gehorsam seinem Wahlspruch: „Hier gilt es konsequent zu sein!“ 1923 erschien als Abschluß dieser wissenschaftlichen Tätigkeit „Die Religion Lessings“. Diesem Buch hat F. ein Bekenntnis vorangestellt, ein Zitat aus einem Lessingbrief: „Den schönen Wissenschaften sollte nur ein Teil unserer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigeren Dingen zu üben, ehe wir sterben.“ Mit wichtigen Dingen, die seine Lebensarbeit werden sollten, beschäftigte sich F. schon seit 1910. Davon schreibt er im gleichen Jahr 1923 an anderer Stelle: „Die Kunde vom Grenz- und Auslanddeutschtum ist erst in der Entwicklung zu einem eigenen Wissenschaftszweig begriffen. ‚Die bisherigen Erscheinungen entbehren eines festen Planes ... Es sind alle herausgebrachten Werke mehr oder weniger Gelegenheitsschriften‘ (HUGO GROTHE im Jahrbuch des VDA 1922, S. 30). Es fehlt ein fester geistiger Mittelpunkt. Vertreter der verschiedensten Fächer (Geographen, Historiker, Juristen, Theologen, Germanisten, Statistiker) haben auf diesem Gebiete mitgearbeitet, und das ist gut so. Es ist aber mehr nötig als Mitarbeit, nämlich Lebensarbeit. Die Wissenschaft vom Auslanddeutschtum bedarf immer vieler Hilfswissenschaften, aber ihr Schwergewicht muß sie in sich selbst tragen ... nicht bloß der Zustand dieser Wissenschaft ist unfertig, auch die

Zustände des Grenz- und Auslanddeutschtums selbst sind unfertig ... Unter dieser doppelten Unfertigkeit hat jeder zu leiden, der irgendwie auf diesem Gebiet tätig ist. Der schlichten, sachlichen, entsagungsvollen Pionierarbeit gehört das Feld."

Sein halbes Leben lang, mehr als drei Jahrzehnte hat F. solche Arbeit geleistet. Sie beginnt mit einer Reise nach Siebenbürgen während der Sommerferien 1910, die typisch ist für F.s Arbeitsweise. Allem spürt er nach: der wirtschaftlichen Organisation, dem Schulwesen, der kirchlichen Verfassung, den politischen Strömungen; vor allem aber nimmt er sofort Fühlung mit führenden Persönlichkeiten: dem Landesbischof FRIEDRICH TEUTSCH, dem Gymnasialdirektor ALBRICH, dem Stadtpfarrer Dr. ADOLF SCHULLERUS in Hermannstadt und vielen anderen.

Nichts wäre verkehrter, als in F. einen reinen Buchgelehrten zu sehen, der sich in seine Bücher vergrub. Gewiß, er ist sicher manchem Bibliothekar mit seinen Wünschen unbequem geworden, er ist mit unermüdlichem Fleiß und erstaunlicher Gewissenhaftigkeit auch den kleinsten Dingen nachgegangen und hat alles, aber auch wirklich alles restlos zu ergründen gesucht. Am liebsten aber hat er doch an der Quelle geschöpft und ist nicht müde geworden zu sehen und zu hören. Er hat einen ausgedehnten Briefwechsel mit Auslanddeutschen unterhalten. Er war in der Zips, in Böhmen, im Memelgebiet, in Eupen-Malmedy, im Saargebiet.

Fast über alle diese Gebiete liegen Veröffentlichungen vor, allein mehr als 80 Aufsätze finden sich in den verschiedensten Zeitschriften. Aber nie hat F. auch nur einen Augenblick das große Ziel seiner Wissenschaft aus dem Auge gelassen, über die er sich 1927 programmatisch geäußert hat, „die Erfassung des deutschen Volkstums außerhalb Deutschlands".

Der Erfolg der selbstlosen „entsagungsvollen Pionierarbeit" ist offenbar. Die erste Auflage des Hauptwerkes „Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslanddeutschtum wissen muß" war ein schmales Heft von 64 Seiten. Aus ihnen sind in der letzten, neunten Auflage 280 geworden, und ein sachkundiger Urteiler[1]) sagt, der „Fittbogen" sei auf dem Gebiete des Auslanddeutschtums etwas Ähnliches wie der ‚Duden' für die Rechtschreibung und der ‚Baedeker' als Reisehelfer.

---

[1]) HERMANN RÜDIGER, Nachruf in der Zeitschrift des DAJ „Deutschtum im Ausland", Jhg. 1941, S. 189. — Einen weiteren Nachruf brachte die „Deutsche Arbeit" 1941, S. 410. — Die „Gedenkworte auf Gottfried Fittbogen", die BRÖMSE in der Gesellschaft für Deutsche Philologie sprach, konnten leider noch nicht gedruckt werden.

Berlin. KARL BIERBACH

Bücher- und Zeitschriftenschau

Übersetzte Titel von Zeitschriftenaufsätzen sind mit * versehen. Mit R gezeichnete Notizen sind von der Schriftleitung angefertigt. Sind mehrere Besprechungen hintereinander vom gleichen Verfasser, so ist nur die letzte gezeichnet. Die Verfasser einschlägiger Veröffentlichungen und Aufsätze werden um Einsendung von Besprechungsstücken gebeten.

I. Allgemeines

Byzantinoslavica. Recueil pour l'étude des relations byzantino-slaves. Publié par la commission byzantinologique de l'Institut slave. Prag, „Orbis" 1937—1938, Bd. VII, VIII + 472 S., 27 Tafeln.

Der VII. Band der imposanten wissenschaftlichen Produktivität des slawischen Instituts in Prag (tatsächlich ein „Lieblingskind" des unvergeßlichen MILOŠ WEINGART) enthält wieder eine Reihe wichtiger Abhandlungen und Berichte, wertvoller Fachbesprechungen von Neuerscheinungen aus dem Gebiete der Geschichte und Philologie, eine vortreffliche bibliographische Umschau und die Nachrufe, kurzum eine gute Menge von dem, was mittel- und unmittelbar mit den byzantinisch-slawischen Fragen zusammenhängt. Die Aufsätze sind in tschechischer, deutscher, russischer, französischer, serbischer Sprache verfaßt worden. Bezeichnend ist, daß überall eine deutsche bzw. französische Zusammenfassung den in slawischen Sprachen geschriebenen Artikeln beigegeben ist. Hier verzeichnen wir all das, was für den Südosteuropaforscher von mehr oder weniger Interesse sein kann.

Zunächst aus den Aufsätzen V. VAL'DENBERG, *Die Bekanntschaft Križaničs mit den Griechen (S. 1—24). Fz. Zsf. — Wie bekannt, bildet die Grundlage der Weltanschauung K.s († 1683)die Frage über die Beziehungen zwischen dem Osten und Westen. Die Verkörperung des Westens sind in seinen Augen die Deutschen, die des Ostens die Griechen. Zwischen diesen beiden Gegenpolen hat jedes Volk zu wählen, das eine Richtlinie zu haben versucht, nach der seine eigene Geschichte gestaltet werden soll. Die Auswahl muß vor allem von der slawischen Welt (von dem Slawentum) getroffen werden. Sie ist mit kritischem Sinn sowohl der westlich-europäischen wie der östlich-griechischen Bildung gegenüberzustellen, indem sie von beiden nur das annehmen darf, was dem allgemeinen wesentlichen Sonderinteresse des Slawentums entspricht. Bei dem Einsatz dieser Theorie war K. verpflichtet eine eingehende Kritik der beiden Kulturen zu bieten, in deren Licht ihre starken und schwachen Seiten erscheinen würden. Freilich gab K. solch eine Kritik. Ist aber seine kritische Vorarbeit begründet? Hatte K. die nötige Eignung, um die Kritik an den beiden großen Kulturen zu üben? Es kann kein Zweifel bestehen, daß K. ein volles Recht hatte das westliche Europa zu kritisieren. Es ist aber eine Frage, ob K. die nötige Kenntnis der griechisch-byzantinischen Welt besaß. Der Verf. löst die Frage positiv. Er versucht eine Beweisführung, daß K. der alt- und neugriechischen Literatur- und Volkssprache genügend mächtig war, daß er mit dem mittelalterlichen griechischen Schrifttum vertraut war, vor allem, daß er die klassischen Werke von Agapitos, Codinus, Konstantin Porphyrogennet, Niketas Choniates, Nikephor Gregoras, Prokopios und Zonaras kannte. Er las Digestes, De administrando imperio und manche anderen Schriften. Er begegnete unmittelbar den Griechen, lebte mit ihnen zusammen, schöpfte endlich seine Kenntnisse aus eigener Anschauung, die er auf einer Reise nach Konstantinopel gewonnen hatte. V. machte von dem wesentlichen Schrifttum über dieses Thema Gebrauch, die neuesten Untersuchungen blieben ihm unbekannt; so z. B. kennt er nicht die quellenreichen Beiträge von E. SCHMURLO (zuletzt in den Zapiski Russkago Naučnago Instituta v Belgrade [Mitteilungen des russischen wissenschaftlichen Instituts in Belgrad]). Vgl. auch Orientalia Christiana VIII (Rom 1927), S. 247.

M. A. ANDREEVA, *Was ist Osteuropa und welches ist seine Bedeutung nach der Auslegung von Prof. Jaroslav Bidlo (S. 25—32). Fz. Zsf. — Verf.in, eine begabte aber zu guter Letzt unglückliche Schülerin des tschechischen Professors, stellt die Anschauung ihres Meisters über Osteuropa im Zusammenhang mit den Anschauungen der sog. russischen Schule, hauptsächlich der Slawophilen Danilewskij und Lamanskij dar. Bidlo näherte sich lediglich in dieser Frage der russischen Auffassung, allerdings ideologisch sowie methodologisch unterscheidet er sich von ihr. Unab-

sichtlich, vielleicht sogar unbewußt, stellte sich A. in den Dienst des historischen Hybridismus, sowie es übrigens Bidlo selber tat.

N. L. OKUNEV, *Mileševo, ein serbisches Kunstdenkmal des 13. Jh.s (S. 33—107 + XXVI Taf.) Fz. Zsf. — Der Verf. gibt die Geschichte über das Kloster in Mileševo an, beschreibt die Architektur der Kirche, beschäftigt sich eingehend mit deren Malerei, ganz besonders studiert er den Stil und die Anordnung der Gemälde, endlich bringt er ein Verzeichnis der beigelegten künstlerischen Abbildungen.

N. VAN WIJK, Die älteste kirchenslawische Übersetzung der Homilie: Εἰς τὸν εὐαγγέλισμον τῆς ὑπεραγίας Θεοτόκου (S. 108—123). — Über diesen Aufsatz veröffentlichte bereits D. ČYŽEWŚKYJ in den SOF. VI (1941), S. 661—662, eine umfangreiche Besprechung.

IV. DUJČEV, Un fragment grec de la Vie de St. Romile (S. 124—127). — Der hl. Romil ist der erste Schüler des hervorragenden Vertreters der hysichastischen Bewegung in Bulgarien des 14. Jh.s, Theodosios aus Turnovo. Bis heute war nur eine slawische Vita S. Romili bekannt. D. entdeckte ein griechisches Fragment dieser Vita in der Vatikanischen Bibliothek, worüber er in dem angeführten Beitrag Mitteilung erstattet. Es kann hier ergänzend bekanntgegeben werden, daß der Verf. inzwischen noch eine Handschrift von dieser griechischen Vita auf dem Athos fand, über die er einen eigenen Artikel verfaßte: Un manuscrit grec de la Vie de St. Romile (vgl. Studia historico-philologica Serdicensia, II (1940), S. 88—92). Sollte es D. geglückt sein das zu beweisen, was einst K. Jireček behauptete?

A. POGODIN, *Die Erzählung über die Wanderungen des Apostels Andreas in Ruś (S. 128—148). Fz. Zsf. — Vom russischen Standpunkt aus versucht der Verf. die Frage des Ursprungs der sog. Andreas-Legende zu erforschen. Leider blieb ihm die letzte anregungsvolle Studie von ST. TOMASCHIWSKYJ (in Analecta OSBM., IV (1932), S. 3 ff.) unbekannt. Vgl. W. PHILIPP, Ansätze zum geschichtlichen und politischen Denken im Kiewer Rußland, Breslau 1940, S. 18.

J. VAJS, *Die Apologie Chrabrs „Von den Buchstaben" und die Graphik (S. 158—163). Dt. Zsf. — Ein Beitrag zur verwickelten Alphabetsfrage, in dessen Vordergrund eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit St. Kulbakin liegt. Vgl. dazu die Äußerungen von N. VAN WIJK in den SOF. VI (1941), S. 713.

J. VAJS, *Glagolitische Schrift in Ruś. — Graffiti von Novgorod (S. 184 bis 188 + 1 Tafel). Dt. Zsf. — Der Verf. nimmt an, daß das glagolitische Schriftwesen, das besonders in Mazedonien verbreitet und sozusagen zu Hause gewesen, auch im Osten, in Ostbulgarien und in Ruś nicht unbekannt war. Es wäre also verfehlt die Graffiti von Přeslav und Novgorod nur als gelegentliche, zufällige Einzelheiten zu betrachten; sieht man sie im Zusammenhang mit so zahlreichen schriftlichen Denkmälern an, so mangelt es auch ihnen nicht an Beweiskraft, daß im 11. und 12. Jh. im slawischen Osten, in Ostbulgarien und Ruś die glagolitische Schrift eine bekannte Schrift gewesen ist.

D. KOSTIĆ, *Der bulgarische Bischof Konstantin ist der Verfasser eines Dienstes zu Ehren des hl. Methodios (S. 189—211). Dt. Zsf. — Seine Vermutung belegt K. mit einem Akrostichon des Methodioskanons, der sagt: Schön (gut), Methodios, dich besinge ich, Konstantin.

Den Abhandlungen folgt ein ziemlich kurzer Besprechungsteil (S. 341—357), diesem eine umfangreiche und sorgfältig bearbeitete (obwohl mit vielen Druck- und Korrekturfehlern) wissenschaftliche kritische Bibliographie (S. 358—459) und die Nachrufe (S. 460—463). Den Schluß bildet ein Namens- und Sachregister (S. 467 bis 472), das von M. A. ANDREEVA zusammengefaßt wurde. Der eigene, echt russische Aspekt und Standpunkt dieser rührigen Sekretärin der Schriftleitung wird sowohl hier als auch überall (vor allem bei den Besprechungen), sogar bei den objektivsten Wahrheiten spürbar. Das bringt der tschechischen Wissenschaft keinen Lorbeer.

München. J. SKRUTEN.

Behmer, E.: Das zweischneidige Schwert der germanischen Völkerwanderungszeit. Kopenhagen, Munksgaard 1939, 219 S., 64 Taf.

Wieder einmal geht aus der schwedischen Schule ein Buch hervor, das, auf mehrjährigen gewissenhaften Studien beruhend, an Gediegenheit und sachlichen

Ernst nichts zu wünschen übrig läßt. Die Arbeit selbst wird zwar dem Titel nicht ganz gerecht, weil eigentlich nur die nordischen Schwertformen typologisch und chronologisch ausführlich untersucht werden, der „festländische" Fundstoff jedoch nur dann eingehender herangezogen ist, wenn er an den nordischen irgendwie anknüpft, aber im ganzen schafft das Werk doch die Grundlage für eine erschöpfende Erfassung der zweischneidigen germanischen Schwerter der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit.

Inhaltlich knüpft der Verf. an das grundlegende Werk von M. JAHN, Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit, 1916, an. Verf. behandelt die Vorstufen der germanischen Schwerter der Völkerwanderungszeit demgemäß nur kurz, zieht aber auch das römische Langschwert sowie das sarmatisch-alanische Langschwert mit in den Kreis seiner Betrachtung. Weiter stellt er dem eigentlichen Thema eine sorgfältige Beschreibung der germanischen zweischneidigen Schwerter der Völkerwanderungszeit voraus, die ihm Gelegenheit gibt, die von ihm verwendeten Fachausdrücke kurz zu erläutern, ein nachahmenswerter Vorgang, der von vornherein jede Unklarheit beseitigt und der Diktion des Werkes ungemein förderlich ist.

Der Verf. gliedert den ihm vorliegenden Fundstoff in drei große Gruppen, die er in mehrere Typen unterteilt. Die erste und älteste Gruppe A umfaßt 4 Formen, von denen die ersten beiden rein nordisch, der Typus III hauptsächlich im alamannischen Wohngebiet, die Form IV im südgermanischen Kulturbereich vertreten ist. Verf. weist denn auch die Form III den Alamannen, die Form IV dagegen den Goten zu. Den Höhepunkt der Entwicklung umschreibt die Gruppe B, die der Verf. in 3 Typen gliedert. Typus V ist nach ihm nur in Nordgermanien nachzuweisen und hält sich nur eine verhältnismäßig kurze Zeit. Der Typus VI dagegen ist als gemeingermanisch zu bezeichnen, während die Form VII den Franken zu eigen gewesen zu sein scheint, von wo dieser Typus dann weiter verbreitet wurde. Die letzte und jüngste Gruppe C umfaßt nur 2 Typen, die einerseits als rein fränkisch gedeutet werden können, zum Teil aber auch im alamannischen Raume häufiger anzutreffen sind.

Dem Textteil folgt ein Fundverzeichnis, das jedoch nur diejenigen Schwerter enthält, die ganz oder von denen Bestandteile abgebildet sind. Die Gesamtverbreitung der einzelnen Typen schildern einige Zeilen, die jeweils auf das einschlägige Schrifttum hinweisen.

Besonderen Wert verleiht dem Buche ein reiches Abbildungsmaterial, das in seiner Fülle, sorgfältigen Auswahl und Anschaulichkeit das Werk unentbehrlich macht. Mögen auch hier und da noch Ergänzungen und Berichtigungen notwendig erscheinen, das Buch wird deswegen doch den grundlegenden Arbeiten, die nordische Gelehrte uns geschenkt haben, an die Seite gestellt werden müssen.

Auch für den europäischen Südosten ist das Werk von Belang, weil ähnliche Schwerter auch in Ungarn, Südslawien, Rumänien und Südrußland vorkommen. Da es sich hier im Südosten zumeist um Einzelfunde oder um aus dem ursprünglichen Zusammenhang gerissene Stücke oder gar um einzelne Bestandteile handelt, ist die typologisch-chronologische Einordnung sowie die Verbreitung dieser Formen von besonderer Bedeutung.

Paulsen, P.: Axt und Kreuz bei den Nordgermanen. Deutsches Ahnenerbe Reihe B. Fachwissenschaftliche Untersuchungen. Arbeiten zur Vor- und Frühgeschichte 1. Berlin, Ahnenerbe-Stiftung-Verlag 1939, 253 S., 146 Abb., 12 Fundkarten.

Eines der eindrucksvollsten Bücher des Ahnenerbe-Stiftung-Verlages ist das vorliegende Werk, das auf jahrelangen, gewissenhaft betriebenen Studien fußt. Inhaltlich gliedert sich die Arbeit in drei Teile, von denen der formenkundliche als der bedeutsamste erscheint. Der Verf. erörtert auf breiter Grundlage alle Typen der nordischen Axt, berücksichtigt aber nicht nur die ausgesprochen nordischen Formen, sondern auch ihre Weiterbildungen, deren Verbreitung sich über das östliche Mitteleuropa und den europäischen Osten erstreckt. Übersichtliche Fundkarten ergänzen die im Text gebotenen Verzeichnisse und unterrichten rasch über die räumliche Verteilung der einzelnen Formen.

Freilich wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn der kenntnisreiche Verf. auch die Unterschiede der rein nordischen Äxte gegenüber den im slawischen Siedlungsgebiete Mitteleuropas vorhandenen Typen eingehender begründet und heraus-

gearbeitet hätte. Die aufgezeigte Verbreitung gewisser Formen hätte dann ungemein an Beweiskraft gewonnen. Oder sollten diese „slawischen" Äxte gar nicht mit dem Norden zusammenhängen? Für die in Mitteleuropa gefundenen Eisenschwerter, die der Verf. auf der Karte S. 267 (unten) mit den Wikingerschwertern zusammenstellt, gilt es heute für ausgemacht, daß diese Waffen Einfuhrstücke aus dem fränkisch-deutschen Westen darstellen.

Den Höhepunkt der Arbeit bildet eine eingehende Untersuchung der Prunkäxte, die erkennen lassen, daß diese Stücke, wenn schon vielleicht nicht geradewegs mit den verzierten wikingischen Äxten zusammenhängen, so doch in Parallele zu ihnen stehen und zum mittelalterlichen Wappenwesen überleiten.

Der zweite Teil des inhaltsreichen Buches behandelt dann die Axt als Symbol und ihre allmähliche Umformung zum Kreuz (Thorshämmer, Olafkult u. a.) und schließlich im dritten historisch-kulturgeschichtliche Fragen, die sich in erster Linie mit dem Einfluß der Wikinger in Osteuropa befassen.

Das Werk verarbeitet ein reiches und schönes Fundmaterial und bedeutet einen wesentlichen Fortschritt für die Forschung. Auch für den Südosten wirft das Studium der Arbeit einigen Gewinn ab, weshalb auf das Buch besonders hingewiesen sei. R.

Jahrbuch des Osteuropa-Instituts Breslau 1940. Hgg. von G. BEHAGHEL. Breslau, Schlesien-Verlag 1940, 266 S.

Von den 15 Beiträgen dieses Jahrbuches sind außer den 2 Berichten über das Institut 7 für die SOF von besonderem Interesse. H. WOHLGEMUT schreibt allgemein über die deutsche Leistung im Ostraum in Geschichte und Gegenwart, seine Hinweise liegen im Sinne der Wiener Historikerschule. H. BRAUNER berichtet einmal über die geschichtlichen Kräfte beim Aufbau der Slowakei, zum anderen über Böhmen und Mähren in der deutschen Verkehrsgeschichte des 19. Jh. s. IMMA von GÜNTHER-SWART untersucht die Bodenbesitzpolitik in Südosteuropa nach dem Weltkriege, freilich nicht mit der Sicherheit, die ihre Arbeiten über den ehem. polnischen Staatsraum auszeichnet. Sehr bedeutsam ist die Abhandlung von D. GEISSLER über „Die Stellung der serbischen orthodoxen Kirche im Staatskirchenrecht Jugoslawiens". H. MEYER behandelt die deutsche Gerichtsbarkeit im Protektorat und vergleicht sie mit der im Generalgouvernement. Endlich gibt M. ANTONOWYTSCH eine für die Ukraine-Kunde beachtenswerte Untersuchung „Die deutsche Kaiserfahne im Zaporogischen Heer". B.

Grisebach, M.: Ruf des Ostens. Jahrbuch der Hauptabteilung Wanderungsforschung und Sippenkunde des Deutschen Ausland-Instituts, 5. Bd. Stuttgart und Berlin, W. Kohlhammer 1940, 309 S.

Der Herausgeber hat auch diesmal das sippenkundliche Jahrbuch unter ein Sonderthema gestellt, das reich an Beziehungen zum Südosten ist. Der nahe Südosten ist in Aufsätzen von KUHN (Wanderbewegungen aus Schlesien) und STRZYGOWSKI (Schicksal deutscher Waldarbeiter in den Beskiden) berücksichtigt. Galizien, Beßarabien, das Schwarzmeergebiet (Krim) und Südrußland finden sich als Ziel der Wanderung häufig erwähnt, so bei CHRISTMANN (Die „Pfälzer" in Galizien), HÄSSLER (Die badische Auswanderung nach Polen und Rußland) und ROEMER (Die Auswanderung der Württemberger nach Galizien 1782/85 und 1803/05). Siebenbürgen als Auswanderungsziel wird in einer Arbeit von RIEBER genannt, über die ROEMER im Rahmen eines Überblicks über größtenteils unveröffentlichte Seminararbeiten an der Eßlinger Hochschule für Lehrerbildung berichtet, dieses Sammelreferat (Auswanderungsforschung und Lehrerbildung) führt auch mehrere Arbeiten über das Deutschtum in Sathmar an (FUCHSLOCHER, KOLBE, RULAND u. a.). Der Abschnitt „Galizien" in LINDECKS „Schrifttumsverzeichnis zur Auswanderung und Siedlungsgeschichte des Deutschtums im ehemaligen Polen" bietet eine willkommene Forschungshilfe, ebenso KALLBRUNNERS Hinweise auf „Quellen zur Auswanderungsforschung in den Wiener Archiven". Methodisch wichtig ist ROESLES Beitrag über „Biologische Wanderungsstatistik" mit Hilfe der „Tial-Methode" (Tial = kleinste genealogische Gruppe, die nur aus Großeltern und Eltern besteht und die Kinder der Eltern zu Probanden hat). ROESLE fordert, daß „die Bevölkerung und ihre Er-

eignisse — so auch die Wanderung — in einem genetischen Zusammenhang stehen müssen, wenn man ihre Biologie erfassen will". Hier, wie in GRISEBACHS Ausführungen über „das Wesen der Auswanderung" spürt man, wie sehr das sippenkundliche Jahrbuch nach wenigen Erscheinungsjahren von den Spezialforschungen zum Allgemeinen hindrängt. Als Sammelstelle wertvollster Detailforschungen behält es dabei seine Bedeutung, weil es auch im Kriegsjahr 1940 seinen Umfang erweitern, ja seine drucktechnische Ausstattung verbessern konnte.

Breslau. HANS GRIMM.

Pommersches Landesmuseum Stettin, Erwerbungs- und Forschungsbericht 1940. [Unverkäuflicher Sonderdruck aus Baltische Studien, N. F. XLII (1940), S. 274—342], 72 S. mit 21 Abb. und 25 Tafeln.

Der von O. KUNKEL verfaßte Bericht bietet wieder eine treffliche Übersicht über die Leistungen des ihm unterstellten Museums, gibt aber gleichzeitig in seinen Teilen durch Hinweise, die weit über den landschaftlichen Rahmen hinausführen und auch Fragen des Südostens berühren, wertvolle Anregungen. Ganz besonders begrüßenswert und zugleich wichtig ist die ständige Besprechung des einschlägigen Schrifttums, dessen Reichhaltigkeit und Vielfalt eine ähnliche Überschau immer dringlicher erscheinen lassen. Somit ist auch der vorliegende Bericht wieder ein unentbehrliches Hilfsmittel nicht nur für den Landesforscher, sondern auch für den, der sich mit der Vor- und Frühgeschichte des europäischen Ostens und Südostens befaßt, geworden. R.

Janovsky, Karl: Großdeutschland und der südosteuropäische Raum. Reichenberg, Selbstverlag 1940, 38 S.

In vorliegender Schrift, ursprünglich erschienen als Artikelfolge in der Fachzeitschrift „Wollen- und Leinen-Industrie" Reichenberg, entwirft Verf. ein Bild von den wirtschaftlichen Bedingungen und Möglichkeiten der Länder des Südostens, wobei allerdings die territoriale Entwicklung nur bis Ende 1939 berücksichtigt ist In einem etwas weitläufigen einleitenden Abschnitt „Allgemeine Merkmale" (S. 3 bis 16) wird u. a. auf dei Lage vor dem Weltkrieg 1914—1918 hingewiesen. In diesem Zusammenhang müßte wohl auch die wirtschaftliche Bedeutung der alten österr.-ungar. Monarchie für den Südosten mit einigen Worten erwähnt werden. Im folgenden stellt Verf. der Ausbeutungspolitik der Westmächte den Gedanken der nationalsozialistischen Ergänzungswirtschaft gegenüber und kommt auch bereits auf die durch den gegenwärtigen Krieg bedingten veränderten Verhältnisse besonders hinsichtlich der Rohstoffversorgung andeutungsweise zu sprechen. In den im zweiten Abschnitt der Arbeit folgenden Betrachtungen der einzelnen südosteuropäischen Länder (S. 17—36) werden nun die wichtigsten Gesichtspunkte ihrer wirtschaftlichen Struktur im großen und ganzen aufgezeigt, wobei jedoch Ungarn und Rumänien eine ungleich ausführlichere Darstellung erfahren als das ehemalige Südslawien und Bulgarien, so daß man sich des Eindrucks einer gewissen Uneinheitlichkeit der ganzen Abhandlung nicht zu erwehren vermag.

München. FRANZ AUBELE.

Schüssler, Wilhelm: Deutschland zwischen Rußland und England. Studien zur Außenpolitik des Bismarckschen Reiches, 1879—1914². Leipzig, Koehler & Amelang 1940, 225 S.

Aus souveräner Beherrschung und Deutung des Stoffes geschrieben, gewähren die in vorliegendem Bande vereinigten Aufsätze wertvolle Einsichten in Österreichs und Rußlands Südostpolitik. Jeder, der die Verflechtung Südosteuropas mit der großen europäischen Politik in der Zeit nach dem Berliner Kongreß studiert, wird sich der Erkenntnisse und Hinweise des Verf.s zu bedienen haben, die der vorliegende Band festhält. F. V.

Hohlfeld, Andreas: Versailles und die russische Frage. Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland, Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 78 S.

Diese Arbeit, die den unter französischer Führung ausgearbeiteten Plan eines Krieges gegen die Sowjetunion behandelt und die unterschiedliche Stellungnahme der Franzosen (Aktiv vorantreibend), Engländer (CHURCHILL und HENRY WILSON dafür, LLOYD GEORGE dagegen), Italiener (dafür) und Amerikaner (dagegen) herausarbeitet, ist für die Südosteuropa-Forschung deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie die große Bedeutung Rumäniens und Ungarns in diesen Plänen klar erkennt. Der Bolschewistenaufstand BÉLA KUNS war für die Absichten des Marschalls FOCH ausgesprochen günstig: er konnte als Argument dienen, um die Bildung einer militärischen Ententefront von Wien nach Odessa zu rechtfertigen und Washington für eine Beteiligung zu gewinnen. Abgesehen von den Vorgängen in Rumänien und Ungarn, auf die manches Licht fällt, ist die Studie deswegen auch für unsere Zeitschrift wesentlich, weil sie die Ukraine-Pläne der Entente deutlicher macht. Während die Engländer sich der Ölgebiete im Kaukasus bemächtigten, griff das französische Kapital nach der Ukraine, um sie als Wirtschaftsprovinz ausnutzen oder doch wenigstens als Pfand für die Schulden des zaristischen Rußland benutzen zu können. Die Studie Hohlfelds führt uns, gerade auch durch ihre knappe Fassung, in vielen Punkten weiter, sie sei deshalb dankbar begrüßt.

Einige Ergänzungen: Die „Randstaaten"-Pläne der Entente, d. h. die Absicht von Murmansk bis nach Odessa die Voraussetzungen für eine Aktion zu schaffen, sind wesentlich älter als der Oktober 1918. Sie waren sogar schon vor Brest-Litowsk aus dem Stadium der Erwägungen herausgetreten und hatten feste Formen angenommen. In einem Memorandum vom 22. Oktober 1917 für Lord MILNER und Lord ROBERT CECIL (Foreign Relations I 330 f.) wird ausgeführt, daß man mit den Bolschewiken verhandeln sollte „through unofficial agents", trotzdem aber in den Randgebieten eine Sonderpolitik treiben müsse: „But we feel it necessary to keep in touch as far as we can with the Ukraine, the Cossacks, Finland, Siberia, the Caucasus etc., because these various semi-autonomous provinces represent a very large proportion of the strength of Russia." Im gleichen Memorandum ist von der Möglichkeit eines Krieges gegen die Sowjetmachthaber die Rede. Vielleicht wäre es mit Rücksicht auf diese Festlegung (die USA wurden von diesen Absichten übrigens nicht verständigt) nützlich gewesen, wenn H. mit der Situation Ende 1917 begonnen hätte. Die Erinnerungen des Generals NIESSELS (Paris 1940) hätten dabei manchen Hinweis geben können. Wohl auf die Kriegsverhältnisse ist es zurückzuführen, daß einige amerikanische Arbeiten, die das Thema betreffen, nicht benutzt wurden, erwähnt seien u. a.: JAMES BUNYAN, Intervention, Civil War and Communism in Russia, Baltimore 1936; DAVID R. FRANCIS, Russia from the American Embassy, New York 1921; PEYTON C. MARCH, The Nation at War, New York 1932 (zeigt die Abneigung des amerikanischen Militärs gegen eine Intervention); F. L. SCHUMAN, American Policy towards Russia since 1917, New York 1928. Wichtig sind außerdem mehrere Beiträge des russischen Emigranten L. STRAKHOWSKY in englischer und deutscher Sprache, bedeutsam vor allem sein Aufsatz „The Franco-British plot to dismember Russia" in der Zeitschrift „Current History" 1931, die außerdem im April 1930 eine beachtliche allgemeine Untersuchung „The American Government's Policy" brachte. Nicht ganz verständlich ist allerdings, warum das wenig ergiebige Werk von W. P. und ZELDA K. COATES (London 1935) benutzt wurde, während die Erinnerungen von I. NOULENS (Paris 1933) und I. SADOUL (Paris 1920) offenbar unbekannt blieben.

Prag. H. J. BEYER.

Reinerth, Hans: Handbuch der vorgeschichtlichen Sammlungen Deutschlands. Bearbeitet von Dr. G. MERSCHBERGER. Süd- und Mitteldeutschland einschließlich des Protektorates Böhmen und Mähren. Leipzig, Joh. Ambr. Barth 1941, 490 S., 2 Karten.

In jahrelanger, mühevoller Kleinarbeit hat der Reichsbund für deutsche Vorgeschichte endlich jenes kleine Handbuch herausgebracht, das nicht nur alle Museen und Privatsammlungen mit vor- und frühgeschichtlichen Bodenfunden verzeichnen, sondern auch ihren Inhalt kurz kennzeichnen soll. Dem Forscher ist damit ein unentbehrliches Hilfsmittel in die Hand gegeben, das ihn nun in die Lage versetzt ein tunlichst vollständiges Fundmaterial sehen und wissenschaftlich erfassen zu können. Und wer in das Handbuch sonst Einsicht nehmen wird, wird mit Bewunderung

erkennen, welche Fülle von Pionierarbeit bereits geleistet worden ist, namentlich in den Sudetenländern, die sich in dieser Hinsicht getrost mit den ältesten deutschen Gauen messen können, obwohl ihnen staatlicherseits nicht jene Unterstützung zuteil wurde wie vielfach im Altreiche.

Herausgeber und Bearbeiter sind sich darüber völlig klar, daß dem inhaltsreichen Werkchen, das bequem in der Rocktasche mitgeführt werden kann und wird, noch viele Mängel anhaften. Das liegt zum Teil an der verspäteten Rückstellung der ausgesandten Fragebögen, so daß einige nicht unwichtige Sammlungen nicht mehr verzeichnet werden konnten, zum Teil an der ungleichmäßigen Beantwortung der einzelnen Fragen. Auch kleine Eitelkeiten spielten öfters eine größere Rolle als der wissenschaftliche Ernst, den man eigentlich erwarten sollte. So kommt es, daß das Büchlein in der vorliegenden Form öfters nicht die gesuchte Information gewährt, daß kleine Sammlungen viel bedeutender erscheinen und umfangreichere geringer eingeschätzt werden, was z. B. bei der Zusammenstellung einer Studienreise zu unliebsamen Störungen führen kann. Entbehrlich wären auch einzelne Lebensläufe.

Alle diese und einige andere Erscheinungen gilt es, in einer zweiten Auflage auszumerzen, und das Handbuch wird seine Aufgabe voll erfüllen. Deswegen aber das Gebotene zu schmälern, wäre ganz abwegig, denn das Handbuch hätte nie herauskommen können, wenn sich Herausgeber und Bearbeiter mit kleinlichen Bedenken belastet hätten. Die Fülle der geleisteten Arbeit muß im Gegenteil auch bei jenen, die die Verhältnisse genauer kennen, größte Bewunderung erregen.

Moberg, Carl-Axel: Zonengliederungen der vorchristlichen Eisenzeit in Nordeuropa. Lund, C. W. K. Gleerup 1941, 246 S., 35 Abb., 24 Tafeln.

In den letzten Jahren mehren sich die Veröffentlichungen zur europäischen Vorgeschichte in einem derartigen Ausmaße, so daß es nahezu unmöglich ist, auf dem Laufenden zu bleiben. Diese an sich erfreuliche Entwicklung führt bereits heute zur Schaffung engerer Arbeitsbereiche und zur Beschränkung auf Spezialfragen und Sondergebiete. Nach dem Titel des vorliegenden Buches könnte man nun schließen, auch dieses Werk gehöre in so ein Spezialgebiet. Das ist aber nicht der Fall. Wohl hat das Buch den Fundstoff der vorchristlichen Eisenzeit Norddeutschlands und der skandinavischen Länder zum Gegenstand, aber seine überragende Bedeutung liegt vor allem im Methodischen. Deshalb darf die Arbeit von Außenseitern keineswegs nur überblättert werden, sondern erheischt ein eingehendes Studium, denn die Ergebnisse sind allgemeingültig und die methodischen Ausführungen, in allen Einzelheiten sachlich wie logisch unterbaut, verdienen besondere Beachtung.

Der Verf. vermeidet es, seine Arbeit mit ethnologischen Fragen zu belasten, sondern fußt ganz auf typologischen Feststellungen. Diese weise Selbstbeschränkung vereinfacht die Aufgabe und erleichtert das Eindringen in das Stoffliche und führt Schritt für Schritt zu Konsequenzen, die viele Einzelfragen, die bisher auf verschiedene Weise zu lösen versucht wurden, schlicht beantworten oder klar aufzeigen, wo die tatsächlichen Schwierigkeiten für eine befriedigende Lösung liegen.

Der Verf. stellt für die ziemlich geschlossene nordeuropäische Kulturprovinz eine Reihe abgrenzbarer Fundzonen fest, die den großen „Kulturkreis" unterteilen. Die Analyse ist im einzelnen vorbildlich und zeugt von großer Sachkenntnis und Belesenheit. Weiter verfolgt der Verf. die einzelnen Fundzonen in den verschiedenen Zeitstufen innerhalb der vorchristlichen Eisenzeit und gelangt auf diese Weise zur Ablehnung des oft verwendeten Begriffes „Siedlungslücke". „Fundlose Zonen" müssen nicht notwendigerweise auf „eine mehr oder weniger völlige Siedlungsleere" zurückgeführt werden, wie der Verf. an mehreren Beispielen zeigen kann. Mit guten Gründen tritt er für „Siedlungsstetigkeit" ein. Es würde viel zu weit führen, die Beweise des Verf. im einzelnen zu vermerken. Sein Vorgehen ist ungemein bedächtig und meidet Gedankensprünge, so daß es leicht fällt, den Ausführungen zu folgen.

Das sehr anregend geschriebene Buch ist dem eingehenden Studium dringend zu empfehlen und wird sicherlich viel dazu beitragen, die Forschung gewinnbringend zu befruchten.

Födisch, H.: Das Saazer Land in vorgeschichtlicher und germanischer Zeit. Saaz, Hornung 1940, 48 S., mit 18 Abb.

Der Verf. liefert in der kleinen Broschüre, die gleichzeitig als Museumsführer gedacht ist, einen volksnah geschriebenen Überblick über die Vor- und Frühgeschichte des an Bodenfunden ungemein reichen Saazer Landes (Sudetengau) und bietet so eine erste Einführung, die ihre Aufgabe sicherlich erfüllen wird. R.

Ebhardt, Bodo: Der Wehrbau Europas im Mittelalter. Versuch einer Gesamtdarstellung der europäischen Burgen. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft 1940, Band 1, VI + 670 S. mit mehr als 800 Grundrissen, Schnitten, Ansichten und Handzeichnungen, 95 Tiefdrucktafeln und 32 Offsettafeln, Ganzleinen RM 60·—.

Vom langerwarteten Werk des Altmeisters deutscher Burgenforschung liegt nunmehr in ganz vorzüglicher Ausstattung mit bestem Plan- und Bildmaterial der 1. Band vor, der einen Überblick über den Wehrbau des deutschen Reiches, Englands, Irlands, Schottlands, Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Dänemarks und schließlich der Schweiz erlaubt. Dem Rahmen unserer Zeitschrift entsprechend wollen wir uns hier nur mit dem deutschen Südosten befassen. Zum Grundsätzlichen sei auf den eingehenderen Forschungsbericht des Rez. in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens" 1941 („Zur Burgenkunde") verwiesen. Der Südosten Europas wird ausführlicher erst im vorbereiteten 2. Band behandelt werden. In den umfangreichen einleitenden Abschnitten ist auch öfter Südosteuropas gedacht, ich möchte mir gestatten, aus eigener Kenntnis der Landschaften und als Anregung für Band 2 einige Ergänzungen zu bringen. Wenn S. 70 darauf aufmerksam gemacht wird, daß befestigte Kirchen und Kirchhöfe in Deutschland und in Osteuropa verbreitet sind, so möchte ich zunächst einschalten, auch in Frankreich. Bei den Kirchenburgen wäre es gut gewesen, auch auf die zahlreichen und zum Teil großartigen Kirchenfesten in der Slowakei zu weisen, zumal hier engste Beziehungen zum deutschen Volkstum bestehen. Wir haben da auch Bürgerschaftsburgen, d. h. Stadtburgen im engeren Sinn des Worten vor uns; liegen doch innerhalb des befestigten Kirchenberings in Neusohl und in Kremnitz die Rathäuser. In Schemnitz wieder hat sich die Bürgerschaft angesichts der drohenden Türkengefahr nicht gescheut, die alte Stadtpfarrkirche zu einer regelrechten Burg auszubauen, zum anderen errichtete sie auf einem besonders wichtigen Punkt für die Stadtverteidigung das neue Schlössel, jenes in der Slowakei wohl einzigartige Kleinod eines späten Wohnturms. Auch diese Burg war keinem einzelnen Herrn zu eigen, sondern eine Feste der Bürgerschaft. Schon im deutschen Südosten taucht aber noch eine wichtige Frage auf von grundsätzlicher Bedeutung: der Zusammenhang von Wehranlage und Kultstätte.

Wenn man die zahlreichen schönen Pläne, die Ebhardt von den Burgen des deutschen Südostens bringt, mit den Grundrissen ostmitteldeutscher Burgen vergleicht, dann springt ein Unterschied ins Auge: der große Hauptturm der Burgen ist im Süden in der Regel viereckig (quadratisch oder rechteckig), in den mitteldeutschen Gebieten dagegen überwiegt der runde Bergfried. Ebhardt macht auf eine andere Tatsache aufmerksam, die ganz in der Linie dieser Beobachtung liegt, auch wenn er an anderer Stelle meint, daß es vergebliche Mühe bedeuten würde, für die Tiroler Burgen irgendeine Gesetzmäßigkeit finden zu wollen: die Tiroler Burgen sind meist um einen älteren quadratischen Bergfried gewachsen! Das heißt also, daß die Tiroler Burgen in der Regel um ältere Türme allmählich entstanden sind, daß eine einfache Turmburg die Grundlage bildet. Nicht anders liegen die Dinge in der Schweiz, in der sich französische, italienische und vor allem deutsche Einflüsse im Burgenbau überschneiden. Unter den von E. gebrachten Planbeispielen aus dem deutschen Einflußgebiet fallen sehr die zahlreichen Wohntürme auf, denen ein Eigenes zukommt in der manchmal ganz regellosen Grundrißgestaltung. Auch in der Steiermark sind die wehrhaften Wohnturmbauten häufig und je weiter man nach Norden kommt, um so mehr klingt diese Bauweise ab. Der Verf., ein entschiedener Gegner der von C. SCHUCHHARDT in die Burgenforschung getragenen entwicklungsgeschichtlichen Thesen auf stammlich-rassischer Grundlage, trägt durch die in reicher Fülle gebotenen Unterlagen und durch seine auf umfassender Kenntnis der Burgen selbst gewonnener Erkenntnisse viel zur Klärung dieser Fragen bei. Er hat beobachtet, daß im ostmärkischen Burgenbau die seiner Ansicht nach älteste Burgform, die Ringmauerburg mit ausgesprochen runder Ringmauerführung (E. nennt sie „Rundlinge"), nicht vorkommt. Ob das unbedingt zutrifft, wage ich nicht zu unter

streichen, es kann aber doch gesagt werden, daß diese Grundrißgestaltung sehr selten ist. Wir wissen jetzt durch neuere Ausgrabungen nordwestdeutscher Burgstellen, daß diese Burgenart auf HEINRICH I. zurückgeht — wodurch die These Schuchhardts in diesem Stück eine wesentliche Festigung erfahren hat. Wir wundern uns daher auch gar nicht, daß in der Ostmark, die weithin südlichen Einflüssen ausgesetzt war, diese auch „sächsisch" genannte Burgenform selten ist — das gilt allerdings nur für die rein ausgeprägte Form der Frühzeit! — und daß das Turmmotiv so stark in den Vordergrund tritt. Der Verf. hat die Vermutung geäußert, daß das mit späterer germanischer Besiedlung der Ostmark zusammenhängt. Das kann schon deshalb nicht stimmen, weil wir ja im Gebiet der frühesten ostdeutschen Kolonisation sind, die sich mit den Ausläufern der spätgermanischen Zeit überschneidet. Hier ist die germanische Kontinuität nie abgerissen!

E. widmet den Burgen von Ober-, Niederdonau, Salzburg, Kärnten, Steiermark, Burgenland, Tirol und Vorarlberg mit Liechtenstein eigene Abschnitte; zahlreiche Grundrisse, Schnitte und Bilder ermöglichen dem Leser auch ein eigenes Urteil. Da zahlreiche steinerne Burgen auch auf älteren Erdburgen erstellt wurden (auf „Hausbergen"), so wäre es nützlich gewesen, auch die diese Befestigungen betreffenden Arbeiten heranzuziehen, vor allem die mit genauem Grundrißmaterial ausgestatteten von Schad'n in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Ohne Zweifel ist die gesamteuropäische Burgenforschung durch das vorliegende Werk, das eine gewaltige Stoffmenge meistert, sehr und nachhaltig gefördert worden. Es ist eine sichere Grundlage für weitere Forschungen.

Zur Zeit im Felde. HERBERT WEINELT.

Braun, Maximilian: Die Slawen auf dem Balkan bis zur Befreiung von der türkischen Herrschaft. Leipzig, Koehler & Amelang 1941, 263 S.

Der große Mangel unserer Literatur über den europäischen Südosten besteht darin, daß wir zwar eine Fülle von Einzelabhandlungen und grundgelehrte Spezialwerke, jedoch wenige zusammenfassende Darstellungen besitzen, in denen sich die Fähigkeit flüssiger, allgemein verständlicher Darstellung mit strenger Exaktheit des gebotenen Wissens vereinigt. Das Buch B.s wird den Anforderungen nach beiden Seiten gerecht. Es gibt uns eine Geschichte der Balkan- (genauer gesagt: Südost-) Slawen, die eine wertvolle Zusammenfassung wohl für lange Zeit bleiben wird und dazu beitragen wird, solidere Kenntnisse über die Geschichte Südosteuropas zu verbreiten. Daß es gerade auf diesem Gebiet sehr viele Mängel gibt, wissen wir nur zu gut. Im Hinblick auf Einzelheiten gibt es natürlich manche Möglichkeit, die Dinge anders zu sehen. Nur einige Bemerkungen für eine zweite Auflage: Einflüsse der Romantik auf die Entstehung des kroatischen Nationalismus (S. 228) war im ganzen recht gering. HERDERS Einfluß auf das Erwachen der südosteuropäischen Völker wird entschieden überschätzt. Die kroatisch-madjarische Auseinandersetzung (S. 229) beginnt schon nach 1790. Bei der Bewertung der Türkenzeit (S. 163 ff.) muß man auch beachten, daß sie jene unheilvolle volkliche Durchmischung erhöhte, unter der der größte Teil Südosteuropas bis heute leidet. Bei einer weiteren Auflage könnte das Verzeichnis der „wichtigsten Literatur" (S. 257 f.) sowie die „Zeittafel" (S. 259—261) etwas ausgebaut werden. Das dort Gebotene ist in manchem doch etwas zu knapp.

Manteuffel, Karl Freiherr von (genannt Zoege-Katzdangen): **Meine Siedlungsarbeit in Kurland.** Leipzig, S. Hirzel 1941, VII + 66 S., 1 Karte (Sammlung Leibbrandt, 5).

Die vorliegenden Lebenserinnerungen M.s, der zu den führenden Persönlichkeiten Kurlands vor 1918 gehörte, gehen uns an zunächst als wichtige Quelle für die baltendeutschen Kolonisationsversuche der Vorkriegszeit, dann aber auch als Dokument zur ostdeutschen Geisteshaltung in der Zeit etwa zwischen 1888—1918. Die Aufgabe künftiger Forschung wird es sein, die geistes- und volksgeschichtlichen Parallelen zwischen Ost- und Südostdeutschtum auch für jenen Zeitraum zu ziehen, wofür wichtige Feststellungen H. J. BEYERS bereits vorliegen. F. V.

Schmidt: Augenärztliche Erfahrungen bei der Trachomschau der Rückwanderer. Deutsches Ärzteblatt 71 (1941), S. 103—104.

Eine ärztliche „Trachomgruppe", zuletzt aus 8 Augenärzten bestehend, untersuchte in den Durchgangslagern bei Litzmannstadt und in den Beobachtungslagern des Altreichs rund 115.000 Personen aus Süd- und Südostpolen und fand insgesamt 1646 Trachomfälle (davon 265 abgeheilt = 0,2%; 1381 aktive Trachome = 1,2%; 12 Trachomblinde). Sie verteilen sich auf rund 860 Familien, die meist aus Wolhynien stammen, während in Galizien nur etwa ein Sechstel aller Trachomträger beheimatet gewesen war. Die aufgelockerte Ansiedlung in nahe zusammenliegenden Gemeinden zweier benachbarter Kreise im Reg.-Bez. Litzmannstadt ist ein interessantes geomedizinisches Experiment. Verf. ergänzt seine Mitteilung durch Feststellungen über andere Augenleiden, von denen z. B. Tränensackentzündung und dichte Narbentrübungen der Hornhaut recht häufig sind. Grüner Star ist selten. Sehr selten sind auch erbliche Mißbildungen und Krankheiten des Auges. Verf. zieht daraus den Schluß, daß wir in den Rückwanderern „einen besonders wertvollen Zuwachs an erbgesundem Menschengut zu erblicken haben".

Breslau. HANS GRIMM.

Benz, Ernst: Hans von Ungnad und die Reformation unter den Südslawen. Zeitschrift für Kirchengeschichte, dritte Folge IX, LVIII. Band, 1939, Heft 2.

Der Begründer des Uracher Druckereiunternehmens im Dienste des Übersetzungswerkes reformatorischer Schriften ins Kroatische und Slowenische Hans von Ungnad, über den der Rezensent im Band II der Südostdeutschen Forschungen gehandelt hat, wurde vom Marburger Reformationshistoriker B. zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht. Das Hauptanliegen dieser Untersuchung ist, die religiösen, theologischen und kirchenpolitischen Motive der Verbreitung der Reformation im Südosten klarzustellen und ihre grenzkämpferische Bedeutung zu skizzieren.

Dem zum Teil ganz neuartigen Aspekten zufolge, die B. eröffnet, können wir in Ungnad einen Mann erblicken, der mit einer hervorragenden, aus persönlicher Erfahrung gewonnenen Sachkenntnis der Südostprobleme seiner Zeit eine tiefgehende Erkenntnis des religiösen Grundanliegens der Reformation verband. „Er (sc. Ungnad, Anm. d. R.) gehört hinein in die Reihe der religiös wie politisch gleichermaßen begabten Köpfe, die — wie Landgraf Philipp von Hessen und, wenigstens eine Zeitlang, d. h. bis zu seiner Kaiserwahl auch Maximilian II. — von der Reformation eine neue geistige Zusammenfassung des Reiches im Abwehrkampf gegen die türkische Gefahr und eine Beseitigung aller Momente einer durch das römische Papsttum und die ‚Verwelschung' der kirchlichen und politischen Führung herbeigeführten Schwächung des Reiches erwarteten" (S. 389). Wie B. klar herausarbeitet, wurde von Ungnad und seinem Mitarbeiterkreise das Übersetzungswerk reformatorischer Schriften aus heilsgeschichtlichen Motiven heraus betrieben, die aus dem endzeitlichen Bewußtsein erwuchsen. Dieses Endzeitbewußtsein, das für die religiöse Haltung und die geschichtliche Einstellung der Reformatoren kennzeichnend ist, erblickt im Reformationssäkulum die Zeit, in der die Herrschaft des entarteten römischen Kirchentumes abgelöst und die baldige Wiederkunft Christi herbeigeführt wird. In diesem Bewußtsein teilen sich Ungnad ebenso wie die wichtigsten Personen seines Mitarbeiterstabes am Schriftenmissionswerk unter den Südslawen. Es gibt ihnen den Antrieb, ihr Werk als ein ökumenisches von weitester Ausdehnung zu planen, das sogar die Bekehrung des christlichen Erzfeindes ins Auge faßt. Mit vollem Recht unterstreicht B., daß ELZE und viele nach ihm das Ungnadsche Werk durchaus fehl beurteilen, wenn sie es sozusagen nur unter dem heimatlichen, nationalen Gesichtswinkel gesehen haben (S. 436 f.). Ungnad und seine Mitarbeiter haben, wie von B. deutlich herausgearbeitet wird, nicht allein die Slowenen und Kroaten, sondern die Gesamtheit aller Südslawen, ja darüber hinaus sogar die Ostslawen, auch die Ukrainer und Russen, im Auge für ihr umfassend geplantes Missionswerk. Der ökumenische Charakter des Ungnad-Truber-Consulschen Werkes erweist sich auch in der Mitarbeit griechisch-orthodoxer Mönche, deren einer wahrscheinlich als Märtyrer der Reformation geendet hat (S. 450).

Den Ausführungen von B. gelingt es, zu erweisen, daß das Unternehmen des Ungnad-Kreises „das erste große ökumenische und missionarische Werk der deut-

schen Reformation" gewesen ist. Damit ist es gelungen, eine wichtige Bresche in die kleindeutsch orientierte Darstellung der Reformationsgeschichte zu schlagen. Diese Tatsache ist deshalb besonders hoch zu werten, weil der missionarische und grenzkämpferische Charakter der lutherischen Reformation ebenso ihre Auswirkung auf dem Boden der östlich-orthodoxen Kirchen bislang viel zu wenig beachtet bzw. fast völlig unbekannt gewesen war.

Graz. B. H. ZIMMERMANN.

Reinecke, P.: Zu Grabfunden langobardischer Zeit aus Italien. Germania XXV (1941), S. 42—47 mit 1 Abb.

Seit dem Jahre 1937 ist die Zweigstelle Rom des Deutschen Archäologischen Institutes dabei, die langobardischen Grabfunde Italiens planmäßig aufzunehmen. Dieses Unternehmen ist, wie S. FUCHS auf dem Internationalen Archäologenkongreß in Berlin 1939 an Hand einer Verbreitungskarte berichtete, im wesentlichen abgeschlossen. Einige nicht unwichtige Funde, auf die der Verf. aufmerksam macht, sind jedoch nicht erfaßt und verzeichnet worden. Es handelt sich um ein Goldblechkreuz aus Capua, um eine bronzene Schnalle aus Cancello in Campanien, um Gürtelschnallenbeschläge aus Ancarano bei Norcia und um eine Reihe oberitalischer Funde. Die kritischen Bemerkungen des Verf. zur Bestandsaufnahme der langobardischen Hinterlassenschaft in Italien sollten bei der Verarbeitung und Verwertung dieses Fundstoffes Berücksichtigung finden. R.

II. Binnendeutsche Grenzgebiete

Volkmann, Hans: Anton Ritter von Premerstein. Jahresbericht für klassische Altertumswissenschaft. Bd. 262 II, Leipzig 1938, S. 73 ff.

Der vorliegende, mit großer Liebe und engster Vertrautheit mit der Lebensarbeit des am 6. Februar 1935 verstorbenen Marburger Althistorikers A. R. v. PREMERSTEIN verfaßte Nekrolog verdient aus zwei Gründen in den SOF. angezeigt zu werden. Einerseits stammte Premerstein aus der seit Jahrhunderten — seit dem 11. Jh. wird wohl nur Sage sein — um Wippach nachweisbaren Freisassenfamilie der Premrou, die unter Kaiser Joseph II. geadelt wurde, anderseits hat er sich selbst immer wieder mit Fragen des Südostraumes im Altertum befaßt. Am 6. April 1869 in Laibach geboren, hat er sich durch die Veröffentlichung einiger Pettauer Inschriften seine wissenschaftlichen Sporen verdient. Sein Buch über die römischen Straßen und Befestigungen in Krain ist noch heute recht nützlich. Mit seiner Habilitationsschrift über die Anfänge der Provinz Moesien kehrte Premerstein „zu der Geschichte der römischen Donauprovinzen zurück, zu dem Lieblingsgebiet, das er als Wiener Dozent in Forschung und Lehre aufs beste gefördert hat". In ausgedehnten Reisen durchforschte er Serbien und Makedonien. Seine Tätigkeit am Archäologischen Institut in Athen, als Ordinarius in Prag und Marburg a. d. Lahn lenkten seine wissenschaftliche Arbeit zwar zeitweilig auf andere Gebiete, aber noch knapp vor seinem Tode erschien wieder eine größere Arbeit über Probleme, die das Eindringen der Römer in den Donauarm betreffen.

Graz. BALDUIN SARIA.

Fiebiger, O.: Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen. Neue Folge, Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl., Denkschriften, 70. Bd., 3. Abh., Wien, Hölder-Pichler-Tempsky 1939, 61 S. mit 4 Tafeln.

1917 veröffentlichte der Verf. gemeinsam mit L. SCHMIDT im 60. Bande der Denkschriften der Wiener Akademie eine Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen. Seither ist manches Neue hinzugekommen, so daß es notwendig wurde, die ursprüngliche Sammlung nach den seinerzeit aufgestellten Grundsätzen sachgemäß zu ergänzen.

Die Nachträge umfassen 86 Inschriften zur Geschichte der Bastarnen, Wandalen, Rugen, Burgunder, Goten und Heruler u. a., denen in der Regel knappe, aber ausreichende Erläuterungen beigefügt sind. Viele von ihnen sind auch in vorzüg-

lichen Bildern oder Zeichnungen wiedergegeben. Verschiedene Verzeichnisse erleichtern die Benützung der Nachträge, die eine willkommene Gabe darstellen.

Pittioni, R.: Bibliographie zur Urgeschichte der Ostmark, 1930—1938. Wien, Deuticke 1940, 121 S.

Der Verf. hat 1931 unter dem Titel: Biographie zur Urgeschichte Österreichs ein Buch erscheinen lassen, das das bis 1929 erschienene Fachschrifttum erfaßt. Die vorliegende Schrift bringt außer einigen venigen Nachträgen die Fortsetzung des begonnenen Unternehmens. Das neue Schrifttumsverzeichnis behält aus technischen Gründen die alte Gliederung bei, ein Vorzug, aber auch ein Mangel, denn diese Gliederung ist nicht eben glücklich. Sie wird zwar den politischen Verwaltungseinheiten (ehem. Bundesländer) gerecht, nicht aber den Wünschen des Fachmannes, dem die Aufzählung der einzelnen Fundorte gar nichts besagt, sofern nicht der Titel der angeführten Schrift etwas über Zeitstellung und Art der behandelten Funde etwas aussagt.

Polaschek, E.: Erinnerungsblatt an Carnuntum. Baden bei Wien, R. M. Rohrer 1940, 16 S., 12 Tafeln, 1 Karte.

Die kleine, flüssig geschriebene Darstellung, die im Auftrage des Reichsstatthalters in Niederdonau verfaßt ist, bietet einen kurzen, aber ausreichenden Überblick über die Bedeutung und die Geschichte der Römerstadt Carnuntum, wie sie zum Verständnis und zur Erläuterung der zahlreich erhaltenen Denkmäler und Erinnerungsstücke besser nicht hätte ausfallen können. Bei der breiten Öffentlichkeit, für die die Schrift bestimmt ist, aber auch bei nach rascher Orientierung strebenden Forschern, wird das schön ausgestattete Büchlein großen Anklang finden. R.

Thiel, Viktor: Geschichte der Papiererzeugung im Donauraum. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Leistung. Biberach a. d. Riß, Günther-Staib 1940, XVI + 189 S., 102 Abb., 3 Karten.

In der Hauptsache bietet uns der Verf. in dem vorliegenden Werk eine Geschichte der österreichischen Papiererzeugung, wobei freilich auch das oberdeutsche Gebiet sowie das Karpatenbecken Berücksichtigung erfahren. Eingangs werden die Anfänge des Papiergebrauches „im mittleren Donauraum" sowie die Entstehung der Papiererzeugung „in den österreichischen Alpen-, Sudeten- und Karpatenländern" seit dem 15. Jh. behandelt. Während Siebenbürgen ausführlicher berücksichtigt wird (S. 63—64), wird Ungarn für die ältere Zeit nur am Rande gestreift (S. 20, 23—24, 62—63). Auch für die Folgezeit wird die Entwicklung der Papiererzeugung im Karpatenbecken mehr nur gestreift. Immerhin lassen die sachkundigen Ausführungen des Verf.s erkennen, wie sich die Papierversorgung und -erzeugung in diesem Raume seit dem 14. Jh. entwickelt hat. Ursprünglich hat Papier italienischer Herkunft eine große Rolle gespielt, das teilweise über Dalmatien, teilweise über Österreich und Polen bezogen wurde. Seit dem 15. Jh., mit dem Aufschwung der Papiererzeugung in Oberdeutschland, wird das Papier vor allen von dort gekauft. Bis weit in die Neuzeit hinein bleibt dies für Ungarn der vorherrschende Zustand. Als seit dem 16. bzw. 17. Jh. hier eine einheimische Papiererzeugung begann, scheint das österreichische Vorbild sehr förderlich gewesen zu sein (vgl. S. 93 u. ö.). Im 18. Jh. nahmen diese Zusammenhänge an Bedeutung zu. Leider hat der Verf. die rumänischen Fürstentümer und Serbien nicht berücksichtigt, obschon dies zur Abrundung des gebotenen Bildes vorteilhaft beigetragen hätte. Wahrscheinlich ist dem Verf. das dortige Material u. a. schon aus sprachlichen Gründen unzugänglich geblieben. Aber auch so hat uns Verf. eine äußerst wertvolle Gesamtdarstellung der österreichischen Papiererzeugung geschenkt, die für lange Zeit Grundlage jeder weiteren Untersuchung auf diesem Gebiet sein wird. F. V.

Seewald, O.: Die jungneolithische Siedlung in Retz (Niederdonau). Praehistorica. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte des Menschen, Heft 7, Leipzig, J. A. Barth 1940, 15 S., 10 Abb., 3 Tafeln.

Ausgrabungen in der Ziegelei Schwach in Retz, Kreis Hollabrunn, boten die Möglichkeit, die Herkunft älterer Retzer Funde zu bestimmen und so eine kleine spätjungsteinzeitliche Stilgruppe zu umreißen, zu der sich in der engeren und weiteren Umgebung des Fundortes (Pfaffstätten, Kreis Hollabrunn, Baierndorf, Kreis Hollabrunn, Steinabrunn, Kreis Korneuburg, Zwerndorf, Kreis Gänserndorf, Preßburg u. a.) einige Ergänzungen und Entsprechungen fanden. Die Zugehörigkeit dieser Fundgruppe in den Rahmen der nordischen Kultur liegt auf der Hand, aber es geht doch nicht an, sie der verwandten Noßwitzer Kultur einfach anzugliedern, weil sich auch engere Beziehungen zur Badener Kultur aufzeigen lassen. Der Verf. schlägt daher vor, die ganze Stilgruppe als besondere Retzer Gruppe zu betrachten, doch bleibt abzuwarten, ob sich dieser Vorschlag in Hinkunft auch bewähren wird. Die Ausblicke, die der Verf. eröffnet, erscheinen fürs erste noch ziemlich gewagt. R.

Tuppa, K.: Rassenkunde von Niederdonau. St. Pölten, St. Pöltener Zeitungs-Verlags-G. m. b. H., ohne Jahreszahl (1940), 35 S.

Ergebnisse der anthropologischen Untersuchungen des Wiener Instituts werden allgemeinverständlich dargestellt. Dem eigentlich rassenkundlichen Teil geht eine Besiedlungsgeschichte des Gaues Niederdonau voraus, die auch die ältesten (paläolithischen) Funde von Wachau und aus dem Kremstal erwähnt und die rassengeschichtliche Bedeutung der Illyrier, Kelten, Römer, der Markomannen, Langobarden, Slawen, Bajuwaren und Franken und der Einfälle der Hunnen, Awaren und Türken, der Ansiedlung kroatischer Flüchtlinge usw. bespricht. Rund zwei Drittel (64%) der gegenwärtigen Bevölkerung hat helle oder hellgemischte Augen, fast die Hälfte (47%) ist hellhaarig; die durchschnittliche Körperhöhe liegt bei 160cm (Männer) bzw. 155cm (Frauen). Bei großer absoluter Kopflänge (mehr als die Hälfte der Männer über 185 mm, mehr als die Hälfte der Frauen über 176 mm) ist auch die Kopfbreite beträchtlich, so daß ein Kopfindex von 83 (Männer) bzw. 84 (Frauen) resultiert. Das Gesicht ist meist mäßig breit, bei 44% hoch und schmal. Auch die Nase ist meist hoch und schmal. Aus vier Teilgebieten (Waldviertel, Weinviertel, Alpen und Alpenvorland, Wiener Becken mit Marchfeld und nördlichem Burgenland) werden je 3 Männer und Frauen abgebildet und ihre Merkmale ausführlich besprochen. Regionale Unterschiede zeigen sich am deutlichsten im Weinviertel, wo mehr helle Farben, mehr rundförmige Köpfe und weniger schmale Gesichter zu finden sind, d. h. wo zu den häufigen dinarischen und nordischen Merkmalsverbindungen in höherem Maße osteuropide Merkmalsverbindungen treten.

Breslau. HANS GRIMM.

Pittioni, R.: Beiträge zur Urgeschichte der Landschaft Burgenland im Reichsgau Niederdonau. Hgg. durch das Museum des Reichsgaues Niederdonau, Wien, Fr. Deuticke 1941, 131 S., 2 Abb., 22 Tafeln.

Die Übernahme des ehem. Burgenländischen Landesmuseums durch den Reichsgau Niederdonau bot dem außerordentlich fleißigen Verf. Gelegenheit, die burgenländischen Funde der Wieselburger, der Urnenfelder und der La-Tène-Kultur zusammenzustellen. Diese Bearbeitung nimmt den Hauptteil des Buches ein, während einige Berichte über einzelne Funde und größere Fundkomplexe herausgegriffen wurden, um eine möglichst geschlossene Skizze zur Urgeschichte des Gebietes um den Neusiedler See geben zu können.

Der Verf. veröffentlicht zunächst einen spätjungsteinzeitlichen Grabfund von Illmitz, Kreis Bruck a. d. Leitha, dessen Inhalt, drei Gefäße, in der engeren und weiteren Umgebung einzigartig genannt werden kann. Auf Grund einiger stilistischer Merkmale möchte sie der Verf. mit der jüngsten Kugelamphorenkultur bzw. mit den Ausläufern der Schnurkeramik in Zusammenhang bringen, doch kann man seinen Ausführungen nur mit Vorbehalt folgen.

Volle Anerkennung verdient die Bekanntgabe des burgenländischen Fundstoffes der Wieselburger Kultur. Die Zusammenstellung bereichert nicht nur den bisher bekannten Formenvorrat, sondern fördert auch beachtenswerte Hinweise zur Herkunft dieser Kultur zutage. Man wird dem Verf. gegen Willvonseder und Patay beipflichten, wenn er die Wieselburger Kultur auf eine Umformung der burgenländisch-niederösterreichischen Schnurkeramik unter Mitwirkung der späten Glockenbecherkultur zurückführt.

Beachtenswert ist auch die Veröffentlichung des bronzezeitlichen Gräberfeldes von Oggau, Kreis Eisenstadt, das freilich noch nicht vollständig untersucht werden konnte. Aber schon der bis jetzt freigelegte, wohl größte Teil des Friedhofes läßt erkennen, daß auf dem Gräberfelde im wesentlichen drei Kulturen vertreten sind: die sog. Oggau-Sarróder Gruppe der späten Glockenbecherkultur, die Wieselburger Kultur und die Kultur der frühen mittleren Bronzezeit. Wie der Verf. auch bemerkt, scheint mit dem Auftreten verschiedener Erscheinungen kein Bevölkerungswechsel verknüpft gewesen zu sein. Eine und dieselbe Bevölkerung dürfte also neben- und nacheinander verschiedene Kulturausprägungen hinterlassen haben, eine Beobachtung von großer Bedeutung, die dazu anregen sollte, wenigstens einen Teil des meist nur übernommenen theoretischen Unterbaues unserer Wissenschaft einer neuerlichen kritischen Überprüfung zu unterziehen.

Zum weiteren legt der Verf. den meist aus bloßen Streufunden bestehenden Fundstoff der Urnenfelderkultur (Bronzezeit D — Hallstatt B) der burgenländischen Landschaft vor, dem zur Ergäzung die Veröffentlichung des frühhallstättischen Hortfundes von Draßburg, Kreis Mattersburg, beigeschlossen ist. Den Beschluß des Buches bildet die Zusammenstellung der latènezeitlichen Funde des Burgenlandes, die dem Verf. Gelegenheit bieten, seine schon früher begründete Stellungnahme zur Frage der Chronologie der La-Tène-Zeit neuerlich zu erhärten.

Das übersichtlich gegliederte und mit schönen Großaufnahmen ausgestattete Buch gehört zu den besten, die der Verf. geschrieben hat und verdient die Beachtung, die ihm zweifellos zuteil werden wird.

Franz, L.: Die Germanenfunde von Civezzano im Tiroler Landesmuseum in Innsbruck. Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum in Innsbruck, Heft 19 (1939), S. 297—344 mit 6 Abb. und 30 Tafeln.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert erwarb das Tiroler Landesmuseum in Innsbruck den Inhalt von vier langobardischen Gräbern, die bei Civezzano, nordöstlich von Trient, zum Vorschein gekommen sind. Die Funde wurden zwar bald nachher veröffentlicht, aber heute läßt sich natürlich über sie noch viel mehr sagen. Die vorliegende Neuveröffentlichung legt das Hauptgewicht auf anregende Vergleiche, die den Fundstoff dem ungeschulten Leser ungemein nahebringen. Die gewählte Darstellungsweise bietet, gestützt auf eine große Zahl vorzüglicher Text- und Tafelbilder von Altsachen aus Civezzano und Vergleichsfunden, ein farbenreiches Bild, das sich aus vielen Einzelerörterungen zusammenfügen läßt. Besondere Erwähnung verdienen die Sargreste und Sargbeschläge aus dem zweiten Grabe von Civezzano, die der Verf. bis ins einzelne bespricht und erläutert. Diese Ausführungen bilden den stärksten Teil der Abhandlung, die wohl in erster Linie für Nichtfachleute geschrieben ist.

Schmid, W.: Der frühhallstättische Hortfund von Schönberg in Steiermark. Germania XXIV (1940), S. 195—204 mit 4 Abb. und 4 Tafeln.

Der Verf. veröffentlicht einen reichen obersteiermärkischen Hortfund vom Beginne der Hallstattzeit (Reinecke BD/HA), der nach ihm in die Anfänge der norischen Kultur hinaufführt. Für die Kenntnisse der ostalpinen Gruppe der Hallstattzeit ist der Hortfund von Schönberg, Kreis Murau, tatsächlich von besonderer Bedeutung.

Willvonseder, K.: Ein eisernes Tüllenbeil mit Bronzetauschierung von Hallstatt. Germania XXIV (1940), S. 204—209 mit 3 Abb. und 1 Tafel.

Bei den Grabungen am Salzberg in Hallstatt, die einen weiteren Teil des bekannten Gräberfeldes erschlossen, kam u. a. auch ein eisernes Tüllenbeil zum Vorschein, an dem bei der Konservierung Spuren von Bronzetauschierung festgestellt wurden. Die Veröffentlichung dieses Stückes gibt dem Verf. Gelegenheit, die Angaben von A. Rieth (Mannus 27, 1935) dahin zu berichtigen, daß das von Rieth (S. 102) aufgeführte Pilzknaufschwert von Hallstatt als nichttauschiert auszuscheiden, dafür aber das von Rieth übersehene tauschierte eiserne Tüllenbeil von Watsch in Krain in die Liste aufzunehmen ist.

Eichler, Fr.: Sigillata in und aus Wien. Germania XXV (1941), S. 30—37 mit 6 Abb.

Verf. stellt zunächst irrige Fundangaben richtig und veröffentlicht im folgenden den Fund von Terra-sigillata-Gefäßen vom Burgplatz in Wien besser als bisher. Damit sind einige Fehldeutungen aus der Welt geschafft. R.

III. Sudetenland — Protektorat Böhmen und Mähren

Raupach, Hans: Der tschechische Frühnationalismus. Ein Beitrag zur Gesellschafts- und Ideengeschichte des Vormärz in Böhmen. Essen, Essener Verlagsanstalt 1939, 155 S.

„Die soziale Umwälzung des beginnenden 19. Jh.s als bestimmenden Hintergrund der politischen Ideenentwicklung erscheinen zu lassen", ist nach den Worten des Verf.s die Hauptaufgabe der vorliegenden Arbeit. Den ständischen Aufbau Böhmens in der ersten Hälfte des 19. Jh.s, die Stellung und Bedeutung des böhmischen Adels und seiner Herkunft und den Aufstieg des tschechischen Bürgertums als der bestimmenden Macht des tschechischen Nationalismus schildert Verf. in den ersten Kapiteln. In der Folge behandelt er den Aufbau der böhmischen Industrie, besonders die Bedeutung des Sudetendeutschtums für die Entwicklung der böhmischen Industrie. Er würdigt in dem Abschnitt „Verein zur Ermutigung des Gewerbegeistes in Böhmen" die führende Rolle, die der böhmische Adel bei der wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung Böhmens spielte. In dem Kapitel „Bauer und Arbeiter" befaßt er sich mit der Stellung und der Rolle dieser beiden Klassen in der Entwicklung des tschechischen Nationalbewußtseins. Dem Revolutionsjahr 1848 ist der Abschnitt „Die bürgerliche Revolution" gewidmet, da es „für die Tschechen eine Generalprobe" war. Die hervorragendsten Vertreter und Erwecker des tschechischen Nationalbewußtseins, Palacký und Havlíček, werden besonders ausführlich behandelt in dem Kapitel über „Die Träger der politischen Ideen". Hervorgehoben wird gerade an diesen beiden der Einfluß deutschen Geistes und Denkens auf die gesamte geistige und völkische Entwicklung der Tschechen und die schicksalshafte Verknüpfung des geschichtlichen Schicksals der Tschechen mit dem des deutschen Volkes beleuchtet. Bei der Schlußbetrachtung „Der politische Standort des tschechischen Frühnationalismus" hebt der Verf. als besondere Eigentümlichkeit dieser Periode der tschechischen Entwicklung das enge Bündnis der tschechischen Politik mit dem feudalen Adel hervor, nämlich zwischen den Vertretern des historischen Rechts (Palacký) mit dem Landespatriotismus der Feudalität. Die Entwicklung zur tschechischen Nation im späteren Sinne des Bündnisses zwischen Nationalismus und Demokratie vollzog sich jedoch unterhalb der Aristokratie. Das deutsche Volk aber gab durch Herder und die Romantik die geistigen, und durch das industriell fortgeschrittene Sudetendeutschtum die sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Bildung eines tschechischen Bürgertums als Hauptträger des Nationalbewußtseins.

In den Anmerkungen bringt Verf. ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis für die einzelnen Kapitel, das durch besondere Heranziehung des rein tschechischen Schrifttums eine wesentliche Bereicherung erfährt.

Im Gegensatz zur überkommenen, überwiegend philologisch-literarischen Geschichtsbetrachtung des Entstehens der tschechischen Nation hat R. das Schwergewicht seiner Studie auf die wirtschaftliche und gesellschaftliche Umwälzung im beginnenden 19. Jh. gelegt als dem entscheidenden Antrieb für die Entstehung des modernen Nationalbewußtseins, in diesem Fall bei den Tschechen. Dabei hebt der Verf. klar heraus, daß der Antrieb zu dieser Umwälzung im böhmischen Raume eindeutig vom deutschen Volk ausging. Besonders begrüßenswert ist auch die weitgehende Verwertung des tschechischen Schrifttums jener Zeit.

Zur Zeit Wehrmacht. GEORG FRANZ.

Zechel, Arthur: Studien über Kaspar Schlick. Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte, hgg. von der historischen Kommission der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag, Bd. 15, Prag 1939, 325 S.

Die umfangreiche Arbeit macht den Versuch, den Kanzler Kaiser SIGISMUNDS, König ALBRECHTS II. und Kaiser FRIEDRICHS III., den Egerer Bürgersohn KASPAR

SCHLICK von dem Vorwurf freizusprechen, daß er nach Sigismunds Tod eine Reihe von Urkunden für sich und seine Familie gefälscht habe. Die älteren Arbeiten stammen von ALTMANN, dem als Kunsthistoriker sehr bedeutenden MAX DVOŘAK und dem Deutschen A. PENNRICH; es dürfte Z. gelungen sein, ein Hauptbeweisstück seiner Vorgänger, eine Urkunde wäre falsch, wenn sie nicht oder nachträglich ins Register eingetragen ist, diplomatisch entkräftet zu haben. Man wird Z. ebenso beipflichten, wenn er die seit der Aufklärungszeit durchgedrungenen moralischen Anschauungen über Trinkgelder nicht auf Schlick anwenden will; man kann manches von unsern Anschauungen ja nicht einmal für die Zeit der Gegenreformation gelten lassen, wie die Arbeiten von P. M. BAUMGARTEN über Bellarmin und die Jesuiten gezeigt haben. Die ausführliche Untersuchung des Lebens und der diplomatischen Tätigkeit Schlicks ist ein sehr wertvoller Beitrag zu der keineswegs noch hinreichend untersuchten Geschichte des deutschen Spätmittelalters.

Ausführlich Stellung nehmen möchte ich zu den Beobachtungen Z.s über den Gebrauch von Titeln und Würden. Z. hat zwar nur Untersuchungen um Schlick vorgenommen; aber was er betont, daß Schlick den Freiherren- wie den Grafentitel nicht führte und nur durch die vorgesetzten Bezeichnungen „magnificus dominus" oder „Edler" als Freiherr erkennbar wäre, kann ich nach den Untersuchungen an den Lehenbüchern der Habsburger, der Erzbischöfe von Salzburg und zahlreicher anderer, auch den Gültbüchern der niederösterreichischen Stände vollauf bestätigen. In den Lehenbüchern des 15. Jh.s ist es lediglich die Bezeichnung „Herr" vor dem Namen, die auf den Freiherrenstand schließen läßt; ja auch sie kann fehlen; so lauten die Eintragungen der Lehenbücher Kaiser Friedrichs III. für die Herren von Kraig in Kärnten, die als Erbtruchsessen Kärntens und vermutliche Seitenverwandte der Vögte von Gurk zu den ältesten Herrengeschlechtern im Land gehörten, nur „Jan von Kreyg anstat sein selbs als der elter und lehentrager Wolfgangens von Kreyg seins vettern" (Wien, Staatsarchiv 130/724, f° 175 um 1450) oder „Conrat von Kreig" (ebenda, f° 200, 23. April 1464) oder „herren Conrats von Krey lehenbrief" (Wien, Statthaltereiarchiv für Niederdonau, Lehenbuch B/2, f° 46, vom 25. August 1497); oder für die Herren von Kapellen nach dem Lehenbuch der Burggrafen von Nürnberg (München, Brandenburg-Ansbach, Lehenbuch 3, f° 93, um 1380—1390) „der von Capellen hat zu lehen"; oder für die Herren von Pottendorf „Fridreich von Potendorff" (Lehenbuch Herzog Albrechts IV. 1395 bis 1404, Wien, Staatsarchiv, S. 102) oder „Kristoff von Potendorff" (Lehenbuch Königs Ladislaus 1452—1457, Notizblatt 1854, S. 238); oder für die Stubenberger „des edel, getreu, besonders lieben Hanns von Stubenberg", 15. April 1449 (Alois LANG, Die Salzburger Lehen in Steiermark, 2. Teil, Graz 1939, S. 392). In allen diesen Fällen wird nur der mit der Geschichte der Landschaft oder der Geschlechter Vertraute imstande sein, Freiherren und Ritter zu scheiden.

In den niederösterreichischen ständischen Gültbüchern, die mit 1547 einsetzen, wird in den 1544 und 1560 angelegten Bänden der Herrenstand nur durch vorgesetztes „Herr" gekennzeichnet wie in den Lehenbüchern Kaiser Maximilians I., also z. B. „Veit Herr von Zelcking, zum Weinberg" (Band 1, f° 7) oder „Herr Hans Adam, Herr von Zintzendorff" (ebenda f° 9), dagegen „Helmhardt Jörger zu Tollet" (Band 3, f° 78, Ritterstand Nr. 95); erst die um 1570 angelegten Bände bringen die vollen Freiherrentitel „Herr Helmhardt Jörger zu Tollet und Köppach, Freiherr auf Khreuspach" (Band 7, f° 23, Herrenstand 26). Es scheint, daß mit 1564, mit welchem Zeitpunkt ja auch eine lange Reihe neuer Hofämter auftritt, und zahlreiche neue Freiherrenerhebungen beginnen, die Adelsbezeichnungen, wie sie später üblich waren, sich durchgesetzt haben.

Wie wenig man von Erhebungen oft erfährt, zeigt das Beispiel der Herren von Tirna, die Wiener Ratsbürger waren, und ohne daß eine Erhebung in den Herrenstand nachweisbar wäre, etwa von 1365 an als Besitzer von Burgen und Herrschaften erscheinen und gelegentlich als Herren bezeichnet werden (L. SAILER, Die Wiener Ratsbürger, Studien aus dem Archive der Stadt Wien 3/4, Wien 1931, S. 249 ff.). Die Übergänge von einem Stand zum andern waren flüssiger als vom 16. Jh. abwärts, wie man noch an zahlreichen Beispielen zeigen kann. Es scheint mir fast, als hätte zwischen 1200 und 1500 die Rechtsstellung des Gutes die des Inhabers bestimmt und nicht sein Titel, wie ja auch der Titel „Herr von Weißenkirchen" bei Schlick zeigt.

Man kann also Z.s Ausführungen auf Grund allgemeiner ständegeschichtlicher Beobachtungen stützen und erhärten. Er hat mit seinen Ansichten über die Standeserhöhungen Schlicks zweifellos Recht.

St. Pölten. E. KLEBEL.

Zotz, L. F.-v. Richthofen, B.: Ist Böhmen-Mähren die Urheimat der Tschechen? Leipzig, J. Barth 1940, 66 S.

Die Verf. dieser Studie, die, obwohl sie sich eines großen wissenschaftlichen Apparates bedienen, für einen breiten Leserkreis geschrieben ist, wenden sich gegen jenen Sagenkreis, der sich um „die Annahme von der Bodenständigkeit der Tschechen in Böhmen und Mähren" gebildet hat. „Dabei ist schwer zu entscheiden, ob diese Sage nun erst entstand, nachdem tschechische Altertumsforscher von Jahrzehnten — freilich vergeblich — versucht hatten, die slawische Urheimat im östlichen und südöstlichen Mitteleuropa nachzuweisen, oder ob eine schon damals bestehende Mär jene Forscher womöglich zu ihren mißglückten Versuchen beflügelt hat."

Unmittelbare Veranlassung, die im Titel der vorliegenden Studie enthaltene Frage zu untersuchen, gab das unterdessen von seinem Verf. wieder aus dem Handel gezogene Buch von I. Borkovský, Staroslovanská keramika ve střední Evropě, Studie k počátkům slovanské kultury (Die altslawische Keramik. Ein Beitrag zu den Anfängen der slawischen Kultur), Acta Praehistorica, Prag 1940. Dieses Buch stellt, wie die Verf. angeben, einen neuerlichen Versuch dar, die Autochthonität der Slawen im böhmisch-mährischen Raum zu begründen. Die beiden Verf. wenden sich aber nicht nur in scharfer Form gegen diese Ausführungen, die sie im einzelnen zitieren, sondern verzeichnen auch sorgfältig alle jene Stellen, in denen tschechische Vorgeschichtsforscher oder Nichtfachleute ähnliche oder doch ähnlich deutbare Gedankengänge äußern oder benützen.

Die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der die vorliegende Studie abgefaßt ist, stellt neuerlich unter Beweis, wie sorgfältig die moderne deutsche Vorgeschichtsforschung selbst verwickelten Problemen nachgehen kann.

Neustupný, J.: Náboženství pravěkého lidstva v Čechách a na Moravě (Die Religion der urgeschichtlichen Bewohner Böhmens und Mährens). Prag, Život a práce 1940, 151 S. mit 44 Abb.

Der Verf., Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung des Landesmuseums in Prag, bietet in seiner für weite Kreise bestimmten Schrift erstmalig einen guten Überblick über alle jene Erscheinungen in Böhmen und Mähren, die als Äußerungen religiöser Vorstellungen gedeutet werden können, darunter eine Reihe wenig oder gar nicht bekannter Altsachen und Tatbestände, deren Veröffentlichung der Fachmann lebhaft begrüßen wird. Hervorzuheben ist auch die Art der Darbietung des ziemlich spröden Stoffes, eine geschickte Aneinanderreihung kleiner und kleinster Monographien, die in ihrer Gesamtheit den Leser unauffällig mit in die Grundfragen der Vorgeschichte der Sudetenländer einführen. Im einzelnen ist die Darstellung einfach und klar und vermeidet alle die üblichen Unsachlichkeiten, die man sonst öfters in ähnlichen Bearbeitungen findet. Zu bemängeln wäre nur, daß der Verf. sich gar zu sehr an das rein Tatsächliche gehalten hat.

Zprávy památkové péče (Berichte der Denkmalpflege). Prag, Schulverlag für Böhmen und Mähren 1938—1940.

Seit dem Jahre 1937 gibt das Ministerium für Schulwesen und Volkskultur in Prag unter der Schriftleitung des Ministerialrates Dr. O. Plicht eine Zeitschrift heraus, die eine fühlbare Lücke ausfüllt. Seit 1918 besaß die staatliche Denkmalpflege kein eigenes Organ mehr und die bestehenden Denkmalämter waren dadurch in der Erfüllung ihrer Aufgaben recht behindert. Denn die da und dort veröffentlichten Berichte und Aufsätze sowie das in den Ämtern selbst aufgespeicherte Material kam nie im wünschenswerten Ausmaße den interessierten Kreisen und selbst den einzelnen, die Denkmalsämter unterstützenden Faktoren zur Kenntnis. Diesem Bedürfnis tragen die vorliegenden „Berichte zur Denkmalpflege" voll Rechnung. Alljährlich erscheinen 10 Hefte im Quartformat, durchschnittlich einen Druckbogen stark. Die einzelnen Hefte bringen in einem wissenschaftlichen Teil kurze Übersichten oder kleine Abhandlungen, ferner Berichte der einzelnen Denkmalämter, Hinweise auf wichtige Neuerscheinungen und amtliche Verlautbarungen. Besonders wertvoll sind die amtlichen Tätigkeitsberichte der einzelnen mit der Ausübung der Denkmalpflege betrauten Einrichtungen (Denkmalämter, Institute, Museen, Archive und einzelne Fachvereine).

Die reich bebilderte und gut ausgestattete Zeitschrift hat sich gut eingeführt und darf als ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Bearbeitung topographisch-statistischer Arbeiten bezeichnet werden.

Orssich de Slavetich, A.: Bubanj, eine vorgeschichtliche Ansiedlung bei Niš. Mitteilungen der prähistorischen Kommission der Akademie der Wissenschaften IV, 1—2, Wien, Hölder-Pichler-Tempsky 1940, 46 S., 11 Tafeln, 2 Karten, Preis 20 RM.

Der Verf. berichtet über eine 5 km westlich von Niš auf der Flur Bubanj — die zugehörige Katastralgemeinde ist leider nicht genannt — unternommene Ausgrabung, die für die jungsteinzeitliche Besiedlung des Morava-Gebietes wertvolle Ergebnisse zeitigte. Der Fundplatz liegt am Zusammenflusse der Morava und der Nischava. Diese günstige Verkehrslage brachte es mit sich, daß hier mehrere voneinander getrennte Siedlungsschichten aufgeschlossen werden konnten. Der Verf. unterscheidet vier Entwicklungsstufen, die sich auf verschiedene, wenn auch untereinander verwandte Kulturgruppen verteilen.

Zuunterst erschien eine Ausprägung jener „vorbandkeramischen" Gruppe der ältesten Jungsteinzeit des unteren Donaugebietes, die durch die unterste Schicht von Vinča, in Starševo und in der Körösgruppe Tompas gekennzeichnet ist. Die zeitliche Stellung der zweiten Schicht von Bubanj und ihr Verhältnis zu anderen etwa gleichalten Fundkomplexen ist zwar noch nicht genauer zu ermitteln, doch hebt der Verf., wohl mit Recht, die starken Beziehungen zu den kupferzeitlichen Kulturen Thessaliens und des westlichen Kleinasiens hervor. Ob auch eine Brücke zu den mitteleuropäischen Kulturen zu schlagen ist, ist eine andere Frage, sicherlich aber besteht ein Zusammenhang mit der sog. Badner Kultur, was der Verf. aber nur andeutet. Irgendwelche genetische Verbindungen mit der bedeutend jüngeren Lausitzer Kultur zu vermuten, erscheint dagegen völlig abwegig. — Die beiden oberen Schichten von Bubanj bergen im allgemeinen nur wenig charakteristische Einschlüsse und mögen bereits in den Beginn des Bronzealters hineinreichen.

Die Darstellung ist gut geschrieben, der Bericht im wesentlichen klar und übersichtlich gehalten, nur stören einige Versehen bei den Tafelverweisen. Die vorliegende Veröffentlichung mit ihren reichen und schönen Bildbeigaben bedeutet eine erfreuliche Bereicherung unseres Wissens um die jungsteinzeitliche Kulturverhältnisse in Altserbien und bietet eine Reihe Anregungen, für die wir dem Verf. zu Dank verpflichtet sind. Für die Erkenntnis einer vom Südosten ausgehenden Strömung zu Ende des Neolithikums, die vielleicht der allgemein anerkannten, aus der entgegengesetzten Richtung wirksamen Bewegung parallelisiert werden kann, ist Bubanj ein wichtiger Baustein.

Vildomec, Fr.: Ein jungsteinzeitliches Gefäß mit eingestochenen Menschengestalten und Tierplastiken von Strzelitz (Südmähren). Wiener prähistorische Zeitschrift XXVII (1940), S. 1—6 mit 3 Abb.

Verf. veröffentlicht ein reich verziertes flaschenförmiges Gefäß, das im Rahmen einer ausgedehnten Ansiedlung der jüngeren bemalten Keramik in Strzelitz, Bezirk Mähr.-Budwitz, zum Vorschein kam. Vom gleichen Fundplatz stammt auch das bekannte Hausmodell aus Ton. Verf. beschreibt das ob seiner ungewöhnlichen Verzierung bedeutsame Gefäß und meint, daß es sich um ein Kultgefäß handle.

Skutil, J.: Beiträge zur Kenntnis der prähistorischen Bergkristallindustrie aus Mähren. Germania XXIV (1940), S. 166—175 mit 5 Abb.

Bergkristall und Rauchquarz finden sich in den westlichen Teilen Mährens verhältnismäßig recht häufig, die natürliche Voraussetzung für das Entstehen einer umfangreicheren Verarbeitung dieser Stoffe. Schon in der jüngeren Altsteinzeit sind aus Mähren einige Belege für das Bestehen einer Bergkristallindustrie vorhanden. Viel bedeutsamer aber sind die Nachweise für die Jungsteinzeit, weil sich die Verarbeitung fast ausschließlich im Rahmen der bemalten Keramik aufzeigen läßt. In diese mährische Ausprägung der ungarländischen Theißkultur fällt auch die Verwendung von Obsidian und der Verf. vermutet zwischen beiden Industrien einen Zusammenhang. Das läßt auch die chronologische Übersichtstabelle (S. 169) er-

kennen, die zeigt, daß in den einzelnen Zeitstufen bzw. in den sie kennzeichnenden Fundplätzen Bergkristall den aus Ungarn stammenden Obsidian ersetzt. Die jüngste Ausprägung der bemalten Keramik in Mähren scheint jedoch keine Bergkristallindustrie mehr zu kennen.

Der klar geschriebene und mit vielen guten Strichzeichnungen bebilderte Aufsatz verdient Beachtung. R.

IV. Slowakei

Varsik, Branislav: Národnostný problém trnavskej univerzity. Le probléme des nationalités à l'université de Trnava (Das Nationalitätenproblem der Tyrnauer Universität). Bd. 27 der „Práce Učené Společnosti Šafáříkovy" (Arbeiten der Gelehrten Šafařík-Gesellschaft), Preßburg, Gelehrte Šafařík-Gesellschaft 1938, 259 S., VIII Tafeln, Fr. Zsf. S. 235—242.

Verf. beschäftigt sich eingehend mit dem Nationalitätenproblem der Tyrnauer Jesuitenuniversität, die zur Durchführung der Gegenreformation in Ungarn im Jahre 1635 von Erzbischof PETER PÁZMÁNY gegründet wurde. Es handelt sich hier um keine slowakische Universität, wenn auch die Slowaken (Slavi) die relative Mehrheit unter den Hörern ausgemacht haben. Das Werk versucht den von den madjarischen Historikern aufgestellten Anspruch auf diese Universität abzuschwächen und die kulturelle Überlegenheit des Slowakentums herauszustellen. Zu diesem Zwecke untersucht Verf. die Universitätsmatrikeln bis zum Jahre 1680. Die Arbeit ist dadurch zeitlich begrenzt, denn erst die Bearbeitung aller Universitätsmatrikeln bis 1777, dem Jahr der Überführung der Tyrnauer Universität nach Ofen, könnte ein abgerundetes Bild geben. Doch die Absicht des Verf.s, alle Universitätsmatrikeln zu behandeln, scheiterte an dem geringen Entgegenkommen der ungarischen amtlichen Stellen.

Der Nationalität nach ist eine slowakische Mehrheit in diesem Zeitraum festzustellen. Zur Erklärung dieser Tatsache muß hinzugefügt werden, daß die madjarischen Protestanten und die deutschen Lutheraner auswärtige Universitäten besuchten. Die Tyrnauer Universität, deren Ziel die Heranbildung eines bodenständigen katholischen Klerus war, stand im Dienste der Gegenreformation. Diese machte unter den Slowaken größere Fortschritte als unter den Deutschen.

Die Arbeit verrät sehr großen Fleiß und Gründlichkeit. Der Zustrom der katholischen Slowaken zur Tyrnauer Universität gehört zu den bedeutendsten kulturellen Vorgängen in der slowakischen Geschichte.

Einzelne Thesen der Arbeit erwecken oft einen Widerspruch, der aber weniger in der historischen Konzeption des Verf.s, als in der Art und Weise, wie die Matrikeln geführt wurden, liegt.

Das Werk ist eine wertvolle Bereicherung der slowakischen historischen Literatur. Neben D. RAPANT gehört Verf. zu den bedeutendsten slowakischen Historikern der Gegenwart, denen es um ehrliche und wissenschaftliche Auseinandersetzung zu tun ist.

Horn, Emanuel: Slovenský pravěk (Die slowakische Urzeit). Olmütz 1939, 32 S.

Verf. bringt in seiner Arbeit eine Darstellung über die slowakische Urzeit, die weder den historischen noch den philologischen Tatsachen gerecht wird. Auf die einzelnen Kleinigkeiten philologischen Inhalts, die durch gar nichts begründet werden, kann hier nicht eingegangen werden. Wichtiger sind die historischen Thesen, die Verf. aufstellt, in denen er behauptet, daß schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert die Slowakei mit Urslowaken besiedelt gewesen sei, daß dieselben über das Scharischer Gebiet nach den übrigen Gegenden der Slowakei eingewandert seien u. ä. m. Diese Thesen möchte Verf. mit philologischen Erklärungen stützen, so mit dem Namen Bartfeld u. a. m.

Wenn Verf. behauptet, daß das slowakische Gebiet schon im 4. Jh. v. Chr. von baltischen Slawen besiedelt gewesen sei, die dann von den „Urslowaken" aufgesogen wurden, so kann eine solche These nicht ernst genommen werden. Es gibt hierfür keinerlei Anhaltspunkte, weder historische noch philologische, geschweige denn archäologische. Die Arbeit, die die Studie eines Privatgelehrten darstellt, hat mit Wissenschaft nichts zu tun, mögen noch so viele philologische Erklärungen ein-

geflochten sein. Sie ist willkürlich, phantastisch ausgeschmückt und ohne realen Hintergrund. Sie kann und muß in allen Punkten abgelehnt werden. Man wundert sich, daß sie überhaupt veröffentlicht werden konnte und daß sie noch dazu von der Vereinigung der mährisch-slowakischen Prähistoriker genehmigt wurde.

Mišković, Alojz: Napravená krivda. Vrátené kraje vo Spiši, Orave a Čadčianskom okrese (Wiedergutgemachtes Unrecht. Die zurückgekehrten Gebiete der Zips, der Orawa und des Tschadzaer Kreises). Sankt Martin am Turz, Verlag Kompas 1940, 209 S.

Verf. behandelt in erzählender Form die Rückkehr der von den Polen in den Jahren 1920—1939 entrissenen Gebiete der Zips, der Orawa und des Tschadzaer Kreises. Er behandelt in sehr ausführlicher Weise die Geschichte des Anschlusses dieser Gebiete an Polen, das Plebiszit sowie die slowakischen Proteste (S. 33—111). Weniger gut und stellenweise ganz ins Gegenteil verzerrt ist die historische Darstellung, die den slowakischen Anspruch rechtfertigen soll. Die Darstellung des Verf.s über die Zipser Ortschaften bedarf einer Korrektur. Wenn Verf. auf S. 148 behauptet, daß Friedmann nur einen deutschen Kolonisator, nicht aber deutsche Bewohner hatte, so stimmt das nicht. Friedmann, Katzwinkel, Krempach (Krummbach), Falstin (Falkenstein) usw. bilden einen Teil des im Mittelalter sehr weitverbreiteten Dunajetzer Siedlungsgebietes, das aber deutsch, und nicht slowakisch oder polnisch war. Verschiedene Fragen, wie die Slowakisierung der vom Norden her eingewanderten Polen und Goralen, die dialektologische Untersuchung dieser Gebiete, die Gegenreformation, die von Krakau her erfolgte, und die Sichtung des Brauchtums müssen erst geklärt werden. Die Kulturlandschaft der Nordzipser Ortschaften, die heute slowakisiert sind, ist dagegen deutsch. Die statistischen Daten, die Verf. auf S. 155 anführt, kennen nur Slowaken und Polen. Die anderen Nationalitäten werden nicht angeführt. So erhält man auf diese Weise ein ganz falsches Bild von der Zips. Für die wissenschaftliche Beurteilung dieser Frage ist eine solche oberflächliche Handhabung der statistischen Daten nicht förderlich. Im Anhang werden die Dokumente zur slowakisch-polnischen Frage mitgeteilt. Vier Kartenbeilagen dienen der Ergänzung. Die Ausführungen des Verf.s sind stellenweise zu persönlich und mehr propagandistischer als wissenschaftlicher Natur. Die zweite Landkarte, die die Siedlungen südlich von Krakau als slowakischen Volksboden und als slowakischen historischen Anspruch auf diese Gebiete herausstellt, kann als verfehlt gelten.

Sedlák, Ján: Básnický profil Andreja Žarnova (Das dichterische Profil Andreas Žarnovs). Preßburg, ohne Jahr, Čas, Bd. 1 des „Slovenské dielo" (Slowakisches Werk), hgg. von JOHANN SEDLÁK, 40 S.

Der unter dem Pseudonym Andrej Žarnov schreibende Mediziner Franz Šubík gehört zu den Dichtern der nationalen Pathetik. Sein Werk „Stráž pri Morave" (Wacht an Mährens Grenze) wurde von den Tschechen 1926 konfisziert. Das Bauerntum besang er als einer der wenigen slowakischen Dichter im Werk „Hlas krvi" (Stimme des Blutes). Für seine dichterischen Leistungen erhielt er den Staatspreis für Literatur. Verf. untersucht das gesamte dichterische Werk Žarnovs und entwirft dessen dichterisches Profil.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Rudershausen, Jutta: Lebens- und Sozialverhältnisse in der Slowakei. Preßburg, Andrej 1940, 42 S., 1 Karte.

Eine der vordringlichsten Aufgaben, vor die sich der neue slowakische Staat bei seiner Gründung gestellt sah, war zweifellos die Hebung des sozialen Niveaus des slowakischen Volkes. Wenn bisher aus dem natürlichen Reichtum des Landes nicht der entsprechende Nutzen für eine soziale Befriedung der Bevölkerung gezogen werden konnte, so lag der Grund hiefür in der politischen Unselbständigkeit. Heute steht die Einschaltung aller slowakischen Arbeitskräfte in die nationale Produktion und vor allem die Regelung der Lohnfrage, d. h. Hebung der Kaufkraft der slowakischen Bevölkerung im Vordergrund der sozialen Bestrebungen.

Einen Beitrag zum Verständnis dieser Probleme bietet uns vorliegende Untersuchung, die uns vor allem ein anschauliches Bild von den Lohn- und Arbeitsverhältnissen in den einzelnen Berufszweigen vermittelt. Es wird gezeigt, welche Erfolge im Zuge der Neugestaltung des sozialen Lebens bereits erzielt werden konnten und was noch erreicht werden muß, um in dieser Hinsicht eine befriedigende und dauerhafte Ordnung zu gewährleisten.

München. F. AUBELE.

Die Slowakische Republik. Rückblick auf den Freiheitskampf und politisches Profil. Nr. 2 der „Blauen Bücherei", Preßburg, ohne Jahr, Tatra, 101 S.

Das kleine Büchlein, das rein informativen Charakter hat, behandelt im ersten Kapitel in sehr populärer Weise die geographische Lage der Slowakei (S. 7—11). Im zweiten Kapitel „Slowaken im Auslande" (S. 13—17) wird die Zahl der Auslandslowaken mit 1,390.000 angegeben, eine Zahl, die als zu hoch angesehen werden muß, da ja Verf. selber der Auffassung ist, daß 45—50% aller Slowaken im Ausland leben (S. 16), somit könnte nach Verf.s Darstellung die Zahl der Auslandsslowaken höchstens 1,100.000 Seelen betragen. Das dritte Kapitel ist dem politischen Kampf des slowakischen Volkes um seine Freiheit gewidmet (S. 19—36). Das vierte Kapitel behandelt die Entstehung des slowakischen Staates (S. 37—53). Die verfassungsrechtliche Stellung der Slowakei kommt im fünften Kapitel zur Sprache (S. 55—69). Die slowakische Armee wird im sechsten Kapitel gewürdigt (S. 71—88). Den Schluß bildet eine Art Reiseführer.

Die Slowakische Republik. Soziale Fürsorge und Kulturleben. Nr. 3 der „Blauen Bücherei", Preßburg, ohne Jahr, Tatra, 109 S.

Auch der 3. Band der „Blauen Bücherei" hat nur informativen Charakter. Zu den wichtigsten Beiträgen gehören: Die Sozialfürsorge (S. 7—44) und das literarische und kulturelle Leben der Slowakei (S. 45—62), welch letzterer weniger befriedigt. Die slowakische bildende Kunst wird auf S. 63—71 behandelt. Der Beitrag über das slowakische Theater ist einer der besten dieser Sammlung (S. 73—84). Das gleiche gilt vom Beitrag über die slowakische Musik (S. 85—109). Die Beiträge tragen leider nicht die Namen der Verf. Auch geben die Beiträge von dem kulturellen Leben der Slowakei und der Slowaken kein getreues Bild wieder und sind von Entstellungen nicht freizusprechen. Die deutsche Übersetzung der slowakisch abgefaßten Beiträge läßt zu wünschen übrig.

Koperdan, Michal: Porovnávacia gramatika východoslovenského nárečia (Vergleichende Grammatik des ostslowakischen Dialektes). Turč. Svätý Martin, Matica slovenská 1940, 43 S.

Das Ostslowakische bzw. die ostslowakischen Dialekte waren lange Zeit hindurch ein Stiefkind der Slawistik. Erst in den letzten Jahren hat man sich mit ihnen mehr beschäftigt, so vor allem NICOLAAS VAN WIJK. Während man noch vor kurzem der Meinung war, daß das Ostslowakische größere Ähnlichkeit mit dem Mittelslowakischen habe, steht nun heute einwandfrei fest, daß das Ostslowakische mehr dem Westslowakischen verwandt ist. Fremde Einflüsse waren hier stärker wirksam, denn sowohl das Polnische wie das Ukrainische greift in das ostslowakische Sprachgebiet hinüber.

Die Grammatik, die Verf. zusammengestellt hat, kann als ein gut gelungener Versuch bezeichnet werden. Eine systematische Erfassung des ostslowakischen Dialektes fehlte bis jetzt. Die Grammatik ist nicht nur eine Handhabe für die Lehrerschaft, sondern für einen jeden, der dieses Gebiet kennenlernen will. Auf Grund der vorliegenden Studie ist der Nachweis erbracht, daß die Ostslowaken nicht als ein eigenes Volk angesprochen werden können und daß sie keineswegs eine von den Westslowaken verschiedene Sprache sprechen.

Pravidlá slovenského pravopisu s pravopisným slovníkom (Regeln der slowakischen Rechtschreibung mit Rechtschreibwörterbuch). St. Martin am Turz, Matica slovenská 1940, 475 S.

Der Kampf um eine einheitliche slowakische Rechtschreibung wurde während der 20jährigen tschechoslowakischen Herrschaft von der Matica slovenská mit harter Konsequenz geführt. Ihr Organ, die „Slovenská reč" (Slowakische Sprache), verlangte eine Enttschechisierung der slowakischen Sprache. Die radikale Enttschechisierung vertrat neben den „Slovenská reč" die 1940 gegründete Zeitschrift „Slovenský jazyk" (Slowakische Sprache), die von HENRICH BARTEK und seinen Mitarbeitern redigiert wurde. In den zwischen den Mitarbeitern der „Slovenská reč" und des „Slovenský jazyk" ausgebrochenen Streit mischte sich das slowakische Schulministerium ein, übertrug die Gesamtredaktion des Wörterbuches der Matica und verlangte die Einstellung der Zeitschrift „Slovenský jazyk". Aus diesem Grunde sind auch gewisse Fehler im Rechtschreibwörterbuch zu erklären. So wird auf S. 93 für die Neubildung tohto Stellung genommen, dagegen kommt auf S. 404 zweimal tohoto statt tohto vor. Die dem Deutschen entlehnten Ausdrücke wurden weitgehend beseitigt. So fehlt fréza für Fräse, Adalbert wurde durch Vojtech ersetzt, cverna durch niť, flajster durch nálepok, frišný durch čerstvý, kanonier durch delostrelec, klamra durch skoba, lojtra durch rebrík, paklík durch balík usw. ersetzt.

Vorliegendes Rechtschreibwörterbuch stellt einen weiteren Beitrag zur Stabilisierung der slowakischen Schriftsprache dar, bedeutet aber noch nicht die letzte Kodifizierung.

Zauner, Alfons: Praktická príručka slovenského pravopisu (Praktischer Leitfaden der slowakischen Rechtschreibung). St. Martin am Turz 1940, 87 S.

Kurz slovenčiny (Kurs der slowakischen Sprache). Hgg. von der Matica slovenská, St. Martin am Turz 1940—1942, Lieferung 1—59.

Šimončič, E.: Praktická príručka slovenskej mluvnice a pravopisu (Praktischer Leitfaden der slowakischen Grammatik und Rechtschreibung). Modern 1941, 116 S.

Die Einführung der neuen Rechtschreibung im Jahre 1940 bedeutete eine nicht unwesentliche Änderung der vorhandenen Sprachlehren und Lehrbücher der slowakischen Sprache. Neue Sprachlehrbücher sind spärlich und unvollständig, so daß die alten Lehrbücher von DAMBORSKÝ und MACHT weiterverwendet werden müssen. Sehr gut und übersichtlich ist der Leitfaden, den Z. verfaßt hat, unbrauchbar aber der von Š., der mit seinen vielen Druckfehlern nur Verwirrung schafft. Das Werk „Kurz slovenčiny", das die Matica slovenská herausgibt, muß als das beste von allen bis jetzt erschienenen Lehrbüchern bezeichnet werden. All diese Leitfäden und Lehrbücher behandeln nur am Rande die Syntax und die Stilistik. Eine slowakische Grammatik, die wissenschaftlich fundiert ist und die neue Rechtschreibung berücksichtigt, gibt es derzeit noch nicht. Š. bringt auf S. 96—108 einen Entwurf zur slowakischen Syntax, der aber unvollständig ist.

Bor, Ján E.: Vojtech Tuka, úvod do života a diela (Adalbert Tuka. Einführung in sein Leben und sein Werk). Turc. Sväty Martin, Kompas 1940, 200 S. (Dt. Ztsf.: S. 195—200).

Verf., der zu den bekanntesten slowakischen Literarhistorikern und Publizisten zählt, unternimmt in der vorliegenden Arbeit den Versuch, das Leben und das Werk des gegenwärtigen slowakischen Ministerprässidenten und Außenminiters einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Es ist dies nicht die erste Arbeit, die sich mit der Persönlichkeit Tukas befaßt. Der slowakische Emigrant FRANZ JEHLIČKA hat in seiner Studie „Une Etape du Calvaire Slovaque. Le procès Tuka (1929—1930)" dieselbe der Weltöffentlichkeit in seinem Sinne schon behandelt. Die Darstellung des Verf.s beschränkt sich nicht allein auf das Leben und die politische Tätigkeit Tukas, sondern in ihr wird auch die Ideologie aufgezeigt, die dieser Mann, der zu den fanatischesten Vorkämpfern für die slowakische Autonomie gehört, vertreten hat und vertritt. Tukas Weg vom slowakischen Autonomismus zum slowakischen Nationalsozialismus ist klar aufgezeigt. Seine Tätigkeit als Wissenschaftler und als Journalist, vor allem als Staatsrechter, nehmen einen breiten Raum in der Darstellung ein. Manches vermißt man in der Darstellung, so vor allem die Berücksichtigung der zahlreichen Leitartikel und Aufsätze Tukas, die im „Slovák" erschienen sind. Sie geben erst ein klares Bild vom politischen Werdegang

Tukas. Die Arbeit will keine abgerundete Biographie sein, sie stellt eine Einführung in das Leben und das Werk des slowakischen Staatsmannes und Wissenschaftlers dar. Als solche zeichnet sie sich durch eine wissenschaftliche Note besonders aus. Verf. hat durch seine Arbeit, die frei von Übertreibungen, frei aber auch von politischen Rachegefühlen gegen die einstigen tschechoslowakischen Machthaber ist, die Weltanschauung Tukas, die religiös und völkisch fundiert ist, herausstellen wollen. Diese Absicht konnte er dank seiner Fähigkeiten und seiner gründlichen Kenntnisse über das slowakische kulturelle Leben der letzten Jahrzehnte verwirklichen.

Riedl, Franz: Das Deutschtum zwischen Preßburg und Bartfeld. Berlin, Volk und Reich Verlag 1940, 26 S., 55 Bildseiten und 1 Karte.

Eine gut zusammengestellte und übersichtliche Darstellung des Slowakeideutschtums, die für die breite deutsche Öffentlichkeit bestimmt ist. Verf. gibt in knappen, aber trefflichen Bildern eine Übersicht über die kulturelle Leistung des Slowakeideutschtums, dabei auch die geschichtlichen Vorgänge berücksichtigend. Das Problem der Slowakisierung und das der Madjarisierung wird gestreift. Eine vollkommene Darstellung will das Büchlein nicht sein; so konnte auch die kulturelle Leistung der Zipser Deutschen, die noch ihrer Darstellung harrt, nicht in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt werden. Wichtig sind die Daten, die Verf. über den derzeitigen Stand der deutschen Volksgruppe in der Slowakei gibt, dabei den sozialen, politischen und kulturellen Aufbau betonend. Das Hervorheben der gegenwärtigen volkspolitischen Arbeit gibt ein abgerundetes Bild. Eine Karte, die dem Büchlein beigefügt ist, gibt nicht nur den Umfang des heutigen deutschen Volksbodens, sondern auch den des mittelalterlichen wieder. Die Ortsbezeichnungen bedürfen aber einer Korrektur. Zu berichtigen ist die Schreibweise Gyetva (richtig Detva), Dobrocs (Dobroč oder deutsch Dobrotsch), Krombach (Krompach), Helpa (Helpach) u. a. m.

Linguistica Slovaca. Bd. III, Preßburg, Erudita Societas Slovaca 1941, 176 S., 3 Beilagen.

Der 3. Band der Linguistica Slovaca zeichnet sich von den vorgehenden beiden scharf ab. Die Beiträge bringen eine Reihe interessanter Tatsachen und Probleme, wobei die Fragen, die die Slowakei betreffen, nicht zu kurz kommen. J. M. Kořinek bringt einen sehr guten Beitrag „*Über die Substitution von Sprachen in den einzelnen Kulturstilen und besonders im wissenschaftlichen Stil" (S. 10—24). J. Blaho ist mit dem französischen Beitrag „Substrats préromans en slovaque" (*ü, ganda, manna, arava, dunum*) (S. 25—40) vertreten. Von N. van Wijk stammt der Beitrag „Zum urslavischen sogenannten Synharmonismus der Silben" (S. 41—48). Fr. Kalda lieferte einen Beitrag „*Zum System der niederländischen ‚mutae'", Franz Grivec referiert über schwere Stellen in den Vitae Konstantins und Methods (Težka mesta v žitjich Konstantina in Metodija), Václav Machek gibt eine Erklärung über das slawische rarogs „Würgfalke" und seinen mythologischen Zusammenhang, wobei er die verschiedensten Deutungen und Erklärungen berücksichtigt. Josef Martinka versucht den Ursprung und die Bedeutung des Flusses Hernad (Kundert) zu erklären. Die Erklärung aus dem Slawischen horn-ad klingt etwas unwahrscheinlich, da eine slawische Bezeichnung für den im Deutschen bekannten Kundertfluß schon aus dem Grunde nicht in Frage kommen kann, da die Umgebung des Flußgebietes nicht von Slawen bewohnt war. Der Versuch, alle Berg- und Flußnamen der Slowakei aus dem Slawischen abzuleiten, ist verfehlt, da hier die Namengebung bereits vor der slawischen Einwanderung stattgefunden hatte. Man muß der Auffassung Melichs zustimmen, daß der Ursprung des Namens Hernad (Kundert) unbekannt ist. Robert L. Rudolf referiert über „*Die bayrischen Lautwandel b〉p, b〉w, w〉b und f〉w in den deutschen Lehnwörtern der slovakischen Sprache" (S. 103—109), wobei er den Standpunkt J. Škultétys ablehnt, der der Ansicht ist, daß die deutschen Lehnwörter in der slowakischen Sprache nicht durch die karpatenländischen Deutschen vermittelt worden seien. Verf. gelingt der Gegenbeweis auf Grund des Lautwandels, wobei die Arbeiten von E. Schwarz, H. Weinelt und J. Hanika bereits eine gute Grundlage bilden. I. Kotvan berichtet über die Beziehungen Josef Ignaz Bajzas zur slowakischen Sprache, L. Novák bringt den

Abdruck der ältesten tschechischen Urkunde der Slowakei, die das Datum des 13. Dezember 1422 trägt und aus Skalitz stammt. L. Šimovič bringt Auszüge aus den Stadtbüchern von Skalitz, die sich auf das 16. und 17. Jh. beziehen. Das Dunkel, das bis jetzt über Skalitz herrschte, wird ein wenig erhellt, doch fehlen authentische Nachrichten bis zum Jahre 1420. J. Béder bringt Dialektproben aus Lukačovice.

Preßburger Börse. Jahresbericht für das Jahr 1940. Preßburg 1941, 80 S.

Aus dem Inhalt ist der Beitrag von J. Fundárek hervorzuheben: „Das Gesetz über die Preßburger Börse" (S. 19—33). Der Bericht des Sekretariats (S. 33—65) gibt eine Übersicht über die Effekten-, Waren- und Holzabteilung und informiert über das Börsengericht, die Sachverständigenabteilung, die Mitgliedsbewegung, die Börsenorgane, die Tätigkeit der Börsenmakler und die Organisation des Sekretariats.

Berlin. M. Schwartz.

Der slowakische Judenkodex. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Ludwig A. Dostal. Preßburg, Roland-Verlag 1941, VIII + 90 S.

In Erkenntnis der Bedeutung des Judenproblems hat es die slowakische Regierung unmittelbar nach der Entstehung des freien slowakischen Staates unternommen, dem jüdischen Einfluß durch gesetzliche Maßnahmen entgegenzutreten. Nach mehreren Übergangsbestimmungen ist nunmehr die Verordnung Z. 198/1941 Sl. Ges. Bl., gemeinhin Judenkodex genannt, als endgültige Rechtsgrundlage für die Stellung des Juden im slowakischen Staat anzusehen.

Durch die Übersetzung dieses slowakischen Judenkodex ist dieser der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht worden.

Adolf, Bernhard: Die Wirtschaft der Slowakei. Prag, Volk und Reich-Verlag 1941, VIII + 327 S. [Als Manuskript gedruckt.]

Mit der Verkündung seiner Selbständigkeit im März 1939 begann der junge slowakische Staat auch zum ersten Male als eine selbständige Wirtschaftseinheit in Erscheinung zu treten. Es liegt auf der Hand, daß im Zuge dieser beginnenden selbständigen Gestaltung des nationalen Lebens neben den politischen auch vor allem eine Reihe wirtschaftlicher Probleme zu lösen waren. Um nun die Bedeutung der Slowakei als neuen Wirtschaftsfaktor im mitteleuropäischen Raum richtig zu verstehen, ist es notwendig, die wirtschaftliche Struktur des Landes kennenzulernen. Hat es bisher noch an einer diesem Erfordernis Rechnung tragenden Darstellung gefehlt, so ist nun vorliegende Arbeit in jeder Hinsicht geeignet, uns ein umfassendes Bild des slowakischen Wirtschaftslebens zu vermitteln. Es wird untersucht und gezeigt, in welcher Weise die Slowakei in der kurzen Zeit ihres Bestehens den Aufbau ihrer Land- und Forstwirtschaft, ihrer Industrie und ihres Handels vollzogen hat und an welche Entwicklung sie hiebei anknüpfen konnte.

Bei der Darstellung der einzelnen Teilgebiete des slowakischen Wirtschaftslebens berücksichtigt Verf. folgende drei Leitgedanken: erstens ergibt sich die der Neuordnung der slowakischen Wirtschaft zugrunde liegende Aufgabenstellung aus der volkswirtschaftlichen Struktur des Landes als einem Industrie- und Agrarland. Ein zweites bestimmendes Moment ist die grundsätzliche Anpassung der slowakischen Wirtschaft in ihren Organisationsformen an das System der Staatsführung und drittens bedeutet die Übernahme der autoritären Organisationsform für die slowakische Wirtschaft gleichzeitig die organische Einfügung in das Prinzip der Neuordnung des europäischen Raumes, d. h. Lenkung der Produktion unter dem Gesichtspunkt einer möglichst fruchtbaren Ergänzung des mitteleuropäischen Marktes. Der Abschnitt über den Außenhandel (S. 239—267) gibt uns gerade von den in dieser Hinsicht bereits in verhältnismäßig kurzer Zeit erzielten Erfolgen ein recht anschauliches Bild.

Verf. hat ein reichhaltiges Material über alle Zweige der slowakischen Wirtschaft zusammengetragen und ausgewertet, er hat sich darüber hinaus bemüht, seine Untersuchungen mit zahlreichen statistischen Angaben auszugestalten, was deshalb anerkennenswert ist, weil über die Slowakei besonders im wirtschaftlichen Sektor bisher bekanntlich jegliches statistisches Material gefehlt hat. Daß dem-

zufolge bei der Sammlung und Auswertung des Zahlenmaterials besondere Schwierigkeiten zu bewältigen waren, ist nur zu leicht verständlich, es lassen sich in einem solchen Falle auch gewisse Ungenauigkeiten nicht vermeiden, ihre Ursache ist immer wieder in dem bestehenden Mangel geeigneter Unterlagen zu suchen.

Im ganzen gesehen kann die Arbeit, die erste größere Veröffentlichung über die slowakische Wirtschaft, als eine recht wertvolle Bereicherung der Einzeldarstellungen über die wirtschaftlichen Kräfte des südosteuropäischen Raumes gewertet werden.

München. FRANZ AUBELE.

Petreas, Johann Oskar: Die Slowakei im Umbruch. St. Martin am Turz, Verlag Kompas 1941, 195 S.

Der Verf., ein gebürtiger Zipser, unternimmt im vorliegenden Werke, das informatorischen und zum Teil propagandistischen Charakter trägt, den Versuch, die Geschichte des slowakischen Volkes vom 5. Juni 1938 bis zum 14. März 1939 darzustellen. Das Buch ist als publizistische Darstellung im Vergleich zu anderen Darstellungen ähnlichen Inhalts (Die Slowakische Republik. Rückblick auf den Freiheitskampf und politisches Profil. Preßburg 1940) als sehr gut gelungen zu betrachten. Das gilt sowohl vom Inhalt wie vom Stil. Für den Außenstehenden, der die Verhältnisse in der ehemaligen tschechoslowakischen Republik nicht kennt, müßte eine kurze Übersicht über die Geschichte von 1918—1938 geboten werden. In acht Kapiteln behandelt Verf. die dramatische Geschichte dieses kurzen Zeitraumes. Nach einem kurzen Vorwort macht er den Leser mit der „Kampfstätte Tschechoslowakei" (S. 7—30) bekannt, geht dann auf ANDREJ HLINKA, den verewigten Slowakenführer (S. 31—42) näher ein, behandelt die slowakischen Autonomiebestrebungen („Los von Prag!", S. 43—74), den Sieg von Sillein (S. 75—100), die „Tschechoslowakischen Wandlungen" (S. 101—128), die Forderung nach dem selbständigen slowakischen Staat (S. 129—146), den tschechischen Terror in den Märztagen 1939 (S. 147—168) und den Marsch in die Freiheit (S. 169—189).

Verf. hat die ihm gestellte Aufgabe, eine „politische Reportage" geben zu wollen, vorbildlich gelöst. Im Gegensatz zu anderen politischen Reportagen, die auf Bilddokumente nicht verzichten können, muß vorliegende Reportage als plastisch und klar bezeichnet werden.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Eisner, J.: Ein Warenlager eines Töpfers aus der mittleren Bronzezeit im slowakischen Marchgebiet. Wiener Prähistorische Zeitschrift XXVII (1940), S. 171 bis 180 mit 4 Abb.

Im Bereiche der mitteldanubischen Hügelgräberkultur kommen häufig Töpferöfen und Warenlager von Töpfern zum Vorschein. Ein derartiges Lager wurde in Zohor, Bezirk Preßburg, bei der Anlegung einer Kalkgrube aufgeschlossen. Die Gefäße standen in einem 130 cm langen und 80 cm breiten Raum von 100 cm Tiefe in vier Schichten übereinander und gehören in die Bronzezeitstufe C (nach Reinecke). Dieser Stufe sind auch die übrigen bekannten Töpferöfen und Geschirrlager zuzurechnen.

Willvonseder, K.: Eine Spindlersfelder Fibel von Lubina in der Slowakei. Germania XXV (1941), S. 6—10 mit 1 Abb.

Oberhalb eines Steinbruches bei Lubina, Bezirk Neustadtl a. d. Waag, wurde 1939 vereinzelt eine reich verzierte Spindlersfelder Fibel gefunden, die in das Museum in Pistyan gelangte. Verf. beschreibt das Stück, das zu den schönsten Exemplaren ihrer Art gehört, weist auf Parallelen hin und teilt es der Hallstatt-A-Stufe (Montelius Per. IV) zu. Der Fundplatz der Fibel bietet ihm sodann Anlaß, auf die Bedeutung der Miawa-Senke als uralten Verbindungsweg zwischen dem Marchtal und dem Karpatenbecken hinzuweisen. R.

V. Ungarn

Vinkovits, Sándor: Szentendre sziget földrajza (Geographie der Insel St. Andreas). Budapest 1936, 19 S.

Eine kurze, aber gute Monographie der in der Donau gelegenen Insel Szentendre (St. Andreas), die vor allem die geographischen Gegebenheiten behandelt, dagegen wird die Bevölkerung der vier auf der Insel befindlichen Ortschaften nicht näher berücksichtigt. Eine Paginierung der Studie wurde nicht durchgeführt.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Graf, Andreas: Übersicht der antiken Geographie von Pannonien (Dissertationes Pannonicae, ser. I. fasc. 5). Budapest, Institut für Münzkunde und Archäologie der Peter Pázmány-Universität 1936, 156 S. + 1 geogr. Karte.

Monographische Darstellungen einzelner antiker Länder gehören, speziell für unser Gebiet zu den Seltenheiten. Wenn wir von veralteten Werken, wie JUNG, Römer und Romanen in den Donauländern, oder von FR. PICHLERS kritikloser und etwas sonderbarer „Austria Romana" absehen, sind wir im allgemeinen nur auf die entsprechenden Abschnitte in der Realencyklopädie von PAULY-WISSOWA-KROLL angewiesen, wo aber gerade der Artikel Pannonia bisher noch ausständig ist. Um so dankbarer dürfen wir dem Verf. des vorliegenden Buches sein. Der Titel ist vielleicht nicht ganz zutreffend, insoferne wir nicht eine Übersicht über das Gesamtgebiet der antiken Geographie Pannoniens erhalten, sondern im allgemeinen nur eine relativ ausführliche Topographie dieser Provinz, der in einem wesentlich kürzeren Abschnitt (S. 5—42) eine historische Darstellung der Grenzen und deren Entwicklung bis in die diokletianische Zeit vorangestellt ist. Dieser erste Abschnitt behandelt außerdem auch in der richtigen Erkenntnis, daß die römische Grenzziehung irgendwie in Zusammenhang mit dem Umfang der einheimischen Stammesterritorien stehen muß, die verschiedenen Stämme auf dem Gebiete Pannoniens. Der zweite umfangreichere Abschnitt (S. 42—135) bringt eine eingehende Topographie, bei der als Einteilungsprinzip die großen, Pannonien durchziehenden Straßen dienen, zuerst die Straße über den Birnbaumer Wald nach Emona (S. 42—45), dann Emona—Singidunum (S. 45—59), Emona—Poetovio—Mursa—Cibalis (S. 59—67), Poetovio—Carnuntum—Vindobona (S. 68—85), und schließlich die Limesstraße von Carnuntum über Brigetio—Aquincum nach Taurunum (S. 85—116). Dann wendet sich der Autor ganz unvermittelt, mitten in einem Absatz den verschiedenen Siedlungen im Innern Pannoniens zu (S. 116—130) und bespricht noch kurz am Schlusse (S. 130 bis 135) die römischen Reste am linken Donauufer. Ich habe diese Einteilung ausführlich wiedergegeben, da die Arbeit selbst außer den zwei Hauptabschnitten keinerlei äußere Gliederung aufweist, was die Benutzung trotz ausführlichem Index erschwert. Auch die beiden Hauptabschnitte selbst haben keine Überschrift und da auch ein Inhaltsverzeichnis fehlt, kommt man leider erst bei einer vollständigen Lektüre auf das Einteilungsprinzip dieses schließlich doch auch als Nachschlagebuch gedachten Werkes. Wie erwähnt, bietet der Verf. durchaus nicht alles, was wir von einer antiken Geographie Pannoniens erwarten. Mancherlei, wie das Problem der ländlichen Besiedlung, die antiken Quellen zur Geographie Pannoniens, Bodenkultur, antike Ausbeutung der Bodenschätze usw. bleibt unerwähnt. Das soll natürlich den Wert der Arbeit nicht mindern. Auch die ausführliche Topographie, die G. bietet, ist ein wertvoller und hochwillkommener Beitrag. Der Verf. hat sich wirklich bemüht, die vielen verstreuten Quellen zu sammeln und auszuwerten. Besonders wichtig ist, daß einmal die ungarische Literatur in einer weiteren Kreisen verständlichen Sprache übermittelt wird, ist doch gerade von der ungarischen Forschung, wie eben G.s Arbeit zeigt, ausgezeichnete Vorarbeit geleistet worden. Der Verf. hat sich aber auch bemüht, die slowenische und serbische und kroatische Literatur zu erfassen, wobei er allerdings, wie es scheint, mit sprachlichen Schwierigkeiten zu tun hatte. Leider ist die ältere südslawische Literatur nicht immer herangezogen, obwohl sich auch hier ab und zu wertvolles Material findet. So vermisse ich z. B. für Kroatien die im Rad Jugoslav. Akademije XXIII (1873), S. 86 ff. erschienene Arbeit von KUKULJEVIĆ über das römische Pannonien. Neuere Arbeiten, die erst im Laufe des Druckes erschienen sind, oder dem Autor erst nachträglich bekannt geworden sind, sind in einem kleinen Nachtrag herangezogen. Daß sich der Autor

bei einander widersprechenden Meinungen seiner Quellen öfter mehr referierend verhält und auf ein eigenes Urteil verzichtet, mag nicht nur damit erklärt werden, daß es sich um eine Erstlingsarbeit handelt, sondern ist in dem vielen hypothetischen, das die topographische Forschung im Donauraum bietet, besonders die lokale, wohl begründet. Freilich dürfen sich dabei keine Inkongruenzen in der Arbeit selber ergeben, wie z. B. zwischen dem Text S. 32 und der Anm. 8 auf S. 31. Überhaupt ergibt sich aus der vorliegenden Arbeit, daß wir noch weit davon entfernt sind, die Mehrzahl der in den antiken Itinerarien genannten Orte auch wirklich einwandfrei lokalisieren zu können. Vieles wird von G. mit größerer Sicherheit vorgetragen, als es verdient. Leider ist gerade der Süden Pannoniens, etwa Kroatien-Slawonien, am wenigsten durchforscht, während der Donaulimes verhältnismäßig gut bekannt ist. Erwähnt sei ferner, daß der Verf. überall eingehend die Etymologie der Ortsnamen behandelt und auf ähnliche Ortsnamen außerhalb Pannoniens hinweist. Angeschlossen ist dem Buche eine Karte des römischen Pannonien im Maßstab 1 : 900.000.

Im Nachstehenden seien einige Bemerkungen und Richtigstellungen, soweit sie das südliche Pannonien betreffen, gegeben.

S. 5: Der Verf. hält, wie auch sonst meist in der neueren Literatur, die beiden Begriffe Ocra und Ad Pirum (Birnbaumer Wald) nicht auseinander. Unter Ocra ist, wie sich aus STRABO 4, 4, 10; 6, 5, 2 klar ergibt, nur die Senke zwischen den Julischen Alpen und dem Mons Albius, also das Gebiet zwischen Präwald und Adelsberg gemeint, über die der vorgeschichtliche Verkehrsweg führt, während die kürzere, aber wesentlich höhere Straße über den Birnbaumerwald (ad Pirum) erst von den Römern angelegt worden ist. Wenn die beiden Übergänge auseinander gehalten werden, vermeidet man die Schwierigkeit, auf die der Verf. am Ende von Anm. 1 hinweist. Vgl. zu dieser Frage meinen Artikel Ocra in PAULY WISSOWAS Realenzykl.

S. 12 und nochmals S. 48 kommt der Verf. auf die Itin. Ant. 247, 4—6 und Tab. Peut. zu zwei verschiedenen Straßen angeführte gleiche Stationsreihe Romula—Quadrata—ad Fines zu sprechen, die den Erklärern schon mancherlei Kopfzerbrechen gemacht und zu allen möglichen Hypothesen Anlaß gegeben hat. Auch G. kommt zu keinem Ergebnis. Daß es sich um ein und denselben Straßenabschnitt handelt und die aus der Lika kommende Straße sich bei Romula, nach der Distanzangabe etwa bei Bregana, mit der Straße Emona—Siscia vereinigt habe, halte ich für ausgeschlossen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß in der Tab. Peut., die ja auch sonst vielfach verzeichnet ist, der Verbindungsstrich von Romula gegen Westen irrig nach „Noviodúni" statt nach dem darunter stehenden „Arupio" gezogen worden und dafür der Abschnitt Neviodunum—Siscia ausgefallen ist. Zwischen der Küstenstraße und Siscia fehlt jetzt jede Verbindung, die sicher vorhanden war. Freilich erscheint im Itin. Ant. 260, 1 auch auf der Straße Emona—Siscia ein „Quadrata", ein Ortsname, der aber auch sonst häufig vorkommt (vgl. GRAF, S. 87) und vielleicht gerade die Ursache für die Verzeichnung in der Tab. Peut. war. Jedenfalls sind an dieser Stelle die Distanzangaben zwischen Neviodunum—Quadrata—Siscia ganz andere als in der Tab. Peut., wo sie mit den Angaben Itin. Ant. 274, 4—6 übereinstimmen. Bei ad Fines kann es sich also nur um die pannonisch-dalmatinische Grenze südlich Siscia handeln.

S. 17. STRABO 7, 5, 2 berichtet über einen Fluß Noaros. Die Stelle ist auch sonst, was die pannonischen Flüsse anbelangt, verdorben. Wie sie zu entwirren wäre und daß wir unter dem Noaros vielleicht doch die Mur zu suchen haben, habe ich im Glasnik des Musealvereines Laibach XIV (1933), S. 140 f. ausführlicher dargelegt.

S. 22 bei der Besprechung der norisch-pannonischen Grenze hätte vielleicht darauf hingewiesen werden können, daß die Änderung der ursprünglichen norischen Grenze gelegentlich der Aufstellung des illyrischen Heereskommandos unter Augustus aus rein militärischen Gründen erfolgt ist. Die früher norischen Bezirke von Emona, Poetovio und später auch Carnuntum wurden, da sie Legionslager waren, von dem unter Zivilverwaltung stehenden Regnum Noricum losgelöst und dem illyrischen Legaten unterstellt. Infolge der Abtrennung von Emona mußte aber auch das östlich davon gelegene, wenn auch militärisch nicht besetzte Gebiet der keltischen Latobiker (mit Neviodunum) zu Pannonien geschlagen werden.

S. 42. Die Sperrmauern oberhalb Nauportus (Oberlaibach) verdanken ihre Entstehung nicht den markomannisch-quadischen Kriegen, wie es REINECKE einmal in einem Vortrag (Korresp. Bl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthr. Ethnol. u. Urgesch. XLVIII [1917], S. 98) vermutet hat, sondern sind spätantik. Sie gehören sogar zu

dem jüngeren Befestigungssystem (4. Jh.), während die drei Kastelle Oberlaibach, ad Pirum und Castra (Heidenschaft) zu einem früheren, aber sicher auch erst aus dem späteren 3. Jh. stammenden gehören (Atti del V congresso int. di studi bizant., I, S. 308 ff.). Welche Bewandtnis es mit der in der Inschrift Rev. Arch. XXI (1893), S. 396, Nr. 88 genannten „praetentura Italiae et Alpium" hat, wissen wir noch nicht. Gewiß kann es sich auch hier um Befestigungen in den Alpes Juliae handeln, wenn sie nicht etwa irgendwie mit dem aus der Markomannenzeit stammenden Lager der legio II Ital. bei Lotschitz im Sanntal in Zusammenhang zu bringen ist. Vgl. dazu jetzt auch W. ZWIKKER, Studien zur Markussäule, I, S. 162 ff. Bei Golo finden sich nicht, wie der Verf. Anm. 4 meint, römische Sperrmauern, sondern lediglich ein vorgeschichtlicher Abschnittswall.

S. 46 f. Hinsichtlich der Lokalisierung von Neviodunum ist dem Verf. ein Mißverständnis unterlaufen. Auf Grund meiner beiden Arbeiten über die spätantike Befestigungsanlage von Groß Malenitz im Laibacher Glasnik X (1929), S. 12—17 und XI (1930), S. 5—12, von denen aber der Verf. nur die beiden kurzen deutschen Auszüge benützte, ist er zu der Meinung gekommen, ich hätte hier Neviodunum selbst lokalisiert, was aber durchaus nicht der Fall ist. Die Stadt liegt vielmehr unter und beim heutigen Dorf Dernovo östl. Gurkfeld. Im Gegensatz dazu wertet der Verf., S. 47, letzter Absatz, die Anlagen von Groß Malenitz richtiger als rein militärische Festung, wobei nur zu bemerken wäre, daß ein zweites hier erwähntes Castellum bei Tschatesch nicht existiert, sondern identisch ist mit der eben erwähnten spätantiken Festung. Unrichtig ist daher auch die Eintragung zweier Lager in der Karte.

S. 59 ff. Die Angabe der Entfernung der Sawe von Emona ist in der Tab. Peut. fehlerhaft. Es hat richtig IIII m. p. statt VIIII m. p. zu lauten. Die in Anm. 7 erwähnte Hypothese KATANCSICHS, die sich auf diesen Fehler stützt und die annimmt, daß die römische Straße bei Dol die Sawe überschritten habe, ist falsch. Die römische Straße deckt sich hier sicher mit der heutigen Reichsstraße. Trojana ist, wie die Funde zeigen, sicher mit Atrans identisch. Zwischen Celeia und Poetovio lassen sich im Terrain zwei Straßenverbindungen nachweisen. Wie ich im Text zum Blatt Rohitsch der archäologischen Karte von Jugoslawien S. 73 ff. gezeigt habe, liegen die in den Itinerarien und in der Tab. Peut. genannten Stationen ad Lotodos. Ragando und Pultovia an der westlichen Straße, die im allgemeinen der heutigen Reichsstraße entspricht. Pultovia ist daher nicht mit Graf in St. Lorenzen a. Draufeld oder in Bergneustift bei Pettau zu suchen, sondern steht mit den antiken Denkmälern im Raume Kerschbach-Pulsgau in Zusammenhang. Daß die heutige Straße Pragerhof—Haidin mit der antiken Straße identisch ist, haben Grabungen einwandfrei nachgewiesen und zeigt auch die große Haidiner Nekropole längs dieser Straße. Daß aber der an der Peripherie liegende Stadtteil „vicus Fortunae" das Handelsviertel und zugleich der älteste Teil von Poetovio war, ist durchaus nicht erwiesen.

Die Ausführungen des Verf.s über Curta, Halicanum und ad vicesimum S. 68 ff. sind durch die Behandlung dieser Straßen im Text zur archäol. Karte, Blatt Pettau S. 87 ff., auf die der Verf. im Nachtrag S. 137 gerade noch hinweisen konnte, überholt.

Wenn auch, wie gezeigt, in Einzelheiten da und dort, besonders was den Süden Pannoniens anbelangt, manches zu verbessern wäre, zumal es dem Verf. hier an Autopsie zu fehlen scheint, und es vor allem auch zu bedauern ist, daß die Arbeit in sprachlicher Beziehung nicht entsprechend durchkorrigiert ist, überdies auch zahllose Druckfehler stehen geblieben sind — S. 130 ist z. B. der zweite Teil der Anm. 2 irrtümlich hieher gekommen, er gehört vielmehr zu Anm. 1 —, so soll doch der Fleiß, mit dem der Verf. das weit verstreute Material zusammengetragen und geordnet hat, nicht verkannt werden. Darin liegt auch der große Wert der Arbeit, die sicherlich grundlegend für die weitere Erforschung der Topographie des römischen Pannonien bleiben wird.

Graz. BALDUIN SARIA.

Németh, Étienne: Les Colonies Françaises de Hongrie. („Études Françaises de l'Institut Français de l'Université de Szeged", Nr. 15.) Szegedin 1936, 115 S.

„Französische Kolonien" in Ungarn. Ein sehr dankbares Thema, das aber schon in seiner Themastellung eng begrenzt ist. Nicht alles, was Verf. als französisch

herausstellt, kann als solches vorbehaltlos angenommen werden. Alle Flandrer haben wohl kaum französisch gesprochen. Gebiete wie Elsaß, Lothringen, das ehemalige Belgien und Luxemburg können nicht als ausschließlich französischer Volksboden herausgestellt werden.

Der erste Teil der Arbeit führt in chronologischer Übersicht die in Frage kommenden Ortschaften auf. Dabei gibt es einige, bei denen eine wallonische Besiedlung strittig ist. Wenn auf S. 22 Johannsdorf in der Zips von einem Wallonen Gehan-Jean abgeleitet wird, so ist dies eine Hypothese, die durch die Urkunden nicht bestätigt wird.

Der zweite Teil der Arbeit beschäftigt sich mit den französischen Ansiedlungen in Südungarn St. Hubert, Charleville und Seultour, zum Teil auch mit Trübswetter, Gottlob, Mercydorf und Ostern. Dieser Teil ist bedeutend besser als der erste, da das Urkunden- und Namenmaterial eindeutige Rückschlüsse ermöglicht. Auf die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung dieser Ortschaften wird näher eingegangen. Indes kommt der französischen Kolonisierung nur lokale Bedeutung zu; sie kann mit der deutschen auch nicht annähernd verglichen werden. Wichtig ist die Tatsache, daß dieser französischen Ortschaften viel rascher entnationalisiert wurden als andere.

Weidlein, János: A tolnamegyei német telepitések (Ansiedlung der Deutschen im Komitat Tolnau). Fünfkirchen 1937, 72 S. (Deutscher Auszug: S. 68—72).

Verf. gehört zu den besten Kennern der Volkstumsverhältnisse im heutigen Ungarn. In zahlreichen selbständigen Arbeiten und Studien hat er treffliche Untersuchungen über das deutsche Siedlunsggebiet Südungarns und über die deutschen Mundarten Rumpfungarns geboten. Auch die vorliegende Arbeit verrät wissenschaftliche Gründlichkeit, gibt ein anschauliches Bild über den Siedlungsvorgang und berücksichtigt dabei auch die nichtdeutschen und nichtmadjarischen Siedlungen, also die der Slawen. Die Herkunft dieser deutschen Siedler wird auch durch eine Sprachenkarte, die die dialektologischen Unterschiede festhält, näher veranschaulicht. Die dialektologische Darstellung gehört zu den stärksten Seiten des Verfs., sie gibt auch der vorliegenden Darstellung einen festen Rahmen. Entnationalisierungsvorgänge werden gleichfalls verzeichnet, die deutsche Siedlung chronologisch dargestellt.

Erdélyi Múzeum (Transilvanisches Museum). Redigiert von Ludwig György. Bd. XLIII (1938), Klausenburg, 340 S., Bd. XLIV (1939), Klausenburg, 412 S.

Die Zeitschrift, die vom Transilvanischen Museums-Verein in Klausenburg herausgegeben wird, konnte auch unter rumänischer Herrschaft ihre wissenschaftliche Arbeit fortsetzen. Davon zeugen die zahlreichen und mannigfaltigen Aufsätze und Studien der einzelnen Jahrgänge. Der Jahrgang XLIII enthält folgende Beiträge: Desiderius Laszló referiert über die gegenwärtigen Erziehungsfragen (S. 1—12), Stefan Lakatos gibt eine Entwicklungsgeschichte der rumänischen Musik (S. 117 bis 143). Attila T. Szabó ist mit einem Beitrag über die vierzigjährige wissenschaftliche Tätigkeit von Ludwig Kelemen (1897—1937) (S. 144—161) und einem Bericht über die Einwohnerkonskription in Zilah und Magyaregregy aus dem Jahre 1658 vertreten (S. 299—311). Georg Kristóf informiert über das siebenbürgische wissenschaftliche Leben in der Zeit des Absolutismus bis zur Gründung des Transilvanischen Museum-Vereines (1859) und seine Bedeutung (S. 210—222). Alexander Ferenczy beschäftigt sich mit dem uralten Namen Firtosváralja-Besenyőfalva. Die im Anhang angeführte Bibliographie der madjarischen Literatur in Rumänien für das Jahr 1937 ist recht umfangreich und enthält auch die periodischen Erscheinungen (S. 321—340).

Auch der Jahrgang XLIV ist reich an verschiedenen Beiträgen. Ludwig György entwickelt in einem längeren Beitrag die Geschichte des „Transilvanischen Museums" (S. 4—21, 125—146) und berichtet über die wissenschaftliche Tätigkeit des Ladislaus Rajka (S. 313—328). Attila T. Szabó bringt eine Geschichte der Ansiedlung von Bábony zum Abdruck, Georg Kristóf die Geschichte der madjarischen Provinzpresse in Siebenbürgen (S. 249—275), Stefan Lakatos referiert über die Musiker aus der Familie Ruzitska in Siebenbürgen (S. 344—355). Die neuere madjarische pädagogische Literatur behandelt Ladislaus Faragó (S. 301 bis 312), die neuere madjarische kunstgeschichtliche Literatur Stefan Gabai (S. 96

bis 103). Die Bibliographie der madjarischen Literatur in Rumänien für das Jahr 1938 hat ANTON VALENTINY zusammengestellt. Bücher- und Zeitschriftenschau, Mitteilungen des Musealvereines, Mitteilungen der Naturwissenschaftlichen Abteilung und als letzte Sparte Sprachenpflege, ein besonderes und interessantes Kapitel, das der Reinhaltung der madjarischen Sprache in rumänischer Umgebung gewidmet ist, sind hervorzuheben.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Révész, Imre: Magyar református egyháztörténet. I. kötet. 1520 tájától 1608-ig (Ungar. reformierte Kirchengeschichte. 1. Bd. Von etwa 1520—1608). Debrezin, Verlag der Ungar. reformierten Kirche 1938, XV + 408 S. (Református egyházi könyvtár, XX).

Die vorliegende Darstellung der reformierten Kirche Ungarns von den Anfängen bis 1608 ist ein Werk, das der ungarischen Kirchengeschichte immer zu Ehren gereichen wird. Gründlichste Kenntnis des Stoffes und neue Wege ihrer Sichtung sichert dem Buch seine überragende Bedeutung. Besonders sympathisch berührt der Wille, auch jene Erscheinungen gerecht zu beurteilen, die auf einen religiös abweichenden Standpunkt zurückgehen sowie das Verständnis für den Gesamtablauf der Ereignisse. Der festgefügte Standort des Verf.s ist frei von jeder Enge der Betrachtung und Wertung.

Auf die Einzelheiten des an neuen Ergebnissen überreichen Inhaltes einzugehen, müssen wir uns aus Raumgründen versagen. Es sei aber hervorgehoben, daß die Entstehung der ungarischen reformierten Kirche (nicht Kalvinismus!) in einem ganz neuen Lichte gesehen wird. Das stufenweise Werden der neuen Kirche in Ungarn wird mit einem seltenen geschichtlichen Einfühlungsvermögen behandelt (S. 97 ff.), das nur möglich war, weil der Verf. den dogmengeschichtlichen Einzelheiten mit einer Genauigkeit nachging, die für den ungarischen Protestantismus des 16. Jh.s bisher noch nie dagewesen war. Eine Weiterführung des bahnbrechenden Unternehmens ist dringend nötig und es ist zu hoffen, daß der Verf. Sorge trifft, daß es — wenn seine Amtspflichten ihn dazu außerstande setzen sollten — in seinem Geiste weitergeführt werde.

FRITZ VALJAVEC.

Molnár, Charles: Charles-Louis Chassin, historien français de la Hongrie. Debrezin 1938, 62 S.

Als Heft 10 der „Études de litterature et de linguistique françaises de l'Institut Français à l'Université de Debrecen" ist die vorliegende Schrift erschienen.

In der Einleitung werden engere Beziehungen und Berührungspunkte besonders ideologischer Art zwischen dem liberalen Frankreich und dem liberalen Ungarn hervorgehoben.

Der berühmte Geschichtsschreiber der französischen Revolution, JULES MICHELET, befaßte sich auch mit Ungarn und hatte enge Beziehungen zu den in Paris lebenden madjarischen Emigranten. Infolge des Staatsstreiches von 1851 wurde Michelets Tätigkeit lahmgelegt. Er übergab darauf die Ungarn betreffenden Dokumente seinem Schüler Charles-Louis Chassin zur Bearbeitung und Auswertung.

CHASSIN wurde 1831 in Nantes geboren und war zeit seines Lebens glühender Anhänger und Vertreter der französischen Revolution und ihrer Ideen. Von Michelet und Quinet angeregt, befaßte er sich mit der ungarischen Geschichte. Das liberale Westeuropa war damals von einer förmlichen Begeisterung für die Madjaren befallen, und Chassin lieh dieser Begeisterung für die Madjaren mit seiner Feder im Gewande journalistischer und historischer Arbeit beredten Ausdruck.

Seine wichtigsten Schriften über Ungarn und ungarische Geschichte sind: 1. Jean de Hunyad. 2. La Hongrie, son Genie et sa Mission. 3. L'Histoire politique de la Révolution de Hongrie 1847—1849. 4. Ladislas Teleki. Erwähnenswert von seinen sonstigen Schriften sind noch: La Constitution Hongroise und Marie, Reine de Hongrie de 1382—1385. Der Grundgedanke, der wie ein roter Faden durch die ungarischen Studien Chassins läuft, ist die Verherrlichung der Madjaren als der östlichen Vorkämpfer der liberalen Humanität gegen das verhaßte Österreich und die monarchisch-feudale Ordnung Mittel- und Osteuropas.

Im ganzen gibt die Arbeit nicht nur ein gutes Bild von Chassin und seinem Lebenswerk, sondern bietet auch ein klassisches Zeugnis für die französische Anteilnahme an Südosteuropa im 19. Jh.

Z. Zt. Wehrmacht. GEORG FRANZ.

Fodor, Erzsébet: Idősb Dumas Sándor és a magyarok (Alexander Dumas d. Ä. und die Ungarn). Nr. 145 der Specimina Dissertationum Facultatis Philosophicae Regiae Hungaricae Universitatis Elisabethinae Quinqueecclesiensis. Fünfkirchen 1938, 66 S.

Wenige französische Schriftsteller konnten sich solcher Sympathien der Madjaren erfreuen wie Alexander Dumas d. Ä. Von der Kritik der ungarischen Presse freundlich aufgenommen, gelangten seine Theaterstücke sehr bald auf die ungarische Bühne. Zahlreiche Madjaren zählten zu seinen Freunden und Verehrern, so JOSEF IRINYI, NIKOLAUS Graf HORVÁTH, ALEXANDER Graf TELEKI, FRANZ PULSZKY, FRANZ Graf SZAPÁRY u. a. Zu den ungarländischen Freunden zählten auch FRANZ LISZT und KAROLINE UNGER (S. 32—46). Das letzte Kapitel behandelt Dumas' Besuch in Budapest. Im Anhang werden die Übersetzungen der Werke Dumas' ins Madjarische angeführt.

Dezséri Bachó, László: A gyöngyösi alapitványi közkorház története (1838—1938) (Geschichte des allgemeinen Stifts-Krankenhauses von Gyöngyös). Gyöngyös 1938, 199 S.

Die Einleitung zum Buche schrieb Béla Johan. Als Einführung zur Geschichte des allgemeinen Stifts-Krankenhauses von Gyöngyös werden die allgemeinen hygienischen Verhältnisse von Gyöngyös vor der Gründung des Krankenhauses behandelt (S. 5—18). Das 2. Kap. befaßt sich mit der Gründung des Krankenhauses (S. 18—30). Die Kap. 3—6 enthalten die Geschichte des Krankenhauses unter den leitenden Ärzten Stefan Horner, Johann Koller, Franz Josef Frindt und Alexander Wiltner (S. 30—176). Abschließend wird der Jahresbericht für 1937 zum Abdruck gebracht (S. 177—197).

Károlyi, Gáspár: Két könyv (Zwei Bücher). In: Magyar Irodalmi Ritkaságok (Madjarische Literarische Kostbarkeiten). Bd. 50, Budapest o. J., 144 S.

Bei den „Zwei Büchern" des madjarischen Bibelübersetzers Kaspar Károlyi handelt es sich um theologische Betrachtungen über den Untergang weltlicher Reiche und um das Letzte Gericht. Den Anlaß zur Abfassung der beiden Schriften gab die immer drohender werdende Türkengefahr.

Fáy, András: Szinészeti tanulmányai (Theatralische Studien). In: Magyar Irodalmi Ritkaságok (Madjarische Literarische Kostbarkeiten). Bd. 54, Budapest o. J., 103 S.

Die hier gesammelten theatralischen Studien von Andreas Fáy de Fáy (1786 bis 1864) beschäftigen sich in erster Linie mit dem Landes- und Nationaltheater in Budapest (S. 9—54). Ein weiterer Beitrag behandelt die Vergangenheit der madjarischen Schauspielkunst (S. 54—70). Für die Ausgabe zeichnet verantwortlich Dr. Géza Staud, der auch die kurze Einleitung verfaßte.

Hubay, Ilona: Missalia Hungarica. Nr. 54 der Arbeiten des Instituts für Kunstgeschichte und christliche Archäologie der Budapester Peter Pázmány-Universität. Budapest 1938, 105 S.

Verf. behandelt in ihrer Studie die ungarischen Meßbücher des 15. und 16. Jh.s. Sie ist in ihrer Gliederung und äußerer Aufmachung als sehr gut zu bezeichnen. Die Bild- und Textwiedergabe ist sauber und ansprechend. Die bibliographischen Angaben enthalten alle Hinweise.

Aus der Darstellung wird der deutsche Einfluß auch auf diesem Gebiete deutlich. Es sind deutsche Buchdrucker und Holzschnitzer, die diese Meßbücher geschaffen

haben. Meisterwerke deutscher Leistung, die durch ihre Einmaligkeit nicht übertroffen worden sind. Verf.in betont den überragenden deutschen Anteil, begeht aber einen Fehler, wenn sie im I. Kap. ihrer Arbeit (S. 11—34) die Buchdrucker nach Ländern und Landschaften ordnet. Eine solche Aufteilung entspricht weder den politischen noch den geographischen Gegebenheiten jener Zeit. Da es sich hier aber um einen kulturellen Einfluß und um eine kulturelle Leistung handelt, wäre eine Aufteilung nach Nationalität für die wissenschaftliche Darstellung vom allergrößten Vorteil gewesen. ERHARDUS RATDOLT, JOANNES HAMMAN, JOANNES EMERICUS DE SPIRA, NICOLAUS DE FRANCKFORDIA, PETRUS LICHTENSTEIN, waren Deutsche, auch wenn sie im Ausland wirkten.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Tóth, András: Az erdélyi román kérdés a 18. században (Die siebenbürgisch-rumänische Frage im 18. Jh.). Budapest (Selbstverlag) 1938, 98 S.

Eine planmäßige, das Politische sehr in Betracht ziehende Beschäftigung der ungarischen Geschichtsforschung mit bestimmten Problemen der rumänischen Geschichte ist schon seit Jahren im Gange. Eine größere Anzahl Dissertationen, bisher hauptsächlich an der Budapester Universität. ist ein Niederschlag jener Bestrebungen, die in einen umfassenderen kulturpolitischen Zusammenhang eingebettet sind. Auf mehrere dieser Erzeugnisse konnten wir schon bisher hinweisen (vgl. SOF. III [1938], S. 866; V [1939], S. 702—707 u. ö.). Zu ihnen gehört auch die vorliegende Dissertation T.s, die die politische Geschichte des Siebenbürger Rumänentums im 18. Jh. an Hand vor allem Wiener und Budapester Archivalien untersucht. T. behandelt die „gestaltenden Kräfte des rumänischen nationalen Gedankens (S. 9—49) sowie „die Beurteilung der rumänischen Frage im 18. Jh." (S. 50—91). Der Standpunkt des Verf.s ist natürlich den ungarischen Thesen entsprechend, die mit der rumänischen Auffassung nicht auf einen Nenner zu bringen sind. Der Anteil des siebenbürgisch-sächsischen Protestantismus an der Entstehung der rumänischen Literatur im 16. Jh. wird im ganzen gerecht beurteilt (S. 9—10). Im übrigen bietet die Arbeit auch dem, der die Auffassungen des Verf.s nicht akzeptieren kann, wertvolles, unbekanntes Material zur Genesis des rumänischen Nationalbewußtseins sowie zur Geschichte der rumänischen Frage im 18. Jh. F. V.

Chronicon, quod conservatur in Monte S. Georgii. Die Georgenberger Chronik. Textkritische Neuausgabe mit Einleitung und Anmerkungen, besorgt von BÉLA V. PUKÁNSZKY. S.-A. aus Scriptores rerum Hungaricarum. Budapest 1938. Bd. II, S. 273—287.

In Ermangelung einer eigenen Überschrift bekam dieses beachtenswerte Zipser Geschichts- und zugleich Sprachdenkmal seinen Namen daher, daß dessen Urschrift in einem Kodex auf dem Stadthaus in Georgenberg (Zips) aufbewahrt wird. Der Urtext nimmt im Kodex gegen dessen Ende acht Blätter ein, von denen jedoch das letzte arg beschädigt, daher zum Teil unleserlich geworden ist. Um die Mitte des 13. Jh.s von einem geschulten Zipser (jedoch nicht geistlichen Standes) verfaßt, bildet diese Chronik bis zum Jahre 1330 eigentlich nur einen Auszug aus der 1358 abgefaßten Mark- oder Wiener Bilder-Chronik, bringt dann auf das 15. Jh. bezüglich Eigenberichte, zeichnet sich aber seiner Quelle gegenüber durch seine genaue, ja geradezu musterhafte Zeitfolge, sowie durch zahlreiche neue Angaben aus, von denen die meisten sich auf die Zips beziehen.

Erst jetzt zeigt uns die Vergleichsmöglichkeit der obigen Neuausgabe mit der ersten Textausgabe (letztere von K. DEMKO im Jahrbuch der Zipser Historischen Gesellschaft, Leutschau, Jg. 7 [1892], S. 22—35), wie notwendig besonders von sprachgeschichtlichem Standpunkt die buchstabengetreue Neuausgabe war. Man staunt, wie Demko — wegen Unachtsamkeit, oder vielmehr infolge mangelhafter auf die Altschriftenkunde bezüglichen Kenntnisse — die so wichtigen paläographischen Abkürzungen der Urschrift für die Silben -er, -der, -es, -n außer acht lassen konnte, so daß seine Textausgabe solche fehlerhafte Wortformen bringt wie z. B. disz, grosz, selbyn, konig, pey dis konig geczeyte, Sigmuds anstatt richtigem: Diser (S. 284, Z. 25 der Neuausgabe), grosser (S. 282, Z. 13), selbynder (S. 283, Z. 3), koniges (S. 283, Z. 6), pey dises koniges geczeyten (S. 280, Z. 26), Sigmunds (S. 285, Z. 9). Hiezu kommen ungenau wiedergegebene Schreibungen in der Erstausgabe

wie hewszern, ofgenommen, gelöckselikeit, kun, dursticlich anstatt richtigem: hewsern (S. 285, Z. 41), ofgenomen (S. 280, Z. 19), gelo̊ckselikeit (S. 281, Z. 40), kůn (S. 282, Z. 39), důrsticlich (S. 282, Z. 40), wie Demko ja auch die großen Anfangsbuchstaben zahlreicher Wörter, besonders der Eigennamen vernachlässigte. Wohl auf Falschlesungen beruhen bei Demko: sein, vorsagt, geweret, de anstatt richtigem: sam (S. 282, Z. 8), versaczt (S. 285, Z. 14), gemeret (S. 280, Z. 20), do (S. 286, Z. 41), während das Wort „vnd" (S. 279, Z. 35) in seinem Text ganz fehlt. Außerdem verunziert den Demkoschen Text eine Reihe arger Druckfehler wie z. B. mocthe, tron, but, karlur, erig, pruchten, puam, apslen anstatt richtigem: mocht (S. 279, Z. 22), cron (S. 281, Z. 13), blut (S. 284, Z. 14), Karlus (S. 285, Z. 4), crig (S. 286, Z. 11), prachten (S. 283, Z. 30), quam (S. 286, Z. 37), apslon (S. 287, Z. 16); sogar die Jahreszahl MCCCCXI anstatt richtigem: MCCCCX (S. 285, Z. 11) ist verfehlt, wie ja Demko anderwärts eigenmächtig die Jahreszahl 1241 in den Text einschob: daher fehlt sie im Text der Neuausgabe auf S. 282, Z. 3.

Leider war ich vor Jahren bei meinem handschriftlich zwar fertiggestellten, jedoch noch ungedruckten Versuch, die auf Grund dieser unzulänglichen Demkoschen Ausgabe verfaßte handschriftliche Arbeit des allzufrüh verstorbenen V. Lumtzer über die Laut- und Formlehre der Georgenberger Chronik zu bessern, ergänzen und umzuarbeiten, ebenfalls nur auf jene Demkosche Ausgabe der Chronik angewiesen. Erst nachträglich überzeugten mich die inzwischen für die neue Ausgabe angefertigten Lichtbilder von den einzelnen Blättern der Chronikhandschrift, sowie die dankenswerten brieflichen Mitteilungen des Kollegen Dr. F. Repp von der besonders für sprachliche Untersuchungen gänzlichen Unzulänglichkeit der Demkoschen Ausgabe. So macht jetzt die Neuausgabe der Chronik freilich eine neuerliche, und zwar durchgreifendere Umarbeitung der Lumtzerschen Studie (ursprünglich eine Seminärarbeit seiner Wiener Studienzeit) und zugleich meiner eigenen Umarbeitung nötig.

Außer dieser peinlichst genau gesicherten Textrichtigkeit macht die kritische Neuausgabe der Chronik sehr richtig die Randbemerkungen der Urschrift durch Kleindruck ersichtlich, fördert das rasche Auffinden jeder beliebigen Textstelle sehr tatkräftig durch beigefügte Numerierung der Zeilen am Rande jeder Seite, sowie ebendort durch die Jahreszahlen in arabischen Zahlen und erklärt die schwer verständlichen Wörter in Fußnoten, und zwar die sprachlichen Schwierigkeiten in deutscher, die sachlichen aber — dem internationalen Charakter des verdienstvollen geschichtlichen Sammelbandes entsprechend — in lateinischer Sprache, wie ja auch die Einleitung ebenfalls deshalb lateinisch verfaßt ist.

Hoffentlich folgen dieser vollwertigen Textausgabe, sowie der von H. Weinelt gleichfalls sehr genau besorgten Textveröffentlichung eines anderen handschriftlichen alten Quellenwerkes (Das Stadtbuch von Zipser Neudorf und seine Sprache. Veröff. d. Südostinstituts, München 1940) bald ebensolche der übrigen Zipser Sprachdenkmäler und helfen so unsere Mundartenforschung und Siedlungsgeschichte in immer breiterem und festerem Ausmaß sprachgeschichtlich unterbauen.

Aszód. Julius Gréb.

Osváth, Ferenc: A nagykőrösi református tanítóképző intézet története. I. Az intézet megalapításától a világháborúig (1839—1914) (Geschichte der reformierten Lehrerbildungsanstalt von Nagykőrös. I. Von der Gründung der Anstalt bis zum Weltkrieg). Nagykőrös 1939. 256 + LXIII S.

Eine übersichtliche und ausführliche Geschichte der reformierten Lehrerbildungsanstalt von Nagykőrös, deren beide ersten Perioden Verf. im ersten Teil, der bis zum Ausbruch des Weltkriegs reicht, behandelt. Die Lehrerbildungsanstalt, 1839 als „Oeconomico-paedagogicum institutum" gegründet, konnte nach überwundenen Schwierigkeiten und vollzogenem Ausbau von 1855—1914 eine Periode der Blüte verzeichnen. Im Anhang werden die Werke der Lehrer und die Namen der Absolventen mitgeteilt. Die geschichtliche Darstellung ist gut, das gleiche gilt von den übrigen Kapiteln, die über die Anstalt, ihre Lehrer, ihre Zöglinge und über die Ausbildung berichten. 14 Bilder und zwei graphische Darstellungen ergänzen das Werk. Das Werk, das anläßlich des hundertjährigen Bestehens der Anstalt zusammengestellt wurde, ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der madjarischen Pädagogik.

Berlin. M. Schwartz.

Kroitzsch, Hans: Der Stand der Tapferen. Der ungarische Vitéz-Orden. Rechtsdarstellung und Vergleich. Leipzig, Theodor Weicher, 1939, 55 S. (Leipziger rechtswissenschaftliche Studien, hrsg. von der Leipziger Juristen-Fakultät, 122).

Die Arbeit macht uns mit der Rechtsnatur des ungarischen Vitéz-Ordens bekannt, worüber bisher eine spezielle und umfassende Abhandlung nicht vorhanden war. In einem politischen Kapitel gibt Verf. einen geschichtlichen Überblick über die politische und besonders die Rechtsentwicklung in Ungarn (S. 2—5). Daran schließt sich eine ausführliche Schilderung des Vitéz-Ordens, seiner Entstehung, Entwicklung und seiner heutigen Rechtsstellung.

Verf. macht in seiner Untersuchung den Fehler, daß er einen Stand der vitéz bereits für das 17. Jh. ansetzt und (S. 7) auch eine eigene „Bodenverfassung" annimmt, was natürlich nicht zutrifft. Richtig ist wohl, daß eine bestimmte Form des madjarischen Soldaten vor allem, in den Grenzgebieten mit dem Worte „vitéz" bezeichnet wurde, ohne daß es sich dabei um einen genauer abgegrenzten Begriff gehandelt hätte. Der Ausdruck „vitézlö" hängt damit überhaupt nicht zusammen, sondern ist einfach ein ehrendes Beiwort für Adelige im 17. und 18. Jh.

München. F. A.

Kiss, Lajos: Péterfy Jenő világnézete (Die Weltanschauung Eugen Péterfys). Sáros patak 1939, 80 S.

Die vorliegende Dissertation befaßt sich mit der Weltanschauung Eugen Péterfys, einer eigenartigen philosophischen Persönlichkeit, der das laute Leben haßte und dabei bemüht war den Sinn des Lebens zu ergründen und mit dem Leben nicht fertig wurde. Ein tragisches Denkerschicksal, das von HEGEL, GOETHE, KUNO FISCHER, TAINE und ST. BEUVE ausgehend den Weg zum Positivismus suchte. Ein verschworener Nietzschefeind. In der Einleitung (S. 3—5) wird zum Begriff Weltanschauung Stellung genommen, ohne diesen Begriff zu unterbauen. Eine klare Definition vermißt man auch im 2. Kap., das Péterfy und der Weltanschauung gewidmet ist (S. 5—8). „Die Grundlagen der Individualität" (S. 8—14) und die „äußeren Umstände seiner Entwicklung" (S. 15—20) sind als gut gelungen zu bezeichnen. In den weiteren Kapiteln wird die „Lebenswahrheit", der Realidealismus, die weltanschauliche Stellungnahme zur Erkenntniskritik, die Stellung zum Klassizismus und Pessimismus behandelt. Das tragische Lebensgefühl (S. 41—48) führt dann zur moralischen Auffassung, die sich in der Ablehnung des Kantschen Rigorismus offenbart. Als Abschluß der Péterfyschen Weltanschauung wird seine Geschichtsbetrachtung und sein Patriotismus erörtert. Die Überschrift des letzten Kapitels „Péterfy der Lebensphilosoph" ist unglücklich gewählt.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Pálffy, János: Magyarországi és erdélyi urak (Ungarische und siebenbürgische Herren). Hrsg. von ATTILA T. SZABÓ. Budapest, Révai, 1939, 328 S.

Mit der Herausgabe vorliegender Erinnerungen hat Sz. unsere Kenntnisse um die ungarische Geschichte in der vergangenen Jahrhundertmitte dankenswert gefördert. JOHANN PÁLFFY (1804—1857), der im ungarischen Landtag vom Jahre 1848/49 Vizepräsident war, ist eine bemerkenswerte Persönlichkeit des politischen Lebens gewesen. Seine politische Haltung ist durch eine gewisse Passivität gekennzeichnet, die sein Handeln äußerst erschwerte, seinen Beobachtungen jedoch besonderen Wert verlieh. Seine politische Haltung vor 1848 ist bestimmt durch die Zugehörigkeit zur liberalen Opposition, die ihn während der Revolution stark nach links abdrängt, ohne daß er sich dem wirklichkeitsfremden Radikalismus eines Kossuth und Ladislaus Madarász angeschlossen hätte. Nach dem Zusammenbruch hat P. seine Erinnerungen niedergeschrieben, die in alphabetischer Reihenfolge die einzelnen, ihm bekannten Persönlichkeiten behandeln, leider aber nicht zum Abschluß gebracht werden konnten (sie brechen mit dem Buchstaben „K" ab). Durch die von P. gewählte Form ist der Wert seiner Ausführungen nicht unbeträchtlich erhöht, da auf diese Weise eine eingehende Behandlung der einzelnen Personen begünstigt wurde.

Die Edition Sz.s ist im ganzen gediegen. Bedauerlich ist es, daß nicht das ganze Manuskript zum Abdruck gebracht werden konnte (S. 300—302). Deutsche Zitate sind nicht mit der richtigen Sorgfalt wiedergegeben (vgl. S. 185).

Szarvasi, Margit: Magánkönyvtáraink a XVIII. században (Die ungarischen Privatbüchereien im 18. Jh.). Budapest, Széechenyi-Landesbibliothek des Ungarischen Nationalmuseums 1939, 131 S.

Bibliotheksgeschichtlich ist das 18. Jh. für Ungarn entscheidend. Damals entstanden die großen Sammlungen der Magnaten und Kirchenfürsten, die ihrerseits wieder in zahlreichen Fällen die Grundlagen für die öffentlichen Büchereien Ungarns in der Folgezeit abgeben. Die Verf.in ist ihrem schwierigen Thema mit großem Fleiß nachgegangen. Die Literatur ist weitgehend herangezogen worden. Veröffentlichungen in anderen südosteuropäischen Sprachen hat sie leider unbeachtet gelassen. Noch schwerer fällt aber ins Gewicht, daß sie die handschriftlichen Quellen fast gar nicht heranzog. Eine Reihe wichtiger Bibliotheksverzeichnisse aus der Mitte des 18. Jh.s (sie befinden sich in der Handschriftenabteilung der Ungar. Akademie der Wissenschaften) sowie die unveröffentlichte Korrespondenz des berühmten Büchersammlers Samuel Székely von Doba (1704—1779[1]), die über das Zustandekommen seiner Sammlungen aufschlußreich unterrichtet, ist ihr dadurch u. a. entgangen. Der Wert der Arbeit, die im übrigen als gut abwägende, übersichtliche Darstellung durchaus anerkannt sei, wird dadurch empfindlich geschmälert. F. V.

Bodnár, Bertalan: A hódmezővásárhelyi református gimnázium természetrajzi múzeumának története (Geschichte des naturkundlichen Museums des Hódmezővásárhelyer reformierten Gymnasiums). Hódmezővásárhely 1939, 65 S., Lateinische Zsf. S. 54—65.

Eine gut geschriebene Spezialgeschichte, die deutlich aufzeigt, welchen Wert eine naturkundliche Sammlung für eine Schule, besonders für ein Gymnasium hat. Diese naturkundliche Sammlung, die den Grundstein für ein naturkundliches Museum bildete, das beispielgebend für die anderen Lehranstalten sein soll, ist zugleich ein Dokument der Liebe und des opferbereiten Einsatzes eines Forschers und Lehrers. Aufschlußreiche Einzelheiten runden das Bild des Verf.s ab, der hier ein Denkmal errichtet hat, das dem Wohle der studierenden Jugend dient. Geschichte eines Idealisten könnte man dieses Werk nennen.

Szabó, Vilma: Siklós településrajza (Zur Siedlungsgeographie von Siklós). In: Specimina Dissertationum Facultatis Philosophicae Regiae Hungaricae Universitatis Elisabethinae Quinqueecclesiensis 157, Geographia Pannonica XXXIV. Fünfkirchen 1939, 48 S., 5 Kartenbeilagen.

Die Arbeit beschäftigt sich mit den siedlungsgeographischen und siedlungsgeschichtlichen Gegebenheiten der im Baranyaer Komitate gelegenenen Großgemeinde Siklós. Der Besiedlung und ihrer Geschichte wird in dieser Arbeit ein größerer Raum eingeräumt als in den anderen bisher erschienenen Arbeiten dieser Reihe. Es handelt sich um eine Gemeinde mit einer sehr wechselvollen Geschichte, die über 150 Jahre unter türkischer Herrschaft stand, dann durch deutsche und serbische Kolonisation gestärkt, heute fast einen ausgesprochenen madjarischen Charakter hat. Eingehender hätte die deutsche Kolonisation (S. 33) dargestellt werden können, denn auf Grund der aus dem Jahre 1787 stammenden Konskriptionsliste kann diese näher umrissen werden. Wenn im Kapitel VI die Nationalitäts- und Konfessionsverhältnisse geschildert werden, so vermißt man eine Darstellung für die Zeit von 1787—1900. Eine solche hätte nicht nur den Wert der Arbeit erhöht, sondern auch die objektive Darstellung der Arbeit, die unbestritten hervorgehoben werden muß, stärker unterstrichen. Auf Grund der Daten, die für die Zeit von 1900—1930 angegeben werden, kann man sich nur ein teilweises Urteil bilden. Auffallend ist der Rückgang des deut-

---

[1]) In der Handschriftenabteilung der Széchenyi-Landesbibliothek des Ungar. Nationalmuseums.

schen Elements für die Zeit von 1900—1930 von 616 Seelen auf 376. In dieser Zeit nehmen die Madjaren von 84,2% auf 91,3% zu. Während die Deutschen 1880 noch 11,6% (1890 sogar 16,1%) der Bevölkerung ausmachten, betrug ihr prozentueller Bevölkerungsanteil 1930 nur noch 5,6%. Es ist schade, daß die Verf.in die statistischen Angaben für die Zeit vor 1900 in ihre Arbeit nicht aufgenommen hat, was bei einer derartigen Darstellung nicht unterlassen werden darf.

Biró, Julienne: La Hongrie et les Hongrois vus par les Français du XVIIe siècle (Specimina Dissertationum Facultatis Philosophicae Regiae Hungaricae Universitatis Elisabethinae Quinqueecclesiensis, 165). Fünfkirchen 1939, 87 S.

Eine Arbeit, französisch geschrieben, die sich mit einem sehr delikaten Fragenbereich befaßt. Wenn in der Einleitung (S. 3) darauf verwiesen wird, daß die Franzosen des 17. Jh.s über Ungarn und seine Einwohner besser informiert waren als ihre gegenwärtigen Zeitgenossen, so mag dies mit einer gewissen Einschränkung stimmen, war doch das 17. Jh. die Periode in der ungarischen, vor allem in der Geschichte des Siebenbürger Fürstentums, das verhältnismäßig franzosenfreundlich ausgerichtet war.

Das zweite Kapitel ist der französischen Anschauung vom Lande Ungarn gewidmet. Interessant ist, daß den Franzosen des 17. Jh.s die Städte Siebenbürgens und Oberungarns nahezu unbekannt sind. Es ist charakteristisch für die damaligen Zeitverhältnisse, daß die deutschen Stadtnamen bekannter waren als die madjarischen. Die Kenntnis über Land und Volk haben die Franzosen weniger aus eigener Anschauung kennengelernt, sondern durch Vermittlung der Deutschen, worauf in der Arbeit nicht hingewiesen wird.

Das dritte Kapitel, das über den Charakter und die Sitten der Madjaren bzw. über die Bewohner Ungarns handelt, entbehrt einer bestimmten Differenzierung. Man staunt über die Unkenntnis, die die Franzosen von den Madjaren haben. Die Abstammung von den Hunnen, die niedrige Kulturstufe und andere weniger erfreuliche Dinge sind den Historikern bekannt. Die nichtmadjarische Bevölkerung wird in diesem Kapitel nicht behandelt. Was über die Freiheitsliebe der Madjaren (S. 27 f.) gesagt wird, ist durch eine romantische Brille gesehen. Die Hervorkehrung der Deutschfeindlichkeit in einem Atemzuge mit der Türkenfeindlichkeit zu nennen, ist etwas zu gewagt (S. 26). Wenn die französischen Schriftsteller von einer Unterdrückung der Madjaren durch die Deutschen sprechen, so paßt dies wohl für die Propagandamaschine des 19. und 20. Jh.s, kann aber keineswegs kritiklos, wie dies in der vorliegenden Arbeit geschieht, akzeptiert werden.

Kapitel IV beschäftigt sich mit der ungarischen Geschichte. Im Vordergrunde steht die Geschichte Siebenbürgens mit ihren BÁTHORYS, BOCSKAYS, RÁKÓCZYS und BETHLENS. Die antihabsburgische Note wird bei dieser Politik nicht berücksichtigt, obwohl auch hier verschiedene Zeugnisse vorliegen. Das französische Interesse an den politischen Vorgängen in Siebenbürgen und Oberungarn, der heutigen Slowakei, wird nicht näher motiviert. Verf.in hat alle Äußerungen, soweit sie etwas Positives und Annehmbares über Ungarn enthielten, in ihrer Darstellung wiedergegeben. Es fehlen aber die Gegenstimmen, es fehlen vor allem die verschiedenen privaten Berichte, vor allem die Briefe der Zeitgenossen, aus denen man das Bild ergänzen könnte. Warum werden Urkunden, die aus Frankreich stammen, die die Frage Siebenbürgens berühren, die Versprechen über Versprechen enthalten, nicht erwähnt? Auch das wären meiner Ansicht nach Zeugnisse französischen Geistes und französischer Politik. Fast unerwähnt bleiben die kirchlichen Verhältnisse. Auch hier das Übergehen eines etwas heiklen Themas, das aber für die Franzosen des 17. Jh.s nicht ohne Belang war. Zur Charakteristik Ungarns im 17. Jh. ist eine Erwähnung dieser Tatsachen unerläßlich, denn sie stehen im Hintergrund der politischen Entscheidungen und Ereignisse. Zuletzt vermeidet Verf.in ein Eingehen auf ein etwas tragikomisches Kapitel, auf das Nachlassen der französischen Sympathien für Ungarn und die Madjaren im 17. Jh. Die psychologischen Hintergründe werden nicht erörtert.

Das Schlußkapitel enthält Zusammenfassungen, die nicht akzeptabel sind. Wenn betont wird, daß das französische Urteil über Ungarn auf seine Bewohner der Gerechtigkeit genug nahe kommt, so ist das nur relativ zu werten. Wenn im Schlußsatz gesagt wird: „L'image que les ouvrages français donnent donne de la Hongrie

est assez exacte", so stolpert man erstens über einen Druckfehler, nicht den ersten, der auch später nicht berichtigt wird, zweitens legt man sich die Frage vor, haben die Franzosen überhaupt das gesamte Gebiet von Ungarn gekannt, wenn sie solch ungenaue Angaben über Land und Leute machen.

In der Literaturangabe wird so manches Werk, das in Deutschland gedruckt wurde und von Deutschen stammt, als französisch herausgestellt.

A gyüjtögető gazdálkodás. Az elvetett buzától a kenyérig. (Die Sammelwirtschaft. Vom Saatweizen bis zum Brot.) Zusammengestellt von BÉLA GUNDA. In: Útmutató Füzetek a néprajzi adatgyüjtéshez (Wegweiser zur volkskundlichen Materialsammlung), H. 1, Budapest 1939, 68 S.

Vom Volkskundler und Herausgeber der Zeitschrift „Ethnographia", BÉLA GUNDA, wurde dies erste Heft zur volkskundlichen Materialsammlung zusammengestellt. Verf. weist in beiden Beiträgen auf die Bedeutung der volkskundlichen Sammlungen hin, berücksichtigt in erster Linie das bereits veröffentlichte Material und gibt weitere Richtlinien für die Zukunft. Für eine Propagierung der Volkskunde sind beide Beiträge wertvoll.

Bolla, József: A népi konyhamesterség műszókincse Felsőgörzsönyben (Bakonyalja) (Der Fachwortschatz der Volkskochkunst in Felsőgörzsöny). Debrezin 1939, 89 S.

Die unter der Leitung von B. Csüry herausgegebenen Arbeiten des Instituts zur Erforschung der madjarischen Volkssprache an der Tisza-Universität in Debrezin zeichnen sich durch ein besonders wissenschaftliches Niveau aus. Verf. untersucht in der vorliegenden Arbeit den Fachwortschatz der Volkskochkunst von Felsőgörzsöny, das im nordwestlichen Teile des Komitates Wesprim liegt. So dankbar das Thema ist, so wenig Vorarbeiten gab es hierfür, denn die beiden Arbeiten, die sich mit der Dialektforschung dieses Gebietes befassen, sind allgemeiner Art. Edmund Beke hat in seiner Arbeit über den Dialekt von Pápa („Pápavidéki nyelvjárás") ebenso wie Andreas Horváth in seinem Werk über die Mundart von Bakonyalja („Bakonyalji nyelvjárás") so manches über den Fachwortschatz der Volkskochkunst zusammengetragen, aber eine genaue Untersuchung hierüber abgefaßt zu haben, bleibt das Verdienst des Verf.s. In neun Kapiteln behandelt er die Vorgänge bei der Zubereitung und beim Kochen von Suppen, Gemüse, Brei, Fleischspeisen, Mehlspeisen, Milch, Milchspeisen, Eiern, Obst, Delikatessen und Getränken (S. 5 bis 50). Auf S. 50—89 werden die einzelnen mundartlichen Ausdrücke alphabetisch geordnet mit Erläuterungen, zum Teil auch mit deutschen synonymen Ausdrücken, wiedergegeben. Neben der Materialsammlung, die äußerst umfangreich ist, wird auch die Aussprache berücksichtigt und wiedergegeben.

Horváth, Jenő: A magyar kérdés a XX. században. Felelősség a világháborúért és a békeszerződésért (Die madjarische Frage im 20. Jh. Die Verantwortung für den Weltkrieg und der Friedensschluß). Budapest 1939, Bd. II, 453 S. **A trianoni békeszerződés megalkotása és a revízio útja** (Das Zustandekommen des Friedens von Trianon und der Weg der Revision). Hgg. von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest 1939, 568 S.

Die vorliegenden beiden Bände, die sich mit der madjarischen Frage im 20. Jh. befassen, weichen von den traditionellen Darstellungen der madjarischen Revisionisten ab. Verf. bemüht sich um wissenschaftliche Objektivität und belegt seine Thesen mit einwandfreien Quellenanhaben. Das Verfahren, das Verf. anwendet, zeugt von innerer Ehrlichkeit, wenn er auch bemüht ist, das Madjarentum in möglichst reinem Licht erscheinen zu lassen. Bd. I behandelt in seinem ersten Teile (S.3—322) die Verantwortung für den Weltkrieg und seine diplomatischen Vorbereitungen. Wenn Verf. die Angriffe gegen die österreichisch-ungarische Monarchie für die Zeit von 1901—1910 ansetzt, so muß dieser Ansicht widersprochen werden. Auf diese Weise kann das Problem nicht restlos gelöst werden. Denn die Frage der Nationalitäten Ungarns vor 1900 kann einfach nicht übergangen werden. Auch unterscheidet sich die Behandlung der Nationalitäten in Österreich von der in Ungarn. Auf S. 193

bis 231 wird Ungarns Abneigung gegen den Krieg herausgearbeitet. Als Beleg wird das ungarische Weißbuch zitiert. Die Bemühungen des Grafen Stephan Tiszas um Abwendung des Krieges (S. 293—310) gehört zu den besten Kapiteln des ersten Teiles.

Der zweite Teil beschäftigt sich mit der Verantwortung für den Friedensschluß wobei auf die diplomatische Tätigkeit während des Weltkrieges und auf das Zustandekommen des Friedensschlusses besonders hingewiesen wird. Eine Reihe von Aktenbelegen und Memoranden ergänzen den zweiten Teil. Der zweite Band behandelt den Waffenstillstand von 1918, die Aufteilung Ungarns (1918—1919), die Friedenskonferenz und Ungarns Schicksal. Im Anhang werden die tschechoslowakischen und rumänischen Denkschriften an die Pariser Friedenskonferenz abgedruckt. Weitere Belege beziehen sich auf die ungarischen Proteste.

Der dritte Teil ist Rumpfungarn gewidmet. Der Weg der Revision von 1920 bis 1938 wird ausführlich dargestellt. Der Kampf um die Revision, der 1920 begonnen hatte, zeigt nach Verf.s Meinung folgende Phasen: der Kampf Karls von Habsburg um den ungarischen Thron, Ungarn im Völkerbund (1920—1926), die Orientierungsversuche (1920—1926), die Wiederaufnahme der Revisionsfrage (1926—1930), die Verlegung des europäischen Gleichgewichts (1931—1935), die afrikanische Frage, die Änderung der Weltlage (1936—1938), die Regelung der Donau- (1931 bis 1938) und madjarischen Frage auf Grund der Münchner und Wiener Abkommen. Die Darstellung schließt mit dem Jahre 1939, dem ersten großen Erfolg der ungarischen Revisionsbestrebungen. Auf das deutsche Mitwirken wird hingewiesen, wenngleich die Bemühungen der deutschen Außenpolitik um die Revision der Pariser Vorortverträge nur gestreift werden. Die Lage nach 1939 aber zeigt, daß der deutsche Anteil an dieser Revision größer ist, als er angenommen wird. Auf die ideologische und moralische Seite der deutschen Revisionspolitik wird nicht eingegangen. Sonst polemisiert Verf. mit allen tschechischen, slowakischen, rumänischen, serbischen und kroatischen Historikern und Politikern. Im Anhang werden die wichtigsten Verträge und Abkommen im Wortlaut wiedergegeben. Die Quellen- und Literaturangaben sind umfangreich (S. 415—480) und berücksichtigen auch in besonderem Maße die einschlägige deutsche Literatur. Eine Zeittafel und ein sehr gut zusammengestelltes Personen- und Sachverzeichnis bilden den Abschluß dieses wichtigen Werkes.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Thirring, Gustav: Sopron városa a 18. században. Népesedés-és gazdaságtörténeti tanulmány. 15 térképpel és grafikus ábrázolással (Die Stadt Ödenburg im 18. Jh. Eine bevölkerungs- und wirtschaftsgeschichtliche Studie mit 15 Landkarten und graphischen Darstellungen). Ödenburg 1939. VIII + 356 S.

Ödenburg, das die Madjaren als die „civitas fidelissima" bezeichnen, gehört zu den ungarländischen deutschen Städten, deren Archivbestände besonders reichhaltig sind. Aus ihnen schöpft der bekannte Geschichtsstatistiker Th. sein Material zu dem uns vorliegenden stattlichen Band, dem jeder an der Erforschung des deutschen Kulturlebens in Ungarn Interessierte Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Das 18. Jh. bedeutet für Ödenburg ein Zeitalter besonderen Aufschwunges. In ihm erhält Ödenburg so recht erst das städtische Gepräge. Die Ratsbehörden setzen sich mit viel Energie für die planvolle Ausgestaltung und Verschönerung ihres Gemeinwesens ein, so daß Ödenburg diesbezüglich unter den ungarländischen Städten des 18. Jh.s in vieler Hinsicht an der Spitze steht.

Der ungemein gründlichen Darstellung Th.s auch nur kapitelweise zu folgen, würde heißen, sein Buch auszuschreiben. Da wir dies in unserm Rahmen nicht tun können, muß es genügen, wenn wir feststellen, daß des Verf.s Blick sozusagen alle nur irgendwie erfaßbaren Lebensumstände in sich aufgenommen und zur Darstellung gebracht hat. Vor unserem geistigen Auge entsteht dadurch ein ungemein eindrucksvolles Bild dieser deutschen Grenzstadt in Ungarn, deren deutsches Gepräge bis in unsere Tage hinein unverkennbar erhalten geblieben ist, obgleich die Entwicklung der letzten zwei Generationen sich im Zeichen der Umvolkung vollzogen hat, durch die das deutsche Element allmählich in den Hintergrund gerückt worden ist.

In bezug auf den nationalen Ursprung Ödenburgs vertritt Th. die madjarische These einer ursprünglich madjarischen Bevölkerung der Stadt und ihrer Umgebung, wobei er sich auf HÁZI stützt, dessen Beweisführungen allerdings keineswegs all-

gemeine Anerkennung finden können. Der deutsche Grundstock der Bevölkerung, der auch vor dem 14. Jh. nicht übersehen werden kann, hat demzufolge erst im 15. Jh. durch Kaiser SIGISMUND eine Verbreiterung erfahren. Die Eindeutschung Ödenburgs sei dann das Werk der Zuwanderung aus dem benachbarten Österreich gewesen. Sie soll es gewesen sein, die das Gepräge Ödenburgs aus dem Madjarischen ins Deutsche umgewandelt hätte. Bei der Untersuchung der nationalen Zusammensetzung von Ödenburgs Bevölkerung im 18. Jh. ist Th. bestrebt, den Anteil der Madjaren so günstig wie nur möglich darzustellen, wobei er freilich den Leser kaum völlig zufriedenstellen wird (S. 101 f.). Trotz alledem vermag Verf. den madjarischen Bevölkerungsanteil Ödenburgs fürs 18. Jh., den ACSÁDY im Jahre 1896 mit 5% angegeben hatte, nur auf 10% anzusetzen. Der von Th. bereinigten Statistik zufolge wäre das madjarische Element am stärksten in der Innenstadt vertreten gewesen, die das Wohnviertel der wohlhabenden Bürger, der Intellektuellen und des Adels darstellte. Die geistig höheren Schichten hätten die Masse der Madjaren gebildet, während die Wirtschaftsbürger (= Bauern und Weinbauer) in erdrückender Mehrzahl sich aus dem Deutschtum rekrutiert hatten. Die slawische Bevölkerung Ödenburgs ist trotz der in Ödenburgs Umgebung vorhandenen Kroatendörfer, aus denen sie im Laufe der Zeit in die Stadt hineingesickert war, als völlig geringfügig zu bezeichnen. Der Bevölkerungszahl nach gehörte Ödenburg in der Reihenfolge der ungarländischen Städte an die siebente, die siebenbürgischen Städte mit eingerechnet, an die vierzehnte Stelle. Als Emporium des nach Österreich gerichteten Handels besaß die Stadt besonders für den Export der Ungarweine seit Jahrhunderten zahlreiche weitreichendste Auslandsverbindungen. Als Bildungszentrum marschierte es in Transdanubien an der Spitze. — Sehr aufschlußreich sind Th.s Ausführungen über die konfessionelle Zusammensetzung der Stadt. Bekanntlich war ja Ödenburg — und ist es bis zu einem gewissen Grade heute noch — ein Vorort des ungarländischen Luthertums. In welchem Maße die früher überwiegend protestantische Bevölkerung der Stadt in die Stellung der konfessionellen Minderheit gerät, ist besonders lehrreich, zumal uns hier ein Vorgang geschildert wird, der sich in zahlreichen anderen Städten Ungarns ganz ähnlich entfaltet haben mag. Aus diesem Grunde erwecken die Darlegungen unseres Werkes (S. 113 f.) ohne Zweifel das erhöhte Interesse all derer, die sich der Erforschung der Sozialstruktur des Protestantismus in der Diaspora widmen.

Die von S. 257—356 sich erstreckenden Namenslisten der Ödenburger Steuerträger bilden für den Sippenkundler wahrhafte Fundgruben, an denen keiner vorübergehen sollte, dessen Wissenschaftsgebiet die südostdeutsche Sippen- und Familienforschung ist.

Graz. BERNHARD HANS ZIMMERMANN.

Hóman, Bálint: König Stephan I., der Heilige. Breslau, W. G. Korn 1939, 282 S.

In SOF V, S. 674, sprach der Herausgeber dieser Zeitschrift den Wunsch aus, die aus jahrzehntelanger Forschung erwachsene Darstellung König Stephans möge durch Übersetzung der deutschen Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Inzwischen ist dieser Wunsch erfüllt worden; für die Übertragung zeichnet H. VON ROOSZ verantwortlich. Einer in sich so geschlossenen Monographie gegenüber muß auf Einzelkritik verzichtet werden, zumal sie ja nur möglich wäre durch eine umständliche Erörterung der für diesen Zeitabschnitt so schwierigen Quellenfrage. H. hat, wie bekannt, gerade diesem Problem erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet und immer wieder geprüft, ob die bisherige Verwendung einer Quelle zu Recht besteht. Erinnert sei daran, daß H. ursprünglich Achtum = Ajtony mit Gyula identifiziert hat, in dem vorliegenden Werke erwähnt er S. 54 noch eine „möglicherweise" vorhandene Identität, geht aber praktisch doch davon aus, daß eine kritische Quellenverwertung zwei verschiedene Personen annehmen muß. So spürt man überall das immer neue Durchdenken des Problems und Überprüfen der Grundlagen. 25 Bilder und einige Karten ergänzen den Text wirksam.

Prag. H. J. BEYER.

Sárváry, Dezső: Francia útleírások Budáról és Pestről (1838—1884) (Französische Reisebeschreibungen über Ofen und Pest [1838—1884]) (Récits et descriptions

de voyages à Buda et à Pest en langue française [1838—1884]). Studien, herausgegeben von der Stadtbibliothek Budapest XV, Budapest 1940, 34 S. SA. aus dem Jahrbuch der Stadtbibliothek Budapest, IX (1939).

Die Abhandlung bringt die Reisebeschreibungen von sechs Franzosen (davon sind zwei Schweizer), die in der Zeit von 1838—1884 Ofen und Pest besucht haben. Das Auffallende an diesen Beschreibungen wird besonders hervorgehoben, dabei aber auch auf persönliche Begegnungen Wert gelegt. Für die Stadtgeschichte von Budapest sind sie von lokalem Wert. Der Unterschied zwischen Ofen und Pest ist sachlich hervorgehoben worden. Die deutsche und französische Zusammenfassung geben einen sehr eng beschränkten Inhalt wieder. Sie machen nicht einmal zwei Seiten (S. 33—34) aus.

Gál, György: Budapest templomainak címeres emlékei (Die Wappendenkmäler der Kirchen von Budapest). Budapest 1940, 51 S. und 5 Bildtafeln. Dt. Zfg. (S. 45 bis 49).

Verf. bringt eine gute Übersicht über die Wappendenkmäler der Budapester Kirchen. Die Arbeit ist in zwei Teile gegliedert, sie behandelt im ersten (S. 7—23) die Wappendenkmäler der Ofner Kirchen (Krönungskirche, Pfarrkirche, Kirche zu St. Elisabeth usw.) und im zweiten Teil (S. 23—42) die Wappendenkmäler der Pester Kirchen (Hauptpfarrkirche, Franziskanerkirche, Mazedonische Kirche, St. Stephans-Basilika, Erinnerungskirche usw.). Auf eine Gliederung der Arbeit nach Art und Entstehungszeit der Wappen hat Verf. verzichtet, jedoch wäre erst eine solche Darstellung vom heraldischen und historischen Standpunkt aus wertvoll.

Betfia, László: Tök község földrajza (Geographie der Gemeinde Tök). In: Abhandlungen aus dem Geographischen Institut der St. Tisza-Universität in Debrezin, Nr. 2, Debrezin 1940, 96 S.

Die Monographie, die als Abhandlung des unter der Leitung von Rudolf Milleker stehenden Geographischen Instituts der Universität Debrezin erschien, behandelt die im Pest-Pilisch-Solter Komitat gelegene Großgemeinde Tök. Die Arbeit unterscheidet sich inhaltlich und auch äußerlich von allen bis jetzt auf diesem Gebiete erschienenen. Besonders auffallend ist die wissenschaftliche Methode, die sehr viel Gründlichkeit und Sauberkeit verrät. Nach einer allgemeinen Einleitung macht uns Verf. mit den geographischen, klimatischen und geologischen Verhältnissen bekannt (S. 5—20). Im zweiten Kapitel wird die Siedlung, ihre Geschichte und Bevölkerung behandelt (S. 20—46). Das dritte Kapitel informiert über die kulturellen Verhältnisse (S. 46—62). Das vierte ist dem Wirtschaftsleben gewidmet (S. 62—81). Die deutsche Zusammenfassung ist nicht in knapper Form wiedergegeben, sondern hält sich an die Einteilung des madjarischen Originals (S. 84—92). Zahlreiche Skizzen, Abbildungen, graphische Darstellungen und Tabellen ergänzen die wissenschaftlich fundierte Abhandlung.

Papp, Márta: Brutus J. Mihály és Báthory István magyar humanistái. De Michaele J. Bruto et humanistis hungaricis qui in aula Stephani Bathory floruerunt. Budapest 1940, 87 S.

Michael J. Brutus, 1517 in Venedig geboren, gehört zu den letzten bedeutenden Gestalten des Humanismus, die in Ungarn wirkten. Der Humanismus, der am Ofner Königshofe sehr verwurzelt war, wurde nach der Katastrophe von Mohács (1526) nach Siebenbürgen verbannt. Aus Oberungarn war der Humanismus durch die Reformation bereits verdrängt worden. Verf.in untersucht die Humanistengestalt M. J. Brutus' und die Beziehungen B.s zum Siebenbürger Fürsten Stefan Báthory. Der Humanistenkreis am Hofe Báthorys wird dabei besonders herausgestellt. Im weiteren werden die Beziehungen Brutus' zu Stefan Báthory (S. 20—30), zu Franz Forgách (S. 30—40), zu Wolf Kovacsóczy (S. 41—46), zu Martin Berzeviczy (S. 47 bis 56), zu Kaspar Békes (S. 57—61) und zu Paul Gyulay (S. 62—68) behandelt. Im Schlußkapitel (S. 69—72) würdigt Verf.in die Verdienste Brutus' und der siebenbürgischen Humanisten. Den Abschluß der Studie bildet eine lateinische Zusammenfassung (S. 73—76). Die Bibliographie ist umfangreich (S. 77—82), der Index sorgfältig zusammengestellt.

Kiss, László: Szentantalfa és környékének földrajza (Geographie von Szentantalfa und Umgebung). Budapest-Pápa 1940, 32 S.

Eine sehr kurze Dissertation, die vor allem die geographischen Gegebenheiten berücksichtigt. Auch die historische Darstellung gibt nur in großen Zügen die Geschichte des Ortes und seiner Umgebung wieder. Die siedlungsgeschichtliche Darstellung ist sehr schwach, vor allem sind die Volkszählungsergebnisse sehr einseitig ausgewertet worden (S. 22). Die technische Ausstattung ist gut. Das gleiche gilt von den Bildern.

Dobossy, Tibor: Pierre Choque Anna magyar királyné francia kisérője (Pierre Choque, Le compagnon français d'Anne de Foix, reine de Hongrie). Budapest, ohne Jahr, 67 S.

Verf. beschränkt sich in seiner Arbeit, die auf gründlichen archivalischen Studien fußt, nicht allein auf die Darstellung Pierre Choques als Begleiter der ungarischen Königin Anna, der Gemahlin Wladislaws II., sondern versucht in literarhistorischer Schau die Persönlichkeit Choques zu erfassen. Im ersten Kapitel schildert er ihn als ersten Herold Annas von der Bretagne (S. 5—16), im zweiten die Heirat Annas, der Königin von Ungarn (S. 17—48) und im dritten Pierre Choque als „rhétoriqueur" (S. 49—62). Französische Zusammenfassung auf S. 65—67. Mit seiner Arbeit hat Verf. die Werke von Heinrich Marczali, Josef Fogel und Stefan Szamota, die sich bereits mit der Person P. Choques beschäftigt haben, ergänzt und viele Fragen geklärt, die bisher ungelöst waren.

Felvidék! A visszaszerzet és még visszavárt Felvidék története, mai élete, kulturája, földrajza, néprajza, műemlékai (Oberland! Geschichte des zurückgekehrten und noch zurückerwartenden Oberlandes. Sein gegenwärtiges Leben, seine Kultur, seine Geographie, seine Volkskunde und seine Kunstdenkmäler). Budapest, ohne Jahr, 143 S.

Szvatkó, Pál: A visszatért magyarok (Die heimgekehrten Madjaren). Budapest 1939, 205 S.

Beide Werke beschäftigen sich mit den an Ungarn angegliederten, sog. oberländischen Gebieten, die 1938 auf Grund des Wiener Schiedsspruches an Ungarn fielen. Beide geben den ungarischen Standpunkt wieder. Das Werk von Sz. zeigt die Schäden auf, die das Madjarentum während der zwanzigjährigen tschechoslowakischen Herrschaft erlitten hat, dagegen muß das Sammelwerk „Felvidék" als ein für den internen Gebrauch geschriebenes Werk betrachtet werden. Auf S. 54 bis 58 dieses Werkes wird eine Tabelle der großen oberländischen Madjaren wiedergegeben. Zu diesen werden MATTHIAS BEL, JOHANN NEPOMUK HUMMEL, JOHANN KUPETZKY, PAUL VON LEUTSCHAU u. a. gerechnet. Zahlreiche Bilderbeilagen stellen die von den Deutschen geschaffenen Kunstdenkmäler als madjarische Kunstwerke heraus.

Reviczky Gyula prózai dolgozatai I. (Die Prosa-Arbeiten Julius R.s). In: Magyar Irodalmi Ritkaságok (Madjarische Literarische Kostbarkeiten), Bd. 49, Budapest, ohne Jahr, 106 S.

Einige Prosa-Arbeiten des begabten und früh verstorbenen Julius Reviczky (1855—1889), des unehelichen Sohnes einer slowakischen Bauernmagd und eines Adeligen, die in verschiedenen Zeitschriften (Koszorú, Fővárosi Lapok, Figyelő, Balaton, Aradi Hirlap, Magyar Szalón usw.) erschienen, erscheinen hier in einer etwas inhaltlich nicht ganz durchsichteten Reihenfolge. R., der ganz im Banne des Schopenhauerschen Pessimismus stand, gehört zu den seltsamsten Erscheinungen der madjarischen Literatur. Eine kurze Einführung zu der Ausgabe schrieb Emmerich Horváth.

Horváth István magyar irodalomtörténete (Die madjarische Literaturgeschichte Stefan H.s). In: Magyar Irodalmi Ritkaságok (Madjarische Literarische Kostbarkeiten), Bd. 28, Budapest, ohne Jahr, 146 S.

Vom madjarischen Historiker-Phantasten Stefan Horváth (1784—1846), der trotz seiner unkritischen historischen Werke Verdienste um die madjarische Geschichtsforschung aufzuzeigen hat und auch eine Reihe Historiker zur Herausgabe wichtiger Geschichtsquellen veranlaßte, stammt auch die vorliegende Literaturgeschichte, die zeitlich und inhaltlich bereits überholt ist. Als publizistisches Kuriosum ist sie auch heute noch beachtenswert. Eine sehr gute und kritische Einleitung schrieb Karl Papp (S. 5—23).

A Budapesti Királyi Magyar Pázmány Péter Tudomángegyetem Nemet Intézetének Irodalomtudományi Évkönyve (Literaturwissenschaftliches Jahrbuch des Deutschen Institutes der Königl. Ung. Peter Pázmány-Universität Budapest). Hgg. von THEODOR THIENEMANN und BÉLA VON PUKÁNSZKY, 6. Band, 1940, 476 S.

OSKAR SASHEGYI behandelt in seiner Arbeit „Die deutsche Aufklärung und die ungarische Zensur (1800—1830)". Einleitend gibt er eine Darstellung über die Zensurverhältnisse in Ungarn, um dann Wiens Stellung zur Aufklärung zu behandeln. Gegen die Wiener Bestrebungen und Verordnungen wird die „ungarische Reaktion" wirksam. Die Darstellung über die ungarische Reaktion ist etwas einseitig und erfaßt nicht alle Fälle, sondern nur spezielle Vorfälle. Auch das Kapitel „Spuren der deutschen Aufklärung in der ungarischen Literatur" bedarf verschiedener Richtigstellungen und Ergänzungen. Vor allem müssen Gestalten wie Windisch und Fessler ebenso berücksichtigt werden wie Georg Bessényi.

SARA FRIEDLÄNDER bringt eine Studie über Moritz Gottlieb Saphir und die Anfänge der jüdischen Assimilationsbestrebungen. Wenn die Skizze über den aus Ungarn stammenden Juden M. G. Saphir auch nicht objektiv genannt werden kann, so enthüllt sie doch alle Schattenseiten dieses wurzel- und haltlosen Menschen, dessen Einfluß auf das deutsche Zeitungswesen und literarische Leben des 19. Jh.s nur als unheilvoll herausgestellt werden kann. Die jüdischen Assimilationsbestrebungen erscheinen in einem besonderen Lichte, auf sie näher einzugehen, gehört nicht in den Rahmen dieser Besprechung. Von den vielen Entstellungen mag die eine über Saphirs „einzige und große Liebe: Marie Gordon" herausgegriffen werden.

EVA DOSKARS Beitrag über „Hegels ungarische Nachwelt" beschäftigt sich mit den Hegelianern in Ungarn, mit den ersten Auseinandersetzungen um HEGEL sowie mit den Widerständen, die dem Hegelianismus in Ungarn entgegengesetzt wurden. Es werden interessante Tatsachen mitgeteilt, doch die Gründe der Ablehnung nicht ganz erschöpft. Wenn der Hegelianismus in Ungarn Ablehnung fand, so trifft dies bedingt in erster Linie auf die Madjaren zu. Von den Slawen Ungarns, besonders von den Slowaken, wurden die Gedanken Hegels, vor allem seine Geschichtsphilosophie, mit Freude und Begeisterung aufgenommen. Wenn GUSTAV SZONTAGH in der Verbreitung der Hegelschen Philosophie eine Gefahr für die nationalen Interessen sah, so wird damit nur der madjarische Standpunkt wiedergegeben. Störend wirken die zahlreichen Druckfehler, die stellenweise zu katastrophalen Mißdeutungen Anlaß geben können.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Brătianu, G. I.: Theorie und Wirklichkeit der ungarischen Geschichte. Bukarest, Institut für Geisteswissenschaften und Politik, 1940, 57 S., 1 Tafel.

Die Arbeit ist eine Auseinandersetzung mit neueren ungarischen Studien, mit DOMANOVSZKY, JOÓ und anderen über die Frage des ungarischen Nationalbewußtseins im Mittelalter sowie über das Verhältnis zwischen dem Madjarentum und den Nationalitäten innerhalb des mittelalterlichen ungarischen Staates. Leider hat der Verf. nicht viel ungarisch geschriebene Fachliteratur heranziehen können. Bedauerlich ist vor allem, daß dem Verf. die Studie von MÁLYUS im Jahrgang 1940 der Századok unbekannt geblieben ist, worin dieser gegen die These Stellung nimmt, daß es schon im frühmittelalterlichen ungarischen Staat einen übernationalen St. Stephans-Gedanken gegeben hätte. R.

Maksai, Ferenc: A középkori Szatmár megye (Das mittelalterliche Satmarer Komitat). „Település-és Népiségtörténeti Értekezések" (Siedlungs- und bevölkerungs-

geschichtliche Abhandlungen Nr. 4), Budapest 1940, VI + 241 S., 12 Skizzen und 1 Karte.

Das mittelalterliche Satmarer Komitat, eines der nordöstlichsten Komitate Ungarns, wird in der vorliegenden Abhandlung auf seine demographischen Verhältnisse im Mittelalter hin untersucht. Die Methode, die Verf. hierbei anwendet, unterscheidet sich von der der anderen Arbeiten in dieser Reihe. Er behandelt die einzelnen Gebiete gesondert, wodurch der Zusammenhang und die Übersicht über das Gesamtgebiet manchmal verwischt wird. Dies gilt vor allem von den Nationen, die dieses Gebiet bewohnen. Die Kartenskizzen beheben diesen Mangel teilweise, doch gilt dies nicht für die Deutschen, die auch auf der Karte, auf der die ukrainischen und rumänischen Siedlungsgebiete eingezeichnet sind, nicht aufgenommen wurden. Wenn man berücksichtigt, daß es eine ganze Reihe von einwandfrei nachgewiesenen deutschen Ortschaften gibt (Cheydreh, Mithelperg (Felsőbánya), Laposbánya, Majtény, Nagybánya, Óvári, Szatmar, Németi, Szinérváralja, Tótfalu, Udvari und Vizsoly), die keine unbedeutende Rolle gespielt haben, so muß dies im Interesse der wissenschaftlichen Sauberkeit vermerkt werden. Es handelt sich hier nicht allein um Streusiedlungen, sondern um eine mehr oder weniger planmäßig durchgeführte Besiedlung dieses Gebietes mit Deutschen, die noch vor dem Mongolensturm erfolgte. Nicht alle ehemaligen deutschen Ortschaften, die später durch kriegerische Handlungen verwüstet oder entnationalisiert wurden, werden vom Verf. als deutsche oder zumindest von einer deutschen Mehrheit bewohnte Orte herausgestellt. Deutsche Gründungen sind so der Ort Girod und der Ort Gotthardtelke. Auch bei Hermanszeg ist eine deutsche Gründung nicht ausgeschlossen. Für Hodos ist ein gewisser Furman für das Jahr 1214 belegt. Der Bergort Kapnikbánya, eine Tochtergründung von Mittelberg (Felsőbánya) deutet gleichfalls auf deutsche Gründung hin. Für Máte und Szalka sind gleichfalls „hospites" belegt. Wenn Verf. behauptet, daß der Ort Radalf (terra Rodolphy, Rodolp, Rodolf, Radalph, Rodalph, Radolf) von Madjaren bewohnt war, so gilt dies nicht für die Zeit bis 1352, ähnlich liegen aller Wahrscheinlichkeit nach die Verhältnisse bei Ragald und Rapolt (Rapolt, Rapolch, Rapold, Rapolth). Wenn Verf. (S. 71) behauptet, daß das Deutschtum von Szatmár-Németi im ersten Jahrhundert nach dem Mongolensturm assimiliert wurde, so stimmt dies nicht ganz, denn dieses erhielt sich bis in das 18. Jh. Auch in Nagybánya behauptete sich das Deutschtum bis in die Neuzeit. Noch 1507 wollten die deutschen Fleischer die madjarischen in ihre Zunft nicht aufnehmen. Sowohl in Nagybánya wie auch in Mittelberg (Felsőbánya) hat sich das Deutschtum bis zum Ausgang des 17. Jh.s halten können.

Die Rolle, die die Deutschen im Satmarer Komitate spielten, beschränkte sich nicht allein auf das wirtschaftliche Gebiet, sondern auch auf das kulturelle. Wie weit der Anteil der Deutschen am Adel ausmachte, bedarf einer näheren Untersuchung. Jedenfalls war die Stellung, die das mittelalterliche Deutschtum im Satmarer Komitate innehatte, eine andere als die der Ukrainer oder der Rumänen. Gerade der Umstand, daß das Deutschtum schon vor dem Mongolensturm nachweisbar ist, deutet darauf hin. Ein Sach- und Personenverzeichnis fehlt, wodurch die Arbeit, die trotz der einseitigen Auswertung des vorhandenen Materials als gut bezeichnet werden muß, manches einbüßt.

Jakó, Zsigmond: Bihar megye a török pusztitás előtt (Das Biharer Komitat vor der türkischen Verwüstung). „Településés-és Népiségtörténeti Értekezések" (Siedlungs- und bevölkerungsgeschichtliche Abhandlungen der Budapester Peter Pázmány-Universität Nr. 5), Budapest 1940, VIII + 424 S., 1 Karte.

Die Arbeit stellt ein kühnes Unterfangen dar, denn die urkundlichen Belege für die Zeit vor der Türkenherrschaft, die zum größten Teile verlorengegangen sind, geben nur ungenügende Anhaltspunkte. Trotzdem hat Verf. eine Arbeit geliefert, die wissenschaftlich fundiert ist und nur in wenigen Punkten beanstandet werden kann. Wichtig ist die Tatsache, daß er nicht nur die rumänische Besiedlung berücksichtigt, sondern auch all die Stämme und Gruppen heranzieht, die turkotatarischen Ursprungs sind und die später mit dem Madjarentum verschmolzen. Eine lückenlose Darstellung des Siedlungsgebietes in diesem größten Komitate Ungarns ist unmöglich, da das madjarisch-rumänische Gebiet verschiedene Grenzverschiebungen im Laufe der Zeit aufweist. So ist auch eine nähere Lokalisierung der rumänischen

Besiedlung urkundlich schwer zu belegen. Hier können oft nur Hypothesen aufgestellt werden. Auch die Ortsnamen lassen keine eindeutige Feststellung der Nationalität zu, da sie zumeist nur in der madjarischen Form überliefert sind. Die Karte, die der Arbeit beigelegt ist, zeigt die zeitliche Entstehung der Ortschaften, wobei es auffällt, daß das Vorhandensein von rumänischen Ortschaften für die Zeit von 1400 bis 1500 belegt wird. Dies mag zum Teil richtig sein, gibt aber keine Erklärung für den Siedlungsvorgang im östlichen Teil dieses Komitates, der rumänisch besiedelt ist. Hier ist eine Lücke und es ist kaum anzunehmen, daß dieses Gebiet bis zum Jahre 1400 unbesiedelt gewesen sei. Ansätze zu einer Ansiedlung sind anzunehmen, zumal es sich um ein Grenzgebiet handelt. Eine Reihe untergegangener Orte werden vom Verf. berücksichtigt, doch eine nähere Bestimmung ist derzeit noch unmöglich. Wichtig für die Gesamtbetrachtung ist die Annahme des Verf.s, daß eine Reihe von Ortsnamen slawischen Ursprungs ist und daß diese slawische Bevölkerung noch im 12. Jh. nachweisbar ist. Wenn Verf. behauptet, daß diese Slawen mit den Rumänen verschmolzen, so muß eine rumänische Besiedlung für einen früheren Zeitpunkt angesetzt werden (S. 179), denn sonst ist eine Übernahme der slawischen Orts- und Personennamen nicht zu erklären. Die Daten, die Verf. über das Verhältnis der Madjaren zu den Rumänen (S. 187 ff.) gibt, scheinen nicht ganz akzeptabel und können nur mit Vorbehalt berücksichtigt werden. Die Frage der deutschen Kolonisation wird in dieser Arbeit nur gestreift. Dies ist ganz besonders bei der Darstellung von Großwardein der Fall. Verf. spricht zwar von Wallonen und Italienern, übergeht aber die Deutschen. Das vortatarische Deutschtum Großwardeins wird nicht erwähnt. So wird auch das Werk von R. KAINDL (Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern) bei der Darstellung nicht berücksichtigt. Die Gründung von Städten in dieser Zeit ist ohne deutsche Mitwirkung kaum vorstellbar (vgl. SCHÜNEMANN K., Die Entstehung des Städtewesens in Südosteuropa). Außer Großwardein läßt sich ein Deutschtum in verschiedenen anderen Orten des Biharer Komitates, so in Németi und Szászfalu, nachweisen. Die Rolle der Deutschen in Großwardein sollte als historische Tatsache nicht übergangen werden. Dieser Fehler ist unentschuldbar und gibt kein wirkliches Bild. Auch die Karte verzeichnet die deutschen Ansiedlungen nicht. Das Orts- und Personenmaterial nimmt einen breiten Reaum in der Darstellung ein, es gibt wertvolle Hinweise und veranschaulicht eine reiche wissenschaftliche Ausbeute.

Fehér, Géza: A bolgár-törökök szerepe és műveltsége. A bolgár-törökök és a honfoglaló magyarok hatása a keleteurópai művelődés kialakulásában (Die Rolle und Kultur der Bulgaro-Türken. Der Einfluß der Bulgaro-Türken und der landnehmenden Madjaren auf die Entfaltung der osteuropäischen Kultur). Budapest, Ungar. Akademie der Wissenschaften 1940, 120 S.

Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Madjaren und Bulgaro-Türken werden in der letzten Zeit von den ungarischen Historikern besonders hervorgehoben. Die kulturellen Beziehungen der beiden bilden erst Gegenstand einer noch nicht abgeschlossenen Untersuchung. Verf. versucht an Hand der Bau- und Kunstdenkmäler die kulturelle Gemeinsamkeit der beiden Völkergruppen herauszustellen. Er hat für diese zu lösende Frage sehr viel Material zusammengetragen. Die zeitliche Festsetzung dieser Denkmäler und Symbole ist aber schwierig. Man kann die These des Verf.s, daß gemeinsame äußere Merkmale auch unbedingt eine gemeinsame Kulturgrundlage haben müssen, nicht voll akzeptieren. Auffallend ist zwar die Verwandtschaft der Kunstdenkmäler der landnehmenden Madjaren mit denen der Bulgaro-Türken. Eine andere Frage ist dabei zu klären, ob die heute auf bulgarischem Gebiet sich vorfindenden Kunstdenkmäler auch die Schöpfungen der Bulgaro-Türken waren. Auf diesem Gebiete muß noch sehr viel Arbeit geleistet werden. Auch der Einfluß der Bulgaro-Türken auf das Slawentum wäre noch näher zu untersuchen. Die Übernahme dieser Stilarten durch das Slawentum ist wahrscheinlich. Wer war aber der Vermittler dieser Kultur? Können die Bulgaro-Türken als alleinige Träger dieser Kultur angesprochen werden? Steht nicht dahinter ein viel größerer Kulturkreis, der nicht nur die Bulgaro-Türken und die landnehmenden Madjaren umfaßt? Das sind Fragen, die einer Klärung bedürfen. Manches Denkmal stammt noch aus der Zeit der Völkerwanderung, und die Vermutung liegt nahe, daß die Goten hier die Vermittler und die Verbreiter waren.

Die These des Verf.s ist kühn, aber nicht ohne Beweiskraft. Sein Verdienst ist es, auf einen Kulturkreis hingewiesen zu haben, der zur Zeit noch fast unerforscht ist.

Földváry, Antal: A magyar református egyház és a török uralom (Die madjarische reformierte Kirche und die Türkenherrschaft). Budapest (Selbstverlag) 1940, 210 S.

Eine sehr umfangreiche Dissertation, die alle historischen Momente zwischen Türkentum und Christentum aufzeigen möchte, wodurch der Rahmen der Arbeit zu sehr ausgedehnt wird. Auf S. 9—15 wird die türkische Meinung über die Christen behandelt, wobei manches ergänzt werden müßte. Das 2. Kapitel beschäftigt sich mit der Meinung der madjarischen reformierten Theologen über die Türken (S. 15 bis 35). Das 3. Kapitel (S. 36—57) behandelt die Rolle des Türken in der geistlichen Dichtung des Protestantismus. Dieses Kapitel ist sehr gut gelungen und auch mit Quellen belegt. Das 4. Kapitel (S. 58—81) handelt über die Gebete gegen die Abwendung der türkischen Gefahr. Das 5. Kapitel ist den reformierten Kirchengesetzen und den Türken gewidmet (S. 82—87), das 6. Kapitel behandelt das türkische Gerichtswesen (S. 88—99) und das 7. Kapitel die Bekehrung der Türken zur christlichen Religion (S. 100—110). Nach diesen einleitenden Kapiteln behandelt Verf. das eigentliche Thema, die madjarisch-reformierte Kirche und die Türkenherrschaft. So wird im 8. Kapitel (S. 111—126) die Bekehrung zum Islam behandelt. Dieses Kapitel ist etwas schwach ausgebaut. Das 9. Kapitel (S. 127—141) berichtet vom Schicksal der Kirchen unter der Türkenherrschaft, also die Umwandlung der christlichen Kirchen in türkische Moscheen. Hier wäre ein Vergleich zwischen der Umwandlung der reformierten Kirchen und der katholischen Kirchen am Platze gewesen. Im 10. Kapitel wird die Intoleranz der Türken gegenüber den reformierten Gläubigen und im 11. Kapitel (S. 153—180) die Frage der Toleranz bei den Türken behandelt. Den Beziehungen zwischen der reformierten und der römisch-katholischen Kirche ist das 12. Kapitel (S. 181—192) gewidmet. Dem Zusammengehen der reformierten Kreise mit den Türken in den Glaubens- und Freiheitskriegen wird weniger Aufmerksamkeit gewidmet, obwohl es sich um ein Kapitel handelt, das viel zu wichtig ist, um übergangen zu werden.

Faragó, Bálint: A mezőtúri református egyház története 1530—1917ig (Die Geschichte der reformierten Kirchengemeinde von Mezőtúr von 1530—1917). Mezötur, ohne Jahr, 324 S.

Das umfangreiche Werk, das die wechselvollen Schicksale der reformierten Gemeinde von Mezőtur behandelt, bringt zahlreiche Daten und Tatsachen, die für die madjarische Geistesgeschichte von besonderer Bedeutung sind. Es handelt sich hier um eine Gemeinde, die alle Drangsale erduldete, die die Türkenherrschaft mit sich brachte. Die Befreiung vom Türkenjoch bedeutete aber keineswegs sofort Befreiung vom religiösen Druck. Die Gegenreformation setzte auch hier ein, dürfte aber doch keinen zu starken Einfluß ausgeübt haben, da die Seelenzahl der Gemeinde auch in der Folgezeit stieg. Das IV. Kapitel handelt ausführlich von der weiteren Entwicklung. Die Kapitel V—XXII sind dem internen Gemeindeleben gewidmet und machen den größten Teil des Werkes aus (S. 134—304). Kulturgeschichtliche Tatsachen sind hier spärlich.

Das Werk ist wissenschaftlich fundiert und bringt reiches Quellenmaterial. Es ist ein wertvoller Beitrag zur reformierten Kirchengeschichte Ungarns.

Szabó, Lászlo: A sajóládi pálos koloster története (1386—1786) (Geschichte des Sajóláder Paulinerklosters). Debrezen (Selbstverlag) 1940, 29 S.

Die Bedeutung des Paulinerordens für die kirchliche und kulturelle Tätigkeit in Ungarn bedarf keiner näheren Begründung. Von den vielen Klöstern, die bis zu ihrer Auflösung durch Joseph II. bestanden, gehört das Sajóláder zu den bedeutendsten. Zu seinen berühmtesten Klosterbrüdern gehören Michael Hungarus und Frater Georg. Im 16. Jh. verfällt es, gewinnt aber im ausgehenden 17. Jh. wieder an Bedeutung und widmet sich dann der missionarischen Aufbauarbeit. Verf. schildert in kurzen Zügen die Geschichte des Klosters, befaßt sich auch mit den Bauten und den Vermögensfragen. Die Tätigkeit dieses Paulinerklosters wird durch Joseph II.

im Jahre 1786 eingestellt. Als Begründung wird die schwindende Klosterzucht angegeben. Das Kloster wird aufgelöst, sein Vermögen dem Religionsfonds zugewiesen, seine Insassen werden als Lehrer oder Geistliche angestellt oder in den Ruhestand versetzt. Die Vermögensbestandsaufnahme von 1786 führt 4,5 Millionen Gulden an, das jährliche Einkommen des Klosters betrug 584.042 Gulden.

Die Dissertation führt leider nur nüchterne Daten an und geht an den historischen Problemen vorbei. Schuld daran ist ihre Kürze.

Gál, Lájos: Protestáns iskolák és tanítók Magyarországon a XVI. szazadban (Protestantische Schulen und Lehrer im Ungarn des 16. Jh.s). Tiszaföldvar 1940, 79 S.

Der Einfluß der Reformation auf Ungarn ist in einer Reihe von Studien mehr oder weniger gewürdigt worden, doch fehlt auch heute noch eine Darstellung, die alles erfassen würde. Die Schwierigkeit einer solchen Darstellung liegt zum Teil in den bunten nationalen Verhältnissen des damaligen Ungarn, zum Teil aber auch in der Tatsache, daß fast parallel die deutsche und die schweizerische Reformation um die Menschen Ungarns kämpften. Vorliegende Arbeit versucht einen kleinen Einblick in die kulturelle Entwicklung des ungarischen Gebietes nach 1526 zu geben. Im ganzen und großen können infolge der politischen Ereignisse (Türkenkriege) nur das Gebiet von Oberungarn und das von Siebenbürgen behandelt werden. Selbst diese Beschränkung des Themas auf das Schulwesen des 16. Jh.s zeigt, daß es unmöglich im Rahmen einer Dissertation behandelt werden kann. Die Arbeit gibt ansonsten eine gute Übersicht und verrät viel Fleiß.

Berlin. M. Schwartz.

Szurmay, Sándor: A magyar katona a kárpátokban. Élmények és tapasztalatok a világháborúbó! (Der ungarische Soldat in den Karpaten. Erlebnisse und Erfahrungen aus dem Weltkrieg.) Budapest, Ungar. Universitätsdruckerei 1940, 239 S.

Sz., der im vergangenen Weltkrieg von 1914 bis März 1917 an der Ostfront Armeegruppen- und -korpskommandant und dann bis zum Zusammenbruch der Monarchie ungarischer Landesverteidigungsminister gewesen ist, bietet in seinen Erinnerungen wertvolle Beiträge vor allem zum militärischen Geschehen jener Zeit. In zwanglosen Ausführungen, wobei der Verf. mit Vorliebe persönliche Erlebnisse einflicht, wird ein sehr lebendiges, an Einzelheiten reiches Bild entworfen, das nicht nur unser Wissen um die Geschichte des Weltkrieges fördert, sondern uns zugleich Einblicke in die Denkweise der Führungsschicht im ausgehenden dualistischen Zeitalter gewährt, deren Wert gleichfalls erheblich genannt werden muß.

Kerekes, György: Polgári társadalmunk a XVII. században. Schirmer János 1625—1674 kassai kereskedő üzleti könyve alapján (Das ungarische Bürgertum im 17. Jh. auf Grund des Geschäftsbuches des Kaschauer Händlers Johann Schirmer [1625—1674]). Kaschau, „Wiko" 1940, 288 S., 9 Tafeln.

Die mit liebevoller Vertiefung in den Stoff zustande gekommene Studie des Kaschauer Lokalhistorikers K. gewährt gute Einblicke in das Leben Kaschaus im 17. Jh. Besonders wichtig sind die Ausführungen über das wirtschaftliche und soziale Leben, die Handelsverbindungen mit dem Westen (wobei sich zeigt, daß die Verbindung mit Schlesien verhältnismäßig gering war [vgl. S. 188 f.]) sowie die verschiedensten Seiten des kulturellen Lebens. Aufschlußreich sind die Teile der Arbeit über die Nationalitätenverhältnisse (S. 47 ff.). Die von K. mitgeteilte Namensliste (S. 48 ff.) zeigt, daß das deutsche Element schon stark zurück gegangen war. Von den 676 mitgeteilten Namen sind — nach der Zählung des Verf.s — 78,58% madjarischer, 12,85% deutscher und 2.80% slowakischer Herkunft (S. 47 f.). Erst gegen Ausgang des 17. Jh.s ist mit der Festigung der habsburgischen Macht im Karpatenbecken eine erneute Stärkung des Kaschauer Deutschtums eingetreten. Man ersieht daraus, daß das Deutschtum der Städte im einstigen Oberungarn gerade im Zeitalter der Gegenreformation und des fürstlichen Absolutismus entschiedene Förderung genoß. Die bekannten Zusammenstöße zwischen Städten und Zentralgewalt, die in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s erfolgten, dürfen nicht aus dem geschichtlichen Gesamtzusammenhang gerissen werden. F. V.

Zolnai, Béla: Ungarische Literatur. Budapest 1940, 40 S. (Sonderabdruck aus dem Sammelband: Ungarn, das Antlitz einer Nation, hgg. v. Z. BARANYAI und T. PERCZEL).

Z., der feinsinnige Vertreter der vergleichenden Literaturwissenschaft in Ungarn, gibt hier mit wenigen, doch sicheren Strichen ein interessantes Bild der ungarischen Literaturgeschichte. Mit gewandter Hand weist er überall auf die europäischen Zusammenhänge, vergißt aber nie, auch das Eigenständisch-Madjarische (Z. schreibt: magyarisch) zu betonen. Schon auf S. 3 spricht er davon, daß die madjarische Seele nie ganz im Europäertum aufgehen wird. Immer durchzieht sie der tragische Kampf zwischen Ost und West, den beiden Polen madjarischer Haltung.

Z. wird diesen beiden Polen gerecht, und gibt eine höchst interessante geistesgeschichtliche Überschau über Ungarns Literaturentwicklung. Er spricht in geistvoller Weise von der Achse Rom-Graz-Wien des barocken Geisteslebens, und von den protestantischen Beziehungen zu Genf, Halle und Holland (S. 6). Er gedenkt der barocken Bewegtheit des ungarischen 17. Jh.s und erwähnt die geistesgeschichtlich wichtige Tatsache, daß die Tyrnauer Universitätsdruckerei im 18. Jh. nicht nur die Habsburger-Monarchie, sondern auch einen größeren europäischen Kreis mit Publikationen und Neudrucken versah (S. 7). Dann kommt er auf die umfassende Belesenheit des Grafen NIKOLAUS VON ZRINYI, auf STEFAN GYÖNGYÖSIS bravourvolle Verstechnik, auf seine farbenreich-schmuckhafte Sprache zu sprechen (S. 8), auf die geistige Größe von MIKES und des Fürsten FRANZ VON RÁKÓCZI (S. 9), auf die seit dem Spätmittelalter wirksame Vermittlerrolle Wiens (S. 9—10), sowie auf die volkstümlichen Anregungen zur madjarischen Klassik, die in dieser Art einzig in Europa dasteht (S. 10—11), zu sprechen.

In der Betrachtung der Zeit seit 1800 tritt dann eher die Analyse einzelner großer Dichterpersönlichkeiten in den Vordergrund. Aber auch sie wird mit den Mitteln einer vergleichenden europäischen Betrachtung vollzogen. In einigen Sätzen schildert Z. treffsicher das Wesentliche dieser Dichter. So bei BERZSENYI: „Das Pathetisch-Kosmische wechselt bei ihm mit den weicheren Tönen des präromantisch anmutenden Naturmenschen, der sich antiker Form nähert und unzertrennbar mit dieser verbunden ist" (S. 12). In wenigen Worten weiß er auch KÖLCSEY geistvoll zu charakterisieren: „Zurückgezogen auf sein Landgut in Szatmár, sang er mit Blakescher Besessenheit ossianische Melancholie, und metaphysische, jede dichterische Form auflösende, unendlichkeitssuchende Phantasien" (S. 14). Eine solche Betrachtungsweise dient in hohem Maße dazu, die weltliterarische Stellung der madjarischen Dichter zu umreißen, und sie in dieser Weise auch dem Ausland näherzubringen.

Im weiteren wird dann die Formung der madjarischen Klassik aus Romantik und Volkstum (S. 18), die Sprachkunst und der harmonisch-plastische Dichterstil JOHANN ARANYS (S. 21), die Tragödie des Menschen von MADÁCH betrachtet (S. 25 bis 26). Beim letzteren Dichter verweist nun Z. darauf, daß in der Tragödie ein Kampf zwischen Luzifer und Gott stattfindet, und daß Luzifer die (pessimistischen) Bilder dem Adam vorführt. Dann folgt die Lyrik der jüngsten Jahrhundertwende: die metaphysische Unruhe JOHANN VAJDAS und EUGEN KOMJÁTHY, dieser madjarische Nietzsche, der aber etwas zu kurz kommt (S. 29). Sehr schön ist die Schilderung ADYS: „Für ihn ist die ganze Welt ein Wald von Symbolen. In primitiven Urzeiten hätte er wohl eine neue Mythologie geschaffen. Seine Worte greifen hinein in die Dämmerungen des irrationalen Seelengrundes ... Nicht durch Spekulation, sondern instinktiv wird er zum größten Mystiker und Metaphysiker der ungarischen Lyrik" (S. 31—32). Gut gelang auch die Charakteristik der beiden Gegenwartslyriker MICHAEL BABITS und LORENZ SZABÓ (S. 32—34), ferner die gesamte Darstellung der madjarischen Gegenwartsdichtung.

Wir legen das Heft mit zufriedenem Gefühl aus der Hand, und freuen uns, daß nach dem schon etwas veralteten Göschen-Band von KATONA und SZINNYEI nun eine so gewandte Darstellung der ungarischen Literatur in deutscher Sprache uns vorliegt. Möge sie den Grundstein zu einer weitausgebauten geisteswissenschaftlichen Darstellung des ost- und südosteuropäischen Schrifttums bilden!

Budapest. ANDREAS ANGYAL.

Das evangelisch-theologische Schrifttum in Ungarn. In: Bibliothek des Protestantismus im mittleren Donauraum. Für die Forschungsstelle für Kirchenkunde

Südosteuropas, besonders Ungarns, an der Theologischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg. Hgg. von MICHAEL (Mihály) BUCSAY. Heft 1: Die neuen Kirchengesetzbücher, von Prof. Dr. V. BRUCKNER, Miskolc und von Prof. Dr. J. S. KOVÁTS, Budapest. Soziologie und Weltanschauungsfragen, von Prof. Dr. J. S. KOVÁTS, Budapest. Halle (Saale), Akademischer Verlag 1940, 50 S.

Einleitend wird die Rechtslage der protestantischen Kirchen Ungarns erörtert. V. Bruckner berichtet auf S. 9—17 über den „Leitgedanken der Rechtsbildung der Ungarischen Evangelischen Kirche seit dem Weltkrieg". J. S. Kováts behandelt den Leitgedanken der Rechtsbildung der Ungarischen Reformierten Kirche seit dem Weltkrieg (S. 18—35) und berichtet über Soziologie und Weltanschauungsfragen (S. 36—42). Beide Beiträge über die Verfassung der protestantischen Kirchen sind klar und übersichtlich. Im Anhang (S. 43—50) wird das Schrifttum mitgeteilt.

Heft 2: Die Wissenschaft vom Alten Testament, von Prof. Dr. L. PAP, Budapest. Halle (Saale), Akademischer Verlag 1940, 37 S.

Verf. gibt auf S. 5—22 den Abriß einer Geschichte der alttestamentlichen Wissenschaften in den protestantischen Kirchen Ungarns, wobei er die einzelnen Disziplinen der alttestamentlichen Theologie behandelt. Im Anhang (S. 23—37) wird das Schrifttum mitgeteilt.

Szénási, Etelka: Természetleírás líránkban. Kisfaludy Sándortól—Ady Endréig (Naturbeschreibung in unserer Lyrik. Von Alexander Kisfaludy bis Andreas Ady). Debrezin (Selbstverlag) 1940, 86 S.

Verf.in zeigt in ihrer Arbeit die Entwicklung der madjarischen Lyrik von der vorromantischen Periode bis Andreas Ady auf. Sie stellt das allgemeine Bild der vorromantischen Zeit dar, in der Alexander Kisfaludy lebte, zeichnet sein Streben zwischen Klassizismus und romantischer Heimatlosigkeit. Den Höhepunkt der Naturlyrik erreicht Michael Vörösmarty, bei dem die Natur schon etwas Verzaubertes ist.

Im zweiten Teil der Arbeit (S. 45—74) wird das Dichterdreigestirn Alexander Petőfi, Michael Tompa und Johann Arany behandelt. Bei Petőfi erreicht die madjarische Naturlyrik eine ungeahnte Höhe, denn er schafft nicht nur die klassische Form der madjarischen Lyrik schlechthin, sondern bei ihm gewinnt die ungarische Landschaft Form und Leben. Im dritten Teil (S. 74—85) wird der Anteil Johann Vajdas, Eugen Komjáthys, Julius Reviczkys und Andreas Adys an der Naturlyrik behandelt. Eine Reihe kleinerer Dichter könnte hier noch genannt werden, doch hat Verf.in aus taktischen Gründen sich auf die genannten Dichter beschränkt. Bei Andreas Ady geht die Naturlyrik schon im Symbolismus unter. Ausgewählte Proben der einzelnen Dichter ergänzen das charakterisierte Bild. Der deutsche Einfluß wird gebührend gewürdigt.

Thuróczy, Margit: Színmű-irodalmunk a Világhaborútól napjainkig (Das dramatische Schaffen Ungarns vom Weltkrieg bis zu unseren Tagen). Debrezin, ohne Jahr, 73 S.

Eine literarhistorische Arbeit, die im Gegensatz zur Arbeit von JULIUS SEREG (Die Realisten des madjarischen dramatischen Schaffens im 20. Jh., Kecskemét 1941) den Versuch unternimmt, die Probleme aufzuzeigen, mit denen sich die madjarischen Dramen seit 1918 befassen. Zugleich bemüht sich die Verf.in, die Verhältnisse aufzuzeigen, wobei sie die Konjunkturschriftsteller nicht unbeachtet läßt. Auf die Beziehungen von Publikum und Theaterdichter wird besonders näher eingegangen. Hier darf nicht vergessen werden, daß der Erfolg eines Stückes in den Jahren nach dem Weltkrieg nicht von seiner Qualität, sondern von der Propaganda der jüdischen Journaille Budapests abhängig war. Auf die Motivhäufung wird besonders eingegangen. Nach der Problematik unterscheidet sie folgende Gruppen: das Kriminalstück, die Jugendtragödien, die gesellschaftlichen Satiren, die Ehe- und Ehebruchsdramen, die soziologischen und psychologischen Dramen. Verf.in ist es um die Herausschälung der sittlichen Motive besonders zu tun, wenn sie auf den jüdischen Einfluß näher eingeht. Der jüdischen Mentalität wurde im madjarischen dramatischen Schaffen nach dem Weltkrieg ein zu großer Platz eingeräumt. Ihr ist die Verzerrung der Frau, des Ehrgefühls und die Propagierung einer hem-

mungslosen Erotik zuzuschreiben. Klar und deutlich werden diese Probleme erörtert, es wird am madjarischen Schaffen der letzten 25 Jahre harte, aber gerechte Kritik geübt. Die Frage nach einer Reform des madjarischen dramatischen Schaffens und der madjarischen Bühne spricht aus dieser gründlichen Studie. Die Arbeit, die in der Reihe der literarhistorischen Arbeiten des Madjarischen Seminars der Debreziner Universität erschien, gehört zu den besten, die von einem Schüler von KARL PAP verfaßt wurde. Leider vermißt man eine deutsche Zusammenfassung.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Bruckner Győző: A késmárki céhek jog- és müvelődéstörténeti jelentősége. Okiratárral (1515—1757) (Die rechts- und kulturgeschichtliche Bedeutung der Kesmarker Zünfte. Mit Urkundensammlung [1515—1757]). Miskolc, ohne Jahr, 373 S.

Dieser dickleibige Band erschien 1941 als 45. Band der durch die Mischkolcer Rechtsakademie des Theißer evangelischen Kirchendistriks herausgegebenen wissenschaftlichen Abhandlungen und gliedert sich auch dem Umfange nach in zwei gleiche Hälften: die erste enthält die theoretischen Ausführungen, die andere bringt die Satzungen der einzelnen Zünfte ihrem vollen Wortlaut nach. Während diejenigen, die sich in Ungarn bisher mit dem Zunftwesen beschäftigten, sich mit beschreibender Betrachtung des Zunftlebens begnügten, trachtet Verf. in der ersten Hälfte des Bandes die Zünfte vor allem rechts- und kulturgeschichtlich zu würdigen. Dies bedeutet nicht nur rein wissenschaftlich einen erheblichen Gewinn, sondern erlangt heutzutage zugleich praktische Nutzanwendung. Die wiederholten weltgeschichtlichen Erschütterungen unserer Zeit forderten nämlich u. a. für das Gewerbe Ungarns mehrfache Umstellung und zugleich kräftigen Ausbau des Gewerberechtes und da der Rechtsgehalt unserer neueren gewerblichen Verwaltung zu gutem Teil den Zunftsatzungen entsproß, wurde die Frage nach dem verwertbaren Rechtsgehalt der Zunftsatzungen unwillkürlich immer mehr in den Vordergrund gerückt. Dadurch wird die rechtsgeschichtliche und wirtschaftspolitische Beleuchtung der Zünfte auch praktisch um so bedeutender, als sich ja auf diesem Gebiet für unser Gewerberecht noch zahlreiche unbenutzte Entwicklungsmöglichkeiten bieten.

Da die Forscher des Zunftwesens in Ungarn die ausgebreitete reichsdeutsche Fachliteratur bisher gänzlich unbeachtet ließen, gibt Verf. zunächst einen Überblick über die vielerlei Theorien auf den Ursprung der Zünfte bezüglich (römische, Gilde-, hofrechtliche und BELOWS Theorie) und hält die Zipser sowie die siebenbürgisch- sächsischen Zünfte für noch aus ihrem deutschen Mutterlande hergebracht. Der Ursprung von vier Innungen (Fleischhauer, Goldschmiede, Müller und Schuster) ist wohl schon für den 14. Jh. erwiesen, die Blütezeit der Zünfte aber fällt ins 15. und 16. Jh. Verf. gibt zwar eine Beschreibung von der Organisation der Zünfte, sowie von deren Leben und Wirken z. B. beim Freisprechen des Lehrlings, Meisterstück des Gesellen, Königschießen der Schützenbrüderschaft usw. (da hätte er der Vollständigkeit halber auch auf zwei in der „Zipser Heimat" [Kesmark], Jg. 1930, Folge 4, und Jg. 1935, Folge 5, erschienene Beiträge: Wie der wandernde Handwerksbursche sein Handwerk erweisen mußte und Alte Kesmarker Gebräuche hinweisen können), aber den Schwerpunkt seiner Betrachtung verlegt Verf. über diese herkömmliche Schilderungsweise hinausgehend sehr richtig auf die Herausarbeitung der rechtlichen Beziehungen.

In Erwägung dieses Gesichtspunktes kennzeichnet Verf. die Zipser Zünfte als wirtschaftliche und rechtliche Schutzverbände der Zunftgenossen, im Endergebnis aber als rechtliche Einrichtung. Mitglied der Zunft konnte nur der werden, der sich vorher das Bürgerrecht erworben hatte; dies verhalf den Zünften zu außerordentlichem Ansehen und zu Erweiterung ihres ursprünglichen Machtbereiches. Die Zünfte wurden autonome Körperschaften mit gemeinbehördlichem Charakter, in deren Wirkungskreis die Entscheidung über die gewerbliche Befähigung und die Rechtsbewilligung zum Betreiben eines Gewerbes gehörte. Die Ausbildung und Befähigung der zukünftigen Meister bildet ein außerordentlich wichtiges Gemeinrecht, welches die Staatsgewalt damals durchwegs den Zünften überließ. Durch das den Zünften zustehende Recht, eigene Satzungen verfassen zu dürfen, wurden sie zu einem gemeinrechtlichen Bestandteil unserer Staatsverwaltung und dienten zugleich als Vollstrecker für die gewerblichen Verwaltungsaufgaben unseres Staates.

Die Zünfte besaßen aber — mit Ausnahme der bedeutsameren bürgerlichen und strafrechtlichen Prozesse — den Zunftangehörigen gegenüber auch das Recht zur Gerichtsbarkeit und galten deshalb um so mehr als behördliche Organe gemeinrechtlichen Charakters. Durften sie doch den Pfuschern („Störer"), ja sogar fremden Meistern den Verkauf ihrer Erzeugnisse bzw. den Ankauf von Rohmaterial auf dem Markt verbieten, anderseits alle den Anforderungen entsprechende Meister zum Eintritt in die Zunft zwingen, waren also berechtigt, wichtige gemeinrechtliche Verfügungen zu treffen zur Beschränkung der gewerblichen Wettbewerbsbefähigung.

In je einem besonderen Abschnitt handelt Verf. über das Recht der Lehrlings- bzw. Gesellenhaltung, über die Gerichtsbarkeit der Kesmarker Zünfte sowie über deren Rolle im Dienst der gewerblichen Verwaltung. Ebenso würdigt er in anderen gleichfalls sorgfältigen Abschnitten deren wirtschaftspolitische Bedeutung sowie ihre Rolle im Dienste der Kirche, der Stadtverteidigung und des gesellschaftlichen Lebens.

Dank seiner bereits früher herausgegebenen Vorstudien über Einzelfragen zeichnet sich die Darstellung des Verf.s durch Zielsicherheit und ruhige Sachlichkeit aus, sowie durch eine umsichtige Verwertung möglichst vieler Quellen. Er zieht vor allem auch archivalisches Material aus dem Kesmarker Stadtarchiv sowie aus Büchereien und Museen heran und benützt in entsprechender Weise sowie mit genauer Quellenangabe die ausgebreitete Fachliteratur.

Sehr wertvoll ist aber auch die zweite Hälfte des Bandes (S. 185—373), die 32 urkundliche Zunftsatzungen in ihrem vollen Textumfang bringt. Verf. fügt sehr richtig nicht nur genaue Fundortangaben der einzelnen Urkunden bei, sondern trachtet sie auch mittels kurzer ungarischer Randbemerkungen (gleichsam als Überschrift der einzelnen Zunftparagraphen) den Ausführungen der ersten Bandhälfte dienstbar zu machen, doch bleiben trotz dieser knappen Inhaltsangaben natürlich noch zahlreiche ungelöste sachliche und sprachliche Rätsel. Hiefür im folgenden ein kleines Beispiel.

Auf S. 64 führt Verf. aus den Satzungen der Goldschmiede vom Jahre 1713 wörtlich an, daß der zukünftige Meister als Meisterstück u. a. „ein einfaches Nürnberger Geschirrlein mit zeyen Bünden, vier oder fünf Scherffen" anzufertigen hatte. Auf die freilich keineswegs leicht zu beantwortende Frage jedoch, was die technischen Bezeichnungen Bünde und Scherffen bedeuten, erhalten wir leider weder hier, noch im § 3 der Satzungen selbst (S. 348) eine Antwort. Freilich hat für die Beantwortung der Geschichts- und Rechtsforscher vorerst die Hilfe des Sprachforschers nötig. Das schriftsprachliche Wort „Punkt" erscheint mhd. oft als punt, in der Mehrzahl als pünde, auch heute noch bayrisch Punt, Mz. Pünde (SCHMELLER, Bayr. Wb. 1, 395) und bedeutet hier in technischer Sprache einen Stich; Schärfe aber bedeutet u. a. eine scharfe Kante (z. B. sich an der Schärfe eines Pfeilers stoßen) bzw. hier in technischem Sinne den mit einer solchen scharfen Kante gezogenen Strich. Technisch beziehen sich beide Bezeichnungen auf die Prüfung des Feingehaltes einer Silberlegierung einerseits durch Stichprobe, indem nämlich durch einen Stich mit einem Gravierwerkzeug etwas Silber von dem zu prüfenden Gegenstand entnommen und dieses Silber dann auf der Kupelle untersucht wurde, anderseits durch Strichprobe, indem man auf dem sog. Probierstein (Kieselschiefer) zuerst mit der Kante des zu untersuchenden Gegenstandes, hernach mit einer Probiernadel (Stäbchen aus einer Silber-Legierung bekannten Gehalts, und zwar in unserem Falle eben mit dem vermutlich gleichen Silbergehalt wie der des zu untersuchenden Nürnberger Geschirrleins) je einen Strich zog und diese dann miteinander verglich, oder sie mit Salpetersäure u. a. behandelte, wobei sie je nach dem Edelmetallgehalt verschiedenes Verhalten zeigten, Farbe wechselten usw. „Weil mit einer doppelten Untersuchung, wie sie in Heidelberg 1563 geübt wurde, ein zuverlässigeres Endergebnis erzielt zu werden pflegte, bildete sich der ebendort erwähnte Ausdruck auf Strich und Stich bestehen aus, womit man andeutentete, daß Silber in doppelter Weise untersucht worden war." (Näheres s. M. ROSENBERG, Geschichte der Goldschmiedekunst auf technischer Grundlage, Frankfurt a. M. 1908, S. 39—45.) Obige Kesmarker Zunftsatzung schreibt also zwei Stich- oder Kupellenproben sowie Prüfung mit Vergleich von vier oder fünf verschiedener Probier- oder Strichnadeln vor. Wie ersichtlich, bietet der Wortlaut der Zunftsatzungen neben dem Geschichtsforscher auch dem Sprachforscher zahlreiche sehr dankbare und wichtige Aufgaben dar.

Das reichhaltige Werk darf als gediegene, für die ungarländische Fachliteratur überdies als bahnbrecherische Leistung gelten. Für die ausländischen, besonders

für die reichsdeutschen Leser wäre ein beigefügter deutscher Auszug der theoretischen Darstellung allerdings willkommen gewesen.

Aszód. JULIUS GRÉB.

Szinnyei, Ferenc: Novella- és regényirodalmunk a Bach-korszakban (Die ungarische Novellen- und Romanliteratur in der Bachzeit). 2. Bd., Budapest, Ungarische Akademie der Wissenschaften 1941, 748 S.

Der zweite Band des an dieser Stelle bereits grundsätzlich gewürdigten Werkes (SOF. V [1940], 995) verdient uneingeschränkt das Lob, das wir bereits dem ersten spenden durften. Der Inhalt umfaßt die Übersetzungen aus fremden Sprachen (S. 1—20), die „romantische gesellschaftliche Erzählung" (S. 21—137), den „Realismus" unter besonderer Berücksichtigung Siegmund Keménys (S. 139—293), um dann die einzelnen Gattungen dieser Richtung darzustellen, die „gesellschaftlichen Erzählungen" (S. 295—514) und die „humoristische gesellschaftliche Erzählung" (S. 515—645) zu behandeln. Eine meisterhafte Zusammenschau der Hauptergebnisse (S. 647—660), eine Bibliographie der ungarischen Literatur von 1849—1859 (S. 661 bis 716), die auch für sich genommen von großem Wert ist, sowie ein — wie ich mich durch Stichproben überzeugen konnte — verläßliches Namensverzeichnis (S. 717—741). Der eigentliche literaturwissenschaftliche Wert des Werkes steht außer jeder Debatte. Die ungarische Kritik hat darüber hinaus hingewiesen, daß es zugleich eine zeitgeschichtliche Quelle ersten Ranges sei. Ich möchte mich dem anschließen, aber noch auf einen anderen Umstand hinweisen. Auch für Südosteuropa wird die u. a. gerade von H. J. BEYER vertretene Forderung nach gründlicher volkscharakterologischer Forschung zu beachten sein. Viele Quellen stehen uns dafür zur Verfügung, nicht alle aber sind ergiebig. An erster Stelle wird auch hierbei die an Ort und Stelle durch eigene Wahrnehmungen erworbene Einsicht zu stehen haben. Unmittelbar danach kommt jedoch schon das Schrifttum des betreffenden Volkes auch als diesbezügliche Quelle. Dabei ist sehr häufig gar nicht immer die moderne Literatur am wertvollsten. In vielen Fällen werden die Erzählungen und Romane aus der Zeit des ersten nationalen Ringens, in dem die Auseinandersetzung mit den Problemen oft deutlicher, elementarer war, ergiebiger sein. Beim ungarischen Schrifttum ist das entschieden der Fall. Und gerade das an Einzelheiten so reiche Werk Sz.s wird uns so zu einer wertvollen Quelle über die völkischen Wesenszüge des madjarischen Volkes.

München. FRITZ VALJAVEC.

Bizánci költemények Mánuel császár magyar hadjáratairól kiadta és bevezetéssel ellátta RÁCZ ISTVÁN (Byzantinische Gedichte über die madjarischen Feldzüge des Kaisers Manuel, hgg. und mit einer Einleitung versehen von St. R. [Madjarisch-griechische Abhandlungen redigiert von JULIUS MORAVCSIK 16]). Budapest, Kir. M. Pázmány Péter tudományegyetemi görög filológiai intézet 1941, 48 S., 1. Photokopie (madjarisch und griechisch).

Zu Lebzeiten Alexios I. Komnenos (1081—1118) bestanden zwischen den Byzantinern und Madjaren die freundschaftlichsten Beziehungen. Sein Nachfolger, der „gute" Johannes II., sah sich bereits veranlaßt kriegerisch vorzugehen. Am meisten aber hatte Manuel I. Komnenos (1143—1180), „das Ideal eines Ritters", mit dem kämpferischen Nachbarn zu tun, besonders als der Statthalter der serbischen Grenze, Andronikos der Komnene, sich hochverräterisch mit den Madjaren einließ. Wie bekannt, führte der Kaiser mehrere Kampfhandlungen gegen Ungarn durch. Über diese madjarischen Feldzüge Manuels berichten die drei angezeigten byzantinischen Gedichte. Deren vorliegende Herausgabe erhält ihren Wert vor allem durch eine gut orientierende Einleitung und zahlreiche Texterklärungen. Der Bearbeiter ist auf möglichst engen Anschluß an die historisch-literarische Überlieferung und das Zeitkolorit der Gedichte bedacht gewesen. Außer einigen historischen Einzelheiten bringt die mustergültige Studie S. R.s auch einen neuen Beweis dafür, daß das byzantinische Schrifttum Poesie im wahren Sinne des Wortes doch kannte.

München. J. SKR.

Beranek, Franz J.: Die jiddische Mundart Nordostungarns. Brünn, Rohrer 1941, 58 S.

Verf. will einen Beitrag zur Erkenntnis der eigenständigen sprachlich-volksmäßigen Grundlagen des Judentums geben. Er weist eingangs darauf hin, daß etwa 10 Millionen Juden, das sind rund zwei Drittel des gesamten jüdischen Volkes, das Jiddische als Muttersprache sprechen und dieses Jiddische ist eben eine Nebensprache des Hochdeutschen, die sich in ihren Anfängen bereits im 13. Jh. feststellen läßt. Es zerfällt in die beiden großen Gruppen des West- und des Ostjiddischen; dieses hat sich im Raum des ehemaligen Königreichs Polen im Laufe des 13. und 14. Jh.s von den dorthin gezogenen Juden, die die Stellen des untergegangenen bzw. umgevolkten deutschen Bürgertums einnahmen — aber natürlich überhaupt nicht ausfüllen konnten —, ausgebildet unter dem Einfluß der damaligen deutschen Mundarten im Königreich Polen. Der untersuchte Raum ist das 1938/39 an Ungarn gefallene Land Karpatenukraine mit seinen sehr starken jüdischen Gemeinden in Hust, Ungwar, Munkatsch usw. Nicht weniger als ein ganzes Drittel der karpatenukrainischen Gemeinden haben jüdische Anteile von mehr als 10%, 15% der Gesamteinwohnerschaft sind Juden (weit mehr als 100.000). Die jüdische Invasion ist erst jungen Ursprungs, sie beginnt im 18. Jh. und schwillt besonders nach 1848 an. Die Juden kamen aus dem benachbarten Ostgalizien herüber.

Sie sprechen die sog. u-Mundart des Ostjiddischen, und zwar eine besondere Abart (von der westlichen Untergruppe), die sog. ai-Mundart.

Beim Jiddischen zeigt sich dieselbe Parallele wie beim Deutschen, d. h. zwischen der Sprache des Altlandes und des östlichen Neulandes. Es ist, worauf B. aber nicht weist, nur eine bedingte Parallelität, da eben nur zu einem geringen Teil selbständige Weiterentwicklung des Westjiddischen vorliegen wird, sondern vielmehr stärkste Beeinflussung durch die ostdeutschen Mundarten. B. denkt daran, die gesamten jiddischen Mundarten im Osten durch ähnliche Einzeluntersuchungen zu erfassen — nicht durch ihn selbst —, um einmal zeigen zu können, woher die Juden die Bausteine zu ihrer Sprache genommen haben. Einen Anfang sieht B. für diese Arbeit mit dem „Jiddischen Sprachatlas der Sowjetunion" von WILENKIN (Minsk 1931) gemacht.

Die deutsche Volksforschung kann nach dem Verf. ebenfalls aus diesen Arbeiten Nutzen ziehen durch Rückschlüsse auf das untergegangene Deutschtum im Ostraum und seine Mundart, eben aus den Resten, die in das Jiddische übergegangen sind. Dies wird oder würde möglich sein, aber nur dort, wo sich eine Judengemeinde seit dem Untergang des Deutschtums gehalten hat ohne die bei dieser Rasse so außerordentlich starken Wanderungen. Sind also nur einmal die Juden ausgezogen oder vertrieben worden, dann ist der Faden schon abgerissen. Für das untersuchte Gebiet trifft eben dies zu: Eine Kontinuität mit dem untergegangenen Deutschtum ist nicht da, wir wissen nicht, wo die Juden die Elemente ihrer Sprache hergeborgt haben.

Der Lage des Gebietes entsprechend hat das Jiddische hier zahlreiche madjarische und slawische Bestandteile aufgenommen, die vielen Wörter hebräischer Herkunft sind selbstverständlich. Unter den lautlichen Entwicklungen fallen einige spezifisch ostmitteldeutsche auf, die wohl einer besonderen Hervorhebung bedurft hätten. Aber der Verf. glaubte, auf jede Zusammenfassung verzichten zu können, zumal die Arbeit ja nur einen Abschnitt aus einem größeren Ganzen behandelt.

Die neueste Entwicklung der räumlichen Konzentrierung von Ostjuden wird einen neuen Ausgleich der ostjiddischen Untermundarten nach sich ziehen und jedes Beginnen, aus den ostmitteldeutschen Bestandteilen auf die Sprache untergegangenen ostdeutschen Bürgertums schließen zu wollen, erscheint dadurch noch weit schwieriger als früher.

Zur Zeit im Felde. HERBERT WEINELT.

Kniezsa, István: Zur Geschichte der ungarisch-slowakischen ethnischen Grenze. Budapest 1941, 70 S. mit 6 Kartenbeilagen.

Über die madjarisch-slowakische ethnische Grenze sind in den letzten Jahren mehrere Arbeiten erschienen. Den slowakischen Standpunkt vertritt BR. VARSÍK[1]), während den ungarischen K. verficht. Außer dieser Arbeit ist die von STEFAN Graf

[1]) Wurde an anderer Stelle der SOF. besprochen (VI [1941], S. 674).

RÉVAY, „Die ungarisch-slowakische Grenze von Belvedere" (Veröffentlichungen der Ungarischen Statistischen Gesellschaft, Nr. 14, Budapest 1941), zu erwähnen. Verf. behandelt nicht das ganze Problem der madjarisch-slowakischen Grenze, sondern greift nur zwei national stark gemischte Gebiete, die Gegend von Neutra und von Kaschau heraus. Darin unterscheidet sich seine Arbeit von der Varsíkschen Darstellung. K. versucht die Entwicklung dieser Gebiete vom 11. Jh. beginnend bis zur Gegenwart darzustellen, während Varsík sich auf die letzten 200 Jahre beschränkt. Aus diesem Grund sind auch die unterschiedlichen Ergebnisse zu erklären. Viel historisches Material wird als Beweis vorgebracht, auch die deutsche Besiedlung in der Gegend von Kaschau berücksichtigt. Kaschau selbst wird nicht eingehender behandelt. Aber gerade Kaschau ist ein Beweis für die nicht zu unterschätzende deutsche Besiedlung in diesem Raume. Gewiß, es ist schwer, hier befriedigende Lösungen zu finden. Auch reicht hierfür eine Abhandlung bei weitem nicht aus, denn die nationalen Grenzen wurden im Verlaufe der Geschichte mehrere Male verschoben. Feste Grenzen gibt es hier nicht, somit bleibt diese Frage auch weiterhin ein beliebter Untersuchungsgegenstand und bietet auch einer politisch gefärbten Wissenschaft verschiedene Auseinandersetzungsmöglichkeiten.

Die vorliegende Arbeit, die eine Übersetzung aus dem Madjarischen ist, leidet unter zahlreichen Druckfehlern, wodurch manchmal der Sinn entstellt wird.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Szüts, István (Hg.): Szemere Bertalan miniszterelnök emlékiratai az 1848/49-i magyar kormány nemzetiségi politikájárol (Die Denkschriften des Ministerpräsidenten Bartholomäus Szemere über die Nationalitätenpolitik der ungarischen Regierung vom Jahre 1848/49). Budapest, Cserépfalvi 1941, 135 S.

Die große, inhaltlich sehr bedeutsame Denkschrift war schon in den letzten zehn Jahren Gegenstand des Interesses gewesen. Einzelne Partien des Textes wurden an verschiedenen Stellen veröffentlicht. Erst die vorliegende Ausgabe bietet jedoch den ganzen Text, der leider an Genauigkeit der Wiedergabe zu wünschen übrig läßt[1]). Die inhaltliche Bedeutung des Werks ist recht erheblich für die Beurteilung der damaligen Nationalitätenpolitik Ungarns. Szemere versucht die Revolutionsregierung vom Vorwurf reinzuwaschen, daß sie die nichtmadjarischen Volksgruppen unterdrückt hätte. Er weist u. a. darauf hin, daß die einzelnen Nationalitäten nirgends so viel Freiheit gehabt hätten wie in Ungarn (S. 24—25 u. ö.). Im ganzen genommen sind seine Ausführungen mehr von mittelbar historischem Wert, da sie die Anschauungen beleuchten, die die ungarische Emigration über die Minderheitenfrage vertrat. Unbekannte Einzelheiten zur ungarischen Nationalitätengeschichte gehen aus Szemeres Aufzeichnungen nicht hervor. F. V.

Ungarisches Wirtschaftsjahrbuch, XVII. Jahrg., 1941, hgg. von Dr. GUSTAV GRATZ. Budapest, Gergely 1941, 466 S.

Das Ungarische Wirtschaftsjahrbuch, ein Spiegelbild der jeweiligen Wirtschaftslage Ungarns, ist diesmal inhaltlich besonders auf die Auswirkungen des Krieges abgestimmt, an dem Ungarn nunmehr an der Seite der Achsenmächte aktiv teilnimmt. Eine Reihe von Artikeln im ersten Abschnitt des vorliegenden Bandes (S. 5—89) beschäftigen sich daher mit den Maßnahmen der Kriegswirtschaft und dem damit im Zusammenhang stehenden Ausbau einer planmäßigen Wirtschaftslenkung. Die wirtschaftliche Bedeutung der vollzogenen Gebietserweiterungen wird besonders gewürdigt (S. 19—32), die Rolle Siebenbürgens im ungarischen Wirtschaftsleben einer eingehenderen Behandlung unterzogen (S. 33—42). Ein besonderer Aufsatz beschäftigt sich mit den Problemen und Maßnahmen der Preispolitik (S. 77 bis 89).

Der folgende Abschnitt „Land- und Forstwirtschaft" (S. 90—156) befaßt sich in mehreren Artikeln vor allem mit den Fragen der Agrarpolitik sowie eingehenden Untersuchungen über Mittel und Möglichkeiten zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion.

Im dritten Abschnitt (S. 157—220) finden wir eine Darstellung der landwirtschaftlichen Industrie, Fabrikindustrie, der Rohstoffbewirtschaftung und der indu-

[1]) Vgl. DFU. IV (1941), 200 ff.

striellen Rationalisierung. Weiter heben wir einige einschlägige Untersuchungen über die Handelspolitik Ungarns unter besonderer Berücksichtigung seines Außenhandels hervor (S. 221—290). Ferner wird vom Verkehrswesen, dem in allen seinen Zweigen im Kriege eine ganz entscheidende Bedeutung zukommt, ein mit zahlreichen statistischen Angaben anschaulich gemachter Rechenschaftsbericht aufgezeigt (S. 291—317). In zwei abschließenden Kapiteln erfahren alle Sparten des Finanz- und Kreditwesens sowie die sozialpolitischen Fragen eingehende Behandlung (S. 318—455). Ein Verzeichnis der ungarischen wirtschaftlichen Fachliteratur 1940/41 schließt auch diesen Band ab, der uns wiederum als eine brauchbare Informationsquelle zur gegenwärtigen Wirtschaftslage Ungarns und seinen Beitrag zur wirtschaftlichen Leistung der neuen europäischen Gemeinschaft dienen kann.

Homa, Gyula: Irányított gazdálkodás (Gelenkte Wirtschaft). Budapest, Hauptstädtische Bibliothek 1941, 57 S. (Stadtbibliothek, Literatur von Zeitfragen 54, Nationalpolitische Zeitfragen IV).

Vorliegende bibliographische Sammlung, gegliedert in vier große Gruppen und zahlreiche Untergruppen, gibt uns einen Überblick über das einschlägige und verfügbare Material der Budapester Stadtbibliothek. Die Zusammenstellung soll hier insofern Erwähnung finden, als darin auch einiges auf den europäischen Südosten bezügliches Material enthalten ist.

Otto, Horst Eberhard: Die Industrialisierung Ungarns. Berlin, Volk und Reich Verlag 1941, 187 S.

Unter den vorwiegend als Agrarstaaten anzusprechenden südosteuropäischen Ländern nahm Ungarn von jeher eine Sonderstellung ein. Schon etwa seit der Mitte des 19. Jh.s wurde der agrarische Charakter dieses Landes durch eine zunehmende Ausbreitung von Handel und Gewerbe immer stärker zurückgedrängt, die staatliche Industrieförderung setzte im Jahre 1890 mit der gesetzlichen Regelung der Geschäftsgebarung der zur Förderung der heimischen Industrie bestimmten Bankinstitute ein, Ungarn entwickelte sich immer mehr zu einem ausgesprochenen Agrarindustriestaat.

Über die Industrialisierung Ungarns, ihre Grundlagen, Aufgaben und Zielsetzungen gibt uns Verf. in vorliegendem Buch eine erschöpfende Darstellung. Hiebei werden besonders die Maßnahmen zur Industrialisierung in zeitlicher Zusammenfassung ihrer Entwicklung eingehend gewürdigt (S. 73—150) und in einem abschließenden Abschnitt deren Ergebnisse anschaulich gemacht.

Verf. verfolgt allerdings die ungarische Industrialisierung nur bis zum Jahre 1938 und berücksichtigt so nicht mehr die infolge der Gebietserweiterungen auch in diesem Sektor des ungarischen Wirtschaftslebens eingetretenen Veränderungen.

München. F. AUBELE.

Soproni Szemle (Ödenburger Rundschau). Heimatblätter, Kulturhistorische Zeitschrift. Hauptschriftleiter KARL HEIMLER, Jg. V (1941), 334 S.

Die Zeitschrift, die vom Ödenburger Stadtverschönerungsverein herausgegeben wird, bringt in erster Linie Beiträge und Studien, die der Geschichte der Stadt Ödenburg gewidmet sind. GUSTAV THIRRING, der in zahlreichen Aufsätzen die Geschichte Ödenburgs behandelt hat, ist auch im vorliegenden Zeitschriftband mit zwei größeren Arbeiten vertreten, und zwar über die Bevölkerungsstatistik Ödenburgs (S. 51—53, 89—95) und die Geschichte der Zünfte in Ödenburg in der ersten Hälfte des 19. Jh.s. KARL MOLLAY referiert über das Leben in Ödenburg in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s (S. 109—123, 153—174), ZOLTAN KÁRPÁTI widmet seinen Beitrag merkwürdigen und neuen Pflanzenfunden in der Umgebung von Ödenburg (S. 195—201), VIKTOR REMÉNYI der sozialen Entwicklung von Brennberg (S. 1 bis 15). Über Weihnachts- und Neujahrsbräuche in der Raabau berichtet ELEMÉR HAJÓS. Weitere Beiträge, die spezielle Fragen Ödenburgs und seiner Umgebung behandeln, stammen von JOSEF CSEMEGI d. J., von LADISLAUS VERBÉNYI, von A. T. HORVÁTH, KARL HEIMLER, SAMUEL NÉMETH, JULIUS GÉFIN, MAX STORNO, KOLOMAN CSIPKÉS, THEODOR KOTSIS, JOSEF ÖSTÖR, DESIDER BERECZ, JULIUS HAMAR, ANDREAS CSATKAI und EUGEN HAZI.

Die Buchkritik, die Bibliographie über Ödenburg und die Vereinsmitteilungen nehmen einen breiteren Raum ein.

A Néprajzi Múzeum Országos Magyar Történeti Múzeum Néprajzi Tára Értesítője (Anzeiger des Ethnographischen Museums der Ethnographischen Abteilung des Ungarischen Historischen Landesmuseums). Redigiert von GEORG DOMANOVSZKY, Jg. XXXIII (1941), 340 S.

Der „Anzeiger des Ethnographischen Museums" bringt eine Reihe interessanter Beiträge zum Abdruck. LADISLAUS KOVÁCS referiert über die „Hanfarbeit und ihre Werkzeuge in Taktaköz" (Komitat Szabolcs) (S. 119—133) und über das „Teerbrennen in Mittelfinnland" (S. 185—208), KARL CS. SEBESTYÉN über die „Herkunft des Szekler Hauses" (S. 36—90) und über „Daten zur Volkskunde der Krassovaner" (S. 134—158), ALEXANDER GÖNYEI über den „Szekler Spinnrocken" (S. 91—95), FRANZ HAAZ über die „Anfertigung von Truhen in Varság und Siklód" (Komitat Udvarhely) (S. 96—99) und JULIUS LÁSZLÓ über den „Aberglauben von Székelyszáldobos" (Komitat Udvarhely) (S. 100—103). ANDREAS BORZSÁK ist mit einer sehr interessanten Arbeit („Der alte Herd, die Speisen und die Mahlzeit in Gomba und Monor", Komitat Pest) vertreten (S. 209—230). AUREL VAJKAJ berichtet über die „Sammelwirtschaft in einer Berggemeinde des Plattenseegebietes" (S. 231—258). Weitere Aufsätze stammen von JOHANN MANGA über die „Bräuche des Winterfestkreises in Menyhe" (Komitat Neutra) (S. 281—318), von JOHANN NEMESKÉRI über die „Rassigkeit des Rétközer Madjarentums" (S. 319—331) und von G. TAGÁN über die „Waldbienen-Suche in Székelyvarság" (S. 332—377). Die Zeitschriften- und Bücherschau ist ausführlich und berücksichtigt auch das nichtmadjarische Schrifttum. Die deutschen Zusammenfassungen sind gut und übersichtlich.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Kiss, L.: Der altungarische Grabfund von Geszteréd. Archaeologia Hungarica XXIV, Budapest, Nationalmuseum 1938, 26 S., 2 Abb., 11 Tafeln.

Der bereits 1927 gehobene bedeutende Grabfund von Geszteréd, Komitat Szabolcs, ist zwar bereits an verschiedenen Stellen mehr oder minder ausführlich besprochen worden, aber nirgends mit der wünschenswerten Sachlichkeit. Vor allem fehlten gute Bildwiedergaben, ohne die einmal die notwendige Anschaulichkeit nicht vermittelt werden kann. Die vorliegende Veröffentlichung hilft diesem Mangel ab und enthält neben einer eingehenden Beschreibung der einzelnen Fundstücke des bisher am reichsten ausgestatteten altungarischen Grabes noch eine allgemeine kulturgeschichtliche Betrachtung, die sich eng an die Auffassung FETTICHS hält. Bereits Fettich würdigte die Bedeutung des Fundes von Geszteréd in seinem Buche, Die Metallkunst der landnehmenden Ungarn, Arch. Hung., XXI (1937).

Moberg, C. A.: Benepuszta and Björkö 550. Acta Archaeologica XI (1940), S. 139 bis 153 mit 17 Abb.

In einem kurzen, aber ungemein anregend geschriebenen Aufsatz liefert der Verf. einen wichtigen Beitrag zur Frage der frühmittelalterlichen Kunstbeeinflussung. Die knapp nach 900 datierte silberne Riemenzunge von Benepuszta zeigt eine auffallende Verwandtschaft mit einem Beschlagstück, das im Grabe 550 des Friedhofes von Birka in Schweden zum Vorschein gekommen ist. Der Verf. vertritt die Ansicht, daß die ungarische Riemenzunge auf italische Vorbilder zurückgeht, was bei den damals sehr engen Beziehungen auch recht wahrscheinlich ist, und meint, daß die Birka-Zunge, wenn auch nicht geradewegs aus einer ungarischen Werkstatt, so doch unter Vorlage eines der Benepuszta-Riemenzunge gleichen oder ähnlichen Vorbildes in einer westeuropäischen Werkstatt angefertigt worden sei. Wenn die sehr ansprechenden Ausführungen des Verf.s durch einige andere Tatbestände weiter gestützt werden könnten, so wäre damit ein weiterer Nachweis für die überragende Bedeutung westeuropäischen Einflusses für den europäischen Südosten und umgekehrt erbracht. Die Darlegungen verdienen besondere Beachtung, denn sie berühren eines der brennendsten Probleme des frühgeschichtlichen Kulturaustausches.

Valjavec, Fritz: Ungarn und die Frage des österreichischen Gesamtstaates zu Beginn des Jahres 1849. Historische Zeitschrift, Bd. 165 (1941), S. 81—98.

Der Verf. lenkt die Aufmerksamkeit auf Verhandlungsansätze und -möglichkeiten zwischen Ungarn und Österreich zu Beginn des Jahres 1849 unter besonderer Berücksichtigung der Verhandlungen des ungarischen Staatsmannes Dyonis v. Pázmándy d. J. mit dem Fürsten Windischgrätz. Eine Denkschrift Dyonis v. Pázmándys und Koloman v. Ghyczys über die Stellung Ungarns zum Gesamtstaat vom 29. Januar 1849 an Windischgrätz wird zum Abdruck gebracht. Es wird darauf hingewiesen, daß die Möglichkeit zu einem Ausgleich in den ersten Monaten des Jahres 1849 gegeben gewesen ist und daß die Denkschrift, als deren Verf. Pázmándy festgestellt wird, Vorschläge macht, die in manchem Grundgedanken des späteren Ausgleiches vom Jahre 1867 vorwegnehmen. R.

VI. Rumänien

Petranu, Coriolan: M. Béla Bartók et la musique roumaine. Bukarest 1937, SA. aus der „Revue de Transylvanie", Bd. III (1937), Nr. 3, 20 S.

Der Aufsatz des Verf.s beschäftigt sich mit der Frage des Einflusses der rumänischen Musik auf die madjarische und wendet sich gegen die Behauptungen BARTÓKS, weist auf dessen Widersprüche hin, die trotz der Antwort, die Bartók erteilte, ungeklärt blieben. Eine Klärung dieser Frage ist schwierig, denn die wechselseitigen Einflüsse spielen hierbei eine nicht zu unterschätzende Rolle. Fremde Einflüsse spielen sowohl in der madjarischen wie in der rumänischen Musik eine Rolle, die erst dann geklärt sein wird, wenn man auf Grund der vergleichenden Musikwissenschaft den ganzen Raum erforscht.

Berlin. M. SCHWARTZ.

L'archéologie en Roumanie, hgg. von der Rumänischen Akademie (Connaissance de la terre et de la pensée roumaines, IX. Bd.). Bukarest, Imprimeria Naţională 1938, 97 S., 108 Tafeln.

In der Schriftenreihe der rumänischen Akademie, von der einige Bände an dieser Stelle schon besprochen wurden, erschien ein Sammelband mit archäologischen Beiträgen. AL. BĂRCĂCILĂ umreißt die Ergebnisse der Untersuchungen an dem bedeutenden antiken Brückenkopf Drubeta, dem heutigen Turnu Severin (S. 7 bis 50). Bemerkenswert ist die Feststellung, daß Drubeta schon unter Domitian im 1. Jh. zum römischen Gebiet gehörte. Eine besondere Bedeutung besitzt der Platz in den Dakenkriegen, als die von Trajan hier erbaute Donaubrücke den Nachschub und die Verbindung mit dem Reich sicherte. Das Truppenlager zeigt mehrere Bauperioden und stand noch unter KONSTANTIN und JUSTINIAN in Verwendung. Die Forschungen über die Trajansbrücke werden zusammenfassend wiedergegeben. TH. SAUCIUC-SĂVEANU berichtet über Grabungen im antiken Callatis, die sich besonders schwierig gestalteten, da die Bauten des heutigen Städtchens Mangalia ausgedehntere Bodenarbeiten nicht erlauben (S. 51—72). Abschließend gibt R. VULPE eine knappe Übersicht über die Entwicklung der archäologischen Bestrebungen in Rumänien und eine Zusammenstellung der bedeutenderen vor- und frühgeschichtlichen und archäologischen Veröffentlichungen mit 340 Titeln (S. 73—97). Die Ausstattung des Buches ist wie bei den übrigen Bänden ausgezeichnet. Die Aufsätze ergänzt ein reiches Bildermaterial auf über 100 Tafeln.

Hermannstadt. K. HOREDT.

Sedan, Emil: Ştiri de interes medico-istoric din câteva gazete ungureşti ardelene, tipărite în anii 1828—1830 (Nachrichten von medizinisch-historischem Interesse aus einigen madjarischen Zeitungen Siebenbürgens, gedruckt in den Jahren 1828—1830). Inaugural-Dissertation, Nr. 1216, Klausenburg 1938, 25 S.

Die wichtigsten Nachrichten und Angaben beziehen sich auf die Krankenhauspflege in Siebenbürgen, auf den Epidemienverlauf und Quarantänedienst sowie auf die siebenbürgischen Ärzte.

Pfeifer, Arthur: Ştiri interesând istoria medicinei româneşti din volumul IV, numerile 10—18, ale revistei „Wiener medizinische Wochenschrift" (1854) (Nachrichten, betreffend die Geschichte der rumänischen Medizin aus Bd. IV., Num. 10—18, der Zeitschrift „Wiener mediz. Wochenschrift" [1854]). Inaugural-Dissertation, Nr. 1260, Klausenburg 1938, 28 S.

U. a. erfahren wir hier Berichte aus dem russischen Feldlager, die ein anonymer Heeresarzt (wahrscheinlich ein Deutscher) während des russisch-türkischen Krieges 1853/54 veröffentlichte.

Kircz, Leon: Ştiri interesând istoria medicinii româneşti din vol. V. (1855) al revistei „Wiener medizinische Wochenschrift" (Nachrichten, betreffend die Geschichte der rumänischen Medizin aus Bd. V (1855) der Zeitschrift „Wiener mediz. Wochenschrift"). Inaugural-Dissertation, Nr. 1265, Klausenburg 1938, 27 S.

Der Verf. bespricht vor allem die Mitarbeit der rumänischen Ärzte in der bekannten Fachschrift.

Bremzay, Géza: Lista Transilvănenilor, Bănăţenilor, Bucovinenilor, Moldovenilor, Muntenilor şi Macedonenilor, promovaţi doctori la Facultatea de Medicină din Tirnavia şi Budapesta dela înfiinţarea ei până la 1894/95 (Verzeichnis der zu Doktoren der medizinischen Fakultät in Tyrnau und Budapest promovierten Siebenbürger, Banater, Bukowiner, Moldauer, Muntenier und Mazedonier seit den Anfängen bis zum Jahre 1894/95). Inaugural-Dissertation, Nr. 1281, Klausenburg 1938, 40 S.

B. G. kommt zu den folgenden Ergebnissen: In den Jahren 1775/76—1894/95 sind von der medizinischen Fakultät zu Tyrnau bzw. Budapest 596 Medizinstudenten aus dem rumänisch-mazedonischen Gebiete promoviert worden. Unter ihnen waren 588 aus Siebenbürgen, Banat, Marmarosch, Köröschtal und aus dem Donaufürstentum, 2 aus der Bukowina, 1 aus Mazedonien. Von den Doktoren aus Siebenbürgen, Banat, Marmarosch und Köröschtal war die Mehrzahl Madjaren. Ihnen folgten die Deutschen. Juden waren bis zum Jahre 1885 sehr selten vertreten, erst dann ist ihre Zahl auffallend größer geworden. Zu Zeiten der habsburgischen Monarchie war die Zahl der Rumänen 43. Es promovierten genug Serben, aber nur wenig Ruthenen und Slowaken. Unter 4 Doktoren aus dem Fürstentum (2 aus Moldau, 2 aus Muntenien) waren nur 1 Rumäne, 2 Madjaren und 1 Student von unbestimmter Nationalität. Der einzige Mazedonier war Arumäne. Die geringste Zahl an ethnischen Rumänen war im ganzen 45. Es wäre hier zu bemerken, daß es überhaupt — um so mehr in diesem Bereiche — ziemlich schwer ist die richtige und tatsächliche Nationalitätszugehörigkeit eines Menschen nur auf Grund der amtlichen sowie staatlichen Personalangaben zu bestimmen.

Leiderman, Sloima: Răsunetul războiului franco-german din 1870/71 in presa medicală românească (Der Widerhall des französisch-deutschen Krieges 1870/71 in der rumänischen medizinischen Presse). Inaugural-Dissertation, Nr. 1283. Klausenburg 1938, 21 S.

Während des französisch-deutschen Krieges 1870/71 war die Zuneigung und Anteilnahme der Rumänen zugunsten Frankreichs. L. S. interessiert sich vor allem für den General Dr. K. Davila und 12 rumänische Medizinstudenten, die als Freiwillige in einer Sanitätsabteilung des französischen Heeres dienten. Heimgekehrt, opferten sie ihre medizinische Erfahrung dem Dienste ihres eigenen Vaterlandes. So ist die Doktorarbeit ein Beitrag zur Geschichte der französischen medizinisch-sanitären Einflüsse auf die Medizin Rumäniens.

Georgescu, Marin: Bibliografia tuturor lucrărilor, articolelor şi notelor din domeniul ştiinţelor pure şi aplicate apărute în volumele I—L (1868—1919) ale publicaţiei oficiale a Astrei, „Transilvania" (Bibliographie aller Arbeiten, Artikel und Nachrichten aus dem Gebiete der reinen und angewandten Wissenschaften, die in Bänden I—L (1868—1919) der amtlichen Publikation Siebenbürgens „Transil-

vania“ erschienen sind). Inaugural-Dissertation, Nr. 1377, Klausenburg 1939, 32 S.

Der Titel unterrichtet über Inhalt und Bereich dieser Doktorarbeit. Was die technische Seite betrifft, so hätte der Verf. fortwährende Wiederholungen vermeiden können, wenn er brauchbare Abkürzungen hinsichtlich der Zeitschriftenbenennung, des Erscheinungsortes, der Monatsangaben u. dgl. angewendet hätte.

Szabó, Juliu Emeric: Cartea medicului Clujan Francisc Nyulas despre „Vaccina in Cluj“ (1802) (Das Buch des Klausenburger Arztes Fr. N. betitelt „Vaccina in Cluj“ [1802]). Inaugural-Dissertation, Nr. 1401. Klausenburg 1939, 24 S.

Verf. beschäftigt sich mit der bibliographisch seltenen Broschüre vom medizinisch-historischen Standpunkt aus.

Lutz, Francisca: Contribuţiuni la cunoaşterea medicinei populare din comuna Şanţ, judeţul Năsăud (Beiträge zum Verständnis der Volksmedizin aus der Gemeinde Ş., Kr. N.). Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Medizin und Chirurgie, Nr. 1415, Klausenburg 1936, 36 S.

Ein fleißig bearbeiteter Beitrag zur medizinischen Folklore eines fruchtbaren muntenischen Dorfes Rumäniens.

München. J. Skruten.

Ebel, Ernst: Rumänien und die Mittelmächte von der russisch-türkischen Krise 1877/78 bis zum Bukarester Frieden vom 10. August 1913. Berlin, Verlag Dr. Emil Ebering 1939, 244 S. (Historische Studien, 351).

Im Vorwort betont der Verf., daß es seine Absicht ist, die Beweggründe für Rumäniens Anschluß an den Dreibund und die Ursachen der Loslösung vom Dreibund darzulegen.

Ein ausführliches Quellen-Literaturverzeichnis geht den Ausführungen voraus. Im 1. Hauptteil: „Rumänien unter der Furcht vor Rußland und dem Panslawismus“ legt Verf. überzeugend dar, daß die russische Balkanpolitik Rumänien geradezu zwangsläufig in die Arme des Dreibundes trieb. Dynastische Beziehungen — König Karl von Rumänien war Hohenzoller — verstärkten diese Bestrebungen, und durch Bismarcks Eingreifen kam es zum Defensivbund Österreich-Ungarn-Rumänien, dem Deutschland und Italien beitraten.

Im Hauptteil II: „Rumänien unter der Furcht vor einem Großbulgarien“ wird der zweite Alpdruck, der auf Rumänien lastete, nämlich die Angst von der Bildung eines großbulgarischen Reiches durch Einverleibung Mazedoniens in den bulgarischen Staat und damit die Verlagerung des Schwergewichts innerhalb der Balkanstaaten von dem bisher größten Balkanstaat Rumänien auf Bulgarien zur Sprache gebracht. Neben der ungarländischen Rumänenfrage aber ist gerade die österreichische bulgarienfreundliche Politik der Hauptgrund der allmählichen inneren Trennung Rumäniens vom Dreibund. Dies kommt im Hauptabschnitt III „Rumäniens innere Loslösung von den Mittelmächten während der Balkankrise 1912/13“ klar zum Ausdruck.

Da Österreich um jeden Preis Bulgarien als Bündnispartner gegen Serbien zu gewinnen suchte, unterstützte es die rumänischen Kompensationsansprüche zu wenig und brachte die durch die Madjarisierungspolitik gegenüber den ungarländischen Rumänen ohnehin schon schwer aufgebrachte rumänische Politik vollends zur Abwendung vom Dreibung, um so mehr, als sich in Bukarest die Überzeugung durchsetzte, daß die rumänischen Gebietsansprüche gegenüber Bulgarien 1912/13 gegen den Widerstand des Ballhauses durchgesetzt werden mußten. Diese Erkenntnis führte zum inneren Bruch Rumäniens mit den Mittelmächten und seinen zwangsläufigen Folgen im Weltkrieg.

Wenn man dieses Buch liest, wird einem die Erkenntnis klar, daß Deutschland durch das niedergehende Völkerreich Habsburgs auch der rumänische Bundesgenosse verloren ging. Das kommt in König Karls Worten „In Rumänien habe man für Deutschland große Sympathie, gegen Österreich aber leider Antipathie“, eindeutig zum Ausdruck.

Zur Zeit Wehrmacht. Georg Franz.

Eckhardt, B.: Hygienischer Querschnitt durch ein auslanddeutsches Dorf in Rumänien (Bessarabien). Med. Dissertation, Leipzig 1939, 18 S.

Schlichte Umweltschilderungen vom Standpunkt des Hygienikers aus der rein bäuerlichen Gemeinde Seimeny in Bessarabien, in der seit 1867 deutsche Kolonisten leben (im Jahre 1939 547 Deutsche, 13 Russen, 8 Rumänen, 7 Juden). Die Bevölkerungsbewegung seit 1900 wird dargestellt: Ein Gesamtdurchschnitt von 3,1 Kindern pro Familie hält die Bevölkerung nahezu nur auf der gleichen Höhe. Säuglinge stellen 39,7% aller Todesfälle! Die Tuberkulose steht nach der Lungenentzündung, die mit 11,1% beteiligt ist, an dritter Stelle mit 10,1%. Der Gesamtüberblick von FISCHER und die Mitteilungen von ULLRICH über Teplitz werden durch die Dissertation in manchen Einzelheiten, besonders in bezug auf Wohnungshygiene und Brunnenanlagen bei den Deutschen Bessarabiens gut ergänzt.

Mayer, H.: Lebenslinie und Lebenskraft der deutschen Stammsiedlungen im Buchenland (Bukowina). 9. Beiheft z. Arch. f. Bevölkerungswiss., Leipzig, S. Hirzel 1940, 53 S.

Darin, daß durch rund 150 Jahre das Schicksal unvermischter Stammsiedlungen von „Schwaben" (Pfälzern), Deutschböhmen und Zipsern in der Bukowina verfolgbar ist, sieht der Verf. fast die Idee des „reinen" Versuchs verwirklicht: die stammesmäßige Geschlossenheit und unterschiedliche Konfession, wirtschaftliche und berufliche Gliederung schaffen eine Mindestzahl klarer, eindeutiger Bedingungen, die die Ermittlung der in der biologischen Volkstumsgeschichte wirksamen Faktoren erleichtern. Wo diese Bedingungen nicht gegeben sind, so in den nahe bei Städten gegründeten Stammsiedlungen, die heute zu Vorstädten geworden sind (z. B. Rosch-Manasteriska bei Czernowitz) und in den Einsiedlungen in fremdvölkisch bestimmte Orte (z. B. die deutschböhmische Waldbauernsiedlung Paltinossa,) verzichtet der Verf. bewußt auf eine volksbiologische Untersuchung. Es gelingt an Hand wertvoller statistischer Daten (24 graphische Darstellungen) der Nachweis, daß das biologische Geschehen weitgehend von der Stammeseigenart beeinflußt wird, weniger von der Unterscheidung in Arbeiter- oder Bauernsiedlungen oder in Bekenntnisgruppen. Die Unterschiede sind bedeutend, so ist die Gruppe der Pfälzer in rund 150 Jahren auf das 60fache, die Gruppe der Deutschböhmen im gleichen Zeitraum nur auf das 18fache angewachsen. Nachdem bisher nur ein Handbuchartikel von H. LINDE über die Volksbiologie der Bukowinadeutschen unterrichtete, ist dieser tiefe Einblick in die Lebensgesetzlichkeiten jener Volksgruppe hoch willkommen.

Breslau. HANS GRIMM.

Florescu, Gh.: Două monumente epigrafice în legătură cu problema continuităţii (Zwei epigraphische Denkmäler zum Problem der Kontinuität der Rumänen im alten Dazien). Revista Istorică Română 10 (1940), S. 164—173.

1. Eine Inschrift auf einem Grabstein aus dem Jahre 249 n. Chr., Fundort Capidava, hat nach Aufzeichnung des Verf.s folgenden Wortlaut: Tune vixi bene vixi sine ulla crimina vix[i] resta viator Acril[la] Trygitiani vixit convirginio ann[os] XII et moritur ann[os] XXXV et demisit natos III Aurgais posuit memoria coningi sue resta viator lege titolo.

Aus der Art wie der Verf. die Inschrift aufgezeichnet hat, die er übrigens nicht übersetzt, ersieht man klar, daß er sie nicht verstanden hat. In der Tat schreibt der Verf. tune sowohl in der Inschrift wie im Kommentar an Stelle von tunc oder tunce, woher rumänisch atunce kommt; er schreibt weiter convirginio an Stelle von con (= klassisch cum) virginio; er behauptet auch, daß memoria = memoriam ist, während in Wirklichkeit memoria ein Ablativ ist; endlich nehmen wir an, daß coningi ein Druckfehler ist statt coniugi.

Die Inschrift müßte also etwa folgendermaßen aufgezeichnet werden: Tunc vixi[t], bene vixi[t], sine ulla crimina vix[it]. resta, viator. Acril[la] Trygitiani vixit con virginio ann[i] XII et moritur ann[i] XXXV et demisit natos III. Aurgais posuit memoria coniugi sue. resta, viator, lege titolo.

Die Übersetzung: Alle Zeit die sie gelebt hat, hat sie gut gelebt; sie hat ohne Sünde und Fehl gelebt. Wanderer, halte an deinen Schritt. Acrilla (die Tochter)

des Trygitianus hat mit ihren Gatten 12 Jahre gelebt und ist im Alter von 35 Jahren gestorben, und hat 3 Kinder hinterlassen. Aurgais hat (dieses Denkmal) gesetzt zum Andenken an seine Gattin. Wanderer, verhalte den Schritt und lese die Inschrift.

Zu den Formen der lateinischen Volkssprache dieser Inschrift bemerken wir folgendes: Vixi (tunc vixi, bene vixi) und vix in der Bedeutung vixi zeigt uns, daß zu dieser Zeit der Schlußkonsonant t verschwunden war. Die Tatsache, daß t im Auslaut an der vierten Stelle bei vixit erscheint, demisit und posuit besagt nicht, daß vixi hier erste Person sein könnte, denn man könnte dann nicht verstehen wie der Gatte, der doch noch am Leben ist, über sich selbst sprechen könnte.

Vix = vixi zeigt uns, daß auch ann XII und ann XXXV als anni und nicht als annos gelesen werden müssen, vgl. rumänisch 12 ani und 35 de ani.

Coniugi = klassisch coniugis zeigt uns, daß s im Auslaut weggefallen war.

Titolo = klassisch titulum zeigt uns, daß m im Auslaut weggefallen war und daß unbetontes u sich in o verwandelt hat.

Sue = klassisch suae zeigt uns, daß der Diphthong ae zu e geworden ist.

Alle diese Erscheinungen sind sicherlich auch aus anderen Inschriften bekannt.

Tunc, das im klassischen Latein die Bedeutung von ‚dann' (rumänisch atunci) hat, hat hier den Sinn von ‚solange wie' (rum. cît).

2. Eine Inschrift auf einer Platte eines Grabdenkmales, das man gefunden hat im Dorf Camena im Bezirk Tulcea, aus dem Anfang der zweiten Hälfte des 2. Jh.s n. Chr., lautet nach Verf.: Q[uod] b[onum] f[austum] f[elix] Vicani Petrenses qui [c]ontulerunt causa salutis corporis sui balineu faciundu quod opus effectu magisterio anni Nymphidi Maximi et Aeli Gem[ini] questoribus viei Ulpio Romano et Cassio Primitivo curantibus operi N[ymph]idio Maximo s[upra] s[cripto] et Aelio Julio.

Auch diese Inschrift ist nicht übersetzt. Wir nehmen an, daß der Verf. in Verwirrung geraten war, weil er fälschlich viei an Stelle von vici gelesen hat, das Genetiv von vicus ist; dann aber weiter qui [c]ontulerunt statt quontulerunt, umgekehrte Schreibweisung, weil in dieser Zeit qu als c ausgesprochen wurde, vgl. coquere-cocere > rumänisch coacere, torquere-torcere > rumänisch toarcere, quomo(do)-como(do) > rumänisch cum.

Weil er qui [c]ontulerunt umschreibt, war Verf. gezwungen vorauszusetzen, daß der Wunschformel sit die Form fecerunt folgte!

Die Übersetzung: Diese Sache möge unter einer guten Stunde stehen und vom Glück (gesegnet sein). Die Bauern Petrenses (= aus dem Dorf Petra = rumänisch Piatra) haben dazu beigetragen ein Bad zu Gesundheit des Körpers zu errichten. Dieses hat sich zugetragen zur Zeit der Verwaltung dieses Jahres des Nymphidius Maximus und Aelus Geminus und der Questoren des Dorfes Ulpius Romanus und Cassius Primitivus, und mit dem Bau hat sich der obenerwähnte Nymphidius Maximus beschäftigt und Aelus Julius.

Was die Formen balineu, faciundu und effectu an Stelle von balineum, faciundum und effectum angeht, könnten sie populäre Formen sein, wie Verf. annimmt, wenn die Lesung richtig wäre; aber effectu könnte gelesen werden als effectum wegen des folgenden Wortes magisterium, das mit m beginnt.

Verf. bemerkt zu Recht, daß Camena, der heutige Name des Dorfes, die slawische Übersetzung des lateinischen Namens Petra ist.

Giurescu, C. C.: ‚Oltenii' şi Basarabiea, colonizări muntene în sudul Moldovei în veacurile XIV şi XV (Die Oltenier und Bessarabien, walachische Ansiedlungen im Süden der Moldau im 14. und 15. Jh.). Revista Istorică Română, 10 (1940), S. 130 bis 139.

Eine kleine Gegend im Süden der Moldau erscheint in den Dokumenten des 14. und 15. Jh.s unter den Namen Olteni. Verf. nimmt an, daß von Olteni in Oltenien die Rede ist. Es ist aber hier sicher die Rede von Olteni im Lande des Olt (Ţara Oltului) in Siebenbürgen. Zur Unterstützung seiner Ansicht führt Verf. die Tatsache an, daß mehrere Ortschaften in der Moldau die Namen Munteni tragen, Kolonisten aus Muntenien. Aber die Bezeichnung Muntean, die den Rumänen zwischen Karpaten und Donau von den Moldauern gegeben worden ist, hat sich verbreitet und verallgemeinert seit dem Jahre 1600 (s. G. Pascu, Istoriea literaturii romîne din

secolul XVII, Jasi 1922, Einführung), und folglich in allen moldauischen Orten bezeichnet der Begriff Munteni ‚Bewohner aus den Bergen, Siedler aus den Bergen'.

Den gleichen siebenbürgischen Ursprung haben auch die Dorfnamen Olteni aus den Bezirken Rimnicu, Sarat, Dimboviţa, Prahova, Argeş, Constanţa, Trei Scaune, die von Verf. S. 136, Anm. 6, zitiert werden.

Jassy. GIORGE PASCU.

Hann von Hannenheim, Heinrich: Lebensbilder der Familie Hannenheim nebst Ahnen und Nachfahren des k. k. Rittmeisters Stefan Hann von Hannenheim. Hermannstadt 1940, 46 S., 1 Bildtafel, 2 Ahnentafeln. Als Manuskript gedruckt.

Die sehr gründlich gearbeiteten Stamm-, Ahnen- und Nachfahrentafeln bedeuten nicht nur einen wertvollen Beitrag zur Familiengeschichte des Siebenbürger Sachsentums, sondern bereichern auch unsere volks- und rassenkundlichen Kenntnisse über den Südosten. Einen besonderen Wert verleiht der Arbeit der Umstand, daß von den Mitgliedern der Familie Lebensbilder von wechselndem Umfang geboten werden, die eine Fülle an wichtigstem, weil sonst zum Teil weniger beachteten Material enthalten. F. V.

Racoveanu, Gh.: Gravura în lemn la mănăstirea Neamţul (Der Holzschnitt im Kloster Neamţul). Bucureşti 1940, 43 S. Text und 60 Tafeln mit 160 Holzschnitten.

Auf den Gegenstand beziehen sich — außer den Tafeln — nur 5 Seiten Text und 12 Seiten Beschreibung der Tafeln. Die ersten 13 Seiten enthalten das Vorwort und eine Einleitung in den Holzschnitt im allgemeinen und in den rumänischen im besonderen. Das Werk wurde von der Königlichen Stiftung für Literatur und Kunst herausgegeben. Wie bekannt, besaßen die Rumänen vor den Russen und Serben Druckwerke, die ersten sind von dem in Venedig geschulten Dalmatiner Macarie zwischen 1508—1512 erschienen, die ersten Holzschnitte also kaum 40 Jahre nach der Erfindung in Europa. Im 16. Jh. dienten als Inspirationsquellen die byzantinischen und einheimischen Miniaturen, aber auch die deutsche Renaissanceornamentik. Im 17. Jh. finden wir ruthenische wie auch deutsche Einflüsse im Barockstil; zur Zeit Constantin Brâncoveanus (1688—1714) entsteht eine unabhängige rumänische Holzschnittkunst. Das 18. Jh. bedeutet das Wetteifern der rumänischen Holzschneider, das Ende des 18. und fast das ganze 19.Jh. kennt in Rumänien Holzschnitte in großen Einzelblättern. Mit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jh.s spielen die Holzschneider des Klosters Neamţul die erste Rolle. Die ältesten Holzschnitte dieses Klosters fallen in das erste Jahrzehnt des 19. Jh.s: 1808 die Arbeit von Protoierei Mihail, eines Fremden. Es ist zu staunen, daß Kloster Neamţul, welches seit 1429 die prachtvollsten Miniaturen des 15. Jh.s im Lande erzeugt hat, erst so spät zum Holzschnitt übergegangen ist. 1821 erschien das erste illustrierte Evangelium bei den Rumänen in Neamţul vom Mönchen Gervasie und Jerei Simeon. Beide waren bedeutende Meister. Der nächste: Mönch Teodosie arbeitet über 30 Jahre, hat aber nicht das Dynamische des Gervasie, auch nicht die Feinheit des Simeon, bleibt aber der produktivste. Weniger bedeutend sind Damian Jeromonah, Necolai, Simeon. Die Holzschnittkunst von Neamţul nimmt 1860 ein Ende, die Platten wurden aber bis gegen 1874 weitergedruckt, auch heute werden sie zum Teil für volkstümliche Ikonen benützt. Es wurde in Birn- und Buchsbaum geschnitten, der Entwerfer, Zeichner und Formschneider sind ein und dieselbe Person. Obzwar nationale Einzelheiten nicht fehlen, bilden die Holzschnitte des Klosters Neamţul eine Mönchskunst, die im Gegensatze zu den rumänischen Bauernholzschnitten Siebenbürgens steht. Die Meister von Neamţul arbeiteten auch für Bucureşti, Jaşi, Braşov, ihre Werke wurden am Ende des Jahrhunderts kopiert und klischiert. Nur selten haben sie die Holzschnitte fremder Meister kopiert (so das Pentikostarion von Venedig von 1805).

R.s Werk ist eine nützliche, fleißige und gutillustrierte Veröffentlichung. Von den 160 Holzschnitten wurden vorher nur 14 veröffentlicht. Die bibliographischen Kenntnisse sind entsprechend, weniger aber die kunstgeschichtlich-vergleichende, genetische Untersuchung. Die alte Buchkunst der Rumänen wurde bisher von keinem Kunsthistoriker untersucht, das Stilgeschichtliche, der Beitrag des Ostens und Westens, das Nationale muß noch herausgearbeitet werden. Verf. sieht in Taf. II dekorative Elemente der italienischen Renaissance (unserer Meinung nach eher der

deutschen), weist bei XLV auf Dürers Zeitgenossen, bei mehreren findet er byzantinische Konzeption oder Nachahmung von Kirchenikonen, ohne nachzuforschen, welche konkrete Bilder auf den Holzschneider eingewirkt haben. Er bemerkt nicht, daß auch Tafel V, LI, LII. 1, LIV. 5 von der Spätrenaissance beeinflußt sind, im letzten Falle von der deutschen zweifellos, auch die Betonung der Linearperspektive ist eine Renaissanceeinwirkung; LIII. 1, LII. 2—3 sind barock; XVIII. 2 hat eine Empireumrahmung, XXI weist auch Empireeinflüsse auf. Die so verspäteten Einwirkungen der Spätrenaissance und des Barock in diesen Holzschnitten des 19. Jh.s sind eine kunstgeschichtlich interessante Erscheinung.

Roşu, T. L.: Insemnări şi Inscripţii Bihorene (Aufzeichnungen und Inschriften aus Bihor). I. Beiuş 1941, 93. S. (Biblioteca Beiuşului, Nr. 9—10).

Verf. sammelte die Aufzeichnungen der Kirchenbücher und die Inschriften aus den rumänischen Kirchen der Kreise Vaşcău, Beiuş und Ceica des Komitats Bihor. In den einleitenden Kapiteln (S. 7—33) schreibt er einige Worte über die Voevoden und Pfarrer, über die liturgische Sprache, über 5 Handschriften, über den Preis der Bücher und der Einbände, über die Art wie man vormals studiert hat, über Verpfändung von Büchern, über die Buchverkäufer und über den Fluch der Spender (Afurisenie) gegen die Buchdiebe. Es folgt dann die Wiedergabe der Aufzeichnungen und Inschriften aus 43 Kirchen. Einige kunstgeschichtliche Daten sind aus dem Werke des Rez. „Mon. ist. ale jud. Bihor" (Sibiu 1931) bekannt, andere sind neu. Für Historiker, Literar- und Kunsthistoriker, Bibliophilen sind diese Aufzeichnungen und Inschriften von Bedeutung.

Cosma, A.: Pictura românească din Banat (Die rumänische Malerei im Banat). Timişoara 1940, 76 S.

Eine besonders für weitere Kreise nützliche Arbeit, aber ohne fachlichen Wert. Ihre Bedeutung liegt in den vielen informierenden Angaben, nicht in den schwülstigen Würdigungen. Verf. stützt sich auf die Aufsätze von MILOIA, GOMBOŞIU und andere, wie auch auf eigene Artikel.

Hermannstadt-Sibiu. CORIOLAN PETRANU.

Mehedinţi, S.: Ce este Transilvania? (Was ist Siebenbürgen?). Bukarest, M. O., Imprimeria Naţională 1940, 87 S., 27 Figuren und Kartenskizzen im Text.

M., emeritierter Professor für allgemeine Anthropo- und Ethnographie der Universität Bukarest und ordentliches Mitglied der Rumänischen Akademie, veröffentlichte das oben angezeigte Schriftstück anderthalb Monate vor dem Wiener Schiedspruche vom 29. August 1940, um der Gefahr einer Teilung Siebenbürgens vorzubeugen. Zu dem Zwecke ist es auch in deutscher und italienischer Übersetzung erschienen, so daß es von einer Zusammenfassung in einer geläufigen Weltsprache nicht begleitet ist.

Das Buch M.s erreichte das verfolgte Ziel zwar nicht, seinen wissenschaftlichen Wert hat es aber nicht verloren. Es ist besonders klar und derart dokumentiert verfaßt, daß es wohl verdient, in lobender Weise angezeigt zu werden.

M. legt vor allem darauf Gewicht, um nachzuweisen, daß das Territorium Siebenbürgens sowohl vom oro- und hydrographischen als auch vom anthropogeographischen und vom ethnographischen und geschichtlichen Standpunkte aus von einem derartig vollkommen und eindrucksvoll einheitlichen Gebilde ist, daß es als Lebenskern des ganzen rumänischen Volkes und folglich auch eines politisch selbständigen lebensfähigen rumänischen Staates gilt. Die zahlreichen geo- und ethnographischen, volks- und sprachwissenschaftlichen, geschichtlichen und wirtschaftlichen Kartenskizzen, welche die klaren und dokumentierten Ausführungen begleiten, sind einleuchtend und von einer zwingenden Beweiskraft. Es wird klar gezeigt, daß Siebenbürgen der orographische Mittelpunkt von einer symmetrisch eindrucksvollen Architektonik als auch das hydrographische Zentrum Rumäniens ist. Siebenbürgen ist nicht nur die Gebirgsfestung Rumäniens, sondern auch der Behälter seiner Gewässer. Es ist der unzerteilbare ethnische, anthropogeographische und geschichtliche Lebenskern

Rumäniens. Auch ein ihm eigenes Sonderklima, das M. weder Donauklima noch getisches, sondern eher das dazische Klima benennen möchte, herrscht in Siebenbürgen. Seit dem neolithischen Zeitalter hat Siebenbürgen eine seßhafte, autochthone Bevölkerung von einer einheitlichen Sonderrasse. Diese Schlußfolgerungen und Behauptungen stützen sich nicht nur auf persönliche Beobachtungen und Beweisführungen des Verf.s selbst und anderer rumänischer Forscher, sondern auch auf die Ansichten und Urteile bekannter Gelehrten verschiedener Volksabstammung, wie PITTARD, LEBZELTER, HIRSCHFELD, GAMILLSCHEG, ECKHARDT u. a., ja sogar ungarischer Forscher und Gelehrten, wie CHOLNOKY, SZEMERE u. a. In einigen Gegenden Siebenbürgens, die gerade Rumänien entrissen worden sind, betreiben die rumänischen Bauern als Nebenhandwerk ihre Lehmtöpferei nach einer primitiven Technik, auf die man im neolithischen Zeitalter stößt; in anderen Gegenden wieder begehen die rumänischen Hirten bei bestimmten Hirtenfesten uralte Bräuche, die man nur in den ersten Anfängen jedweder menschlichen Zivilisation trifft, wie z. B. das Anzünden des sog. „lebendigen Feuers" durch das fortwährende Reiben zweier Holzstücke. In Siebenbürgen als auch in vielen anderen Gegenden der vom rumänischen Volke bewohnten Gebiete ist die rumänische Bauerntracht dieselbe wie die der Daker auf der Trajanssäule zu Rom. Die Karten des vor kurzem erschienenen Atlasses der rumänischen Sprache erbringen gleichfalls gewichtige Argumente für die ununterbrochene Seßhaftigkeit der dakoromanischen Bevölkerung in Siebenbürgen. Vom anthropogeographischen Gesichtspunkte aus ist Siebenbürgen der älteste Herd des dakorumänischen Volkslebens; vom politischen Standpunkte aus ist es der Kern des an das Karpatengebirge gebundenen Staatslebens und vom ökonomischen Standpunkte ist und war Siebenbürgen immer in der Richtung der rumänischen Ebene und der Donaumündungen orientiert und keineswegs zur pannonischen Ebene hingeneigt. Und so oft diese natürliche wirtschaftliche Orientierung Siebenbürgens aus den dem rumänischen Volke widrigen politischen Rücksichten gehemmt oder unterbunden wurde, ist der wirtschaftliche Wohlstand Siebenbürgens zurückgegangen und gesunken. Die Zahl und die Richtung der natürlichen Verkehrsstraßen zeigen, wie wenig Siebenbürgen wirtschaftlich an die ungarische Pußta angewiesen war und ist. Deswegen befand sich Siebenbürgen nach seiner Vereinigung mit Altrumänien in sichtlich aufsteigendem wirtschaftlichem Aufschwunge. All dies wird durch verschiedene statistische Daten beleuchtet und bekräftigt.

In einem besonderen Kapitel wird der harte Nationalkampf geschildert, den das rumänische Volk in Siebenbürgen gegen die rücksichtslosen Entnationalisierungsbestrebungen und -maßnahmen der Vergangenheit auszustehen gehabt hat. Und es hat ihn mit Erfolg ausgestanden nur dank seiner seelischen Vorzüge und dank seiner Charaktereigenschaften, welche an jene seiner dakischen Vorfahren erinnern; schließlich dank seiner einheitlichen Sprache und dank seines stark entwickelten Zusammengehörigkeitssinnes zu einer und derselben rumänischen Volksgemeinschaft über die vorübergehenden politischen Grenzen hinweg.

Die Landkarte Rumäniens vor dessen Unglücksschlägen im Sommer 1940 umfaßte beinahe das ganze rumänische Volk zwischen ihren Grenzen und war vom ethnographischen und geographischen Standpunkte wohl begründet und sah einem wahren Gemälde vom großen künstlerischen Werte ähnlich aus.

Es ist eine geographische Schicksalsbestimmung, welche Siebenbürgen in eine gewisse geschichtliche und politische Staatsrichtung unwiderstehlich treibt, „weil Geschichte nichts anderes ist als Geographie in tätiger Bewegung" (HERDER). Und es ist noch keine Gewalt auf Erden erstanden, welche sich dieser geographischen Schicksalsbestimmung eines Territoriums widersetzen könnte. Das in Erfüllung Gehen dieser Bestimmung kann gehemmt, unterbrochen oder aufgeschoben, aber nie aufgehoben werden.

Es sei noch bemerkt, daß ein genaues Namen- und Sachenverzeichnis, welches die Benützung des reichhaltigen Buches erleichtert, es in willkommener Weise abschließt.

Bukarest. VASILE GRECU.

Revista de preistorie şi antichităţi naţionale (Zeitschrift für Vorgeschichte und nationale Altertümer). Hg. von I. ANDRIEŞESCU, 2.—4. Bd., Bukarest, Universitatea din Bucureşti 1940, 158 S.

Der erste Band der Zeitschrift bot hauptsächlich auf Bildtafeln einen Einblick in die Ergebnisse der rumänischen Vorgeschichte. Im zweiten Heft werden in bunter Fülle Streiflichter aus der Vorgeschichtsforschung eingefangen. Die Aufsätze behandeln nicht nur rein fachwissenschaftliche Fragen, sondern berühren auch Nachbar- und Nebengebiete. Der Herausgeber umreißt die wissenschaftliche Gestalt von Camille Jullian und widmet dem Banater I. Miloia und Wilhelm Dörpfeld einen warmen Nachruf. Forschungsgeschichtlich interessant für die Entwicklung der rumänischen Vorgeschichte ist der Tätigkeitsbericht des Seminars für archäologische Prähistorie an der Universität Bukarest. Grabungsberichte, Beschreibungen von Einzelfunden, eine Zusammenstellung der Funde aus Rumänien im staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin legen neues Material vor. Es wird auch eine Übersicht der gesetzlichen Bestimmungen für Denkmalschutz in den europäischen Ländern geboten. Kongreß- und Forschungsberichte beschließen die lebendig, reichhaltig und vorzüglich ausgestattete Zeitschrift, der zu wünschen wäre, daß die Voraussetzungen für ein häufigeres und regelmäßiges Erscheinen geschaffen würden.

Hermannstadt. K. Horedt.

Siebenbürgische Vierteljahrsschrift. Hg. von K. K. Klein, 63. Jg., Jassy-Hermannstadt, Selbstverlag 1940, 290 S.

Der geistige und politische Umbruch unserer Tage tritt auch in der führenden wissenschaftlichen Zeitschrift des Rumäniendeutschtums zutage. Nicht nur darin, daß die kaum von Jassy nach Klausenburg übersiedelte Schriftleitung und Verwaltung gezwungen wurde, infolge der Abtretung Nordsiebenbürgens ihren Sitz vorläufig nach Hermannstadt zu verlegen. Auch nicht nur in den, jedes Heft beschließenden „Nachrichten", die immer wieder von den Erfolgen deutscher Geistesarbeit und von ihrer wachsenden Anerkennung in den gebildeten Kreisen Rumäniens zu berichten wissen. Auch in der Wahl und Behandlung der wissenschaftlichen Stoffe selbst zeigt sich die weltanschauliche Formung des heutigen Deutschtums.

Da fällt zunächst auf, daß die „Siebenbürgische Vierteljahrsschrift" sich eigentlich trotz ihrem einengenden Namen zur Zeitschrift des gesamten Rumäniendeutschtums entwickelt hat. Zwei der drei im Jahre 1940 erschienenen Hefte (das letzte war ein Doppelheft) bringen an führender Stelle Aufsätze über außersiebenbürgische Siedlungsgruppen. Bronislav Irion, Jassy, befaßt sich mit der „Mundart der sog. Schwabensiedlungen in der Bukowina" (S. 1—24). Er beschränkt sich dabei also auf einen der drei Buchenländer deutschen Siedlungsstämme (Deutschböhmen, Zipser und Schwaben), wobei er vorausschickt, daß es sich nicht um Schwaben im reichsdeutschen Sinn, sondern „um Kolonistennachkommen aus sehr zahlreichen deutschen Gegenden" handelt. Ausgangspunkt seiner Untersuchung sind die Wenkersätze. Das Ergebnis ist auch für Nichtfachleute bedeutsam: trotz der gemischten Herkunft und trotz der räumlichen Entfernung zwischen den acht Schwabendörfern hat sich in ihnen eine Mundart mit „weitgehend einheitlichem Charakter des Lautsystems" herausgebildet.

Franz Albin Scherhaufer, Burglos/Dej, schreibt (S. 91—98) über die „Ursachen der Besiedlung des Satmarers Gaues mit Schwaben". Er weist nach, daß das Gebiet um Satmar zu Ende der Kurutzenkriege, als man deutsche Bauern ins Land zu rufen begann, wirtschaftlich in einem trostlosen Zustand war. Besonders deutlich tritt dies in den Briefen der Gräfin Christine Károlyi, die er im Auszug mitteilt, zutage. „Drei, vier Dörfer kann ich abstreifen, ohne eine Henne zu finden" schreibt sie z. B. am 4. Juni 1712. Ein Blick auf die heutigen, stattlichen Schwabendörfer, deren Bevölkerungszahl zum Teil in den Fußnoten mitgeteilt wird, genügt, um zu beweisen, daß auch hier der deutsche Pflug seine Sendung erfüllt hat.

Heute ist das Buchenländer Deutschtum umgesiedelt und der Satmarer Gau ist abgetrennt. Aber wenn die Schriftleitung im Hinblick auf die Teilung Siebenbürgens den Wunsch ausdrückt, „daß die Arbeit unserer Zeitschrift mit dem Blick auf ganz Siebenbürgen fortgesetzt werden muß" (S. 284), dann darf man diesen Wunsch wohl auch auf die anderen Siedlungsgruppen ausdehnen.

Von den Siebenbürgischen Abhandlungen seien zunächst zwei Arbeiten genannt, die sich mit Herkunft und Formung der sächsischen Mundart und des sächsischen Volksstammes befassen. Sicher gehören diese Stoffe zu den meist behandelten Fragen unserer heimischen Forschung. Aber man ist geneigt, ihre besonders lebhafte Er-

örterung in letzter Zeit doch auch als eine zeitgemäße Ahnenforschung großen Stils anzusehen.

Ein Altmeister der Mundartforschung, ANDREAS SCHEINER, Hermannstadt, gibt in der „Stammeskunde der Sachsen von Hermannstadt" eine „Einführung in den Sprachbrauch der Siebenbürger Sachsen" (S. 159—206).

Ausgehend von der Notchronik des Hermannstädter Stadtschreibers CHRISTIAN POMARIUS (1546) und der Honteruskarte (1532) sucht er über SIEGLER, HUET, TÖPPELT, FRANK, SOTERIUS u. a. bis hin zu MICHAEL ALBERTS „Flanderern am Alt" die Meinungen über die Herkunft der Sachsen und namentlich über ihre doppelte Abstammung („Vom Rhein und Sachsen", schreibt HONTERUS) klarzulegen. In Zusammenhang damit bringt er auch die Zwiespältigkeit zwischen Mundart und Schriftsprache, die uns in Aussprüchen Michael Alberts mit dichterischer Kraft vor Augen geführt wird. Von Scheinerischen Gedankengängen geht FRITZ KEINTZEL-SCHÖN, Felmern, in einer Abhandlung „Zur Frage der Geschwindigkeit der Sprachentwicklung im Siebenbürgisch-Sächsischen" aus (S. 99—106). Indem er die Grundgedanken Scheiners über die rheinische Grundlegung nach 1141, die obersächsische Eindachung nach 1241, die neuhochdeutsche Gärung nach 1522 und die mundartliche Besinnung nach 1666 nicht leugnet, aber doch abzuschwächen sucht, und dadurch eine kurze, ablehnende Stellungnahme der Schriftleitung zu seinen Ausführungen bedingt, zeigt er, wie umstritten trotz der Fülle der Untersuchungen die Grundfragen unserer Mundartforschung noch sind.

Die oben erwähnte stammeskundliche Untersuchung Scheiners wurde 1936 dem damaligen Archivdirektor G. E. MÜLLER zum 70. Geburtstag überreicht. Müller selbst ist im vorliegenden Band der Zeitschrift durch eine Untersuchung über „Urheimat und Entstehungszeit der siebenbürgisch-sächsischen Schule" vertreten (S. 207—215). Mit gewohnter Gründlichkeit vorgehend, kommt Müller in dieser gerade heute zeitnahen Frage zu dem Ergebnis, daß die Sachsen entgegen der Ansicht anderer Forscher (BRANDSCH, AUNER, TEUTSCH) ihr Volksschulwesen aus der Urheimat mitgebracht haben. Auch die rechtliche Zwitterstellung der Schulbeamten zwischen der kirchlichen und der politischen Behörde wird übersichtlich dargestellt.

An Hand der ihm zur Verfügung stehenden Daten über seine Pfarrgemeinde Felmern sucht FRITZ KEINTZEL-SCHÖN die inneren Triebkräfte des Schicksals Siebenbürgisch-Sächsischer Dorfgemeinden aufzuzeigen. Sein Aufsatz: „Das Zusammenleben von Deutschen, Rumänen und Ungarn in dem ehemaligen deutschen Verwaltungsgebiet in Siebenbürgen im Lichte des Grenzstreites Felmern-Schona und Felmern-Kobor" (S. 229—241) ist eine notwendige Ergänzung seiner 1939 in der gleichen Zeitschrift erschienenen Abhandlung: „100 Jahre Felmern (Südsiebenbürgen)." Dort wies er auf das geringe Anwachsen der Sachsen gegenüber ihren Mitnationen hin, hier verfolgt er auf Grund von Urkunden von 1593 herwärts das langsame Abbröckeln sächsischen Besitzes zugunsten der nichtdeutschen Nachbargemeinden. Immerhin ist die Feststellung, daß die an Schöner Rumänen verkauften Länder in den letzten Jahrzehnten „wieder in Felmerer, auch sächsischen Besitz zurückgekommen" sind, erfreulich. Bei der Grenzbestimmung auf Grund der Urkunden kommt dem Verf. die genaue Ortskenntnis sehr zustatten. Dagegen wäre es übersichtlicher gewesen, wenn er den lateinischen Wortlaut der Urkunden mit Kenntsätzen versehen und in einen Anhang verwiesen hätte, statt Text und Erzählung ohne rechte Trennung ineinander zu schieben.

Mit volkskundlichen Fragen befaßt sich LUDWIG KLASTER, Urwegen, in dem Aufsatz: „Die Volkstracht in Bistritz im 18. Jh.", dargestellt auf Grund der Kleiderordnungen von 1714, 1722, 1779 und 1790" (S. 107—118). Er zeigt, daß diese Kleiderordnungen so gut wie keinen Erfolg haben konnten, weil sie von dem unsozialen Gedanken ausgingen, daß die oberen Stände in bezug auf Luxus größere Freiheit genießen dürften, als die breite Volksmenge, und weil sie daher von vornherein den Stempel des Unernsten trugen. Die Bedeutung dieser Verordnungen besteht aber außer dem Hinweis darauf, wie man die Sache nicht angehen darf, noch in dem getreuen Bild, das sie von Sitte und Unsitte in der Tracht ihrer Tage entwerfen. Und dieses Bild aufzuzeichnen, ist wohl kaum einer unserer heimischen Forscher berufener als Klaster.

Mit zwei wissenschaftlichen Anstalten des Siebenbürger Deutschtums befassen sich mittel- und unmittelbar GUSTAV GÜNDISCH, Hermannstadt, und GOTTLIEB BRANDSCH, Hermannstadt. Gündisch gibt (S. 119—125) eine Übersicht über „Das

Sächsische Nationalarchiv im Jahre 1939", und hebt dabei das fortdauernde Anwachsen der Bestände hervor. Im genannten Jahre wurden namentlich die Zunft- und Kirchenarchivalien wesentlich vermehrt. — Brandsch schreibt „Zum Gedächtnis D. Dr. G. A. Schullers" (S. 41—55), des langjährigen Leiters der Handschriftenabteilung des Brukenthalischen Museums in Hermannstadt. Wenn auch die Tätigkeit dieses volksnahen, begnadeten Mannes den Rahmen der Museumsarbeit weit überschritt und sich gleichmäßig auf kirchliches, landwirtschaftliches und geschichtliches Gebiet erstreckte, so genügen doch einige Hinweise und die lebendige Würdigung Schullers, um den Wert der Handschriftensammlung zu veranschaulichen.

Ein Zeichen für die rege Zusammenarbeit mit den Gelehrten anderer Nationen sind die Aufsätze BÉLA IVÁNYIS und ION LUPAŞ'. Béla Iványi, Szegedin, setzt (S. 25—40) seine im vorigen Jahrgang begonnene „Geschichte des Dominikanerordens in Siebenbürgen und der Moldau" fort und behandelt eingehend den Hermannstädter Orden. Leider kennt er dabei die in Hermannstadt verwahrten Urkunden und ihre Bearbeiter nicht ebenso genau wie das Zentralarchiv in Rom. So ist dieser Abschnitt im wesentlichen eine wertvolle Ergänzung unserer Kenntnisse durch ausländische Quellen, ohne eine umfassende Darstellung der Geschichte selbst zu geben. Aber man darf nicht vergessen, daß die Erarbeitung Siebenbürgischer Quellen und Darstellungen für Auswärtige schwierig genug ist. Hoffentlich wird sie, soweit sie das Schrifttum betrifft, in Zukunft durch die 1940 erschienenen „Quellen zur Volks- und Heimatkunde der Siebenbürger Sachsen" von HERMANN HIENZ erleichtert. Die urkundlichen Quellen betreffend erweist sich die Notwendigkeit, die nach jahrzehntelanger Stockung wieder in Fluß geratene Veröffentlichung des „Urkundenbuchs zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen" so rasch als möglich fortzusetzen.

ION LUPAŞ, zur Zeit Hermannstadt, widmet (S. 216—228) eine übersichtliche Darstellung dem „ersten Humanisten aus rumänischem Geblüt, Nikolaus Olahus aus Hermannstadt (1493—1568)". Ausgehend von der Tatsache, daß nicht alle ungarländischen Humanisten auch Blutsungarn waren, zeichnet er den Lebenslauf des von muntenischen Wojwoden abstammenden und mit JOHANNES und MATHIAS CORVINUS nahe verwandten Nikolaus Olah, der als Graner Erzbischof starb. Dann geht er auf Olahs schriftstellerische Tätigkeit ein, die sich auf theologisches, geschichtliches und schöngeistiges Gebiet erstreckte. Wenn Lupas schreibt: „Der Stadt Hermannstadt, die sich der ersten Druckschrift in rumänischer Sprache, vom Jahre 1544, rühmen darf, kann es zur Ehre gereichen, daß aus dem Schatten ihrer Mauern der erste humanistische Schriftsteller der Rumänen hervorgegangen ist", dann nehmen wir diesen Hinweis auf den befruchtenden Einfluß deutschen Geisteslebens, den man namentlich jenseits der Karpaten nicht immer anerkennen wollte, gerne zur Kenntnis.

Zahlreiche „Kleine wissenschaftliche Mitteilungen" ergänzen den Gehalt der Zeitschrift.

HANS PETRI (S. 56 ff.) und HELMUT KLIMA (S. 245 f.) befassen sich mit kirchengeschichtlichen, LUISE NETOLICZKA (S. 64 ff.) mit volkskundlichen, FR. MÜLLER (S. 126, 242 f.) und KURT HOREDT (S. 126 ff.) mit früh- und baugeschichtlichen, FRIEDRICH KRAUSS (S. 129 ff.) und KARL LANG (S. 131 f., 132 f.) mit flur- und sprachkundlichen, EMIL SIGERUS (S. 215) mit münzkundlichen Fragen. FRITZ KEINTZEL-SCHÖN liefert Beiträge zum Brauchtum (S. 228) und einen Kinderreim (S. 98), FRIEDRICH REIMESCH sammelt Daten aus verschiedenen schwer zugänglichen Quellen (S. 59 ff., 243 f., 244 f., 246 ff.), darunter ein ergänzendes Verzeichnis der Siebenbürger Sachsen, die in Straßburg, Göttingen und Köln studiert haben, und OTTO FOLBERTH stellt (S. 133 ff., 248 ff.) Nachträge zum Stephan-Ludwig-Roth-Gedenkjahr 1939 zusammen.

In den „Forschungsberichten und Besprechungen" werden u. a. die neu erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten von FR. MÜLLER-LANGENTHAL, MAJA DEPNER, RODERICH GOOSS, KARL REINERTH und HERMANN HIENZ gewürdigt. Alle 5 Besprechungen stammen von K. K. KLEIN.

Abschließend sei auf die „Literaturnotizen" hingewiesen, die wie bisher einen Teil der Hefte beschließen. Sie sind durch die Umsiedlung mehrerer Gaue zusammengeschmolzen, wollen aber, wie die Schriftleitung auf S. 273 mitteilt: „außer den im engeren Sinne siebenbürgischen Arbeiten, ohne Rücksicht darauf, ob der Druck- und Verlagsort in Rumänien, Ungarn oder sonstwo liegt ... im Rahmen des Mög-

lichen alle auf das Deutschtum in Rumänien bezughabenden Arbeiten, soweit sie auf Beachtung Anspruch erheben können", verzeichnen.

Hermannstadt. FRANZ MICHAELIS.

Făt-frumos. Czernowitz-Bukarest, Jg. XV (1940), Nr. 1—6, 142 S.; XVI (1941), Nr. 1—6, 172 S. Mit Abbildungen.

Das von LECA MORARIU herausgegebene Blatt ist in erster Linie der Literatur, Kunst, Wissenschaft und dem sozialen Leben des Buchenlandes und der Moldau gewidmet. Es hat folgende Abteilungen: Dichtung, belletristische und wissenschaftliche Prosa, Chronik, Verschiedenes. Die Vorderseite eines jeden Heftes ist mit Abbildungen versehen, die gewöhnlich klar und deutlich über die richtige Geschichtsauffassung, über wahre Überlieferung des grünen Landstriches zu berichten imstande sind. Auch im Text erscheinen solche aufschlußreichen Bilder. Die Ideologie und der Standpunkt des Blattes — sind diejenigen des Rumäniens von heute. Ihnen sind also auszuarbeitende Fragen, durchzuführende Auseinandersetzungen, Kritiken, überhaupt der ganze Inhalt sowie der Ton und Charakter der einzelnen Aufsätze sorgfältig angepaßt. So begegnen uns hier u. a. Beiträge über die Bukowinaer Urkunden, über den Maler Butschewski und dessen Ahnen, über Eudoxie Hormuzachi und die Miräutzer Kirche (man erwähnt Žowkwa sowie Reliquien des hl. Ioan Nou von Sutschawa!), über den bekannten Moldauer Dichter Pr. Jon Creangă (seinem Andenken ist Heft 2, Jg. XV., gewidmet, worin sein Aufsatz „*Jesuitismus in Rumänien" [aus dem Jahre 1872] aufs neue abgedruckt ist), über Herder und Musik, über den Metropoliten Barlaam (17. Jh.), über das Land der Wojwodenstühle u. a. Oft kommen Gestalten, Persönlichkeiten, Namen, Benennungen vor, aus denen die ganze Bukowina kreuz und quer lebendig und wertvoll erscheint, so z. B. — um nur manches zu erwähnen — Burak, Butschewskyj, Chrzanowski, Jakymciuk, Mandytschewskyj, Panciuk, Popowytsch, Taniak, Worobkewytsch, Woronka — Putna, Sutschawa, Tscherniwci, Watra-Moldowycka, Woronec — nanaschycia ... Man brachte hier auch einige aus dem Rumänischen übersetzte Dichtungen auf Deutsch unter. Zweckmäßige Besprechungen der literarischen und wissenschaftlichen Neuerscheinungen werden in der Abteilung Chronik oder Prosa angezeigt. Im großen und ganzen ist das Blatt L. M.s einer Schwalbe vor dem Gewitter gleich. Es kreist im schnellen Tiefflug um Vergangenheit und Gegenwart dieses rätselhaften, so oft um seiner Zuständigkeit willen umstrittenen Grenzlandes.

München. J. SKR.

Gáldi, László-Makkai, László: A románok története. Különös tekintettel az erdélyi románokra (Geschichte der Rumänen. Unter besonderer Berücksichtigung der Siebenbürger Rumänen). Budapest, Ungarische Historische Gesellschaft (1941), 428 S., 9 Karten, 20 Abb.

Das von mehreren Verf. geschriebene Sammelwerk ist die erste zusammenfassende Darstellung der rumänischen Geschichte in madjarischer Sprache. Es zeichnet sich aus durch gründliches Studium der Quellen, gute Darstellung und übersichtliche Gliederung. Trotz der im Vorwort ausdrücklich betonten populären Zielsetzung des Werkes ist dieses auch in wissenschaftlicher Hinsicht nicht ohne Interesse. Namentlich beruht der Wert der Arbeit in dieser Beziehung darin, daß sie die ungarischen Forschungsergebnisse über das rumänische Volks- und Staatswesen zusammenhängend zur Darstellung bringt. Im übrigen ist es klar, daß das Sammelwerk stark den ungarischen Standpunkt herauskehrt und gegen andere Auffassungen in erheblichem Ausmaß polemisiert. Die ungarischen Einflüsse auf die Entwicklung der rumänischen Kultur und die Entstehung des rumänischen Staates werden besonders herausgestrichen. In manchem, vor allem für den mittelalterlichen Teil, ergeben sich daraus Nachteile. Es ist nicht zu verkennen, daß die Arbeit gerade in dieser Hinsicht zu Übertreibungen neigt, die ihren Wert beeinträchtigen müssen. Es hat beispielsweise wenig Sinn, wenn es über die Türkenkämpfe der rumänischen Fürsten des 15. Jh.s heißt: „Die Türkenkriege des 15. Jh.s werden von der rumänischen Literatur mit einem Glorienschein umgeben, in ihren Helden, besonders in Stephan dem Großen, sucht sie entschiedenere Verteidiger des Christentums und eine würdigere Schutzbastei als das Madjarentum. Natürlich haben wir es auch hier mit Übergriffen eines schlecht verstandenen Nationalstolzes zu tun ..." (S. 409).

Von deutschen Einflüssen wird in dem Werke leider kaum gesprochen. Im Zusammenhang mit dem rumänischen Katechismus vom Jahre 1559 beispielsweise heißt es, daß es „heute schon eine entschiedene Frage" sei, daß dieser unmittelbar nach einer madjarischen Vorlage angefertigt wurde (S. 159). Dabei wurde dieser von SULICA vertretenen These von MICHAELIS mit beachtlichen Gründen widersprochen, die, soviel ich weiß, bisher von der ungarischen Forschung noch nicht entkräftet worden sind. Der Sachverhalt darf also nicht so hingestellt werden, als ob die ganze Frage bereits eindeutig entschieden sei. In einem anderen Zusammenhang schreibt GÁLDI über Theateraufführungen eines Siebenbürger Madjaren in Muntenien, der dort als erster Molière und Racine aufgeführt hätte. Dies sei eine schlagende Widerlegung der deutschen Behauptung, „daß Ungarn immer deutsche und nie französische Kultur an die benachbarten Völker und Staaten weitergegeben" hätte (S. 233). Gáldi spielt damit an auf eine Stelle in meinem Buch über den deutschen Kultureinfluß, worin es heißt: „die Weitergabe französischer Anregungen war nie besonders notwendig, da diese bei den meisten Nachbarvölkern stärker wirkten als bei den Madjaren. Die Besonderheit der kulturellen Mittlerstellung des Madjarentums lag in erster Linie an der Weitergabe deutscher Kulturelemente . . ." (Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten, München 1940, 1. Bd., S. 449). Ich habe also nicht in Abrede gestellt, daß vereinzelt französische Kulturelemente, etwa auch durch madjarische Vermittlung an andere Südostvölker weitergegeben wären, sondern nur betont, daß der Hauptsache nach deutsche Einflüsse weitervermittelt wurden. Durch die Anführung einzelner Beispiele ist also eine „Widerlegung" leider noch nicht gegeben, wie das Gáldi anscheinend glaubt (vgl. auch S. 417). Um derartigen „Mißverständnissen" ein für allemal ein Ende zu bereiten, erkläre ich noch einmal: bei den meisten Völkern des nördlichen Balkans haben romanische Einflüsse besonders seit dem zweiten Drittel des 19. Jh.s wesentlich stärker und unmittelbarer gewirkt als beim Madjarentum, woran sich bis zur Gegenwart nichts wesentlich geändert hat. Die rumänischen Fürstentümer des 19. Jh.s beispielsweise waren daher nicht darauf angewiesen gewesen, französische Kulturelemente aus Ungarn zu übernehmen, was nicht ausschließt, daß in einem oder anderen Teil, besonders in den Anfängen der kulturellen Orientierung nach dem Westen, vereinzelt auch madjarische Vermittlung vorliegen kann. Ich bitte aber zu beachten, daß derartige Fälle spärlich sind und somit am allgemeinen Sachverhalt nichts ändern. Entscheidend ist jedenfalls, daß die westeuropäische Orientierung des rumänischen Volkes seit dem zweiten Viertel des 19. Jh.s aus eigenem Antrieb und aus eigenen Mitteln erfolgte, sowie daß diese Orientierung eine geistige Verbindung vor allem mit Frankreich, aber auch Italien erbracht hat, die die kulturellen Beziehungen Ungarns zu diesen beiden Ländern in den Schatten stellt. Diese Einzelheit zeigt übrigens gerade, daß das Sammelwerk nicht nur den deutschen Einfluß auf das rumänische Volk zu wenig würdigt, sondern etwa auch die Verbindungen des Rumänentums zur französischen und italienischen Kultur nicht gebührend berücksichtigt.

München. FRITZ VALJAVEC.

Prox, Alfred: Die Schneckenbergkultur. Kronstadt, Verlag des Burzenländer Museums 1941, 96 S., 35 Tafeln, 31 Abb.

Das Burzenland ist dank der Lebensarbeit von JULIUS TEUTSCH das vorgeschichtlich am besten durchforschte Gebiet Siebenbürgens. Die reichhaltige vorgeschichtliche Sammlung des Burzenländer Museums ist von Teutsch zusammengetragen worden und seine Veröffentlichungen bedeuten den Beginn der modernen vorgeschichtlichen Forschung in Siebenbürgen. Einer seiner Lieblingsgedanken war die monographische Behandlung der Schneckenbergkultur, den er aber nicht mehr verwirklichen konnte. Der rührige Kustos des Burzenländer Museums P. hat diesen Plan von neuem aufgegriffen, nachdem er schon eine Reihe sorgfältiger und aufschlußreicher Untersuchungen zur Vorgeschichte des Burzenlandes veröffentlichte und bietet mit seiner „Schneckenbergkultur" ohne Zweifel eine der wertvollsten vorgeschichtlichen Untersuchungen über Siebenbürgen. Es will schon in ruhigen Zeiten viel heißen, wenn es gelingt das durch die örtliche Abgelegenheit bedingte Fehlen bibliothekarischer Hilfsmittel in dem Maße zu überwinden, wie es in der vorliegenden Arbeit geschieht. Um so höher ist aber die umfassende Verwendung der einschlägigen Literatur jetzt einzuschätzen. Es ist für die finanzielle Leistungs-

fähigkeit des Burzenländer Museums und der Kreise, die seine Arbeit tragen, ein gutes Zeichen, daß es möglich war, die Veröffentlichung mit 35 einwandfreien, klaren Bildtafeln zu versehen.

Die Schneckenbergkultur gehört in den interessanten Übergangsabschnitt von der Stein- zur Bronzezeit und beleuchtet schlaglichtartig die wichtigsten Fragestellungen dieser Epoche in Siebenbürgen und im Südosten. Die übersichtliche Gliederung und Beschreibung des Materials bildet einen besonderen Wert der Arbeit. Der Verf. übersieht durchaus das ganze Fragengebiet und nimmt klar und abwägend Stellung zu umstrittenen Ansichten und berichtigt eine Reihe von Irrtümern. Im Gegensatz zu SCHROLLER beschränkt er das Verbreitungsgebiet der Schneckenbergkultur auf das Burzenland und unterstreicht damit die geopolitisch anziehende Beobachtung, daß diese innenkarpatische Beckenlandschaft kulturell außensiebenbürgisch ausgerichtet ist. Für die Bronzezeit hat gerade P. dieses mit der Verbreitung der Bukarester Kultur belegt, die im Burzenland in der gleichen Ausprägung wie in der Donautiefebene auftritt, im übrigen Siebenbürgen aber sich nur in Einzelerscheinungen bemerkbar macht. Es soll hier nicht auf die aufschlußreichen und lohnenden Ausblicke des Verf. über die Stellung der Kultur, den einheimischen Kulturkreisen, vor allem der Glina-III-Kultur und den großen europäischen Kulturkreisen gegenüber eingegangen werden.

Die Arbeit von P. bietet auch Gelegenheit an Hand seiner eingehenden Materialdarlegung das Fragengebiet der „nordischen" Kulturen im Südosten eingehender und gründlicher zu erörtern. Es handelt sich bei diesen Ausstrahlungen „nordischer" Randkulturen und den Völkerverschiebungen, deren Anzeichen sie sind, geschichtlich betrachtet für die Donauländer um die Frage nach dem Entstehen und der Ausprägung der Thraker. So wie sich im Norden die Germanen aus kulturellen und rassischen Komponenten der Steinzeit am Beginn der Bronzezeit abzuheben beginnen, so ist das gleiche im Südosten für die Thraker anzunehmen. Um dieselbe Zeit erscheinen im Süden die ersten urgriechischen Elemente. Die ganze folgende Bronzezeit bietet keine Ereignisse, die bedeutend genug wären, um mit der Ausbildung der Thraker in Beziehung gebracht zu werden. Der Hinweis von P. auf eine nördliche bzw. nordöstliche Beeinflussung der Schneckenbergkultur kann auch für die thrakische Herkunftsfrage bedeutsam sein. Diese Vorgänge stehen auch mit der Indogermanisierung des Südostens in Zusammenhang, sie brauchen sich aber nicht mit ihr zu decken.

Hermannstadt. K. HOREDT.

Hollinger, Rudolf: Die Banater Dichtung der Gegenwart. Überschau und Ausblick. Temeschburg, Schwäbische Verlags A.-G. 1941, 11 S.

Wertvolle Zusammenstellung der gegenwärtig wirkenden Banater Dichter mit guten Werturteilen und biographischen Angaben. R.

Lukinich, E. - Gáldi, L. - Fekete-Nagy, A. und Makkai, L.: Documenta historiam Valachorum in Hungaria illustrantia usque ad annum 1400 p. Chr. Ostmitteleuropäische Bibliothek, Nr. 29, Budapest 1941, LXI + 636 S.

Eine madjarische Urkundenveröffentlichung zur mittelalterlichen Überlieferung des Rumänentums in Siebenbürgen und den angrenzenden Gebieten, der Marmarosch und des Banats! Das erscheint aufs erste sonderbar, es brauchte aber an sich nicht Wunder zu nehmen, weil die wichtigsten Archive zur Geschichte dieser Gebiete — wie etwa jene der glaubwürdigen Orte (loca credibilia) von Weißenburg (heute Karlsburg) und von Kolozsmonostor — bereits seit über ein halbes Jahrhundert in Budapest zentralisiert sind, wo sie der ungarischen Geschichtsforschung naturgemäß ungleich zugänglicher zur Verfügung stehen als der rumänischen. In der Tat hat es bisher auch keine den kritischen Anforderungen entsprechende Publikation von rumänischer Seite gegeben (wie es andererseits aber auch keine Gesamtausgabe der ungarisch-siebenbürgischen Geschichtsdokumente gibt, nur die vorzüglichen Urkundenbücher einiger Adelshäuser und die große Ausgabe der Seklerurkunden).

Der Gewinn für die Wissenschaft ist also augenscheinlich. Er besteht vor allem darin, daß die urkundlichen Quellenzeugnisse über das Auftreten der Rumänen

diesseits der Karpaten im 13. und 14. Jh. einmal in einer kritischen Veröffentlichung gesammelt vorliegen und damit der Forschung bequem zugänglich sind. Es werden insgesamt 483 Urkundennummern mitgeteilt und darunter 178 Inedita: Eine schöne Nachlese, die das Bild der rumänischen Volks- und Siedlungsgeschichte dieser Gebiete wesentlich bereichert. Die Wissenschaft aller daran interessierten und beteiligten Völker und Personen muß diesem Teil des Werkes Anerkennung zollen. Allerdings hätten so wichtige Dokumente zur mittelalterlichen Überlieferung des siebenbürgischen Rumänentums wie etwa die Urkunde von 1355 über den siebenbürgischen Generallandtag des Adels, der Sekler, Sachsen und Walachen (NAGY, Codex Andegavensis VI, 321, Nr. 204) keinesfalls ausbleiben dürfen. Das ruft auch nach dieser Richtung Mißtrauen hervor und das unbehagliche Gefühl als ob diese Auslassung nicht ganz absichtslos geschehen sei[1]), wodurch den Bearbeitern doch leicht sehr unrecht geschehen kann.

Die Urkunden werden, soweit sie schon gedruckt sind, als Regesten bzw. in wichtigen Fällen auszugsweise aufgenommen, die bisher unveröffentlichten Stücke dagegen vollinhaltlich mitgeteilt. Die Textgestaltung erscheint zuverlässig. Auch die Überlieferungsangaben sowie die Drucknachweise sind sorgfältig bearbeitet. Daß auch die vielen Fälschungen berücksichtigt werden, erleichtert die Verwertbarkeit des Werkes, denn früher ist man gerade auf rumänischer Seite diesen Fälschungen mit zu wenig kritischer Bereitschaft begegnet, wodurch sich in die Literatur manche mit zäher Beharrlichkeit weitergeschleppte Fehlansichten eingenistet haben. Es hätte sich aber vielleicht empfohlen diese Fälschungen, wie es heute etwa in der deutschen Urkundenwissenschaft üblich ist, am Schluß gesondert zu bringen, anstatt sie in die chronologische Folge der übrigen — echten — Urkunden einzureihen.

Die editorische Aufgabe der Herausgeber darf man also im ganzen als gelungen bezeichnen.

Anders steht es um die sonstigen Begleitumstände dieses Unternehmens. Die Herausgeber haben es nämlich nicht bei einem einfachen Urkundenbuch zur Geschichte der Rumänen diesseits der Karpaten bewenden lassen. Waren sie schon in dem überaus reichen Anmerkungsapparat zu den einzelnen Urkunden in der Erklärung, Deutung und Auswertung der Tatsachen, Namen usw. viel weiter gegangen, als dem Urkundenherausgeber — der ja dem Forscher das Material möglichst rein und unbeeinflußt darzubieten hat — an sich zusteht, so haben sie die Grenzen einer Urkundenausgabe in der großen Einführung zu diesem Band vollends überschritten. In dieser dem französisch geschriebenen Werk vorangestellten Einführung, welche die Bearbeiter auch als selbständige Schrift in deutscher und italienischer Übersetzung haben erscheinen lassen — man merkt wohin der Hase läuft —, schreibt L. MAKKAI über das Hirtenleben der Frührumänen und ihre nomadische Lebensweise, über ihre verschiedenen Niederlassungsgebiete in Siebenbürgen und seinen Randgebieten, über die primitive Gesellschaftsform und ihre allmähliche Umbildung, während A. FEKETE-NAGY „Die Einwanderung der Rumänen auf dem Boden des geschichtlichen Ungarns" behandelt und L. GÁLDI „Die Namen der Rumänen in ungarischen Urkunden" untersucht. Als der Grundton aller dieser Erörterungen tritt überall die Auffassung zutage, daß die Rumänen erst um das Jahr 1200 als nomadisierende Hirten zunächst sehr vereinzelt nach Siebenbürgen eingewandert sind und erst im 14. Jh. mit der Umformung von dieser primitiven Stufe zur seßhaften Lebensweise ausgedehntere Siedlungsgründungen vornehmen.

Wenn die Bearbeiter des Werkes den Benützer damit gleichsam bereits der Mühe des Studiums dieser Urkunden entheben wollen und die aus dem zusammengetragenen Material sich ergebenden Schlüsse selber ziehen, wenn E. LUKINICH, unter dessen wissenschaftlicher Verantwortung das Werk erscheint, ausdrücklich sogar es ausspricht, daß damit diese Fragen als endgültig gelöst anzusehen sind (S. VI), so geht das meines Erachtens zu weit. Bei aller Anerkennung der gewiß beachtlichen wissenschaftlichen Leistung der Herausgeber dieses Urkundenbandes

---

[1]) So etwa in der ersten Stellungnahme zu diesem Werk von rumänischer Seite, I. MOGA, Păreri istorice ungureşti privitoare la Românii din Transilvania medievală (Ungarische geschichtliche Ansichten über die Rumänen im mittelalterlichen Siebenbürgen). Hermannstadt 1941, S. 5. — Das Stück ist allerdings auch von ZIMMERMANN-WERNER-MÜLLER, Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, Bd. 2, Hermannstadt 1897, übersehen worden.

muß man auch angesichts der vorliegenden Einführung feststellen, daß zur Lösung dieses so schwierigen Problems heute bei den daran zunächst Beteiligten mehr denn je der ruhige Blick fehlt. Und so darf man auch von diesem neuen Werk selbstverständlich keine endgültigen Aussagen im Sinne von Lukinich erwarten. Wohl aber ist die ganze Erörterung damit auf eine verbreiterte Basis gestellt.

Hermannstadt. GUSTAV GÜNDISCH.

Nagy, Anton, Fekete, Gáldi, Ladislaus-Makkai, Ladislaus: Zur Geschichte der ungarländischen Rumänen bis zum Jahre 1400. Mit einem Vorwort von EMMERICH LUKINICH. Budapest 1941, 73 S., 1 Karte (Ostmitteleuropäische Bibliothek, hg. von E. Lukinich, U. 29/A).

Es handelt sich im wesentlichen um die deutsche Übersetzung der französisch geschriebenen Einleitung von den gleichen Verfassern herausgegebenen Documenta historiam Valachorum in Hungaria illustrantia, Budapest 1941, auf deren ausführliche Besprechung in den „Südost-Forschungen" an dieser Stelle nur verwiesen zu werden braucht. R.

Die deutschen Siedlungen in Rumänien, nach der Bestandsaufnahme vom 3. November 1940. Bearbeitet im Institut für Statistik und Bevölkerungspolitik der Deutschen Volksgruppe in Rumänien. Hermannstadt, Krafft & Drotleff 1941, 64 S., 1 Karte.

Eine außerordentlich wertvolle Zusammenstellung der deutschen Siedlungen in Rumänien mit einer Karte der deutschen Siedlungen in den Gebieten Banat, Bergland und Siebenbürgen. Die einzelnen Orte sind nach Gebieten und Kreisen und innerhalb der Kreise nach der Zahl ihrer deutschen Bewohner geordnet. Besonders wichtig und vor allem hervorzuheben ist, daß im alphabetischen Verzeichnis die offiziellen deutschen Ortsnamenformen angegeben sind. Auch die statistischen Ergebnisse sind äußerst wertvoll und aufschlußreich.

München. F. AUBELE.

Fischer, O.: Die ärztliche Tätigkeit bei der Umsiedlung der Dobrudschadeutschen. Dtsch. Ärztebl., Nr. 11, 1941.

Die Arbeit in der Dobrudscha erhielt ihr besonderes Gepräge durch die Kürze der Zeit, die zu ihrer Durchführung angesetzt werden mußte (längere Befahrbarkeit der Donau wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit in Frage gestellt). Krankensammelstellen befanden sich in Cernavoda und Constantza, Cernavoda war zugleich Einschiffungshafen. Schwere Malariafälle, darunter recht ernste Fälle tropischer Malaria, waren häufig und spielten auch auf der Reise eine wesentliche Rolle. 6 Bahntransporte führten die Kranken und körperlich Behinderten nach Cernavoda, von dort aus beförderte ein Lazarettschiff auf 2 Bergfahrten 194 Umsiedler bis nach Semlin. Auch die Hochschwangeren wurden auf diesem Wege überwiesen (mehrere Entbindungen auf dem Lazarettschiff). Fünf Tage ehe die letzten Ansiedler ihre Heimat verließen, war die Hauptarbeit der Ärzte beendet (Gesamtdauer der Umsiedlung einschließlich der Vorbereitungs- und Anlaufszeit nicht ganze fünf Wochen!).

Herbst: Umsiedlung der Volksdeutschen aus Südbuchenland. Gesundheitsführung 1941, 138/140.

Erlebnisbericht des leitenden Arztes der Umsiedlungsaktion Südbuchenland und Dobrudscha. Krankensammelstellen befanden sich in Dorna Watra (90 Betten), Kimpolung, Gurahumora (110 Betten) und Radautz (80 Betten). Von hier aus brachten 4 Lazarettzüge die Kranken und Gebrechlichen ins Deutsche Reich (1. Transport 355, 2. Transport 320 Kranke). Der letzte Transport umfaßte nur noch 70 Umsiedler mit Infektionskrankheiten: Ruhr, Typhus und Lungentuberkulose.

Breslau. HANS GRIMM.

VII. Serbien

Popović, D. J. (Hg.): Vojvodina. I. Bd.: Od najstarijih vremena do velike seobe (Von den ältesten Zeiten bis zur großen Wanderung). Neusatz, Historische Gesellschaft in Neusatz 1939, X + 571 S., 2 Karten, 38 Tabellen, 2 Tafeln, 38 Textabbildungen.

Der vorliegende erste Band einer breitangelegten Monographie über die ehemalige Wojwodina, die der bekannte serbische Historiker P. unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen zusammengestellt hat, bedeutet eine entschiedene Bereicherung unseres Wissens über jene Landschaft. Besonders wertvoll ist dabei, daß die mittelalterliche Geschichte des Serbentums nördlich der Donau eine eingehende Behandlung erfahren hat, die von der Forschung bisher etwas stiefmütterlich behandelt worden war. Dieses Versäumnis wird jetzt nachgeholt. P. Skok untersucht „*Die Toponomastik der Wojwodina" (S. 108—127) und bietet damit die sprachwissenschaftlichen Grundlagen für die Erforschung des serbischen Siedlungsgebietes in jenem Raum. Im einzelnen mag man sich zu seinen Ergebnissen zurückhaltend verhalten, als Ganzes sind sie aber für die weitere Forschung von großem Wert. Die eigentlichen historischen Erörterungen werden eröffnet durch die dankenswerte, mit großem Wissen zusammengestellte Darstellung der Beziehungen zwischen „*Serbien und Ungarn im Mittelalter" (S. 128—143) aus der Feder von Jowan Radonić. Dem Umfang und seiner Geschlossenheit nach ist der Beitrag des Herausgebers, „*Die Wojwodina in der Türkenzeit" (S. 144—300) eine Monographie für sich. Einzelfragen aus dem Zeitraum bis Ausgang des 17. Jh.s untersuchen R. Schmidt-Dj. Bošković („*Mittelalterliche Burgen in der Wojwodina" [S. 301—329]), R. M. Grujić („Geistliches Leben" [S. 330—414]), Ml. Leskovac („*Serbisches Schrifttum in der W. bis zur großen Wanderung" [S. 415—440]), M. Kašanin („*Serbische Kunst in der W. bis zur großen Wanderung" [S. 441—454]) und Radonić („*Von der ersten Belagerung Wiens bis zur großen Wanderung" [S. 455—528]). Soviel mir bekannt ist, war bereits gegen Ende des Jahres 1940 auch der zweite Band des Unternehmens wenigstens teilweise im Satz vorhanden. Es wäre zu begrüßen, wenn dieser erscheinen könnte, da es auch den Forscher anderer Volkszugehörigkeit interessieren muß, über diesen Fragenbereich die Auffassung der serbischen Forschung über die Geschichte des Raumes im 18. und 19. Jh. zu vernehmen.

Valjavec.

Čremošnik, Gregor: Notarske listine sa Lastova (Notariatsurkunden aus Lagosta [Lastovo]). Spomenik Srpske Kraljevske Akademije, XCI, Zweite Reihe, 70, Belgrad 1939, S. 1 ff.

Unter den dalmatinischen Inseln besitzt Lagosta das reichste geschichtliche Quellenmaterial. Dies ist dem Umstand zu verdanken, daß die Insel vom 14. Jh. an unter der Republik Ragusa stand, die für die Kontinuität der Verwaltung viel Verständnis hatte. Č. veröffentlicht hier nun die privatrechtlichen Urkunden, die von Tade Smičiklas in dem Diplomatički zbornik kraljevine Hrvatske, Dalmacije i Slavonije, wo er 22 Urkunden aus Lastovo abgedruckt hat, nicht berücksichtigt worden sind. Es handelt sich um insgesamt 83 Urkunden, deren Wert darin besteht, daß sie eine reichhaltige Nomenklatur aufweisen, daß sie die ältesten privatrechtlichen Dokumente des heutigen jugoslawischen Staatsgebietes, daß einige von ihnen in der altdalmatinisch-romanischen Sprache verfaßt sind und daß sie schließlich bis ins Kleinste die politische und kulturelle Geschichte der Insel im 14. Jh. aufhellen. In dem Vorwort weist auch Č. darauf hin, daß die Ragusaner ihr Versprechen — „hoc pacto dederunt se et insulam suam, videlicet, quod comune Ragusii juravit mantenere eis omnes antiquas suas consuetudines quas ipsi inter se habent" — nicht gehalten haben, sondern schon 1310 den slawischen Gottesdienst und das slawische Notariat auflösen, so daß von da an nur noch Urkunden in lateinischer bzw. italienischer Sprache erscheinen (S. 7).

Stranjaković, Drag.: Kako je postalo Garašaninovo „Načertanije" (Wie ist Garašanins „Načertanije" [Programm der Außen- und nationalen Politik Serbiens, Ende 1844] entstanden?). Spomenik Srpske Kraljevske Akademije, XCI, zweite Reihe, 70, Belgrad 1939, S. 63 ff.

Der Verf. legt erst in einem Vorwort dar, daß die Unterlage für dieses Programm der Tscheche FRANZ ZACH geliefert hat, der seit 1843 als Agent der polnischen Emigration in Belgrad tätig war. Nach dem Mißlingen des polnischen Aufstandes von 1830 unterhielt CZARTORYSKI, der 1803—1807 russischer Außenminister war, als Emigrant in Paris eine Kanzlei, eine Art polnisches Außenministerium. Serbien spielte in Czartoryskis politischer Konzeption eine große Rolle, wie aus seinem Programm „Conseils sur la conduite a suivre par la Serbie" aus dem Jahre 1843 zu ersehen ist. Czartoryski dachte Serbien die Rolle eines südslawischen Piemonts zu, lehnte aber jeden russischen Einfluß auf diesen Einigungsprozeß als gefährlich und schädlich ab, erhoffte dafür vielmehr die Sympathien Frankreichs und Englands zu gewinnen. Verf. druckt dann Zachs Entwurf parallel mit GARAŠANINS „Programm" ab, so daß man die Auslassungen, Änderungen und Erweiterungen, die Garašanin vorgenommen hat, leicht erkennen kann. Gerade in diesen Änderungen zeigt sich der nüchterne Realpolitiker Garasanin, der dann unter dem Fürsten MICHAEL 1861—1867 die Außenpolitik Serbiens zu lenken hatte. Garašanin ließ von Zachs Entwurf das ganze Kapitel „Serbiens Verhältnis zu Kroatien" weg, Zachs Kapitel über die Arbeit Serbiens in Syrmien, Batschka und Banat streifte er nur ganz kurz, desgleichen Zachs umfangreiches Kapitel über die Zusammenarbeit mit den „tschechischen Slawen", in dem Zach Prag als Bildungsstätte für die serbische Intelligenz empfiehlt und den Rat erteilt, Fachleute und Lehrkräfte aus Böhmen, Mähren und der Slowakei für das nationale Aufbauwerk zu holen. Besonders erwähnenswert sind aus diesem Programm noch der Ruf nach einem starken Kultureinfluß auf die Bulgaren und einer Verständigung mit den bosnischen Katholiken. Bosnische Fratres sollten als Lehrkräfte am Belgrader Lyzeum mitwirken — als Beweis der religiösen Duldung — und hier auch eine katholische Kirche aufmachen, die unter der Schutzherrschaft des französischen Konsuls in Belgrad zu stellen wäre. „Damit wäre Serbien von der Gefahr einer katholischen Kirche, die unter dem Einfluß Österreichs in Belgrad errichtet würde, befreit" (S. 92). Dem Abdruck des „Programms" folgt die Veröffentlichung eines anderen Aufsatzes Zachs: „Einige Worte über die russisch-österreichischen Intriguen zu Beginn des Jahres 1845" und der „Conseils sur la conduite as uivre par la Serbie" von Czartoryski.

Belgrad. FRANZ HILLE.

Michaelis, Herbert: Beiträge zur Kulturgeographie des Südbanats und Nordserbiens. Berlin 1940, 139 S. mit 15 Abb., 21 Karten, 7 Skizzen und 6 Kurven (Berliner geographische Arbeiten, H. 19).

Die auf guter persönlicher Kenntnis des Landes und der Verarbeitung des reichen heimatkundlichen Schrifttums beruhende Arbeit stellt sich die Aufgabe, die genannten, nur durch den Lauf der Donau getrennten, in ihrer physischen Ausstattung einander sehr ähnlichen, aber von verschiedenen Menschen und verschiedenen historischen Schicksalen geformten Landschaften zu vergleichen, wobei das Hauptgewicht auf deren ländliche Struktur gelegt und das von verschiedenen Volksgruppen bewohnte und daher in jeder Beziehung vielseitiger gestaltete Südbanat besonders berücksichtigt wird. Nach einer Würdigung der natürlichen Grundlagen der beiden Gebiete nach Relief, Boden, Klima und natürlicher Pflanzendecke wird die durchaus verschieden verlaufene Besiedlungsgeschichte seit dem Ende der Türkenkriege, Lage und Form der einzelnen Siedlungen, Haus- und Hofformen in ihrer Entwicklung an der Hand zahlreicher Ortspläne behandelt, dann mit der die fortschreitenden Besiedelung sich wandelnde Verteilung des Kulturlandes und die auch hier zwar altüberkommene, aber bald bedeutungslos gewordene Einrichtung der Zadruga erörtert. Verschieden ist zwar in den beiden Gebieten die Flureinteilung, gemeinsam aber die große Besitzzersplitterung. Die landwirtschaftlichen Betriebsformen sind im allgemeinen im Südbanat entwickelter, vor allem infolge der für die anderen Volksgruppen vorbildlichen Bewirtschaftung durch die deutschen Kolonisten, denen auch die höhere gewerbliche Entwicklung zu danken ist, an der aber Rumänen und Madjaren kaum beteiligt sind. Dem rein serbisch bewohnten Nordserbien steht das bekannte bunte Volksgruppenbild des Südbanats gegenüber. Allen Gemeinden ist hier gemeinsam die Überalterung als Folge der Geburtenabnahme, die in den madjarischen Dörfern noch am kleinsten ist, aber in den katholisch-deutschen und auffallenderweise auch in den rumänischen bereits zu einem

Sterbeüberschuß geführt hat, während in Nordserbien die Geburtenkurve seit 1917 noch immer ansteigt. Auffallend hoch ist überall die Sterblichkeit, eine Folge der höchst unbefriedigenden hygienischen Verhältnisse und der vielen Infektionskrankheiten. Groß sind im Südbanat auch die Verluste durch Ab- und Auswanderung, wieder besonders bei den Deutschen und 1920—1932. Der serbischen Zuwanderung aus Altserbien steht Abwanderung in die Städte und Märkte gegenüber. Der absolute Bevölkerungszuwachs im Südbanat ist daher gering, die deutsche und die rumänische Volksgruppe gehen sogar zurück. Hingegen zeigt Nordserbien andauernde und rein biologisch begründete Zunahme, während die Behausungsdichte (Zahl der Einwohner pro Haus) etwas zurückgegangen ist. So ist die Donau, die lange Zeit Staatsgrenze war, auch allmählich trotz der physischen Einheit beider Gebiete zur Kulturgrenze geworden, die deutschen Kulturboden vom slawischen trennt. Die Wiedervereinigung im südslawischen Staat hat zwar eine gewisse Angleichung verlangt, aber die Entwicklung war in jeder Beziehung so verschieden, daß sich die Unterschiede bis zur Gegenwart behauptet haben und sogar die unter deutschem Einfluß stehenden Serben des Banats sich von ihren in der völkischen Eigenart beharrenden Volksgenossen der Morawaebene, die aber gerade die Träger des nationalen Serbentums geworden sind, nicht unwesentlich unterscheiden. Für die zu erwartende Neuregelung der politischen Verhältnisse in dem gesamten Raum beiderseits der Donau kann die sehr gründliche und zielsichere Arbeit eine wertvolle Unterlage bieten.

München. F. MACHATSCHEK.

Jurković, Božidar: Das ausländische Kapital im ehemaligen Jugoslawien. Stuttgart-Berlin, W. Kohlhammer 1941, XV + 464 S.

Wenn der Einfluß des ausländischen Kapitals bei allen wirtschaftspolitischen Darstellungen Südosteuropas stets den Gegenstand einer besonderen wissenschaftlichen Untersuchung bildet, so kann man daraus wohl am besten seine Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung der Länder dieses Raumes ermessen. Vorliegende umfangreiche, jedoch gut gegliederte Arbeit macht es sich zur Aufgabe, die Zusammenhänge und Wirkungen des ausländischen Kapitals für das Gebiet des ehemaligen südslawischen Staates aufzuzeigen.

Einleitend beschäftigt sich der Verf., ein Kroate, mit dem Wesen der Kapitalsanlage im Ausland überhaupt, schildert eingehend ihre verschiedenen Ursachen und Motive und untersucht die Bedeutung und die Wirkungen der Kapitalseinfuhr auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, sozialen und finanziellen Lebens der jungen Agrarländer. Hiebei weist Verf. an Hand von Beispielen auch auf die Gefährdung der politischen Unabhängigkeit als Folge zu starker ausländischer Kapitalsanlagen hin (S. 40). An diese grundsätzlichen Ausführungen schließt sich im zweiten Teil der Arbeit (S. 57—119) zunächst eine ausführliche Darstellung der volkswirtschaftlichen Entwicklungsbedingungen des ehemaligen südslawischen Staates als Grundlage zum besseren Verständnis der nunmehr im dritten Teil des Buches (S. 113—458) angestellten weitgehenden Untersuchungen, worin sich Verf. dem eigentlichen Thema seiner ganzen Arbeit zuwendet und zu allen mit dem Einfluß des ausländischen Kapitals im Zusammenhang stehenden Fragen unter Berücksichtigung sowohl im wirtschaftsgeschichtlicher als auch wirtschaftsgeographischer und nicht zuletzt weltwirtschaftlicher Momente erschöpfend Stellung nimmt. Hiebei sei namentlich auf die Ausführungen des Verf.s über das ausländische Kapital in den einzelnen Wirtschaftszweigen (S. 241—450) hingewiesen.

Das Buch wurde noch vor Beginn des Balkanfeldzuges, der den Zerfall des ehemaligen südslawischen Staates mit sich brachte, abgeschlossen, wodurch jedoch der Wert dieser sorgfältigen Arbeit schon mit Rücksicht auf seine reichhaltigen wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen nicht wesentlich beeinträchtigt wird.

Nicht unerwähnt bleiben soll endlich das am Schluß des Buches noch angefügte ausführliche Literaturverzeichnis.

München. F. AUBELE.

VIII. Kroatien

Vándor, Gyula: Vázlatok a mai horvát szellemi életről (Skizzen über das heutige kroatische Geistesleben). Fünfkirchen, ohne Jahr, 12 S.

Eine kurze, aber übersichtliche Studie, die sich mit dem gegenwärtigen kroatischen Geistesleben befaßt. Die Studie ist nach der Gründung des kroatischen Staates abgefaßt und stellt die geistige Vorbereitung des neuen kroatischen Staates heraus. Mile Budak, Ante Pavelić, Miškina Pavlek, Gjuro Kac, Milan Ivsić und J. Jurjević werden gebührend gewürdigt. Zum Schluß wirft Verf. die Frage auf, über welche literarischen Verbindungen die Kroaten mit den Nachbarvölkern und der Welt verfügen. Dabei wird die Übersetzungstätigkeit der kroatischen Schriftsteller hervorgehoben, die sich für die Propagierung der Weltliteratur einsetzen. Verf. bedauert, daß die literarischen Beziehungen zwischen Kroaten und Madjaren sehr spärlich seien.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Andrić, Nikola: Hrvatske narodne pjesme, knjiga osma (Kroatische Volkslieder, Bd. VIII). Redovno izdanje Matice Hrvatske. Junacke pjesme, odio prvi, sveska peta, uskočke i hajdučke pjesme. Zagreb, Matica Hrvatska 1939, 221 S.

Hrvatske narodne pjesme, knjiga deveta (Kroatische Volkslieder, Bd. IX). Redovno izdanje Matice Hrvatske. Junacke pjesme, odio prvi, sveska sesta, Historijske, krajiske i uskočke pjesme. Zagreb, Matica Hrvatska 1940, 223 S.

Wenn diese beiden Bücher auch schon 1939 und 1940 erschienen sind, so verdienen sie doch eine nachträgliche und nachdrückliche Anzeige, zumal ich glaube annehmen zu können, daß sie bisher im Reiche nicht angezeigt worden sind. Es handelt sich um die beiden letzten Bände der großen, grundlegenden Ausgabe kroatischer Volkslieder, die die Matica Hrvatska seit 1896 herausgibt und die das Gegenstück zu der Belgrader Staatsausgabe der Serbischen Volkslieder von VUK KARADŽIĆ ist. Deutsche Bibliotheken, die das Erscheinen dieser neuen Bände übersehen, setzen sich bei der Bücherknappheit und dem gesteigerten Bücherkauf auch in Kroatien der Gefahr aus, unvollständige Ausgaben zu besitzen. — Die beiden Bände enthalten epische Lieder zur Hauptsache aus dem Uskoken-, dem Hajduken- und dem mohammedanischen Grenzerzyklus, auch einige interessante ältere historische Lieder über Ban Berislavić und Frankopan, über den Tod des Pascha von Požega 1613 durch Franjo Matijević, über die Türken vor Wien u. a. Wie in den früheren Bänden hat der um die Erforschung der kroatischen Literatur und Volksliteratur hochverdiente Herausgeber Dr. IVO ANDRIĆ im Anhange auf die entsprechenden, oft wichtigen Varianten aus dem ungedruckten Material der Matica, zum Teil auch Varianten in anderen Volksliedausgaben verwiesen, wobei besonders die von einem Deutschen um 1720 geschriebene und von mir 1925 in den Schriften der Serbischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene Erlanger Volksliedhandschrift herangezogen wird. Unter den Liedern dieser Bände sind nicht nur wissenschaftlich wichtige, sondern, was beinahe mehr heißen will, dichterisch wertvolle Stücke. Der VIII. Band enthält zudem einen einleitenden Aufsatz des Herausgebers über „die geistige Individualität der Kroaten auf Grundlage der Volkslieder über den Hajduken Mijat Tomić", dem eine ganze Reihe von den Liedern dieses Bandes gewidmet ist. Auf Grund dieses neuen Materials wären wir jetzt imstande, die Mijat-Lieder als Gesamtgruppe zu behandeln und vergleichenderweise das an diese Person angeschwemmte narrative Gut von denjenigen Motiven zu unterscheiden, die gewissermaßen zur Biographie des tapferen und grundanständigen Mannes gehören. Auf diese letzteren Züge seines Charakters geht der Herausgeber in seinem Aufsatz mit besonderer Liebe ein. — Nur eins täte uns leid: wenn die Matica Hrvatska wirklich mit dem zehnten Bande, der die „Geschichten aus dem Harem", wie A. sagt, enthalten soll, ihre große Ausgabe schließen würde. Es bliebe noch so viel von der Matica und ihren Mitarbeitern zu wünschen! Wie wäre es mit Neuausgaben der alten, längst auch im Antiquariat völlig vergriffenen Volksliedausgaben? Wie wäre es, wenn die Matica ihrer Liederausgabe eine Ausgabe kroatischer Volksprosa hinzufügte, z. B. die Volkssagen, und sei es zunächst nur derjenigen Stücke, die bereits zerstreut gedruckt sind, wobei man freilich sprachlich und sachlich ziemlich kritisch vorgehen müßte.

Prag. GERHARD GESEMANN.

(Scherzer, Iwan †): Hrvatski-Njemački i Njemački-Hrvatski = Kroatisch-Deutsch und Deutsch-Kroatisch. Mit einem Anhang der wichtigeren Neubildungen des Kroatischen und Deutschen. Der Anhang wurde bearbeitet von Dr. EBERHARD TANGL. Berlin, Axel Juncker-Verlag 1940, 302, 314, 32 S.

Das vorliegende Wörterbuch, das seinerzeit von IWAN SCHERZER als Kroatisch-Serbisches Wörterbuch (ohne Angabe des Jahres) herausgegeben wurde, ist von E. TANGL ergänzt worden. Eine Berücksichtigung der neuen kroatischen Fachausdrücke, wie sie das Werk „Šta je šta" (Agram 1938) bereits gebracht hat, war im vollem Umfange nicht möglich, da das Wörterbuch in erster Linie für den täglichen Gebrauch bestimmt ist. Es ist nur schade, daß der ganze Haupttext von Sch., der zum Teil veraltet ist, übernommen wurde. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, da die Entwicklung der kroatischen Sprache in grammatikalischer und orthographischer Hinsicht noch manche Änderungen erfahren wird. Die Neuauflage des Scherzerschen Wörterbuches muß trotz allem begrüßt werden, da es gegenwärtig kein anderes kroatisches Wörterbuch gibt, das den deutschen und kroatischen Bedürfnissen entsprechen würde.

Tonelli, Sándor: Tisza István utolsó utja (Graf Stefan Tiszas letzte Reise). Tomus VII., fasc. 2 der Acta Universitatis Szegediensis. Szegedin 1941, S. 67—144.

Verf. hat auf Grund des Tagebuches von STEFAN Freiherren SARKOTIĆ VON LOVČEN und unter Hinzunahme amtlicher Quellen und Dokumente Tiszas letzte Reise behandelt. Generaloberst Freiherr von Sarkotić, Gouverneur von Bosnien und Herzegowina, hat in diesen Aufzeichnungen weitere Beiträge und Erklärungen zur Entstehung der jugoslawischen Frage geliefert. Eingangs entwirft Verf. ein kurzes Lebensbild Sarkotićs (S. 76—78), um dann die ungarisch-kroatische Schicksalsgemeinschaft zu behandeln (S. 78—80). Sarkotićs Stellung zu Kaiser Franz Joseph I. und zu Graf Stefan Tisza wird weiter erörtert. Im Anschluß daran folgt die Schilderung der Reise Tiszas nach Serajewo und die Besprechungen mit den dortigen politischen Faktoren. Die südslawische Frage, die im Mittelpunkt der Arbeit steht, wird von einer anderen Seite geschildert. Das Versagen Tiszas in dieser Frage und seine Nichtbeachtung der südlichen Provinzen und Kronländer des ehemaligen Kaiserreiches werden besonders herausgestellt. Sarkotićs Abschiedsworte zu Tisza: „Es ist nicht ausgeschlossen, daß Sie den letzten kaiserlichen Kroaten vor sich sehen" (S. 122), enthalten die ganze geschichtliche Tragik. Auf S. 127—144 werden verschiedene Dokumente abgedruckt, darunter Tiszas Antwort auf das südslawische Memorandum. Das wichtigste Dokument stellt zweifellos die Stellungnahme Sarkotić zur südslawischen Frage (S. 141—144) dar.

Berlin. M. SCHWARTZ.

Lendl, Egon: Das Deutschtum in der Ilowasenke. Deutsche Schriften zur Landes- und Volksforschung, hg. von E. MEYNEN, Bd. 9. Leipzig, Verlag Hirzel 1941, 55 S.

Unter dem gemeinsamen Titel „Das Deutschtum in Slawonien und Syrmien" erscheint innerhalb der von E. MEYNEN herausgegebenen Deutschen Schriften zur Landes- und Volksforschung eine Reihe von Arbeiten über das heute im Unabhängigen Staate Kroatien vereinigte Volksdeutschtum zwischen Sawe und Drau in einem Gesamtumfang von etwa 640 Seiten. Mit diesem Gemeinschaftswerk, das sich aus sieben voneinander unabhängigen Arbeiten zusammensetzt, von denen sich die ersten vier räumlich ergänzen, während die übrigen Teilfragen herausgreifen, wird der Stand der deutschen Volksforschung in einem Gebiet zusammengefaßt, das noch bis vor kurzem von der reichsdeutschen Wissenschaft arg vernachlässigt war, heute aber als eines der am besten bekannten Siedlungsgebiete des Südostdeutschtums angesprochen werden kann.

Als erstes Heft in dieser Reihe und als Band 9 der Deutschen Schriften ist die Arbeit von L. erschienen. Verf. hat sich als einer der ersten Vertreter der neuen Volksinselforschung seit mehr als einem Jahrzehnt mit dem Deutschtum im westlichen Slawonien beschäftigt und gilt mit Recht als der beste Fachkenner dieses Gebietes. Die vorliegende Arbeit entstand im wesentlichen als Dissertation, die bereits 1931 in Wien vorgelegt wurde, durch die weitere Beschäftigung des Verf.s mit

diesen Fragen aber mancherlei Ausweitungen erfahren hat. Als geographische Facharbeit liegt bei ihr das Schwergewicht in der landeskundlichen Darstellung, der Bestandsaufnahme des Deutschtums und in der Untersuchung des deutschen Einflusses auf die Umgestaltung des Landschaftsbildes.

Das Untersuchungsgebiet, die Ilowasenke im westlichen Hügelland zwischen den Stromebenen von Drau und Sawe, zählt bei ihrer bunt zusammengesetzten Bevölkerung von 135.000 Seelen nur 8000 Deutsche. Hinzu kommt, daß dieses Deutschtum weniger auf eine amtlich gelenkte Kolonisationstätigkeit zurückgeht, sondern vorwiegend erst im 19. Jh. durch die Gründung von Tochtersiedlungen, vor allem aus anderen donau-schwäbischen Gebieten entstanden ist. Neben Handwerker- und Holzhauersiedlungen gibt es ausgesprochen bäuerliche Gründungen, wie Gjulawes, Sokolowatz, Eichendorf, Blagorodowatz, Antunowatz und Dobrowatz sowie einzelne jüngere und kleinere Dörfer. Hinzu kommen zahlreiche Einsiedlungen einzelner Familien in fremdvölkischen Ortschaften. Der stammlichen Zugehörigkeit nach haben wir zwischen evangelischen und katholischen Deutschen aus der Schwäbischen Türkei und dem Bakonyer Wald, aus dem ehemaligen Burgenland, aus den Sudetenländern sowie aus der Batschka, dem Banat und dem übrigen Slawonien zu unterscheiden. Diese Mannigfaltigkeit, Jugendlichkeit und im Gesamtbild geringe Zahl von rein deutschen Siedlungen erschwert jede Bearbeitung außerordentlich, zumal nicht, wie bei der Josephinischen Kolonisation Ansiedlerlisten, Patente und Verträge aus Wiener Archiven herangezogen werden können, sondern überall an Ort und Stelle nach zufällig vorhandenen Unterlagen gesucht werden muß. Verf. hat eine Fülle von Beobachtungen zu einer geschlossenen Darstellung dieser vielseitigen Kleinlandschaft verarbeitet, eines Gebietes, bei dem die vorhandenen deutschen Leistungen und Eigenarten nicht ohne weiteres auf der Hand liegen, sondern mühsam entschleiert und zusammengetragen werden mußten. Ganz besonders hervorzuheben und für die allgemeine Forschung wichtig sind die Aufschlüsse über die Wesenszüge des deutschen Lebensbildes, die Auswirkungen der stammlichen Unterschiede innerhalb des Deutschtums und schließlich dessen Einflüsse auf die Gestaltung der Kulturlandschaft.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir abschließend feststellen, daß diese erste Facharbeit trotz des landschafts- und zeitbedingten Mangels etwa an statistischem Material oder Übersichtsskizzen den nachfolgenden Bearbeitern vielfache Anregungen zu ähnlichen Untersuchungen gegeben hat. Nicht zufällig, sondern zeit- und sinngemäß wurde die jetzt im Erscheinen begriffene Reihe bewußt mit der aufschlußreichen Arbeit von L. begonnen.

Graz. WILHELM SATTLER.

Sattler, W.: Die slawonische Drauniederung als deutsche Volksinsellandschaft. Leipzig, S. Hirzel 1941, 133 S. (Schrift 3 aus „Das Deutschtum in Slawonien und Syrmien", Bd. 9—15 der Deutschen Schriften zur Landes- und Volksforschung, hg. von EMIL MEYNEN).

Das Zwischenstromland Slawonien wird durch einen nordwest-südost-streichenden Hügelzug in zwei Teile aufgegliedert: Die Drauniederung und die Saweniederung. Dieser letzte Alpenausläufer verflacht gegen die Donaumündung von Drau und Sawe gegen ein weites Flachland: Syrmien. Durch die Schaffung des Unabhängigen Staates Kroatien hat das Slawoniendeutschtum wieder ein besonderes Interesse gewonnen. Bei der Zugehörigkeit zur österr.-ungar. Monarchie und später zu Südslawien war es ein minderbeachtetes Deutschtumsgebiet, jetzt ist sein Hauptort Esseg, der Sitz der Volksgruppenführung geworden.

Die 180.000 Deutschen Slawoniens haben durch eine Reihe von Dissertationen eine umfassende Darstellung gefunden. Als dritte selbständige Arbeit in dieser Reihe ist nunmehr die von W. SATTLER erschienen, die seinerzeit im Südostinstitut in München fertiggestellt worden ist.

Die vom Verf. behandelte slawonische Drauniederung umfaßt die seinerzeitige Wirowititzer Gespanschaft, die im Jahre 1931 eine Gesamtbevölkerung von 271.199 Einwohnern zählte. Der Verf. läßt in seiner Arbeit auf den geologischen Grundlagen und Landschaftsformen mit ihren Böden und ihrer Pflanzendecke bei Berücksichtigung von Klima und Entwässerung die natürliche Landschaft entstehen. Diese fand durch die menschliche Hand eine starke Veränderung; die alte Koloni-

sation wurde durch die Türkenkriege weitgehend zerstört und noch am Ende des 18. Jh.s weiß ein Reisender von großen Wäldern und Morästen sowie stehenden Gewässern zu erzählen. Die bis heute noch immer nicht völlig beendeten Entwässerungen haben schon viel Land urbar gemacht, der Anteil einer Schicht deutscher Kolonisten hat hiebei dem Lande seinen Stempel aufgeprägt. Trotz der Rodung bedeckt aber — besonders im Hügelland — noch immer der Wald, fast ausschließlich die berühmte slawonische Eiche, große Teile des Landes. Die Besprechung der wirtschaftlichen Verhältnisse zeigt das alleinige Vorherrschen der Landwirtschaft, von deren Fläche bis zum Weltkrieg mehr als die Hälfte dem Großgrundbesitz gehört hat. Daneben überwiegen die Zwergbetriebe (0—5 Joch), die 41% aller landwirtschaftlichen Betriebe ausmachen. Wie klein die einzelnen Grundflächen nun wirklich sind, zeigt sich daran, daß deren Summe kaum 3% der landwirtschaftlichen Gesamtfläche ausmachen. Die südslawische Agrarreform hat allerdings daran einiges geändert. Mit der fortschreitenden Rodung, die erst nach dem Weltkrieg zu Ende kam, stieg der Anteil der Ackerfläche, ging aber andererseits meist auch die Viehhaltung zurück; bemerkenswert ist die Schweinezucht, die zum Teil auf der Eichelmast aufbaut. Neben der Landwirtschaft haben Industrie und Gewerbe kaum Bedeutung.

Die Bevölkerung ist — bei einer Dichte von 134 Köpfen auf 1 Quadratkilometer Bauernland — zahlenmäßig ständig im Steigen. Dies geht auf die bis vor kurzem durchschnittlich hohe Geburtenziffer und überdies auf Zuwanderung zurück. Neben den geringen Resten der vorhandenen südslawischen Urbevölkerung setzte nach der Türkenbefreiung ein Zustrom slawischer Flüchtlinge aus den noch türkischen Gebieten ein: katholische Schokatzen und orthodoxe Raitzen ließen sich als erste nieder. Dazu kamen deutsche Bauern, Handwerker, Beamte usw., sowie Madjaren, Tschechen, Slowaken, Slowenen (krainische Waldarbeiter). Wie eine Karte ortschaftsweise zeigt, sitzen die einzelnen Volkschaften in meist gemischtsprachigen Orten über das ganze Gebiet verteilt. In den untersuchten 6 Landbezirken (Esseg, Walpach, Naschitz, Wirowititz, Unter-Miholtz und Slatina; mit der Reihung nach ihrem Anteil an deutscher Bevölkerung) und den zwei Stadtbezirken Esseg (24% Deutsche) und Wirowititz sind 54% Kroaten, 24% Serben und 10% Deutsche laut staatlicher Statistik. Diese weist allerdings von den 50.000 Deutschen nur 27.507 aus.

Der ländlichen Siedlung der Deutschen ist der Hauptteil der Untersuchung gewidmet, über alle Orte mit nennenswertem Bevölkerungsanteil gibt eine ausführliche Tabelle am Schluß des Buches Auskunft. Der Verf. scheidet grundsätzlich die Stammsiedlungen (Kolonisten aus dem Reichsgebiet) von den besonders für Slawonien typischen Tochtersiedlungen (vom Überschuß der donau-schwäbischen Gebiete besiedelt). Überdies trennt er die Ansiedlungen, also Neugründungen, von den Zusiedlungen (neue Ortsteile zu vorhandenen, fremdvölkischen Ortschaften) und den Einsiedlungen (Einzelbesitz in fremdvölkischen Ortschaften).

Die Siedlung wurde in diesem nicht zur Militärgrenze gehörigen Gebiet im 18. und 19. Jh. fast ausschließlich vom privaten Großgrundbesitz betrieben. In der Theresianischen wie in der Josefinischen Epoche entstanden Stammsiedlungen (vielfach in der Esseger Gegend und zumeist in der Nähe von Städten und Märkten) zur Begründung eines gesunden Bauernstandes. Die herrschaftliche Tochtersiedlung des vorigen Jahrhunderts jedoch hat durch Seßhaftmachung von Zugewanderten der Sicherstellung des landwirtschaftlichen Arbeiterstandes für die herrschaftlichen Güter dienen sollen. Die Besiedlung der Batschka, Syrmiens und der Schwäbischen Türkei wurde, teils aus strategischen Gründen, teils infolge stärkerer Initiative der Großgrundbesitzer stärker betrieben. Nach deren Beendigung benötigte dort der Bevölkerungsüberschuß wieder Land zu annehmbaren Bedingungen und ergoß sich zum Teil nach Slawonien. Ein Prozeß, der sich am Beginn des 20. Jh.s — ja selbst noch nach dem Weltkriege — fortgesetzt hat, und zwar durch bäuerliche Gruppen, die völlig selbständig herrschaftliche Felder erworben haben. Zahlenmäßig fast ebenso wichtig als alle bisher besprochenen Siedlungen sind aber die Einsiedlungen, die der Verf. räumlich wie auch zeitlich in drei Gruppen aufteilt. Dabei ist allerdings eine Reihe von kleinen und kleinsten Einsiedlungen nicht mehr erfaßbar, da in fast allen Orten Slawoniens einige Deutsche leben. Hiebei läßt sich auch sehr schön beobachten, wie die Zuwanderer immer wieder die ihnen naheliegendsten Gebiete bevorzugen.

Siedlungsform und Landwirtschaft sind vom Verf. eingehend untersucht worden; auch hiebei zeigt sich die für die umgebende slawische Bevölkerung vor-

bildliche Leistung der Deutschen. Diese sind zwar zumeist Kleinbauern, auch Taglöhner oder Arbeiter bei zu geringer Grundgröße; selten Mittelbauern, aber fast nie Dienstleute. In Anbaufläche — durch die Rodung wurde Wald und Weide zurückgedrängt — und Produktion zeigt sich die starke Intensivierung in den Wirtschaftsformen der Deutschen. Die Agrarreform brachte ein schlagendes Beispiel des Landhungers der Deutschen: es gelang ihnen trotz behördlicher Gegenmaßnahmen oft die Felder der wirtschaftlich untüchtigen Neusiedler in Pacht zu bekommen. Etwa die halbe Fläche des Großgrundbesitzes war vorzugsweise an serbische Kriegsfreiwillige zur Verteilung gelangt, Deutsche sind nur selten berücksichtigt worden. Hiezu kommt noch, daß sie dadurch meist die lebenswichtigen Verdienst- und Pachtmöglichkeiten des Großgrundbesitzes verloren haben.

Die zahlenmäßige Entwicklung des Deutschtums wird beeinflußt durch die Wanderungsbewegung, die biologische Vermehrung und die Umvolkung. Auf Grund einer eingehenden Fragebogenarbeit, die in drei sehr anschaulichen Karten ihren Niederschlag gefunden hat, wurde die Herkunft und der blutmäßige Anteil der Deutschen klargestellt. Die Erfassung der Geburtsorte der Ehegatten zeigt deutlich das Bild der jungen Siedlung und die Stärke der Binnenwanderung: bis vor kurzem war eben noch Land zu vergeben. Auf Grund der Herkunftsorte der Familiennamen, die mit Hilfe von Kirchenbüchern, Einwanderungslisten u. dgl. weitgehendst festgestellt werden konnten, wurde deutlich der blutmäßige Anteil der einzelnen Auswanderungsgebiete (Batschka 32%, Ungarn 26%, Slawonien selbst 19% und das Reichsgebiet mit nur 16%) herausgearbeitet. Demgegenüber hat die Auswanderungsbewegung nach Amerika (vor dem Weltkrieg) nur wenig Verlust bedeutet.

Die starke natürliche Vermehrung (31—50 Geburten auf 1000 Deutsche in der Zeit von 1910—1931) bedeutet einen Überschuß von 7—25‰, wobei sich beim durchschnittlichen Überschuß von 15‰ (berechnet für die deutschen Mehrheitsgemeinden) ein Überschuß von rund 10.000 Deutschen in dieser Zeit ergeben muß. Dem steht laut amtlicher Statistik seit 1900 ein scheinbarer Rückgang der deutschen Bevölkerung um fast 20% gegenüber. Eine sehr genaue und methodisch geschickte Verarbeitung der Bevölkerungszählungen 1910, 1921 und 1931 zeigt einerseits verhältnismäßig wenig bewußte Fehler der staatlichen Erhebungen, andererseits aber sehr deutlich, wie in den Gemeinden mit mehr als 20% Deutschen eine Zunahme festzustellen ist, während die Gemeinden mit kleineren deutschen Minderheiten für den gesamten, ausgewiesenen Rückgang verantwortlich sind. Dabei zeigen die Gemeinden mit 80—100% deutscher Bevölkerung nur eine Zunahme von 6%, die mit 20—40% eine solche von 47%! Die Geburtenkurven für die wichtigsten deutschen Orte zeigen überall nach den ersten schweren Jahren der Kolonisation ein gesundes Ansteigen, das allerdings mit dem Alter der Siedlung immer geringer wird bzw. ist in den letzten Jahren sogar ein kleiner Rückgang zu verzeichnen; trotzdem sind die biologischen Verhältnisse noch immer als sehr gesund zu bezeichnen, wobei auffälligerweise die armen Landarbeitergemeinden besser dastehen als die reichen.

Auf Grund dieser und zahlreicher Einzeluntersuchungen markanter Gemeinden bzw. Ortschaften in tabellarischer Darstellung sind die verschiedenen Faktoren für die Umvolkung, also Kroatisierung der Deutschen, herausgearbeitet und belegt. So zeigt es sich, daß im allgemeinen die Einsiedlungen am meisten gefährdet sind. Es ist dies ja leicht verständlich, da in einem Dorf nur wenige deutsche Häuser sind, die — durch die allmähliche Einsiedlung bedingt — verstreut liegen und damit die Bildung eines deutschen Gemeinschaftsgefühles sehr erschwert wird. Auch die deutsche Eigenart in Brauchtum und Hausbau schwindet bald. Hemmend wirkt überdies die zeitlich wie auch räumlich verschiedene Einsiedlung, es erweist sich die Schwäche der fehlenden Planung. Dabei zeigt sich, daß die später Zugezogenen viel mehr Widerstandskraft gegen die Umvolkung haben, als die Alteingesessenen. Vom Gesichtspunkt der Herkunft haben die aus der Batschka und Syrmien Stammenden die meiste, die aus Slowenien selbst vielfach die geringste Widerstandskraft. Die für die Deutschen mit dem höheren Lebensanspruch wirtschaftlich besonders schlechte Lage seit dem Weltkrieg hat sich durch die Verringerung des Unterschiedes zwischen dem seinerzeitigen Lehrmeister und ihrer Umgebung sehr ungünstig ausgewirkt. Unter anderem wurden dadurch auch die Mischehen zahlreicher, die ja fast überall entvolkend wirken. Es zeigt sich im allgemeinen, daß der Ärmere viel leichter sein Volkstum aufgibt, als der Reichere — ob es sich nun um bäuerliche Besitzgrößen

handelt oder gar um die von ihrer Umgebung stark abhängigen Handwerker, Taglöhner und Arbeiter. Die katholische Kirche trieb bewußte Kroatisierungspolitik, während die beiden protestantischen Kirchen volkstumserhaltend wirkten.

Die ausführlich dargestellte kulturelle Lage der Deutschen mit ihren verschiedenen Kampfstellungen hat sich unterdessen wesentlich geändert, besonders durch das neugebildete Volksgruppenrecht der Deutschen Kroatiens.

Die Arbeit hebt sich durch die zum Teil neuartige Bearbeitung der deutschen Volkstumsverhältnisse weit über den Rahmen einer landeskundlichen Untersuchung heraus. Der Verf. hatte einerseits die Möglichkeit unveröffentlichte Tabellen des seinerzeitigen Staatsamtes für Statistik in Agram zu bearbeiten, andererseits durch volkspolitische Mitarbeit selbst ein umfangreiches Fragebogenmaterial mit dem neuesten Stand der Verhältnisse zu erarbeiten. So gelang eine besonders tiefgründige Darstellung der völkischen, sozialen und biologischen Lage sowie der Wanderungsbewegung, aber vor allem der Frage der Volkstumserhaltung. Eine solche ist für ein Streudeutschtumsgebiet noch selten erarbeitet worden und bietet in ihrer Folgerung wichtige Fingerzeige für die Behandlung volksdeutscher Fragen. Die Arbeit ist durch die vielen Statistiken, Begründungen und Literaturhinweise — begründet durch die Arbeitsform als Doktorarbeit — für den Nichtfachmann vielleicht nicht immer leicht zu lesen: dies ist jedoch durch die zahlreichen und sehr anschaulichen Karten weitaus wettgemacht.

Graz. WALTER NEUNTEUFL.

IX. Provinz Laibach

Slovenski jezik. Glasilo slavističnega društva v Ljubljani (Slowenische Sprache. Zeitschrift der Laibacher slawistischen Gesellschaft). Jg. I—IV (1938—1941), 199 + 248 + 192 + 188 S.

Diese Zeitschrift ist eine natürliche Fortsetzung des seinerzeitigen „Časopis za slovenski jezik, književnost in zgodovino" (1919—1931) und ein schöner Beweis für das kräftig emporgeblühte wissenschaftliche Leben der Slowenen, bei denen mit der Neugründung der Universität (1919) so viele latente Energien frei wurden und ein entsprechendes Feld zu ihrer Betätigung fanden. Ihre Gründung sowie ihre ersten Jahrgänge stehen im Zeichen der Gedächtnisse und Jubiläen. Das Geleitwort zum I. Jg. (A. SLODNJAK) ist ein Bekenntnis der Jünger zu ihrem Lehrer, dem geist- und kenntnisreichen, allzufrüh (1937) verstorbenen Ordinarius IV. PRIJATELJ. Gleich darauf folgt die Festrede FR. KOBLARS zum 60. Geburtstag O. ŽUPANČIČS, des größten lebenden slowenischen Dichters. Der III. Jg. feiert den 60. Geburtstag FR. KIDRIČS, der IV. den IV. GRAFENAUERS. Beide bringen die Porträte der Jubilanten, ihre eingehende Würdigung (A. OCVIRK, T. DEBELJAK) und in der erschöpfenden Bibliographie ihrer Schriften einen sehr willkommenen und brauchbaren Behelf zum Studium der jüngsten Slowenistik.

Sonst bringen die bisherigen Bände wertvolle Beiträge ziemlich gleichmäßig aus dem Gesamtbereiche der Slowenistik, angefangen mit den Freisinger Denkmälern bis herauf zu Erinnerungen an die Angehörigen der „Moderne" zu Beginn des 20. Jh.s. Hier kann nur auf die wichtigsten hingewiesen werden. So bringt IV. GRAFENAUER, dessen Verdienst es unstreitig ist, daß das Studium der Freisinger Denkmäler einen so mächtigen Aufschwung bekam, gleich im I. Jg. einen Artikel über sie und ihr Verhältnis zum ahd. Sanktemmeramer-Gebet (mit ausführlichem deutschen Resumé). Nach ihm erweisen sich die Denkmäler immer mehr als ein Rest eines einst viel reicheren einheimischen kirchlichen Schrifttums, dessen Anfänge weiter zurück, bis in die erste Hälfte des 9. Jh.s, also vor die Zeit der Missionstätigkeit der beiden Slawenapostel reichen. Damit hat sich die ganze seinerzeitige Frage nach der Abhängigkeit vom altkirchenslawischen Schrifttum gründlich verschoben. Heute beweist Grafenauer, daß sich im altkirchenslawischen Schrifttum Beispiele finden, die auf ältere Vorlagen der Freisinger Denkmäler zurückgehen, da die Slawenapostel schon vorhandene slowenische Formeln übernommen und für ihre Bedürfnisse zurechtgemacht haben.

Der gleiche Verf. bringt (I) einen Beitrag zur Mitarbeit V. VODNIKS an den graphischen Reformen Kopitars und eine wichtige Studie über die „Stifter" und „Springer" des 16. Jh.s als historischen Hintergrund für eine Gruppe slowenischer

Volkslieder (Štrekelj, Nr. 530—542, 586—602, Jg. II). A. BREZNIK setzt (I) seine Studien zur slowenischen Lexikographie fort mit der Würdigung des „Dictionarium latino-carniolicum" des M. KASTELEC aus dem 17. Jh., das nach dem Tode Pleteršniks zum zweiten Male verschollen war — das erstemal nach dem Tode Miklošičs —, bis es 1937 bei der Landwirtschafts-Gesellschaft(!) in Laibach zum Vorschein kam. L. LEGIŠA untersucht (I) die slowenische Dichtung zwischen V. Vodnik und der Krajnska čbelica (1806—1828; die Abhandlung ist auch selbständig als Laibacher Dissertation erschienen). M. BORŠNIK berichtet über die „Slovenka", die erste „feministische" Zeitschrift (I, mit Briefen Iv. CANKARS; III, IV), A. SLODNJAK untersucht einige leitende Ideen und Haupttypen in der Kunst Iv. CANKARS (II), A. MERHAR veröffentlicht seine Erinnerungen an Kette und Murn (II), über Iv. CANKAR in der literarischen „Zadruga" schreibt FR. KOBLAR (II). V. NOVAK berichtet über die gajica und ihre Verbreitung in der Literatur des Prekmurje (II), M. JEVNIKARS Christoph Schmid in slowenischen Übersetzungen (II) ist erst eine Sammlung von Bausteinen zu einer künftig noch zu schreibenden Abhandlung, V. VRTOVEC untersucht (III) das Slowenische im Werke des deutschen Lexikographen H. Megiser, R. MAHKOTA M. Pohlin als Literarhistoriker (III), V. BURIAN M. Čop als Byronisten (III), BR. SLODNJAK berichtet über die slowenischen Vorträge J. N. Primics auf dem Lyzeum in Graz 1812 (III), A. GSPAN untersucht J. Richters „Feldmühle" in der slow. Bearbeitung von A. Linhart (1790; III). Wertvolle Nachträge zur älteren slow. Bibliographie — bis 1900 — bringt A. PIRJEVEC (IV, mit dem Nachweis der Bibliotheken, auf denen sie sich befinden).

Als wichtige volkskundliche Beiträge wären noch zu erwähnen: M. MURKOS Abhandlung über Indien im slowenischen Volksliede (III, zu Štrekelj, Nr. 571—577), und der Anfang einer breitangelegten Untersuchung R. NAHTIGALS (III) über „Mlada Breda".

Trotz diesem Überwiegen des Literarhistorischen kommt das eigentlich Sprachliche nicht zu kurz. So untersucht FR. RAMOVŠ die Betonung slowenischer Adjektiva (III) und einige Erscheinungen der konsonantischen Deklination (III), R. NAHTIGAL erklärt sich (II) gegen die bisherige Deutung des Namens des pannonischen Fürsten Kocelj aus dem Slawischen für seine Herkunft aus dem Germanischen, als Hypokoristikon von „Chadaloh", FR. TOMŠIČ untersucht die reflexiven Verba im Slowenischen (II), A. VRATUŠA beschreibt mit dem ganzen Rüstzeug eines modernen Philologen die sprachlichen Verhältnisse im Norden des Prekmurje und im slowenischen Gebiete an der Raab (II), T. OREL untersucht den Rhythmus bei Prešeren (III), A. BREZNIK bricht (IV) eine Lanze für den korrekten, alten, gemeinslawischen prädikativen Nominativ im Slowenischen, dessen Stellung wohl mit Hilfe der klassischen Philologen der Akkusativ usurpiert hat, A. V. ISAČENKO schreibt über Vokaleinsatz, Vokalprothese und Hiatus im Slowenischen (IV). Der ausführliche Artikel von A. SOVRÈ über das Relativum als syntaktisches Passepartout, mit dem sich der Verf. offenbar viel Mühe gegeben hat, erweist sich leider als Mißgriff. Als klassischer Philologe mißt er alle diese Erscheinungen in der lebendigen Rede des heutigen Slowenisch mit der strengen Elle des ciceronianischen Lateins, so daß ihm die saloppe Form der losen, parataktischen „Bindung" freilich verborgen bleiben mußte. Hätte er bemerkt, in wie viel Fällen hier „ki" ohne weiteres durch „pa" ersetzt werden kann und hätte er unvoreingenommen nach dem Grunde gefragt, so hätte er den richtigen Weg kaum so arg verfehlen können. So bleibt von dem ganzen Artikel nur eine fleißige Sammlung von nützlichen Belegen, die aber anders zu deuten sind.

Ab und zu wird der Rahmen der Untersuchungen auch über das Slowenische hinaus erweitert. So schreibt S. TRDINA über die „Lenore" in den slawischen Literaturen (I), N. F. PREOBRAŽENSKIJ über den Slowenen Jean Sbogar bei Nodier, Puškin und Lermontov (III), T. DEBELJAK erweist für eines der „Volksmärchen" Puškins J. Grimms „Der Fischer und sine Fru" in französischer Übersetzung als Vorlage (III), A. V. ISAČENKO steuert eine vernichtende Kritik der russischen Übersetzung Prešerens von F. E. Korš bei (III).

Auch Prinzipielles und Praktisches wird nicht vernachlässigt. A. V. ISAČENKO schreibt (I) über das Problem der Vielsprachigkeit, das er an den slowenischen Dialekten in Kärnten illustriert, A. OCVIRK berichtet (I) über die formalistische Schule in der Literaturgeschichte, J. ŠOLAR behandelt den Unterricht in der Phonetik an der Mittelschule (II).

Die „Notizen" bringen eine Fülle kleinerer Beiträge aus allen Gebieten der Slowenistik im engeren und weiteren Sinne. Den „Kritischen Literaturbericht" würde man sich unbedingt reichhaltiger wünschen, bitter empfindet man aber das Fehlen einer einschlägigen fachlichen Bibliographie, für die die Zeitschrift das einzig richtige Sammelbecken wäre. Man kann nur wünschen und erwarten, daß die bisherigen Erfahrungen doch die Erkenntnis zum Reifen bringen, wie unpraktisch, infolgedessen widersinnig und geradezu töricht gewisse Abmachungen sein können, und mögen sie von noch so gelehrten Kongressen getroffen worden sein.

Laibach-Ljubljana. JOŽA GLONAR.

Mal, Jos.: Slovenske mitološke starine. Donesek o sledovih poganstva med Slovenci (Slowenische mythologische Altertümer. Ein Beitrag zu den Spuren des Heidentums unter den Slowenen). Sonderdruck aus Glasnik Muzejskega društva za Slovenijo (Laibach), XXI (1940), S. 1—37.

In seinem kürzlich erschienenen Buche über „Germanische Mythen in der epischen Volksdichtung der Slowenen" (Graz 1941) bedauert L. KRETZENBACHER, daß eine systematische Darstellung der slowenischen Mythologie gänzlich fehle. Ein Zufall will es, daß um dieselbe Zeit die hier zur Besprechung stehende Arbeit des Laibacher Museumsdirektors M. erschienen ist, die also Kretzenbacher noch nicht bekannt sein konnte. Freilich ist auch diese Arbeit keine systematische Darstellung einer slowenischen Mythologie, sie bezeichnet sich selbst bescheiden nur als Beitrag zu einer solchen, ist aber abgesehen von J. KELEMINA, Bajke in pripovedke slovenskega ljudstva (Cilli 1930) das Eingehendste und Wertvollste, was auf diesem Gebiete bisher geleistet wurde. Mit einer anderen Blickrichtung als Kretzenbacher, bei ausgezeichneter Kenntnis des heimischen Brauchtums und unter Heranziehung eines umfangreichen Vergleichsmaterials aus anderen slawischen Mythologien, besonders der russischen, sucht M. im slowenischen Volksglauben in erster Linie Spuren einer gemeinslawischen Mythologie aufzudecken. Dabei werden freilich auch so bedenkliche Quellen herangezogen, wie M. MILOJEVIĆ, Pesme i običaji ukupnog naroda srbskog, dessen Fälschungen heute bekannt sind (vgl. N. RADOJČIĆ, Narodna enciklopedija Srba, Hrvata i Slovenaca II, S. 776). Dagegen vermißt man bei M. leider einen Hinweis auf die grundlegende Quellensammlung zur slawischen Religion von C. H. MEYER, Fontes historiae religionis slavicae (Berlin 1931). Auch das angebliche Millstätter Orakel der Karantaner Slawen (S. 2) ist unhaltbar, da es sich hier einfach um eine ätiologische Sage handelt. Die einseitige Heranziehung lediglich slawischen Vergleichmaterials ist geeignet, uns ein falsches Bild zu geben. Vieles, was M. als typisch slawisch deutet, ist allgemein indogermanisches Gut und findet sich ebensogut im Germanischen, wie etwa der Sonnen- und Feuerkult, einzelne Gestalten, wie der Schrat, die Saligen Frauen, verschiedene Bräuche usw. Wenn man all dies abstreicht, dann ergibt sich, daß zwar im slowenischen Volksglauben gemeinslawische Elemente vorhanden sind, aber doch nur schwer erschließbar und in beschränktem Umfange. Mit Recht bemerkt daher L. Kretzenbacher in seiner eingangs erwähnten Arbeit S. 103: „Wo man nun in der heutigen slowenischen Volksüberlieferung Spuren altslawischer Religion zu finden glaubt, etwa beim Kresnik-Mythos und ähnlichen, dort spielen sie im lebendigen Volksleben keine beherrschende Rolle. Sie sind vielmehr, wie begreiflich, aus nationalen Gründen, aus Liebe zu den Resten ureigensten Volkstums von den slawischen Forschern in den Mittelpunkt ihrer Arbeiten gestellt worden. Deshalb nehmen diese Mythen auch in den Sammlungen breiteren Raum ein, als sie es im Verhältnis zu den tatsächlich umlaufenden Geschichten und Märchen tun dürften." Gleichwohl aber sind wir M. für seine Studie dankbar, da sie das weitverstreute und oft nur schwer zugängliche Material sammelt und zu erneuter Beschäftigung mit diesen heute immer mehr und mehr verschwindenden Äußerungen alten Volksglaubens im südostdeutschen Grenzraum anregt.

Graz. BALDUIN SARIA.

Vago, Amalia: La sala di consultazione. Milano, Mondadori 1941, 207 S.

Damiani, Enrico: Avviamento agli studi slavistici in Italia. Milano, Mondadori 1941, 255 S.

Urbani, Umberto: Piccolo mondo sloveno. Mali slovenski svet. Ljubljana, Ljudska knjigarna 1941, 269 S.

Die hier genannten Werke — die ersten zwei sind in der bekannten schönen und handlichen Sammlung „Enciclopedia del libro" erschienen — interessieren uns nur insofern, als sie den europäischen Südosten betreffen. Sie tun es auf verschiedene Weise und in verschiedenem Umfange je nach dem eigentlichen Ziele, das sie sich gesteckt haben.

A. VAGO bringt den Katalog des „Lesesaals" — nach italienischen Begriffen müßte man eigentlich „Speziallesesaals" sagen — einer größeren öffentlichen Bibliothek, in der neben historischen, philosophischen und literarischen Fächern auch Kunstgeschichte und Geographie vor allem gepflegt werden. Die Auswahl richtet sich bei einem solchen Werke nach dem Interesse, das dem betreffenden Gegenstande entgegengebracht wird, der Umfang nach dem zur Verfügung stehenden Raume. Eine solche Publikation soll aber unbedingt den neuesten Stand der Titel zeigen, da sie ja sonst schon bei ihrem Erscheinen veraltet ist und ein unrichtiges Bild zeigt. Ich gebe lediglich zur Illustration und als Hinweis für die Benutzer einige Beispiele, die allgemein bekannte Bibliothekswerke betreffen.

So kann man z. B., nachdem seit 1936 ein „Deutscher Gesamtkatalog" auf allen größeren öffentlichen Bibliotheken steht, im Jahre 1941 nicht mehr, wie es S 57. geschieht, nur vom „Catalogo generale delle biblioteche prussiane" reden. — Von MISTRALS „Tresor" (S. 83) liegt schon seit 1932 als „édition du centenaire" ein anastatischer Neudruck, bereichert um eine wertvolle „documentation iconographique mistralienne" vor, und zu MURRAYS großem „English Dictionary on historical principles" (S. 85) seit 1933 ein dicker Band mit Nachträgen. — HIRTS „Indogermanische Grammatik" liegt schon seit 1929 in 5 Bänden abgeschlossen vor, und von der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte" von NAGL-ZEIDLER-CASTLE, von der die Verf.in (S. 187) bis 1928 drei Bände kennt, war der dritte Band erst 1930 vollständig, das ganze Werk liegt aber schon seit 1937 in vier Bänden abgeschlossen vor. — Im „Gruppo romeno, albanese, illirico" (S. 90—91) fehlt TIKTINS großes rumänisch-deutsches Wörterbuch, das 1903—1925 in drei dicken Bänden erschienen ist, wohl begegnen wir aber in dieser Gruppe dem alten STULLI mit seinem „Vocabolario italiano-illirico-latino" aus den Jahren 1806 bis 1810, und dem auch schon gut 80 Jahre alten JURASICH mit seinem „Dizionario italiano-illirico" aus dem Jahre 1863! Die Verf.in hat dieses „illirico" offenbar für die Sprache der alten „Illyrer" gehalten, da sie diese beiden Titel hier, nicht aber in die slawische Abteilung eingereiht hat.

Daß sich die Verf.in hier auf ein Terrain begeben hat, das ihr völlig fremd ist, sieht man auch anderswo, z. B. an den Druckorten „Ljubljani", „Praze" (S. 90), „Lipsku" (S. 119) oder an dem Verfassernamen „Wolfa" (S. 119). Man wundert sich also nicht weiter, wenn sie vom „Rječnik" der Jugoslawischen Akademie in Agram nur 6 Bände bis zum Jahre 1910 anführt (S. 90), obwohl das Werk bis 1935 schon auf 11 Bände angewachsen ist und vom XII. seitdem einige Hefte erschienen sind. Die Gruppe „Popoli balcanici" (S. 141—142) bringt es bei ihr auf magere 18 Titel, die Gruppe über die slawischen Sprachen kennt immerhin 26 slawische Titel — rechnen wir noch das „illirico" dazu, wären es 28 —, die der asiatischen aber 39. Dieses Mißverhältnis bei einer Gruppe, die doch Italien ganz in der Nähe liegt und in der Zeit, da das Buch zusammengestellt wurde, noch näher gerückt wurde, scheint die Verf.in selbst irgendwie empfunden zu haben. Damit der Abschnitt über die slawische Literaturgeschichte nicht allzu mager ausfällt, ist in ihn auch die „Lettonia" und „Letteratura ungherese" aufgenommen und wird in ihm sogar auch VONDRÁKS „Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen" angeführt. Alles in allem bringt die Abteilung 9 Titel zur slawischen Literaturgeschichte — wenn man den alten CZVITTINGER aus dem Jahre 1711 hinzurechnet, sogar 10 —, was herzlich wenig für eine große öffentliche Bibliothek im heutigen Mitteleuropa ist. Dazu reicht keiner dieser Titel über das Jahr 1926 herauf, und unter ihnen finden wir auch die „Literaturgeschichte der Čechoslowaken, Südslawen und Bulgaren" von J. L. SEIFFERT, der seine Befähigung zu einer solchen Arbeit schon durch die sonderbare Fassung des Titels verrät, mehr aber noch, wenn er etwa einen Buchtitel „Pisano polje" mit „Gefilde von Pisano" übersetzt.

Solche veraltete und unbrauchbare Titel nehmen sehr zu unrecht kostbaren Raum weg den brauchbaren und lebendigen; sie gehören wohl in eine historische

Bibliographie, nicht aber in ein Handbuch, das den Forderungen der täglichen Arbeit genügen soll. Hier wie dort sind jedoch bequeme Angaben, wie „s. a.", unstatthaft und unerwünscht, da einem verständigen Benutzer das Erscheinungsjahr ja manchen Aufschluß gibt, genau so wie die Angabe des Umfangs und der Beilagen. Manches, was hier bemängelt worden ist, hätte die Verf.in vermeiden können, wenn sie SCHNEIDERS „Handbuch der Bibliographie", das sie S. 62 rühmend erwähnt, mehr zu Rate gezogen hätte. Dankbar begrüßt man aber die Fülle der italienischen Titel, die sich beinahe in allen Abteilungen, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl finden, und, wie ganz natürlich, die Hauptaufgabe, aber auch den Hauptwert des Buches ausmachen.

* * *

Die Lücke, die Vago gelassen hat, füllt nun auf eine überaus glückliche Art DAMIANI aus, der wie kaum ein anderer berufen war, in diese Bresche zu springen. Schon 1931 hatte er eine „Piccola guida bibliographica agli studi di lingue e letterature slave in Italia" herausgegeben und als langjähriger Leiter der „Biblioteca della Camera dei Fasci e delle Corporazioni" hatte er die Bedürfnisse der Italiener in dieser Hinsicht praktisch kennengelernt. Ein ausführliches Vorwort berichtet über die Anstrengungen, die in den letzten 20 Jahren in Italien gemacht worden sind, um die Kenntnis von slawischen Gegenständen zu verbreiten, und den Schwierigkeiten, mit denen die ersten Pioniere zu kämpfen haben. Die Entwicklung geht aber zielbewußt vom anfänglichen Popularisieren zum wissenschaftlichen Studium, vom praktischen Wissen zu wissenschaftlicher Slawistik. Diese ganze Entwicklung spiegelt sich auch in den italienischen Titeln, die D.s Buch bringt, wieder. Es behandelt die Slawistik im engeren Sinne, nur die Sprachen und Literaturen, und dient zur allgemeinen Einführung zunächst für Italiener. Da es also zunächst für italienische Verhältnisse zugeschnitten ist, ist eine kritische Stellungnahme für einen Außenstehenden, dem diese Verhältnisse nicht bekannt sind, schwierig. So mögen die folgenden Bemerkungen nur als Hinweise für Benutzer und für eine Neuauflage genommen werden.

In die Gruppe „Opere in lingue slave" (S. 38) würde noch gehören: „Slovanské spisovné jazyky v době přítomné. Napsali členové Společnosti pro slovanský jazykozpyt v Praze. Usp. M. Weingart. V Praze 1937." — Es ist immer mißlich, wenn ein Bibliograph Titel nur vom Hörensagen kennt und anführt. So wurde auf S. 66 dem Referenten ein Buch zugeschrieben, dessen Titel die Kontamination von zwei Titeln seiner Werke ist („Poučni slovar" und „Slovar slovenskega jezika"). Und von der „Hrvatska enciklopedija" war zur Zeit, als das Buch von D. gedruckt wurde, bloß der erste Band mit „A—Automobil" erschienen (S. 199). — Unter den Hilfsmitteln für das Studium des Russischen vermißt man ungerne die „Russkaja chrestomatija" von R. KOŠUTIĆ, die sich offenbar bewährt hat, da sie es trotz ihrer drei Bände schon zur 3. Auflage gebracht hat (Belgrad 1926). — Für das Altkirchenslawische würde man J. ŽIVANOVIĆ aus dem Jahre 1912 (S. 75) lieber durch zwei neuere Werke von ST. M. KUL'BAKIN ersetzen: 1. Staroslovenska gramatika, Belgrad 1930, und 2. Staroslovenska čitanka, ebda. 1932, Hierher würde auch gehören VONDRÁK: Církevně-slovanská chrestomatie, Brno 1925. — S. 121 wäre noch nachzutragen L. TESNIÈRE: O. Joupantchitch, poète slovène. L'homme et l'oeuvre, Paris 1931 (= Publ. de la fac. de lettres de Strasbourg II. 7.). — Ordentlich verblüfft ist man, wenn man auf S. 137 mitten zwischen Werken L. NIEDERLES auf das Machwerk des Phantasten M. ŽUNKOVIČ stößt. In diese Abteilung würde gehören N. B. JOPSON: The Distribution and Inter-relations of the Slavonic Peoples and Languages. London 1922. — Auf S. 149/150 wäre unterzubringen: Who's who in Central- and East Europe 1933/34. Ed. by R. P. D. STEPHEN TAYLOR, Zurich 1935, und: Ko je ko u Jugoslaviji, Zagreb 1928. — In der Gruppe der fremdsprachigen Literatur über Südslawen (S. 151) dürfte man einem deutschlesenden Publikum von den verschiedenen Werken H. WENDELS wenigstens seinen umfangreichen „Kampf der Südslaven um Freiheit und Einheit" (Frankfurt a. M. 1925, mit ausführlicher Bibliographie) nicht vorenthalten. K. JIREČEKS „Geschichte der Serben" ist zunächst deutsch in Gotha in zwei Bänden 1911—1918 erschienen, reicht aber nur bis 1537. In serbischer Übersetzung (und mit Ergänzungen) von J. RADONIĆ ist sein Werk in Belgrad 1922—1923 in 4 Bänden erschienen. — Man ist wirklich verwundert, wenn man sieht, daß auf S. 166 wohl JAGIĆS Archiv, das seit 1929 nicht mehr erscheint,

angeführt wird, nicht aber VASMERS Zeitschrift für slavische Philologie, von der soeben der XVII. Jg. abgeschlossen worden ist, obwohl sie in dem auf S. 169 angeführten Verzeichnis von UNBEGAUN auch angeführt ist und im Buche selbst auf S. 186 als bibliographische Quelle für Berichte über Bulgarien zitiert wird. — S. 186 wäre nachzutragen R. J. ODAVITCH: Essai de bibliographie française sur les Serbes, Croates et Slovènes depuis le commencement de la guerre actuelle, Paris 1918. — Le monde slave (S. 164) begann schon im Jahre 1917 zu erscheinen. — Von gröberen Druckfehlern ist das Buch nahezu frei. Nur auf S. 198 wäre „Stanković" in „Stanojevic" zu verbessern, auf S. 248 kann aber die sinnwidrige Angabe der Jahrhunderte im französischen Artikel von ST. ŠKERLJ leicht durch die richtigen Zahlen im gleich folgenden Titel, der den gleichen Gegenstand in slowenischer Sprache behandelt, richtiggestellt werden.

Dem eigentlichen Werke sind einige „Appendici" angehängt. Sie bringen zunächst einen Artikel über das Problem der Transskription der slawischen Namen aus der kyrillischen Schrift in die italienische, worin sich Italien im großen und ganzen der sonst in der Slawistik üblichen Praxis angeschlossen hat, und eine Übersicht bibliographischer Behelfe, vor allem italienischer, zum slawistischen Studium. Im Abschnitt über die italienischen Übersetzungen aus den slawischen Literaturen werden nicht die übersetzten Werke angeführt, wohl aber die Übersetzer aufgezählt, ein Notausweg, mit dem man zufrieden sein muß und kann, wenn diese Aufzählung zugleich auch eine Sichtung und Auswahl der besten ist. Wohl werden aber von Anthologien aus den slawischen Literaturen in italienischer, französischer, englischer oder deutscher Sprache die vollen Titel gebracht, ebenso von Übersetzungen und Studien aus dem slawischen Volkslied. Am ausführlichsten ist der Anhang über die kulturellen, besonders aber literarischen Beziehungen Italiens zur slawischen Welt (S. 229—253).

Ein Index der zitierten Autoren erleichtert die Benutzung des Werkes. Alles in allem erweist sich das Buch als ein sehr brauchbares Hilfsmittel für jeden Slawisten, nicht nur für einen italienischen. Für jene, die M. WEINGARTS ähnliches Werk besitzen, das heute allerdings veraltet ist — schon 1929 ist es in einer italienischen Übersetzung von W. GIUSTI erschienen —, bildet es, zumal in seinen italienischen Titeln, eine willkommene Ergänzung.

* * *

URBANI ist auf dem Gebiete, das er mit seinem jüngsten, überaus gefällig ausgestatteten Buche betritt, längst kein Neuling mehr. Schon vor Jahren konnte er ein schönes Jubiläum feiern, worüber eine Broschüre nachzuschlagen ist mit dem Titel: „Umberto Urbani 1888—1913—1938. 25 anni di lavoro per l'avvicinamento italo-jugoslavo, Trieste 1938."

Sein jüngstes Buch, das erste in der jüngsten Provinz Italiens gedruckte italienische Buch, ist den Slowenen gewidmet. Es bringt Aufsätze über die slowenische Literatur und Kunst sowie Übersetzungen aus der slowenischen Prosa und Dichtung. Es ist begreiflich, daß das Interesse für die Literatur sowie für die Beziehungen der neuen Provinz zu Italien im Vordergrunde steht. U. bringt hier seine Radiovorträge und Artikel aus dem „Meridiano di Roma" zum Abdruck, in denen er den Italienern die kulturelle und geistige Seite der neuen Provinz nahezubringen bemüht war. Die literarischen Vorträge handeln von Prešeren — den Urbani den „slowenischen Petrarca" nennt —, Gregorčič, Aškerc, Cankar, „dem größten slowenischen Erzähler", Tavčar, Župančič, Gradnik, Sardenko, Finžgar und Meško. Als besondere Gruppe sind davon abgetrennt Aufsätze über eine Untersuchung des slowenischen Romanisten ST. LEBEN über Dantes Beatrice, über die italienische Oper auf dem ständischen Theater in Laibach im 17. und 18. Jh., über die Pflege der Musik bei den Slowenen in Vergangenheit und Gegenwart, über den Maler Fr. Tratnik und über das neueste italienisch-s owenische Wörterbuch von Bajec und Kalan. Angenehm berührt bei allen diesen Artikeln das sorgfältige Streben nach sicheren, verläßlichen Angaben über das Tatsächliche und ein liebevolles Bemühen um das Verständnis des wahren, innersten Wesens der behandelten Dinge und Menschen.

Unter den Übersetzungen aus dem Slowenischen bringt U. zunächst einen größeren Abschnitt aus der „Chronik von Visoko" — vollständig schon 1929 bei

Treves in Triest erschienen —, die er mit Recht für das bezeichnendste Werk Tavčars hält. In den übersetzten Dichtern sind vertreten Prešeren, Gregorčič, Aškerc, Župančič, Gradnik, Sardenko, Jarc, Golar, Taufer. Um den Sinn der Dichtungen so unverfälscht als nur möglich zu geben, sind sie meist in freien Versen wiedergegeben, doch bringt das Original das Innere des Übersetzers mehr als einmal soweit zum Mitschwingen, daß sich Reime ganz natürlich, wie von selbst, ergeben.

Diese eigenen Übersetzungen haben U. vielleicht den feinen Gedanken eingegeben, der in dem Buche eine so glückliche Verkörperung gefunden hat. Das Buch ist doppelsprachig; im ersten Teile bringt es zu den Artikeln U.s auf der Gegenseite die slowenische Übersetzung, im zweiten zu U.s Übersetzungen die slowenischen Originale. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die aber eigentlich nicht hieher gehört, diese beiderseitigen Übersetzungen näher zu untersuchen, miteinander zu vergleichen und gegeneinander abzuwägen. Nur soviel kann gesagt werden, daß das Slowenische, das in dieser Hinsicht — bei dem Mangel einer entsprechenden literarischen Tradition — eine einfache, ja geradezu nüchterne Sprache ist, oft seine besonderen Schwierigkeiten in der Wiedergabe der rhetorischen, stellenweise sogar pathetischen Diktion hat, die im Italienischen hin und wieder geradezu natürlich ist. Auch scheint der Übersetzer seiner gewiß nicht leichten Aufgabe nicht ganz gewachsen gewesen zu sein. Über die Übersetzungen U.s steht dem Referenten kein Urteil zu. — Eine Bibliographie der veröffentlichten Werke sowie Äußerungen berufener Italiener über das Lebenswerk des Autors schließen das nach Inhalt und Ausstattung überaus ansprechende Buch ab.

U. ist ein würdiges Mitglied jener Gruppe von Männern, die er S. 8 seiner Vorrede als Mitstreiter aufzählt, die, gleich wie er, jene im wahrsten Sinne des Wortes menschliche Sendung erfüllen, die DAMIANI auf S. 30 seines Buches so klar formuliert hat. Es berührt angenehm, daß er im Menschen gerade jenes Göttliche sieht und sucht, das den Menschen über eine einfache statistische Einheit hinaufhebt. „Nil nisi divinum stabile, coetera fumus", zitiert er nach A. MANTEGNA und beweist damit wie durch sein ganzes bisheriges Werk, daß er sich der Bedeutung jener Mission bewußt ist, die vom Duce in die schönen Worte gekleidet worden ist: „La reciproca comprensione è la base più sicura dell'amicizia dei popoli."

Laibach-Ljubljana. JOŽA GLONAR.

Kretzenbacher, Leopold: Germanische Mythen in der epischen Volksdichtung der Slowenen (Schriften des Südostdeutschen Instituts Graz, Nr. 3). Graz, Steirische Verlagsanstalt 1941, 104 S.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die östlich des deutschen Volksbodens siedelnden Völker im Sinne des westöstlichen Kulturgefälles zugleich mit den Sachen eine große Zahl von Lehnwörtern aus dem Deutschen übernommen haben. Im Rahmen der Veröffentlichungen der Deutschen Akademie in München werden in den nächsten Jahren mehrere Arbeiten über diese Lehnbeziehungen erscheinen. Auch die vorliegende Arbeit von K. stellt einen willkommenen Beitrag zu den Kulturbeziehungen der Deutschen und Slowenen, und zwar auf dem Gebiete der Mythologie dar. Sie will, „vom Standpunkt der deutschen Volkskunde aus zeigen, wie ungemein stark sich germanisch-deutsche Volksglaubensvorstellungen als Lehngüter in der epischen slowenischen Volksdichtung wiederfinden".

Deutschen Einfluß verraten vor allem die Teufelsvorstellungen der Slowenen, die Berggeister, die Sturmgottheiten, Schratl und glühender Schab, der Glaube an die Riesen, der Berchta-Mythus, die slowenische Perica und ihre Verwandten.

Die slowenische Bezeichnung des Teufels šent geht ohne Zweifel auf mhd. sente (= sanct) in der Bedeutung „übernatürliches Wesen" zurück; meiner Meinung nach dürfte hier ein Euphemismus vorliegen. — Es ist bemerkenswert, daß der Teufel, der auch bei den Slowenen als Wassergeist und Jäger erscheint, Züge des heidnischen Wassergeistes und Waldgeistes angenommen hat, wie ich es für die Kroaten in meinem „Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten" S. 33 (Cilli 1935) beweisen konnte.

Slow. črt ‚Teufel' gehört nach WALDE (vgl. Wb. I, S. 517) ebenso wie slow. čara ‚Zauberei' zu idg. quer-, machen, antun, behexen'.

Deutschen Ursprungs sind die Berggeister wie der Berkmandeljc, der Škuberl aus d. Schupperl; Übersetzungen aus dem Deutschen sind der Gorski Škrat ‚Berg-

schrat', der Gorski Duh ‚Berggeist' und der Podzemelski Škrat ‚unterirdischer Schrat'. Für die Herkunft aus dem Deutschen spricht auch der Umstand, daß der Glaube an Zwerge im Sinne der deutschen Märchen als Schätze bewachende Erdmännlein den Kroaten, Serben und Bulgaren fremd ist.

Die germanische Vorstellung von Wotan und der wilden Jagd ist bei den Slowenen auf den Kralj Matjaž (den historischen König Matthias Corvinus) übertragen worden. Der Führer der wilden Jagd heißt bei den Slowenen divji jagar oder übersetzt divji lovec. Auch diese Vorstellung fehlt den übrigen Südslawen.

Die dem Verf. (S. 38) unklaren Dämonennamen Bosaruna, Bosarica gehören meiner Meinung nach zu slowak. und mähr. bosorka ‚Hexe' und sind Rückentlehnungen aus madj. boszorkány ‚Hexe', denn zugrunde liegt die slawische Wurzel ba-, die vorliegt in slowen. bajati ‚beschwören, zaubern' (Verwandte bei BERNEKER I, S. 39) und kirchenslaw. basnь f. ‚Fabel, Zauberspruch', serb. basma f. ‚Zauberspruch': hieher gehört auch altslowen. bali ‚Arzt'. — Slowen. rarask stimmt zu tschech. rarášek ‚Poltergeist'.

Aus ahd. scrat ‚Schrat' stammt slowen. škrat, das in allen westslawischen Sprachen Entsprechungen hat: poln. skrzat, tsch. skřítek, slowak. škriatek.

S. 49 ist dem Verf. ein lapsus unterlaufen; es heißt dort: Eine Entsprechung zu slow. škratelj ist „noch das serbische kratelj, das zwar im Wörterbuch von Vuk Stefanovic Karadžić einen Meergeist bezeichnet, dem Namen nach aber sicherlich mit unserem Schratel zusammengehört". In der mir vorliegenden dritten Auflage des genannten Wörterbuches vom Jahre 1898 steht aber S. 310 zu lesen: „Kràtelj, m. nekaka bolest, eine Krankheit, ärger als die Pest, die in einer Nacht tötet. Der Tote hat einen Fuß kürzer als den andern (daher der Name, von kratak ‚kurz')." — Im Wörterbuch der Agramer Akademie, V 480, heißt es allerdings: kratelj je bolest koja mori ljude (= kratelj ist eine Krankheit, welche die Menschen tötet). Vielleicht geht der „Meergeist" auf ein Mißverständnis des mori zurück. — Was das Sachliche betrifft, so bin ich der Meinung, daß serb. kratelj, das als Euphemismus für die Pest gebraucht wird, nicht zu slowenisch škratelj ‚Schrat' gehört, sondern, wie Vuk sagt, zu kratak ‚kurz', kratiti ‚kürzen'.

Die deutschen Heinzelmännchen erscheinen bei den Slowenen im Bacherngebirge als Enci.

Ein Reichtum bringender Hausgeist, der in Gestalt eines feurigen Strohbunds durch die Luft fliegt, ist der škopnjak, dessen Name zu ahd. scoub gehört. Die angrenzenden Deutschen in Kärnten und Steiermark nennen ihn Schabbock.

Auf d. Heiden beruht die slowenische Bezeichnung der Ajdi ‚riesenhafte Wesen in menschlicher Gestalt'.

Die deutsche Perchta erscheint bei den Slowenen als Perhta, Pechtra, Perta; vgl. hiezu tsch. Perachta, Šperachta. Von den Alpendeutschen wurden auch die Umzüge der „schianen und schiachen Perigln" übernommen. In dem slowenischen šalobarda steckt aber meiner Meinung nach nicht Berta, sondern eher mhd. schemebart ‚bärtige Maske'.

Daß die slowenische mora aus ahd. mara ‚Mahr' „schon in sehr früher Zeit" übernommen worden sei, läßt sich meiner Meinung nach nicht beweisen. Die zahlreichen slawischen Entsprechungen wie serb. mora, bulg. morava, ukr. mora, poln. mora, tsch. mura lassen sich alle von idg. *mer, *mor ‚aufreiben' ableiten und sind mit d. Mahr urverwandt (s. auch BERNEKER II, S. 76; WALDE, vgl. Wb. II, S. 277).

Dagegen gehören sicher zu den Entlehnungen aus dem deutschen Volksglauben die Žalik-žene ‚Salige Frauen' und die Môse ‚Moosweiber'.

Unter den benützten Werken vermißt man das Buch von J. PAJEK, Črtice iz duševnega žitka štajerskih Slovencov (Skizzen aus dem geistigen Leben der steirischen Slowenen), Laibach 1884, und das heute maßgebende etymologische Wörterbuch von WALDE, vgl. Wb. der indogermanischen Sprachen, Leipzig 1927. — Erwünscht wäre ein Sachregister und ein alphabetisches Literaturverzeichnis.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das Buch von K. trotz der obigen Ausstellungen einen wertvollen Beitrag zur vergleichenden Volkskunde darstellt. Die starke Beeinflussung der Slowenen durch die deutsche Kultur auf allen Lebensgebieten, wie sie sich besonders in den zahlreichen Lehnwörtern äußert, ist hiemit schlagend auch für das Gebiet des Volksglaubens bewiesen.

Prag. EDMUND SCHNEEWEIS.

Glasnik muzejskega društva za Slovenijo (Bulletin de la société du musée de Slovénie). Jg. XXII, 1—2. Laibach, Selbstverlag 1941, 104 S.

R. LOŽAR greift die seit K. Deschmann in Laibach verstummte Arbeit über die Laibacher Kultur wieder auf. Die Ausgrabungen K. D. (1875, 1876, 1877) und Grabungsberichte (die den heutigen Anforderungen nicht mehr entsprechen) bilden die Grundlage dieser „vorbereitenden" Untersuchungen über die Laibacher endneolithische Keramik, die mit Gründlichkeit das Material unter dem Gesichtswinkel der Forschung von heute neu untersucht. Der Verf. gelangt zur Überzeugung, daß man von dieser endneolithischen Kultur (mit ihren Mischtypen) nur durch Zurückführung auf eine der Grundtypen ein klares Bild erhalten könne. Eine der bis jetzt unbeachtet gebliebenen Grundkulturen sind die westl. und östl. Kugelamphoren. Laibach hat auch Anteil an der Schnurkeramik der Badener Kultur und der Frage der Glockenbecher. Dieser Artikel bringt neben übrigen Neuem (wie Verneinung der Annahme eines selbständigen Laibacher pfahlbaukeramischen Stils und vorläufigen Zurückweisung aller Beziehungen zum westl. Pfahlbaukreis) die Feststellung der engeren Beziehungen der Laibacher Keramik zu den Kulturen des Nordostens, die auf dem nat. Weg am Ostrand der Ostalpen gepflegt wurden. — B. SARIA veröffentlicht als Ergänzung zur Inschriftensammlung „Antike Inschriften aus Jugoslawien", Heft I: Noricum und Pannonia Superior, bearbeitet von V. Hoffiller und B. Saria, neue 10 Inschriften aus Krain. — W. SCHMID wendet sich in einem Beitrag gegen die Behauptung B. Sarias, wonach Emona ein Legionslager gewesen wäre und sucht seine Annahme, daß es bald nach 35 v. Chr. römische Bürgerkolonie geworden wäre, eingehender zu begründen. Im folgenden Artikel, der eine Antwort auf den ersten darstellt, zeigt B. SARIA auf die flüchtigen Momente auf die sich W. Sch. stützt, die in Wirklichkeit doch für seine Ausführungen sprechen, welche auch die vorherrschende Meinung aller, die sich mit der Geschichte der Augustinischen Zeit befassen, darstellt.

J. MAL veröffentlicht eine Studie über die „rota", den altslowenischen Eid. Er weist die Ansicht, rota habe den Ursprung in cohors rupta — (barb.) routa — Rotte — rota (slow.) (bei Mažuranić und Dolenc), entschieden zurück, ebenso die Ansicht des slow. Rechtshistorikers Dolenc, rota sei ein Kollektiveid gewesen. Mit Hilfe der Nestorchronik weist er nach, daß rota schon den Russen als Einzeleid bekannt gewesen war, ferner gibt er Anhaltspunkte aus der slow. Überlieferung an, die dafür sprechen, daß dieser Eid noch aus der vorchristlichen Zeit stamme. Die Freisinger Denkmäler sprechen auch ebenso deutlich aus, daß rota nicht als Kollektiveid anzusehen ist. Zum Schluß spricht der Verf. über den Eid der „lantsaessen", die im Schwabenspiegeleinschub über die Rechte des Herzogs von Kärnten angeführt werden. — FR. GRIVEC bringt in gedrängter Form eine Studie über den Stil der Briefe Hadrians II. und über die zwei Briefe an den Fürsten Kocel. — M. Kos veröffentlicht eine Antwort auf den Vorwurf Fr. Grivecs, daß sich in den Büchern „Zgodovina Slovencev od nas. d. reform." (1933) und in der Conv. Bagoar. e. Car. drei große Fehlurteile befänden (FR. GRIVEC, Glas. muz. dr. XXI [1940], S. 62) und weist diese Behauptung zurück. — Ein weiterer Beitrag M. Kos' ist eine Veröffentlichung slow. Eidesformeln slow. Untertanen aus dem 17. Jh. Die Veröffentlichung verdient besondere Beachtung dadurch, weil sie zum erstenmal Eidesformeln slow. Bauern bei der Huldigung ihrem jeweiligen Herrn bringt. (Die Dokumente befinden sich zum Teil im Kreisarchiv München [Freising. Herrschaften in Österreich, Fasz. 46, Nr. 319] und Brixen [Bischofsarchiv, Sign. 23565]). Den Dialektforschern bieten diese Eidesformeln ein interessantes Material für die Geschichte der slow. Dialekte.

Laibach. S. HAFNER.

Zbornik za umetnostno zgodovino. Archives d'histoire de l'art. Jg. XVII (1941, XIX), Heft 1, 148 S., 16 Tafeln.

Die Dissertation FR. KOS', die den größten Teil dieses Heftes einnimmt, behandelt die bemalten hölzernen Flachdecken der Kirchen in Slowenien. Dieses Thema berührt sowohl die Volkskunstforschung, als auch die Kunstgeschichte im engeren Sinne der „höheren Kunst". Der Verf. führt in der Terminologie eine scharfe begriffliche Scheidung zwischen Nationalkunst im romantischen Sinne (im Slow.

bezeichnet mit „narodna umetnost") und der Kunst des einfachen Volkes, der kulturell nicht führenden Schichten („Ljudska umetnost") durch. Eine Gegenüberstellung von Volkskunst und hoher Kunst, wobei jedes Gebiet etwas Eigenes darstellt und besonderer wissenschaftlicher Disziplin unterworfen werden sollte, ist nicht möglich, da hohe Kunst und sog. Volkskunst Teile eines Ganzen sind und für beide die wissenschaftlichen Methoden der kunstgeschichtlichen Forschung zuständig sind. Die Volkskunst, und das wird gerade bei diesem Thema offenbar, ist ein Niederschlag der hohen Kunst im einfachen Volke, das ihn, wenn man in der Sprache der Volksdichtung spricht, improvisiert. Das Hin- und Herübergleiten aus dem Gebiete der hohen Kunst zu der Schöpfung des einfachen Volkes, das auf seine Art das Vorbild der hohen Kunst volkhaft realisiert, tritt auf diesem Gebiete des Kirchenschmucks auf das deutlichste zutage, viel deutlicher als in der Volksdichtung.

Das Hauptaugenmerk fällt auf das Ornament, dem bei der Bemalung der Flachdecken die Hauptrolle zufällt und das den Träger des Kunstausdruckes des Volkes darstellt. In der Frage des Entstehens des Ornamentes sieht der Verf. die Grundlage im künstlerisch psychologischen Betätigungswillen des einfachen Volkes.

Die Entwicklungsgeschichte des Flachdeckenbaues geht von der Antike über die altchristliche und romanische Kunst bis zur Gotik, in welcher bei kleineren Bauten auch bemalte Flachdecken auftauchen. In slowenischen Gegenden war das besonders häufig der Fall, die Gründe dafür waren nicht nur materieller, sondern auch psychologischer Art, das Empfinden des Heimischen beim einfachen Volke. Sowohl die dekorative Aufteilung der Flachdecken als auch die Art des Ausdruckes im Ornamente kennen eine Entwicklung. Von der spätgotischen (in slowenischen Geg. die größte Aktivität des got. Baues) longitudinalen (nicht vertikalen wie sonst!) nach geschlossener, einheitlicher Form strebenden konstruierten Decke, mit der dematerialisierten, mit der Schablone ausgeführten Malerei, führt die Entwicklung immer stärker zu einer Auflösung dieser architektonischen Einheit in einzelne selbständige Teile, die durch die Ornamentik und Konstruktion als eigene Einheit im quadratischen Feld heraustreten und damit den Charakter der Architektur der Renaissance darstellen, ohne dabei den direkten italienischen Einfluß zu zeigen. Die besterhaltenen Flachdecken der Gotik fand der Verf. in der Kirche St. Peter bei St. Primus ober Stein, aus der späteren Entwicklung St. Oswald in Leskovs auf Višna gora, dat. 1633, Kuren bei Oberlaibach, Muta.

Die Gegenreformation setzt dem Kunsteinfluß von Norden her ein Ende. Die Gotik und der spätere Kunsteinfluß von Norden, der vor allem in der Wandmalerei zutage tritt, hört mit dem Siege der Gegenreformation auf; dagegen nimmt der Einfluß von Süden immer stärker zu. Dieser bewirkt die Änderung der Formen, gleichzeitig werden aber die Beziehungen zwischen hoher Kunst und Volkskunst enger und die Ausgleichung stärker. In der Barockzeit ist die Decke nicht mehr in gleiche Teile mechanisch aufgeteilt, jetzt begleiten kleinere Teile einen großen, alle zusammen aber sind die Vorbereitung der Hauptdarstellung, die meistens eine figurale Komposition in der Mitte der Fläche darstellt. Die einzelnen Teile der Deckenbemalung sind nicht mehr selbständig, sondern der ganzen Organisation der Decke untergeordnet. Die Flachdecke von Gosteče (dat. 1699) bietet dafür das schönste Dokument. Von Mitte des 18. Jh.s an verliert die Bemalung der Flachdecken ihre Bedeutung, nur an den Rändern der künstlichen Strahlungszentren hält sie sich noch auf resp. Höhe, die Flachdecke verschwindet und macht immer mehr der Mauer oder Stuckdecke Platz.

Ähnliche Entwicklung zeigt auch das Ornament in der Bemalung der Flachdecken: Von der gotischen Ornamentik, mit Schablone gemalt, welche zunächst die gotischen gleichförmigen architektonischen und ornamentalen Formen nachahmt und später von Vorlagen zu eigener Stilisierung schon bekannter Motive übergeht. Renaissance und Barock verlieren auch im Ornament die Gleichmäßigkeit, ohne Betonung der einzelnen Teile und gehen zu neuer stärkeren Individualisierung der Motive über. Die Verzierung selbst hat eine innere Änderung erfahren, der Hauptkern liegt in der Ornamentik der Fläche, die Motive werden hineinkomponiert. Wichtig wird die Buntheit der Bemalung und die plastische Darstellung der Ornamente, während sie früher monoton und flächenhaft war.

Der Verf. stellt auf Grund der Verschiedenheiten der Verwendung von Motiven in der Kombination und anderen Eigenheiten Gruppen auf, die gewisse Gegenden

erfassen und die auf den Ursprung einer gemeinsamen Werkstatt oder gewissen Gegenden eigene Formen begründen: 1. Gottscheer, Innerkrainer-Zirknitzer, Kärntner, Oberkrainer; 2. Gottscheer, Steirische Gruppe.

Wie steht es im Verhältnis von hoher Kunst und Volkskunst auf diesem Gebiete der Bemalung hölzerner Flachdecken? Eine Grenze aufzustellen zwischen Produkten hoher Kunst und niederer Kunst ist unmöglich, da dieses Gebiet ein Übergangsprodukt darstellt, es wird aber mit zunehmender sozialer Bedeutung des einfachen Volkes die Kluft zwischen Bauernkunst und hoher Kunst immer geringer, d. h. die Bauernkunst nähert sich stärker der hohen Kunst. Eine Tatsache, die wir auch in der Volksdichtung als Norm aufgestellt haben.

Eine klar erkenntliche, national eigene Note in der Art der Darstellung läßt sich bei diesen Produkten künstlerischer Betätigung des Volkes nicht feststellen, da sie dem allgemeinen Charakter der Volkskunst entspricht und nicht wesentlich davon Verschiedenheiten aufweist. Die große Beliebtheit, derer sich die bemalten Holzflachdecken in slow. Gebieten erfreuen, ihre große Anzahl zeigt, daß ein besonders inniges Verhältnis zwischen dem slow. Volkstum und dieser Art Kunst bestehen muß, weil das Volk ein Herrenverhältnis dazu besitzt und sie als „heimisch", ihm gehörig, betrachtet.

Die Arbeit ist gestützt auf zahlreiches Material, das zum Teil in Tafeln der Abhandlung beigelegt ist.

RAJKO LOŽAR gibt einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Archäologie in Slowenien.

Die älteren Dokumente über Beschäftigung mit der Archäologie in Krain und Steiermark gehen auf den Einfluß des Humanismus zurück, der vor allem im 17. Jh. wertvolle Früchte in größeren literarischen Arbeiten zeitigt: LUDWIG SCHOENLEBENS: Carniola antiqua et nova ... sive inclyti Ducatus Carnioliae Annales ... in duos tomos, Labaci 1681; VALVASORS: Die Ehre des Herzogthums Crain, Laibach 1689 und JOHANN GREGOR THALNITSCHERS: Geschichte der Laibacher Domkirche und seine unveröffentlichten Handschriften. Diese Arbeiten stellen die ersten größeren Beispiele der Literatur und Forschung dar, die sich mit den Altertümern der Stadt Laibach und Krains befassen.

Das 18. Jh. ist dagegen ärmer, gegen Ende des Jahrhunderts sind ANTON LINHARTS: Versuch einer Geschichte Krains, worin die Grundlagen für die Forschung der Römerstraßen gelegt wurden und die Arbeiten und Aufzeichnungen VALENTIN VODNIKS über die römischen Grabdenkmäler zu nennen (Anfang des 19. Jh.s). Im 19. Jh. wird durch die Gründung des Historischen Vereins für Krain der heimatkundlichen Forschung breiteste Entfaltungsmöglichkeit geboten. Die Inschriftenkunde erlebt die größte Blüte. Ein bezeichnendes Dokument des Einflusses der Romantik auf die slow. Altertumsforschung stellt die Arbeit DAVORIN TRSTENJAKS (1817—1890) dar, der das Vorhandensein des slow. Volkes zur Römerzeit auf Grund der gefundenen Inschriften zu beweisen suchte. Das 19. Jh., reich an unmittelbarer Berührung mit der Welt der Antike, bewirkt das allmähliche Heranreifen der Archäologie zur reifen modernen Wissenschaft. Das zufällige Stoßen auf Altertümer wird zur systematischen Ausgrabung mit der ihr eigenen Technik. 1839 wird der Musealverein gegründet, 1888 durch unermüdliche Initiative Karl Deschmanns das heutige Museum eröffnet. Das größte Verdienst um die Ausgrabungen des Laibacher Moors kommt K. Deschmann zu. In Pettau, Cilli, Marburg folgen weitere Museumsgründungen. Diese Institutionen werden in die Tätigkeit der öst. staatl. Einrichtungen einbezogen und lieferten wertvolle Unterlagen für das Studium der Archäologie, das in den Hauptstädten Österreichs gepflegt wurde. Ende des 19. und Anfang des 20. Jh.s verdienen A. Müller und Walter Schmid besondere Erwähnung, letzterer schließt organisch die Entwicklung der Archäologie in Slowenien mit seinen Arbeiten ab.

Im zweiten Teil gibt der Autor den jetzigen Stand und die Probleme der Archäologie in Slowenien in chronologischer Folge an: Das Palolythikum ist durch die Ausgrabungen in der Pototschnig-Höhle bezeugt. Das Neolythikum in der Kultur des Laibacher Moors. In die Kupfer- und Bronzezeit reichen die jüngsten Perioden der Ansiedlung des Laibacher Moors. Die Hallstätterzeit ist mit den meisten Funden vertreten. Leider sind sie in alle Weltrichtungen verstreut und für die heimische Forschung unzugänglich. Die La-Tène-Zeit ist in den Grabungen im Gurkfeld zu finden. Die Römische Zeit hat durch die Ausgrabungen und Erforschung römischer Städte-

siedlungen (Emona, Poetovia, Celeia u. a.) weitere Fortschritte erfahren. Die Völkerwanderung und das Auftauchen der Slowenen vertreten die Ausgrabungen der Langobardischen Nekropole in Krainburg und das Auffinden altslowenischer Gräber in einigen Orten Krains und Steiermarks.

Dieser kurze Überblick zeigt auch die großen Schwierigkeiten, mit denen sie junge, heimische, archäologische Wissenschaft kämpfen muß, sei es organisatorischer und finanzieller Art, sei es in bezug auf den Stand der für eine fruchtbare systematische Arbeit erforderlichen Institutionen.

Beide Abhandlungen dieses Heftes sind mit kurzen italienischen Zusammenfassungen versehen.

Laibach. ST. HAFNER.

X. Albanien

Gjergj Fishta (Festschrift für Gjergj Fishta). - **Nën Kujdesin e revistës „Shkëndija"**, Tirana 1941, 185 S.[1])

Ein Jahr nach dem Tod des albanischen Nationaldichters Pater Gjergj Fishta faßte die Zeitschrift „Shkëndija" den Entschluß, dem verschiedenen Dichter zum Gedächtnis diese Festnummer herauszugeben.

Im folgenden wollen wir die Beiträge, soweit sie sich um wissenschaftliche Erfassung der Persönlichkeit des Dichters und seines Werkes bemühen, nacheinander durchnehmen:

KARL GURAKUGI gibt in dem Aufsatz: Jeta e veprat e Fishtës (F.s Leben und Werke, S. 11—19) eine einführende Übersicht: über Kindheit und späteres Leben des Dichters, über das Zustandekommen der epischen Dichtung Lahuta e Malcís (Die Laute des Gebirges) sowie über F.s Tätigkeit im sprachlichen und literarischen, im journalistischen sowie im Vereins- und Schulleben der letzten Jahrzehnte Albaniens. Interessant ist auch, was über das Talent des Dichters in Malerei und Architektur gesagt wird.

Der lyrische Dichter LASGUSH PORADECI deckt in dem tiefschürfenden Aufsatz: Gjergj Fishta lirik, shkëmb i tokës dhe shkëmb i shpirtit shqiptar (Gj. F. als Lyriker, Fels der albanischen Erde und Fels der albanischen Seele, S. 120—130) die lyrische Seite des Epikers auf, dessen zwei seelische Ausdrucksformen: Weichheit und Kraft er an vielen Gedichten F.s veranschaulicht. In allem was Fishta geschaffen, zeige er sich schließlich als realistischer Dichter.

EQREM ÇABEJ stellt in dem Aufsatz Epika e Gjergj Fishtës (Die Epik des Gj. F., S. 31—40), der in erweiterter Gestalt in den Südost-Forschungen (VI. Jg., Heft 3/4, 1941, S. 635—647) erschienen ist, Fishta als Volksdichter dar, der vom Born des albanischen Volksliedes her Motive schöpfte und dessen Lieder ihrerseits zu Volksliedern geworden.

HENRIK LACAJ hebt in dem at Fishta epik (Pater F. als Epiker, S. 41—44) betitelten Aufsatz den episch gerichteten Geist des Dichters an mehreren Beispielen hervor, sei es an Liedern mit historischem Hintergrunde, sei es an solchen mit einem mystischen Inhalt.

NAMIK RESSULI betont in dem Aufsatz Gjergj Fishta dhe gjuha shqipe (Gj. F. und die albanische Sprache, S. 45—49) die sprachliche Ausdruckskraft F.s, die Bereicherung der albanischen Dichtersprache durch ihn und die besondere Bedeutung, die die Wörter oft bei ihm annehmen.

In dem Aufsatz Fishta, interpret i shpirtit shqipta (F. als Deuter der albanischen Seele, S. 50—54) von ERNEST KOLIQI, dem Herausgeber der Zeitschrift, wird an Beispielen die echt albanische Natur des Dichters dargelegt, sei es in der Schaffung volkstümlicher Heldengestalten, sei es auf satirischem Gebiet, das alle Stufen vom derben Humor an bis zum beißenden Hohn umfaßt.

GINO BOTTIGLIONI von der Universität Bologna (in Verbindung mit Jakob Marlekaj O. F. M.) deckt in dem L'anima dell'Albania nel canto di Giorgio Fishta betitelten italienischen Aufsatz (S. 55—71) an zahlreichen Belegen die volkstümliche Seite von Fishtas epischer Dichtung: Lebensschilderung, Sitte und Brauchtum, einzelne Motive und Verse. Zum Schluß wird F. als Satiriker gewürdigt. Der Aufsatz ist ein guter Beitrag zur Kenntnis der Persönlichkeit dieses Dichters. Befremdend

[1]) Eine ausführlichere Besprechung dieser Festnummer gibt GIUSEPPE SCHIRÒ in Rivista d'Albania III (1942), S. 137—146.

wirken allerdings Sätze wie diese: „. . . egli sferza con una satira a volte anche bonaria, ma sempre pungente, di tipo pariniano gli Albanesi degeneri." Wo in aller Welt gibt es eine Verwandtschaft zwischen der geglätteten Satire des Höflings Parini und dem durchaus derben dinarischen Humor des Balkandichters? Ferner zeugt es von keinem übermäßigen Takt, wenn ein Fremder uns dieses „quadro dell'Albania degenere" an Beispielen aus Fishtas satirischer Dichtung vorführen will. Hat ein Dichter einmal sein Vaterland gerügt, so ist der Zweck stets, wenn auch unbewußt, im Grunde ein ethischer gewesen. Das aber zum Ausgangspunkt zu nehmen, um ein Kulturdokument daraus zu machen, das verläßt bereits die Bahnen der ästhetischen Betrachtung. Würde sich der Verf. des Aufsatzes nicht auch — und mit vollem Recht — aufhalten, wenn man ihm als Ausländer die Fluchverse Dantes im Purgatorio VI, 76—78 oder manchen Vers Giustis in einem Aufsatz vorhalten würde?

At Gjergj Fishta, poet satirik (P. Gj. F. als satirischer Dichter) betitelt sich der Aufsatz von PASHKO GJECI (S. 72—76), in dem gerade die volkshumoristische Seite am Werke F.s gezeigt wird. Eine andere, durchaus bedeutende Seite, die dramatische, berührt KOLË ASHTA mit seinem Aufsatz Prodhimi dramatik i Fishtës (Die dramatische Produktion F.s, S. 77—83).

Aus dem reichen Inhalt der Festnummer habe ich noch besonders das auch sprachlich beschwingte Gedicht des Paters BERNARDIN PALAJ O. F. M., betitelt Kah nata e vetme (Die erste Nacht im Grabe, S. 123—127), ein Gedicht, das in visionärer Höhe der dichterischen Schau uns den verschiedenen Dichter noch einmal menschlich lebendig vorführt.

Schließlich muß man FILIP FISHTAS Shenime bio-bibliografike mbi Gjergj Fishtën (Bio-bibliographische Notizen über Gj. F., 135—184) erwähnen. Dieser Aufsatz bemüht sich, mit großem Fleiß, ein erschöpfendes Verzeichnis der Schriften des Dichters und anderer über ihn zusammenzustellen. Unentbehrlich für jede künftige Fishta-Forschung.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß diese Gedächtnisnummer in ihrem redlichen Bemühen, ein geschlossenes Bild des Dichters zu geben und Licht auf alle Seiten seiner vielfachen Betätigung zu werfen, der Persönlichkeit Fishtas durchaus gerecht wird und einen guten Einblick in seine Dichtung gewährt.

Tirana. EQREM ÇABEJ.

Wallisch, Friedrich: Albanien und seine Postwertzeichen. Wien, Verlag für Fachliteratur, Dipl.-Ing. Rudolf Bohmann (1940), 107 S., 66 Abb., 1 Karte.

Der flott und anschaulich geschriebene Überblick hat über das philatelistische Moment hinaus Bedeutung als Betrachtung der albanischen Geschichte von einer Seite, die gerade bei diesem jüngsten Staat Südosteuropas von einer nicht unerheblichen Fruchtbarkeit ist. Auch für die historische Landeskunde Albaniens ist sonach die Veröffentlichung W.s zu berücksichtigen. Leider sind die Ortsnamenformen auf der beigegebenen Karte nicht einheitlich. In allen Fällen hätten die albanischen Namensformen wenigstens in Klammern berücksichtigt werden müssen. F. V.

XI. Bulgarien

Godišnik na Sofijskija Uniwersitet, I. Istoriko-filologičeski fakultet (Jahrbuch der Universität Sofia, I. Historisch-philologische Fakultät), 35. Jg., Sofia, Hofdruckerei 1939, 963 S., 6 Landkarten.

Das Jahrbuch der Universität Sofia 1938/39 besteht aus wissenschaftlichen Aufsätzen, die in bulgarischer, englischer, deutscher oder russischer Sprache ausgeführt worden sind. Bezeichnend ist die fremdsprachige Zusammenfassung der meisten von ihnen. Um einen vollständigen Begriff von diesem Jahrbuch zu bekommen, müssen wir die hier veröffentlichten Abhandlungen aufzählen: *„Der Glaube der Urbulgaren" von W. BESCHEWLIEV, *„Die Grundzüge des phonetischen phonologischen Systems der bulgarischen Schriftsprache" von IW. LEKOV, *„Sprachpsychologische Eigentümlichkeiten in den freien Aufsätzen der Volksschüler", *„Die Tradition und die moderne Richtung der Viktorianischen Poesie" von R. RUSSEV, *„Die Mittelmeerländer", I. Teil von DIMITER JARANOV, *„Osmanisch-türkische Quellen für die Geschichte Bulgariens, II. Vortrag, Ein Gesetz und andere Staatsdokumente für das Knabenanwerben für das Korps der Janitscharen" von

G. D. GALABOV, *„Dickens und Amerika" von RUSSEV, „Das Schicksal der indogermanischen O-Deklination im Etruskischen" von V. GEORGIEV, *„Schiller, der Denker, sein Leben und seine Werke" von K. GALABOV, *„Kirchliche Lieder in der Mundart geschrieben von Razlog, aus der Mitte des 19. Jh.s", von K. MISCHEV, *„Versuche zur Erklärung der Schwankungen der Stärke der eudetischen Farben" von M. DIMITROV, *„Die bulgarische Sprache im Lichte der Balkanistik" von ST. MLADENOV, *„Puschkin und Vjasemskij, Zu der Frage der Quellen der Dichtung Puschkins" von P. BIZILLI, *„Bemerkungen über die Alliteration in der bulgarischen Volksdichtung, mit besonderer Rücksicht auf Sprichwörter und Sprüche türkischer Herkunft" von ST. MLADENOV, *„Die Westeuropäische Romantik und ihre Spiegelung in der Literatur der Slawen" von B. PENEV u. a.

Hier werde ich vier der aufgezählten Aufsätze ausführlich behandeln.

Die Religion der Protobulgaren. Die byzantinischen Chroniken berichten, daß die Bulgaren vom Heidentum zum Christentum übergetreten sind. Näheres aber über die heidnische Religion der Bulgaren erzählen sie nicht. Man sprach hier und da von dem Glauben der Urbulgaren, um zu beweisen, daß sie keiner slawischen Herkunft waren. Erst Anfang des 20. Jh.s sind einige Werke darüber erschienen.

Drei Arten von Quellen unterscheidet W. BESCHEWLIEV: literarische oder schriftliche, archäologische und sprachliche. Unter den literarischen nehmen, dem Umfang und der Richtigkeit der Tatsachen nach, die erste Stelle ein *„Die Antworten des Papstes Nikolaus I. auf die Fragen der Bulgaren" vom Jahre 866. Diese „Fragen" aber können wir nicht als Quellen der Lebensweise und der Religion der Urbulgaren allein ansehen. Es gibt vielleicht manche unter ihnen, die sich auf die slawischen, manche, die sich auf die byzantinischen, manche, die sich auf die mohammedanischen Bräuche beziehen. Andere literarische Quellen sind die zufälligen Berichte der byzantinischen Chroniken arabischer Schriftsteller. Die wertvollsten byzantinischen Berichte sind die vor der Bekehrung der Bulgaren geschriebenen, z. B. die Berichte des Theofanus. Man muß aber mit allen Quellen vorsichtig verfahren.

Die sprachlichen Denkmäler sind die belanglosesten.

Nachdem uns der Verf. mit dem Begriff Oredentismus, d. h. mit dem Glauben an das außerordentlich Wirkungsvolle beschäftigt hat, lenkt er unsere Aufmerksamkeit auf die oridentischen Vorstellungen bei den Urbulgaren. In fast allen seinen Ausführungen stützt sich der Verf. auf die Fragen der Bulgaren, die sie an den Papst Nikolaus gestellt haben. Reichliche Literaturangabe verschiedener Quellen: bulgarischer, russischer, französischer, englischer, tschechischer, deutscher, lateinischer und altgriechischer bietet der viel belesene Verf. dem Leser an.

Die Glaubensvorstellungen der Urvölker sind auch bei den Urbulgaren festzustellen. Auch die Urbulgaren glaubten, daß die übernatürliche Kraft in manchen Gegenständen, wie in Steinen, in manchen Tierkörperteilen, wie im Blut, verborgen sei, darum beteten sie sie an. Der Kopf des Herrschers und der Herrscher selbst bergen im höchsten Grade die übernatürliche Kraft.

Eine andere Religionsanschauung der ursprünglichen Völker ist der Begriff „Tabu" Danach darf man besondere Tiere nicht essen. Manche sind von dem „außerordentlich Wirkungsvollen" erfüllt, daher sind sie heilig.

Der Verf. befaßt sich weiter mit den Göttern der Urbulgaren, zu denen er eine besondere Rasse Hunde und Pferde zählt. Der Hauptgott der Urbulgaren war Tangri. Dieser Name mit der Endung „i" ist 1925 in einer sehr beschädigten Überschrift bei dem urbulgarischen Dorfe Madara während einer Ausgrabung gefunden worden.

Die Urbulgaren hatten Götzen und Tempel, obwohl noch keine solche gefunden worden sind. Zeuge dafür sind die slawischen Benennungen „balwan" und „kumir" für Tempel und Götze, die ihrer Herkunft nach nicht slawisch, sondern rein bulgarisch sind (S. 37).

Den Schamanismus, der bei den serbischen Völkern verbreitet ist, finden wir auch bei den Urbulgaren. Durch Anziehen eines Wolfsfelles vollzog sich die Verwandlung in Tiergestalt und der Verwandelte bekam, dem Glauben nach, die Kraft und die Blutgier des Wolfes. Bei manchen Gelegenheiten brachte der Khan das Opfer dar. Als Opfer wurde gewöhnlich die erste Frucht als Hauptträger der übernatürlichen Kraft verwendet. Gewöhnlich wurden wie bei den anderen primitiven Völkern Tiere als Opfer dargebracht; die Menschenopfer waren selten. Die Urbulgaren kannten auch den Eid (S. 49 ff.). Bei einem Friedensvertrag wurde der Eid von

Tieropfern begleitet. Wie fast alle Urvölker kannten auch die Bulgaren den Totenkultus (S. 56 ff.). Sie glaubten, daß der Leichnam fortfährt von der übernatürlichen Kraft erfüllt zu sein. Aus der 98. Antwort des Papstes Nikolaus I. ist zu erschließen, daß die Bulgaren die Selbstermordeten durch keine Bestattung würdigten, brachten aber für sie Opfer dar. Die Religion der Protobulgaren entbehrte auch den Mythos nicht; es sind aber keine richtige Denkmäler davon erhalten.

Schiller, der Denker. Wie K. GALABOV angibt, ist das vorliegende Werk der zweite Teil von seinem Buch über Fr. Schiller. Der erste Teil ist im *„Jahrbuch der Universität Sofia", 34. Jg. (1938), unter dem Titel *„Der junge Schiller" erschienen. Wie der erste Teil seines Werkes, so ist auch der zweite eine Lebensbeschreibung des großen Dichters und Denkers, hier mit besonderer Rücksicht auf seine philosophischen Schriften.

Die westeuropäische Romantik und ihre Spiegelung in der Literatur der Slawen, II. Teil. In dem vorliegenden Aufsatz *„Die westeuropäische Romantik und ihre Spiegelung in der Literatur der Slawen, II. Teil" behandelt B. PENEV die Weltanschauungen Hammanns und Herders, denn er erblickt die Voraussetzungen der Romantik schon in den Ideen der beiden deutschen Denker.

Ähnlich der Herderschen Anschauungen von der Volksdichtung sind die der Gebrüder Grimm. Der Verf. behandelt kurz ihre Tätigkeit und zeichnet dadurch die Richtlinien der Romantik. Immer wieder weist der Verf. darauf hin, daß Herder und die Gebrüder Grimm große Sympathien für die Slawen hatten. Die Äußerungen Herders über die Slawen begeisterten die slawischen Dichter und Schriftsteller DOBROVSKÝ, KARAMSIN, RAKOVECKI, KARADŽIĆ u. a. Sie ahmten Herders Beispiel nach und befaßten sich auch mit den Grundzügen des Slawentums.

Den stärksten Einfluß übte Herder auf die Tschechen aus. Hier ist Jan Kollár zu erwähnen. Er beschäftigt sich mit dem Charakter und der Vergangenheit des Slawentums und dessen Aufgabe in der Geschichte. Die Grundlagen seiner Betrachtungen sind die philosophischen Anschauungen Herders und sein eigener religiöser Pietismus. Für ihn ist Herder die größte Persönlichkeit in der Geschichte des deutschen Geisteslebens (S. 37). Die panslawistischen Ideen Kollárs lassen sich in allen seinen Werken erblicken, aber sie tragen im Sinne Herders einen allgemein menschlichen Charakter. Als Beispiel weist der Verf. auf die Werke Kollárs: „Dobré wlastnosti národa slowanského" (Die guten Eigenschaften des slawischen Volkes) und „Slavy dcera", eine Sammlung von Sonetten (S. 38). Nach Herders Beispiel predigt Kollár, daß jede Nation ihre Sprache und eigentümlichen Charakter bewahren soll; dies fordert die Humanität. Wie sein Lehrer sammelt er Volkslieder und gibt sie heraus. Den Einfluß Herders spürt man auch in der Stellung der tschechischen Romantiker zu der Geschichte des Slawentums schlechthin. Unter der Einwirkung Herders stehen Palacký, Čelakovský, Fr. Sušil, Fr. Bartoš und am stärksten Šafářík. Die Charakteristik der Slawen, die Šafářík in seiner „Geschichte der slawischen Literatur" wie auch in der „Slovanské starožitnosti" gegeben hat, wird die Grundquelle aller slawischen Historiker.

Das größte Interesse für die Volksdichtung zeigen die Serben, was sie dem großen Sammler des serbischen Volksgutes Karadžič zu verdanken haben (S. 49 f.). Eine große Vorliebe für die Volksdichtung zeigt auch sein Schüler Milunovič Saraïlia, so auch der bekannte Vertreter des sog. Illyrismus Stanko Vroc.

Der Einfluß Herders kommt über Serbien nach Bulgarien. Auch die Bulgaren beginnen Volkslieder zu sammeln. Zu den ersten Volkslieder-Sammlern gehören Venelin und Bogorov. Zum erstenmal hat der serbische Folklorist Karadžič ein bulgarisches Volkslied veröffentlicht. Die russischen Slawisten Sresnewskij und I. B. Grigorovič pflegen auch bulgarische Volkslieder zu sammeln. Große Vorliebe für das Volksleben und die Volksdichtung in den 60er und 70er Jahren haben viele bulgarische Dichter und Schriftsteller: P. R. Slavejkov, G. S. Rakovski, D. Mutev, N. Gerov. Wertvolle volkskundliche Dinge sind in den bulgarischen Zeitschriften und Zeitungen vor der Befreiung zu finden. Der Verf. zeigt uns eine Reihe von Sammlungen bulgarischen Volksgutes, die vor und nach der Befreiung von Bulgaren und Ausländern in bulgarischer, russischer, serbischer und französischer Sprache erschienen sind. Wertvoll sind die Anmerkungen zu diesen Sammlungen. Weiterhin unterrichtet uns der Verf. über die Verhältnisse der Bulgaren zu der Volksdichtung. Man beachtet alles, was das Volksleben charakterisiert: die Geschichte, die Mythologie, die Sprache, die künstlerische Seite der Dichtung. Die Dichter wie P. R.

Slavejkov, Chr. Botev, Penčo Slavejkov, P. Ü. Todorov bearbeiten Volksmotive und -leben in dem Element der Volksdichtung, anderen Dichtern dagegen ist diese Dichtung fremd.

Die bulgarische Sprache im Lichte der Balkanistik. ST. MLADENOV veröffentlicht unter dem Titel *„Die bulgarische Sprache im Lichte der Balkanistik" eine Antwort auf die Kritik P. Skoks über das in deutscher Sprache erschienene Buch M.s „Die Geschichte der bulgarischen Sprache".

Im Kapitel „Die serbische Wissenschaft und die Grenzen der bulgarischen Sprache, Prof. H. M. Petrovskij über den serbischen Chauvinismus" greift der Verf. den serbischen Gelehrten P. Skok an. Skok beschuldigt den Verf., er habe in seinem Buch „Die Geschichte der bulgarischen Sprache" die Tatsachen in einem sentimentalen Licht dargelegt. Hier gibt der südslawische Kritiker die Tatsachen einseitig wieder. Er deutet die Äußerung Mladenovs, daß sein Buch wegen der drei aufeinanderfolgenden Kriege in schweren Zeiten geschrieben worden sei, als Sentimentalität. In seinem rein wissenschaftlichen Werk will Skok eine politische Tendenz erblicken, während der Verf. nur feste Tatsachen in seiner Abhandlung bringt: das Verfahren der Serben den Bulgaren gegenüber. Der serbische Kritiker will dem Verf. das Recht bestreiten, sich mit den Sprachproblemen Mazedoniens beschäftigen zu dürfen. In seiner Kritik geht er seiner „Behandlungsweise" nach und deutet nur alles an, ohne Persönlichkeiten, Daten, Überschriften, Tatsachen zu erwähnen.

Schon am Anfang seines Aufsatzes beweist der Verf., daß die sog. „Balkanistik" oder „Balkansprachwissenschaft", mit der sich Skok beschäftigt, keine wissenschaftliche Grundlage hat und überhaupt keine solche haben kann. Diesem Wissenschaftler darf man, meint der Verf., einen Rat geben: Wenn er die Substrattheorie ablehnt, soll er seine Balkanistik auf eine breitere psychologisch-sprachliche Grundlage stellen. Sie soll nicht nur in der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft eine Stütze suchen, sondern auch in den eurasischen sprachlichen Verhältnissen und in den Theorien von der einheitlichen Herkunft aller menschlichen Sprachen im Sinne des A. Trombetti. Immer wieder hebt der Verf. den Chauvinismus des Großserben Skok hervor, der nicht leiden kann, daß ein Gelehrter der Universität Sofia behauptet, das Mazedonische sei ein Übergangsdialekt des Bulgarischen nach dem Serbischen und Kroatischen hin. Mladenov hat die bulgarischen Slowenen in Dazien, Pannonien, Griechenland wie auch in Mösien, Thrazien, Mazedonien und Albanien nie für Bulgaren gehalten, wie das Skok annimmt. Gegen den Wunsch Skoks beweisen die literarischen Denkmäler in Mazedonien von der altbulgarischen Zeit bis heute, daß das Mazedonische eine Übergangssprache vom Bulgarischen nach dem Serbischen hin ist (S. 38 ff.). Der Agramer Romanist lehnt die Theorie Mladenovs von der unabhängigen Entwicklung der Laute ѣ und ы im Bulgarischen ab. Die Theorie Mladenovs nennt er „eine Blüte der Unwissenheit", worauf ihm Verf. sehr treffend durch ein Beispiel aus dem Französischen antwortet (S. 43 f.). Er mahnt seinen Gegner, sich an die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft, an die Geschichte des slawischen ы, an die phonetischen Gesetze zu erinnern.

Weiterhin behandelt der Verf. die Verdoppelung bei den obliquen Kasus der Personalpronomina und das Problem der schon längst von dem serbischen Sprachwissenschaftler V. St. Karadžič und seinem Lehrer I. Kopitar bewiesenen Autonomie der bulgarischen Sprache. Die Sprachgrenze des Bulgarischen bildet, der Auffassung des Verf.s nach, die Linie Timok-Alexinez-Nisch-Wranja-Prizren. Diese Grenzziehung ist nach der Meinung des Agramer Romanisten nur „ein Geschmack der Sofiater Gelehrten". Die Äußerung Skoks widerspricht aber den Meinungen der objektiven Slawisten. Dafür führt der Verf. Beispiele an (S. 26 f.). In seiner Behauptung über die serbisch-bulgarische Sprachgrenze stützt sich Mladenov auf die Meinungen der bekannten Slawisten Leskien, Šafářík, Iwanow, Jagič u. a. In dem vorletzten Kapitel seiner Abhandlung erklärt M. die bulgarisch-slowenische Sprache als „St" — „Žd"-Sprache im Unterschied zu dem Serbisch-Kroatischen und schließt seinen Aufsatz mit den Worten: „Aus dem hier Gesagten ist zu ersehen, daß u. a. die Balkanistik mit ihrem dehnbaren Namen und unbestimmten Inhalt keine Wissenschaft ist und keine wirkliche, selbständige Wissenschaft sein kann. Noch weniger vermag es diese vermeintliche Wissenschaft, ein richtiges Licht auf die Geschichte der bulgarischen Sprache zu werfen" (S. 72).

Sofia. W. POLITOWA-DENEWA.

Piperow, Andreas: Bulgariens Agrarkrise und Agrarverschuldung. Berlin, Verlagsbuchhandlung Paul Parey 1938, 77 S. (Berichte über Landwirtschaft, 135. Sonderheft).

Bulgarien ist seiner wirtschaftlichen Struktur nach ein ausgesprochenes Agrarland, seine Bevölkerung besteht zu über 80% aus Kleinbauern. Demgemäß ist seine Wirtschaftspolitik in erster Linie auf eine Steigerung der Leistungsfähigkeit der Bauernwirtschaften sowie eine Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse abgestellt. Es liegt auf der Hand, daß die Weltagrarkrise gerade auch Bulgarien besonders in Mitleidenschaft gezogen hat. Die Verschuldung der bulgarischen Landwirtschaft, verursacht letzten Endes durch die stetige weitere Zerstückelung in kleine und kleinste Parzellen und die dadurch bedingte extensive Bodenkultur, nahm vor allem seit 1929 solche Formen an, daß die Frage der Entschuldung eine immer brennendere werden mußte. Alle diese Fragen und Probleme der bulgarischen Landwirtschaft vor und während der Agrarkrise, seine Verschuldung und die Maßnahmen der bulgarischen Regierung zur Entschuldung werden in vorliegender Arbeit eingehend untersucht und durch reiche statistische Angaben veranschaulicht, so daß wir einen interessanten Einblick in die Agrarpolitik des Landes gewinnen.

Am Schluß seiner Darstellung bringt der Verf. noch einmal eine besondere „Zusammenfassung" seiner Ausführungen (S. 66 ff.). Es mußte uns allerdings auffallen, daß diese Zusammenfassung noch zusätzlich in drei verschiedenen Fremdsprachen wiedergegeben wird, was bei einer in einer Weltsprache herausgegebenen Veröffentlichung bisher wohl nicht üblich war.

München. F. AUBELE.

XII. Türkei

Babinger, Franz: Rumelische Streifen. Berlin 1938, 62 S., 3 Tafeln.

Enthält drei wertvolle Studien. Der Aufsatz über „Ewlijâ Tschelebis Reisewege in Albanien" (S. 1—41) bietet eine auch methodisch mustergültige Zusammenstellung der Nachrichten aus dem „Sejâhetnâme" über die landeskundlichen Verhältnisse Albaniens im 17. Jh. — Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte und Gegenwart der Derwischniederlassungen auf dem Balkan ist die Untersuchung über „Das Bektaschi-Kloster Demir Baba" (S. 43—52). — Aufschlußreich für die Stadtgeschichte Albaniens sind die Ausführungen über „Die Gründung von Elbasan" (S. 53—62), das auf den Resten einer alten Siedlung als muslimisches Bollwerk gegen die unbotmäßigen Albaner von Mehemmed II. 1466 erbaut worden war. Zwei Gründungsinschriften werden u. a. vom Verf. erstmals veröffentlicht und kommentiert.

F. V.

Torgay, Osman Zeki: Der deutsch-türkische Handel. Organisation und Technik. Hamburg-Berlin, Niemann und Moschinski 1939, 235 S.

Die wirtschaftlichen Beziehungen des Reiches zum Südosten haben im Verlauf des gegenwärtigen Krieges eine ausschlaggebende Bedeutung erlangt. In diesem Zusammenhang kam in den letzten Jahren auch die Türkei als Handelspartner in steigendem Maße zur Geltung. Über den deutsch-türkischen Handel in seiner geschichtlichen Entwicklung und gegenwärtigen Struktur wird uns in vorliegender Arbeit von einem berufenen Sachkenner ein lebendiges Bild vermittelt.

Einleitend umreißt Verf. in kurzen Zügen den in Betracht kommenden Warenkreis sowie die Transportwege des deutsch-türkischen Handels und gibt einen mit statistischem Vergleichsmaterial beleuchteten Überblick über die Entwicklung der beiderseitigen Handelsbeziehungen. Das Hauptgewicht und der besondere Wert der Arbeit liegt auf der sich anschließenden, mehrere Kapitel umfassenden Darstellung der praktischen Seite des deutsch-türkischen Handels. Verf. schildert zunächst die Entwicklung der zwischenstaatlichen Vereinbarungen, angefangen vom ersten Handelsvertrag zwischen der Türkei und Preußen vom 22. März 1761 bis herauf zu den unter Berücksichtigung des Erscheinungsjahres der Arbeit (1939) letzten Wirtschafts- und Zusatzabkommen sowie dem Clearingabkommen und den entsprechenden Protokollen über die Einbeziehung der Ostmark und der Sudetengebiete. Das jüngste Wirtschaftsabkommen mit der Türkei vom Oktober 1941

dürfte wohl in einer zweiten Auflage seine Würdigung finden. Ein besonderes Kapitel befaßt sich mit den Behörden, Organisationen und Maßnahmen zur Förderung des deutsch-türkischen Handels (S. 75—83). Die weiteren Ausführungen behandeln das Zustandekommen von Handelsgeschäften, die einzelnen Geschäftsformen, Zahlungsformen und Bedingungen, Kalkulation der Geschäfte sowie markttechnische Einzelheiten über die wichtigsten türkischen Ausfuhrgüter. Eine besondere statistische Übersicht vermittelt uns im einzelnen ein Bild von der zahlenmäßigen Stärke der türkischen Ein- und Ausfuhr, wenn auch statistische Daten meist recht bald schon wieder als überholt angesehen werden müssen.

Die Arbeit ist eine wertvolle Bereicherung der Darstellungen der deutsch-südosteuropäischen Wirtschaftsbeziehungen, sie ist darüber hinaus im besonderen Maße geeignet, die Kenntnisse jedes am deutsch-türkischen Handel praktisch Interessierten durch wertvolle Hinweise zu erweitern.

München. F. Aubele.

Louis, Herbert: Die Bevölkerungskarte der Türkei. Berlin 1940, 43 S., 1 Karte 1 : 4 Mill., RM 2,15 (Berliner geogr. Arb., hg. vom Geogr. Inst. d. Univ. Berlin durch N. Krebs und H. Lehmann, H. 20).

Die methodischen Schwierigkeiten die, der Herstellung dieser ersten genaueren Volksdichtekarte der Türkei entgegenstanden, ergaben sich sowohl aus der Unvollkommenheit des Grundmaterials als namentlich aus den Widersprüchen zwischen den vorhandenen kartographischen Grundlagen und den Angaben der Statistik, so daß es nicht möglich war, die Dorfgemeinden der Aufteilung der Bevölkerung zugrunde zu legen. Die nächst höhere Verwaltungseinheit, die etwa 1250 Nahiyen oder Kreise, eignet sich aber auch nicht gut als Grundlage, da sie sehr verschieden groß sind und oft Landschaften sehr verschiedener natürlicher Ausstattung umfassen oder mit ihren Grenzen natürliche Einheiten durchschneiden. Es mußte daher unter gleichzeitiger Berücksichtigung der natürlichen Verschiedenheiten und der Statistik eine weitere Gliederung in natürliche Einheiten durchgeführt werden. Aus dem so mit außerordentlicher Mühe erstellten Volksdichte-Kartogramm 1 : 800.000 ist die endgültige Karte hervorgegangen. Die agrare Bevölkerung wird flächenhaft mit 7 Stufenausscheidungen dargestellt, die Bevölkerung von Städten mit über 3000 Einwohnern, insgesamt 300 Orte, durch 6 Punktsignaturen. So entstand ein sehr klares Bild der Dichteverteilung, das in der starken Durchdringung von Gebieten hoher und geringer Volksdichte die großen Gegensätze der Landesnatur und ihrer wirtschaftlichen Nutzung wiedergibt. Dem halbwüstenhaften Innern Anatoliens und des Osttaurus-Vorlandes, wo die Volksdichte in Abhängigkeit vom Relief, den Bodenverhältnissen und den Bewässerungsmöglichkeiten zwischen 2 und 39 E/km² schwankt, stehen die dichtbewohnten Randgebiete gegenüber. In den großen Grabensenken der Westseite erreicht die Volksdichte gelegentlich über 60, sinkt aber im eigentlichen Küstenstreifen offenbar unter der Nachwirkung der Aussiedlung des griechischen Bevölkerungsanteiles vielfach unter 15. Auch die Umgebung des Marmarameeres zeigt in den Tälern und Becken eine Verdichtung auf ansehnlichen Flächen von über 50, aber auch die Abnahme gegen die Küste, in Innerthrakien infolge gesteigerter Wirtschaftsintensität wieder eine Zunahme auf über 50. Das mittlere Nordanatolien hat trotz des gebirgigen Reliefs meist Werte von über 20 und bis 45, aber in starker Differenzierung. Ein Streifen besonders hoher Dichte (über 100) folgt der Küste beiderseits von Trapezunt. An der Südküste ist die kilikische Ebene das einzige größere Gebiet überdurchschnittlicher Dichte. Im Umkreis des Wansees wirkt die Aussiedlung der Armenier und zum Teil der Nestorianer noch nach. Auch in allen Einzelheiten gestattet die vorzügliche Kenntnis der Landesnatur und des Siedlungs- und Wirtschaftswesens dem Verf. die Erklärung der oft unmittelbar und in großer Schärfe einander gegenüberstehenden Gegensätze der Bevölkerungsverteilung.

München. F. Machatschek.

Babinger, Franz: Beiträge zur Geschichte des Geschlechtes der Malqoč-oghlu's. Annali del R. Istituto Superiore Orientale di Napoli N. S. I (1940), S. 117 bis 135, 8 Tafeln.

Eine vorbildliche Geschichte jenes altosmanischen Geschlechtes, das 1389 zum erstenmal genannt wurde, dem osmanischen Reich mehrere Generationen hindurch, bis in das 16. Jh. hinein, Heerführer lieferte und vermutlich schon anläßlich der endgültigen Besitznahme Bosniens unter Mehmed II. an der neuen Grenze mit erblichen Lehen ausgestattet wurde. Die Sippe der Malqoč-Bege verlor schon in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s Einfluß und Bedeutung, obschon eine weitverzweigte Nachkommenschaft noch im 19. Jh. erwähnt wird. R.

Mühlmann, Carl: Das deutsch-türkische Waffenbündnis im Weltkriege. Leipzig, Koehler und Amelang 1940, 355 S.

In der Einleitung erklärt W. FOERSTER, Präsident der kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres, daß das vorliegende Werk „die erste auf amtlichen Grundlagen beruhende Darstellung der damaligen deutsch-türkischen Zusammenarbeit" im deutschen Schrifttum biete.

In einem kurzen Vorwort dankt Verf. allen, die durch ihre Mitarbeit zum Gelingen des Werkes beigetragen haben. Bedeutende Namen, wie LUDENDORFF, LIMAN VON SANDERS, VON PAPEN usw. werden genannt.

Im Abschnitt A „Entstehung des deutsch-türkischen Waffenbündnisses" (S. 9—16) wird die unmittelbare Vorgeschichte des Bündnisses sowie Lage und Stellung der beiden Partner geschildert.

Kapitel B „Aufgaben der Türkei vom Standpunkt der deutschen Kriegführung (S. 17—28) legt die Pläne und Absichten der deutschen Obersten Heeresleitung hinsichtlich des Einsatzes des türkischen Verbündeten gegen die beiden Hauptgegner Rußland und England dar.

In Kapitel C (S. 29—36) „Bedingungen der türkischen Kriegführung" werden die großen Schwierigkeiten, mit denen die türkische Kriegführung von vorneherein zu rechnen hatte, besprochen. Diese Schwierigkeiten lagen in der feindseligen Haltung verschiedener Bevölkerungsteile des osmanischen Reiches gegenüber den türkischen Herren, vor allem der Araber, Armenier und Griechen. Der größte Hemmschuh für die türkische Heeresleitung aber waren die völlig ungenügenden Verkehrs- und Nachschubverhältnisse.

Kapitel D (S. 37—116) „Die zweite deutsche Oberste Heeresleitung zur türkischen Kriegführung, Herbst 1914 bis August 1916" schildert im ersten Teil den Kampf um die Verbindung zwischen Deutschland und der Türkei, da das osmanische Reich ohne weitgehende deutsche Unterstützung sich auf die Dauer nicht halten konnte. Die Stellung der Balkanstaaten spielte hier die ausschlaggebende Rolle, und erst ein volles Jahr nach dem türkischen Kriegseintritt konnte die direkte Verbindung Berlin—Konstantinopel durch den Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte und die Niederwerfung Serbiens hergestellt werden. Die militärischen Ereignisse der Jahre 1915 und 1916, die Dardanellenschlacht, die türkische Kaukasusoffensive und die Schlacht von Kut-el-Amara werden ausführlich behandelt.

Kapitel E (S. 117—189) „Die dritte deutsche Oberste Heeresleitung zur türkischen Kriegführung September 1916 bis Ende 1917" legt die schwierige Lage der Türkei und die Bedeutung des osmanischen Reiches für die deutsche Kriegführung durch die Bindung bedeutender Feindkräfte im vorderasiatischen Raum dar. Der Verlust Bagdads und Jerusalems sind die schwerwiegendsten Ereignisse auf den türkischen Kriegsschauplätzen und ihre schwerwiegenden Folgen für die Gesamtlage des Vierbundes werden ausführlich erklärt. In zunehmendem Maße nahm im Laufe des Jahres 1917 bereits die türkische Wehr- und Widerstandskraft ab. Massenhafte Fahnenflucht, Ernährungsschwierigkeiten und ungenügende Verkehrsverhältnisse waren der Hauptgrund für den Rückgang der türkischen Kriegstüchtigkeit.

Kapitel F (S. 190—240) behandelt das Verhältnis der „dritten deutschen Obersten Heeresleitung zur türkischen Kriegführung 1918". Die schwere Krise, zu der es nach Abschluß des Waffenstillstandes mit Rußland zwischen der deutschen und türkischen Heeresleitung wegen der politischen Forderungen der Türken im Kaukasus gegenüber Rußland kam, und ihre politischen Hintergründe werden erhellt. Im Oktober 1918 mußten die Türken mit den Feindmächten Waffenstillstand schließen.

Im Kapitel G (S. 241—313) „Betrachtungen" erwägt Verf. sorgfältig das Für und Wider des Bündnisses mit den Türken. Die Vorteile für Deutschland lagen in einer ziemlich weitgehenden militärischen Entlastung durch Bindung von Feindkräften an den türkischen Fronten. Die dauernde Sperrung der Meerengen und die Gewinnung Bulgariens waren die bedeutendsten Vorteile. Stellung und Bedeutung Enver Paschas für das Bündnis werden eingehend gewürdigt. Die Nachteile für Deutschland lagen in der deutschen Bürgschaft für den türkischen Besitzstand und den zunehmenden Lieferungen aller Art an die Türkei. Für die deutsche Oberste Heeresleitung war der ägyptische Kriegsschauplatz der wichtigste im Rahmen der türkischen Kriegführung. Persien sollte ebenfalls in den Krieg hineingezogen werden, um dann über Afghanistan Indien angreifen zu können. Die deutsche Hilfe für die Türkei wird ausführlich dargelegt und mit genauen Statistiken belegt.

Abschließend stellt M. fest, daß es wenig Bündniskriege gab, in denen die Zusammenarbeit zwischen den Verbündeten so reibungslos verlief wie im deutsch-türkischen Waffenbündnis.

Als kriegsgeschichtliche Darstellung liegt das Buch M.s, das mit ausführlichen Zeittafeln und einem Inhaltsverzeichnis versehen ist, für den Südostfachmann scheinbar etwas abseits. Infolge der genauen Darlegung des politischen Fragenkreises gewinnt jedoch das Buch an Bedeutung auch für die Betrachtung der Südostprobleme. Wenn auch die Türkei nach den Balkankriegen ihren europäischen Besitzstand fast ganz eingebüßt hatte, so spielte ihre Haltung und Stellungnahme im Kriege dennoch eine ausschlaggebende Rolle im Balkanraum in engster Wechselwirkung zwischen ihr, den Balkanstaaten und den Mittelmächten. Im Kampf um die Verbindung Berlin—Konstantinopel hat Verf. diese Tatsache sehr anschaulich dargestellt. So ist der Balkan die unmittelbare Verbindungsstraße Deutschlands zum nahen Osten, zur Verwirklichung der Pläne der deutschen Orientpolitik, die im Krieg naturgemäß von dem Ziel der Bekämpfung des englischen Weltreichs diktiert waren und durch den Versuch der Mobilisierung der panislamitischen Bewegung bis an die Tore Ägyptens und Indiens heranreichte. Auch der Plan eines Angriffes auf Indien spielte in der deutschen Obersten Heeresleitung, wie der Verf. mehrmals belegt, eine zunehmende Rolle.

Diese weltpolitischen Zusammenhänge, die M. als Hintergrund der militärischen Operationen aufzuzeigen sich sehr angelegen sein ließ, machen das Buch für jeden, der sich mit den Fragen deutscher Orientpolitik beschäftigt, zur notwendigen Lektüre.

Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist es jedoch ein gewisser Mangel des Werkes, daß der Verf. die sehr häufigen wörtlichen Zitate bis auf wenige Ausnahmen nicht quellenmäßig nachgewiesen und belegt hat.

Zur Zeit bei der Wehrmacht. GEORG FRANZ.

XIII. Übriger Südosten

Smal-Stoćkyj, Roman: Die Germanisch-Deutschen Kultureinflüsse im Spiegel der Ukrainischen Sprache. Leipzig, S. Hirzel 1942, 282 S.

„Ukraine." (Die Bücherei des Ostraums, herausgegeben von GEORG LEIBBRANDT.) Berlin 1942, Otto Stollberg, 114 S.

Da die Arbeit von S.-S. vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus von J. Rudnyćkyj angezeigt wird, empfiehlt sich die Rezension des kulturwissenschaftlich-historischen Teils in Verbindung mit einer anonym erschienenen Ukraine-Broschüre (zukünftig „Broschüre" genannt), die sachlich mit dem Buche des früheren Warschauer Universitätsprofessors zusammengehört. Dadurch entsteht freilich in doppelter Weise eine Inkongruenz: bei der Broschüre kennen wir den Verf. nicht, während der Lebensweg und das wissenschaftliche Werk S.-S. von seiner buchenländischen Heimat über Warschau und Prag durchaus bekannt ist. S.-S. hat in ukrainischer, polnischer und englischer Sprache Arbeiten veröffentlicht, die seine Zuständigkeit auf sprachwissenschaftlichem Gebiete erkennen lassen, zugleich aber auch den Gedanken nahelegen, ob er für kulturgeschichtliche Synthesen der geeignete Publizist ist. Bei dem Autor der Broschüre können wir in Hinblick auf die Anonymität derartige Erwägungen überhaupt nicht anstellen. Endlich: bei

S.-S. steht das Philologische im Vordergrund (so daß die Rezension von RUDNYĆKYJ das Erstgeburtsrecht hat), während die Broschüre in populärer Weise allgemein historische Tatbestände behandelt.

Die Broschüre beginnt mit einem Abriß der ukrainischen Geschichte, bei dem allerdings die Urzeit im Sinne der älteren und meist völlig überholten Forschung geschildert wird. Kennzeichnend ist hier ein Absatz, der sich übrigens mit fast den gleichen Worten auch bei S.-S., S. 8 ff., findet: „Das Schicksal hatte die alten Germanen und Slawen in ihren Urländern getrennt. Mächtige, naturgebundene Kräfte jener Landschaften prägten gewisse Grundzüge dieser Völkergruppen weiter aus. Das osteuropäische Flachland und die Prypjatsümpfe drückten den Slawen eine melancholisch-fatalistische Gemütsstimmung mit einer Neigung zum starren Festhalten am Überlieferten auf. Dagegen hatte der urgermanische Lebensraum mit der See und ihren Küsten einen anderen Menschenschlag, den der Seefahrer und Krieger formen helfen. Die ursprünglich gemeinsame Kultur der Germanen und Slawen entwickelte sich in ihrem Sonderleben verschieden. Weiter entfaltet haben sie die germanischen und bewahrt die slawischen Völker." Diese Milieutheorie ist, wie man leicht sieht, dem tschechischen Forscher Niederle zu Dank verpflichtet, und es gehört gewiß Mut dazu, sich heute nach jahrelangen Bemühungen der Rassenforschung zu den Irrtümern jener Theorie zu bekennen. Auch die ständige Verwechslung sprachwissenschaftlicher und volkswissenschaftlicher Begriffe — es gibt Völker slawischer Zunge, jedoch keine „slawischen Völker" — gehört zu diesem Konservativismus des Irrens. Gleichwohl hätten Formulierungen vermieden werden können, die die „Slawen" zu zurückgebliebenen Altgermanen machen.

Interessanter sind die Ausführungen über die frühe Geschichte der Ukrainer. Beide Veröffentlichungen sind sich darüber einig, daß dem germanischen Einfluß eine hohe Bedeutung zukommt. Der Gotenherrschaft wird sicher zutreffend eine große Wichtigkeit in kultureller Hinsicht zugeschrieben, bemerkenswert ist bei S.-S. die Feststellung, daß diese Zeit mehr germanische Worte im Ukrainischen hinterließ als die warägische. Betrachtet man jedoch das Problem der allgemein slawischen Entlehnungen präziser, so wird sich vermutlich das Gewicht der Wärägerherrschaft in der Geschichtsvergleichung heben: schließlich entstand unter diesen Nordmännern der erste Staat auf dem Boden der Ukraine, der zur Grundlage der weiteren politischen Entwicklung wurde, während die Gotenherrschaft traditionslos im Winde verwehte. Während man den allgemeinen Ausführungen (in beiden Schriften) über die Rolle der Goten ohne Zweifel zustimmen kann, ist die besondere Frage des Zusammenhangs zwischen dem Gotenstaate und den Anten zweifelhaft.

S.-S. folgt der Ansicht von Hruševśkyj, daß die Anten die Vorfahren der heutigen Ukrainer seien. Er ist ferner der Meinung, daß die Anten „Slawen" waren. Während hinter der ersten Annahme, daß die Ukrainer die Nachkommen der Anten sind, wohl nur ein kleines Fragezeichen zu setzen ist (wir wissen ja leider über diese Zusammenhänge sehr wenig), ist die zweite These in der hier vorgebrachten Form kaum haltbar. Vergleicht man die Literatur, so ergibt sich, daß der größere Teil der Autoren iranische oder kaukasische Herkunft annimmt. VERNADSKY hat in SOF. III, S. 265 ff., den Standpunkt vertreten, daß die so umstrittenen Anten ursprünglich zu den sarmatischen Alanen gehörten, daß sich ihr Volkskörper aber durch Einbeziehung von „Slawen" erweitert habe. Seines Erachtens würden die Anten mit den jetzigen Osseten in Verbindung stehen. Solange die Vorgeschichtsforschung nicht helfend eingreift, steht eine völlige, ja sogar auch nur eine befriedigende Klärung dieses Problems nicht zu erwarten. Bei der großen Bedeutung, die man vielfach der Herkunftsfrage der Völker beimißt, ist es bei dieser Sachlage unerwünscht, daß allgemein verbreitete Broschüren und populärwissenschaftliche Darstellungen mit präzisen Behauptungen arbeiten. Im Grunde ist doch in dieser Frage noch alles offen.

Methodisch fragwürdig ist es, wenn bei der Darstellung des Kiewer Ruśstaates von „Ukrainern" und „Ukrainerinnen" gesprochen wird, es handelt sich um eine Bevölkerung slawischer Zunge, auf die der Name der nordischen Führungsschicht überging („Reußen") und die man später Ukrainer nannte. In der deutschen Geschichte wird die Bevölkerung des Karolingerreichs auch nicht „deutsch" genannt — warum sollen in die ukrainische Geschichte spätere Volksbegriffe übertragen werden? Grotesk ist in der Broschüre (S. 21) die Wendung, daß die Gesetzessammlung, die unter Jaroslav erfolgte — ein durchaus nordgermanisch bestimmtes Recht! —

„den warägischen Eroberstaat in den ukrainischen Rechtsstaat verwandelte". Das ist doch eine grobe Irreführung des Lesers, der daraus schließen muß, daß das ukrainische Volk sich im 11. Jh. einen „Rechtsstaat" schuf, der (wohltuend) von dem (doch wohl rechtlos) gedachten „Eroberer"-Staat der Waräger abwich! Wenn auch diese Deutung bei dem Wissenschaftler S.-S. (S. 65 u. 70) zu finden ist, so ist das kein Gegenargument: zwischen beiden Veröffentlichungen bestehen soviel Übereinstimmungen, daß sie sich nicht gegenseitig als Eideshelfer nützlich sein können. Wir lehnen gewiß die moskauzentrische Geschichtsauffassung, die im Kiewer Reich den Keim des Moskauer sieht, entschieden ab und betrachten auch das ukrainische Volk als ursprungsmäßig wesensverschieden vom russisch-moskowitischen, das bedeutet aber nicht, daß wir zulassen können, daß Ideologien des 19. und 20. Jh.s in das 11. Jh. übertragen werden, zumal die älteste reußische Rechtssammlung gut erforscht ist.

Nach der Darstellung S.-S., der sich der Verf. der Broschüre anschließt, haben die Ukrainer von den Warägern an fortlaufend germanische und deutsche Elemente in sich aufgesogen (S. 77, 89, 183 f.). Das ist gewiß wichtig. Wichtig wäre es jedoch, das Ausmaß dieser Assimilierungen festzustellen, sei es nun in bestimmten sozialen Schichten oder im ganzen Volke bzw. regionalen Gruppen. Das ist methodisch nur im Rahmen einer Bevölkerungsgeschichte möglich, für die jedoch alle Voraussetzungen fehlen. Entschieden abzulehnen ist die Annahme S.-S., daß die sprachliche und kulturelle Beeinflussung im Mittelalter durch die Vermittlung von Tschechen erfolgte (S. 134). Sollte sich S.-S. während seines Aufenthaltes in Prag nicht über die Struktur Böhmens im Mittelalter, insbesondere über die kulturellen Strömungen in Prag klar geworden sein? Bezeichnend ist, daß ein philologischer Beweis für die tschechische Vermittlung nicht erbracht wird.

Während S.-S. in seinen Schlußabschnitten die Darstellung fast ganz auf die buchenländischen Verhältnisse (mit sehr wertvollen Beispielen und wichtigen Aussagen zur Literatur- und Kulturgeschichte der Bukowina!) einschränkt, behandelt die Broschüre die jüngste politische Vergangenheit sowie geographische und wirtschaftliche Fragen. Auf die Erweckungslegende seit Kotľarewskyj (S. 38 ff.) wird an anderer Stelle in dieser Zeitschrift, ebenso auf den Petľura-Mythos (S. 47 ff.) eingegangen. Hingewiesen sei nur noch darauf, daß die Broschüre auch in landeskundlichen Fragen wissenschaftlich sehr unsauber arbeitet. So wird der ukrainische geschlossene Siedlungsboden (Mehrheit!) S. 56 auf 756.000 qkm berechnet, dazu kommen noch 178.000 Mischgebiete, insgesamt also 934.000. Der zuständige ukrainische Geograph Vl. Kubijovyč kommt im „Handbuch der Ukraine" (herausgg. von Mirčuk) auf 718.300 qkm Mehrheitsgebiet (also 37.700 qkm weniger). Andere Autoren rechnen mit noch etwas geringeren Zahlen. Auf jeden Fall steht die Broschüre in dieser Hinsicht an der Spitze aller Schriften.

Prag. H. J. Beyer.

* * *

Die Arbeit von S.-S. bildet den ersten Versuch einer populärwissenschaftlichen synthetischen Übersicht der germanisch-deutschen Entlehnungen und Fremdwörter in der ukrainischen Sprache. Der Verf. ist bestrebt, seine sprachwissenschaftlichen Ausführungen und Erläuterungen durch eine weitgehende Schilderung der jeweiligen kulturgeschichtlichen Verhältnisse und sich konsequent an die Chronologie der einzelnen Sprach- und Kulturerscheinungen zu halten. Somit ist bei ihm folgende Einteilung des Materials entstanden:

1. die germanischen Einflüsse,
2. die Wikinger (altnordischen) Einflüsse,
3. die deutschen Einflüsse, und zwar die althochdeutschen, die mittel- und die neuhochdeutschen Lehn- und Fremdwörter.

Es folgen dann die Lehnübersetzungen, das Schrifttum und ein abschließendes (nicht vollständiges) Wörterverzeichnis.

Betreffs der ersteren (germanischen und altnordischen) Spracheinflüsse im Ukrainischen läßt Stoćkyj mit Recht nicht außer acht die grundsätzliche methodologische Forderung, daß es sich hier um die allgemein-slawischen (im ersteren Falle) oder allgemein-ostslawischen Entlehnungen (im zweiten Falle) handelt. Er faßt die bisherigen Ergebnisse der Forschung auf diesem Gebiet zusammen und

berücksichtigt insbesondere die Etymologien von Miklosich und Berneker wie auch die neueren Arbeiten von S. Stender-Petersen: Slawisch-germanische Lehnwortkunde, Göteborg 1927, und von V. Kiparsky: Die gemein-slawischen Lehnwörter aus dem Germanischen, Helsingfors 1934. St. ist sich im klaren (S. 16), daß, obwohl die sich stets verfeinernden Methoden der Sprachwissenschaft Schritt für Schritt das Problem der germanisch-slawischen Beziehungen geklärt haben, viele Fragen noch nicht endgültig gelöst wurden. Es gibt noch eine bedeutende Anzahl von Wörtern, bei denen die Entscheidung: „Lehnwort" oder „Urverwandtschaft" schwer fällt und die Ansichten der Forscher weichen oft voneinander stark ab. Der Verf. geht in seiner Arbeit darauf nicht ein und beschränkt sich vor allem auf die Etymologien, die ihm für das Thema passen. Der populärwissenschaftliche Charakter seiner Arbeit läßt eben nicht zu, sich eingehend mit allen etymologischen Möglichkeiten eines jeden Wortes zu befassen. So z. B. führt er die Herkunft (S. 30) des Namens Slawe auf das Germanische Slawōz oder Slavanđoz, das ein Adjektiv zu got. slawan „schweigen, stumm sein" bildet, zurück. Im Vergleich zu anderen Deutungen dieses Namens, insbesondere aber zum letzten Wort in dieser Hinsicht von Rozwadowski und Budimir, gehört diese Etymologie zu den am schwächsten begründeten Hypothesen (vgl. dazu SŁUSZKIEWICZ: Rzut oka na dzieje etymologji nazwy „Słowianie", SA., Krakau 1936). Freilich sagt der Verf., daß „gegen diese Annahme Einwendungen gemacht werden", doch führt er nur diese an und erweckt beim Leser den Eindruck, als ob sie doch am wahrscheinlichsten wäre. An einer anderen Stelle (S. 32) leitet Stoćkyj nach Vasmer die Flußnamen Horyń aus germ. garunjo „Überschwemmung, Flut" und Ikwa aus germ. aiko „Eiche" her, mit der Bemerkung: „doch werden dagegen von manchen Forschern Bedenken vorgebracht". Sind hier etwa die Bedenken von BUGA (Tauta ir žodis, Kaunas 1923) oder die Etymologie von Iljińskyj für Ikwa (Zapysky Ist.-Fil. Viddilu UAN, Bd. VII—VIII, Kyjiw 1926) gemeint? Der Berliner Slawist hat seine Ansicht bereits geändert, indem er in seiner letzten Arbeit den Namen Horyń (Goryń) für echt slawisch hält und in ihn Verbindung mit dem Wort *gora „Berg" setzt (vgl. M. VASMER: Die alten Bevölkerungsverhältnisse Rußlands im Lichte der Sprachforschung, Berlin 1941, S. 8).

Was die Flußnamen der Ukraine anbelangt, so führt S. ein paar Etymologien von Rozwadowski an, darunter auch den Namen Žolobok in Podolien, wo im zweiten Teil -bok das germ. baka- „Bach" enthalten sein soll. Für jeden aber, der die ukrainischen Lautgesetze kennt und das Wort žolob auch in der Bedeutung „Flußbett" weißt, wird Žolobok nichts anderes, als eine Verkleinerungsform von žolob sein und die Teilung des Wortes in žolo-bok nur einen Metzgerschnitt bedeuten (vgl. dazu meine Arbeit: Nazwy geograficzne Bojkowszczyzny, Lemberg 1939, S. 35, 124, 118). Auch die Etymologie von Śan aus germ. san bzw. sän bedarf wegen der ursprünglichen Palatalisation nach dem Aufsatz von Z. STIEBER: Polska i ruska nazwa Sanu, JP. XXI, Krakau 1936, einer Revision.

Ausführlich behandelt S. die gotischen Lehnwörter im Ukrainischen (S. 32—56). Die von ihm angeführten Wörter sind keine unmittelbaren ukrainischen Entlehnungen aus dem Gotischen; sie sind auch in anderen slawischen Sprachen zu finden und gehören als solche der urslawischen Sprachperiode an. Das germanisch-gotische Lehngut, wie z. B. aksl. mьčь: got. meki „Schwert", aksl. vragъ „Feind": got. wargs „Verbrecher", aksl. brъnja: got. brunjo „Panzer" usw. wie auch die, durch das Gotische vermittelten Entlehnungen lateinischen Ursprungs, z. B. aksl. kotьlъ: got. katils „Kessel" zurückgehend auf lat. catillus „Schüssel", aksl. osьlъ: got. asilus: lat. asinus „Esel" usw. wurden durch das Urslawische noch in den von den germanischen Auslautgesetzen unberührten Formen übernommen, d. h. in den beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderten, als die Goten noch in der Weichselgegend saßen (vgl. A. BACH: Geschichte der deutschen Sprache, Leipzig 1938, S. 41, 46—47). Aus diesen Gründen muß man die gotischen Entlehnungen anfänglich in den urslawischen Dialekten suchen, aus denen sich später die westslawischen Sprachen entwickelt haben. Von dort aus haben sie sich auf das ganze urslawische Gebiet verbreitet. Eine Analogie in dieser Hinsicht findet man in den ältesten lateinischen Entlehnungen im Germanischen. Die Lehnwörter wie got. āsilus: lat. asinus „Esel", got. wein: lat. vinum „Wein", got. mes: lat. mensa „Tisch" konnten die Goten, nach KLUGE, nur von Germanen im östlichen Deutschland entlehnt haben, an die sie vom Westen besonders vom Mittel- und

Niederrhein her herangetragen worden waren (vgl. Bach ebenda). Das einzige Wort, das nur auf das ukrainische Gebiet beschränkt und auf das Gotische zurückzuführen ist, ist der Flußname Ägalingus für Dnister, auf der „Tabula Peutingeriana". Sonst sind, nach VASMER, in geographischen Namen „Südrußlands" bisher keine Gotenspuren zum Vorschein gekommen (vgl. M. Vasmer: Die alten Bevölkerungsverhältnisse . . ., S. 8). Dies alles hat St. in seiner Arbeit nicht berücksichtigt. Er behauptet zwar (S. 32), daß die Toponymie, insbesondere die Flußnamen germanischen Ursprungs, ein Zeugnis für den „während eines langen Zeitraumes dauernden" Aufenthalt der Germanen ablegen, aber gerade diese Behauptung würde in Gegenüberstellung zur erwähnten VASMERschen Feststellung nur gegen den starken gotischen Spracheinfluß im Ukrainischen sprechen.

Im allgemeinen bringt S. nicht viel Neues zur Frage der germanisch-gotischen Einflüsse im Ukrainischen bzw. im Slawischen. Er begnügt sich mit der Feststellung, daß das entsprechende Material bereits in der Wissenschaft erschöpft ist und daß nur eine gründliche Erforschung der alten Texte neue Beiträge zum Studium der alten Periode der germanisch-slawischen Beziehungen liefern kann (S. 17).

Bei der Besprechung der altnordischen Lehnwörter versucht S. den Namen Ruś „Ruthenenvolk, Ruthenenland" nicht nur aus der finnischen Ruotsi-Wikinger-Bezeichnung zu erklären, aber auch das einheimische ukrainische Sprachmaterial bei der Deutung dieses Namens in Betracht zu ziehen. Er hält nämlich Ruś für eine einheimische Kollektivbezeichnung für die „blonde Herrscher-Krieger-Schicht" (ukr. rusyj „blond"), wozu sich dann der gegensätzliche Kollektivbegriff im Worte čerń „ursprünglich: die schwarzhaarige, auf der schwarzen Erde arbeitende Bauernbevölkerung — jetzt: Pöbel" (ukr. čornyj „schwarz") entwickelt hat (S. 79). Jeder Gedanke besteht, nach S., durch seinen Gegensatz: zu Gott gehört der Teufel, zum Guten das Böse, zum Tag die Nacht, zum Oben das Unten — auch in sozialer Beziehung. Ruś und čerń als zwei zusammenhängende Wörter und zusammengehörige Begriffe spiegeln die Verhältnisse einer uralten Epoche wieder, und zwar: den Gegensatz zwischen den blonden Herrschern und den schwarzhaarigen Beherrschten. Die neue Hypothese S.s, obwohl sie vom rein sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus überzeugend, ja sogar anziehend wirkt, stößt noch auf Schwierigkeiten, die nicht so leicht zu beseitigen sind. Es besteht im Ukrainischen außer dem Wort rusyj, ruśawyj in derselben Bedeutung das Wort bilyj, bil'avyj für helle Haarfarbe, als Opposition zu čornyj, čorńavyj. Danach müßte man neben Ruś auch ein *Bil' erwarten (vgl. das Appelativum bil' „Weiß"), desto mehr als in der slawischen wie auch in der ukrainischen Toponomastik die Gegenüberstellung von čornyj nur bilyj ist. Eine andere Schwierigkeit entsteht bei der Erwägung, daß sowohl die Etymologie des Wortes rusyj als auch seine Bedeutung in den meisten slawischen Sprachen, nämlich „rothaarig", hier eine ursprüngliche Bedeutung nicht „blond, hellhaarig", sondern „rot", „rothaarig" voraussetzt. Und schließlich wie ist dann der Name Bila Ruś zu erklären? Doch als eine neue und interessante Probe der sprachwissenschaftlichen Lösung des Problems auf Grund einer formell-strukturellen und schematischen Opposition hat die Hypothese von St. ihren Wert. Praktisch kann sie sehr gut eine Brücke zur Verständigung zwischen den Normannisten und Antinormannisten in bezug auf die Herkunft des Namens Ruś schlagen.

Den wichtigsten und reichhaltigsten Teil der Arbeit von S. bilden die Abschnitte über die deutschen Einflüsse im Ukrainischen. Der Verf. bringt — im Gegensatz zu seinen Vorgängern auf diesem Gebiet — eine strenge chronologische Einteilung des Materials und macht dadurch einen Schritt weiter in methodologischer Hinsicht. Außerdem unterscheidet er die Fach- und Spezialsprachen, in die das eine oder das andere Wort eingedrungen ist, war auch einen wichtigen methodologischen Fortschritt bedeutet. Die bisherigen Materialien bereichert er um neue 500 Wörter und bespricht insgesamt in der Arbeit über 2000 Fremd- und Lehnwörter. Interessant und überzeugend sind die allgemeinen methodologischen Richtlinien, die der Verf. bei der Besprechung der Arbeiten von I. SAROWOLŠKYJ: Nimećki pozyčeni slova v ukrajinśkij movi, Zapysky Kyjivśkoho Instytutu Narodńoji Osvity, Bd. I—II, Kyjiw 1926/1927, und von D. ŠELUD'KO: Nimećki elementy v ukrajinśkij movi, Zbirnyk Komisiji dla doslidženńa ukrajinśkoji movy UAN, Bd. I, Kyjiv 1931, festlegt (S. 100—104). Diese Leitsätze können einen Ausgangspunkt für die weiteren Forschungen auf dem Gebiete der ukrainischen Fremd- und Lehnwortkunde

bilden. Wir finden bei S. in dieser Hinsicht manches, was bereits V. SIMOVYČ in „Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg", Bd. 155, Lemberg 1937, S. 328—330, hervorgehoben hatte. Es ist unverständlich und sehr schade, daß S. die Ausführungen dieses bedeutenden ukrainischen Sprachforschers außer acht gelassen hat, obgleich er auch die belanglosesten Veröffentlichungen auf diesem Gebiet ausführlich bespricht (S. 92—97). Auf Grund der Angaben von Simovyč hätte er auch sein Material bereichern können. Vor allem hätte er die ostukrainischen Wörter, die in die lebendige Sprache durch die russische Vermittlung gekommen sind, wie z. B. šl'ombon, val'dšnep[1]), berücksichtigt. SIMOVYČ führt auch eine Anzahl von westukrainischen Wörtern an, wie z. B. berdo, šyber, špyća, špandli, l'ufta, cajg, štybl'ety, zynder; (aus dem Schuljargon:) maturuvaty, višer, španuvaty, študyruvaty, ferzecka, kvalifika; (aus der Toilettenterminologie:) guvrirka, guvruwaty usw., die S. in seiner Arbeit nicht angibt. Die letzteren werden, nach SIMOVYČ, gerade auf dem Gebiet gebraucht, aus welchem S. die meisten eigenen Beispiele liefert: in der Bukowina. Außer den unmittelbaren Entlehnungen aus dem Deutschen in der ukrainischen Sprache läßt SIMOVYČ auch die russische, polnische und tschechische Vermittlung zu. Es wäre sehr interessant, diese Vermittlungen (auch slowakische und ungarische) aufzuzeigen. Bei S. finden wir darüber — außer den allgemein-theoretischen Ausführungen (S. 102—104) — sehr wenig oder gar nichts.

Das Material selbst, das uns die neue Arbeit bringt, läßt auch manches zu wünschen. Die Lautgestalt der einzelnen Wörter: nicht die Form dekuwatyśa sondern dykuwatyśa ist in den westukrainischen Mundarten üblich (vgl. gybiruwatyśa S. 208); das m im faieramt wird gewöhnlich vor t zu n, also faierant, so auch štairant (vgl. Simovyč, S. 329); statt rukzak sagt man meistens rugzak (vgl. rozbratel, S. 214); das Wort leċtyj ist mir nur in der Form lectyj aus den Mundarten bekannt; ancug wird gewöhnlich als ancuk gebraucht, so auch fertyk statt fertyg, habik statt habig usw. Auf der S. 236 finden wir eine Unkonsequenz: neben ferzamlung, fercirung — das Wort iberašunk, was nicht vorkommen dürfte. Bei manchen Wörtern werden nicht alle Bedeutungen berücksichtigt, die sie in verschiedenen Gegenden haben. So z. B. in der Lemberger Stadtmundart kann das Wort špagat neben der Bedeutung „Schnur" auch einen „Polizisten oder Agenten" bezeichnen; frak bedeutet hier auch „Anzug" (im allgemeinen); biksa ist „Büchse" aber auch „Mädchen"; brovar — „Brauerei" und gleichzeitig „Getränk"; špinak — „Spinat" und „Kutscher"; rury — „Röhren" und „Hosen"; front — „Front" und „Gesicht" u. a. — Eines besonderen Abschnittes bedarf die Besprechung aller grammatischen Mittel, insbesondere der Präfixe und Suffixe, mit deren Hilfe die entlehnten Wörter der Struktur der ukrainischen Sprache angepaßt werden, z. B. verbecyrka, verbuwaty, zverbuwaty, zverbovuwaty, verbunok, verbecyrnyk, verbuvanńa, zverbovanyj, doverbuvaty usw. usw.

Auch viele andere Probleme, wie z. B. die Betonung der entlehnten Wörter und ihre ursprüngliche Betonung im Deutschen (vgl. mal'ár und Máler), die Geschlechtsänderungen (vgl. deutsch die Front — ukr. front Mask.), die Dublettformen (vgl. fira — fura — chura — wie auch die unberücksichtigten: chwira und fiera, mystr — majster) läßt S. unbesprochen, um wahrscheinlich den populär-wissenschaftlichen Charakter seiner Arbeit zu behalten. „Wir sehen hier von den Fragen der Lautlehre der Entlehnungen ab und beschränken uns auf die anderen sprachlichen und kultur-historischen Gebiete" schreibt darüber der Verf. selbst (S. 97).

Aber auch bei solcher Zielsetzung hätte S. manche Fragen berühren müssen, die im Zusammenhang mit seinem Material beim Leser entstehen können. Ein Deutscher, der nach S.s Angaben etwa 2000 germanisch-deutsche Worte in der ukrainischen Sprache weiß, wird sehr enttäuscht sein, wenn er, ein beliebiges ukrainisches Buch oder Wörterbuch aufschlagend, auf keine Wörter wie abrychtuvaty, abšrajbuvaty, abšus, abzecuvaty, achtung, ajnfachova linja, ajngezect, ajnjeriga usw. usw. stoßen wird. Man hätte also das Verhältnis der deutschen Lehn- und Fremdwörter zum Wortschatz der ukrainischen Literatursprache

[1]) Dieses Wort müßte man wenigstens aus dem Grunde berücksichtigen, da einer der besten ukrainischen Romane von M. CHVYL'OVYJ „Val'dšnepy" heißt.

berücksichtigen müssen. Welche Wörter sind vom Standpunkt des heutigen ukrainischen literarischen Sprachgefühls (auch der gebildeten Umgangssprache) aus, als ein wirklicher Teilbestand des hochukrainischen Wortschatzes zu halten, welche gelten, aber nur als Provinzionalismen, Dialektismen und Vulgarismen? Vielleicht hat die ukrainische Sprache auch eigene Ausdrücke für abrychtuvaty, abšrajbuvaty, abšus, abzecuvaty usw.? Dies alles hätte S. gerade in einer populärwissenschaftlichen Arbeit berücksichtigen und scharf betonen müssen, damit beim deutschen Leser, der die ukrainische Sprache nicht kennt, keine falschen Vorstellungen entstehen.

Es wäre auch sehr interessant aufzuzeigen, wie und zu welchem Zweck die ukrainischen Schriftsteller die deutschen Fremd- und Lehnwörter, die sich in der ukrainischen Hochsprache nicht eingebürgert haben, in ihren Werken verwenden, d. h. welche stilistische Funktion diese Wörter bei ihnen ausüben. Sowohl bei den älteren westukrainischen Dichtern, Novellisten und Romanschriftstellern (Fed'kovyč, Franko, Stefanyk, Čeremšyna, Kovaliv u. a.), wie insbesondere bei den neueren (Nyžankivśkyj, Kernyćkyj, Marijčyn, Tkačuk, Koval' u. a.) wäre in dieser Hinsicht ein dankbares Material zu finden.

Trotz ihrer methodologischen Vorteile und des neuen Materials ist die Arbeit von S. nur als ein weiterer Beitrag zur deutsch-ukrainischen Lehnwortkunde anzusehen und als solche hat sie ihren Wert. Für die weitere Forschung auf diesem Gebiet muß die Parole gelten: Solange keine speziellen sprachgeschichtlichen und dialektologischen Forschungen über die geographische Verbreitung der einzelnen Entlehnungen vorliegen und solange die in Frage kommenden ukrainischen Schriftsteller nicht vollständig exzerpiert wurden, so lange muß jede Synthese als verfrüht angesehen werden.

Prag. JAROSLAU RUDNYĆKYJ.

Philipp, Werner: Ansätze zum geschichtlichen und politischen Denken im Kiewer Rußland. Breslau, Priebatsch 1940, 106 S. (Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, Beiheft 3).

Diese Abhandlung über die Ansätze eines geschichtlichen Bewußtseins und einer politischen Theorie kommt zu dem Ergebnis, daß es — fast keine Ansätze gibt. Sie sieht einen wesentlichen Unterschied zwischen der Entwicklung der Kiewer Ruś und der der übrigen europäischen Völker darin, daß die weltabgeschiedene Kirche und die Absperrung vom antiken Gedankengut „dem Nachdenken über das geschichtliche und politische Geschehen keine Ausbildung und Pflege zuteil werden" ließen. Ph. folgert diese Feststellung aus einer Analyse des Schrifttums, insbesondere der Predigten, Briefe, Traktate und Chroniken der Metropoliten ILARION, NIKEPHOROS, KLYMENT, SMOLJATYTSCH aus Zarub, der Bischöfe KYRILL von Turov und SERAPION von Vladimir, des Abtes AVRAAMIJ, eines sonst unbekannten Abtes DANYIL und unbekannter oder weniger bedeutsamer Autoren.

Es fragt sich angesichts dieses Ergebnisses, ob eine lediglich am Schrifttum orientierte geistesgeschichtliche Analyse genügt? Auch dem Handeln liegt Denken zugrunde! Und es ist nicht einzusehen, warum in der Kiewer Ruś, in der germanisch-nordischer Herrschaftswille mit griechischer Kultur und slawischem Leben zusammenstieß, die historischen Bedingungen so „grundlegend" anders sein sollen als im Westen. Es ist bedauerlich, daß Ph. den Fragen des nordischen Erbes im Kiewer Staat nicht nachgegangen ist — von hier sind Fragen des politischen und kriegerischen Ethos, der Haltung gegenüber der „Welt" auch ohne schriftliche Quellen aus dem geschichtlichen Handeln heraus zu erklären. Die Russka Pravda enthält z. B. ohne Zweifel altgermanische Elemente, die man u. a. im fränkischen Recht wiederfinden kann; wie die ganze Sammlung als rein kasuistisch angesehen werden kann, ist nur dann verständlich, wenn man beachtet, daß Ph. wie mancher Geistesgeschichtler den Menschen und die politische Wirklichkeit nicht genügend berücksichtigt. Sehen wir von dem germanischen Erbe (z. B. im Ihorlied) ab, so ist auch zu fragen, ob der ziemlich lange Kampf zwischen Byzanz und der Westkirche um die kirchliche Orientierung der Ruś und die Bemühungen um eine von Byzanz unabhängige Stellung nicht einen Willen verraten, dem gewisse „Ideen" zugrunde lagen (von deren schriftlicher Fixierung wir nichts wissen)? Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn der Verf. das zahlenmäßig schwächere weltliche und allgemein chronistische Schrift-

tum gegenüber dem theologisch-philosophischen mit gleicher Stärke zur Geltung gebracht hätte.

Für die Südostforschung ist die Arbeit, abgesehen von dem hier skizzierten Hauptthema, auch durch einige Einzelheiten (bulgarische, bogumilische und serbische Beziehungen) von Interesse. Ihre gründliche Gelehrsamkeit ist im übrigen nicht anzutasten, trotzdem der gedankliche Aufbau an einer gewissen Blässe leidet.

Prag. H. J. Beyer.

Guse, Felix: Die Kaukasusfront im Weltkrieg bis zum Frieden von Brest. Leipzig, Koehler & Amelang 1940, 128 S., 5 Kartenskizzen.

Wie kein anderer ist G. berufen gewesen, die türkisch-russischen Kämpfe an der Kaukasusfront in den Jahren 1914—1918 zusammenfassend darzustellen. Da er vom Ausbruch des Krieges bis zum Frieden von Brest als Chef des Generalstabes einer türkischen Armee am Kaukasusabschnitt tätig war, hat G. den Vorteil, überall aus eigener Anschauung schreiben zu können. Die über diesen Gegenstand bisher vorhandene Literatur fällt — soweit es sich um die türkische Seite handelt — wenig ins Gewicht, sodaß erst die Darstellung des Verf.s einen verläßlichen Überblick über die Operationen auf türkischer Seite gewährt, der nicht nur für die militärische, sondern auch die allgemeine Geschichte des Weltkrieges von großem Wert ist. Aus der Arbeit G.s geht die Leistung der türkischen Kaukasusfront hervor, deren Aufgabe vor allem in einer defensiven Kriegsführung bestand, mit dem zusätzlichen Ziele, nach Möglichkeit feindliche Kräfte in größerem Umfang zu binden. Im ganzen konnten die gestellten Aufgaben erfüllt werden. Angesichts der klaren, sachlichen Darstellung des Verf.s ergibt sich kaum die Veranlassung zu Ausstellungen. Etwas zu kurz geraten ist die Schilderung der Entwicklung von Herbst 1916 bis zum Waffenstillstand, Dezember 1917. Auch gelegentliche völkerpsychologische Bemerkungen (vgl. etwa S. 102) bedürfen einer gewissen Abschwächung.

Ostrogorsky, Georg: Geschichte des byzantinischen Staates. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1941, XIX + 448 S., 8 Karten (Byzantinisches Handbuch. Im Rahmen des Handbuches der Altertumswissenschaft, hg. von Walter Otto, 1. Teil, 2. Bd.).

Wir haben alle Ursache, dankbar zu sein, daß im Rahmen des Handbuches der Altertumswissenschaft eine auf gediegener Materialbeherrschung fußende zusammenfassende Darstellung der byzantinischen Geschichte herausgekommen ist, die allen billigen Anforderungen gerecht wird. Unter zuverlässiger Beherrschung der Literatur und des gesamten Stoffes schildert der Verf. das Werden und den wechselvollen Ablauf des byzantinischen Staatswesens bis zu seinem endgültigen Zusammenbruch unter den Schlägen des aufsteigenden türkischen Reiches. Wir haben endlich ein Werk erhalten, das als Nachschlagewerk und verläßlicher Leitfaden auf gedrängtem Umfang unter Heranziehung eines auf das notwendigste beschränkten, anderseits aber auch nicht zu knapp geratenen Apparates die wesentlichsten Probleme anzuschneiden und zu berühren weiß. Angesichts der großen Leistung und der klugen Beschränkung des Verf.s auf das Wichtigste, wäre es unangebracht, mit Ausstellungen bzw. Wünschen zu kommen, die den Umstand verkennen würden, daß jede derartige große Zusammenfassung ihren subjektiven Zuschnitt durch den Verf. besitzen muß, der respektiert werden soll. Aus dem handbuchartigen Charakter des Werkes erklärt sich die Gedrängtheit der Darstellung, die an einzelnen Stellen etwas störend wirkt. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß die auf den Balkan bezüglichen Teile der Arbeit umfangreicher sind als die Partien, wo sich der Verf. mit dem asiatischen Teil des Reiches auseinanderzusetzen hat. Man merkt unwillkürlich, daß der eigentliche Nachdruck auf dem Teil der byzantinischen Geschichte liegt, die sich auf Südosteuropa bezieht. Man kann aber nicht sagen, daß der Verf. darüber die anderen Teile seiner Darstellung vernachlässigen würde.

Bei der sauberen, exakten Arbeitsweise des Verf.s ergeben sich nur wenig Berichtigungen. Die Beziehungen des Sassanidenherrschers Kovrad-Široe zu Kaiser Herakleios werden vielleicht mit zu großer Abhängigkeit von den byzantinischen Quellen (besonders Nikephoros) dargestellt (vgl. S. 62, vor allem Anm. 1). — Die Literatur über die Geschichte der Madjaren vor ihrer Landnahme (S. 180,

Anm. 2) ist nicht ausreichend. — Es würde sich auch empfehlen, statt Walachen (z. B. S. 406) von Munteniern zu sprechen.

Vasmer, Max: Die Slaven in Griechenland. Berlin, Verlag der Akademie der Wissenschaften 1941, VIII + 350 S., 1 Karte.

Die slawische Unterlagerung Griechenlands gehört zu den umstrittensten Fragen südosteuropäischer Volksgeschichte. Seitdem FALLMERAYER seine überspitzt formulierte These verkündete, konnten im Auf und Nieder gegenteiliger Meinungen keine gesicherten Ergebnisse erzielt werden. Erst durch die vorliegende Arbeit V.s wird für die weitere wissenschaftliche Behandlung dieses Fragenbereiches eine gesicherte Grundlage geboten.

Der Verf. bespricht in seiner Arbeit zunächst das bisherige Schrifttum über Griechenland (S. 1—10), verzeichnet dann die geschichtlichen Nachrichten über das Eindringen der Slawen in Griechenland (S. 11—19), um dann im Hauptteil der Arbeit das erstaunlich reichhaltige, von souveräner Beherrschung des Stoffes zeugende Verzeichnis der slawischen geographischen Namen zu bieten, das nach Landschaften geordnet ist (S. 20—234). Ist dieser Teil der Arbeit nicht nur für die Sprachwissenschaft, sondern auch für die Volksgeschichte der behandelten Gebiete von größter Wichtigkeit, so darf der folgende Abschnitt des Werkes über „die lautlichen und morphologischen Umwandlungen der slavischen Ortsnamen" (S. 235—309) mehr auf die Anteilnahme der slawischen und griechischen Philologie rechnen. Methodisch bedeutsam ist schließlich der nächste, 5. Abschnitt, in dem die Möglichkeit der Verbreitung slawischer Namensformen durch nichtslawische Bevölkerung untersucht und klargestellt wird. Das Schlußkapitel (S. 316—325) behandelt die landschaftliche Streuung, das Alter und die sprachliche Stellung der slawischen Namensformen in Griechenland. Es veranschaulicht die volksgeschichtlich zunächst verblüffende Tatsache, daß slawische Siedlungsschwärme sogar den westlichen Teil der Insel Kreta erreicht haben (vgl. S. 174—176). Die volksgeschichtliche Forschung wird jedenfalls immer wieder auf das von V. so reich gebotene Namensmaterial zurückgreifen. In vielem wird dieser Auswertung bereits durch die sachkundigen Erläuterungen des Verf.s der weitere Weg gewiesen. Es würde den Rahmen der Anzeige sprengen, wollte man an dieser Stelle auch auf die rein sprachwissenschaftlichen Momente der Arbeit eingehen. Ihre Wichtigkeit für die volks- und siedlungsgeschichtliche Forschung ist für uns das Wesentliche, dann aber auch die Tatsache, daß wieder einmal die deutsche Wissenschaft dem europäischen Südosten ein Standardwerk von unvergänglicher Dauer geschenkt hat.

München. FRITZ VALJAVEC.

Tschyżewśkyj, Dmytro: Ukrainśkyj literaturnyj barok (Ukrainische Barockliteratur), Teil 1. Prag, Ukrain. histor.-philolog. Gesellschaft 1941, 72 S.

Der in den Kreisen der deutschen Wissenschaft nicht unbekannte ukrainische Verf. legt hier den 1. Teil einer ersten Übersicht über die ukrainische Dichtung des Barock vor. Es handelt sich zunächst um die epigrammatische Dichtung und die religiöse Lyrik. Der dramatischen Dichtung soll offenbar ein weiterer Teil der Arbeit gewidmet sein. In die ukrainische Philosophie der Barockzeit hat uns Tsch.s verdienstvolles Buch über den Philosophen SKOWORODA (Filosofija H. S. Skoworody, Warschau 1934) eingeführt. In der vorliegenden Studie bricht Tsch. zunächst eine Lanze für die Barockdichtung überhaupt und verweist auf die im deutschen und insbesondere im tschechischen Kulturkreis vollzogene Wandlung in der Beurteilung des Barock. Der Abschnitt über das ukrainische Epigramm weist vor allem die Zusammenhänge mit den in Europa viel übersetzten lateinischen Epigrammen des Engländers OWEN nach, aber auch die enge Anlehnung an ANGELUS SILESIUS, LOGAU und MOSCHEROSCH. Ein weiterer Abschnitt setzt sich mit dem sog. Meister der kleinen Form LAURENZ WELYTSCHKOWŚKYJ auseinander, der die barocken Form- und Buchstabenspiele zu einer seltenen Virtuosität getrieben hat. Auch hier begegnen zahlreiche Hinweise auf europäische Parallelen. Der Abschnitt über die religiöse Lyrik des ukrainischen Barock wendet sich den sehr interessanten Beziehungen des Kreises um Aug. Herm. Francke in Halle und den slawischen Orientalisten, insbesondere dem Ukrainer SIMON TODORSKYJ zu. Hier werden zugleich

dessen ukrainische Bearbeitungen — man kann sagen Übersetzungen — der schönsten geistlichen Lieder des deutschen protestantischen Barock von LUTHER, J. FRANKE, PHILIPP NICOLAI, MARS. RUTILIUS u. a. gegenübergestellt und analysiert.

Aus den Andeutungen Tsch.s zeichnet sich das Bild einer engen europäischen Gemeinschaft ab, die bis Kyjiw reicht und auf dem Gebiet etwa der barocken Baukunst mit dem Wirken deutscher Baumeister von Wilna bis Lemberg ihre Parallele hat. Für das heute neu erwachende Gemeinschaftsbewußtsein der Völker Europas fällt eines auf: Bei seinem Kampf für eine Neueinschätzung des Barockschrifttums beruft sich Tsch. vor allem auf die Tschechen, die im Anschluß an die deutsche Wiederentdeckung des Barock mit Leidenschaft für die Anerkennung ihres katholischen Barockschrifttums eingetreten sind (VAŠICA, SOUČEK, BITNAR). Aus dem deutschen Schrifttum erwähnt er nur G. SCHNÜRER, Kirche und Kultur im Barock (1938). Nun ist das europäische Barock nicht von den Tschechen entdeckt worden, auch nicht von Schnürer in dem erwähnten Buch, sondern von einer wissenschaftlichen Bewegung Jahrzehnte vorher. Hier erscheinen also zwei Kreise, die nicht viel voneinander wissen, den Tschechen fällt darin die Rolle der Vermittler zu. Der deutschen Wissenschaft entsteht hier eine Aufgabe: sie hat sich nicht nur selber mit der Osteuropaforschung zu befassen, sondern auch dafür zu sorgen, daß deutsche kulturelle Ereignisse und Bewegungen auf den von der europäischen Neuordnung erfaßten Osten unmittelbar ausstrahlen.

Die vor kurzem erfolgte Erneuerung der ukrainischen Akademie in Kyjiw mag uns, die Arbeiten Tsch.s und anderer fortsetzend, das reiche Kulturleben der Ukraine immer mehr erschließen.

Zur Zeit Ostfront. EUGEN LEMBERG.

v. Merhart, G.: Die Bernsteinschieber von Kakovatos. Germania XXIV (1940), S. 99—102 mit 1 Abb.

Der Verf. versucht, gestützt auf den Nachweis zweier Bernsteinschieber in Griechenland, die mit ähnlichen Schiebern aus dem Bereich der süddeutschen Hügelgräberkultur vergleichbar sind, einen weiteren Beitrag zur absoluten Datierung der mitteleuropäischen mittleren Bronzezeit zu liefern. Der ermittelte Zeitansatz der griechischen Bernsteinschieber — erste Hälfte des 15. Jh.s — fällt tatsächlich in die reine Hügelgräberkultur Süddeutschlands.

Holste, Fr.: Zur Bedeutung und Zeitstellung der sog. „thrako-kimmerischen" Pferdegeschirrbronzen. Wiener prähistorische Zeitschrift XXVII (1940), S. 7 bis 32 mit 3 Abb.

Ein bei Steinkirchen, Kreis Deggendorf, gehobenes Urnengrab, das der Verf. eingehend beschreibt, bietet Gelegenheit, die Frage der „vorskythischen" Pferdegeschirrbronzen, die in letzter Zeit vielfach Beachtung gefunden haben, von einem anderen Blickpunkt aus neuerlich zu behandeln. Es ist recht zu bedauern, daß der Verf. die große Fundstoffveröffentlichung von GALLUS und HORVÁTH (Un peuple cavalier préscythique en Hongrie, Diss. Pannon., II, 9) noch nicht kannte, wie auch umgekehrt die beiden ungarischen Autoren von der Kenntnis der vorliegenden Veröffentlichung reichen Gewinn davongetragen hätten. Dadurch freilich, daß der Verf. der Chronologie besonderes Augenmerk schenkt, entgehen ihm manche Einzelheiten, die hätten ausgewertet werden können, jedenfalls versucht er, das Auftreten der Pferdegeschirrbronzen in Mittel- und Südosteuropa mit den für das Ende des 8. Jh.s bezeugten Kimmerierstürmen in Kleinasien in Zusammenhang zu bringen. Angesichts der vielen noch ungeklärten Einzelfragen erscheint mir eine derartige Stellungnahme noch verfrüht zu sein. R.

Gottwald, J.: Burgen und Kirchen im mittleren Kilikien. S.-A. aus „Byzantinische Zeitschrift" XLI (1941), S. 82—103, mit 5 Skizzen im Text und 11 Abb. auf Taf. I—VI.

In den vorstehenden Teilstudien setzt der Verf. seine Abhandlungen, die er in B. Z. 1936 und 1940 über Paperon vorangehen ließ, fort. Interesse haben für

ihn zunächst die an den Hoheitsgebietsgrenzen errichteten fortifikatorischen Festungsbauten (Burgen), welche die Mehrheit der Ruinen im mittleren Kilikien bilden und für die damalige Zeit als erstklassig galten. Es sind Überreste von manchmal gewaltigen Ausmaßen; sie legen Zeugnis ab von dem hohen Stand der Militärarchitektur jener Zeit, der uns Bewunderung abzwingt und den Wunsch nach einer gründlichen sowie systematischen Erforschung und Untersuchung in geschichtlicher, baulicher und festungstechnischer Hinsicht wachruft. Freilich sind sie auch die letzten stummen Zeugen einer vergangenen, eigenartigen Welt, deren Gestalten und Taten in der Geschichte nur noch in schwankenden Umrissen erscheinen. Andere Profan- und kirchliche Bauten interessieren den Verf. erst an zweiter Stelle.

Der Aufsatz hat drei Teile. Der erste behandelt ganz besonders eine Burg in Yilān-Kalé (= Telsab). Die Ortschaft gehört zu den schönsten Punkten Kilikiens. Die Burg selbst ist weder byzantinisch noch arabisch, sie ist ein rein armenischer Bau und als solcher ein überaus bemerkenswertes Beispiel der sehr beachtlichen armenischen Festungsbaukunst des 12. bis 13. Jh.s in Kilikien. Verf. setzt das Erbauungsdatum dieser Burg in die erste Regierungszeit Leos II. (1187—1198). Der zweite Teil beschreibt Burgen und feste Plätze in Kilikien. Der dritte gibt die Beschreibung einer kleinen Kirche im Vorgelände des Tauros (Kilissa-Kalaa) aus dem Jahre 1241. Hier versucht der Verf. eine genealogische Reihenfolge der damals regierenden Dynastie festzustellen und so wird seine Arbeit auch ein nützlicher Beitrag zur Geschichte Armeniens. Vorzumerken wäre vom Verf. eine kleine Textverbesserung in der S. 99 angeführten Inschrift: nicht von Paulus sondern von Christus selbst stammt das Wort „Gott hat ...“ usw. (vgl. Joh. III, 16).

Der Verf. hat den Vorteil überall aus eigener Anschauung schreiben zu können, obwohl er das vorhandene Schrifttum reichlich ausnutzte.

München. J. Skr.

Nachrichten

1. Wissenschaftliche Institutionen

Die Gründung des Wissenschaftlichen Instituts Graf Paul Teleki in Budapest[1])

Die Entwicklung der wissenschaftlichen Forschungsarbeiten wirft nicht nur neue Gesichtspunkte auf und bringt nicht nur neue Methoden hervor, sondern sie macht auch Institutionen nötig, ohne deren Vorhandensein diese Forschungsarbeiten ihren Aufgaben schlechthin nicht mehr gerecht werden könnten. So wie das vergangene Jahrhundert die Institutionen und Vereine, die dem damaligen Stand der Forschung entsprachen, schuf, so müssen diese Institutionen und Vereine heute, nachdem eine gewisse Zeit verflossen ist, selbstverständlich ergänzt werden, damit sie den neuen Anforderungen, die man an sie stellt, gerecht werden können. Die Frage, wie die starke, immer mehr ins Einzelne gehende Spezialisierung durch einen einheitlichen Grundgedanken so gefördert werden könnte, daß eine Harmonie, und nicht eine Vergeudung der Kräfte eintrete, ist heute aktueller denn je. Mit der Erweiterung des Forschungsgebietes entstehen Aufgaben, zu deren Lösung die nicht organisierte und auf sich gestellte private Forschertätigkeit schon allein aus materieller Hinsicht nicht befähigt ist. Das sind allgemeine Fragen, die aber im Karpatenraum wohl von besonderer Bedeutung sind, da hier die geschichtliche Entwicklung, die komplizierten völkischen Verhältnisse, die Probleme der Produktion oder des Verkehrs, nur aus einer großzügigen, zusammenhängenden historischen oder landschaftlich bedingten Schau heraus, niemals aber von einem sich abschließenden und isolierenden Standpunkt aus verständlich werden. Die deutsche Raumforschung hat sich dieser Lehre schon seit einer geraumen Zeit bedient.

Die Erkenntnis der neuen Aufgaben und Bedürfnisse der ungarischen wissenschaftlichen Forschertätigkeit brachte den Grafen Paul Teleki auf den Gedanken, eine größere wissenschaftliche Einrichtung zu schaffen, die in bezug auf den Karpatenraum die selbständigen, speziellen Forschungen zusammenfassen und unterstützen, und außer den geographischen, wirtschaftlichen und ethnischen Forschungen auch noch die geistigen Erscheinungen, die Untersuchung der geschichtlichen Entwicklung, auf dem Programm haben würde. Die Verwirklichung seiner Idee erlebte Graf Teleki nicht mehr; nach seinem Tode errichtete sein gewesener Mitarbeiter, der damalige Kultusminister Valentin Hóman, das Institut. Das neue Institut, das nach dem großen ungarischen Gelehrten, der auf dem Gebiete der Organisation bahnbrechend und einer der besten Kenner des Nationalitätenproblems gewesen ist, benannt wurde, meldete Valentin Hóman in der Sitzung der Ungarischen Historischen Gesellschaft am 25. September 1942 an. Das Wissenschaftliche Institut Paul Teleki — sagte er — wird im Geiste Telekis arbeiten, „seine Aufgabe ist das methodische Studium des Ungartums und der mit ihm zusammenlebenden Völker, seiner staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, sowie seiner wirtschaftlichen und kulturellen Rolle". Zur Klärung dieser Fragen ist die Sammlung von Material nötig, das geordnet und weitergeführt werden muß. Grundlegende historische Fragen von andauernder Aktualität soll das Institut mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen. Die Forschungsergebnisse werden in Form von wissenschaftlichen Mitteilungen veröffentlicht. Ausländische wissenschaftliche Ergebnisse in bezug auf den Karpatenraum werden gesammelt. „Auf der ganzen Linie soll die Entdeckung und

[1]) Vgl. SOF. VII (1942), S. 363.

Verbreitung der Wahrheit die Aufgabe des Instituts sein, möge diese nun günstig oder ungünstig für das ungarische Volk ausfallen."

Den Aufbau und die Zusammenfassung der teilweise schon existierenden oder aber neu zu gründenden Institute war ebenfalls die Tat Valentin Hómans. Offiziell wurde das Institut am 10. Dezember 1941 gegründet. Vorläufig besteht das Wissenschaftliche Institut Graf Paul Teleki aus drei Gliedinstitutionen: das eine ist das bereits über anderthalb Jahrzehnte alte, von dem Grafen Teleki selbst errichtete Staatswissenschaftliche Institut (Budapest), das zweite das neu geschaffene Ungarische Historische Institut, das dritte das Siebenbürgische Wissenschaftliche Institut, das Valentin Hóman im Herbst des Jahres 1940, in der Hauptstadt des durch den zweiten Wiener Beschluß an Ungarn rückgegliederten Teiles von Siebenbürgen, Klausenburg, errichtete. Das Wissenschaftliche Institut Graf Paul Teleki arbeitet mit den ihm verwandten Universitätsinstituten eng zusammen, so mit dem Institut für Ungarnkunde an der Universität Budapest, und mit den Instituten des Ungarischen Nationalmuseums, und sucht außerdem Anschluß an die Ungarische Akademie der Wissenschaften, die Ungarische Historische Gesellschaft usw.

Die Gliedinstitutionen verfügen gesondert jede über eine selbständige Organisation. An ihrer Spitze stehen Direktoren, die unter Leitung des Präsidenten das Präsidium bilden. Die drei Institute stimmt der Präsident in ihrer Arbeit aufeinander ab. Das Wissenschaftliche Institut Graf Paul Teleki gehört in das Ressort des Kultusministeriums und untersteht dem Ministerpräsidenten und dem Kultusminister.

Die Organisation und der Arbeitsbereich der einzelnen Gliedinstitutionen besteht in folgendem:

1. Das Institut für Staatsrecht. Graf Paul Teleki gründete es im Jahre 1926 zur Gewinnung eines besseren Überblicks über die Forschungen, die im Karpatenraum betrieben wurden. Die Aufgabe dieses Instituts bildete in erster Linie die Registrierung der wissenschaftlichen oder sonstigen Publikationen der Nachfolgestaaten und die Sammlung des statistischen Materials und der Rechtsschöpfungen der verschiedenen Länder. Im Anfang hatte das Institut mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und mußte sich mit der Sammlung und Ordnung des erreichbaren Materials zufrieden geben. Systematische Arbeiten, die sich auf das ganze zu erforschende Gebiet erstrecken, konnten nicht gemacht werden, Publikationen nicht herausgegeben werden. Es erschienen nur Bibliographien und ab und zu Zusammenstellungen. Gelegentlich der Gründung des Wissenschaftlichen Instituts Graf Paul Teleki verschmolz das ungarische Soziographische Institut mit dem Institut für Staatswissenschaft und dem Landesinstitut für Landes- und Volksforschung, das 1940 errichtet worden war.

Der Aufgabenkreis des so erweiterten Instituts umfaßt die Siedlungsverhältnisse der im Karpatenraum und in dessen Nachbarschaft lebenden Völker und deren geographische Verteilung, die Sammlung der Angaben über Bevölkerungszunahme und Wanderung, nationaler und konfessioneller Statistiken und die Verfertigung von Landkarten. Er umfaßt die Wirtschaftsprobleme dieses Gebietes, die Erforschung der Landwirtschaft, der Industrieproduktion, der Verkehrsangelegenheiten und des Volumens und der Richtung des Handels. Außerdem obliegt ihm die Sammlung von Büchern und Verordnungen, die sich auf Rechtswesen und Administration beziehen, die Registrierung von volkswirtschaftlichen Organisationen und von Veränderungen innerhalb der administrativen Einteilung. Auf kulturellem Gebiet

ist es die Aufgabe des Instituts, die Anzahl und Verteilung der verschiedenen Schultypen, die Organisation der Schulen, die Sprache des Unterrichts und die Zahl der Lehrer und Schüler zu überwachen.

Das Institut sammelt nicht nur getrennt das Material über diese Fragen, sondern es untersucht auch die Einflüsse, die die verschiedenen Probleme aufeinander ausüben, die ineinandergreifende Wirkung der geographischen, wirtschaftlichen, ethnographischen und kulturellen Verhältnisse und ihre Entwicklung im Karpatenbecken und den angrenzenden Gebieten, das Zusammenleben und die gegenseitige Beeinflussung der Nationalitäten, die Assimilation, die Entwicklung der Lebensformen und Denkungsarten, ihre Wirkung aufeinander und ihre Veränderungen. Es untersucht die Zielsetzungen und Erfolge der einzelnen politischen Systeme, in erster Linie die politischen Probleme Mitteleuropas: das Zusammenleben der Nationalitäten, die sprachlichen Schwierigkeiten, die sich bei der Administration und der inneren Organisation des Staates ergeben in Gebieten, wo verschiedene Nationalitäten geographisch und wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind. Die Arbeit des Instituts besteht in erster Linie aus Forschungen. Die große Ausdehnung des zu erschließenden Gebietes und die Tatsache, daß sich die Probleme außerordentlich verzweigen, haben bisher die Aufarbeitung und Publizierung des Materials noch nicht möglich gemacht. In das Publikationsprogramm des Instituts sind aber einzelne besonders wichtige und aktuelle Fragen und besonders Hilfsmittel (in erster Reihe Nationalitäten- und Wirtschaftskarten) aufgenommen.

2. Das Ungarische Historische Institut. Es wurde im Dezember 1942 errichtet und ist daher das jüngste unter den Gliedinstituten des Wissenschaftlichen Instituts Graf Paul Teleki. Das Ungarische Historische Institut mußte als erstes eine Bibliothek über die geschichtliche Entwicklung im Karpatenraum, ein Arbeitsprogramm und außer den ordentlichen Mitgliedern eine Garde von äußeren Mitarbeitern organisieren. Der zu untersuchende Stoff selbst gibt die zwei Hauptrichtungen seines Arbeitsbereiches an: die eine ergibt sich aus der Untersuchung der jeweiligen europäischen Situation des Ungartums, aus seinen Beziehungen zu den Nachbarvölkern oder anderen Nationen, und dem Verhältnis der ungarischen und fremden Geschichtsliteraturen zueinander, die andere aber aus den Fragen nach der inneren Entwicklung des Ungartums, so seiner völkischen, gesellschaftlichen oder staatlichen Eigenart. Was letzteres anbelangt, stehen hauptsächlich jene Probleme im Vordergrund, die das liberalistische Zeitalter vernachlässigte. Innerhalb dieser zwei großen Gruppen werden die einzelnen umfangreicheren Probleme selbstverständlich gesondert behandelt. Das Institut betreibt teilweise eine Sammlerarbeit, deren Ergebnisse nach der notwendigen Systematisierung zur technischen Erleichterung verschiedener Forschungen dienen werden und so nicht zur Veröffentlichung bestimmt sind. Zum großen Teil aber stehen Fragen auf dem Arbeitsprogramm, die, aufgearbeitet und mit notwendigem Quellenmaterial versehen, in Form von Monographien erscheinen sollen. Mehrere solcher Ausgaben sind im Sinne des Arbeitsprogrammes bereits in Vorbereitung und werden nach einer bestimmten Zeit auch herausgegeben werden. Unter den geplanten Ausgaben werden sich auch wichtigere Werke mit Quellenmaterial befinden. Die Forschertätigkeit des Instituts ist übrigens zeitlich nicht gebunden, sie erstreckt sich vielmehr auf die ganze ungarische Geschichte. Eine zusammenfassende Untersuchung der historischen Ereignisse des Karpatenraumes wurde für die einzelnen Forscher bisher durch die Vielsprachigkeit der Geschichtsliteratur technisch erschwert. Auch diesem Punkt versucht das Institut gerecht zu werden, und ist bestrebt, die Ergebnisse der

ungarischen Geschichtsforschung außer in der Muttersprache auch in einer Form herauszubringen, die sie der europäischen Forschung zugänglich macht.

3. Das Siebenbürgische Wissenschaftliche Institut. Die Umrisse seines Arbeitsplanes sind ungefähr folgende: das Ziel des Instituts ist das Studium der geographischen, ethnographischen, kulturgeschichtlichen, archäologischen, sozialpolitischen, sprachwissenschaftlichen, literarischen, anthropologischen und biologischen Verhältnisse Ungarns und besonders Siebenbürgens, die wissenschaftliche Erforschung der Beziehungen des Ungartums zu anderen Völkern, die Sammlung und Verwertung von Daten, ihre Registrierung und Aufarbeitung und die Herausgabe von diesbezüglichen Arbeiten. An dieser Tätigkeit nehmen nicht nur die Fachschaften des Instituts, sondern auch Fachgelehrte außerhalb des Instituts teil.

Außer der Forscher- und Sammlertätigkeit wird auch noch eine großzügige archivalische und bibliothekarische Arbeit betrieben. Das riesige Archiv des Siebenbürgischen Museumvereines, aus dessen Material das Institut im Rahmen seiner verfügbaren Arbeitskräfte und seines Kostenvoranschlages Veröffentlichungen bieten soll, ist gerade von diesem Standpunkt aus sehr bedeutungsvoll. Beide Institutionen sind bestrebt, mit gemeinsamer Kraft die unbekannten und bisher unzugänglichen Quellen der Geschichte Siebenbürgens zu erschließen.

Heute umfaßt das Institut elf Fachschaften; es sind dies: 1. Geographie, 2. Ethnographie, 3. Kulturgeschichte, 4. Archäologie, 5. Gesellschaftswissenschaft, 6. Philologie, 7. ungarisch-rumänische Beziehungen, 8. ungarisch-sächsische Beziehungen, 9. Literatur, 10. Anthropologie und 11. Biologie. Die Arbeiten, die die Lehrer, Mitglieder oder beauftragte Gelehrten für das Institut schreiben, werden in einer Schriftenreihe veröffentlicht. Außerdem ist ein Jahrbuch vorgesehen, das den Jahresbericht und kürzere Arbeiten der Mitglieder enthalten soll.

Das „Institut für Ungarnkunde" an der Universität Budapest

Die ungarischen wissenschaftlichen Kreise beschäftigten sich schon lange mit dem Gedanken, die voneinander unabhängigen Wissenschaftszweige, die sich mit dem Ungartum, dem ungarischen Volke, befassen, organisch zu einer „Ungarnkunde" zusammenzufassen. Vor einigen Jahren bildete sich in der Philosophischen Fakultät der Universität eine Bewegung, deren Ziel die Zusammenfassung und entsprechende Ergänzung der in den Instituten geleisteten hungarologischen Arbeiten war. So entstand im Jahre 1939 das Institut für Ungarnkunde an der Universität Budapest. Sein Programm umfaßt die Arbeit des Sammelns, der Verwertung und der Herausgabe, die Popularisierung der wissenschaftlichen Ergebnisse und die materielle Unterstützung befähigter Forscher; unter den Wissensgebieten sind in das Programm die ungarische Volkskunde, Sprachwissenschaft, Volkstumsgeschichte, Anthropologie, Urgeschichte, Kulturgeschichte, das Problem der Auslandsungarn und der Nationalitäten, die ungarische Volkskunst und die Frage nach dem Wesen der ungarischen Psyche aufgenommen.

In den verflossenen drei Unterrichtsjahren wurden schon sehr schöne Erfolge erzielt. Einzelne Teile des ungarischen ethnographischen Atlasses sind druckreif, die Arbeit am ungarischen Sprachatlas und die Sammlung der Volkssprache, zu der alle Universitäten herangezogen sind, ist im Fluß, und die historische Demographie, und die Familiennamenforschung, die berufen ist, die ungarische Sprachwissenschaft zu unterstützen, verfügen bereits über reichhaltiges Material. Mehrere Gelehrte haben sich die Erforschung des Lebens und der Geschichte einzelner ungarischer Volksinseln zur Aufgabe gemacht. Unter den bisherigen Ausgaben des Instituts gibt es

drei volkstümliche Reihen (Ur és paraszt a magyar élet egységében = Herr und Bauer in der Einheit des ungarischen Lebens, Erdély és népei = Siebenbürgen und seine Völker, A magyarság és a szlávok = Das Ungartum und die Slawen), mehrere Werke der Reihe „Magyarságismeret" = Kenntnis des Ungartums, eine Dorfmonographie, zahlreiche Bände der Buchreihen über geographische Namen, Volksmärchensammlungen und Kodexfacsimile, mehrere Direktionsberichte und einige mit seiner Unterstützung erschienene Mitteilungen. Die bisherige Arbeit wird fortgesetzt und ergänzt von dem ersten Jahrbuch des Instituts, das in Vorbereitung ist, und von neuen Buchreihen (über Volkssprachenforschung, Familiennamenmonographien). In der Zeitschrift „Magyarságtudomány" besitzt das Institut ein ständiges Organ. Das Institut wird zur Zeit von einem Direktor und geschäftsführenden Direktor an der Spitze eines Direktionsrates, der aus sechs Mitgliedern besteht, geleitet. Fünf wissenschaftliche Beamte sind ihnen beigegeben. An der Sammlung und Aufarbeitung nehmen auch äußere Mitglieder teil.

Slowakische Akademie der Wissenschaften und Künste

Das slowakische Parlament votierte am 2. Juli 1942 das Gesetz Nr. 132 über die Gründung einer Slowakischen Akademie der Wissenschaften und Künste.

Das Gesetz bestimmt als Bezeichnung der Akademie: Slowakische Akademie der Wissenschaften und Künste (Academia Scientarium et Artium Slovaca). Ihre Aufgabe ist die Förderung der Wissenschaften und Künste, ferner die „Zentralisierung der slowakischen wissenschaftlichen Arbeit und des künstlerischen Schaffens."

Die Akademie hat drei Hauptabteilungen mit folgenden Unterabteilungen:

I. Geisteswissenschaften: a) Theologie, Philosophie, b) Geschichte, c) Rechte. II. Naturwissenschaften: a) Mathematik, Naturwissenschaften, b) Technik, c) Medizin. III. Kunst: a) Literatur, b) Musik, Drama, c) bildende Künste.

Die Amtssprache der Akademie ist die slowakische, das Gesetz ermöglicht jedoch auch den Gebrauch anderer Sprachen bei feierlichen Anlässen und im Verkehr mit dem Ausland. Dasselbe gilt auch für ihre Veröffentlichungen.

Protektor der slowakischen Akademie ist der Präsident der Republik, der den ersten Vorstand ernennt. Die höchsten Organe der Akademie sind: der Vorstand (Vorsitzender, zwei Vizevorsitzende, Generalsekretär, Vorsitzende der Sektionen) und die Jahresgeneralversammlung. Als Mitglieder können Personen gewählt werden, die wissenschaftliche Verdienste erworben haben, und zwar zu ordentlichen, außerordentlichen, ausländischen oder Ehrenmitgliedern.

Die Akademie deckt ihre Ausgaben aus eigenen Mitteln, bzw. aus der Staatsunterstützung. Sie ist von jeder Steuer und Gebühr und auch von dem Posttarif befreit.

Die Organisationsarbeiten sind bereits im Gange.

Für das erste Budgetjahr der Akademie bewilligte das slowakische Parlament 2,200.000 Ks. Gleichzeitig wurde als erste Aufgabe die Herausgabe einer slowakischen Geschichte, eines slowakischen Sprachatlas, eines Lexikons, großer Wörterbücher, historischer Quellen und einer illustrierten slowakischen Geschichte gestellt. Neben dar Akademie bestehen die Gesellschaft des Heiligen Adalbert, die sich mit der Herausgabe und der Verbreitung volkserzieherischer Werke befaßt, die Katholische Akademie und die Slovenská Matica, der „Verein der Freunde der slowakischen Nation und des slowakischen Lebens".

Das Deutsche Wissenschaftliche Institut Athen hat seinen Betrieb aufgenommen. Zum Präsidenten des Instituts wurde bestellt der ordentliche Professor der deutschen Literatur an der Universität Athen, Professor Dr. RUDOLF FAHRNER.

Das rumänische Unterrichtsministerium hat an der philosophischen Fakultät der Bukarester Universität eine Lehrkanzel für die Geschichte der Balkanhalbinsel mit besonderer Berücksichtigung der darin wohnenden Rumänen geschaffen. Zum Ordinarius des neuen Lehrstuhles wurde mit Beginn des Studienjahres 1942/43 Dr. VICTOR PAPACOSTEA berufen, welcher bis nun bei der Lehrkanzel für rumänische Geschichte mit Vorträgen über die Geschichte der Rumänen in der Balkanhalbinsel beauftragt war. V. G.

Ein Institut für Heimatforschung der deutschen Volksgruppe im Banat und in Serbien wurde am 5. 7. 1942 in Großbetschkerek eröffnet. Die Leitung des Instituts, das sich der Erforschung des Banater schwäbischen Siedlungsgebietes, aber auch der gesamten Landschaft widmet, hat Frl. Dr. MARTHA PETRI, die durch ihre Untersuchungen über donauschwäbisches Schrifttum bekannt ist, übernommen.

2. Todesfälle

Eugen Pintér (1881—1940)

Das Jahr, das ELEMÉR CSÁSZÁR, eine der Führergestalten der madjarischen Literaturwissenschaft aus den Reihen der Lebenden riß (s. SOF. V [1940], S. 747 bis 748), forderte noch ein Opfer von der Wissenschaft. Am 8. November folgte ihm EUGEN PINTÉR, der Schöpfer der ersten umfangreichen, zusammenfassenden madjarischen Literaturgeschichte. Mit Fleiß und unermüdlicher Begeisterung arbeitete er seit seiner Jugend an seinem Lebenswerk, an der systematischen madjarischen Literaturgeschichte, die in drei Umarbeitungen erschien, die aber erst jetzt, nach seinem Tode endgültigen Abschluß fand. Denn der 8. und 9. Band der endgültigen Umarbeitung, die sich auch auf die Gegenwart erstrecken, erschienen bereits als posthumes Werk. Sein Ideal war, das ganze Material der madjarischen Literaturgeschichte zu sammeln und in ein übersichtliches System zu fassen, was ihm auch vollkommen gelang. Übersichtlich und verläßlich arbeitete er, stets aus erster Quelle schöpfend. Er konnte objektiv bleiben, war nicht beeinflußt von den alten und neuen Richtungen, war bei der Sammlung der Angaben gewissenhaft und achtete die Meinung eines jeden Wissenschaftlers. Sein starkes geschichtliches Fühlen offenbart sich in einer klaren Vortragsweise, sein systematisches Wissen in einer wohlgegliederten Einteilung und Proportion. So wird sein Werk für lange Jahrzehnte Quellenwerk und Ausgangspunkt für die madjarische literarhistorische Forschung sein. EUGEN PINTÉRS Verdienst ist auch die Gründung der Madjarischen Literarhistorischen Gesellschaft (Magyar Irodalomtörténeti Társásag) (1911) und des auch noch heute bestehenden Organs der Gesellschaft, des „Irodalomtörténet" (Literaturgeschichte) (1912). Seine Lehrbücher geben in bündiger und charakterisierender Weise die Literaturgeschichte wieder und es ist ihr Verdienst, daß sie die Jugend zur Lektüre der nationalen Literatur vorbereiten, Bereits mehrere Generationen lernten aus seinen Büchern die Achtung vor der Vergangenheit der madjarischen Literatur.

Im Alter von 83 Jahren starb der griechische Archäologe NICOLAUS BALANOS, der sich insbesondere durch die Wiederaufrichtung des Parthenon verdient gemacht

hat. BALANOS hat noch vor kurzem den berühmten Mitteltempel abgebrochen und wiederaufgebaut, der auf Grund jahrtausendelanger Erosion zermürbt war und einzustürzen drohte.

Der Innsbrucker Ordinarius für neuere Geschichte, Prof. Dr. KLEO PLEYER (geb. 19. 11. 1898) ist am 26. 3. 1942 in Rußland gefallen. Ohne sich mit dem Südosten als solchem eingehender zu beschäftigen, hat er doch auch für diesen Abschnitt stets großes Interesse an den Tag gelegt. Vgl. die ausführlichen Nekrologe von HAROLD STEINACKER (Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, VI [1942], S. I—IV) und WALTER FRANK (Hist. Zeitschrift, Bd. 166 [1942], S. 507 ff.).

Dr. FRAN ILEŠIČ erlag, 71 Jahre alt, in Laibach am 1. 7. 1942 einem Herzschlage. Mit ihm wurde „der letzte Illyrier" zu Grabe getragen. Als Mittelschulprofessor in Laibach wirkte er (1896—1919) auf eine engere Zusammenarbeit mit den Kroaten auf kulturellem Gebiete hin: die Slowenen sollten ihre Literatursprache aufgeben und sie lediglich als Idiom für die Bedürfnisse des gemeinen Volkes gebrauchen. Als Ordinarius für slowenische Sprache und Literatur an der Universität Agram (1919—1939) wurde er in seiner ausgebreiteten publizistischen Tätigkeit ein überaus geschäftiger und durchaus bedenkenloser Verfechter eines extremen kulturellen und politischen Zentralismus. Seine vielen wissenschaftlichen Studien beschäftigen sich neben Fragen der Methodik des sprachlichen Unterrichtes vor allem mit der Geschichte der slowenischen Sprache, Literatur, Schule, Politik und den Beziehungen der Slowenen zu den anderen slawischen Völkern.

Dr. GOJMIR (GREGOR) KREK, der Ordinarius für römisches und Zivilrecht an der Universität Laibach, starb dort nach längerem Leiden am 1. 9. 1942. Als Sohn des bekannten Slawisten in Graz 1875 geboren, genoß er eine sorgfältige Erziehung, die sich auch auf Kunst, Literatur und Musik erstreckte, und erlebte als Jurist eine wohlverdiente Karriere, die ihn über Graz und Wien nach Laibach führte. 1920 schlug er eine Berufung an die Septemviraltafel in Agram aus und begnügte sich mit dem Ordinariat an der Laibacher Universität. In dieser Stellung und als ständiges Mitglied des Gesetzgebenden Staatsrates gewann er nachhaltigen Einfluß auf die moderne jugoslawische Gesetzgebung. Nebenher betätigte er sich auch als Komponist gemäßigter moderner Richtung und erwarb sich ein bleibendes Verdienst um den Sieg der „Moderne" in der slowenischen Musik durch die Herausgabe der „Novi akordi" (1901—1914). Als geschickter Übersetzer slowenischer Dichtungen half er seinem Vater (1895) bei der Ausgabe der „Slawischen Anthologie" in der bekannten Cottaschen „Bibliothek der Weltliteratur" und gab (1899) selbst ein ansprechendes Buch heraus: „Anton Aškerc. Studie mit Übersetzungsproben".

Dr. GUSTAV GREGORIN, der gewesene Führer der Slowenen im Küstenlande, starb, 82 Jahre alt, zu Laibach am 30. 6. 1942. 1891 siedelte er sich als Anwalt in Triest an und gelangte unter seinen Landsleuten bald zu einer führenden Stellung auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete. Wiederholt war er Mitglied der Stadtvertretung von Triest, des Görzer Landtages und des Reichsrates. Im Mai 1915 ging er im Einvernehmen mit den zurückgebliebenen slowenischen und kroatischen Politikern in das Ausland und wurde ein rühriges und einflußreiches Mitglied des Jugoslawischen Ausschusses in London. 1920 zurückgekehrt, widmete er sich vor allem wirtschaftlichen Fragen und war bis August 1939 Mitglied des jugoslawischen Senats.

Die slowenische Wissenschaft hat den Hingang dreier bedeutender Vertreter zu beklagen. Am 26. 10. 1942 erlag in Laibach einem Schlaganfalle im Alter von 59 Jahren der Dozent der medizinischen Fakultät und Leiter des Instituts für Krebsforschung, J. CHOLEWA. Am 1. 12. 1942 starb in Rudolfswert der Geologe und Meteorologe F. SEIDL im Alter von 87 Jahren, am gleichen Tage in Laibach der Botaniker A. PAULIN im Alter von 90 Jahren.

Dr. RADO KUŠEJ, Ordinarius für Kirchenrecht an der Universität Laibach, aus der Schule von U. Stutz in Bonn, geboren 1875 in Bleiburg, erlag in Laibach am 10. 5. 1941 einem langwierigen Leiden. Eine ausführliche Biographie und eine Bibliographie seiner Schriften bringt J. POLEC im „Zbornik znanstvenih razprav jur. fak. v Ljubljani", 1942, S. 23—95.

Der letzte Banus von Slowenien Dr. MARKO NATLAČEN, nach dem Tode Dr. Korosec' der führende Politiker in der slowen. Volkspartei, geb. 1886 in Wippach, starb in Laibach am 13. 10. 1942.

HINKO SMREKAR, der slowen. Maler und Karrikaturist, ein Freund Iv. Cankars, der ihm den Schmuck seiner satirischen und polemischen Werke anvertraute, geboren 1883 in Laibach, starb dort am 2. 10. 1942.

Am 11. 1. 1943 erlag in Laibach einer Meningitis der slowenische Maler, Illustrator und Inszenator IVAN VAVPOTIČ, geb. 21. 2. 1877 zu Stein in Oberkrain, ein Schüler von Hynais, Mucha und der französischen Impressionisten. Gl.

1942 ist der bekannte Germanist Dr. STEPHAN TROPSCH in Agram gestorben (geb. 24. 8. 1870). T. hatte das Gymnasium in Vinkovci vollendet, in Graz und Wien hatte er Germanistik studiert und wurde 1899 ordentlicher Professor für die deutsche Sprache und Literatur an der Universität Agram. Den deutschen Gelehrten sind von seinen zahlreichen Werken am meisten bekannt seine Arbeiten, die er in deutscher Sprache verfaßt hat. So z. B.: Flemings Verhältnis zur römischen Dichtung (Graz 1895), Wielands Don Sylvio und Cervantes Don Quixot (Leipzig 1899), Lucian in Wieland. Geschichte des Prinzen Biribirchen (Weimar 1902) u. a.

3. Berufungen, Habilitationen, sonstige Personalnachrichten

Im September vorigen Jahres feierte die ungarische wissenschaftliche Welt den 70. Geburtstag JOHANN MELICHS. Der Jubilar war Professor der slawischen Philologie an der Universität Budapest, heute ist er die führende Persönlichkeit der ungarischen Sprachwissenschaft und zugleich auch ihr fruchtbarster Vertreter. Seine bedeutendsten Arbeiten behandeln das Problem der slawischen Lehnwörter der ungarischen Sprache und der mittelalterlichen Orts- und Personennamen Ungarns, doch sind seine Forschungen auf dem Gebiete des ungarischen Wortschatzes und der ungarischen Lautlehre ebenfalls grundlegend gewesen. Er gibt das Ungarische Ethymologische Wörterbuch heraus und leitet die gesamten sprachwissenschaftlichen Forschungsarbeiten, die von der Akademie der Wissenschaften und den sieben ungarischen Universitäten betrieben werden. Anläßlich seines Jubiläums erschien eine Festschrift, die Arbeiten von 41 Autoren, zum größten Teil seinen Schülern, enthielt.

Am Anfang des Wintersemesters 1942/43 traten an den ungarischen Universitäten einige bedeutende Veränderungen ein. An der Universität Budapest wurde der Lehrstuhl für allgemeine Geschichte des Altertums frei. Er wurde mit Prof. Dr. AUREL FÖRSTER von der Universität Klausenburg besetzt. Auf den neugegründeten Lehrstuhl für Soziologie wurde STEFAN DÉKÁNY berufen. Die Universität Klausenburg berief auf den Lehrstuhl für allgemeine Romanistik LADISLAUS GÁLDI, LADISLAUS TÓTH hingegen wurde von der Universität Klausenburg an die Universität Szegedin versetzt und mit der Verwaltung des Lehrstuhls für allgemeine Geschichte betraut.

An der Universität Athen wurde in der naturwissenschaftlichen Fakultät Dr. I. SAJIANARIS zum außerordentlichen Professor für industrielle Chemie ernannt. Professor SARANTOPULOS erhielt den Lehrstuhl für Mathematik, Professor DIAPULU den für Botanik.

An die philosophische Fakultät der Universität Athen wurden als ordentliche Professoren berufen: Professor Dr. WASSILIUS FABIS (Lehrstuhl für Linguistik), Professor EULOGIOS KURILAS (Lehrstuhl für altgriechische Geschichte [bis zur Teilung des römischen Reiches]), Professor NIKOLAOS KYPARISIS (Lehrstuhl für Archäologie und Inschriftenkunde).

An die medizinische Fakultät wurde Dr. MICHAEL TSINGARIS als Priv.-Dozent für Neurologie und Psychiatrie aufgenommen.

Universität Saloniki

Rektor: ST. KYRIAKIDIS. — Prorektor: D. KAWADAS. — Stellvertr. Rekt.: CH. FRANGISTAS. — Dekane: Philos. Fak.: JOH. PAPASTAVRU. — Jur. Fak.: K. KARAWAS. — Naturw. Fak.: JOH. XANTHAKIS. — Landw. Fak.: N. RUSSOPULOS. — Theol. Fak.: A. PAPADOPULOS † 20. 1. 1943, prov. Dekan: W. JOANNIDIS.

Veränderungen innerhalb der Fakultäten.

Theol. Fak.: Ord. Professur: KONSTANTIN BONIS. — Phil. Fak.: Prof. BASILIOS PHAWIS erhielt einen Ruf an die Univ. Athen. — Lektor für Deutsch: OTTO KIELMEYER. — Naturw. Fak.: Es habilitierten sich EMMANUIL VOJAZIS und JOHANNES ANASTASIADIS. — Landwirtsch. Fak.: Es habilitierte sich JOHANNES KAZIKOPOULOS. — Seit dem Lehrjahr 1942/43 ist der Universität eine medizinische Fakultät angegliedert. Ihr Lehrkörper besteht aus: Ord. Prof.: KARL ALEXANDRIDIS, SOLON VERAS, GEORG JANNULIS, GEORG DELIGIANNIS, KONST. ILIAKIS, NIKOS KAWASARAKIS, KIKOS KLISUNIS, ANDREAS KOZAVDIS, DIMITRIOS KURETAS, GEORG MARUDIS, ANAST. MISSIROGLU, NIKOS MICHALAKEAS, GEORG PANGALLOS, STILIANOS SAMARAS, THEODOR TSANIDIS, PANAGIOTIS PHOTINOS, GRIGOR CHATZIWASSILIU. — A. o. Prof.: GEORG ZUZULOPULOS, JOHANNES RIVOIRE, GERASIMOS PATRONIKOLAS, LAMBROS CHATZILAMBROS, GEORG FLAVIANOS, KONST. CHARITAKIS.

An der medizinischen Fakultät der Universität Saloniki wurden folgende Ernennungen vorgenommen: Prof Dr.. GREGOR CHATZIVASSILIU wurde auf den ordentlichen Lehrstuhl für Bakteriologie berufen. Zum außerordentlichen Professor klini-

scher Therapie wurde Dr. LAMBROS KATZILAMBROS, zum außerordentlichen Professor der Neurologie Dr. GEORG WLAWIANOS bestellt.

Auf Beschluß des griechischen Erziehungsministeriums wurde MARINOS SIGALAS zum ordentlichen Professor der chirurgischen Klinik an der Universität Saloniki ernannt. Außerdem wurde auf Ministerialbeschluß ILIAS ANASTASSIADES zum ordentlichen Professor auf den Lehrstuhl für Handelsrecht an der Handelshochschule in Athen berufen.

Zum Dekan der med. Fakultät an der Universität Saloniki wurde Professor ALEXANDRIDIS ernannt.

APOSTOLOS WAKALOPULOS habilitierte sich für neuere griechische Geschichte.



